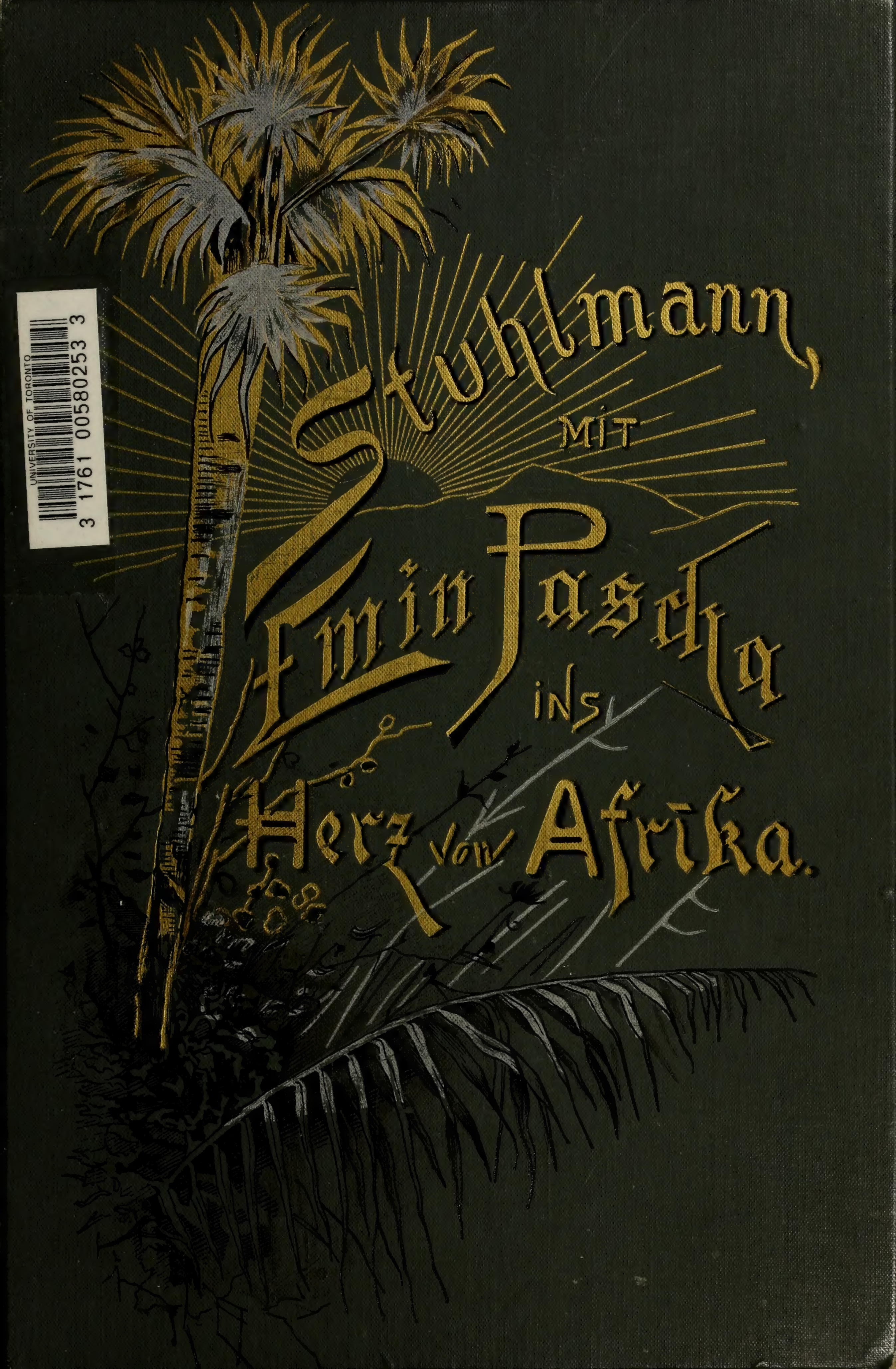
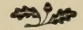


Stuhlmann,
Mit
Emin Pascha
ins
Herz von Afrika.

Deutsch-Ost-Afrika



BAND I.

Dr. F. Stuhlmann,

Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika.





Meisenbach Riffarth & Co. Berlin heliogr.

Dr. Emin Pascha

Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika.

Ein Reisebericht

mit Beiträgen von Dr. Emin Pascha, in seinem Auftrage geschildert

von

Dr. Franz Stuhlmann.

Im amtlichen Auftrage der Kolonial-Abtheilung des Auswärtigen Amtes herausgegeben.

901 Seiten Text

mit

2 Karten von **Dr. R. Kiepert** und **Dr. F. Stuhlmann**,

2 Portraits und 32 Vollbildern (5 Heliogravüren, 17 Lichtdrucken, 1 Buntlichtdruck, 11 Autotypien) sowie 275 Textabbildungen (Autotypie und Phototypie) nach Photographien und Skizzen des Verfassers von **W. Kuhnert, Sütterlin** u. A. m.

2 Theile in einem Band.

BERLIN 1894.

Geographische Verlagsbuchhandlung von DIETRICH REIMER

Inhaber: HOEFER & VOHSEN.

Seiner Majestät

dem

Deutschen Kaiser und König von Preussen

Wilhelm II.

dem huldvollen Förderer der Wissenschaft

und allerhöchstem Schutzherrn

unserer Kolonien

in tiefster Ehrfurcht zugeeignet

von dem

Verfasser.

VORWORT.

Die letzte Expedition Dr. Emin Paschas trug einen öffentlichen Charakter, deshalb fühlte ich mich verpflichtet auch öffentlich Rechenschaft abzulegen über die Erlebnisse und Ergebnisse des ganzen Unternehmens, zumal es meine Ansicht ist, dass eine Expedition nur dann ihre Aufgabe erfüllt hat, wenn sie die von ihr erreichten Resultate der allgemeinen Kenntniss zugänglich macht und so ihren Nachfolgern und der Wissenschaft gleichermassen von Nutzen ist. Sonst sinkt sie zu dem zweifelhaften Werthe der neuerdings Mode gewordenen Afrika-Touristenfahrten herab.

Bei der Abfassung des Berichtes wurde strengstens auf nüchterne und sachliche Wahrhaftigkeit gehalten. In den Rahmen der Reisebeschreibung wurden auch die Beobachtungen über Ethnographie eingeschaltet, da ich der Meinung bin, dass gerade die Studien über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen von grösstem Werth sind für Diejenigen, die als Kolonialbeamte diese Völker beherrschen wollen. Wenn die nachfolgenden Blätter Anregung zu weiteren Studien in dieser Richtung und zur Verbesserung des von uns nur auf flüchtigem Durchmarsch gesammelten Materials dienen sollten, so wäre ihr Zweck zum grösseren Theil erfüllt. Wenn ferner meine geneigten Leser daraus von der Persönlichkeit des Leiters der Expedition, Dr. Emin Pascha, ein anschauliches Bild erhalten, so ist die Mühe reichlich gelohnt, die ich während meiner Urlaubszeit auf diesen Reisebericht verwandt habe. Bei der Eile, mit der wir die Gegenden unterwegs durchmessen mussten, bleibt vieles, ja das Meiste noch übrig zu thun. Dass daher auch bei der Ausarbeitung noch manche Mängel mit unterliefen, mögen die kritischen Leser dieses Buches verzeihen: die Zeit meines Urlaubs war nur sehr knapp im Verhältniss zu der Umfänglichkeit des Materials. Das noch unverarbeitete wissenschaftliche Material der Expedition und anderer Forschungs-Expeditionen in Ost-Afrika, insbesondere Anthropologie, Ethnographie, Zoologie, Botanik und Meteorologie, wird in gesonderten Abhandlungen als Folgebände des gegenwärtigen ersten Bandes unter dem Sammeltitel Deutsch-Ost-Afrika, der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Die Routenkarten, von der kundigen Hand des Herrn Dr. Kiepert konstruirt, werden in hoffentlich nicht zu langer Zeit erscheinen können. Das Material

war auch hier zu umfangreich, um mit diesem Bericht zugleich fertig gestellt werden zu können. An ihrer Stelle folgt hier 1) eine Uebersichtskarte, in der die Route der Expedition eingetragen wurde, und 2) eine ethnographische Karte, die die Resultate der auf der Expedition und später unternommenen Studien anzeigt. Es ist der erste derartige Versuch, der natürlich aus Mangel an Material noch viele Mängel aufweist. Für alle Angaben, die zu ihrer Verbesserung dienen, werde ich stets sehr dankbar sein. Als Kartons sind ihr je eine geologische Karte, eine Uebersicht über die annäherende Bevölkerungsdichtigkeit und über die wichtigsten Kulturen beigefügt.

Es drängt mich an dieser Stelle Allen, die mich bei der Ausarbeitung mit Rath und That unterstützt haben, meinen wärmsten Dank auszusprechen, in erster Linie **Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Kaiser,** der huldvollst geruht hat, eine sehr beträchtliche Summe aus dem allerhöchsten Dispositionsfond zu bewilligen, um die Bearbeitung der wissenschaftlichen Resultate zu ermöglichen.

Nächstdem bin ich dem Direktor der Kolonial-Abtheilung, dem Wirkl. Geh. Legationsrath Herrn Dr. Kayser lebhaft verpflichtet, der mir den erforderlichen Urlaub gewährt und aus dem Afrikafond eine Summe für die Publikation der Karten bewilligte; ferner Herrn Geheimrath Dr. Bastian und seinem Assistenten Herrn Dr. K. v. Luschan, unter dessen Leitung Herr Sütterlin die ethnographischen Sammlungsstücke der Expedition zeichnete; Herrn Maler Wilhelm Kuhnert, dessen Künstlerhand ich die meisten Illustrationen verdanke; Herrn Geh. Rath Professor Dr. Fritsch, der die Pygmäen für mich photographirte, und allen den Herren, die die Bearbeitung der wissenschaftlichen Ausbeute gütigst übernahmen; insbesondere den Herren Geheimrath Prof. Dr. R. Virchow, Geh. Rath Prof. Dr. K. Moebius, Prof. Dr. A. Engler, Prof. Dr. Freih. von Danckelman, Dr. R. Kiepert und vielen Anderen.

Nicht zum wenigsten aber bin ich Herrn Dr. Josef Ettlinger in Berlin verpflichtet, der sich der sehr mühsamen und zeitraubenden literarischen Durcharbeitung des Manuskripts in sachkundigster Weise unterzog und ebenso der Verlagsbuchhandlung von Dietrich Reimer, insbesondere Herrn Konsul Ernst Vohsen, der mit grossem Opfermuth und nie erlahmendem Eifer die Herausgabe des Berichtes leitete und überwachte.

Zum Schlusse möchte ich der Freunde und Kameraden in Sansibar und an der deutsch-ostafrikanischen Küste, besonders meiner lieben Reisegefährten gedenken, vor allen des hochverehrten Leiters der Expedition, auf dessen Anregung ich an das Werk gegangen bin und der mir gestattete, bedeutsame Beiträge von ihm zu veröffentlichen.

Hamburg-Borgfelde, Ende Oktober 1893.

Dr. Franz Stuhlmann.

Rechtschreibung.

Die Rechtschreibung der afrikanischen Namen schliesst sich im allgemeinen der für die Schutzgebiete amtlich vorgeschriebenen an.

y ist demnach unser deutsches j.
j ist das französische g, das weiche deutsche sch.
dj das deutsche dsch.
sh das deutsche sch.
tsh das deutsche tsch.
v das deutsche w.
w das unbetonte, kaum hörbare deutsche u (also Mwánga sprich Muánga, Mpwápwa sprich Mpuápua, u. s. w.).

Auf mehrfach ausgesprochenen Wunsch, besonders seitens der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, schrieb ich das weiche s als s (französisch und englisch z), das scharfe s aber als ss anstatt als s̄.

Da die Unterlagen der hier beifolgenden Karten (aus R. Kieperts Kolonialatlas) bereits vorhanden waren, so musste dort das s̄ stehen bleiben.

Die vielfach angewandten Accente beziehen sich auf die Betonung. Der mit einem »accent aigu« versehene Vokal ist der betonte; wenn er besonders gedehnt gesprochen wird, so ist er mit einem darüber befindlichen Strich bezeichnet.

Nach diesen Grundsätzen wurde im Texte dieses Berichtes die Transkription möglichst genau nach der im Lande gehörten Aussprache niedergelegt.

Inhalts-Verzeichniss.

I. THEIL.

II. THEIL.

Verzeichniss der Text-Illustrationen.

*) Die aus dem Mus. f. Völkerk. Berlin stammenden Gegenstände wurden von Herrn Sütterlin unter Dr. v. Luschans Leitung gezeichnet.

Abbildung Seite

Abbildung Seite

Verzeichniss der Vollbilder.

I. THEIL.

I. KAPITEL.

Vorbereitungen in Bagamoyo.



Der 5. Dezember 1889 war der denkwürdige Tag, an dem Emin Pascha mit Stanley die ostafrikanische Küste erreichte, um nach jahrelanger Abgeschiedenheit wieder mit der Civilisation und ihren Trägern in Berührung zu treten. Aber dem freudigen Jubel, den diese Botschaft überall, wohin sie drang, hervorrief, folgte nur zu rasch die erschütternde Kunde von dem unseligen Sturze des Paschas am Abend seiner Ankunft und von den schweren Verletzungen, die er dabei erlitten hatte. Nur der wahrhaft aufopfernden Pflege des Stabsarztes Dr. Brehme war es damals zu danken, dass das Schlimmste abgewendet wurde. Noch während der Pascha an sein Schmerzenslager gefesselt war und seiner völligen Genesung entgegensah, beschäftigte sich der kaiserliche Reichskommissar Major von Wissmann mit dem Plane, eine grössere

Expedition nach dem Inneren des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiets zu senden, um dort deutschen Einfluss und deutsches Ansehen dauernd zur Geltung zu bringen. Als der Reichskommissar bei einer späteren Gelegenheit dem eben genesenen Emin Pascha von dieser Absicht sprach und dabei beklagte, dass sich so schwer eine passende Persönlichkeit für diese schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe finden lasse, erklärte sich der Pascha sofort bereit, die Leitung dieser Expedition selbst zu übernehmen, ein Anerbieten, das auch ohne Zögern angenommen wurde.

Zunächst bestand die Absicht, den Marsch nach Uganda und der früheren ägyptischen Aequatorial-Provinz zu richten. Doch erschien bei näherer Erwägung in Rücksicht auf frühere Abmachungen mit England ein Vordringen in diese Gegenden nicht angezeigt. Als nördliche Grenze des Operationsgebietes schlug sodann Major von Wissmann die Verlängerung der Linie von Wanga zum Kilima Ndjaro über den Victoria Nyansa vor, die durch das nördliche Buddu zum Albert-See gehen sollte. Dieser Plan wurde dann auch im Wesentlichen festgehalten und nachträglich noch dahin modificirt, dass der erste Grad südlicher Breite im Westen des Sees als Demarkationslinie in Aussicht genommen wurde.

Bevor die Expedition aufbrach, sprach Emin Pascha dem Major von Wissmann gegenüber den besonderen Wunsch aus, es möge ihm unter Anderen auch ein zuverlässiger Naturforscher als Begleiter zuertheilt werden und bezeichnete zugleich mich als die ihm erwünschte Persönlichkeit. Ich befand mich damals bereits seit mehr als 2 Jahren in Ostafrika, dessen zoologische Durchforschung mit besonderer Rücksicht auf die niedere Thierwelt ich mir zum Ziel gesetzt hatte. Aber der plötzlich ausbrechende Aufstand der Küstenstämme hatte auch den friedlichen Forscher mehr und mehr in den Gang der kriegerischen Ereignisse verwickelt und seine freiwilligen Kriegsdienste wurden zuguterletzt in dem Gefecht von Mlembúle mit einer Kugel belohnt, die ihn für längere Zeit zu unfreiwilliger Musse verurtheilte.

Von dieser Verwundung war ich eben genesen, als mir Major von Wissmann bei einer zufälligen Begegnung von der geplanten Expedition Mittheilung machte und mich zur Theilnahme in dem von Emin bezeichneten Sinne aufforderte. Er erklärte mir, die Expedition, die auf eine Dauer von zwei Jahren berechnet sei, diene zwar vorwiegend politischen Zwecken. Da wir aber voraussichtlich Gelegenheit haben dürften, bis jetzt noch wenig oder gar nicht betretene Gebiete, wie die grossen Schneeberge und den centralafrikanischen Urwald, kennen zu lernen, so scheine es ihm eine unverantwortliche Unterlassungssünde, wenn dabei nicht auch geographische und naturwissenschaftliche Beobachtungen angestellt und gesammelt würden. Zugleich empfahl er mir dringend, über die geplante Expedition einstweilen noch das tiefste Schweigen zu beobachten.

Nach kurzer Bedenkzeit ging ich auf den mir gemachten Vorschlag ein und wurde auf meinen Wunsch, um auch eine offizielle Stellung in der Expedition zu haben, in die Zahl der Offiziere der Schutztruppe aufgenommen.

Wenige Tage nach meinem offiziellen Eintritt in den Dienst des Reichskommissars rief mich ein Brief des Paschas selbst nach Bagamoyo. Er hatte kurz zuvor das dortige Hospital verlassen und eine eigene Wohnung bezogen. Das Zimmer, das ich — von einem Ssudanesen-Diener angemeldet — betrat, war sehr hell und geräumig. An den Wänden entlang zogen sich Regale für Bücher und wissenschaftliche Instrumente, sowie leichte Holzgerüste, an denen eine Anzahl jüngst erworbener Vogelbälge zum Trocknen hing. Vor einem mächtigen Schreibtisch stand ein mit Leopardenfell bezogener Feldstuhl, ein Geschenk des General Gordon.

Der Pascha, ein Mann unter Mittelgrösse, mit markirten Gesichtszügen und gebräunter Hautfarbe, empfing mich sehr freundlich. Nach dem ersten Austausch der allgemeinen Begrüssungen kam er auf die Ziele der Expedition und seine Pläne zu sprechen. Seine Auseinandersetzungen waren ungemein klar und die Art, wie er sie gab, von gewinnender Liebenswürdigkeit. Dann und wann kam sein kleines Töchterchen Ferída, um ihm Spielsachen zu zeigen oder Fragen an ihn zu richten. Er hing offenbar ausserordentlich an seinem Kinde und verfolgte die Kleine stets mit liebevollen Blicken, so lange sie im Zimmer war.

Im Verlaufe der Unterhaltung war es mir besonders interessant, die Ansichten des Paschas über seinen »Erretter« Stanley zu hören. »Stanley,« so äusserte sich der Pascha, «ist ein Mann, dessen eiserne Energie und Entschlossenheit ich sehr hoch schätze; er weiss an jedem Ort und zu jeder Stunde das Richtige zu treffen und sich mit grosser Geistesgegenwart in unvorhergesehene Ereignisse zu finden. Er ist eine imponirende Persönlichkeit und hat grossen Einfluss auf seine eigenen Leute, obwohl er sie häufig brutal behandelt. Als Menschen freilich kann ich Stanley bei seinem rücksichtslosen Egoismus keine Sympathien schenken. Er scheut nicht davor zurück, selbst seine eigenen Offiziere auf die unerhörteste Weise zu behandeln. Einer der Herren erzählte mir zum Beispiel, dass Stanley einen seiner Kameraden »you damned son of a seacock« schimpfte, und während der Kongo-Reise hat er ihnen mit cynischer Offenheit erklärt, der Araber Tipu-Tip sei ihm lieber, als alle seine Offiziere zusammen genommen. Wo es sich aber darum handelt, eine Expedition zu führen, ist und bleibt Stanley unser unerreichter Meister.»

»Warum haben Excellenz die Anerbietungen der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft nicht angenommen?« fragte ich.

»Stanley bot mir bei seiner Ankunft in meiner Provinz dreierlei an. Die erste Proposition ging dahin, dass ich mich in Diensten des Königs von Belgien mit meinen Leuten nach Mangbattu concentriren sollte, um diese Gebiete für den Kongostaat zu verwalten. Zweitens schlug er mir vor, mich am Nordost-

ufer des Victoria-Nyansa, in der Landschaft Kavirondo, festzusetzen, um von hier aus die umliegenden Länder, hauptsächlich Uganda, für die englisch-ost-afrikanische Gesellschaft zu gewinnen. Stanley selbst wollte mich auf dem Rückmarsche dahin begleiten und aus Mombassa Verstärkung und Munition herbeischaffen, damit ich die Verbindung mit der Ostküste herstellen könnte. Zum Dritten gab er mir anheim, ihn mit allen meinen Leuten an die Ostküste zu begleiten, um von dort nach Aegypten zurückzukehren. Der zweite Vorschlag schien mir der beste, und ich nahm ihn an. Bei unserem Durchmarsch durch Nkole (Stanley's Ankori) traf uns eine Gesandtschaft von Uganda, die Stanley bat, mit seiner Expedition ihrem von den Mohamedanern stark bedrängten Könige Mwanga zur Hülfe zu eilen. Stanley weigerte sich jedoch rundweg, diesem Ansuchen Folge zu geben. Bei der englischen Mission von Ussambíro angekommen, bat ich Stanley noch einmal dringend, den günstigen Moment zum Einschreiten in die Verhältnisse von Uganda nicht verstreichen zu lassen. Wenn er selbst nicht wolle, so erklärte ich mich bereit, nur in Begleitung meiner eigenen Leute nach Kavirondo zu gehen. Beidem widersetzte sich jedoch der Führer der Expedition aufs Energischste und erklärte, er habe keine Autorisation von seinen Auftraggebern, sich in die Angelegenheiten Ugandas einzumischen.«

»Im Uebrigen machte mich noch besonders die Art und Weise stutzig, mit der meine Leute während meiner Erkrankung in Bagamoyo behandelt wurden. Als sie nämlich erklärten, nicht eher von der Küste fortgehen zu wollen, als bis ich genesen sei, drohte ihnen Stanley, sie sofort in Eisen legen zu lassen, falls sie noch einmal derartiges zu äussern wagten. Auch berührte es mich eigenthümlich, dass Stanley über den für die Ueberführung meiner Leute von Kairo gesandten Dampfer disponirte, ohne sich vorher mit mir darüber zu verständigen. Meine Verstimmung steigerte sich noch dadurch, dass man mich erst aus dem Innern nach der Küste gebracht hatte, um mich dann ohne Subsistenzmittel zu lassen, ja, dass sogar das englische Generalkonsulat in Sansibar die Honorirung einer kleinen Anweisung versagte, die ich im Innern für einen Reitesel und einige Bekleidungsstücke ausgestellt hatte, obgleich mir dort von Aegypten aus schon vor Langem ein Kredit eröffnet war.«

»Im Gegensatze dazu fand ich mich von den Deutschen an der Küste in jeder Beziehung zuvorkommend behandelt und dem geringsten meiner Wünsche Rechnung getragen. Wenn ich jetzt binnen Kurzem voraussichtlich in deutsche Dienste treten werde, so geschieht dies vor allen Dingen, um meinem Vaterlande zu dienen, von dessen kolonialen Bestrebungen ich erst auf meinem Rückmarsche Kenntniss erhalten habe. Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser hatte die Gnade, mir zu meiner Errettung aus Lebensgefahr huldvollst seinen Glückwunsch zu senden und mich mit einer hohen Dekoration auszuzeichnen. Nicht zum wenigsten hat mich aber auch die persönliche Freundschaft und Hochachtung für den Herrn Reichskommissar zu diesem Schritt bestimmt.«

»Warum gingen aber Excellenz überhaupt aus Ihrer Provinz fort, um Stanley zu folgen?«

»Der Khedive von Aegypten, dessen Beamter ich bin, sandte mir sowohl über Sansibar als auch durch Stanley einen schriftlichen Befehl, wonach ich die Provinz aufzugeben und mit allen meinen Leuten zu verlassen hätte. Jeder Mann, der diesem Befehl nicht Folge leiste, hiess es, werde aller seiner Gehaltsansprüche verlustig gehen. Dieser Weisung musste ich gehorchen. Meine Leute konnte ich jedoch nicht sämmtlich mit mir nehmen, weil ein Theil derselben sich gegen die Regierung empört hatte, ein anderer aber aus seinem damaligen Standorte nicht eher eintreffen konnte, als bis Stanley schon wieder abmarschirt war. Bei der ersten Ausfertigung des Befehls hatte man leider den grossen Fehler begangen, das Dokument in französischer anstatt in arabischer Sprache abzufassen: so konnte es kommen, dass ein grosser Theil der Leute, von denen keiner der französischen Sprache mächtig war, den Befehl für gefälscht hielt. Da sie ausserdem weder Stanley selbst noch den von ihm vorgeschlagenen Weg nach Süden kannten und überhaupt ihr bequemes Leben in der Aequatorial-Provinz nicht aufgeben mochten, so weigerten sie sich einfach, dem Befehl des Khedive Folge zu geben. Da überdies Stanley eilig war und zum Aufbruch drängte, war ich zuletzt gezwungen, mit wenigen Leuten abzumarschiren, ohne den Rest meiner Getreuen erwarten zu können.«

»Haben Excellenz nicht auch daran gedacht, im Dienste des Khedive zu verbleiben?«

»Gewiss, aber ich glaube nicht, dass augenblicklich eine mir zusagende Stellung vakant ist. Man hat mich, wie ich höre, zum Civil-Gouverneur von Massaua oder von Wadi Halfa bestimmen wollen, aber an beiden Orten wäre ich nicht selbständig, sondern hätte mich den Anordnungen des englischen Militär-Gouverneurs zu fügen, was meiner Neigung durchaus zuwiderläuft.«

Nach längerem Verweilen schied ich von dem Pascha mit der Gewissheit, keinen tüchtigeren und liebenswürdigeren Chef bekommen zu können. Seine Mittheilungen hatten mich lebhaft interessirt. Das deutsche Nationalgefühl, das bei ihm nachmals sehr stark hervortrat, scheint erst erwacht zu sein, als er den ersten deutschen Militärposten in Mpwápwa und die dort stationirten deutschen Offiziere zu Gesicht bekam. Es wurde natürlich durch den längeren Aufenthalt an der Küste noch mehr gefestigt, und wennschon er im Allgemeinen auf äussere Ehren wenig hielt, so konnte doch die allgemeine und laute Anerkennung, die er in der deutschen Heimath fand, ihre Wirkung auf die Dauer nicht verfehlen. Er sprach zuletzt aus eigener Initiative den schon erwähnten Wunsch aus, in deutsche Dienste zu treten.

Nachdem von Berlin aus die Anfrage an Emin gerichtet worden war, welche Stellung im Reichsdienst ihm genehm sein dürfte, wurde er nach kurzem Depeschenwechsel am 26. Februar kommissarisch in den Dienst des Auswärtigen Amtes gestellt. Major v. Wissmann trug ihm zunächst eine gänzlich unabhängige

Stellung an, in der er dem Auswärtigen Amt direkt unterstehen sollte. Er selbst aber gab sofort den Wunsch zu erkennen, lieber an den Reichskommissar zu berichten und diesem unterstellt zu werden. Nur Einer könne der Erste sein, und wenn er über den Kopf des Reichskommissars hinweg an das Auswärtige Amt berichten würde, so könne das nur zu Unzuträglichkeiten führen. Es ward sonach die Vereinbarung getroffen, dass der Pascha als Führer der Expedition an den Reichskommissar Bericht erstatten solle. Zur Bedeckung wurde ihm ein Kommando der Wissmann'schen Schutztruppe unter einem Offizier mitgegeben. Ueberdies stellte ihm der Reichskommissar frei, in seiner Eigenschaft als Expeditionsführer die selben Uniformabzeichen wie er selbst zu tragen.

Ich selbst trat zwar offiziell erst am 1. März in den Etat der Schutztruppe ein, doch nahmen mich die Vorbereitungen für die Expedition schon geraume Zeit vorher in Anspruch. Da Major v. Wissmann uns die grösste Eile anempfahl, so galt es von vornherein, alle nöthigen Waaren und Ausrüstungs gegenstände in Sansibar selbst und an der Küste zu beschaffen.

Zunächst stellten wir mit Hülfe des Verwaltungschefs des Reichskommissariats, Freiherrn v. Eberstein, genaue Listen über die Bedürfnisse der Expedition an Tauschwaaren und Munition auf. Als Theilnehmer waren vor der Hand alles in allem 7 Europäer, 150 Soldaten und etwa 400 Träger in Aussicht genommen, deren Zahl sich dann im Laufe der Vorbereitungen noch etwas vergrösserte. Man sagte uns, dass in acht bis neun Monaten ein Nachschub erfolgen sollte, und namentlich sprach der Freiherr v. Gravenreuth die bestimmte Erwartung aus, dass es ihm gelingen werde, eine Hülfsexpedition durch freiwillige Privatbeiträge aus Deutschland zu organisiren und dem Pascha nachzuführen.*) Die ganzen Arbeiten wurden streng geheim gehalten, ganz besonders Emins Theilnahme. Er selbst reiste, nachdem seine Gesundheit sich wieder einigermaassen befestigt hatte, Anfang März auf einige Tage nach Sansibar, wo er als Gast des Sultans weilte.

Am 13. Februar war der frühere Sultan Ssaid Chalife plötzlich gestorben, nachdem er vorher einen Streit mit angesehenen Arabern der Stadt gehabt hatte. Sein Bruder Ssaid Ali, der ihm in der Regierung folgte, war anfangs den deutschen Interessen weit weniger geneigt, als der Verstorbene, denn die Engländer hatten schon seit längerer Zeit ihren Einfluss auf ihn ausgeübt. Dr. Emin, der damals noch in seiner ägyptischen Pascha-Uniform erschien, hatte trotzdem gehofft, den Sultan zu bestimmen, ihm eine Anzahl von Soldaten zur Verfügung zu stellen und die Anwerbung von Trägern zu erleichtern. Beide Hoffnungen

*) Es mag erwähnt sein, dass die deutsche Kolonial-Gesellschaft auf Anregung Herrn v. Gravenreuths in der That später eine ganze Reihe von Dingen zur Unterstützung des Pascha heraussandte, dass diese aber alle an der Küste liegen blieben und uns nicht erreichten. Auch Herr Rindermann, den sie dem Pascha als Sekretär schickte, traf diesen nicht an. Ich ergreife die Gelegenheit, der Kolonial-Gesellschaft für diese uns zugedachte Unterstützung an dieser Stelle im Namen des Pascha wärmstens zu danken.

schlugen jedoch fehl, da Ssaid Ali sich sehr kühl und reservirt verhielt. Er gab zwar seine Erlaubniss zur Anwerbung von Trägern, that aber nicht das geringste, den Pascha in dieser Arbeit zu fördern. Bei den hier geführten Unterhandlungen gab Dr. Emin als sein Reiseziel Tabóra an.

Man hat dem Pascha damals vielfach vorgeworfen, dass er sich um die Vorbereitungsarbeiten zu wenig kümmere, hat aber dabei ganz ausser Acht gelassen, dass ja gerade seine Theilnahme an der Expedition streng geheim bleiben sollte. Soweit es sich daher nicht um öffentliche Dinge, sondern nur die Aufstellung der Bedürfnisslisten, die Auswahl von Tausch-Artikeln u. a. m. handelte, hat er sich eifrig an Allem betheiligt, obgleich seine Reconvalescenz ihm im Interesse der Expedition die grösste Schonung auferlegte.

Allen Leuten, die mit ihm zu verkehren hatten, fiel seine ausgesuchte Höflichkeit und Zuvorkommenheit beinahe peinlich auf, da er sie oft auch Personen gegenüber an den Tag legte, die eine derartige Rücksicht nicht beanspruchen konnten. Man hat darin eine gewisse Charakterschwäche sehen wollen, aber gewiss mit Unrecht. Vielmehr traten schon damals die beiden Hauptzüge seines Charakters scharf hervor: einerseits die eiserne Beharrlichkeit, mit der er einmal gefasste Pläne bis zur letzten Consequenz verfolgte, wenn er auch nicht immer gleich thätig für sie eintrat, andererseits der gänzliche Verzicht auf alle persönlichen Vortheile und Annehmlichkeiten.

Als Führer des Truppenkommandos war der Chef in der Schutztruppe Herr Rochus Schmidt in Aussicht genommen und ihm ein Unteroffizier, Feldwebel Kay, zu diesem Zwecke vorläufig beigegeben, während die andern beiden Unteroffiziere, die Sergeanten Krause und Kühne, bis auf Weiteres mit den Vorbereitungen von Gepäck und Trägern beschäftigt wurden. Chef Schmidt übernahm die schwierige Arbeit, von den verschiedensten Stationen der Küste die erforderlichen Soldaten zusammenzuführen. In Bagamoyo sollte die Mannschaft concentrirt und bis zum Abmarsch in einem halbverfallenen grossen Hause untergebracht werden. Zu den 50 regulären Soldaten warben wir noch die gleiche Anzahl Rekruten in Sansibar an, die während der Reise ausgebildet werden mussten.

In Sansibar machten wir zunächst selbst den Versuch, Träger anzuwerben. Hierbei war uns vornehmlich der Umstand hinderlich, dass zur selben Zeit auch der Kongostaat sehr viele Leute am Orte engagirte, dass ferner nach Natal Mannschaften für Erdarbeiten gesucht wurden und endlich, dass unter den Trägern allerhand Gerüchte umliefen, wir wollten sie nach dem Süden des deutschen Gebietes in den Kampf mit den dortigen Eingeborenen führen. Wir mussten auf alle Fälle ausser einer grösseren Anzahl Träger aus dem Inneren, die nur bis zum Victoria-See zu verwenden waren, einen zuverlässigen Stamm von mindestens 100 Leuten aus Sansibar und von der Küste haben, die uns während der ganzen Dauer der Expedition begleiten sollten. Es gelang mir denn auch, etwa 80 Sansibarleute anzuwerben.

Gleichzeitig war ich eifrig beschäftigt, die Ausrüstung der Expedition zu beschaffen, eine Arbeit, die erheblich grössere Schwierigkeiten bot, als dem Laien glaubhaft scheinen mag, der gewohnt ist, seine Bedürfnisse einfach einzukaufen und nach Hause zu tragen. Man muss sich gegenwärtig halten, dass Tausende von Gegenständen zur Ausrüstung nöthig waren und dass vom kleinsten Geräth bis zu den Kisten, Stühlen, Tischen, Feldbetten etc. alles durch eingeborene Handwerker hergestellt werden musste. Ferner ist bekanntlich im Innern Afrikas gemünztes Geld nicht gangbar, und man muss sich daher mit einer Unsumme von Tauschartikeln versehen, die zum Einkaufen von Nahrung und als Geschenke für die Häuptlinge unentbehrlich sind. Alle Sorten von weissen, blauen und bunten Baumwollstoffen, Perlen*) und Messingdraht wurden eingekauft; dazu Kurzwaaren mannigfachster Art, wie sie als Geschenke an Neger verwendet werden. Endlich waren Handwerkszeug, Tauwerk, Kerzen und Seife, dazu die zahllosen kleinen täglichen Bedarfsartikel der Europäer, sowie deren Proviant zu besorgen. Die Verpackung erfolgte in Kisten oder in mit Cocostauen umwundenen Ballen zu je 60 lbs. (27 Kilo), die gegen den Regen durch einen Ueberzug von Palmblattmatten geschützt wurden.**)

Bei allen diesen technischen Vorbereitungen hatten wir uns der liebenswürdigsten und aufopferndsten Unterstützung seitens der Angestellten des Hamburger Hauses Hansing & Co. zu erfreuen, die uns sogar ihre eigenen Räumlichkeiten für diese Arbeiten zur Verfügung stellten.

Was die wissenschaftliche Ausrüstung angeht, so besass der Pascha selbst eine Anzahl von Aneroidbarometern und Thermometern, die noch durch weitere vom Major von Wissmann uns anvertraute Instrumente ergänzt werden konnten. Für astronomische Beobachtungen war glücklicher Weise ein Universal-Instrument der Firma Hildebrandt & Schramm vorhanden, dasselbe, das Herrn Dr. Hans Meyer bei seiner letzten Kilima Ndjaro-Besteigung gedient hatte. Ein Chronometer konnte ich leider nicht auftreiben. An Papier zum Pflanzentrocknen und Gläsern mit Alkohol, um thierische Objecte darin aufzubewahren, besass ich selbst als Residuen meiner früheren Sammelthätigkeit noch bedeutende Mengen.

Eine Anzahl weisser Reitesel, sowie 3 Pferde wurden in Sansibar angekauft und nach Bagamoyo geschafft; hierzu kamen 10 graue, gewöhnliche Esel, die zum Tragen von Kranken dienen sollten.

---

*) Es mag hierbei erwähnt werden, dass unter den Perlen nicht zu kleine, rothe und weisse Sorten (samesame) eigentlich überall gangbar sind, so dass sich der Einkauf nur dieser Sorten empfiehlt, wenn nicht bei genau fixirtem Reiseplan bestimmte Gegenden besucht werden sollen, in denen genau bekannte andere Sorten gangbar sind. Der Neger nimmt als Geschenk alle Dinge gern, verkauft aber seine Lebensmittel nur gegen ganz bestimmte altherkömmliche Tauschwaaren.

**) Diese Vorrichtung ist primitiv genug. Es wäre in hohem Maasse wünschenswerth, dass eine europäische Firma eine kleine Ballenpresse aufstellte, mit der man die Stoffe mit wasserdichtem Zeug umhüllen und zu einer compacten Masse mittels Eisenband zusammenpressen könnte, die weder durch Diebstahl noch durch Regen angegriffen werden kann.

Unsere Soldaten waren mit Jägerbüchsen M./71 bewaffnet, für die Irregulären und die Aufseher der Träger stellte der Reichskommissar Mauser-Karabiner zur Verfügung, die sich vorzüglich bewährten. Jeder von diesen Leuten bekam 100 Patronen selbst zu tragen, während die übrige Munition in 37 Kisten à 550 Patronen verpackt wurde. Für einen Theil der Träger hatten wir zuerst Remington-Gewehre in Aussicht genommen, die von der Expedition des Herrn Dr. Peters stammten. Es stellte sich aber heraus, dass diese von den englischen Behörden in Aden, »mit Rücksicht auf die Blockade-Verfügung,« zurückgehalten worden waren und sich während unserer Reise-Vorbereitungen nicht von dort beschaffen liessen. Die Patronen zu diesen lagen in Dar-es-Ssalaam im Magazin. Ebenso wäre es uns beinahe mit einem kleinen Krupp'schen Schnellfeuer-Geschütz ergangen, das erst auf wiederholte telegraphische Forderung von Aden erlangt werden konnte, obgleich es an den Reichskommissar selbst adressirt war. Man hatte es in Aden der Revision wegen ausgepackt und so nachlässig in die Kisten zurückgelegt, dass seine unversehrte Ankunft fast als ein Wunder erscheinen konnte. Es war ein kleines, 3,5 cm.-Geschütz, das dieselben Patronen schoss, wie die Revolver-Kanonen unserer Marine und wie diese auch völlig frei beweglich war. Es konnte von drei Mann getragen werden, dazu kamen sechs Lasten Munition.

An Stelle der ausgebliebenen Remingtongewehre galt es nun, für die Träger eine andere Bewaffnung zu schaffen. Da an Hinterladern für den Augenblick in Sansibar selbst keine anderen, als mit Papppatronen versehene, kurze Snider-Gewehre zu erlangen waren, so mussten wir uns entschliessen, die Leute mit kurzen Vorderladern zu bewaffnen, zu denen selbstverständlich entsprechend grössere Mengen von ordinärem Neger-Pulver, Schrot und Zündhütchen erforderlich waren.*)

Seinen persönlichen Bedarf an Ausrüstung, mit Ausnahme der Zelte, Zeltgeräthschaften und des Proviants hatte jeder Theilnehmer sich selbst zu beschaffen. Die Ausrüstung der Soldaten jedoch ward in Sansibar besorgt, wofür uns ein kurz vor unserer Abreise eintreffender Transport von Uniformen vortrefflich zu Statten kam. Jeder Soldat erhielt 2 Anzüge aus starkem gelbbraunen Karkey-Drill, dazu wollene, dunkelblaue Beinwickel, Turban, Mützen und eine wollene Decke; die Regulären ausserdem noch leichte Tornister-Beutel.

Um die Trägerfrage zu regeln, kam der Pascha selbst ein zweites Mal nach Sansibar und es gelang ihm, eine Reihe von ehemaligen Leuten der Stanley-Expedition zu gewinnen, unter denen sich auch der beste der Aufseher, Uledi, (Abb. 2) befand. Da jedoch die Zeit drängte, und die Träger sich nur langsam einfanden, so wurde nach grossem Widerstreben endlich ein Kontrakt mit dem Hindu-

*) Diese Art der Bewaffnung ist im höchsten Grade unpraktisch; bei jedem Regen und Fluss-Uebergang verdirbt die Ladung, und ausserdem lässt sich der Verbrauch des ausgetheilten Pulvers nicht kontroliren, so dass die Leute manchmal kleine Quantitäten davon verkaufen. Bei Ausgabe von Patronen aber kann man jeden Moment deren Zahl überwachen und für fehlende Strafen festsetzen.

Kaufmann Ssewa Hadji abgeschlossen, wonach dieser sich verpflichtete, die gewünschte Zahl von Trägern in der vorgeschriebenen Zeit zu stellen, die Karawane zu organisiren und allen Leuten die Vorschüsse auszuzahlen, eine Arbeit, für die er 6000 Dollars (ca. 18 000 Mark) als Provision erhalten sollte, sobald wir mit unserer Karawane am See angekommen seien. Auf diese Weise wurde uns zwar ein grosser Theil der Arbeit erleichtert, aber auch die Qualität des Trägermaterials erheblich verschlechtert, denn der Hindu engagirte selbstver-



Abb. 2. Ulédi, der erste der Anführer.

ständlich jeden beliebigen Menschen, der sich ihm anbot. Er hatte den Auftrag, den Sansibar- und Küsten-Leuten, die im Monatslohn angeworben wurden, vier Monate von ihrem Gehalt (à 5 Dollars pro Monat) als Vorschuss auszuzahlen, die Leute aus dem Innern aber für einen Marsch bis zum Victoria Nyansa zu gewinnen und im Voraus zu bezahlen.

Wir standen damals noch mitten in der heftigsten Regenzeit. Gleichwohl drängte Major v. Wissmann zum Abmarsch, so dass alles nach Möglichkeit beschleunigt wurde. Leider traten noch während unseres Aufenthalts in Bagamoyo verschiedentlich Differenzen zwischen den Offizieren der Schutztruppe und dem Pascha ein, so dass der Reichskommissar es für angezeigt hielt, nicht den Chef

Schmidt, sondern einen jüngeren Offizier, Herrn Lieutenant Langheld, mit der Führung des Truppenkommandos zu betrauen. Erst wenige Tage vor dem Abmarsch der Expedition erhielt dieser den Befehl, so dass er sich seine persönliche Ausrüstung ins Innere nachkommen lassen musste; denn im Zeitraum von drei oder vier Tagen sich auf eine zweijährige Reise vorzubereiten, war ein unmögliches Stück Arbeit. Auch Feldwebel Kay wurde noch vor dem Abmarsch von seiner Dienstleistung bei der Expedition wieder abkommandirt.

Nach Sansibar war zusammen mit der Stanley'schen Expedition auch der Pater Schynse der algerischen Mission vom Victoria Nyansa heruntergekommen, und da er als ziemlich guter Kenner der Verhältnisse am See galt und ausserdem in astronomischen Beobachtungen geübt war, forderten ihn der Reichskommissar und der Pascha auf, sich zusammen mit einem seiner Mitbrüder, Pater Achte, der Expedition als Gast anzuschliessen. Die Expedition bestand somit aus sieben Europäern, von denen Lieutenant Langheld und Sergeant Krause die Soldaten befehligten, während ich selbst mit Sergeant Kühne die Träger und Lasten beaufsichtigte. Die wissenschaftlichen Arbeiten waren zwischen dem Pascha und mir vertheilt worden.

Am 23. April nahmen die von Ssewa Hadji beigebrachten Träger abtheilungsweise ihre Lasten und Gewehre in Empfang, wobei selbstverständlich nach Negerart stundenlange Verhandlungen über die Vertheilung der Sachen stattfanden, so dass ich in den nächsten Tagen kaum Zeit fand, meine Mahlzeiten einzunehmen. Der leichteren Kontrole halber hatte ich schon längere Zeit zuvor mein Quartier in dem Hause aufgeschlagen, in dem Soldaten und Lasten untergebracht waren, und mir hier mit meinem Zeltmobiliar ein höchst primitives Zimmer neben einem polnischen Flickschuster eingerichtet. Unten im Hause waren in zwei Räumen die Lasten und Gewehre der Expedition untergebracht, während in den nach dem Hofe zu gelegenen Gelassen unsere Soldaten ihr Lager theils auf der Erde, theils auf alten arabischen Bettstellen aufgeschlagen hatten. Wenn sie nicht mit Exerziren oder Wachtdienst beschäftigt waren, mussten sie Patronengürtel aus Leder nähen, die Patronen verpacken und überhaupt ihre Ausrüstung aufs Beste in Stand setzen. In einem Raume am Hofe hatten unsere drei der Obhut von Ssudanesen anvertrauten Pferde Unterkunft gefunden, während die Esel frei umherliefen und dabei oft entsetzlichen Lärm verursachten.

Nachdem die Träger ihre Lasten in Empfang genommen hatten, wurden sie truppweise an einen etwa stundenweit vor der Stadt gelegenen Ort geführt. Am 25. April marschirte Sergeant Kühne mit den irregulären Sswahíli-Soldaten ebenfalls in dieses Lager und setzte am folgenden Morgen mit dem ganzen Tross über den Fluss, um bei dem nahen Dorfe Kikóka ein Lager zu beziehen. Alles in Allem bestand die Karawane jetzt ausser uns Europäern aus 54 regulären Soldaten, unter denen sich 28 Ssudanesen, 15 Sulus und 11 alte Küsten-Askaris befanden. Jede Gruppe von ihnen hatte ihre eingeborenen Unteroffiziere,

so die Ssudanesen den Tschausch Ali, einen kleinen Bornu-Mann, der ein ebenso braver und treuer Mensch, als mangelhafter Soldat war, ausserdem zwei Ombaschīe (Gefreite). Die Sulus, durchweg tüchtige Menschen von liebenswürdigem und kindlichem Charakter, standen unter dem Befehl des riesengrossen Tschausch Parker und einiger Gefreiten, die Sswahíli unter dem altbewährten Ssol (Feldwebel) Barúck, der schon zu Zeiten der ostafrikanischen Gesellschaft als Soldat



Abb. 3. Abschied von Bagamoyo. Fort von Bagamoyo.

gedient hatte und in Folge seiner Tapferkeit mit der silbernen Dienstauszeichnung dekorirt war. Die 49 neu angeworbenen, noch nicht ausgebildeten, irregulären Askari wurden fürs erste von Ulédi beaufsichtigt. Dieser selbst war eine der wichtigsten Personen der Expedition; Dank seiner grossen Reiseerfahrung genoss er eine unbeschränkte Autorität bei den Leuten, uns selbst aber leistete er unbezahlbare Dienste durch sein Talent, mit den Eingeborenen zu verhandeln.

An Trägern waren 87 Sansibariten angeworben, darunter die Aufseher Múnye Pémbe, Shabán, Mohammed bin Seliman und Hamis Ngósi, ferner 200 Küsten-Leute unter dem Hauptaufseher Abdallah Pessa und 43 Wassukuma-

Leute vom Südufer des Victoria Nyansa. Zu diesen kamen 162 Wanyamwési-Träger, die bis Ussongo engagirt waren, woselbst sie nach Ssewa's Aussage für den Marsch bis zum See Ersatzmänner zu stellen hätten, und endlich etwa 100 Leute, die nur bis zur deutschen Station Mpwápwa engagirt waren, um bis dorthin theils unsere auf dieser Strecke zu verbrauchenden Sachen, theils Gegenstände für die Station zu tragen. Mehrere hundert Mann schlossen sich freiwillig unserer Karawane an, um deren Schutz auf ihrem Marsch ins Innere zu geniessen. Zwei Köche waren ebenfalls angeworben, ferner der frühere langjährige Dolmetscher des Pascha, Namens Makyéra, ein geborener Unyoro-Mann, der alte arabische Schreiber des Pascha, Redjeb Effendi, der nebenbei Vögel für die Sammlung des Pascha erlegte, und ein Vogel-Präparator Namens Mhoma, sowie endlich mein Jäger und Pflanzensammler Mabruck, der, von J. M. Hildebrandt ausgebildet, u. A. schon Dr. G. A. Fischer Dienste geleistet hatte und sich bereits seit zwei Jahren in meinem Solde befand.

Einige Tage vor dem Abmarsch nahm Major von Wissmann, den die Vorbereitungen neuer Unternehmungen zu einer Recognoscirungsreise nach den südlichen Gebieten der deutschen Küste veranlassten, von uns Abschied. Die Herren der Station Bagamoyo und des damals gerade dort anwesenden Expeditions-Korps hatten in gastfreundlicher Liebenswürdigkeit allerhand Festlichkeiten uns zu Ehren veranstaltet, bei denen, wie man sich wohl denken mag, dem Becher tapfer zugesprochen wurde. Erstaunlich war es dabei, zu sehen, mit welcher jugendlichen Frische der Pascha selbst, der doch seit vielen Jahren von derartigen Gelagen entwöhnt und erst kurz zuvor genesen war, an alledem theilnahm und wie er den jüngeren Herren zum Trotz seinen Mann stand.

II. KAPITEL.

Das Küstengebiet bis Mpwápwa.

Am 26. April früh brach der Pascha mit uns Offizieren, den Soldaten und dem Privat-Gepäck von Bagamoyo auf. Die Geschütze des Forts donnerten ihren Salut, als wir, begleitet von sämmtlichen anwesenden Offizieren, aus der Stadt heraus ritten, voran die schwarz-weiss-rothe Flagge. Die Soldaten, gleichfalls von den Ihrigen eine Strecke begleitet, sangen in gehobener Stimmung frohe Marschlieder und bald hatten wir die Hütten der um die Stadt gelegenen parkartigen Plantagen, die von üppigen, dunklen Mangobäumen und hohen Kokospalmen umgeben sind, hinter uns gelassen und waren nach etwa einer Stunde an den zwei kleinen Sümpfen bei der Stadt, von denen der grössere Tschemtschem genannt wird, angelangt, wo sich die Mehrzahl der uns begleitenden Herren mit den wärmsten Segenswünschen für den Erfolg unserer Reise verabschiedeten. Nur der Stationschef Herr Ramsay begleitete uns noch eine Stunde weiter über die etwas versumpfte Flussniederung bis zur Fähre über den Rufu- oder Kinganifluss, wo eine kleine Befestigung unter dem Kommando von Herrn Bohndorf, dem wohlbekannten Begleiter von Dr. Juncker und Prof. Lenz, sich befindet.

Während der Niederwerfung des Aufstandes der Küstenstämme hatte Major von Wissmann hier an der Kingani-Fähre auf dem rechten Flussufer einen kleinen befestigten Posten aus Balkenwerk und Wellblech erbauen lassen, den die Eingeborenen schlechtweg Mtoni, d. h. am Flusse, nennen. Von hier aus konnte man mit einem dreiläufigen Nordenfeldt'schen Geschütz das gegenüberliegende Ufer bestreichen. Herr Bohndorf, der Chef dieser kleinen Station, wohnte in einem neben diesem Posten aufgestellten Zelt.

Die Gegend zeigt hier einen ausnahmsweise öden Charakter, der den üblichen Vorstellungen von tropischer Vegetation keineswegs entspricht, und ein gleich nach unserer Ankunft herabprasselnder Regen liess sie nur noch unwirthlicher erscheinen. Fuhr ich aber zu anderen Zeiten mit einem der kleinen Einbäume eine Strecke weit flussaufwärts, so erstaunte ich über die Pracht des landschaftlichen Bildes, in dem sich an den zahllosen Flusswindungen die dichten, von Lianen besponnenen Vegetationswände coulissenartig voreinanderschieben und immer neue reizvolle Ausblicke gewähren. Zahllose Vögel, wie

schneeige Kuhreiher (Ardea bubulcus), schwarz-weisse und blauschillernde Eisvögel, Fischadler u. s. w. bevölkern die Bäume, und ein weisser Pelikan schwimmt gravitätisch auf dem Wasser, mit seinem Kehlsacke nach Beute fischend. Von lärmenden und schnaubenden Flusspferden und von Krokodilen wimmelt der Strom, an dessen Schlammufer in der Ebbezone Springfische (Periophthalmus Koelreuteri) und verschiedene Sorten Krebse ihre Wesen treiben. Leider konnten wir an jenem Tage nichts von diesen Herrlichkeiten wahrnehmen.

Das Uebersetzen über den Fluss konnte nicht sogleich vorgenommen werden, da der Kommandant des Postens mit dem Fährboot fortgefahren war, um einen stromabwärts getriebenen Ochsen wieder zu erlangen, ehe dieser den Krokodilen zum Opfer fiel. Glücklicher Weise hatte unser reiseerfahrener Chef, der Pascha, einen Picnic-Korb mit gutem Imbiss versehen lassen, so dass wir uns die Zeit des Wartens ganz angenehm vertreiben konnten. Endlich kam das Boot zurück, und das Uebersetzen konnte beginnen. Der immer heftiger strömende Regen war dabei recht hinderlich. Menschen und Gepäck wurden total durchnässt, während man von dem steilen rechten Uferrande in den Schlammsaum des Flusses hinabstieg, um das Boot zu erreichen. Trotzdem gelangte die ganze Mannschaft und zuletzt auch die Pferde glücklich ans andere Ufer, so dass wir Nachmittags den Marsch fortsetzen konnten. Es schien, als solle das Unwetter des ersten Tages ein böses Omen für die Folge sein, da uns thatsächlich die Regengüsse fast während des ganzen Verlaufs der Expedition kaum einen Tag lang verschonten.

Vom Flusse aus windet sich ein schmaler Pfad nach Westen und führt zunächst eine Strecke weit über grauen Thonboden, dessen Beschaffenheit erkennen lässt, dass er zeitweise unter Wasser gesetzt ist. Nachdem wir den Schilfrand des Flusses verlassen hatten, in dem einige wilde Dattelpalmen (Phoenix spinosa) mit ihrem hellgrünen, zarten Laub vortheilhaft vom Graugrün des Ufergebüsches abstachen, kamen wir in eine Grasebene, die mit vereinzelten niederen Flöten-Akazien bestanden ist. Beim Weiterreiten ward der Boden fest und sandig und etwas stärker mit Gebüsch bedeckt, das sich hier und da zu dichten Massen vereinigte. Es regnete mit unverminderter Heftigkeit, als wir nach etwa $1^1/_2$ Stunden das Lager unserer voraufgesandten Karawane bei dem Dorfe Kikóka erreichten, das auf einer alten, während des Küstenaufstands von ihren Einwohnern verlassene Pflanzung aufgeschlagen war. Zum Unglück hatte den Sergeanten Kühne ein heftiges Fieber befallen, so dass er nicht im Stande gewesen war, viel Ordnung im Lager herzustellen. Mit Mühe mussten wir unsere einzelnen Koffer aus dem Haufen der Lasten heraus suchen, um die vollständig durchnässten Kleider zu wechseln. Bei einem Glase Grog aber, zu dem der Pascha uns alsbald freundlicher Weise in sein Zelt einlud, wurden die Lebensgeister wieder geweckt, so dass sogar das höchst frugale Essen uns ganz leidlich mundete, das der Koch in meinem Zelt hergestellt hatte, da im Freien der Regen das Feuer stets verlöschte.

Der folgende Tag ging damit hin, dass wir alle Lasten genau revidirten und die Träger bei ihnen antreten liessen. Ssewa Hadji hatte nach seiner Aufstellung 538 Soldaten und Träger bis zum See gestellt, dazu 111 Mann bis Mpwápwa; wenn wir hierzu die 54 regulären Soldaten, 4 Dolmetscher u. s. w. rechneten, so verfügten wir über 707 besoldete Leute, wozu noch unsere Diener, die Träger und Frauen der Soldaten und andere Leute kamen, derart, dass unser Lager über 1000 Menschen beherbergte. Am Nachmittag fing Lieutenant Langheld schon damit an, die Sswahíli-Rekruten einzuexerciren und ihnen die Geheimnisse der Gewehrgriffe beizubringen.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise nach Abbruch des Lagers fort. Da eine etwas nördlicher gelegene Strasse noch vom Küstenaufstand des Jahres 1888 her verwüstet war, wurde die Route über Biki, Mssúa und Mrógoro gewählt.*) Der Weg führte durch eine einförmige Kampinen-Landschaft, die jetzt während der Regenzeit in prächtigem Grün sich zeigte. Kleine weisse Cyperaceen blühten zahlreich am Wege, und Strecken, die mit der Flöten-Akazie bewachsen waren, wechselten mit vegetationsreicheren Gegenden ab, auf denen auch der knorrige Ebenholzbaum (Dahlbergia melanoxylon) häufig zu beobachten war, dessen verworrenes, bedorntes Aestegewirr von Weitem den Eindruck einer Sykomore macht, sich bei näherer Betrachtung aber leicht durch seine Fruchtform — kleine grüne Aepfelchen — von jener unterscheiden lässt. Der Boden bestand hier meistens aus zur Zeit ziemlich feuchter, häufig sogar versumpfter schwarzer Erde.

Im Lager von Mbiánsi, unserer nächsten Raststation, wurde alsbald eine regelrechte Lagerordnung eingeführt, die Zelte in eine Reihe gestellt und auf dem freien Platze davor die Lasten nach ihrem Inhalte aufgestapelt und von Soldatenposten bewacht. In den nächsten Tagen war der Marsch in Folge des durchweichten Bodens ausserordentlich beschwerlich, und, wenn etwa ein kleiner Bacheinschnitt oder dergleichen ein vorübergehendes Hinderniss bildete, so kamen die stets im Gänsemarsch schreitenden Träger allemal so weit auseinander, dass der Schluss der Karawane erst 3—4 Stunden nach der Spitze am

*) Es lag die Absicht vor, die Richtung zunächst durch das Küstengebiet auf der grossen Karawanenstrasse nach dem viel genannten, etwa 260 km von Bagamoyo entfernten Mpwápwa zu nehmen, wo die mehr oder weniger flachen hügeligen Küstengebiete aufhören und das central-afrikanische Hochplateau seinen Anfang nimmt. Das Küstenland, das eine Breite von rund 150 km hat, ist durchweg mit lichtem Steppenwald bedeckt. Gegen Westen wird es durch die Berge von Ukámi, Ussagára und Ungúu abgeschlossen. Es umfasst die Landschaften Usaramo, Udóë, Ukwére, Usegúha und Ukami, an die sich endlich Ussagára und noch weiter das trockene Ugogo anschliessen. Wenn die Bewohner auch noch vielfach das Kisswahili verstehen, so reden sie unter sich doch abweichende Dialekte, die man in drei Gruppen Usarámo-Udóë, Usegúha-Ungúu und Ussagára-Ukami zusammenfassen kann. An einem Punkt in Ussagára haben Araber eine kleine Handelskolonie gebildet und an verschiedenen Orten die Patres der katholischen Missionsgesellschaft »du sacré coeur«, die »schwarzen« Brüder, eine Station errichtet, während die »weissen« algerischen Patres, von Mpwápwa an weiter im Innern sich ansiedeln. Zahllose Karawanen von europäischen Reisenden haben diese Länder durchquert und trefflich geschildert; ich erinnere nur an Burton, Speke und Grant, Stanley, Marno, Reichard, Juncker und andere. Mehr als 100 000 Neger begehen jährlich diesen Karawanenweg.



Lichtdr. v. Frisch.

Parklandschaft in Usegúha.
(Links Hyphaena-Palme.)

Lagerplatz anlangte. Gewöhnlich wurden die Soldaten in drei Abtheilungen geschieden, von denen je eine an der Spitze, in der Mitte und am Schluss der Karawane marschirte. Der Pascha selbst übernahm bald die Führung, bald das mühsame Kommando der Nachhut. Voran marschirten stets einige Soldaten mit der deutschen Flagge, dann der führende Offizier, dem die Träger des Europäer-Gepäcks und der Munition folgten, darauf kam das zweite Soldaten-Kommando und auf diese das Gros der Träger. Die Nachhut war ebenfalls durch eine Flagge kenntlich gemacht. Die andern Europäer vertheilten sich so, dass sie die Leute nach Möglichkeit im Auge behalten konnten. Bei der constanten Ermüdung der an ihre Lasten noch nicht gewöhnten Träger, dem abscheulichen Zustand des Bodens und den fortwährenden Regengüssen kam die Karawane häufig genug aus ihrer Marschordnung heraus, indem verschiedene Leute sich am Wege niedersetzten und erst später ihren Marsch wieder aufnahmen.

In den ersten Tagen, die uns durch mehr oder weniger verwüstete Gegenden führten, lebten unsere Leute noch von ihren in Bagamoyo empfangenen Reis-Rationen; in Mbiki aber, wo wir etwas bewohnte Distrikte erreichten, mussten Stoffe vertheilt werden, für die jeder Mann sich seine Nahrung von den Eingeborenen selbst einkaufen sollte. Zu diesem Zwecke schliessen sich 2—8 Leute zu kleinen Tischgenossenschaften, Kambi genannt, zusammen, die dann gemeinschaftlich ihr Essen einkaufen, kochen und verzehren. Jeden Tag hat ein anderer Mann die Aufgabe, die Nahrung seines Kambi zu besorgen, jeweils so lange der Vorrath ausreicht, d. h. acht bis vierzehn Tage lang. Wir hatten jeder dieser Genossenschaften einen grossen messingnen Kochtopf zugewiesen. Der reiseerfahrene Träger aber sorgt in seinem Kambi nicht nur für das Kochgeschirr, sondern auch für Unterkunft. Aus dünnem, baumwollenem Zeug werden kleine, meist mehreren Leuten zusammen gehörende Zelte genäht, die wenigstens einigermaassen gegen Nachtluft und Regen, nicht aber gegen die Bodenfeuchtigkeit Schutz gewähren. Diese Zelte haben die Leute abwechselnd zu tragen, dazu noch ihre aus Palmenbast geflochtenen Schlafmatten, die sie Mkeka nennen, etwas Zeug und einige Nahrungsmittel, was alles kunstgerecht auf der Last befestigt werden muss. Der ganz praktische Küstenträger aber windet sich sein dünnes Zelttuch als Turban um den Kopf, wobei es ihn noch zugleich gegen den Druck seiner Last schützt. Manche Leute, besonders die Wanyamwesi, hatten ihre Frauen mit sich genommen, was zwar die Karawane sehr vergrösserte und oft beim Vorwärtskommen aufhielt, auf der anderen Seite aber den grossen Vortheil gewährte, dass die Weiber den Männern das Kochen abnehmen und ausserdem ihre Schlafmatte und das Essgeschirr tragen konnten.

Die Gegend, durch die wir von Mbiki aus weiter zogen, war theils ziemlich bewaldet, theils mit dichten Gebüsch-Inseln bedeckt, die von den gigantischen kahlen Aesten einiger Affenbrodbäume und von einzelnen gabelstämmigen Dum-Palmen (Hyphaena coriacea) mit ihren kleinen aus Schirm-Blättern bestehenden

Kronen überragt wurden. Eine kleine gelbe Orchideenart und andere Blumen, meist weisser oder gelber Farbe, wucherten zerstreut in dem etwa kniehohen Grase. Häufig fiel uns ein goldregenartiger Strauch mit leuchtend gelben Blüthen, wahrscheinlich eine Cassia, sowie eine Passionsblume im Gebüsch auf. Der letzte Theil des Weges bis Mssúa war sehr mühsam und sumpfig, so dass die Leute auf Schritt und Tritt bis über die Knöchel in den schwarzen Boden einsanken. Auf dem Wege treten hier Streifen eines graugelben, kalkigen Sandsteins zu Tage, der wahrscheinlich der Juraformation angehört; die Schichten sind meist ziemlich stark verworfen mit nord-südlichem Strich und Fall nach Ost.



Abb. 4. Alter Msegúha-Mann.
(Chef Bamwalla von Mbusini.)

Der Dorf-Chef von Mssúa, Ssimba Mbasi (ein Mdóë), und andere aus der Umgegend brachten Ziegen, Hühner, Mehl und Mais als Geschenk dar. Unter anderm erhielten wir hier zwei Enten jener grossen, schwarzen Spielart, die rothe Hautkarunkeln auf dem Schnabel trägt (Anas moschata). Diese von Fleisch meist ziemlich zähe Art wird in einzelnen Küstendistrikten von den Eingeborenen gezüchtet.

Bei der am folgenden Tage vorgenommenen Revision der Leute stellte es sich heraus, dass 16 Mann sich ihren Verpflichtungen durch Desertion entzogen hatten, darunter auch ein Rekrut mit seinem Gewehr. Einige Wanyamwési, die die Strapazen der Reise nicht ertragen konnten, stellten ihren erhaltenen Vorschuss wieder zurück, und nicht weniger als 40 Mann erkrankten uns, besonders an Rheumatismus und Dysenterie, die sie sich entweder durch das Kampiren auf nassen Lagerstätten oder durch Trinken des leicht brakigen Wassers zugezogen hatten. So mussten wir schon hier einige Dorfleute tageweise engagiren, um unsere Lasten fortzuschaffen.

Der Weitermarsch gestaltete sich noch schwieriger, als an den vorangehenden Tagen. War der Boden in jenen Gegenden schon zur trockenen Jahreszeit ganze Strecken weit von sumpfiger Beschaffenheit, so waren bei dem damals herrschenden Regen die Wege vollends grundlos geworden, und täglich hatten wir stundenlang

in Schlamm und schwarzem Wasser einherzuwaten, in dem allerhand Wurzelgewirr und kleine Bacheinschnitte als weitere Hindernisse das Fortkommen erschwerten und Träger wie Reitthiere aufs Aeusserste ermatteten. Es war mehr ein Fortplätschern, als ein Fortmarschiren zu nennen. Schlammbäder von unten und Sturzbäder von oben mögen wohl in europäischen Heilanstalten der Gesundheit unter Umständen recht förderlich sein, uns aber wurden sie bei ihrer tagelangen Dauer doch schliesslich höchst fatal, ganz besonders wenn wir gezwungen waren, unser Lager auf solch einem völlig durchweichten Platz in knöcheltiefem Schlamm aufzuschlagen. Unter solchen Umständen ist es das einzige Mittel, möglichst dicke Schichten von Gras auf dem Boden des Zeltes auszubreiten, wenn man einigermaassen aufs Trockene gerathen will.

Schon am frühen Morgen hängen wieder dichtgeballte graue Regenwolken drohend am Firmament; trotzdem versuchen wir abzumarschiren. Mit den froststarrten Gliedern und auf dem unerhört schlechten Wege geht alles natürlich nur sehr langsam, und gerade am Ausgang des Lagers versperrt zum Ueberfluss noch ein quer über den Weg gefallener Baumstamm die Marschroute. Jeder muss mit seinen schlammigen Füssen, die Last auf dem Kopfe, erst über den Stamm hinwegklettern; so kommt es, dass eine Stunde nach dem Abmarsch der Karawane der letzte Mann erst 200 m von unserem Lager entfernt ist. Dass bei dieser Art der Fortbewegung und dem beständigen Warten die Leute auf's Aeusserste ermüdet sind, ist nur selbstverständlich; aber auch wir Europäer halten solche Strapazen nur schwer aus, wennschon wir zeitweise unsere Reitesel benutzen können; wir müssen tagelang das nasse Zeug am Leibe behalten, da kein Sonnenblick uns Gelegenheit bietet, es trocknen zu lassen.

In diesen beschwerlichen Tagen setzte uns alle die enorme Energie und Arbeitskraft des Paschas in hohes Erstaunen. Wenn er nach sechsstündigem Schlammtreten ganz durchnässt im Lager angekommen war, setzte er sich sofort, nachdem er die Kleider gewechselt hatte, an seine Arbeit und trug bis Abends spät Tagebuchnotizen und seine Routenaufnahme mit bewundernswürdiger Sorgfalt ein. Trotz der Reise durch den Schlamm sahen seine Blätter später aus, als wären sie von einem Lithographen gestochen. Mochte er Abends noch so ermüdet sein, er zwang sich stets bis 9 Uhr wachzubleiben, da er um diese Zeit täglich die Ablesung seiner Instrumente vorzunehmen pflegte.

Auch unterwegs unterliess er es trotz des Regens nie, alle fünf Minuten die Wegrichtung und das Terrain aufzuzeichnen. Im Lager angekommen, war es dann seine Hauptaufgabe, die allgemeinen Anordnungen für den nächsten Tag zu treffen; sodann musste mit den eingeborenen Häuptlingen wegen der Stellung von Ersatzmännern für kranke Träger und wegen der Führung verhandelt werden, und häufig waren ihre Geschenke an Nahrungsmitteln durch Gegenleistungen zu erwidern.

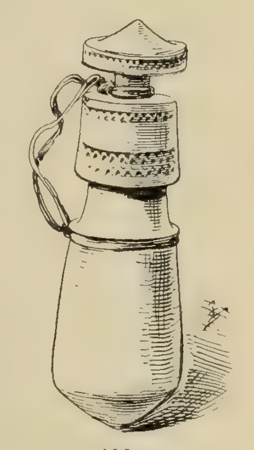
Die Leute hatten es im Lager natürlich sehr schlecht. Nur auf etwas nassem Gras und einer Schlafmatte, mit einem dünnen Stück baumwollenem

Zeug bedeckt, auf dem feuchten Boden zu liegen, ist gewiss keine Annehmlichkeit. Einige hatten zwar leichte Zelte, andere erbauten sich geschickt in wenigen Augenblicken kleine Grashütten, die Sulus sogar täglich ein langes Schutzdach aus Stangenwerk und Gras, in dem sie alle zusammen ihr Unterkommen fanden. Wehe ihnen aber, wenn auch Nachts der Regen nicht nachliess und der ganze Boden binnen Kurzem mit Wasser bedeckt war. Unter diesen Umständen blieb den Leuten nichts übrig, als erhöhte Bodenstellen, wie Termitenhügel u. a., aufzusuchen, ja sogar auf Bäume zu klettern, um der Bodennässe zu entgehen. Feuer lässt sich in solchen Fällen nicht anzünden, da der Regen jegliche Bemühung nach dieser Richtung sofort vereitelt. Wenn der Neger auch Kälte im allgemeinen leicht erträgt, so ist er dagegen bei Nässe sehr unglücklich. Sein ohnehin nicht sehr reger Verstand und seine Energie werden dann völlig gelähmt; an allen Gliedern zitternd, kauert und duckt er sich auf ein möglichst kleines Volumen zusammen, und seine vorher sattbraune Hautfarbe verwandelt sich in ein Braungrau, als wenn er mit Asche bestreut wäre. Nur mit Mühe sind die Leute dann morgens früh aufzurütteln und zum Eindringen in das triefend nasse, hohe Gras und Gebüsch zu bewegen. Auch sonst muntere und immer zum Scherzen aufgelegte Witzbolde, wie sie sich in jeder Karawane finden, verstummen hier bald. Melancholisch ziehen die Leute im Gänsemarsch einher und das plätschernde Geräusch ihrer Schritte wird nur durch die fortwährenden Rufe unterbrochen, mit denen der einzelne Mann den Nachfolgenden auf Weghindernisse aufmerksam macht.

Die Gegend hinter Mssúa ist mit dichtem, fast nur aus Laubbäumen zusammengesetztem Unterholz bestanden. Nur einige Adansonien mit ihrem gigantischen Geäst und cactusähnliche Kandelaber-Euphorbien bieten etwas Abwechslung. Hier und da steht am Wege ein glimmerschieferartiges Gestein an mit 50^0 Fall nach Osten.

Erst nach zwei Tagen erreichten wir den nahen, in einem langen Wiesenthal gelegenen Ort Kissémo. Hier in der Landschaft Usarámo findet man neben den allgemein üblichen runden Hütten auch lange scheunenartige Gebäude mit Giebeldächern, deren Wände aus Reisiggeflecht hergestellt und mit Lehm gedichtet sind. Ein kreisförmiger Hüttencomplex ist auf primitive Weise dadurch befestigt, dass die Lücken zwischen den an der Peripherie gelegenen Häusern mit einem Pfahlzaun ausgefüllt sind. Nur ein schmaler Zugang führt in den inneren Hofraum, auf dem die wenigen kurzgehörnten Ziegen und Fettschwanz-Schafe, sowie eine Anzahl Hühner und fahlgelbe Hunde ihr Wesen treiben. Auf den in der Nähe des Dorfes gelegenen Feldern stand damals am Ende der Regenzeit nur Mais, dessen am Feuer geröstete Kolben uns ein willkommenes Frühstück lieferten. Zu anderen Zeiten wird auch Sorghum und viel Maniok gezogen; bei unserem Durchmarsch aber war die neue Ernte noch nicht reif, so dass gerade Hungersnoth im Lande herrschte. Da überdies der Regen die Eingeborenen hinderte, aus den entfernteren Dörfern zum Handeln in unser Lager zu kommen, war auch bei uns Schmalhans Küchenmeister.

Ein grosser Teil unserer Leute litt überdies an Verdauungsstörungen und den bei Negern sehr häufigen rheumatischen Beschwerden, so dass sie ihre Lasten nicht tragen konnten. Einige stürzten am Wege nieder, und Niemand konnte ihnen helfen, da jeder zu sehr mit sich selbst beschäftigt war. Zu alledem kam noch, dass uns täglich mehrere Leute aus Furcht vor weiteren Anstrengungen desertirten. Kurz, wir standen vor der Gewissheit, dass wenn die Witterung noch acht Tage in der bisherigen Weise anhalte, unsere Karawane der Auflösung verfallen sein würde. Der Pascha beschloss deshalb, in Mrógoro das Nachlassen des Regens abzuwarten.


Abb. 5. Schnupftabaksdose. Usegúha. (Am Oberarm zu tragen.)

Glücklicher Weise wird der Boden hinter Kissémo sandiger und demgemäss trockener. Eine Stunde diesseits des starkgeschwollenen Gerengére-Baches wurde gelagert, und Lieutenant Langheld mit einem Soldaten-Detachement vorangeschickt, um den Uebergang vorzubereiten. Ein lichter Steppenwald mit Grasuntergrund führte uns in eine mit reichlichem Schilf bestandene Ebene, die den Fluss begleitet. Etwas unterhalb des Weges aber war durch in den Fluss geworfene Baumstämme ein Uebergang hergestellt, den wir theils über dem Wasser balancirend, theils im Wasser selbst passirten. Ein mitgenommenes langes Tau that uns beim Uebersetzen der Pferde, Esel und Ochsen, die natürlich schwimmend den Fluss passiren mussten, vorzügliche Dienste. Besonders zu loben war die Haltung der Sulus bei solchen Arbeiten. Fortwährend mussten sie hin und her schwimmen, um den Strick einem Thier nach dem andern um den Hals zu binden und es so hinüberzubugsiren.

In dem zum ersten Male wieder auf trockenem Boden aufgeschlagenen Lager belohnte uns eine herrliche Aussicht auf die Ukami-Berge für unsere Anstrengung, und als endlich auch noch die lang vermisste Sonne durch die Regenwolken brach und jeder seine Kleider trocknen konnte, da durchrieselte uns ein angenehmes Wärmegefühl: die gehobene Stimmung war bei Allen wiedergekehrt. Beim Weitermarsch, der über sandiges, leichthügeliges Terrain, durch leichten Buschwald über die Orte Mkó, Mikésse und Pangaui führte, hatten wir überall die Aussicht auf die immer näher rückenden Ukami- und Kóngwe-Berge, deren landschaftliche Schönheiten für mich allerdings durch eine in Folge der nassen Kleidung auftretende, lästige Furunculose einigermassen an Reiz verloren. Bei Pangaui traf uns der von Mpwápwa zurückkehrende Feldwebel Hoffmann, der den Pascha bat, an der Expedition theilnehmen zu dürfen. Er wurde vorbehaltlich der Genehmigung des Reichskommissars angenommen und mit der Hülfsbeaufsichtigung der Lasten und Träger betraut.

Bei dem Orte Mohále, wo die alte, aus Stanley's Reisen bekannte Ssimbamwéni herrscht, empfing uns ihr Sohn Kingo, der Häuptling von Mrógoro, der

uns freundlichst Ersatz für die grosse Zahl unserer desertirten und kranken Träger, im Ganzen fast 100 Mann, stellte. Ein kurzer Marsch durch eine üppige Parklandschaft und über drei tiefe, strömende Bäche brachte uns nach Kingo's grossem Dorfe, das sich im flachen Thal, zwischen den hohen Ukami-Bergen und dem isolirten Mgú ya ndége (Vogel-Fuss) hinzieht.

Hier dürften füglich einige erläuternde Worte über die bis jetzt durchzogenen Landschaften Usarámo, Ukwére und Usegúha angebracht sein, die in der Physiognomie der Wohnstätten und Bewohner einander sehr ähnlich sind. Die einzelnen Ansiedelungen liegen meistens auf Lichtungen in einem überaus dichten, verfilzten Buschcomplex. Nur ein schmaler, oft tunnelartiger, durch ein bis zwei Thore leicht zu versperrender Zugang führt zu ihnen heran. Die Thore bestehen aus zwei starken, durch ein oberes Querholz verbundenen Seitenpfählen. Auf das obere Holz sind an einem Ende durchbohrte Pfähle beweglich auf-



Abb. 6. Usegúha-Dorf. (Links Hütte nur mit Centralbau, rechts mit Verandabau.)

gezogen, die bei geöffnetem Thor auf einer dahinter befindlichen Astgabel ruhen, zum Zweck des Schliessens aber vor der Oeffnung herabgelassen und durch zwei dicht über dem Boden befindliche Querhölzer festgekeilt werden. Die Hütten (Abb. 6) sind durchweg von runder Form mit konischem Strohdach, wie sie Dr. Baumann bereits für Nord-Usegúha beschrieben und abgebildet hat. Die etwa $1^1/_2$ bis 2 m hohe Aussenwand wird durch eine Anzahl im Kreise eingepflanzter und an ihrem oberen Ende gegabelter Pfähle hergestellt, die durch lehmgedichtetes Flechtwerk mit einander verbunden sind. Auf dieses Gestell wird zunächst ein horizontaler Boden aus Gebälk gelegt, und das Ganze mit einem Kegeldach aus radiär gestellten Ruthen überdeckt, die die Aussenmauer weit überragen. Der untere Raum der Hütte dient als Schlafzimmer; er wird durch ein primitives Bettgestell — aus einem länglichen, mit vier Beinen versehenen und mit Thierhaut oder Baststreifen bezogenen Holzrahmen be-

stehend —, sowie durch einige grob geflochtene Matten, runde Thontöpfe, Kalebassen und andere kleine Gegenstände wohnlich gemacht. Der obere Dachraum, in den man durch eine freigelassene Oeffnung gelangen kann, dient als Speicher für die in grossen Körben oder Thongefässen aufbewahrten Kornvorräthe. Ist der Besitzer wohlhabend oder hat sich seine Familie vergrössert, so findet man vielfach unter den weit vorstehenden Dachsparren gewissermaassen als Veranda noch einen zweiten Wohnraum, der den ersten ringförmig umgiebt.

Die ziemlich grossen und starken, aber nicht sehr muskulösen Männer (Abb. 4) mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen tragen fast stets einen kleinen Kinnbart; an anderen Körpertheilen wird die Behaarung abrasirt; die Beschneidung ist bei ihnen nicht üblich. Die Männer tragen einen Schurz aus importirten Baumwollenstoffen, die sie meist mit Lehm roth zu färben pflegen; Thierfelle sind seltener im Gebrauch. Messing- und Eisenringe sind beliebte Schmuckgegenstände für Hand- und Fussgelenk, auch werden an Stirn, Hals, Fuss- und Handgelenken die wunderlichsten Amulette befestigt, wie kleine Holz- und Wurzelstücke (Abb. 7 u. 8), eine mit Perlen überstickte Frucht, Antilopenhörner, ausgehöhlte Schafhufe, hier und da wohl auch Eisen- oder Messingplättchen u. s. w. Diese Dinge sollen ihren Träger gegen Krankheit, wilde Thiere oder Fährlichkeiten des Weges schützen. Das Haar wird gewöhnlich glatt geschoren, wobei man eine kleine Scheitellocke stehen lässt, oft auch zu zahlreichen herabhängenden Zöpfchen verflochten.

Die Kleidung der Frauen ist der der Männer ähnlich, nur etwas länger; selten ist der Oberkörper bedeckt. Um die Hüften werden zahllose, zu einem dicken Bündel vereinigte Schnüre von kleinen weissen Perlen getragen, so dass der Lendenschurz krinolinartig aufgebauscht wird und die Trägerinnen durch das Perlengewicht einen eigenthümlich wackelnden Gang annehmen. Bisweilen tragen jüngere Mädchen in Usegúha an Stelle der Perlenschnüre eine kleine rechteckige, etwa 8 : 15 cm grosse Perlenstickerei an dünner Schnur um die Hüfte. Manschettenartige Gewinde aus dickem Messingdraht, um die Unterarme oder auch um die Knöchel gelegt, und zahlreiche Halsketten von Perlen sind ebenfalls beliebt. Beide Geschlechter splittern aus den zwei oberen, mittleren Vorderzähnen eine dreieckige Lücke heraus.

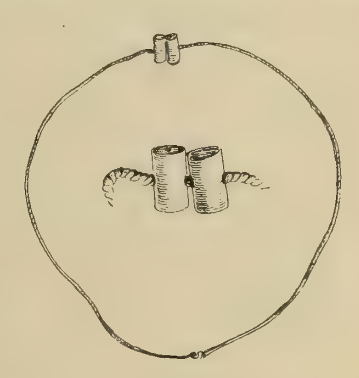


Abb. 7.
Amulet der Wasegúha.
(Um den Hals zu tragen.)

Die Bewaffnung des Mannes besteht aus ziemlich grossen Speeren, Bogen, Pfeilen in Lederköchern, sowie aus einem Schwert mit Lederscheide. Vorderladergewehre haben bereits viele der ursprünglichen Waffen verdrängt.

Vor dem Eingang des Dorfes, oft auch an einsamen Waldstellen, ist ein kleines rundes Strohdach errichtet, unter das Spenden an Mehl und Bier, sowie

mit Vorliebe die weissgebleichten Schalen der Achatina-Schnecke gestellt werden. Diese sind wohl als Opferstellen für den guten Gott (Mungu) aufzufassen, der nach dem Glauben der Bevölkerung in der Einzahl vorhanden ist, die Menschen und die ganze Natur geschaffen hat und vor allen Dingen das Getreide auf den Feldern gedeihen lässt. Um ihn günstig zu stimmen, wird vor Verzehrung der neuen Ernte an einem grossen Affenbrodbaum Bier bereitet, von dem ein Theil als Libation mit etwas Mehl und Mais auf die Erde gegossen wird. Das übrige Bier wird zu Ehren des Mungu ausgetrunken. Vielfach werden diese Zauberhütten auch an die Wege gebaut, damit böse Geister hier Unterkunft und Nahrung finden und nicht auf ihren Wanderungen das Dorf heimsuchen. Kleine Geister, die meistens nur ihr Dasein führen, um die Menschenkinder zu quälen, haben ihren Sitz in Quellen, Brunnenlöchern, auf Affenbrodbäumen und anderen ähnlichen Oertlichkeiten; auch sie werden durch Spenden günstig gestimmt. Wie an der Küste, ist auch in Usegúha das Msimu gebräuchlich: man legt sein Gelübde ab, für die Erfüllung eines Wunsches bestimmte Opfer zu bringen, und hängt das Gelobte, wie Stoffe, Nahrung, Perlen u. s. w., an einen grossen Brodbaum auf, und zwar entweder schon vor oder erst nach Erfüllung des Wunsches, ähnlich wie dies bei uns noch an manchen katholischen Wallfahrtsorten mit wächsernen Gliedmaassen u. dergl. im Schwange ist. Erwähnenswerth ist, dass Holz gewisser Baumarten gefürchtet wird, dasselbe darf niemals in die Dorfumzäunung gebracht werden. Der sogenannte böse Blick ist überall gefürchtet, namentlich für kleine Kinder, denen man hiergegen besonders schützende Amulette umhängt. Regenmacher werden für Nord-Usegúha, nach Aussage meines alten Jägers Mabruck, meistens aus Usambara geholt. Dieser wollte gesehen haben, wie ein solcher Mann in einem kleinen Loche auf der vor dem Dorfe hergestellten Tenne etwas Wasser umrührte, worauf sofort die Regenwolken erschienen seien.



Abb. 8.
Amulet der Wasegúha.

Will ein Dorf einem andern Krieg oder Frieden bieten, so übersendet es jeweils eine Kugel, einen Pfeil, eine eiserne Hacke und etwas Perlen. Je nachdem nun die kriegerischen oder friedlichen Zeichen zurückbehalten werden, wird der Krieg von gegnerischer Seite angenommen oder der Friede durch Zahlung des geforderten Tributs erkauft. Bei Friedensschluss kommen sich die beiden betheiligten Parteien auf halbem Wege entgegen, wobei ein mitgebrachter Ochse in der Wildniss geschlachtet und gemeinsam verzehrt wird. Hierauf erst kann der Friede durch Blutsfreundschaft besiegelt werden. Zwei angesehene Leute setzen sich zu diesem Ende auf einer Matte einander gegenüber, ein alter Mann hält jedem ein Schwert über den Kopf, erläutert ihnen die Wichtigkeit der Blutsfreundschaft und erklärt, dass sie nach deren Verletzung durch ein ebensolches Schwert umkommen sollten. Hierauf schlachtet man eine Ziege zwischen ihnen, jeder röstet je ein kleines Stückchen der Leber leicht an und benetzt es mit dem Herzblute des Partners, das einer dem andern mit Hilfe

einer ihm beigebrachten leichten Verwundung abfängt. Nachdem beide die Leberstückchen verzehrt haben, ist die Freundschaft geschlossen.

Auf den dicht vor dem Dorfe gelegenen Feldern baut man weisses Sorghum, etwas Mais, sowie Bohnen verschiedener Art; darunter die kleine Phaseolus Mungo (Djiroko), Vigna sinensis (Kunde) und andere; ferner den Bohnenstrauch, Cajanus indicus (Mbasi), süsse Kartoffeln, Maniok, Kürbisse, Gurken, etwas Sesam und Erdnüsse; Tabak (meist Nicotiana virgineana), einige Exemplare von Hanf nicht zu vergessen. Der Tabak wird frisch in Holzmörsern gestampft und der so entstandene Brei nach leichter Fermentation und Dunklung in runde verschieden grosse Holzspahnformen (Abb. 9) hineingepresst. Die so entstehenden flachen Kuchen trocknen im Schatten langsam zu einer steinharten Masse. Rollen von diesen Kuchen werden, in Maisblättern verpackt (Abb. 10), auf weite Entfernungen verhandelt. Feinzertheilter Schnupftaback wird in oft zierlichen Dosen aus Holz oder Kürbis (Abb. 5) verwahrt.

Der Useguha-Mann hat einen stark entwickelten Geschäftssinn. Mit ein wenig Baumwollenzeug kauft er Tabak, Ziegen, Hühner, manchmal auch Rinder oder Häute ein und verkauft diese Sachen mit Vortheil an der Küste.

* * *

Am jenseitigen Ufer eines versumpften und stellenweise schilfbestandenen Baches schlugen wir unser Lager auf, die drei Zelte der Offiziere neben einander, von denen der Unteroffiziere und Missionare flankirt. Auf einem weiten Platz davor neben der Flagge fand das Geschütz seine Aufstellung, nahe den Lasten der Expedition. Ringsherum hatten sich die Soldaten und Träger ihre Unterkunftsstätten hergerichtet.

Bald nach unserer Ankunft hatten die nahe wohnenden französischen Missionare die Freundlichkeit, uns frisches Gemüse und Brod, beides langentbehrte kulinarische Genüsse, zu senden, so dass unser Tisch, der in einer aus Astwerk und Gras improvisirten Laube seinen Platz gefunden hatte, als reich besetzt gelten konnte. Sergeant Kühne nahm sich seit einigen Tagen unserer Küche auf das Beste an, was uns um so lieber war, als die beiden von Ssewa gestellten Köche leider das Weite gesucht hatten. Als Ersatz für die flüchtigen Kochkünstler musste ein Sulu-Soldat zur Küche kommandirt werden, der auf die Frage, ob er sich schon Fertigkeiten in der Kochkunst erworben hätte, selbstbewusst versicherte, er könne sehr gut Kartoffeln und Kaffee kochen. Die Brühe aber, die er uns vorsetzte, war so entsetzlich, dass nur die Hoffnung, dass er mit der Zeit noch etwas lernen würde, uns davon abhielt, ihn seinen »Kaffee« zur Strafe selbst trinken zu lassen. Der Kampf mit dem Küchenpersonal, das sich stets durch Unordentlichkeit und Schmutz hervorthut, hört

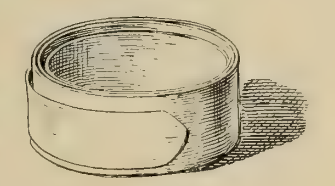


Abb. 9.
Bastring als Form zur Herstellung von Tabakskuchen.

auf derartigen Reisen überhaupt nie auf, wenn man nicht schon beim Engagement besonderes Glück hat.

Der behäbige Kingo, der uns manchmal mit seinem Sohne besuchte und bei solcher Gelegenheit auch photographirt wurde, sandte uns Ochsen und Schafe, sowie Mehl und andere Bedarfsgegenstände als Geschenke.

An Beschäftigung fehlte es uns nicht. Mit Tagesgrauen, nachdem der Trompeter die Reveille geblasen, hatten die Soldaten ihren Appell und marschirten zum Exerzieren auf einen nahegelegenen Platz. Mehrfach wurden die noch nicht mit dem Gebrauch der Waffe vertrauten Leute hier im Scheibenschiessen geübt. Im Lager selbst herrschte inzwischen rege Thätigkeit. Durch den fortwährenden Regen waren alle Stoffe und Lasten bis auf die letzte Faser durchnässt worden, und ihr Inhalt drohte zu verstocken und zu verfaulen. Die schützenden Mattensäcke waren durchweicht und zerfetzt und fingen zum Theil schon an, ihrer Auflösung entgegen zu gehen. Um das zu verhindern, mussten alle Ballen aufgebunden und die Säcke an der Sonne getrocknet werden, eine ebenso beschwerliche, als zeitraubende Arbeit. Glücklicher Weise wurden wir jetzt nur noch von vorübergehenden Regenschauern belästigt, den letzten Sendlingen der fliehenden Regenzeit. Diese vermochten keinen grossen Schaden mehr anzurichten, denn die alsbald wieder hervorbrechende Sonne duldete die Nässe nicht und nahm sich unserer gefährdeten Lasten an.



Abb. 10. Rolle von Tabakskuchen in Maisblättern. (Usegúha.)

In diesen Tagen machten wir auch eine Beobachtung, die wohl für Reisende, die hier gelagert haben, nicht neu sein wird: die eigenartig diuretische Wirkung des Bachwassers von Mrógoro.

An einem der Ruhetage machten wir zu Pferde einen kleinen Ausritt nach der etwas erhöht am Fusse der Berge etwa eine Stunde entfernt gelegenen Missionsstation und ritten zu diesem Zwecke über den Sumpfbach hinüber nach Kingos Dorf. Dieser Häuptling hatte sich während des ganzen Küstenaufstandes sehr wacker gehalten, hatte mehrfach rebellischen Schaaren den Durchzug durch sein Gebiet verwehrt und die Expeditionen des Major von Wissmann und Freiherrn von Gravenreuth thatkräftig unterstützt. Als Belohnung dieser Verdienste erkannte der Reichskommissar seine Oberhoheit im Lande an und erlaubte ihm, von den durchziehenden Karawanen Geschenke anzunehmen. Sein von einem 2—3 m hohen Steinwall umgebenes Hüttendorf, in dem er selbst ein etwas grösseres fensterloses Giebelhaus bewohnt, wurde von den Soldaten der Wissmann-

schen Expedition sogar mit einer kleinen Felsbastion versehen. Zur Belohnung für seine Treue überbrachten wir ihm im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers eine Auswahl werthvoller Stoffe, während weitere Geschenke, aus allerlei Hausgeräth bestehend, in Bagamoyo für ihn bereit lagen.

Von Kingos Dorfe führte der Weg durch dichtes Buschwerk, das uns nur selten einen Ausblick gestattete, leicht ansteigend aufwärts bis zur Mission, die aus mehreren grossen und bequemen, mit Veranden versehenen Ziegelhäusern für die Europäer, sowie aus Magazinen, Handwerksstätten u. s. w. bestand. Eine herrliche Aussicht belohnte uns hier für den zurückgelegten Weg. Nachdem der Chef der Station, Pater Karst, sowie der Bruder Basilid — beides Lothringer — uns bewirthet hatten, führten sie uns in ihren vorzüglich gepflegten Anlagen umher. Gleich hinter den Gebäuden bedeckt ein ziemlich reicher Wald den Bergabhang, von dem ein Bach in steinigem Bett herabplätschert und sein Wasser in einem natürlichen Felsbassin sammelt, das den Zöglingen der Mission eine willkommene Badegelegenheit bietet. Von hier aus wird das Wasser in mehreren künstlichen Rinnen in die von dem Bruder Basilid angelegten Kaffee-Pflanzungen und durch den Hof der Mission in ein kleines Entenbassin geleitet. Die schon 2—3 m hohen Kaffeebäume gedeihen vorzüglich und trugen so reichliche Frucht, dass die umliegenden Missionen mit ihrem Ertrage versorgt werden konnten. Die uns vorgesetzte Probe Kaffee zeichnete sich durch ein feines Aroma aus und mundete vorzüglich. Ein Gemüsegarten mit vielen uns aus Europa bekannten Küchenkräutern, Kohl und anderen nützlichen Dingen, sowie Papaya, Pampelmusen, Limonen und Anonen legte ebenfalls für den Fleiss der Bewohner Zeugniss ab.

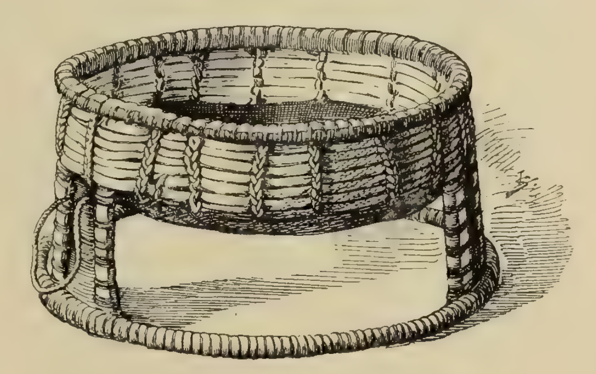


Abb. 11. Korb aus Ungúu.

Das Gebirge besteht hier aus schwarz-weissem Gneis, in dem ich einen ziemlich starken Gang von Turmalin sowie auch Graphit fand. Graphit ist auch in den Ungúu-Bergen nicht selten. In dem Pegmatit des Mgú ya ndege Berges sind grosse Mengen von Muscovit-Glimmer eingebettet.

Wir schieden von unsern freundlichen Wirthen mit der Gewissheit, dass hier mit seltenem Eifer und grosser Sachkenntniss an dem grossen Civilisationswerke gearbeitet werde.

Am letzten Tage unseres Aufenthalts bei Mrógoro konnten wir, Dank der Liberalität Kingo's, zur Feier des mohamedanischen Festtages (Ende des Fastenmonats) unsern Leuten Extra-Rationen an Fleisch geben. Kingo verpflichtete sich auch, uns gegen Bezahlung bis Mpwápwa eine Reihe von Trägern zu stellen.

Ich selbst befand mich in den letzten Tagen unseres Aufenthalts im Lager in Folge eines leichten Fieberanfalls und der quälenden Beulen recht unwohl. Gleich nach dem Abmarsch von Mrógoro ward auch Lieutenant Langheld von einem starken Gallenfieber ergriffen, das sich zwar schon am Nachmittag unter der Pflege des Paschas besserte, ihn aber sehr angriff und in der Folge noch öfters überfiel.

Nach nochmaligem Passiren des Gerengére (Glockenflusses) führte unser Weg durch welliges Terrain, aus dem hier und da kleine runde Hügel emportauchen. In der Bodenformation trat hier vornehmlich schwarz und weiss geschichteter Gneis zu Tage. An einer Stelle, bei Kíngo mdógo, wird der Steppenwald durch ein mit trockenem Bambus bestandenes Gebiet unterbrochen. Hier war es, wo wir Briefboten von Dr. Peters antrafen, die uns von seinem Abmarsch vom Victoria Nyansa in Kenntniss setzten. Bald war die Ebene des Mkáttaflusses erreicht, dessen Ueberschreitung trotz des reissenden Wassers gut von Statten ging; nur der Transport des neuerdings am Gallenfieber erkrankten Langheld, der über die primitive Brücke getragen werden musste, machte einige Schwierigkeiten. Ein Krokodil, das sich in der Nähe zeigte, fiel meiner Büchse zum Opfer.

Durch die Kunde von Dr. Peters' Erfolgen in Uganda veranlasst, sandte der Pascha am Morgen einen Brief an den Reichskommissar, worin er ihn um Verstärkung von Soldaten bat, damit er entweder den Frieden in Uganda sicherstellen oder Tabóra, Ujíji und Karágwe zugleich besetzen könne.

Die weite Mkatta-Ebene ist mit bläulich grauem Thon bedeckt, in den zahlreiche Glimmerplättchen eingelagert sind. Beim Austrocknen bekommt er durch Contraction der Poren zahlreiche Risse, so dass das Marschiren auf ihm recht beschwerlich ist. Wo der Weg über den Thonboden führt, erscheint dieser durch die Füsse der auf ihm verkehrenden Eingeborenen wie schwarz polirt. Eine spärliche Vegetation — etwas Gras und weit gestellte Acacia fistula — bedeckt die endlose Fläche, die von Wild verschiedenster Arten, Antilopen, Hartebeest, Kudu, Giraffen u. a. wimmelt. Eine Giraffe brachte ich zum Schuss, konnte jedoch ihre Verfolgung nicht aufnehmen. Diese im niedrigen Gebüsch stehenden Thiere, von denen man meist nur den langen, schräg nach vorn gehaltenen, marmorirten Hals sehen kann, bieten wohl eines der eigenthümlichsten Bilder in der Thierwelt und nehmen sich in der Wildniss, also »bei sich zu Hause«, doch erheblich anders aus, als in unseren zoologischen Gärten. Wenn sie langsam im Passgang vorwärts schreiten, gleichen ihre Beine riesigen Stelzen, aber bei der Länge ihrer Gliedmaassen kommen sie trotz scheinbar langsamer Bewegung doch rasch vorwärts, so dass die Verfolgung sehr erschwert ist. Wenn sie erschreckt werden, verfallen sie in einen eigenthümlich plumpen Galopp, der so possirlich aussieht, dass selbst die an den Anblick gewöhnten Träger jedesmal wieder in ein lautes Gelächter ausbrechen.

Bei einer solchen Jagd hätte sich Sergeant Kühne beinahe verirrt und kam obendrein durch ein Zusammentreffen mit einem Löwen, nachdem er seine

Patronen bereits verschossen hatte, in eine sehr bedenkliche, unangenehme Situation. Fast jede Nacht hörten wir in der Ferne das Gebrüll des Wüstenkönigs, der aber in Ost-Afrika bei Weitem nicht den majestätischen Eindruck macht, wie in anderen Gegenden, da ihm die Mähne fast völlig fehlt und das Fell fast immer räudig zu sein scheint. Leoparden besuchten uns häufig des Nachts, jedoch ohne Schaden anzurichten. Das langgezogene Geheul der gefleckten Hyäne, das mit heiserem widerlichen Lachen abwechselt, sowie das Gekläff der Schakale, die sich mit jener um die todte Beute streiten, wurden uns allmählich gewohnte Geräusche.

Indessen kamen wir den Ussagara-Bergen, die sich als bewaldete, sanft ansteigende Höhenreihen präsentiren, immer näher. In dem am Longa-Bach gelegenen Dorfe Farháni mussten wir einen neuen Aufenthalt nehmen, um von hier aus mit den bei Kondóa ansässigen Arabern zu verhandeln und sie zu bewegen, auch in aller Form die deutsche Herrschaft anzuerkennen.

Etwas über eine halbe Stunde von Kondóa entfernt, liegt in einem Seitenthale die katholische Mission »La Longa« in prächtiger Umgebung. Das Kirchengebäude, sowie die Häuser der Zöglinge befinden sich etwas unterhalb der Wohngebäude, in denen Pater Horné lebt. Ein schöner Fernblick bietet sich von hier auf die bewaldeten, gegenüber liegenden Berge und die nach Südosten sich weithin erstreckende Ebene, die von den Ukamibergen abgeschlossen wird. Europäisches Gemüse und Blumen werden auch hier angepflanzt, doch ist der harte, rothe Lateritboden nicht so ergiebig, wie der in Mrógoro.

An den Abenden pflegten wir gewöhnlich im Zelt des Pascha beisammen zu sitzen, und dabei drehte sich gerade in diesen Tagen gelegentlich der Anwesenheit der Missionare das Gespräch besonders häufig um Fragen geistlicher Natur. Man hat dem Pascha häufig Gleichgültigkeit in religiösen Sachen, besonders seinen Uebertritt zum Mohammedanismus vorgeworfen. Aber weder Mangel an Religion, noch viel weniger pekuniäre Vortheile waren es, die ihn zu diesem Schritte bestimmten, sondern nur die Ueberzeugung, dass ihm allein auf diese Weise die Möglichkeit gegeben war, sein Kulturwerk durchzuführen und sich unter der mohammedanischen Bevölkerung heimisch zu machen. Er hat zwar in seiner Provinz äusserlich die mohammedanischen Gebräuche befolgt, in seinem Innern aber ist er ein guter Protestant geblieben. Wenn während der Reise unsere Zelte dicht nebeneinander standen, so konnte ich häufig Abends hören, wie er vor dem Niederlegen noch lange Zeit auf protestantische Weise betete. Er war nicht kirchlich, wohl aber sehr religiös gesinnt.

»Wenn ich auch die Resultate der neuen naturwissenschaftlichen Forschungen kenne und von ihnen überzeugt bin,« sagte er mir manchmal, »so ist es mir doch eine grosse Beruhigung, wenn ich, sobald ich auf mich allein angewiesen bin, in schweren Momenten mich an etwas Höheres anklammern und im Gebete neue Kraft finden kann.« Bei seinem eminenten Wissen und dem reichen Schatze seiner Lebenserfahrung war er im Stande, über Religionssätze und Gebräuche



Abb. 12. Mvúle-Baum.

aller möglichen Religionsgesellschaften bis in die genauesten Details zu sprechen und liebte es, bald mit Arabern über Auslegung von Koranstellen gelehrte Zwiesprache zu halten, bald mit den katholischen Missionaren des Langen und Breiten über ihre Glaubenssätze zu disputiren, wobei er eine selbst für die Patres erstaunliche Sachkenntniss entwickelte. Wenn er auch vieles Positive anerkannte, so konnte er sich doch mit manchen Dogmen nicht einverstanden erklären, und ganz besonders war ihm, dem freidenkenden Mann, der päpstliche »Index librorum prohibitorum« ein Dorn im Auge. Pater Schynse zeigte sich bei diesen Gelegenheiten als religiöser Eiferer, Pater Achte nahm weniger daran Theil, dagegen unterhielt er sich gern über philosophische Fragen mit dem Pascha, wobei dieser erklärte, dass ihm Spinoza am höchsten stehe, während der Geistliche Cartesius für sein Ideal erklärte.

Die Verhandlungen mit den Arabern kamen indessen zu einem befriedigenden Abschluss, und am 27. Mai hisste Lieutenant Langheld unter dem Gewehrsalut und Hurrah unserer Soldaten die deutsche Flagge, worauf die Araber unseren Mannschaften ein Festessen von Reis, Ziegenfleisch und Kaffee gaben.

Der Weitermarsch führte uns in das fruchtbare Mukondógwa-Thal, an dessen Eingang sich das von grossen Sorghumfeldern umgebene Araberdorf Kondóa auf fruchtbarem Boden ausbreitet. Zwischen den langgebauten Giebeldachhütten waren Granatäpfel, Papaya, Guayaven und Limonen angepflanzt, auch an Reiskulturen fehlte es nicht. Durch Buschwald ging es dann am linken Ufer des Mukondógwa-Baches entlang, der etwas über 20 m breit und nicht ganz knietief war, am steilen Abhang der Ussagára-Berge vorwärts, bis wir Mwéni Ussagára erreichten, woselbst sich unsere Leute für drei Tage mit dem prachtvollen, hier gedeihenden weissen Sorghum verproviantiren mussten, da eine öde Gegend vor uns lag.

Ussagára bildet den aufgeworfenen Rand des centralafrikanischen Hochplateaus, der durch die erodirende Kraft des Wassers in zahllose Thäler zerklüftet ist. Die von Osten kommenden Seewinde geben an diese Berge ihre Feuchtigkeit ab, so dass auch ausserhalb der Regenzeit fast in jedem Monat kleinere Schauer niedergehen und damit die üppige Vegetation dieses Gebietes befördern. Besonders zeichnet sich das Mukondógwa-Thal wie eine Oase vor den sonst ziemlich trockenen Steppengegenden Deutsch-Ostafrika's vortheilhaft aus. Die schön bewaldeten Hügel erinnern beinahe an unser heimathliches Thüringen. Im Thale fällt ein häufig vorkommender hochstämmiger Baum mit gelbweisser Rinde auf, dessen Stamm am Boden durch Wurzelplatten festgehalten wird. Von den Eingeborenen wird dieses den Crotonaceen angehörende Gewächs Mvúle genannt (Abb. 12).

Leider stellte es sich in Mwéni Ussagára heraus, dass sämmtliche Leute des Kingo sowie sieben unserer eigenen Träger neuerdings desertirt waren, derart, dass wir auf diese Weise schon etwa dreissig von unseren Vorderladergewehren verloren hatten. Die alte Häuptlingsfrau, die hier herrscht, verschaffte uns jedoch Ersatzleute. An einem Tage unseres hiesigen Aufenthalts hatten wir die Freude, durch Boten, die uns von Bagamoyo nachgesandt worden waren, unsere Post aus Europa zu erhalten, bei der sich auch mein Aneroidbarometer (von Goldschmidt in Zürich) befand, das sich während der ganzen Reise vorzüglich bewährt hat. Zugleich bekamen wir die Nachricht, dass Herr Sigl mit Mr. Stokes nach Unyamwesi gehen solle, und dass Major v. Wissmann beabsichtige, einen Dampfer nach dem Victoria-See zu schaffen. Bis dahin waren wir mit unseren Briefsendungen noch auf Boten der Station Bagamoyo angewiesen, von Mpwápwa an aber und später von Nyansa richtete der Pascha durch Lieutenant Langheld einen regulären monatlichen Botendienst für unsere Briefe ein.

Bei dem nahen Kirássa begegneten wir der ersten grossen, 6—800 Mann starken Araber-Karawane, die mit vielem Elfenbein von Tabora kam. Die Wege waren jetzt genügend gesichert, und fast täglich stiessen wir im Weitermarsch auf neue Karawanen. Von Kirássa an, in dessen Nähe jetzt die neu erbaute Station Kilossa gelegen ist, führen zwei Wege nach Mpwápwa, ein südlicher über Ssimba und ein nördlicher über die Berge, der der kürzeren Entfernung wegen von uns gewählt wurde.

Steil erhebt sich das Plateau bei Kirássa, stellenweise den nackten Fels zeigend, theils auch von dünnem Busch bedeckt. Unsere Pferde konnten nur mit grosser Mühe hinaufgebracht werden. Oben führte der Weg durch stachligen, theilweise ziemlich dichten Buschwald, in leichten Wellen ansteigend, nach Kidéte, wo an einem Bach einige im September vorigen Jahres von den Wahèhe zerstörte Tembe-Dörfer lagen. Der etwa knietiefe Bach führt prächtig klares Wasser von 18°C. und ist mit üppiger Vegetation bestanden. Schon auf dem Wege setzten uns herrliche Blumenpolster von Angraecum und violetten Winden, (Ipomoea) sowie blassgelbe Hibiscus in Entzücken. Hier und da war bei einem

Durchblick nach Süden die trockene Senkung zu sehen, durch die der vorhin erwähnte andere Weg nach Mpwápwa führt. In der Nacht fiel jetzt, nach der Regenzeit, die Temperatur sehr stark, Morgens früh sogar bis auf 7,5 °C., so dass wir nach dem Aufstehen durch Hin- und Herlaufen unseren steifgewordenen Gliedern erst wieder die nöthige Gelenkigkeit verschaffen mussten. Einige Male hatte ich in diesen Tagen einen leichten Fieberanfall und musste streckenweise getragen werden. Dabei geschah es, dass zwei Ssudanesen, auf deren Schultern ich über einen Bach gesetzt wurde, mich durch eine Ungeschicklichkeit in das eiskalte Wasser fallen liessen, wodurch wohl der Grund zu einem später in Mpwápwa eintretenden schweren Fieberanfall gelegt wurde.

In Tubúgwe fällt dem Reisenden sofort die Veränderung der Scenerie in die Augen: die Tembe-Dörfer sowie die Kulturen von rothem Sorghum, von Mauĕle (Penicellaria) und Wassermelonen (»Tikíti«) beweisen, dass die Grenze von Ugogo nicht mehr ferne ist. Ein fünfstündiger Marsch, der fast durchgehends durch jungen, nachgewachsenen Steppenwald führt, lag bis zu dem vielgenannten Mpwápwa noch vor uns. Dornengewächse und sykomorenartige Gebüsche bilden hier die Hauptbestandtheile der Vegetation. An manchen Stellen tritt aus dem rothen Lateritboden stark glimmerhaltiger Gneis zu Tage. Nach einer weiteren kurzen Steigung fällt der Weg allmählich, und in dem Maasse, als wir uns der Mulde von Mpwápwa näherten, passirten wir häufiger baumlose, sandbedeckte Gegenden, über die ein scharfer Ostwind Staubwolken dahinfegte. An der von Buschiri zerstörten englischen Mission vorbeigehend, erblickten wir bald die schwarz-weiss-rothe Flagge über dem deutschen Fort, dessen Kommandant, Freiherr v. Bülow, uns mit herzlichen Begrüssungen entgegenkam. Nachdem auf Anordnung des Paschas unser Lager am anderen Ufer eines trockenen Bachbettes unter riesigen Sykomorenbäumen aufgeschlagen war, feierten wir auf dem Aussichtsthurme der Station bei einem Glase Champagner das Wiedersehen im Innern Afrikas und tranken auf das glückliche Vorwärtsdringen der Expedition.

III. KAPITEL.

Land und Leute der Wadóë.

Dicht an der deutsch-ostafrikanischen Küste, nur zwölf Tagemärsche hinter der Station Ssadāni, wohnt das sagenberühmte Volk der Wadóë, über dessen anthropophage Gewohnheiten schon gar mancherlei, aber wenig genaues geschrieben worden ist, da die Einwohner sich Fremden gegenüber nur ungern zu Aufklärungen herbeilassen. Zwei Mal hatte ich ihr Gebiet an der Grenze berührt, zuletzt noch in den ersten Tagen unserer jetzigen Reise in Mssúa; überdies besass ich unter meinen Aufsehern einen geborenen Mdóë Namens Mweni Hamis, sowie einen Träger des gleichen Stammes. Von diesen erfuhr ich mancherlei über die Lebensweise und die Bräuche ihres Volkes, die merkwürdig genug sind, um hier eine kurze Abschweifung zu rechtfertigen.

Ueber ihre Abstammung berichtet eine alte Sage: An dem grössten Theil der jetzigen deutsch-ostafrikanischen Küste wohnten als die ältesten Häuptlinge, deren Namen überliefert sind, auf der Strecke von Gogo la ni Shabani bei Tanga bis Pembe ya mnási bei Kílwa die »Sháha«. Ob dies Wort von dem arabischen Schech, d. h. Häuptling, oder von dem persischen Schah herkommt, mag dahingestellt bleiben. Unter ihnen siedelten sich später die von der Ssomali-Küste, besonders von Baráwa stammenden »Yumbe« an und verdrängten die Sháha zum Theil. Sie werden Sherifi (Nachkommen des Propheten Mohammed) und Shirasi (d. h. Leute von Schiras in Persien) genannt. Noch heute sollen Sháha neben den Yumbe an der Küste wohnen und jeder einzelne Häuptling von sich angeben können, von welchen dieser dreien er abstamme. Die grossen Steingräber mit ihrem hohen architektonischen Aufbau, die man bei Bweni, Kissiwa tsha mbegani, bei Kaule, an der Kingani-Mündung, bei Nungo hinter der Lagune bei Bagamoyo und bei Tanga findet und die mohamedanischen Ursprungs sind, sollen noch von den ältesten Shahá herstammen. Auch die Häuptlinge der Ureinwohner auf der Insel Sansibar, der Wahadímu, sollen Shirási, nach anderen Aussagen aber Sherifen aus Hadramaut gewesen sein.

Der durch Graf Teleki's Reise zum Rudolph-See bekannte Yumbe Kimemeter aus Bwéni bei Pangani ist ein Shirási, ebenso die meisten Bagamoyo-Yumbe,

dagegen wird Bwana Heri als Abkömmling eines Sswahili-Geschlechts bezeichnet, das nördlich in der Mombassa-Gegend herrschen und mit dem bekannten Mbáruck, der lange Zeit mit dem Sultan von Sansibar Kriege führte, verwandt sein soll. Er wanderte mit seinem Anhange aus dem Norden ein und hat sich den Wasegúha als Häuptling aufgedrängt. Noch während des Aufstandes hat er versucht, von seinem Verwandten Mbáruck Hilfe zu bekommen.

In das Gebiet dieser Küstenchefs (Wamrima) machten Leute vom Stamme der Wakámba einen feindlichen Einfall, die, wohl ursprünglich aus Gegenden nordwestlich von Mombas stammend, jetzt aus Kerénge bei der Landschaft Gēdja, dem heutigen Gebiet der Wakagúru, kamen. Sie setzten sich nach Unterwerfung der Sháha zwischen Windi und Dar-es-Ssalam fest. Die bedrängten Einwohner riefen hierauf einen Wasaramo-Häuptling Namens Rukáli zu Hilfe, der mit seinem Stamme im Süden der Ungúu-Berge wohnte. Dieser sandte seine Schwester Marukáli mit ihrem Sohne Mwenikíka voran, die aus Kiwebandúka bei Ungúu mit einem Unterstamm der Wasaramo, den Wadóë, auswanderten. Sie gingen bis zum Wami-Fluss, wo der Sohn seine Mutter tödtete, mit der Absicht, die Herrschaft allein an sich zu reissen. Um jedoch die Leiche nicht in fremder Erde begraben und den Feinden überlassen zu müssen, verzehrte man sie. Sodann setzte Mwenikíka, der die Rache und den Zorn seines Oheims Rukáli fürchtete, mit seinem Stamm über den Wami-Fluss, eroberte das Land hinter Windi und vertrieb die eingedrungenen Wakamba. Der nachfolgende Rukáli besiegte denselben Stamm etwas später bei Dar-es-Ssalam, woselbst er mit allen seinen Wasaramo verblieb. Das von ihm verlassene Land bei Kiwebandúka soll von den — wohl aus Norden gekommenen — Wakagúru in Besitz genommen worden sein. Die geschlagenen Wakamba aber kehrten nach Kerénge zurück, in dessen Nähe noch heute einige kleine Kolonien ihres Stammes in Süd-West Ungúu, Gēdja und Nord-Ost Ussagára sowie in Usaramo wohnen.

Rukali's Nachfolger hiess Pasi. Die Häuptlinge der Wadoë werden nach ihrem Ahnherrn alle als »Mwéni« bezeichnet, was so viel wie »Herr« bedeutet, ein Titel, der auch bei den Wasaramo im Gebrauche ist.

Wie viel von diesen Sagen auf Wahrheit beruht, vermag ich freilich nicht zu sagen; jedenfalls scheinen sie mir kaum auf eine directe Abstammung des Volkes von den menschenfressenden Manyéma zu deuten, die von Manchen angenommen wird. Worte wie Mwéni sind sehr allgemein verbreitet und brauchen durchaus nicht auf die im südlichen Kongobecken gebräuchlichen Häuptlingsbezeichnungen »Bena«, »Ena« u. a. hinzuweisen. Dass aber die Wasaramo und Wadoë stammverwandt sind, bezeugen die Sprachen, die mit Ausnahme von kleinen Dialektverschiedenheiten völlig gleichlautend sind. Auch findet sich im Lande der Wasaramo hier und da noch eine kleine isolirte Wadoë-Kolonie.

Das ganze Gebiet der Wadoë nimmt nur einen Raum von etwa 25—50 km ein und liegt zum grösseren Theil nördlich, zum kleineren südlich vom Wami-Fluss. Der vorliegende Küstenstrich von Ssadani bis Windi wird von Wamrima

bewohnt. Durchweg hat das Gebiet Kampinen-Charakter und nur am Flusse drängen sich stellenweise die Buschbestände zu geschlossenen Massen zusammen.

Vor alten Zeiten herrschte über dies Volk ein einziger grosser Häuptling, der Nachfolger des Mwenikíka. Jetzt ist es in zahlreiche Gemeinden zersplittert, die aber alle noch einen als Ersten unter den Chefs anerkennen (augenblicklich den Mwéni Pira), dessen Entscheidung bei Streitfällen die übrigen sich fügen. Der Menschenschlag ist von Uebermittelgrösse, mit ziemlich voller Muskulatur, dunkler Hautfarbe und meist geringem Bartwuchs. Die Kopfhaare werden bei den Männern in zahllose, stark mit Ricinusöl getränkte Zöpfe oder Büschel geflochten oder auch glatt abrasirt. Das Ohr wird nicht durchlocht, von den zwei oberen mittleren Vorderzähnen aber eine dreieckige Lücke ausgesplittert. Die Sitte der Beschneidung fehlt. Als Kleidung dient beiden Geschlechtern ein mit Ricinusöl getränkter Schurz aus Baumwollenstoffen; Felle zu tragen ist unmodern. Die Frauen behängen sich wie die der Wasegúha mit zahllosen Gürtelschnüren aus weissen Perlen; daneben fehlen natürlich auch die üblichen Negerschmuck-

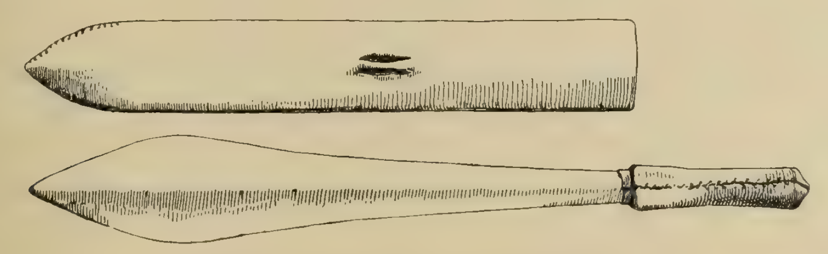


Abb. 13. Schwert der Küstenstämme.
(Usegúha, Udoë, Usaramo, Ugógo, Mássai, nördliche jüngere Bantu, Ssomáli etc.)

sachen, als Messingringe, Perlenschnüre u. s. w. nicht. Als Bewaffnung dienen ziemlich rohe Lanzen mit kleinem Blatt, Bogen und in Holzköchern getragene Pfeile, sowie kurze an der Spitze gewichtige Schwerter (Abb. 13); vielfach findet man auch schon Vorderladergewehre.

Die Dörfer sind wie bei den Wasegúha durchweg in Buschinseln angelegt. Vor ihrem engen Eingang befindet sich ein riesiger, unverletzbarer und beinahe heilig gehaltener Aschenhaufen und eine Zauberhütte. Die runden Häuser werden nach dem Muster der Wasegúha-Bauten*) in der Weise hergestellt, dass die Männer das Holz holen und aufrichten, während die Weiber Gras herbeischaffen und bei der Lehmverkleidung behülflich sind. Vorräthe werden auf dem früher erwähnten Dachboden einfach ausgeschüttet oder in Gefässen aufgestellt. Die Felder der Wadoë liegen in der Nähe ihrer Dörfer. Will ein Mann irgendwo ein Stück Land bebauen, so hat er nicht nöthig, von dem Stammesoberhaupt erst die Erlaubniss zu erbitten, sondern kann ohne Weiteres jedes herrenlose Gebiet

*) Die stammverwandten Wasarámo bauen vielfach längliche, scheunenartige Häuser mit Lehmwänden und Giebeldächern, was allerdings an den Baustyl des Kongostaates erinnert, aber auch von den Küstenleuten entlehnt sein kann.

für sich in Gebrauch nehmen. Es herrscht demnach die Rechtsanschauung, dass nicht der Häuptling der Eigner des Bodens ist, sondern dass durch die Arbeit der Kultivirung das Besitzrecht erst erworben wird; unbearbeiteter Boden gehört niemandem. Soll nun ein Stück Feld urbar gemacht werden, so beginnen Männer und Weiber zunächst den Buschwald auszuroden und die Erde aufzuhacken. Das Säen ist Arbeit der Weiber, ebenso wie das Ernten. Man pflanzt Sorghum in den Varietäten »Yebéle« und »Kitámbo«, Mais, Sesam, Erdnüsse, eine Anzahl von Bohnenarten, Kürbisse, Gurken, Maniok, Bataten und auch Reis. Viele von diesen Früchten werden zwei Mal im Jahr, in beiden Regenzeiten, gepflanzt. Wenn man auf einem Felde nach einander Mais, Sorghum, Djiroko und »Kunde«-Bohnen gebaut hat, so lässt man es eine Reihe von Jahren brach liegen. Das Dreschen der mit kurzem Messer abgeschnittenen Getreideähren geschieht auf einer festen Lehmtenne derart, dass mehrere junge Leute das Getreide mit langen, dünnen Gerten bearbeiten, wobei sie nicht wie bei uns nacheinander, sondern alle gleichzeitig zuschlagen. Der Häuptling hat keine Abgaben von der Ernte zu beanspruchen, wohl ein Ausfluss der oben erwähnten Anschauung, dass er auch nicht als Eigenthümer alles Bodens zu betrachten ist; dagegen sind seine Leute verpflichtet, in einer Art Frohndienst sein eigenes Feld zu bestellen. Wenn ein Fremder auf Staatskosten bewirthet werden muss, so treibt der Häuptling für den jeweiligen Bedarf Nahrungsmittel in seiner Gemeinde ein und vertheilt dementsprechend auch das vom Gast erhaltene Gegengeschenk.

Rinderzucht findet man sehr selten, häufig dagegen Schafe, Ziegen, Hühner und auch wohl Moschusenten. Neben der Landwirthschaft liefert auch die Jagd den Wadoë Nahrungsmittel. Mit Pfeil, Lanze und Gewehr, wie mit Gruben, Holzklotzfallen und Schlingen sucht er seiner Beute habhaft zu werden. Bei der Jagd werden die meist mit drei Widerhaken versehenen Pfeile mit einem Gift versehen, das aus Abkochungen von »Mssagéti« und »Kulíga« genannten Pflanzen gewonnen wird. Die dreiflügelig am Ende des Pfeilschaftes angebrachten Federn werden wie bei allen Küstenstämmen mit dünnen Thiersehnen befestigt und durch einen beim Trocknen hart werdenden Pflanzensaft fixirt.

Der Mdoë isst Alles, ausser Schlangen, Schildkröten und Fröschen. Ratten werden gerne verzehrt und in besonderen, reuseartigen Fallen gefangen. Es herrscht im allgemeinen die eigenthümliche Sitte im Lande, keinen Fisch zu essen. Diejenigen Leute aber, die schon am Meeresstrand gewesen sind, haben sich auch an diese Nahrung gewöhnt. Gespeist wird zwei Mal am Tage, etwa um zehn und um vier Uhr, und zwar von Männern und Frauen gemeinsam. Die aus Mehlbrei und Gemüsesaucen bestehenden Mahlzeiten werden in kleinen Thongefässen auf eine Matte gesetzt. Feste Nahrung führt man mit der rechten Hand, flüssige mit dem Holzlöffel zum Munde. Als Getränk dient Wasser.

Die industriellen Erzeugnisse sind bei den Wadoë nicht sehr vollkommen. Körbe und Matten werden aus den Blättern der Miá-Palme (Borassus) geflochten. Thongefässe, die zum Kochen, Wasserholen und bei der Herstellung des Pombe-

Bieres verwendet werden, stellen die Weiber aus freier Hand her und färben sie fast stets, wie in den umliegenden Küstenländern, mit Graphit, »Unywe« genannt, der aus den Ukami- und Ungúu-Bergen stammt. Zum Rauchen dienen nur die aus einer hohlen Kokusnuss hergestellten Wasserpfeifen; Pfeifen aus Thon sind so gut wie unbekannt. Die Waffen werden nicht im Lande geschmiedet, sondern importirt. Dagegen wird einiges Handwerkszeug fabrizirt, insbesondere Schaufeln, bei deren Anfertigung der Schmied einen Stein, selten ein Eisenstück als Ambos benutzt. Der Hammer hat, wie bei allen Negern, keinen Stiel, sondern besteht nur aus einem länglichen Eisenstück. Auch Zange und Feuerhaken fehlen nicht.

Ausser kleinen, ordinären Saiteninstrumenten fertigt man namentlich viele Trommeln für Tanzbelustigungen an. Es sind dies ausgehöhlte Stammstücke, deren eines offene Ende mit einem durch zahllose Pflöcke befestigten Antilopenfell geschlossen ist, während die andere Seite offen bleibt. Mit diesen Trommeln, insbesondere der grossen Kriegstrommel des Häuptlings (Kilingo tsha Mwéne) können die nöthigen Signale bei Gefahr und bei Einberufung von Versammlungen für Alle verständlich gegeben werden. Die in den Ungúu-Bergen so gebräuchliche, aus leichten Platten hergestellte Holzharmonika ist hier nicht bekannt.

Will ein junger Mann heirathen, so geht der Vater für ihn zum Vater seiner Auserwählten, und beide einigen sich über den Kaufpreis, der früher etwa in 40—60 doti Stoff (à 8 Armlängen) oder einigen Schafen, einem Sack Salz und einigen Perlen bestand, jetzt aber gewöhnlich in Gestalt von Geld oder zwei Sklaven entrichtet wird. Hierauf baut sich der Bräutigam ein neues Haus, und nach Vollendung aller Vorbereitungen versammeln sich die geladenen Gäste im Hause des Brautvaters, von wo die Ueberführung der Neuvermählten in das neuerbaute Heim stattfindet. Einen Tag lang dauern die Hochzeitsfestlichkeiten und Trinkgelage; dann muss die junge Frau sieben Tage in strengster Zurückgezogenheit verbringen.

Die Geburt findet in der Hütte nur im Beisein von Frauen statt. Die Wöchnerin nimmt dazu eine halbliegende Stellung auf einem Stampfmörser ein und wird während der Entbindung von älteren Frauen unterstützt. Die Männer, auch der Zauberer, dürfen sich höchstens vor der Hütte aufhalten und nur bei Schwierigkeiten etwa erforderliche Medikamente hineinreichen. Sollte die Frau sterben, so wird das Kind nicht, wie bei anderen Völkern, aus dem Leibe entfernt. Die Nabelschnur trennt man mit einem scharfen Rohrsplitter ab und unterbindet sie mit Bastfaden. Die Placenta wird sofort in dem Aschenhaufen des Dorfes verscharrt. Ist die Niederkunft glücklich abgelaufen, so müssen Frau und Kind sich wiederum sieben Tage lang zurückgezogen in der Hütte halten, in der Tag und Nacht Feuer brennt. Während dieser Zeit darf keine glühende Kohle aus der Hütte herausgetragen werden, und wenn das Feuer durch Unvorsichtigkeit erlöschen sollte, so muss es neuerdings durch Reiben von Hölzern angefacht werden, da kein Feuer von einer anderen Hütte hereingebracht werden darf. Nach Ablauf der Frist trägt die Mutter ihr Kind hinaus, worauf der erste

Haarschnitt und die Namengebung erfolgt. Ein Knabe bekommt seinen Namen vom Grossvater väterlicherseits, ein Mädchen von der Grossmutter mütterlicherseits. Zwillinge, die man als unheilbringend ansieht, werden getödtet, schwächliche Kinder, oder solche, die an irgend einem Unglückstage geboren sind, ausgesetzt. Die bedauernswerthen Geschöpfe wurden bisweilen von der bei Mandéra, mitten im Wadóë-Lande, errichteten katholischen Mission aufgefunden und verpflegt. Als die Eingeborenen dies merkten, setzten sie von da an ihre Kinder, darunter manchmal auch ganz gesunde, in nächster Nähe der Mission aus. Aus diesem Umstande hat man einmal von Seiten des englischen Konsulats in Sansibar den Missionaren den Vorwurf gemacht, dass sie durch ihre Sorge für die Findlinge dem Unwesen des Aussetzens indirekt Vorschub leisteten.

Von Krankheiten treten bei den Wadóë namentlich Fieber und Verdauungsstörungen häufig auf. Bei Pockenerkrankungen werden die Blasen geöffnet, und der Patient darf das Haus nicht verlassen. Von Lepra (Likúlu) Befallene werden ausgewiesen, damit sie in der Wildniss zu Grunde gehen; gleiches geschieht den Geisteskranken, wenn Zauberei, Abführmittel, Schwitzkuren und das Anlegen von Fesseln nichts helfen wollen.

Ist ein Häuptling gestorben, so wird sein Leichnam in hockender Stellung mit Zeug umwickelt, wobei seine Hände geschlossen werden müssen. Dann setzt man ihn, gleichfalls auf einem Schemel hockend, in einer tiefen, brunnenartigen Grube bei und begräbt mit ihm die Leichname von 2—4 Sklaven beiderlei Geschlechts, die zu diesem Zwecke vorher getödtet werden. Gewöhnliche Leute werden ohne Stuhl in Hockstellung begraben oder auch, falls keine Verwandten sich ihrer annehmen, in den Wald geworfen, wo die Hyänen ihre Gebeine zerstreuen. Nach dem Tode des Häuptlings wird von der jungen Mannschaft irgend ein Fremder mit tiefschwarzer Haut getödtet und in den Wald geschleppt, woselbst ein eigens dafür bestimmter Mann, dessen Amt, wie bei uns das des Henkers, vom Vater auf den Sohn übergeht, die Leiche weiter behandelt. Er schneidet ihr die Hände ab und muss deren Fleisch, ungesehen von andern, heimlich im Walde verzehren. Den Kopf bringt er mit in's Dorf, wo, nach Reinigung des Schädels, aus der Hirnschale ein Gefäss zum Biertrinken für das Stammesoberhaupt hergestellt wird.*) Diese sehr beschränkte Anthropophagie scheint demnach einen religiösen Charakter zu haben und nur bei der Neuwahl eines Häuptlings vorzukommen. Um sie zu beschönigen, erfand man wohl die eingangs erwähnte Sage.

Die Würde des Häuptlings geht auf seinen ältesten Sohn über, ist ein

*) Meine Leute hatten auf meiner Reise durch Usegúha-Ungúu (1888) solche Gefässe in Rossáko gesehen, mir aber zu spät davon Mittheilung gemacht, so dass dieselben für meine Sammlung verloren gingen. Dies Vorkommen von Schädeltrinkschalen, das in Afrika höchst selten ist (vergl. Herold, Trinkschalen aus menschl. Schädeln in Mitth. aus d. deutsch. Schutzgeb. VI. 2. pg. 61), steht, soweit mir bekannt, in Ostafrika unvermittelt da und deutet vielleicht auf eine ursprüngliche Abstammung der Wadóë aus dem Westen. Die Ueberlieferungen der Leute wissen jedoch von einer solchen Wanderung nichts.

solcher nicht vorhanden, auf seinen Bruder. Ein grosser Häuptling ernennt selbst kleinere Unterchefs, die in weniger wichtigen Fragen entscheiden können. Alle grösseren Rechtsstreitigkeiten werden vom Oberhaupt nach einem ungeschriebenen, durch Tradition aber ziemlich feststehenden Recht entschieden. Ueberführte Diebe bindet man und straft sie um den drei- bis fünffachen Werth des Gestohlenen. Von der Strafsumme erhält der Häuptling einen kleinen Theil für seine Mühewaltung. Mord wird im Allgemeinen mit Tod durch Keulenschlag oder Erschiessen bestraft; doch kann sich der Thäter meistens mit 5—6 Sklaven freikaufen. Bei Ehebruch werden dem geschädigten Theil, d. h. dem Vater des Mädchens, 6 Dollar, 10 doti Stoffe oder 10 Ziegen als Sühne gegeben; hat ein Mann aber aussereheliche Kinder gezeugt, so hat er dem Vater der Frau eine 2—3 Mal höhere Entschädigung zu bezahlen und ist verpflichtet, diese, ohne weitere Heirathsgelder zu hinterlegen, zur Frau zu nehmen. Was das Erbrecht anlangt, so ist es Sitte, dass die männlichen Nachkommen doppelt so viel erhalten, wie die weiblichen, und der älteste Sohn Erbe der unbeweglichen Habe seines Vaters wird. Ist eine weibliche Erbin verheirathet, so wird ihr Antheil Eigenthum ihres Mannes. Die Vertheilung nimmt der Häuptling vor, hat aber für seine Mühe nichts zu beanspruchen.

Das geistige Leben ist natürlich wenig rege, und der Zauberer hat grossen Einfluss. Um einen unbekannten Thäter herauszufinden, stellt er Gottesurtheile (»Kyápó«) an; der Verdächtige muss seine Hand in heisses Wasser tauchen und ist schuldig, wenn er diese verbrüht; oder es wird ihm etwas in's Auge gethan, was dem Unschuldigen alsbald wieder herausfällt, oder endlich, der Zauberer sticht den Betreffenden mit einer Nadel durch die Ohrmuschel; hat er das fragliche Verbrechen begangen, so kommt nach dem Glauben der Leute die Nadel an der Hinterseite des Ohrs nicht wieder zum Vorschein. Ein Urtheil nach Hühnereingeweiden oder Einnehmen von Gift ist hier unbekannt.

Wenn der für die Felder nöthige Regen ausbleibt, so fegt man die Erde über den Gräbern der alten Landeshäuptlinge, baut dort auch wohl eine Hütte, in die man Essen und Pombe stellt und kehrt dann in Erwartung des Regens in das Dorf zurück. Ueberhaupt spielt hier der Ahnenkultus, wie überall in Ostafrika, eine grosse Rolle. Beim Orte Pangolugóme in Ukami haben die Wadoë einen solchen heiligen Ort. Die Gottesidee ist mit dem »Mungu« der Küsten- und Sansibar-Neger ganz vermischt und der Glaube an Geister, und ihre Beschwichtigung weicht von den in Useguha herrschenden Vorstellungen nicht ab.

IV. KAPITEL.

Durch Ugógo.

Als Major von Wissmann die Macht des Küstenaufstandes niedergeworfen hatte, erkannte er die Nothwendigkeit, mit einer grösseren Expedition die Sicherheit auf der Haupt-Karawanenstrasse nach dem Innern wieder herzustellen und bei dieser Gelegenheit gleichzeitig einige grössere Wanyamwési-Karawanen zu eskortiren, die mehrere Monate lang durch den Aúfstand an der Küste zurückgehalten worden waren. Er marschirte also durch das Küstengebiet bis nach Mpwápwa, wo sich ursprünglich eine Station der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft befand, die jedoch von Buschiri am 23. März 1889 überrumpelt und zerstört worden war. Auch die in der Nähe befindliche Station der Universities Missionary Society war von diesem Ueberfall nicht verschont geblieben. Bei der ausserordentlichen Wichtigkeit dieses Ortes als Knotenpunkt sämmtlicher von Dar-es-Ssalam, Bagamoyo und Ssadani in's Innere und zurück führenden Karawanenstrassen, die jährlich von mehr als 100 000 Menschen begangen werden, hielt es Major von Wissmann für dringend geboten, daselbst einen befestigten Militärposten zu errichten, der im Rohbau bereits am 19. Oktober 1889 fertiggestellt war. Hier war es auch, wo er durch Boten vom Victoria-Nyansa die überraschende Neuigkeit erfuhr, dass Stanley und Emin Pascha im Anmarsch seien. Zu ihrer Begrüssung liess er einen Offizier auf der neuerbauten Station zurück und setzte einen zweiten Offizier, Herrn Lieutenant von Medem, zum Kommandanten ein. Da dieser aber bereits nach einigen Monaten an Dysenterie verstarb, übernahm Herr von Bülow den Oberbefehl über die verwaiste Station. Die wesentlichen Aufgaben dieses Postens bestehen darin, eine Kontrolle über die Karawanen auszuüben und deren ungestörtes Vordringen in's Innere sicherzustellen.

Die Station liegt auf einer leichten Terrainwelle, nahe dem rechten Ufer eines Regenbaches, der nur wenige Monate im Jahre Wasser führt. Die weite Mulde von Mpwápwa fällt nach Süd-Süd-Ost zu einem kleinen Teiche leicht ab, während sie im Norden von hohen, mit Felsblöcken besäten Bergen begrenzt wird. Der Boden ist abwechselnd von Laterit und gelblichem Sande bedeckt. Wo ein Bach sein Bett gehabt hat, kann man deutlich sehen, dass unter dem

Sande der Oberfläche der Boden eine stengliche Struktur zeigt und dass hier und da knorrige Kalkconcremente eingelagert sind. Es ist richtiger Löss, für den sämmtliche Entstehungs-Bedingungen sich hier vorfinden: die sandige, mit spärlichem Pflanzenwuchs bedeckte Ebene wird fast das ganze Jahr hindurch von einem scharfen Südost-Passat bestrichen, der Sand und Staub vor sich her treibt und an den Pflanzenwurzeln ablagert. Die Vegetation ist ausserordentlich dürftig; nur hier und da bieten einige grosse Sykomoren und Kandelaber-Euphorbien dem Auge einen Ruhepunkt. Im Uebrigen ist der Boden meist mit



Abb. 14. Station Mpwápwa im Jahre 1890. Hof derselben.

kniehohem Büschelgras bedeckt; das harte, spitze Aristida-Gras, eine Stipacee, findet sich nur an den sandigen Uferläufen.

Das Stationsgebäude ist von einer hohen, aus Felsen errichteten Mauer umgeben, die an einer Ecke von einem grossen runden Thurm, an einer anderen von einer Bastion flankirt wird. Die Gebäude für die Offiziere und Unteroffiziere, die Magazine sowie die Kasernements sind um einen mittleren Hof gruppirt, auf dem Herr von Bülow, leider vergebens, die Aushebung eines Brunnens versucht hatte. Er war auf verwitterten, sehr glimmerhaltigen Gneis gestossen, dessen Schichten so stark geneigt waren, dass man auf Wasser nicht rechnen

konnte. Die Wasserversorgung bildet in Folge dessen eine grosse Kalamität für die Station, da im Bachbett das ganze Jahr hindurch nur durch Graben spärliches Sickerwasser zu erhalten ist und auch dieses noch durch die zahllosen hier lagernden Karawanenleute stark verunreinigt wird. So kam es häufig, dass Leute an schwerer Dysenterie zu leiden hatten, selbst wenn man das Wasser mehrere Stunden weit von den Bergen herunterholte. Herr von Bülow hatte deshalb angefangen, Trinkwasser durch Destillation zu erzeugen, und neuerdings hat man einen kleinen abyssinischen Brunnen angelegt, der hoffentlich Abhilfe schaffen wird.

Während den grössten Theil des Jahres hindurch kein Regen fällt, beginnen Anfang Dezember die ersten Schauer herabzustürzen. In den vorher trockenen Bachbetten plätschert dann klares Wasser, und der Boden bedeckt sich mit frischem Grün und einem bunten Blumenteppich. Ende April hört der Regen wieder auf, die ganze Vegetation verdorrt in kürzester Zeit und wird durch Grasbrände in Kohlenstaub verwandelt, den der scharfe Südost-Passat über den Boden hinfegt. Die Temperaturschwankungen sind bei einer Meereshöhe von ungefähr 900 m hier ziemlich stark; Morgens früh kann man häufig 9° C. beobachten, während Mittags im Schatten das Thermometer auf 38° steigt. Wo der Boden mit Vegetation bedeckt ist, sind Thaufälle häufig.

Trotz der Armuth der Pflanzenwelt ist die Gegend von ziemlich vielen Thieren belebt, und besonders bildet der kleine See ein reiches Jagdterrain, in dem Zebras, Antilopen, Giraffen und Büffel, ja sogar Nashörner dem Jäger zur willkommenen Beute fallen. Löwen und Leoparden sind, wie überall in trockenen Gegenden, nicht selten, und Hyänen und Schakale geradezu eine Landplage. Erwähnenswerth sind auch die reizenden kleinen Haselmäuse (Graphiurus capensis), die in den grossen Sykomoren ihr nächtliches Wesen treiben und sich bisweilen wohl auch in eines unserer Zelte verirrten. Die Vogelwelt bietet für den Laien nichts besonders Anziehendes; doch konnte der Pascha als Kenner eine Reihe von hochinteressanten Formen beobachten, die sonst nur in Wüstengebieten vorkommen. Unter den Schlangen sind die giftigen Echis die gefährlichsten, Eidechsen verschiedener Arten huschen auf den Felshalden umher, darunter besonders der buntgefärbte Agama mozambicus. Chamaeleone klettern schleichend auf die Getreidestengel hinauf, die Augen nach allen Richtungen verdrehend, um ein Insekt zu erspähen. Sonderbarerweise werden sie von allen Negern als giftig angesehen. Sehr häufig sind auch grosse grünschwarze Skorpione (Pandinus Roeselii?), die hier fast die Grösse eines Flusskrebses erreichen. Unter den Insekten fallen weiterhin noch massenhafte Heuschrecken und grosse schwarze Laufkäfer auf, die, wenn sie verfolgt werden, einen unangenehmen, nach Schwefelsäure riechenden braunen Saft von sich geben.

Mpwápwa ist nicht etwa eine Stadt oder ein Marktflecken, wie man wohl nach dem Beschauen einer Karte meinen könnte, sondern nur ein Distrikt, in dem hier und dort die Dörfer der Eingeborenen verstreut sind, und ein Karawanenlagerplatz, der eben von jedem Reisenden in dieser Gegend berührt werden muss.

In der weiten Mulde, die man von der Station aus vorzüglich übersehen kann, liegen viele Tembe-Dörfer zerstreut, nach Herrn von Bülow über 100 mit durchschnittlich wohl je 100 Bewohnern, so dass trotz der scheinbaren Oede die Gegend als gut bevölkert angesehen werden kann. Die Bewohner, die hier schon fast reine Wagogo sind, bauen, dem sandigen Boden entsprechend, vor Allem Kolbenhirse (Penicellaria) in zwei Varietäten an, von denen eine kurze dicke, die andere lange schmale Kolben trägt. Ihr Hauptreichthum bestand früher in grossen Heerden kurzgehörnter Buckelochsen mit Halswamme, von denen jedoch die in den letzten Jahren grassirende Viehseuche nur einen geringen Bruchtheil übrig gelassen hat. Der grösste Häuptling der Umgebung, Namens Mwangáy, stand mit der Station in friedlichem Verkehr; trotzdem bot es bei dem ablehnenden Verhalten der Wagogo immer grosse Schwierigkeiten, für die Soldaten die nöthige Nahrung zu besorgen, besonders wenn in Folge von Regenmangel Hungersnoth herrschte. — — —

Schon seit längerer Zeit hatten die Bewohner des dicht bei Mambóya gelegenen Dorfes Kitángi die von Ssadani kommenden Karawanen belästigt. Der Stationschef, der nicht die nöthige Soldatenmacht für grössere auswärtige Unternehmungen zur Verfügung hatte, bat daher den Pascha, ihm eine stärkere Abtheilung von unsern Leuten unter Lieutenant Langheld als Unterstützung zu gewähren. Dies geschah, und alsbald konnte das Raubnest auf einer mehrtägigen Expedition nachdrücklich bestraft werden.

Mein Gesundheitszustand hatte während unseres Aufenthalts in Mpwápwa eine ziemlich harte Probe zu bestehen. Nachdem ich schon seit längerer Zeit häufig an leichten Fieberanfällen gelitten hatte, die mir das Arbeiten sehr erschwerten, befiel mich eines Tages ein so heftiger Malaria-Anfall, dass ich über eine Woche das Bett hüten musste; nur der aufopfernden Pflege des Paschas, der Tag und Nacht an meinem Krankenlager wachte, hatte ich es zu danken, dass meine Kräfte allmählich wieder hergestellt wurden.

Da uns eine Anzahl Träger in unserer Karawane fehlten, so wurde der zur Station gehörige Herr Jahnke nach Ugógo entsandt, um dort Leute anzuwerben, denn in der Nähe war Niemand zu bekommen. Er hatte auch das Glück, wenige Tagereisen von der Station einer grösseren Karawane von Urámbo-Leuten zu begegnen, von denen wir 86 Mann als Träger engagirten. Da diese aber nach ihrer Heimath Urámbo, hinter Tabóra, zurückkehren wollten und sich um keinen Preis dazu bewegen liessen, uns nach dem Victoria-Nyansa zu begleiten, sahen wir uns gezwungen, unsern Marsch nach Tabóra zu richten, das von Mpwápwa ca. 420 km Luftlinie entfernt und theils durch die öden Steppengebiete von Ugógo, theils durch den Buschwald von Unyamwesi getrennt liegt.

Am 19. Juni hatten wir die Freude, die Herren Dr. Carl Peters und Lieutenant von Tiedemann auf der Station zu begrüssen, die von ihrem gefahrvollen Zuge zurückkehrten und zu ihrem Erstaunen hier den auf dem Marsche ins Innere befindlichen Pascha antrafen, den sie in seiner Provinz hatten aufsuchen wollen.

Diese eigenartige Begegnung ist von Dr. Peters selbst geschildert worden. Die beiden Tage unseres Beisammenseins vergingen uns rasch in wichtigen Unterredungen, wobei alle darin übereinstimmten, dass die Besetzung von Tabóra sammt dem Westufer des Victoria unser dringendstes und nächstes Ziel sein



Abb. 15. Schirmakazie in Ugógo.

müsse, und ferner, dass es von höchster Wichtigkeit sei, Uganda und die Aequatorialprovinz baldmöglichst für neutral zu erklären. Unsere Mahlzeiten verliefen natürlich nicht ohne begeisterte Reden auf das Gedeihen unserer jungen Kolonie, und hinter einem Glase Wein übertraf man sich gegenseitig in sanguinischen Plänen und Entwürfen. Dr. Peters insbesondere hatte die Gründung

einer grossen Handelsgesellschaft im Auge, die den Victoria-Nyansa mit Dampfern befahren sollte, und vertrat diesen Gedanken mit beredtem Eifer.

Da Dr. Peters mit seinen Leuten in Ugógo ziemlich heftige Gefechte bestanden hatte, so forderte der Pascha Herrn von Bülow auf, unsere Expedition in den ersten Tagen mit einem Kommando seiner Soldaten zu begleiten. Am Morgen des 22. Juni konnten wir dann nach Westen aufbrechen, während die Karawane des Dr. Peters gleichzeitig ihren Marsch nach der Küste fortsetzte.

Ueber zahllose, tief in den rothen Löss eingeschnittene Spalten gelangten wir in die Nähe der englischen Missionsstation Kissokwe, wo wir für lange Zeit das letzte fliessende Wasser sahen. Zahllose Ohrwürmer sind in diesen Gegenden eine unangenehme Landplage. An einem Berghange konnten wir Blöcke eines eigenthümlichen Kalk-Conglomerates finden. Zwischen den spärlich verstreuten Ansiedelungen der Wagogo schauten hier und dort noch, erratischen Blöcken vergleichbar, verlassene Hütten der Massai vereinzelt hervor. Nachdem wir dann die nördlichen Berge, an deren Fusse wir entlang marschirten, verlassen hatten, traten wir in die öde wasserlose Buschebene der Marenga-mkali ein.

Afrika ist, nach Dr. Juncker's treffender Bemerkung, das Land der Gegensätze. Während wir noch wenige Tage vorher durch Regensümpfe gewatet waren und uns vor Feuchtigkeit nicht hatten retten können, fing hier die Natur schon an zu verdorren. Wir hatten einen weiten Marsch durch dichten, wasserlosen Dornbusch vor uns, in dem nur selten kleine, von knie- bis hüfthohem Büschelgras bestandene Flächen einen Ausblick gewähren. Wie bei uns im Herbst werden hier die Blätter der Bäume kraus, trocken, endlich gelb und fallen ab. Von einigen, den Papilionaceen angehörigen kahlen Bäumen sieht man nur noch riesenlange Schoten herabhängen; die hier und da im Dickicht zerstreuten Affenbrodbäume entbehren schon des Laubschmucks und tragen nur ihre graugrünen, sammetartig behaarten Früchte. Nur einige Sträucher mit harten, dunklen Blättern behalten diese etwas länger. Akazienarten (meistens Acacia spirocarpa), (Abb. 15) die mit ihren schirmförmigen Kronen den nur 2 bis 5 Meter hohen Busch überragen, prangen noch in grünem Schmuck. Eine höchst auffällige Erscheinung ist ein Strauch (wahrscheinlich eine Cassia), der seine Blätter schon abgeworfen hat und jetzt erst die prächtig gelben Blüthen entfaltet.

Von der Hitze ermüdet, kamen wir im Lager an einem kleinen Wassertümpel an. Die kostbare Flüssigkeit war salzig und durch den Urin der Rinder und Büffel verunreinigt. Trotzdem mussten wir uns hier für den Weitermarsch mit Wasser versehen, da wir noch eine grosse trockene Strecke vor uns hatten. Zu alledem kam unglücklicher Weise, dass ich noch an den Folgen meines Fiebers zu leiden hatte und von den Soldaten der Expedition in einer Hängematte getragen werden musste. Erst am nächsten Tage erreichten wir Massweyo, wo in der Nähe einer Ansiedelung vorzügliches Wasser zu finden ist. Die Ausdehnung der Marenga-mkali (d. h. Bitterwasser) wird von Jahr zu Jahr geringer, da von beiden Seiten aus Ansiedelungen in dieselbe vorgeschoben werden.

Beim Wasserholen waren Nachmittags unsere Sulusoldaten von Massaihorden, die man hier als Wahúmba bezeichnet und die ihre Rinderheerden in der Umgegend hüteten, durch Speerwürfe angegriffen worden, so dass Herr von Bülow gezwungen war, sie mit einer kleinen Soldatenabtheilung nach wenigen Schüssen zurückzuwerfen und ihnen zur Strafe etwa 300 Stück Vieh abzunehmen. In der Nacht, als wir unser Lager dicht mit Posten umstellt hatten, versuchten dieWahúmba mehrfach, durch einen Ueberfall ihr Vieh wiederzuerhalten, so dass das Schiessen unserer Posten nicht aufhörte. Um daher allen ferneren Beunruhigungen ein Ende zu machen, beschloss der Pascha, am nächsten Morgen mit Lieutenant Langheld die Wahúmba endgiltig zu vertreiben. Nach wenigen Salven liessen sie ihre Heerden im Stich und flohen eilends, ihre Schilde von sich werfend. Ja sie waren so eingeschüchtert, dass von zwei oder drei Soldaten eine ganze Heerde von Vieh fortgetrieben werden konnte. Von den etwa 700 erbeuteten Rindern wählten wir 80 der besten für uns aus und verschenkten die übrigen an befreundete Häuptlinge.

Diese, von den Wanyamwesi u. s. w. Wahúmba genannten Völkerschaften sind die südlichsten Ausläufer der nomadisirenden Massai. Sie leben von dem Ertrage ihrer Viehzucht und schlagen ihr Lager jeweils dort auf, wo gute Grasbestände ihren Heerden Nahrung gewähren. In der Nähe errichten sie aus zusammengebogenen Zweigen viereckige, oben abgerundete Hüttengestelle, die mit Thierhäuten gedeckt und mit Rindermist gedichtet werden. Ihre Bewaffnung besteht aus Speeren mit ungeheuer langen Klingen und ovalen Büffelhaut-Schilden, die mit schwarzen, rothen oder weissen Mustern bemalt sind. Die meisten Männer sind nur mit einem kleinen auf dem Rücken hängenden Felle bekleidet, tragen dafür aber einen grossen aus Straussenfedern gefertigten Kopfschmuck, der ihr Gesicht strahlenförmig umgiebt. Als Schmuck sind Arm- und Halsringe von Messing mit zahllosen feinen eisernen Ketten sowie auch Perlschnüre sehr beliebt. Das Ohrläppchen wird durchbohrt und durch Einlegen von grossen mit dünnen Eisenketten verzierten Eisenspiralen oder Holzpflöcken ausserordentlich erweitert.

Hier in der Marenga-mkali werden fast alle Karawanen durch die räuberischen Anfälle der Wahúmba belästigt, ermüdete Nachzügler aber abgefangen und getötet, denn Sklaven hält der Massai nicht.

Theils über rothen Sand, theils über grauen getrockneten Mergel marschirend, gelangten wir in das eigentliche Ugógo hinein. An den tiefen, am Wege gegrabenen Wasserlöchern sahen wir, dass dieser hellgraue Mergel sich mindestens 3 Meter in die Tiefe erstreckt, und unwillkürlich drängte sich uns der Gedanke auf, dass wir uns hier auf ehemaligem Seeboden befanden. Bestärkt ward diese Vermuthung noch dadurch, dass wir in der tellerartig flachen Ebene vor Mssesse tief schwarzen Boden antrafen, auf dem zahlreiche Brocken von Kalk-Conglomeraten verstreut lagen, die theils scharfkantig, theils rund abgewaschen erschienen und zum Theil Kopfgrösse erreichten.

Als wir morgens von Mssesse (Myesse) aufbrechen wollten, bekamen wir die Meldung, dass in einem nahe gelegenen Dorfe beim Einkaufen von Nahrung

2 Sulusoldaten der Abtheilung v. Bülows sowie drei Träger ermordet worden seien. Unverzüglich rückte der Pascha in Begleitung von Ltn. Langheld mit 75 Soldaten und einer Anzahl Trägern nach diesem etwa $^3/_4$ Stunden entfernten Dorfe, während ich selbst leider durch meine körperliche Schwäche gezwungen war, im Lager zurück zu bleiben. An der Spitze seiner Leute konnte der Pascha in wenigen Stunden 19 Dörfer der Eingeborenen, die nur geringen Widerstand leisteten, erstürmen und verbrennen. Viele hundert Rinder fielen ihm zur Beute, während die Träger und Soldaten sich nach beendetem Kampfe der Schafe und Ziegen erbarmten, unter denen sie gewaltig aufräumten. Die Leiche eines der ermordeten Soldaten wurde in einem Dorfe gefunden und beerdigt, und auch eines der verlorenen Gewehre zurückerobert. Der Feind hatte eine Reihe von Todten und Verwundeten, während auf unserer Seite kein Mann verletzt worden war. Sämmtliches Kleinvieh vertheilte der Pascha an unsere Leute und verwendete hier und an den folgenden Stationen mehrere hundert Rinder als Geschenke an befreundete Häuptlinge, da wir selbst die immerhin noch 2000 Stück Vieh starke Heerde nicht wohl mit uns führen konnten. Es zeigte sich auch in diesem Falle, dass es das einzig richtige ist, derartige Uebergriffe der Eingeborenen sofort auf das Energischste zu bestrafen und sich gar nicht erst auf lange diplomatische Verhandlungen einzulassen. Auf dem ganzen Wege durch Ugógo wurden wir nicht weiter belästigt, und während sonst die Bewohner des Landes von den durchmarschirenden Karawanen grosse Zahlungen von Wegezoll (Hongo) verlangen, brachten sie uns hier unaufgefordert selbst ihren Tribut dar.

Ueber das Land und die Bevölkerung von Ugógo kann ich mich kurz fassen, da beides bereits durch Paul Reichard*) und Lieutenant Herrmann**) in vorzüglicher Weise geschildert worden ist. Auf eine weite, stellenweise ganz flache, stellenweise leicht wellenförmige Ebene sind einzelne Gebirgszüge aufgesetzt, die meistens mit Tausenden von Felsblöcken besät sind. Diese bestehen im Osten des Landes aus Gneis, von Matangisi an jedoch aus grau-röthlichem Granit, in den häufig grosse Feldspath-Krystalle eingelagert sind. Ganze Strecken entbehren völlig der Vegetation, so dass die heftigen Winde Sand und Aschentheile in grossen Staubhosen vor sich her wirbeln können. Andere Theile sind mit dünnem Steppengras, meist Andropogonaceen, sowie Panicum, wieder andere mit dichtem Dornbusch bewachsen, der dem australischen Scrub sehr ähnelt. Einzelne Acazien, Dahlbergien, Affenbrodbäume und Fächerpalmen sind in der Ebene verstreut. Die gabelstämmige Fächerpalme des Küstengebiets (Hyphaena coriacea) ist hier durch eine verwandte Art mit ungetheiltem Stamme ersetzt (Hyphaena crinita ventricosa). In dem bis zu zwei Meter hohen Dornbusch fielen uns namentlich Combretum mit ihren vierflügeligen Früchten und ein prächtiger, nach

---

*) Paul Reichard, Deutsch-Ost-Afrika.

**) Herrmann, Ugógo, das Land und seine Bewohner. Mitth. aus d. deutsch. Schutzgeb. V. 4. pg. 191.

Heliotrop duftender Strophantus (Str. Emini) auf, dessen Blüthe in lange fadenförmige Fortsätze ausgezogen ist; ihre 15 bis 20 cm langen, mit seidenartigen Samen gefüllten, kanonenwischerartigen Früchte stehen jeweils am Ende eines Zweiges zu zweien einander gegenüber. An anderen Orten herrschen Dornsträucher vor, wie Mimosa und Randia, die dem Wanderer überall entgegenstarren. Dieser Busch ist besonders in der Marenga-mkali, zwischen Mssesse und Ilindi und endlich bei Pungusi und Itura sehr üppig entwickelt und steht so dicht, dass die Wege ihn tunnelartig durchschneiden und man keinen Schritt weit vom Pfade abweichen kann. Ob dieser niedrige Busch nur ein Nachwuchs von früheren Waldbeständen ist, die durch das unvernünftige Abholzen und die Steppenbrände zerstört worden sind, oder ob die ganze kümmerliche Vegetation durch die klimatischen Verhältnisse bedingt wird, lässt sich schwer entscheiden; ich selbst neige zu der letzteren Ansicht. Die Vegetationsdauer ist in Afrika nicht durch die Temperatur-Unterschiede, sondern lediglich durch die Wasserverhältnisse bedingt, und wo, wie hier in Ugógo, die Regenzeit nur äusserst kurz währt, haben die Pflanzen eben nicht genügend Zeit, um zu grösserer Entwickelung zu gelangen. Auch das dünne, zumeist aus Fiederblättern bestehende Laub, das dem Wanderer nur geringen Schatten spendet, ist wohl eine Anpassung an die Dürre und die starke Besonnung; denn je kleiner die Blattfläche, desto langsamer erfolgt die Verdunstung des aus dem Boden entnommenen Wassers.

Zur Zeit, da wir das Land durchzogen, war die ganze Vegetation bereits vertrocknet und die Eingeborenen begannen, durch Anzünden des Grases Platz für ihre Felder zu schaffen. Das ohnehin nicht sehr hohe Gras bildet dort nicht, wie bei uns, eine zusammenhängende Wiesennarbe, sondern steht büschelartig in etwa spannenweiten Entfernungen und setzt sich auch unter dem dünnen Buschwerk fort. Trotz seiner scheinbaren Dürre brennt es nicht so ganz leicht, und nur vom Winde angefacht, greift das Feuer in schlangenartigen Windungen mit mässiger Geschwindigkeit um sich, dicke schwarze Rauchwolken und Funkenregen gen Himmel sendend. Von einem Berge aus kann man in dieser Zeit den ganzen Horizont von solchen Feuerlinien illuminirt sehen. Kommt man dem Brande näher, so hört man ein fortwährendes Prasseln und pistolenschussartige Detonationen, die wohl davon herrühren, dass das selbst in den trockensten Grashalmen noch vorhandene Wasser sich in Dampf verwandelt und den Halm zum Bersten bringt.*) Diese Wasserdampfmassen werden dann von dem warmen Luftstrome nach oben gerissen und ballen sich, in kälteren Regionen angekommen, zu leichten weissen Federwölkchen zusammen. Bei der Absteckung des Lagers hat man sich natürlich vor diesen Bränden zu schützen; es empfiehlt sich, eine schon abgesengte Fläche aufzusuchen oder, wenn dies nicht möglich ist, das Gras um die Zelte und Lasten ausreissen oder selbst anzünden zu lassen, denn sonst könnte eine vom Winde einhergetriebene Feuermasse die gesammte Aus-

*) Vergl. auch Reichard's vorzügliche Schilderung der Grasbrände in »Deutsch-Ost-Afrika«, das überhaupt eines der besten über unser Gebiet geschriebenen Bücher ist.

rüstung in wenigen Augenblicken verzehren. Für die marschirenden Karawanen sind jedoch die Brände nicht gefährlich und mit denen der Prairien Südamerikas nicht zu vergleichen. Sogar wenn zû beiden Seiten des schmalen Fusspfades das Gras in Flammen steht, kann man ohne Gefahr mit einigen raschen Schritten die schmale Feuerzone durchschreiten, und nur die Träger mit ihren nackten Füssen müssen sich vor dem heissen Boden und seinen glühenden Aschetheilen in Acht nehmen. Ebenso fallen niemals grössere Thiere dem Feuer zum Opfer. Vielen von ihnen ist es sogar höchst willkommen, da sie hierbei ihre Rechnung finden und zahllose Heuschrecken und halb gebratene Feldmäuse ohne Mühe erbeuten und verspeisen können. Ist das Feuer vorbei gezogen, so bietet sich dem Auge ein ungemein öder Anblick dar: alles Gras hat sich in leichte schwarze Kohle verwandelt, aus der nur kurze angesengte Stoppeln noch hervorstehen; das Laub der Bäume ist angebrannt oder verwelkt, und nur auf ganz hohen Stämmen haben sich einige grüne Blätter erhalten. Die Luft ist von Brandgeruch erfüllt. Indessen wächst schon nach kurzer Zeit aus den unbeschädigten Wurzeln des Grases ein neuer, frisch-grüner Nachwuchs hervor, der das Wild in grossen Mengen anzieht. Auch wir selbst zogen aus diesen Bränden Vortheil, da sie uns das Marschiren und den Ueberblick über die Karawane erleichterten.

Das Volk der Wagogo ist in zahllose kleine Gemeinden zersplittert, und nur in Unyangwíra herrscht ein grösserer Landeschef. Die Leute gehören dem, von Dr. Baumann so benannten »jüngeren« Bantu-Stamme an, sind jedoch stark mit hamitisch-nilotischem Blute vermischt. Es ist anzunehmen, dass im Laufe der Zeiten vom fernen Nordosten her eine Reihe von Völkerwanderungen nach Süden hin stattgefunden und dass eine der ältesten davon sich mit den eingeborenen Ureinwohnern vermischt hat.

Im Typus haben die nicht gerade sehr schlanken Wagogo wenig Verwandtschaft mit den Massai, höchstens kann man bei ihnen etwas regelmässigere Gesichtszüge beobachten, als man sie bei den andern Bantu gewohnt ist. Aber die hier herrschende Sitte der Beschneidung deutet u. a. doch darauf hin, dass sie eng mit den nördlicher wohnenden Völkerschaften von Irámba, Túru und Irángi verwandt sind. Woher die eigenthümliche Form der Dörfer (Tembe) stammen mag, die in allen diesen Gegenden vorherrscht, entzieht sich meiner Kenntniss. Thatsache ist, dass man diese hier sowie in etwas nördlicher und südlicher gelegenen Gegenden in ihrer Urform antrifft, während in Unyamwési in das viereckige Tembe-Gebäude runde Hütten hinein gebaut werden.

Die Tembe bildet ursprünglich ein mehr oder weniger langes Rechteck von 30 bis 100 Meter Seitenlänge; der ganze Umfang wird

Abb. 17. Gebräuchliche Lanze von Ugógo.

von einem langgezogenen etwa 2 Meter hohen und 3 Meter breiten Hause eingenommen, dessen Wände aus Flechtwerk von Pfählen und Reisig bestehen und mit Lehm beworfen sind, während das flache, nur leicht nach aussen geneigte Dach eine dicke Lehmschicht trägt, die auf dicht neben einander gelegten Balken ausgebreitet ist. Diese Längsgebäude sind durch Scheidewände in zahlreiche kleine Kammern mit je einer Thür eingetheilt, die man durch einen Rahmen von Flechtwerk schliessen kann. Der ganze Innenraum der Tembe ist von einem Hofe eingenommen, der Nachts dem Vieh als Aufenthaltsort dient. Häufig findet man Dörfer, die noch unvollendet sind oder einer kleinen Gemeinde zur Wohnung dienen und dann nur aus einer oder zwei Längsseiten bestehen, während man die fehlenden durch einen Pfahlzaun ergänzt hat. Eine solche Tembe dient einer ganzen Gemeinde, oft hundert und mehr Menschen zur Wohnung; im Hofraum brennt die ganze Nacht hindurch ein mit getrocknetem Rindermist genährtes Feuer, um das Vieh vor den zahllosen Fliegen zu schützen.

Der scheinbar so unfruchtbare Boden, der aus Sand oder wie gebrannt erscheinendem Laterit besteht, gestattet immerhin eine ziemlich grosse Menschenmenge mit Penicillaria und Wassermelonen zu ernähren und sogar noch für die zahllosen durchziehenden Karawanenleute zu sorgen, vorausgesetzt, dass nicht etwa in Folge von Regenmangel Hungersnoth herrscht. Recht traurig sind die Wasserverhältnisse des Landes. In künstlich gegrabenen, mehrere Meter tiefen



Abb. 16. Alterthümliche Lanze von Ugógo. (Zum Rindertödten benutzt.)

Löchern versucht man das Regenwasser das ganze Jahr hindurch zu halten, muss aber, falls es nicht ausreichen sollte, das zum Leben nöthige Nass oft stundenweit von einem anderen Dorfe holen und theuer bezahlen. Durch Anlage einer Reihe von artesischen Brunnen längs der Karawanenstrasse würde man dem Lande und auch dem Karawanenverkehr einen unschätzbaren Dienst erweisen.

Der Marsch durch Ugógo wird von den Karawanen sehr gefürchtet, einerseits wegen des häufig herrschenden Wasser- und Nahrungsmangels, andrerseits wegen der fortwährenden Beunruhigungen durch die Eingeborenen, die bei ihrem sehr zurückhaltenden und misstrauischen Wesen in jedem Fremden einen Feind sehen, wozu sie allerdings in Anbetracht der fortwährenden Diebstähle der Wanyamwési eine gewisse Berechtigung haben. Früher mussten die Karawanen fast an jedem Lagerplatz bedeutende Wegezölle entrichten; jedoch ist diese Unsitte nahezu verschwunden — wenigstens für europäische Karawanen —, zumal nachdem an der Westgrenze von Ugógo, in Unyangwíra, eine zweite Militärstation errichtet worden ist. Ihre Lügenhaftigkeit aber, dazu die ewigen Räubereien und die Hinterlist, mit der sie ermüdete Nachzügler der Karawane

abfangen und ausrauben, machen die Wagogo nach wie vor unbeliebt und verdächtig.

Wir selbst konnten unsern Marsch gänzlich unbehindert fortsetzen, obwohl die grosse Menge von Vieh, die wir mitführten, in dem dichten Busch das Marschiren sehr erschwerte und die Karawane häufig auseinander riss. In dem baumlosen Thal von Ilindi (Hirindi) trafen wir den von Uganda herunter kommenden katholischen Bischof Livinhac, der dem Pascha über die Verhältnisse am See weitere Aufklärungen geben konnte und ihn bat, über die Mission zu verfügen.

Stellenweise, so u. a. bei Mbahi am Bubu-Bach, bieten Haine von Nkoche-Palmen (Hyphaena) einige Abwechselung in der Vegetation. In dem jetzt nur aus vereinzelten Wassertümpeln bestehenden Bache fand ich einen Wels der Gattung Clarias, und am Ufer sass sinnend wie ein Philosoph der graubraune Schattenvogel (Scopus umbretta), während Steinschmätzer und Bachstelzen am Wasserrande ihrer Nahrung nachgingen. In dem stark bewohnten Unyangwíra, das sich durch zerstreute Haine von Borassuspalmen botanisch auszeichnet, wird viel Sorghum gebaut.

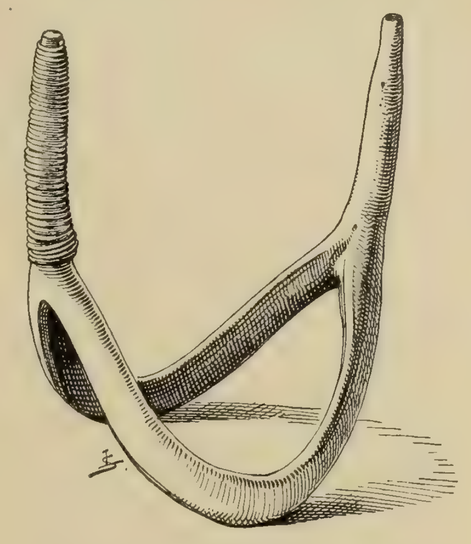


Abb. 18. Armspange aus Ugógo, am Oberarm zu tragen, die Spitzen nach aufwärts gerichtet. $^1/_2$ nat. Grösse. (Museum für Völkerkunde in Berlin.)

Bei dem volkreichen Muhalála, von wo der direkte, über Ikungu führende Weg nach dem Victoria-Nyansa von unserer Strasse abzweigt, hatten wir die Grenze von Ugógo erreicht und gelangten nach Ueberwindung einer scharf abfallenden Terrasse in die Grenzwildniss der Mgunda-mkali, die sich zwischen dem eben durchschrittenen Lande und Unyamwési hinzieht.

Die Leute der Karawane hatten sich inzwischen an das Marschiren und an unsere Tagesordnung vollständig gewöhnt, Jedem war genau seine Thätigkeit zugewiesen, und Tag für Tag spielten sich im grossen Ganzen dieselben Vorgänge ab, zu deren besserer Vorstellung dem Leser die nachstehende kleine Skizze eines Tages aus unserem Lagerleben dienen mag.

Es ist Nacht. Alles liegt in tiefem Schlummer, mit Ausnahme der die Lasten und Zelte bewachenden Posten; da kräht der Hahn, den einer der Träger auf seinem Bündel an einem Bein festgebunden hat, zum ersten Male. Durch dies wohlbekannte Signal und mehr noch durch die um die Morgendämmerung empfindlich fühlbar werdende Kälte geweckt, reiben einige der gelagerten Schläfer sich die Augen und wanken schlaftrunken zu dem fast verglimmten Feuer, um es durch

Auflegen von frischen Holzscheiten wieder anzufachen. Die auflodernde Flamme und die von ihr ausgehende behagliche Wärme zieht die Leute einen nach dem andern herbei, und die im Kreise hockenden, in weisse Tücher gehüllten schwarzen Gestalten erscheinen von dem flackernden Scheine des Feuers gespenstisch beleuchtet. Auch der Europäer findet kaum noch ruhigen Schlaf und ruft von seinem Feldbett aus dem Posten zu, den Leuten Ruhe zu gebieten.

Noch geraume Zeit dauert es, bis der Himmel im Osten sich leicht erhellt und bald darauf einen röthlichen Schimmer zeigt, der sich mit Windeseile über das ganze Firmament verbreitet. Da plötzlich erklingen langgezogene Trompetentöne: der Hornist der Expedition, ein langjähriger Begleiter Emin Paschas, Abdelmanán Defalla, genannt Ferúss, bläst unsere deutsche Infanterie-Reveille und giebt damit das offizielle Zeichen zu einem allgemeinen Aufruhr im Lager, das nach wenigen Sekunden schon den Anblick eines gestörten Ameisenhaufens bietet. Jeder packt in möglichster Eile seine Schlafmatte zusammen, wickelt den Schurz fester um die Hüften, und in langen Reihen sieht man die Leute das Lager verlassen, um in geringer Entfernung davon ihre Bedürfnisse zu verrichten.

Beim ersten Ton der Trompete ist auch der Europäer aus dem Bett gesprungen, die herbeieilenden Diener öffnen das Zelt und packen das Reisegeräth zusammen. Während dessen hat, noch in der Dunkelheit, ein Soldat, der uns als Koch dient, Kaffee bereitet und dazu Brode aus leicht übergerösteten Hirsebreifladen hergestellt, die gewöhnlich nur an den Rändern gar sind. Einer unserer Zelttische wird in's Freie gestellt, mit unserm emaillirten Geschirr besetzt, und während eben die ersten Strahlen der Sonne von Osten her aufleuchten, verzehren wir, im Stehen Befehle ertheilend, unsern frugalen Imbiss. Ein schriller Pfiff ruft alsbald die Soldaten herbei, die in wenigen Augenblicken die Zelte abschlagen und zusammenrollen; die Träger haben sich inzwischen schon in dichter Menge um die Lasthaufen gruppirt, um, sobald der Befehl dazu ertheilt wird, ihre Kisten und Ballen aufzunehmen und dann an ihrer Lagerstelle die Schlafmatten darauf zu befestigen. Ein zweiter Pfiff ruft die Soldaten von Neuem herbei, die nunmehr in voller Ausrüstung zu erscheinen haben und von Lieutenant Langheld in mehrere Gruppen geschieden und etappenweise zwischen die Karawane vertheilt werden, jeder Zug unter Führung eines Europäers.

Der Trompeter steht neben dem Pascha, der eben seinen Esel bestiegen hat und ihm »inkiräre« zuruft, die arabische Bezeichnung für das Aufbruchsignal, das auf ägyptische Weise geblasen wird. Dann setzt sich der Pascha mit der Flagge und einer Abtheilung Soldaten an die Spitze, während einer von uns darauf achtet, dass zunächst nur die mit dem Gepäck der Europäer beladenen Sansibariten und die Warambo mit der Munition ihm folgen. Hierauf setzt sich eine zweite Abtheilung Soldaten unter einem Offizier in Bewegung, sodann das Gros der Träger und zum Schluss wiederum ein Trupp Soldaten unter dem die Nachhut kommandirenden Offizier, der nicht abmarschiren darf, ehe er nicht

seine Leute das ganze Lager hat durchforschen lassen, ob noch Jemand von der Truppe oder etwa eine Last zurückgeblieben sein sollte. Während des Marsches leistet unsere treue Dogge »Fox« treffliche Dienste, indem sie die Leute zusammenhält. Sehr bald hatte sie gelernt, dass wir ein Herausgehen einzelner Träger aus der Karawane nicht wünschten, und brachte von da an wie ein Schäferhund sofort jeden Mann durch Gebell an seinen Platz zurück, was ihr um so leichter fiel, als die Neger eine gewaltige Furcht vor grossen Hunden haben.

So wird auf den schmalen Pfaden im Gänsemarsch der grösste Theil des für diesen Tag beabsichtigten Weges zurückgelegt, bis in der Karawane durch Ermüdung einzelner Leute verschiedene Lücken entstanden sind. Alsbald lässt der Pascha an der Spitze durch den Trompeter den Befehl zum Halten geben. Die Tête hält und die nachkommenden Leute suchen sich zu beiden Seiten des Weges Plätze aus, wo sie ihre Last ablegen und ausruhen können. Einige haben sich vom Mahle des vorigen Tages etwas Mehlbrei oder gekochte Bohnen, vielleicht auch ein geröstetes Huhn mitgebracht, das sie jetzt verzehren, denn sie alle sind Morgens nüchtern aufgebrochen. Auch wir Europäer holen aus unserm Frühstückskorb einen kleinen Imbiss heraus. Geraume Zeit dauert es noch, bis die Fahne des Nachtrabs im Gebüsch erscheint und der dort kommandirende Offizier seine Meldung machen kann; dann ertönt wieder das Signal »inkiräre«, und der Rest des Marsches wird in derselben Ordnung zurückgelegt. Am Ziel angelangt, sucht der Pascha selbst einen geeigneten Lagerplatz aus, womöglich nicht zu nahe an den Dörfern der Eingeborenen. Von den Soldaten der Vorhut werden in kurzer Zeit je nach ihrem Eintreffen an dem bezeichneten Orte die Zelte der Europäer aufgeschlagen, wobei Feldsteine als Hämmer zum Eintreiben der Pflöcke dienen. Einer der Europäer hat mit Unterstützung verschiedener Soldaten das Ablegen der Trägerlasten zu beaufsichtigen und namentlich darauf zu achten, dass diese nicht direkt auf den rothen Boden gelegt werden, wo sie den Termiten eine willkommene Beute werden könnten. Die Soldaten haben indessen ihre Gewehre vor den Zelten zusammengesetzt und gehen jetzt daran, für ihre eignen Bedürfnisse zu sorgen. Viele nehmen Urlaub, um sich in den benachbarten Dörfern für ihre Tauschartikel Nahrung einzukaufen, während die Träger dies meistens ohne besondere Genehmigung thun dürfen. Die Weiber wandern mit Thontöpfen und Kalebassen auf dem Kopfe zum nahen Wasserloch und machen sich dann an die Bereitung des Essens, das meistens aus Mehlbrei (ugáli) besteht.

Nach dem Wechseln der Kleider geht der Pascha sofort an seine Arbeit. Er hat unterwegs seine gewohnten Aufzeichnungen über Kompassrichtung, Terrain, Barometerstand u. s. w. gemacht; das Alles muss in's Reine übertragen und zur rechten Zeit, um 2 Uhr und Abends um 9 Uhr, wiederum der Barometerstand nachgesehen werden. Dazu kommen die sonstigen Tagebuchnotizen. Sein Jäger, Redjeb Effendi, hat während dessen die Umgegend des Lagers durchstreift, und der Knall seines Gewehres verkündet uns, dass ihm einige Vögel zum Opfer gefallen sind. Jedem von ihnen hat er eine Fadenschlinge durch den Schnabel

gezogen und sie einen neben dem andern auf eine dünne Holzruthe aufgereiht: so überbringt er sie dem Pascha, der sie mit liebevollem Kennerblick mustert und sorgsam ihre Federn glatt streicht; einige werden ausgewählt, um von dem Präparator abgebalgt zu werden, und einige Stunden später hängen sie zum Trocknen an einem zwischen zwei Zeltpfählen ausgespannten Faden.

Während dessen hat unser Koch mit Hülfe der Diener eine Ziege geschlachtet und ein Stück davon halb gekocht, halb gebraten. Butter oder Fett ist hier für uns ein rarer Artikel, da die Butter der Eingeborenen weder in Ugógo noch in Unyamwési zu geniessen ist; die Leute vermischen sie nämlich mit — Kuhurin. Eine Fleischsuppe, mit Knorr'schen Suppentafeln verschönert, einige süsse Kartoffeln und gekochte Bohnen bilden die übrigen Gerichte. Brod giebt es nicht, wenigstens lässt sich ein unserm Geschmack entsprechendes Brod aus afrikanischen Getreidesorten allein nicht herstellen. An dem in einem unserer Zelte gedeckten Tische nehmen wir Offiziere mit dem Pascha und mit den Missionaren unser Mahl ein, während die Unteroffiziere in ihrem eignen Zelte speisen.

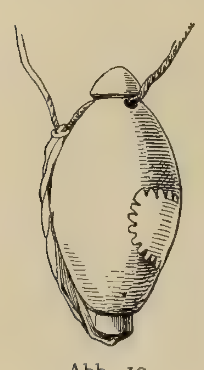


Abb. 19.
Schnupftabaksdose. Ugógo.
(Um den Hals zu hängen.)

Während wir essen, meldet der Posten, dass der Häuptling des Dorfes mit einem Gastgeschenk an Ziegen, Hühnern und grossen Mengen von Mehl erschienen ist, das seine Leute in ganz kleinen Körben anbringen und auf einer grossen Matte zusammenschütten: es wird an Soldaten oder Träger als Extragabe vertheilt. Der Pascha giebt dem Häuptling sein Gegengeschenk, das erst durch Aufbinden einer Last zu Tage gefördert werden muss, und verhandelt mit ihm über die Stellung von Führern, bisweilen auch von Ersatzträgern für den nächsten Tag. In der Zwischenzeit haben auch die andern Europäer der Expedition ihre Arbeiten vollendet; es werden Anordnungen im Lager getroffen, Notizen gemacht, und die von meinem Sammler Mabruck angebrachten Thiere und Pflanzen mit den nöthigen Etiquetten versehen. Kurz vor 6 Uhr lässt Lieutenant Langheld vom Trompeter unser deutsches »Sammeln« (ssábak) blasen, die Soldaten kommen zum Appell, es werden einige Griffe kommandirt, wenn nicht vorher schon exerzirt ist, die Wachen ausgestellt und Befehle für den nächsten Tag gegeben. Wenn am andern Morgen marschirt werden soll, ertönt jetzt am Abend nach erfolgtem Appell das »inkiräre«-Signal, falls ein Rasttag bevorsteht, das mit freudigem Geschrei der Träger begrüsste arabische »dastūr« (Halt).

Alle Leute sind nun mit dem Bereiten ihrer Nahrung und mit der Herrichtung ihrer Schlafstelle beschäftigt. Beim Einbruch der Dunkelheit nehmen wir unsere Hauptmahlzeit ein, bei der zwei, oft drei Gerichte erscheinen, Alles natürlich aus Bestandtheilen, die das Land gerade bietet, hergestellt; wir haben Dank unserer grossen Viehheerde reichlich Fleisch und Milch, welch letztere aber immer nur in gekochtem Zustand genossen werden darf. Der Pascha hält dar-

auf, dass die Speisen so europäisch wie möglich zubereitet werden, wie er überhaupt in seinem penibel saubern Anzuge und seiner Ordnungsliebe immer den Europäer möglichst herauskehrt. Beim Schein einer Stearinkerze sitzen wir noch bis gegen 9 Uhr, den anregenden Gesprächen des Pascha's lauschend, in dessen Zelt beisammen oder gehen im Lager umher, um den fröhlichen Tänzen zuzusehen und den Gesängen der Leute zu lauschen. Um 9 Uhr präzise wird der deutsche Zapfenstreich geblasen, der prächtig in die Stille der sternklaren Tropennacht hinaustönt und das Signal zum Aufhören des Lärms im Lager giebt. Dann pflegt Jeder der wohlverdienten Ruhe; auch der Europäer streckt sich behaglich auf seinem Feldbett aus, und nach kurzer Zeit hört man nur noch das Schnarchen der Schläfer, das Auf- und Abgehen der Posten und das ferne Gekläff eines Dorfhundes, wenn nicht die Ruhe der Nacht durch das Geheul der Hyänen gestört wird.

V. KAPITEL.

Unyamwési und Tabóra.

Auf der Terrasse oberhalb Muhalála angelangt, befanden wir uns bald in dichtem Buschwerk. Im Gegensatze zu den Dornsträuchern Ugógo's bilden hier Combretun, Anona und andere Laubhölzer die hervorragendsten Vertreter des Pflanzenreichs. Der dichte Busch wechselt ab mit lichterem niederen Wald, dem »Pori« der Eingeborenen, dessen Boden mit Gras bewachsen ist, mit Hochwald von Myombo-Bäumen (Berlinia Emini), deren eschenartiges Laub einen angenehmen Schatten gewährt, und endlich mit weiten Savannenflächen (»Buga« der Eingeborenen), auf denen vereinzelt niedrige, verkrüppelte Flötenakazien ihr Dasein fristen. Die Ausdehnung der Mgunda-mkali, die sich im Jahre 1880 noch 9 Tagesmärsche weit hinzog, wird von Jahr zu Jahr geringer, da sie vom Westen her mit Wanyamwesi-Kolonien besiedelt und von diesen angebaut wird. So trafen wir bereits in Pungusi dicht an der Ugógogrenze eine grosse Tembe, die sich durch Sauberkeit und schön geglättete Wände vortheilhaft vor denen der Wagogo auszeichnete. Auf den Aussenwänden waren nach Unyamwési-Art rohe Zeichnungen von menschlichen Figuren und Thieren angebracht. Von hier aus hatten wir bis zur nächsten Station vier Tage lang (18 Stunden) durch unbewohntes Pori zu marschiren. Unterwegs bot sich uns an einem Teich, in dessen Nähe wir lagerten, der Anblick eines vielgestaltigen Thierlebens. Zahlreiche Francoline und Perlhühner belebten die grasigen Ufer; auch ein grosser männlicher Löwe liess sich von fern sehen, verschwand aber sofort wieder, nachdem er unserer ansichtig geworden. Leider stellte sich hier Lieutenant Langhelds Gallenfieber mit erneuter Heftigkeit wieder ein, sodass er bis Tabóra fast unausgesetzt getragen werden musste. Noch grössere Sorge aber machte uns der Zustand des Herrn von Bülow, der seit mehreren Tagen schon an einer Art typhösen Fiebers darniederlag und sich so vollkommen apathisch zeigte, dass der Pascha die schlimmsten Befürchtungen hegte. Er hatte uns eigentlich nur bis Unyangwíra begleiten sollen; nun waren wir freilich gezwungen, ihn weiter mitzunehmen, da es unmöglich war, ihn in diesem Zustand allein nach Mpwápwa zurückzusenden.

In einem kleinen Wasserteiche, der dicht bei dem durch einen grossen Brodbaum gekennzeichneten Lager Bibisande sich befand, konnte ich eine hübsche, gelbblühende Wasserrose (Nymphaea Stuhlmanni [Aschers]) beobachten. Kleine Krebse, wie Candona und Cypris, Süsswasserschnecken, ja sogar ein Moosthierchen (Plumatella) belebten diesen Teich.

Am folgenden Tage erreichten wir den zu jener Jahreszeit nahezu ausgetrockneten Tshaya-See, der durch die Ermordung des englischen Missionars Penrose im Jahre 1878 zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist. Ein breiter Gürtel von Schilf und Ambatsch (Herminera elaphroxylon) erschwert den Zugang zu der jetzt stark reduzirten Wasserfläche. Westlich von hier herrscht der Myombo-Hochwald vor, in dem hier und da Felsmamelons von hellrothem Granit aus dem Boden hervortreten. An den Myombo-Bäumen, die bei ziemlicher Höhe eine Dicke von 1—2 Fuss erreichen, haben die Wanyamwési vielfach die Rinde abgeschält, um aus ihr runde Schachteln (lindo) oder auch primitive Baststoffe herzustellen. Ein solcher Wald besitzt sehr wenig Unterholz und gestattet freies Marschiren bei leidlichem Ueberblick.

Ueber eine leichte Bodensenkung gelangten wir demnächst nach der grossen Wanyamwési-Niederlassung Tura, wo wir zum ersten Mal auf unserm Marsche die dichten Wolfsmilchhecken bemerkten, mit denen in Unyamwési und weiterhin jede Tembe umgeben ist. Die graugrünen, stachellosen etwa 3 bis 5 Meter hohen Bäume dieser Euphorbia Tirucalli lassen sich am besten mit umgekehrten Reisbesen vergleichen und bieten durch ihr das ganze Jahr hindurch währendes Grün dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt in der vertrockneten und verbrannten Landschaft ringsum. Das Vieh passirt diese Hecken nicht, aus Furcht vor dem beim Abbrechen der Zweige herabträufelnden Milchsaft, der namentlich den Augen sehr schädlich ist. Grosse Felder von Penicillaria und Sorghum, die zum Schutze mit einem Graben umzogen sind, zeugen von dem Fleisse der Bewohner. Bei dem Orte Rubúgwa waren viele Niederlassungen durch Raubzüge des Wanyamwési-Häuptlings Ssike verwüstet worden; verlassene Felder, auf denen Unkraut wucherte, sowie hier und da am Wege liegende Sclavengabeln zeugten noch von seinem Zerstörungswerke.

Schon auf dem Marsche durch die Myombo-Wälder konnte man des öfteren hören, wie ältere und erfahrene Träger ihren jüngeren Genossen von den Herrlichkeiten Tabóras erzählten, wo sie sich von den Mühen der Reise würden ausruhen können, derart, dass auch wir von Tag zu Tag gespannter wurden, diesen Ort kennen zu lernen. Da wir dort, wie erwähnt, neue Träger für die scheidenden Warambo anwerben mussten, so wären wir ohnehin gezwungen gewesen, dorthin zu marschiren; glücklicherweise führte auch das Verhalten der Araber zu der gleichen Entschliessung. Nachdem wir vorher schon mehrfach von vorbeiziehenden Karawanen gehört hatten, dass man uns in Tabóra erwarte, kam uns bei dem Orte Mkigwa der dem Pascha von Bagamoyo bekannte Ismael Belush entgegen, um uns von dem Nahen einer arabischen Deputation zu benachrichtigen, die uns

nach Tabóra einladen sollte. Er erzählte uns, dass die Araber ihn mit seiner deutschen Flagge gut aufgenommen, der Wanyamwési-Sultan Ssike aber ihn gezwungen habe, sie wieder zu streichen. Zugleich brachte er die Nachricht, dass der Sultan Pandashāro von Urambo Anfang Juli bei einem Angriff der Wangoni oder Watuta durch einen Speerstich getödtet worden sei, und dass man Shibuga, einen Knaben von zehn Jahren, den Sohn Mirambo's und Neffen des verstorbenen Häuptlings zu dessen Nachfolger erwählt habe. Die Warambo, die während des Küstenaufstandes das Reichskommissariat in anerkennenswerther und nachdrücklicher Weise unterstützt hatten, baten uns dringend, ihnen doch bei ihren Kämpfen mit den Wangoni zu Hilfe zu kommen.

Der Pascha beschloss sich eine Entscheidung in dieser Angelegenheit vorzubehalten, fürs erste aber die Warambo aufzufordern, ihm nach Tabóra weiteres zu berichten. Man kam überein, hier am Orte die Ankunft der Araber abzuwarten. Die beiden dazwischen liegenden Rasttage wurden dazu verwendet, unsere Soldaten im Felddienst zu üben. Nachmittags erschien der Araber Ssef-bin-Ssād mit Friedensversicherungen bei uns, um den Pascha zum Kommen einzuladen. Es seien noch zwei Araber unterwegs, er aber sei ihnen vorangeeilt. Ferner berichtete er, dass mit Ausnahme eines Arabers, Namens Mussélim, dem Freunde des vor Kurzem an der Küste hingerichteten Mohammed-bin-Kassim, alle in Tabóra ansässigen Leute unser Kommen wünschten. Auf diese Nachricht hin wurde der Aufbruch angeordnet. Von dem Lager am Oálle-Bache brachte uns ein dreistündiger Marsch durch Myombowald nach dem Grenzdorfe der Landschaft Unyanyémbe. Auf dem grauen Sandboden, der nur an höheren Stellen durch Laterit ersetzt ist, erheben sich einzelne Züge von gewaltigen Granitblockhaufen. Zahllose Termitenbauten geben der Landschaft ein eigenartiges Gepräge; in dem rothen Lehmboden lebt die Termes bellicosus in ihren oft 5 Meter an Höhe und 20 Meter an Umfang reichenden, wie Burgruinen aussehenden Lehmbauten, während auf dem grauen Sandboden die Termes morda ihre pilz- oder schirmartigen Wohnungen erbaut. Leicht absteigend näherten wir uns endlich durch Laubbusch und über Grasflächen unserm langersehnten Ziele. Von weitem schon sahen wir grosse, scheunenartige Gebäude in den grünen Maniok-Feldern liegen, die wir nach kurzer Frist, von einer zahllosen Menschenmenge begleitet, erreichten. Vor einem grossen Tembehause, das uns zur Verfügung gestellt war, hatten sich sämmtliche Araber sowie eine grosse Volksmenge versammelt, um uns zu begrüssen. Nach Austausch der üblichen arabischen Höflichkeitsformeln zog man sich zurück, und wir konnten in Ruhe darangehen, uns in unserer neuen Behausung einzurichten und umzusehen.

* * *

Tabóra, die grosse in der Mitte des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes gelegene arabische Handelsniederlassung, wurde (nach Reichard) etwa um das Jahr 1820 von dem sich dort ansiedelnden Ssaid-bin-Ssalim gegründet, der von

dem Unyamwési-Häuptling Fundikíra der Landschaft Unyanyémbe die Erlaubniss hierzu erhielt.*) Damals waren die Elephanten in der Umgegend noch häufig, und der Handel mit Elfenbein sicherte einen lohnenden Erwerb. Mit der Zeit breiteten sich die Araber durch grosse Handelszüge allmählich aus und gründeten Zweigniederlassungen sowohl am Tanganyíka, als in Karágwe und Uganda; in das letztere Gebiet drang namentlich der durch Spekes Reisen bekannte Mussa msuri vor, dessen Unyamwési-Gehöft Kaseh etwa eine halbe Stunde südöstlich von dem heutigen Tabóra lag. In den sechziger Jahren war Tabóras Glanzzeit, und der Sultan von Sansibar setzte Gouverneure ein, die seine Autorität im Orte aufrecht zu erhalten hatten. Nach den beiden Brüdern Abdallah und Shiache-bin-Nassib wurden jedoch keine neuen Gouverneure von Sansibar aus ernannt, sondern einer der dort angesiedelten Araber als primus inter pares anerkannt und ihm die Entscheidung von Rechtsfragen übertragen. Durch das allmähliche Aussterben der Elephanten in jener Gegend hat Tabóra an Bedeutung abgenommen und ist zu einem grossen Stapelplatz, einer Etappenstation für die Unternehmungen der Araber in entfernteren Gegenden geworden.

Der Ort liegt ungefähr an dem tiefsten Punkt einer weiten, leicht welligen Thalmulde, die von nur 50 bis 80 Meter hohen, aus Granitblöcken bestehenden Höhenzügen eingerahmt ist; der Boden besteht theils aus sandigem Laterit, theils aus guter dunkler Erde und ist mit Büschelgras bedeckt, aus dem hier und da Gestrüpp, Buschinseln und auch wohl einzelne Bäume hervorragen. Erst etwa eine Stunde von der Stadt entfernt beginnt der richtige Buschwald (Pori), den man in der Nähe der Niederlassung ausgerodet hat. Der Ort selbst ist nicht etwa eine geschlossene Stadt, sondern setzt sich aus einer ganzen Anzahl von zerstreut liegenden Gehöften zusammen, in denen die Araber mit ihrem Anhang wohnen und deren jedes einen eigenen Namen trägt. Nur in der Mitte der ganzen Ansiedelung, dem eigentlichen Tabóra, drängen sich die Hütten der Kleinhändler und Handwerker — meist Küstenleute — um den Marktplatz des Ortes zusammen. Die Araber wohnen in geräumigen, aus lufttrocknen Lehmziegeln erbauten Tembe-Gebäuden mit flachem Dach. Holzpfeiler, Thüren und Fensterrahmen sind häufig mit kunstvoller Schnitzarbeit und Messingbuckeln versehen. In dem grösseren Vorderhause wohnt der Araber selbst, und dort hat er auch seine Waaren aufgespeichert, während in den kleineren, einen Hof umgebenden Hintergebäuden, seine Diener und Sklaven sowie die Küche und Wirthschaftsgelasse untergebracht sind (Abb. 21). Diese Häuser sind im Allgemeinen fest und dauerhaft gebaut, haben aber den grossen Nachtheil, dass man viel durch den Staub belästigt wird, da bei dem Mangel an Kalk die Herstellung eines guten Fussbodens unmöglich ist. Die Termiten sind arge Zerstörer der Gebäude; sie miniren in den Wänden und kleben innerhalb weniger Stunden an die Aussen-

*) Dr. Baumann erkundete, dass die Araber bei Urámbo eine ältere Niederlassung hatten und erst nach deren Aufgabe Tabóra gründeten.

seite der Mauer ein grosses, pilzförmiges Lehmnest an. Unter den verschiedenen Holzarten sind nur die eisenharten Stämme des Mininga-Baumes (Pterocarpus echinatus) vor ihnen sicher, die deshalb als Baumaterial sehr gesucht sind.

Die Häuser der Küstenleute sind nach Sansibarart gebaut; sie haben aus Geflecht hergestellte, lehmgedichtete Wände und ein mit Gras gedecktes Giebeldach. Ueberall zwischen diesen Ansiedelungen haben die Bewohner Plantagen angelegt, auf denen theils die gewöhnlichen Negerfrüchte, theils auch von der Küste eingeführte Kulturpflanzen gebaut werden; unter den letzteren ist besonders der Weizen zu erwähnen, dessen Felder in kleine Quadrate getheilt sind und täglich begossen werden müssen. In den feuchten Gebieten gedeiht auch Reis



Abb. 20. Häuser von Küstenhändlern (Sswahíli) in Tabóra.

vorzüglich. Von den tropischen Fruchtbäumen hat man Mango in den Varietäten »Dódo« und »Bórobo«, sowie Limonen, grosse süsse Citronen, Guyaven, Granatäpfel, Anonen, einige Dattelpalmen und endlich neuerdings sogar die Kokospalme eingeführt, die hier ausgezeichnet gedeiht, trotz der allgemein verbreiteten Ansicht, dass sie der Meereswinde bedürfen. Dafür werden sie hier von den Arabern stark mit Salz gedüngt. Zwiebeln, Tomaten und Eierfrüchte (Solanum melongena) sowie Hibiscus sind ebenfalls erst von der Küste her eingeführt worden, während rother Pfeffer (Capsicum conicum), Maniok, Wassermelonen, Gurken, Jams (Dioscorea), Bataten, Bohnen, Steinnüsse (Voandzeia), Erdnüsse (Arachis), Sesam, Eleusine, Penicillaria und vor allen Dingen Sorghum schon im Lande vorgefunden wurden. Ziegen mit geraden Nasen und kurzen Hörnern, sowie Schafe

und Hühner werden in jedem Hause gehalten. Rinder, von Wahumahirten gehütet, sind besonders seit der letzten grossen Viehseuche seltener geworden. Ledergelbe Hunde mit dreieckigen, aufrecht stehenden Ohren und struppigem Ringelschwanz laufen überall herum und nähren sich von Abfällen; auch einige aus Sansibar eingeführte Katzen werden gehalten. Ferner züchten die Araber mit Vorliebe Esel und bringen durch Kreuzung ihrer von der Küste mitgebrachten Mascat-Esel mit der grauen Form der Eingeborenen eine vorzüglich dauerhafte Rasse hervor.

Die Wasserversorgung des Ortes ist ziemlich trauriger Natur. Das Wasser ist auch hier nur in tiefgegrabenen Löchern zu finden und gilt theilweise für ungesund. Ueberhaupt ist der ganze Ort gesundheitlich ziemlich verschrieen; die Eingeborenen selbst leiden viel am Fieber, und eine ganze Reihe von Europäern hat dort schon ihr Leben lassen müssen. Wie rasch solche Fiebererkrankungen hier manchmal verlaufen können, sahen wir an zweien unserer Sswahili-Soldaten, die trotz Pflege und Medikamenten nach nur etwa anderthalbtägiger Krankheit zu Grunde gingen.

Von einer Schätzung der Einwohnerzahl Tabóras glaube ich absehen zu müssen, da diese bei der fluktuirenden Bevölkerung zu häufig wechselt. Fortwährend kommen und gehen Karawanen, und zu Zeiten mögen Tausende und bald darauf wieder nur Hunderte von Menschen sich hier aufhalten. Einige Araber haben ihren festen und dauernden Aufenthalt im Orte genommen; der Angesehenste unter ihnen war zur Zeit der inzwischen verstorbene Ssaid-bin-Juma, der tüchtigste Kaufmann aber Ssef-bin-Ssād. Zu erwähnen sind noch der durch seine Intriguen gegen die Uganda-Christen bekannte Ali-bin-Ssultan und unser Widersacher Mussélim, genannt Kipini. Eine grosse Reihe von ärmeren Arabern und Beludschen hält sich nur vorübergehend hier auf, oder aber als Angestellte der Vornehmeren; der weitaus grösste Theil der Bevölkerung besteht jedoch aus Negern, theils freien Kleinhändlern, Karawanenleuten und Handwerkern, theils aus den bunt zusammengewürfelten Sklaven der Araber, zu denen Leute aus Uganda, Uémba (südlich von Tanganyika) und Manyéma das Hauptkontingent stellen. Zu allen diesen kommt dann noch der Eingeborene des Landes, der die wichtigen Trägerdienste leistet oder seine Produkte zu Markte bringt.

Das Leben und Treiben in Tabóra ist ein ziemlich zügelloses. Die Karawanen wollen sich hier ausruhen und vergnügen, ähnlich wie die Matrosen in einer Hafenstadt. Dem Negerbier und einem aus ihm destillirten, ordinären dünnen Schnaps wird sehr stark zugesprochen, so dass man fast täglich Zänkereien und Prügeleien erlebt, die durch die Trunkenheit ihrer Urheber entstehen. Bei der zahlreichen Sklavenbevölkerung, in der natürlich das weibliche Geschlecht die Mehrzahl ausmacht, ist das geschlechtliche Leben begreiflicherweise sehr lax. Die Araber, die Aristokraten unter den Bewohnern, halten sich ziemlich zurück und leben still in ihren Häusern, mit Handel, Beaufsichtigung ihrer Güter u. s. w. beschäftigt. Weisse Araberinnen waren nie nach Tabóra gekommen, so dass

aus dem Verkehr der Araber mit den Schwarzen als Mischlinge jene Halb- und Viertelblutaraber hervorgehen, die, namentlich im Innern, so sehr verrufen sind.

Im Orte haben die Araber, wie überall, einen grossen Einfluss auf die Bevölkerung, die sie in Sitten und Kleidung nachzuäffen sucht. Trotz all des vielen Schlechten, was ihre Einwanderung in das Land gebracht hat, wird doch Niemand verkennen, dass alle Kultur und aller Handel (vielleicht mit Ausnahme von Uganda) durch sie erst eingeführt worden ist, und dass sie auch fernerhin ein wichtiges Kulturelement bleiben werden, das wir uns dienstbar machen müssen.

Das von kleineren Neger-Expeditionen nach Tabóra gebrachte Elfenbein kaufen die grösseren Händler dort auf, rüsten aber vor Allem auch selbstständige kleinere und grössere Handels-Expeditionen aus. Ein solcher Araber hat eine Reihe von Angestellten oder älteren Sklaven, denen er seine Waaren anvertraut, damit sie diese an der Grenze von Uganda, am Südende des Victoria-Nyansa, am Tanganyika oder am Nyansa, in Elfenbein umzusetzen haben. Die grössten Expeditionen gehen nach dem elephantenreichen Kongogebiet, für das Ujiji am Tanganyika den zweiten Stapelplatz bildet. Fast jeder der Araber hat sein besonderes Ausbeutungsgebiet, aus dem er Sklaven und Elephantenzähne bezieht. So gehen nach Uémba die Leute des Ssaid-bin-Juma, Nassor-bin-Kassim, Hamis Massaud, Sseliman Massaud und Makéro-kéro, nach Katanga in früheren Zeiten besonders der Kawunda genannte Beludsche Hassan und nach dem Manyéma-Land Hámmed-bin-Muhammed (Tippu Tipp), Munye Muhára, Ssaid-bin-Abéd und Bwana-mlosi, während Ssef-bin-Ssād und Ali-bin-Ssultan ihre Karawanen gewöhnlich nach dem Victoria-Nyansa aussenden. In Tabóra und Umgegend, sowie am Victoria-Nyansa wird fast nur legitimer Tauschhandel getrieben, während im Manyéma-Land Elfenbein und Sklaven durch Kriege und Razzias erbeutet werden, von denen noch näher die Rede sein soll. Ausser diesen Handels-Expeditionen senden die Araber überdies zahlreiche Elephantenjäger aus, die jedoch schon jetzt sehr weit entfernte Gebiete aufsuchen müssen, um Beute zu finden. Ich traf solche Leute nördlich vom Albert-Edward-See. Neben alledem bilden natürlich die Absendung und der Empfang von Karawanen, die Expedition des Elfenbeins und Herbeischaffung neuer Tauschartikel wichtige Beschäftigungen der Araber.

Die mannichfachsten Waaren werden in Tabóra verhandelt: weisse, blaue und bunte Baumwollstoffe verschiedenster Art, Perlen, Messing- und Kupferdraht, Pulver und Gewehre sind bevorzugte Handelsartikel. Als Einheit gilt hierbei das Stück (gora) Sattini von 30 Yards Länge, ein dünner, sehr stark appretirter weisser Baumwollstoff, der in England gefertigt wird. Werthvolle Tücher, Elfenbein oder Sklaven kosten eine gewisse Anzahl von diesen Gora. Importirte Nahrungsmittel, wie Zucker, Thee, Kaffee u. s. w. gelten natürlich als Luxusartikel und werden theuer bezahlt.*) Der Preis eines Gora Sattini, das an der

---

*) So kostete im August 1890 1 Pfd. Thee 17 Mk., 1 Flasche Pickles 6 Mk., 1 Pfd. Zucker 3 Mk., 1 Pfd. Rosinen 3 Mk., 1 Kilo Weizen 2—3 Mk. u. s. w., während ein Ochse nur etwa 15 Mk. werth war.

Küste $2^1/_8$ Dollars*) kostet, schwankt in Tabóra zwischen 5 und 6 Dollars, während der an der Küste bedeutend billigere Mericani Bombay $^1/_4$ Dollar theurer ist. Das Elfenbein wird in Tabóra schon sehr hoch bezahlt, so dass es sich für Europäer kaum lohnen würde, es dort anzukaufen, wenn sie nicht gerade etwa aus ihrer besseren Waarenkenntniss dem Araber gegenüber Vortheil ziehen können. Ueberdies würde der Handel mit den Eingeborenen, der sich »Zahn um Zahn« oft Monate lang hinzieht, auch den mit der grösstmöglichen Geduld gewappneten Europäer zur Verzweiflung bringen, und könnte man höchstens ausserdem etwa 10 pCt. billiger kaufen, als an der Küste. Allerdings, wenn eine gut fundirte Handelsgesellschaft hier im Grossen aufkaufen und den Arabern ausserdem die Tauschwaaren liefern würde, so wäre ein Erfolg nicht unwahrscheinlich, zumal da bei einigermassen mässigen Bedingungen dieselbe Gesellschaft auch zahllose Transporte für die Regierung, die Missionen u. s. w. übernehmen könnte. Den Arabern im kleinen Handel Konkurrenz zu machen, ist dagegen entschieden unpraktisch.

Fast alle Araber lassen sich bei der Ausrüstung der Karawanen von Hindukaufleuten an der Küste grosse Vorschüsse geben, von denen sie höchstens ein Drittel baar, den Rest aber in sehr theuer berechneten Waaren erhalten. Für diesen Vorschuss giebt der Araber dem Hindu einen Schuldschein, in dem er sich verpflichtet, ihm die Summe in Elfenbein zurückzuzahlen, wobei der Hindu das frasila (35 lbs) dieser Waare zu einem im Voraus stipulirten Preise annimmt, der oft nur ein Drittel des Marktpreises beträgt. So kommt es, dass der Hindu nach Rückkehr der Karawane, die ja allerdings häufig erst nach Jahren erfolgt, oft einen Gewinn von 200 bis 300 pCt. erzielt, wogegen er freilich auch ein sehr beträchtliches Risiko zu tragen hat. Europäische solide Kaufleute werden demnach ein solches Vorschussgeschäft kaum betreiben können, wenn sie nicht ihrem Rufe schaden wollen. In Folge der erwähnten Abmachung ist der Araber fast nie im Stande, seine Schuld dem Hindu zurückzuzahlen; nur bei besonders günstig ausgefallenen Raubzügen, wo er das Elfenbein erhält, ohne Waare dafür hinzugeben, kann er, wie Tippu Tipp, zu Reichthum gelangen. Ganz wenige Araber, wie z. B. Ssef-bin-Ssād, rüsten ihre Expeditionen gänzlich ohne Hinduhülfe aus.

Der Sklavenhandel spielt natürlich auch in Tabóra eine gewisse Rolle. Der Laie stellt sich gewöhnlich vor, dass Sklavenhandel nicht ohne unerhörte Greuel und Misshandlungen à la »Onkel Toms Hütte« vor sich gehen könne: das ist ein entschiedener Irrthum. Der erste Erwerb der Sklaven, die Kriegszüge und Razzias auf die schwarze Waare, sind allerdings im höchsten Grade grausam; die in Tabóra angebrachten Sklaven aber kommen meistens von weit

*) Der Dollar ist die nominelle Rechnungsmünze in Sansibar, ursprünglich der Maria-Theresien-Thaler mit der Jahreszahl 1797, der jedoch als Zahlmünze nur noch im Ssomaliland kursirt. Er ist dem Gebrauch nach etwa $2^1/_8$ Rupies oder Mk. 2,92 werth, aber natürlich den jeweiligen Fluctuationen des Silbermarktes unterworfen.

her, haben sich schon an ihre Herren gewöhnt und sind der Sswahilisprache mächtig. Ihre Besitzer behandeln sie durchweg gut und menschlich und würden sich nur in's eigne Fleisch schneiden, wenn sie ihr Eigenthum misshandeln oder gar töten wollten. Der Sklave führt im Allgemeinen ein ziemlich faules Leben und wird nur selten in grösseren Mengen zwangsweise zu Trägerdiensten herangezogen. Auf Misshandlungen hin würde er einfach davonlaufen. Körperliche Züchtigungen kommen natürlich vor, aber bei weitem nicht so häufig, als man gewöhnlich annimmt, und dann sind sie in den meisten Fällen durch Ausschreitungen verdient. Zur Strafe kann der Araber seinen Sklaven in die Kette oder in die Sklavengabel legen. Wenn sein Herr ihn an einen anderen verkauft, so ist der Sklave durchaus nicht unglücklich, ausserdem geschieht dies auch nicht sehr oft. Der Preis eines männlichen Sklaven betrug bei unserer Anwesenheit in Tabóra 15 bis 50 Dollar; junge Mädchen sind höher im Preis. Ausstellen und Verkaufen von Sklaven auf offenem Markt kommt selten oder nie vor; die Geschäfte werden gewöhnlich heimlich im Hause oder durch Vermittelung von Agenten abgeschlossen, und seit der Errichtung der dortigen deutschen Station sucht man diesen Handel ausserhalb, besonders in Kwihára zu betreiben.

Einem treuen Sklaven gewährt sein Herr alles zum Leben Erforderliche, giebt ihm ein eigenes Haus und betraut ihn mit wichtigen Missionen, theilweise sogar mit selbstständigen Karawanen. Wenn er alt und arbeitsunfähig geworden ist, so sorgt der Besitzer für seinen Unterhalt, wie er auch andererseits für Vergehen seines Sklaven verantwortlich ist. Dies alles kann uns aber natürlich nicht abhalten, den Sklavenhandel für eine in ethischer und nationalökonomischer Beziehung verdammenswerthe Institution anzusehen, mit der wir aber noch eine Zeit lang werden rechnen müssen.

Mitten in den Ansiedelungen befindet sich auf einem grossen freien Platze der Markt des Ortes, auf dem Lebensmittel verschiedenster Art, Tabak, Matten, kleinere Quantitäten Stoffe u. s. w. verhandelt werden; ja sogar Vieh wird ausgeschlachtet. Eine Spezialität des Marktes bilden die getrockneten winzigen Fische (dagá), die aus dem Tanganyika stammen. Zu gewissen Stunden des Tages geht es dabei ziemlich lebhaft zu. Schon während unserer Anwesenheit richtete der vom Pascha eingesetzte arabische Gouverneur eine Art von Marktpolizei ein, die darüber zu wachen hatte, dass Ruhe herrschte und dass die Käufer ihr richtiges Maass bekamen. Als Scheidemünze dienen hier Perlen, weisse und rothe, etwa von der Grösse eines Hirsekornes, die zu spannenlangen Doppelschnüren aufgezogen die Einheit bilden. Eine solche Schnur wird »Kette«, 10 zusammengebundene »Kette« »Fundo« genannt. Eine höhere »Geld«-Einheit ist die »Doti« (hier Armlängen) Sattini, die in Tabóra etwa den Werth von 3 Mk. im Kleinverkehr hat und 100 Perlschnüren entspricht.

Jetzt ist bekanntlich eine deutsche Station in Tabóra, die für Ordnung sorgt und der in religiösen, erbrechtlichen und anderen Fragen ein arabischer Gouverneur (Liwali) zur Seite steht.

Wie schon erwähnt, liegt Tabóra im Centrum der Landschaft Unyanyembe, deren Häuptling der berüchtigte Ssike ist. Sein Hauptdorf Kwikúru liegt etwa anderthalb Stunden südlich von der arabischen Ansiedlung und besteht aus einer grossen, stark befestigten Tembe. In früheren Zeiten hatte er sich zeitweise den Arabern gegenüber ablehnend verhalten, dann wieder sich freundlich mit ihnen gestellt.*) Die früher in der Nähe seines Dorfes angesiedelte katholische Mission hat er stets sehr bedrängt und sie schliesslich zum Verlassen des Ortes gezwungen. Bekannt ist auch, dass er die Ermordung des Agenten der Hamburger Firma H. Ad. Meyer, Herrn Giesecke, am 26. September 1886 indirekt unterstützt und sich in die dabei gemachte Beute mit den schuldigen Arabern getheilt hat. Er hat eine dominirende Stellung im Lande Unyamwési und sendet selbstständig Karawanen an die Küste, die ihn mit Stoffen, Gewehren und Pulver versehen.

Uns war zur Wohnung eines der grossen, oben beschriebenen arabischen Tembehäuser zur Verfügung gestellt (Abb. 21); der Pascha und ich zogen jedoch vor, unsere Zelte vor diesem Hause aufzuschlagen, während die zwar genesenen, aber immer noch etwas angegriffenen Herren von Bülow und Langheld ihr Quartier im Hause nahmen. In dem halb verfallenen Hofe hausten unsere Esel und mein prächtiger Grauschimmel, der allein von unseren drei Pferden noch am Leben war.**) Auf einer geräumigen Veranda des Hauses nahmen wir unsere gemeinschaftlichen Mahlzeiten ein, zu deren Opulenz einige aufmerksame Araber bisweilen durch Sendung von Gerichten beitrugen. Der Pascha hatte es den Arabern zuerst übel vermerkt, dass sie uns bei unserer Ankunft nicht nach arabischer Sitte Kaffee oder doch wenigstens Wasser angeboten hatten und liess sie dieses bei unserem feierlichen Besuche deutlich merken; es stellte sich aber heraus, dass sie diese arabische Höflichkeit unterlassen hatten, um dem Verdacht aus dem Wege zu gehen, sie wollten uns mit den dargereichten Getränken vergiften!

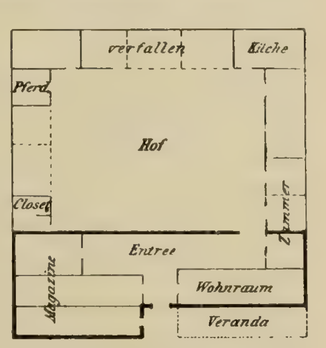


Abb. 21. Grundriss unseres Hauses in Tabóra.
(Die starkeren Linien umgeben das eigentliche Wohnhaus, die schwächeren die Nebengebäude.)

Bald nach unserer Ankunft begann der Pascha Unterhandlungen mit den Arabern, die er bei seiner genauen Kenntniss der arabischen Sitten und Gebräuche meisterhaft führte. Er verhandelte stets in ihrer eigenen Sprache mit

*) Nachdem uns aber die Araber bei unserm Einmarsch freudig empfangen, stand er stets zu ihnen und der deutschen Station in einem scharfen Gegensatz und nahm sich manche Ungehörigkeiten heraus, die die schwache, nur mit etwa 25 Mann besetzte Station sich gefallen lassen musste, bis sie neuerdings während des Aufenthaltes mehrerer Expeditionen der deutschen Antisklaverei-Lotterie im Juni 1892 wiederholte Unverschämtheiten des Ssike nachdrücklich bestrafen konnte; aber erst Lieutenant Prince gelang es, das Dorf zu zerstören und den Haupträuber der Gerechtigkeit zu überliefern.

**) Dasjenige des Pascha war in Mpwápwa an einer rotzartigen Krankheit verendet und Langhelds edler Araber in Ugogo an Entkräftung.

ihnen und schrieb auch die erforderlichen Briefe gewöhnlich selbst nieder. Wenn nicht wichtige politische Verhandlungen stattfanden, waren Nachmittags zu bestimmter Stunde stets einige Araber bei uns anwesend, die sich gern mit dem Pascha in religiöse Gespräche einliessen und dabei jedesmal durch seinen Scharfsinn und seine staunenswerthen Kenntnisse geschlagen wurden. Es war ein Hochgenuss, zu beobachten, wie in der ersten Zeit der als Ortsweiser geltende Ssaid-bin-Juma den Pascha in schwierigen Fragen des Erbrechts auf das Glatteis zu führen versuchte und dann regelmässig beschämt abzog, wenn der Pascha ihn bei irgend einer Unkenntniss ertappt hatte. Ssaid-bin-Juma besass sogar eine kleine Bibliothek und hatte aus ihr völlig unverstandene Vorstellungen von Sommer-Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche entnommen, mit denen er den Pascha belästigte. Höchst interessant war es, dass wir hier in Tabóra einen Brief des Mahdi zu sehen bekamen, worin dieser die Araber aufforderte, sich unter seine Fahne zu schaaren.

In den ersten Tagen unserer Anwesenheit hatten wir die Freude, den englischen Missionar Mr. Shaw und seine Gemahlin in Tabóra begrüssen zu können, die von ihrer 4 Tage entfernten Station in Urámbo hier eingetroffen waren, um Einkäufe zu machen. Es war ein grosser und lang entbehrter Genuss für uns, einige Stunden in einem, von einer europäischen Dame geführten Hause verweilen zu dürfen.

Die Verhandlungen mit den Arabern gingen wider alles Erwarten glatt vor sich, nur im letzten Moment zauderten sie noch mit der Unterschrift wegen des im Vertrage erwähnten Sklavenhandels, erklärten sich aber bald, Dank der diplomatischen Kunst des Paschas, zu Allem bereit. Auf der Veranda des Hauses von Ssef-bin-Ssäd hatten sich am Morgen des 1. August sämmtliche Araber versammelt, um nach Verlesung des Vertrages diesen zu unterzeichnen.*) Nach Vollzug dieses Aktes liess der Pascha zur Bekräftigung sämmtliche Anwesende die Fatha — die erste Sure des Korans — beten.

Einige Tage später nahmen unsere Soldaten an einem hohen, Tags vorher errichteten Flaggenmaste Aufstellung. Begleitet von allen anwesenden Europäern

---

*) Der Wortlaut des im »Weissbuch« (X) veröffentlichten Vertrages, der keiner weiteren Erläuterung bedarf, mag hier folgen:

Am gesegneten Tage, dem Freitag, den 14. Zilhidye 1307 oder 1. August 1890, ist eine berathende Versammlung aller in der Stadt Unyanyembe (Tabóra) ansässigen Araber zusammengetreten und sie haben sich sämmtlich über folgende Bestimmungen geeinigt:

1. Alle Araber anerkennen und empfangen die deutsche Regierung in ganz Unyanyembe und werden mit Kindern, Angehörigen und Besitzthum deren Unterthanen, und als Zeichen dafür wird die deutsche Flagge in der Stadt Unyanyembe gehisst.
2. Es wird den Arabern gestattet, aus ihrer Mitte einen Liwali (Gouverneur) zu erwählen, zur Ausführung der ihm von der deutschen Regierung gegebenen Befehle, und zwar hat seine Bestätigung von der Regierung zu geschehen, und sein Gehalt von ihr getragen zu werden, und seine Obliegenheiten sollen sein die Behandlung religiös-rechtlicher und administrativer Fragen auf Basis seiner Religion und seiner Instruktionen, und er soll die deutsche Flagge erhalten, sie schützen und jeden Freitag vor seinem Hause aufziehen und dasselbe, wenn

und Arabern erschien der Pascha, mit seiner hohen deutschen Dekoration geschmückt, auf dem Platze: »Im Namen Seiner Majestät des deutschen Kaisers ergreife ich Besitz von diesem Lande und hisse als äusseres Zeichen die deutsche Flagge. Seine Majestät, er lebe hoch!«

Unter den brausenden Hochrufen sämmtlicher Anwesenden stieg die schwarz-weiss-rothe Flagge langsam in die Höhe, von drei Salven unserer Soldaten begrüsst. Bei einem frohen Festmahl feierten wir zusammen mit den englischen Missionaren diesen wichtigsten Tag unserer Expedition.

Da der Pascha vor der Hand andere Absichten hatte und Tabóra noch nicht besetzen wollte, liess er von allen Arabern einen Gouverneur aus ihrer Mitte wählen und stellte dem Ssef-bin-Ssād, auf den die Wahl gefallen war, die folgende Bestallungsurkunde aus:

Ssef-bin-Ssād!

Da die in Unyanyembe ansässigen Araber, Ihre Brüder, darin übereinstimmten und damit zufrieden waren, dass Sie zum Liwali ernannt werden sollen, wie aus der Zuschrift erhellt, welche mir von denselben am 15. Zilhidye 1307 (2. August 1890) überreicht worden ist, so ernenne ich Sie hierdurch zum Liwali dieses Landes, damit Sie als solcher von heute an wirken und die Rechtsgeschäfte nach muselmanischem Rechte erledigen, die Verwaltungsgeschäfte jedoch den Befehlen gemäss, welche Ihnen die deutsche Regierung giebt. Sie haben alle in diesen Ländern befindlichen Araber in guter Ordnung zu halten, und wenn Sie der Unterstützung zu Ihren Geschäften bedürfen, schreiben Sie entweder an jene Regierung oder an mich. Bezüglich Ihres Gehaltes habe ich heute an die Behörden geschrieben und bezüglich Ihres Verfahrens mit den Reisenden und Karawanen, die zur Küste gehen und von ihr kommen, werden Ihnen Verhaltungsmaassregeln gegeben werden.

Zur selben Zeit wurden auch Verhandlungen mit Ssike, dem Unyamwési-Häuptling geführt, um denselben, falls die Araber abfallen sollten, gegen diese auszuspielen. Da aber die Verhandlungen mit den Arabern einen für uns

---

Karawanen von irgend einer Seite ankommen und besonders deutsche, und wenn der Liwali einen Kadi verlangt, damit ihn dieser bei religiösen und religiös-rechtlichen Fragen unterstütze, so soll ihm dieser von der deutschen Regierung gegeben werden.

3. Der Liwali ist zur Aufrechterhaltung guter Ordnung unter seinen Untergebenen verpflichtet und hat alle deutschen Karawanen durch Beschaffung ihrer Bedürfnisse gegen Bezahlung zu unterstützen.

4. Deutschland verpflichtet sich, der Ausübung der Religion keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen, und gestattet den Arabern, religiös-rechtliche Angelegenheiten, wie Heirathen, Verstossungen, Erbschaften, nach ihrem Rechte zu regeln.

5. Die deutsche Regierung macht sich auch verbindlich, die Araber in ihrem gegenwärtigen Besitzstande anzuerkennen und zu bestätigen, sie wo nöthig zu unterstützen, gestattet ihnen Handel und Reisen im Innern und die Sendung ihrer Produkte nach der Küste unter Aufsicht und mit Erlaubniss des Liwali, welcher verpflichtet ist, schriftliche Erlaubnissscheine auszustellen.

günstigen Verlauf nahmen, so hielt sich Ssike sehr von uns zurück und betrachtete uns mit argwöhnischen Blicken. Der Pascha verlangte von ihm vor Allem die Auslieferung eines Theiles des der Firma H. Ad. Meyer geraubten Elfenbeins, sowie die Herausgabe eines alten Bronze-Geschützes, das der Sultan von Sansibar vor Jahren heraufgesandt hatte, und einer noch von der belgischen Expedition herrührenden Mitrailleuse. Am 3. August, einen Tag vor der Flaggenhissung, erschien eine Reihe von Trägern aus Ssikes Dorf und brachte das grosse, kurze bronzene Geschütz von 12,7 cm Kaliber, auf dem neben dem Namenszug von Said Bargasch die Jahreszahl 1859 angebracht war, dessen Lafette sich jedoch als völlig unbrauchbar erwies. Mit ihm zugleich kamen etwa 30 kleine Kisten an, die je zwei alte hohle, mit Zündloch versehene Eisenbomben, sowie eine Art von Kartätschen enthielten. Noch am selben Tage schickte Ssike auch die verlangte Mitrailleuse mit 4000 Patronen, die sich jedoch als verdorben herausstellten, dazu vier von den geforderten zehn Elfenbeinzähnen und 73 Ochsen.

Es war gewiss ein gewagtes Unternehmen, dass der Pascha an der Spitze von 100 Soldaten dem mächtigsten Unyamwési-Häuptling solche Bedingungen diktirte. Er nutzte jedoch die Stimmung aus, die die Niederwerfung des Küstenaufstandes und unser plötzliches Erscheinen hervorgerufen hatte. Den energischen Forderungen des Pascha gegenüber erwies sich Ssike als sehr furchtsamer Mensch. Am Abend nach der Flaggenhissung jedoch erschien plötzlich, während wir eben beim Essen sassen, der neuernannte arabische Liwali Ssef-bin-Ssād und meldete uns, Ssike habe sich mit den Wangoni verbündet und wolle uns von zwei Seiten her angreifen. Auch der kurz nachher erscheinende Mr. Shaw hatte im Orte Gerüchte von diesem Ueberfall vernommen, sowie davon, dass Ssike gleich nach unserer Abreise von Tabóra die Araber bestrafen wolle, weil sie ohne seine, des Landeschefs, Einwilligung die deutsche Flagge gehisst hätten. Wenn der Pascha auch wusste, dass im Allgemeinen auf derartiges Negergerede

---

6. Wenn in Zukunft eine Station in Unyanyembe gegründet, Soldaten und Beamte daselbst stationirt werden sollten, so tritt der Liwali von Unyanyembe unter den Befehl und die Leitung des Stationschefs.

7. Sklavenhandel und die Entsendung von Expeditionen, um Sklaven zu machen, ist aufs Entschiedenste verboten.

Und so wurden diese Abmachungen von beiden Seiten angenommen, und zu ihrer Anerkennung und Beglaubigung haben beide Parteien zwei Kopien untersiegelt und unterschrieben, damit eine Kopie von der deutschen Regierung aufbewahrt werde und die andere bei dem Liwali, damit er danach handele.

Und der Segen von Gott!

Am Freitag, den 14. Zilhidye 1307 oder 1. August 1890.

Folgen die Unterschriften:

gez. Dr. Emin Pascha — gez. 18 Araber.
gez. Freiherr von Bülow
gez. Lieut. Langheld
gez. Lieut. Dr. Stuhlmann.

nicht viel zu geben sei, so liess er doch, um allen Möglichkeiten vorzubeugen, die ausserhalb unseres Hauses stehenden Zelte abbrechen und alle Lasten in's Innere schaffen. Gleichzeitig machten wir unsere Soldaten mobil, stellten das Geschütz an passender Stelle auf und umgaben unser Haus mit regulären Feldwachen; Alle, auch Mr. Shaw und seine Frau, wachten die ganze Nacht hindurch,



Abb. 22. Flaggenhissung in Tabóra.

und fortwährend wurden Patrouillen ausgesandt, ohne dass jedoch irgend etwas erfolgte. Ssef-bin-Ssād bot sich aus freien Stücken an, bis unter das Dorf von Ssike zu schleichen, fand es aber in tiefster Ruhe vor.

Am nächsten Morgen versicherte Ssike dem Pascha durch Brief und Boten, dass er niemals feindliche Absichten gehabt habe und dass er wegen des Elfenbeinraubes um Verzeihung bitte; er werde die noch fehlenden Zähne in den nächsten Tagen nachliefern. Zugleich bat er den Pascha, ihm im Hause von Ssef-bin-Ssād eine Unterredung zu gewähren, denn er fürchte sich, in unserm Lager zu erscheinen. Nachdem jedoch zwei Brüder Ssikes erschienen waren und sich davon überzeugt hatten, dass der Pascha ein ganz friedlicher Mann sei, kam Ssike selbst mit etwa 500 bis an die Zähne bewaffneten Leuten in das Haus des Liwali, während der Pascha und ich mit nur 20 Soldaten erschienen. Ssike zitterte am ganzen Körper und erklärte sich zu Allem bereit. Wir nahmen von dieser Unterredung die Ueberzeugung mit, dass, wenn man die jetzige Stimmung Ssikes

benutzen und Tabóra von der Küste aus sofort mit einer stärkeren Garnison besetzen könnte, man kaum Schwierigkeiten mehr von ihm zu erwarten hätte. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als einige Tage darauf bei einem Besuch der verlassenen Missionsstation Kipálla-pálla Lieutenant Langheld mit circa 70 Soldaten Ssike in seinem nahe der Mission gelegenen Dorf besuchte. Er marschirte gradewegs mitten in das stark befestigte Dorf vor Ssikes Haus, allerdings mit geladenen Gewehren, liess dort etwas exerziren und weidete sich an der Furcht des Häuptlings. In der Folgezeit, wo nur Herr Sigl mit 20 bis 25 Soldaten in dem wichtigen Tabóra stationirt werden konnte, trat Ssikes Uebermuth wieder hervor, da er sich den schwachen Kräften der Gegner gewachsen glaubte.

Herr von Bülow war noch immer so schwach, dass er weder daran denken konnte, nach unserem Abmarsch nach Mpwápwa zurückzukehren, noch allein hier zu bleiben; so nahm er mit Freuden das Anerbieten von Mr. und Mrs. Shaw an, bei ihnen in Urambo seine Genesung abzuwarten. Am 6. August reiste er dorthin ab und nahm ausser seinen 23 Soldaten das erbeutete Broncegeschütz mit.

Die freien Stunden in Tabóra benutzten wir dazu, einige kleine wissenschaftliche Berichte niederzuschreiben und Sammlungen zu machen, die jedoch bei der Dürftigkeit der Gegend nur sehr spärlich ausfielen. Jeden Nachmittag machten wir mit dem Pascha Spaziergänge, um uns den Ort anzusehen oder einzelne Araber, bei denen wir Einkäufe zu machen hatten, zu besuchen. Meist wurden wir dabei mit einem Getränk, das aus Zuckerwasser und Eau de Cologne bestand, oder mit Kaffee, den man mit Nelken, Cardamom oder Safran versetzt, bewirthet.

Eine sehr wichtige Aufgabe, die uns erwuchs, war das Neu-Engagement von Trägern. Wie Eingangs erwähnt, hatte Ssewa Hadji mit Ausnahme der wenigen für Mpwápwa bestimmten Leute alle Träger bis zum Victoria-See zu engagiren und zu bezahlen. Er hatte uns dabei gesagt, dass eine Anzahl dieser Leute uns nur bis Ussóngo begleiten würde, dass diese aber Bezahlung bis zum See erhalten hätten, und in Ussóngo Ersatzmänner für den Weitermarsch bis zum Nyansa stellen sollten. Ssewa hatte uns für jeden dieser Träger die Summe von 35 Dollar (etwa à Mk. 2,92) berechnet, ihnen aber Stoffe ausgezahlt, die er ihnen nach Hindusitte theuer berechnete. Da er von uns für seine Mühewaltung eine Provision von 6000 Dollars (also etwa 17 500 Mk.) bekam, so hatten wir natürlich erwartet, dass er uns nur seine eigenen Auslagen berechnen würde. Ferner hat er thatsächlich nur 43 Wassukúma-Leute bis zum See gestellt; die anderen angeblich bis Ussóngo engagirten Leute behaupteten, nur bis Uyúi, einen Tagemarsch hinter Tabóra, verpflichtet zu sein, und so kam es, dass wir, wenn wir nicht in Tabóra liegen bleiben wollten, jetzt eine grosse Anzahl von Trägern neu anwerben mussten, die für den Marsch bis zum Victoria-Nyansa je 4 Doti Stoff erhielten. Infolge dessen war der Pascha gezwungen, bei den Arabern eine grosse Menge von Stoffen einzukaufen, um die so entstehenden Mehrausgaben an Stoffen decken zu können.

Unsere eigenen Wassukúma-Leute waren inzwischen bei den langwierigen Verhandlungen mit den Arabern ungeduldig geworden und verlangten, in ihr Land zurückzukehren. Da auch die Missionare nach dem See vorauszueilen wünschten, so erlaubte ihnen der Pascha, mit diesen Trägern am 25. August von Tabóra aufzubrechen.

Eine Zeit lang hatte der Pascha den Plan, die augenblickliche günstige Stimmung der Araber auszunutzen und auch in Ujiji am Tanganiyka-See die Flagge zu hissen. Bestärkt wurde er hierin durch ein Schreiben des stellvertretenden Reichskommissar Herrn Dr. Schmidt, der dieses Vorgehen als wünschenswerth betrachtete. Nach einigem Zaudern beschloss er jedoch, den ursprünglichen Marschplan nach dem Victoria-Nyansa einzuhalten, schrieb aber immerhin an den Chef der Ujiji-Araber Mohammed-bin-Halfan (genannt Rummalísa) einen Brief, dessen Antwort uns später erst einholte. Rummalísa forderte darin den Pascha zum Kommen auf und versicherte ihm, dass die dortigen Araber sich mit dem in Tabóra abgeschlossenen Vertrage ebenfalls einverstanden erklären, d. h. die deutsche Herrschaft anerkennen würden.

Der Pascha hatte die Absicht, um die Warambo gegen ihre Feinde zu unterstützen, über Urambo an den Viktoria-See zu marschiren. Auf einen Brief des Herrn von Bülow jedoch, der einen voraussichtlich baldigen Angriff der Wangoni auf Urambo in Aussicht stellte, wurden am 20. August Herr Lieutenant Langheld und Sergeant Kühne mit ungefähr der Hälfte der Soldaten zur Verstärkung dorthin voraufgeschickt, während wir selbst einige Tage später folgen sollten. Wenn solche wichtige Entschlüsse vorlagen, so rief der Pascha stets uns beide Offiziere zu einem Kriegsrath in sein Zelt, um sich unseres Einverständnisses zu versichern.

Einige Tage nach Lieutenant Langhelds Abmarsch kam jedoch eine Post der Missionare vom Südende des Nyansa, wonach die dortige Mission stark bedroht sein sollte. Die nahe gelegene Landschaft Nera sei im Aufruhr begriffen, und in Uganda sei die Expedition von Mr. Jackson eingetroffen, mit dem sich der Premier-Minister (Katíkiro) des Landes gegen seinen König verbündet habe. Jackson wolle Uganda zur Annahme eines englischen Protektorates bewegen, während König Mwánga auf die Aufrechterhaltung der von Dr. Peters vorgeschlagenen Neutralität bestehe. Angesichts der vorgefundenen Schwierigkeiten sei Jackson zwar nach der Küste zurückmarschirt, habe aber einen Engländer, Mr. Gedge, als seinen Vertreter in Uganda zurückgelassen. 160 Snider-Hinterlader seien angeblich von Jackson den Eingeborenen von Uganda zur Verfügung gestellt, dazu kämen noch 70 Remington-Gewehre, die von Stanley in der englischen Mission am Südende des Sees zurückgelassen und jetzt nach Uganda geschafft worden seien.

Da es hiernach schien, als wenn die baldige Anwesenheit des Paschas am Nyansa dringend nöthig sei, so sandte er alle irgendwie entbehrlichen Soldaten

an Lieutenant Langheld mit der Weisung, ihn nach Beendigung der Wangoni-Affaire mit möglichster Eile über Ussóngo einzuholen.*)

Mit den Boten, die unsern Anmarsch nach dem Nyansa melden sollten, erlebten wir in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes einen nicht gerade angenehmen Zwischenfall. Nach Empfang der Briefe hatten die jungen Leute sich für die im Voraus erhaltene Bezahlung in Bier betrunken und in diesem Zustande eine grosse Prügelei auf offenem Markte veranlasst. Ein Araber, der zur Schlichtung des Streites einschritt, hatte die Leute an die Kette gelegt und in seinem Hause untergebracht, da sie ihm über ihr Dienstverhältniss zu uns nichts gesagt hatten. Erst zwei Tage später erhielten wir hiervon Kunde und konnten das Nöthige veranlassen. Die sehr heruntergekommenen Kerle hatten natürlich in der Hitze des Gefechtes ihre Briefe verloren und erhielten für diesen Leichtsinn eine tüchtige Prügelstrafe und 24 Stunden Dunkel-Arrest, die wir dazu benutzen mussten, inzwischen neue Briefe zu schreiben. Man sieht, unser Generalpostmeister Stephan fände hier noch ein jungfräuliches Feld für seine organisatorische Thätigkeit.

Am 28. August schieden wir endlich von Tabóra mit der Hoffnung, dass es bald einer stark besetzten deutschen Station gelingen möge, in diesem wichtigen Ort einen festen Stützpunkt für die deutsche Herrschaft zu schaffen.

Nachträglich mag erwähnt sein, dass Ssike später der Station noch manche Schwierigkeiten machte. Er ward mehrfach durch Dr. Schwesinger, Lieutenant Grafen von Schweinitz und Lieutenant Meyer besiegt, fiel aber, wie schon beiläufig erwähnt, erst im Februar 1893 bei einem grossen Gefecht gegen Lieutenant Prince, so dass nun der Hauptstörenfried in Unyamwési beseitigt ist.

---

*) Die Wangoni oder Watuta, über deren Geschichte Stanley (Durch den dunklen Welttheil, I. 542 ff.) ausführlich berichtet hat, sind ein aus dem fernen Südosten Afrikas eingewanderter Sulustamm, der sich vor etwa 45 Jahren von den Mafíti abtrennte und seine Räubereien über Fipa nach Uvinsa und Uha ausdehnte. Da sie dort wenig Erfolg hatten, wandten sie sich zunächst an das Südufer des Victoria-Nyansa und dann nach dem westlichen Unyamwési, wo sie in Ugómba, nach langen Kriegen mit dem bekannten grossen Bandenführer Mirámbo, sich ansiedelten. Ihr Verhältniss zu diesem war dann zeitweilig so gut, dass er ihnen sogar einmal bei einem Ueberfall auf Tabóra Hülfe leistete. Später stellten sich die Wangoni feindlich mit den Warambo und schlossen sich dem Unyamwési-Häuptling Kapéra und anderen an, mit denen sie gemeinschaftlich während unserer Anwesenheit die Warambo bekriegten, das Land verwüsteten und die Handelsstrassen gänzlich unsicher machten.

An dieser Stelle mag gleich erwähnt sein, dass Lieutenant Langheld Kapéra und die Wangoni in der Nähe von Urambo zwei Mal glänzend schlug, wobei sich die neuen Sswahíli-Askari tadellos bewährten, dass sich dann die Wangoni mit den Häuptlingen von Lige und Tinde vereinigten, welch letzteren Ort Lieutenant Langheld zunächst ohne Erfolg angriff. Nach Herbeiholung von Verstärkung aber zerstörte er Tinde sowohl wie Lige und bereitete dadurch dem Unwesen der Wangoni ein Ende, die sich in der Nähe der Landschaft Ussui ansiedelten und später ihre Unterwerfung der Station Tabóra anzeigten.



Tembe-Dorf in Ussukúma (Ssámuyi).
(mit Baobab-Baum).

VI. KAPITEL.

Land und Leute von Unyamwési.*)

Die grosse Wichtigkeit der Handelsniederlassung Tabóra ist nicht nur durch ihre geographische Lage in der Mitte zwischen der Küste und den drei grossen Seen, sondern auch durch die dort ansässige Bevölkerung, die Wanyamwési, bedingt. Diese sind von Paul Reichard in vorzüglicher Weise monographisch dargestellt,**) und dürfen für ziemlich bekannt gelten. Da ich aber im Laufe unserer Expedition, während der sehr viele Wanyamwési als Träger dienten, Gelegenheit hatte, manches noch Unbekannte über ihre Sitten zu erfahren, so will ich versuchen, im Folgenden darüber zu berichten, wobei ich über Dinge, die Reichard bereits ausführlich geschildert hat, kurz hinweggehe.

Unyamwési liegt östlich vom Tanganyika-See, dessen südliches und südöstliches Ufer es erreicht, während es im Norden durch die Landschaften Uha und Urundi von ihm getrennt ist. Nach Süden sind Ukonóngo und Uhéhe resp. Uróri, nach Osten Ugogo, Turu und Iramba, nach Norden Usindja und Ussukuma die Grenzlandschaften. Als Grenze des Gebietes gegen Uha wird der Fluss Mlagarási, gegen Ugógo der Ort Mdabúra kwa Munyemtwána und gegen Uróri Unjamwánga angegeben.

Das Land zerfällt in eine Reihe von unabhängigen Distrikten, deren jeder unter einem grossen Häuptling (Mtémi) steht. Unter ihnen sind als die hervorragendsten zu nennen: Häuptling Ssike von Unyanyembe, die Frau Ndíscha von Ugunda, Kanóni von Uyúi, Matandúla von Mkígwa, Muhálulo von Mgulu, Vamba von Kilulúmo und Tshipangilo von Urambo.

Der Boden ist zum grossen Theil mit Myombo-Hochwald***) und Buschwerk bedeckt, mit denen offene Grasflächen (Mbuga) abwechseln. Es ist anzunehmen,

---

*) Nach Dr. Baumanns Erkundigungen ist Unyamwési ein im Lande selbst nicht gebräuchlicher Sammelname für eine Reihe von verschiedenen Stämmen; er werde nur von den Arabern und Küstenleuten gebraucht. Hier sei trotzdem der gebräuchliche Name beibehalten, da er eine grosse, gut charakterisirte Völkergruppe umfasst, die wir wohl das »centrale ältere Bantu« bezeichnen könnten.

**) Zeitschr. d. Ges. f. Erdk., 1889.

***) Berlinia Emini.

dass wir in diesem Buschwald fast überall jungen Nachwuchs von einstigen, lange verlassenen Kulturen vor uns haben. Mitten im Walde zeigen oft umherliegende Mahlsteine, dass hier einst Dörfer gestanden haben; nur die von Myombo-Hochwald bewachsenen Gebiete sind wahrscheinlich noch nie kultivirt worden. Bestärkt wird diese Annahme durch die eigenthümliche Art der Landwirthschaft bei den Negern, von der weiter unten noch die Rede sein soll.

Die Dörfer, fast stets Temben von oft komplizirter Bauart, werden mit Vorliebe in der Nähe des Waldes und an wasserreichen Plätzen angelegt. Ein solches Dorf wird zumeist von einem Häuptling mit seinen Angehörigen, Sklaven und Unterthanen, darunter bisweilen auch einige Fremde, bewohnt. Bei der ersten Anlage wird ein passender, etwas erhöhter, rechteckiger Platz mit einem Strick abgemessen und auf diesem die früher aus Ugógo beschriebene viereckige Tembe aufgebaut, die man aber in Unyamwési sauberer und grösser herstellt. Das lehmgestampfte Dach hat stets den Fall nach aussen. Als Thüren für die einzelnen Innengemächer dienen mit Kuhmist gedichtete Rohrgeflechte, die durch einen Holzriegel festgehalten werden, bisweilen aber auch Holzthüren nach Sansibar-Art mit oft phantastischem Schnitzwerk. Der ganze Innenraum ist durch Scheidewände in verschieden grosse Kammern getheilt, von denen einige sich durch die in der Nähe der Thür befindliche Feuerstelle (drei Lehmklumpen zum Aufsetzen der Töpfe) und durch primitive Bettgestelle als Wohn- und Schlafräume kenntlich machen, während andere zur Aufbewahrung von Kornvorräthen dienen. Die letzteren bringt man in grossen Deckelschachteln (Lindo) oder lehmgedichteten Körben unter, die auf niederen Holzgerüsten ruhen. Während der trockenen Zeit werden alle Vorrathsgefässe auf das flache Dach in die Sonne gestellt. Die Häuptlinge bewohnen mit ihren Frauen etwas grössere Räumlichkeiten, als ihre Unterthanen.

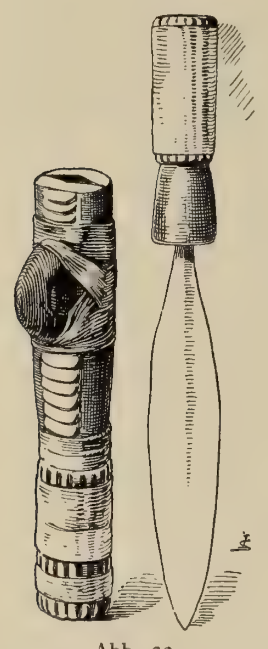


Abb. 23.
Dolch aus Unyamwési.
Mit Riemen am Oberarm zu tragen.

In Unyamwési findet man stets im Innern der Tembe, die selbst aus mehreren concentrisch ineinander geschachtelten Rechtecken bestehen kann, einige runde Hütten mit Kegeldach; oft auch springen bastionenartige Vorbauten zu Vertheidigungszwecken nach aussen vor. Die Abbildung 24 zeigt den schematischen Grundriss einer solchen komplizirten Tembe in Ssamuyi kwa Massali.*) Kleine Grasdächer im Innern der Tembe schützen die im Freien Sitzenden gegen die Sonnenstrahlen. Hier und da sind auf langen Stangen Kriegs- oder Jagdtrophäen angebracht.

*) Wie komplizirt ein solcher Bau werden kann, zeigt der in dem »Kolonial-Blatt« IV No. 11 pag. 268 abgebildete Grundriss von Mdaburu.

Die Befestigung einer Tembe kann dadurch noch verstärkt werden, dass man den Innenraum durch Pfahlzäune in mehrere Höfe theilt, von denen jeder, wenn die anderen gefallen sind, für sich vertheidigt werden kann. In den Aussenwänden der Tembehäuser und Bastionen sind stets kleine Schiessscharten in grosser Zahl angebracht. Häufig sieht man an den sauber abgeputzten Aussenwänden der Tembe grosse rohe Zeichnungen von thierischen (Eidechsen, Rinder, Giraffen u. s. w.) oder menschlichen Figuren, die mit der Kohle des Mkuni-Baumes hergestellt sind. Sie scheinen nur zum Schmuck zu dienen, und weiter keine symbolische Bedeutung zu haben.

In der Nähe des Tembeeingangs finden sich oft kleine Zauberhütten, unter denen in einer Kalebasse Mehlspenden liegen. Auch bei jeder Zimmerthüre kann man eine winzige Rindenschachtel mit Mehl hängen sehen, die dem Besitzer eine gute Ernte verschaffen soll.

Die Bewohner des Landes, ihre Kleidung, Schmuck, Haartracht und Bewaffnung sind von Reichard in der ausführlichsten Weise geschildert worden, so dass ich darüber hinweggehen kann. Ich habe seiner Beschreibung nur hinzuzufügen, dass die Wanyamwési ein wohlriechendes Holz (kisswahili-Kifumbási, Kinyamwési-mlungulungu) mit Oel verrieben als Parfüm benutzen, dass bei den Wawende Schilde gebräuchlich sind, und dass bei den in Holzköchern aufbewahrten Pfeilen die Spitzen mit Ochsensehnen befestigt werden.

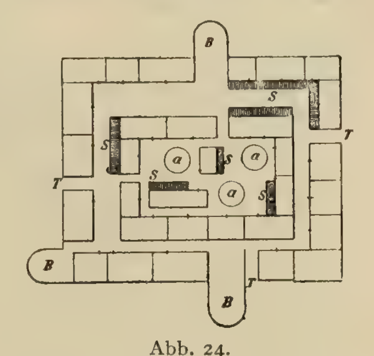


Abb. 24.
Grundriss einer Tembe bei Ssámuyi.
a runde Hütten. *B* Bastionen. *T* Thore. *S* strohgedeckte Veranden.

Der Ackerbau spielt in der Thätigkeit der Eingeborenen eine sehr hervorragende Rolle. Der oberste Häuptling (Mtémi) ist Besitzer alles Landes und vertheilt dieses an seine Untergebenen zur Bearbeitung. Die Männer roden den Busch aus und hacken den harten Boden auf, während die Weiber ihn weiter zu bearbeiten und auch später das Ausjäten von Unkraut, sowie Aussaat und Ernte zu besorgen haben. Die meisten Felder werden in der von Reichard beschriebenen Art in Reihenbeete eingetheilt. Nachdem im Oktober der erste Regen gefallen, beginnt man Mitte November mit der Bearbeitung des Bodens und Mitte Dezember mit dem Säen. Dieses nehmen die Weiber in der Art vor, dass sie das Getreide nicht wie bei uns im Bogenwurf ausstreuen, sondern vorsichtig pflanzen, wie man es bei uns etwa mit Gemüsesamen machen würde. Das Saatkorn wird auf das Sorgfältigste ausgewählt und oft von weither bezogen. Alle Feldfrüchte kann man nur einmal im Jahre pflanzen. Bei der Ernte schneiden die Frauen von den umgeknickten, oft bis 12 Fuss hohen Stengeln mit einem kleinen Messer nur die Aehren ab und schaffen sie auf einen mit Lehm und Kuhmist bestrichenen ebenen Platz vor der Tembe, wo das Ausdreschen in der schon früher (S. 36) erwähnten Art durch

die Männer vorgenommen wird. Die Arbeit der Weiber ist es darauf, das Getreide von den Hülsen zu reinigen, was sie durch Schütteln und Werfen der Körner auf einem windigen Platz bewirken.

Wenn auf einem Felde drei Jahre lang gebaut worden ist, wobei man häufig Sorghum, Bataten und Maniok abwechseln lässt, wird es drei weitere Jahre lang brach liegen gelassen, oft aber auch ganz aufgegeben, und statt dessen ein vom Häuptling angewiesenes neues Stück Land in Anspruch genommen. Durch diesen fortwährenden Wechsel der bebauten Flächen, der durch die Unkenntniss jeder Düngung und durch das unvernünftige Abbrennen des Strohes bedingt ist, erklärt sich die oben erwähnte Abholzung des Landes, die nur eine Buschvegetation aufkommen lässt.

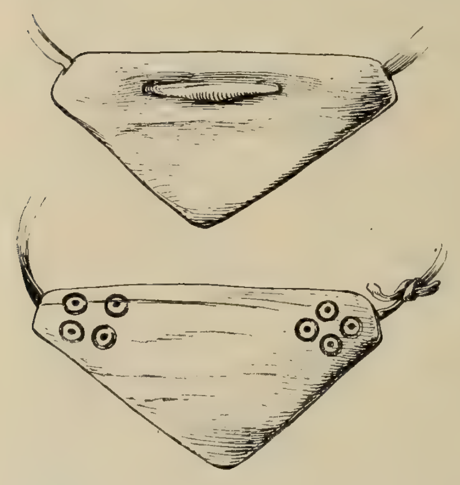


Abb. 25. Halsschmuck der Wanyamwési und Wassukúma.

Diese Stücke sind aus Knochen bereitet, andere fertigt man auch oft aus den abgeschliffenen Boden von Conus-Schnecken. Das Ornament darauf kehrt immer wieder, auf Pulverhörnern u. s. w. Dasselbe findet sich in der ganzen Welt, auf den Südseeinseln wie bei den Caraiben Süd-Amerikas.

Sorghum (Ussíha) ist die wichtigste Kulturpflanze in Unyamwési. Man pflanzt vielfach die weisse Art und zwar sowohl die Varietät mit offenen Rispen, als auch jene mit geschlossenen, oft bogenförmig herabhängenden Aehren. Mehr noch wird eine röthliche, nicht sehr bittere Art bevorzugt, die sowohl zur Herstellung des Mehlbreis, als zur Bierbereitung dient. Das Mitte September gesäte Getreide hat beim ersten Auftreten des Süd-Ost-Passates, d. h. etwa im Mai, seine Blüthezeit und wird ungefähr Anfang Juni geerntet. Zwischen den Sorghumstauden pflanzt man auf demselben Felde auch Mais, der sehr rasch — in etwa $2^1/_2$ bis 3 Monaten — reif wird. (Vergl. Reichard, Deutsch-Ost-Afrika). Ein grosser Theil der Kolben wird in unreifem Zustande geröstet gegessen, einen anderen hingegen lässt man ausreifen, um ihn als Vorrath und besonders als Saatkorn aufzubewahren. Beide Getreidearten gedeihen am besten auf leichtem Lateritboden, während auf sandigen Stellen besser die Kolbenhirse (Penicillaria, Kinyamwési: Uwélle) am Platze ist, die in fünf bis sechs Monaten reift und nur geringerer Feuchtigkeit bedarf. Diese Hirse, deren Körner ziemlich gross und graugelbglänzend sind, dient hauptsächlich während der Regenzeit als Nahrung, wenn die Sorghum-Vorräthe zur Neige gehen. Eleusine (Ulési) wird wenig gebaut, und findet ihres bitteren Geschmackes wegen meistens nur zur Bierbereitung Verwendung; sie reift in etwa $5^1/_2$ Monaten. Maniok, dessen giftige Varietät hier wie in ganz Ostafrika sehr selten ist, erfordert einen leichten sandigen Boden. Die mühelose Kultur dieser Pflanze ist dem bequemen Neger sehr angenehm: er hat nur nöthig, in den bearbeiteten Boden ein etwa spannenlanges

Stengelstück zu stecken, das alsbald ausschlägt und — allerdings langsam — die oft sehr grossen Knollen erzeugt. Man lässt die Pflanzen meistens zwei Jahre lang im Felde stehen. Bataten (Káffu) werden in vielen Varietäten, die alle verschiedene Namen haben (Kimana-mana, Kandólo u. s. w.), durch Stecklinge auf sandigem Boden in Reihenbeeten fortgepflanzt, und erfordern drei bis vier Monate zu ihrer Reife. Sesam (Unónya) wird nur wenig und dann meist zwischen anderem Getreide gebaut; man benutzt hier jedoch die Frucht nicht zur Oelfabrikation, sondern höchtens zur Herstellung einer Sauce für den Mehlbrei. Desto mehr aber werden Erdnüsse (Karánga) gepflanzt, die man geröstet verzehrt oder zur Oelbereitung verwendet; sie sind im Lateritboden heimisch und brauchen vier bis fünf Monate, um zur Reife zu gelangen. Die Steinerdnüsse (»Mpánde«, Voandzeia) werden gekocht und sowohl ganz wie auch als Brei genossen. Von den Bohnensorten sind vor allen Phaseolus mungo (Kaffúto) und Vigna Sinensis (Kapálla) erwähnenswerth. Kürbisse (Mungu und Nususa), Tomaten (Nyanya) und eine kleine Knollenfrucht (»Nyumbu« Coleus sp.), sowie Kalebassen-Kürbisse (Vicóndo) werden überall gebaut; seltener rother Pfeffer, Zuckerrohr und auch wohl hier und da etwas Baumwolle. Zur Bereitung der Gemüsesaucen dient ein »Nssangaui« genanntes Kraut, sowie Chenopodium, Amaranthus und Corchorus olitorius.

Obgleich der Mnyamwési ein sehr starker Raucher ist, verwendet er doch auf die Tabak-Kultur nur sehr wenig Mühe. Meistens wird Nicotiana virginianas Tabacum gepflanzt, seltener der sehr schwere Bauerntabak (Nic. rustica.) Ob sich auf diese beiden Arten die verschiedenen Bezeichnungen der Eingeborenen (Tumbati und Itáve) beziehen, vermag ich nicht anzugeben. So wie in Uséguha wird der Tabak eingestampft und zu kegelförmigen Broden (Sunko) geformt, bisweilen aber flicht man auch nach Art der Wassukúma die Blätter zu langen Zöpfen zusammen, die spiralförmig aufgerollt werden. Dem durch Dörren und Zerreiben hergestellten Schnupftabak wird Aschensalz aus Bananenblättern zugefügt, um ihn stärker zu machen.

Bei jeder Niederlassung finden sich einige Exemplare von Cannabis indica (Nyému), den der Mnyamwési aus einer eigenen, von Reichard näher beschriebenen Kalebassen-Wasserpfeife (Abb. 26) raucht. Fortwährend kann man in einem Dorfe oder in einer Karawane, in der sich Wanyamwési aufhalten, das widerliche, thierische Husten oder den unartikulirten Fistelgesang der Raucher hören. Eigentliche Verzückungen treten durch diesen Genuss selten ein, wohl aber erzeugt er nach jahrelangem Gebrauch halb blödsinnige Zustände, in denen die Leute völlig unberechenbare Handlungen begehen. Auch unsere Sulu-Soldaten fröhnten gern der Leidenschaft des Hanfrauchens, wurden aber in unserer Karawane stets sehr strenge dafür bestraft.

Die Viehzucht steht auf keiner sehr hohen Stufe. Ziegen mit geraden Nasen und kleinen Hautläppchen (Mssólo) am Halse werden überall gehalten, ebenso Schafe, die meistens der langschwänzigen Varietät angehören und weiss

oder gelbbraun gescheckt sind. Hühner, ziemlich dürre und langbeinige Thiere, besitzt selbst der ärmste Mann. Die Rinder gehören der kurzhörnigen Buckelrace an und kommen in allen Farbenvarietäten von weiss bis zu braunschwarz vor. Da die Thiere eines Dorfes zusammen gehütet werden, so macht jeder Eigenthümer die seinigen durch Ein- und Ausschnitte in den Ohren, sowie auch manchmal nach Massai- und Ugógo-Art, durch lange Schnitte auf den Körperseiten kenntlich. Selten befasst sich der Mnyamwési selbst mit der Pflege der Rinder; diese fällt meist den aus Urundi und Karágwe eingewanderten, hier Watüssi genannten Wahúmahirten zu, von denen später noch die Rede sein wird. Auch wir mietheten in Tabóra für unsere grosse Heerde einige solche Hirten, liessen aber das Melken stets von unsern eigenen Leute besorgen. Die Kühe geben für unsere Begriffe ausserordentlich wenig Milch und sind nicht sehr fruchtbar; Zwillingsgeburten kommen selten vor, und dann werden die beiden Kälber jeweils dem Häuptling als Geschenk gegeben. Stallfütterung ist nicht bekannt; die Thiere leben nur von dem, was sie auf der Weide finden und bekommen nicht einmal Salz. Kleinere Heerden werden Nachts im Hofe der Tembe untergebracht, für grössere aber wird manchmal ein besonderer Viehhof ausserhalb derselben hergestellt. Für die Milchkühe ist stets ein eigener Raum geschaffen. Morgens früh, wenn die Sonne den Thau leicht aufgetrocknet hat, treibt man die Rinder hinaus, auch hier die Milchkühe gesondert. Nach etwa einer Stunde führt man die letzteren zurück, um sie zu melken, worauf auch ihre Kälber kurze Zeit zu ihnen gelassen werden; Abends werden sie noch einmal gemolken und wiederum den Kälbern auf kurze Zeit überlassen. Während der Nacht brennt in dem Viehhofe stets ein stark qualmendes Feuer, das mit dem Tags über an der Sonne gedörrten und zusammengekehrten Rindermist erhalten wird Durch seinen Rauch werden die Thiere einigermassen gegen die Fliegen geschützt. Es mag hierbei erwähnt sein, dass die Rinder sehr viel an Zecken leiden, die oft Wallnussgrösse erreichen, und dass sie auch von Eingeweidewürmern und Finnen stark heimgesucht sind, wie wir alle zu unserm Schaden erfahren mussten, nachdem wir einmal Fleisch in rohem Zustande gegessen hatten. Die Milch wird in frischem oder geronnenem Zustande ohne weiteren Zusatz zum Trinken benutzt; will man sie aber zur Butterbereitung, — durch Schütteln in Kalebassen — verwenden, so wird sie vorher mit Kuh- oder Menschenurin verunreinigt, ja es werden noch abscheulichere Prozeduren damit vorgenommen, deren Erwähnung mir hier erspart bleiben möge. Angeblich soll diese Verunreinigung

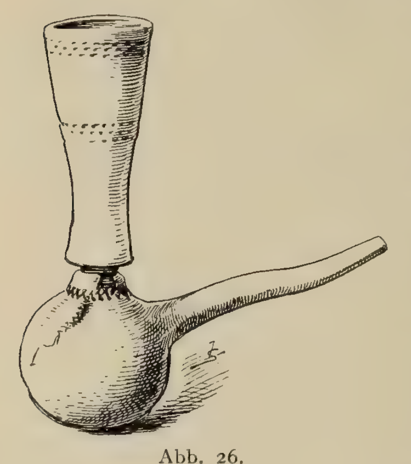


Abb. 26.
Wasserpfeife aus Kalebassen-Kürbis für Tabak und Hanf gebraucht. Die Kalebasse ist genäht.

ein Mittel sein, um die Butter besser verkäuflich zu machen; wahrscheinlich aber ist, wie auch bei anderen Hirtenstämmen, hierbei der Aberglaube im Spiele, dass die Kuh ihre Milch verlieren werde, falls man diese Manipulation nicht vornehme. Die Leute selbst trinken die so verunreinigte Milch nicht und verwenden die Butter nur zum Einsalben des Körpers. Die Araber in Tabóra jedoch nahmen keinen Anstand, mit der so zubereiteten, abscheulich stinkenden Butter ihre Kuchen zu backen und Saucen herzustellen; sie hätten sich allmählich daran gewöhnt, erklärten sie. Wir konnten natürlich solche Gerichte nicht anrühren; aber auch unsere Soldaten und Diener weigerten sich, ihre Nahrung mit derartiger Butter zu versetzen.

Ledergelbe Paria-Hunde, oft von kräftiger Statur, werden zum Bewachen der Dörfer und zur Jagd verwendet; gefüttert werden sie nie, derart dass sie sich von den Abfällen des Dorfes nähren müssen. Einzelne Katzen (Kanyávo) sind von der Küste her eingeführt worden, ebenso einige Moschusenten und zahme Haustauben. Seltener werden Affen, Zebramangusten oder andere Thiere des Waldes gehalten. Bemerkt sei noch, dass die Kastration von Ochsen, Ziegen und Schafen den Wanyamwési wohlbekannt ist, durch die ihrer Meinung nach ein besseres Fleisch erzielt wird.

Die industriellen Erzeugnisse stehen nicht höher, als die der meisten anderen Negerstämme. Töpfe aus Thon herzustellen, ist eine Obliegenheit der Frauen. Sie stampfen und reinigen das Material und formen daraus den Topf ohne Drehscheibe, ganz aus freier Hand. Nachdem er lufttrocken geworden, wird er gebrannt und mittels des Blätterextraktes aus einem Msíma genannten Baume mit allerlei schwarzen Linien und Dreiecken verziert. Die thönernen Köpfe für die Wasserpfeifen der Männer (Abb. 26) stellen diese selbst her. Die Weiber rauchen aus kurzen Stummelpfeifen, deren Mundstück oft aus einer kleinen Eisenröhre gebildet ist (Abb. 27). In die braune Rinde der Kalebassen (Abb. 28) brennt oder kratzt man Punkte und Linienmuster ein; häufig finden sich auch rohe schraffirte Zeichnungen von menschlichen und thierischen Figuren darauf (vergl. die Abb. 28 und 34 im folgenden Kapitel). Körbe verschiedenster Form und oft von sehr beträchtlicher Grösse werden von den Männern aus dünnem Gras hergestellt, ebenso die Virágo genannten Matten. Einen sehr wichtigen Industrieartikel bilden die schon öfter genannten Rindenschachteln (lindo), zu denen die Rinde des Myombo-Baumes verarbeitet wird. Nach der Regenzeit, zur Zeit der Maisreife, wenn der Saft im Baume aufsteigt, werden mit der Axt zwei Kreisschnitte in die Rinde gemacht und diese durch einen Längsschnitt verbunden; dann lässt sich das dazwischen liegende Stück Rinde, ein Cylindermantel, leicht ablösen und nach Hause schaffen. Dort wird es von der groben Aussenrinde befreit, geknetet und, wenn zu trocken, mit Wasser befeuchtet. Die Ränder des ursprünglichen Längsschnittes werden nun mit einem kleinen Eisen durchlöchert und mit Baststreifen, die demselben Baume entnommen sind, zusammengeheftet. Endlich näht man dem so entstandenen Cylinder ein kreisrundes Bast-

stück als Boden an. Der schmale Schachteldeckel wird auf entsprechende Weise hergestellt. Zur Verschönerung und um das Material zu dichten, bemalt man das Ganze mit rother, aus einem »Mssánsa« genannten Baume hergestellten Farbe und verziert es schliesslich wie die Thongefässe mit schwarzen Mustern aus Linien und Dreiecken, die mit Hilfe einer Hühnerfeder aufgemalt werden. Derartige Lindo, die von wenigen Centimetern bis zu einem Meter Durchmesser hergestellt werden, benutzt man zur Aufbewahrung von allen erdenklichen Sachen und auch als Reisekoffer.

Der Verkehr der Geschlechter unter einander ist ein sehr freier und ungebundener. So kommt es, dass die jungen Leute meistens lange vor der Verheirathung Verhältnisse mit einander haben. Hat sich nun ein junger Mann ein genügendes Vermögen erworben, um sich einen Hausstand gründen zu können, so sendet er einen seiner Bekannten als Werber zum Vater seiner Auserwählten und giebt ihm 2 Doti Baumwollstoffe als Werbegeld mit, die dem zukünftigen Schwiegervater zu überreichen sind.*) Dann erst beginnen zwischen diesen Beiden die Verhandlungen über den Kaufpreis, der ungefähr 20 Doti Zeug, weisses und buntes, 30 eiserne Hacken und fünf Ziegen, wenn die Braut aber aus angesehener Familie ist, auch etliche Ochsen und Sklaven betragen muss. Eine kleine Quantität von Baumwollzeugen muss ausserdem an die Sklaven und Hausgenossen des Vaters entrichtet werden. Die Kaufsumme ist ungetheilt, nicht in einzelnen Raten zu erlegen. An dem festgesetzten Hochzeitstage schmücken sich Braut und Bräutigam, nachdem sie den Körper neu gesalbt haben, mit ihren besten Kleidern und nehmen — eigenthümlicher Weise — eine Zeit lang auf dem Schoosse eines Freundes bezw. einer Freundin Platz. Es sind eine ganze Anzahl Hochzeitsgäste gebeten, für deren Bewirthung mit Mehlbrei, Fleisch und Bier die Mutter der Braut zu sorgen hat. Gesang, Tanz und Flintenschüsse verherrlichen das Fest, an dessen Schlusse die Neuvermählten durch Freunde und Verwandte in ihr Heim geleitet werden. Man hat ihnen kein neues Haus gebaut, wohl aber eine Kammer der Tembe frisch angestrichen und in ihr durch Reiben von Hölzern ein Feuer angemacht. Dann entfernen sich die Gäste, und nur die Amme oder eine Freundin der Braut bleibt zurück, die ihr noch vier Tage lang Gesellschaft leistet und dafür mit einer weissen Perlenkette beschenkt wird. Vier Tage lang leben die jungen Eheleute in völliger Zurückgezogenheit, wenn nicht dringende Geschäfte den Mann nach aussen rufen, und erst am fünften Tage darf die



Abb. 27.
Thonpfeife aus Unyamwési.

*) Es ist zu betonen, dass ich die meisten Sitten und Gebräuche nur nach Erkundigungen schildern kann, dass deshalb bei dem lügenhaften Negercharakter hier und dort leicht einige Irrthümer mit untergelaufen sein können. Doch habe ich, wenn irgend möglich, die Erkundigungen durch unabhängiges Ausfragen verschiedener Leute eingeholt.

Mutter der Braut diese ausser Hause führen. Kurz darauf macht der Ehemann zusammen mit der eben erwähnten »Brautjungfer« bei seiner Schwiegermutter einen Besuch, bei dem er bewirthet werden muss, und zwei Tage später erwidert diese den Besuch bei dem Ehepaar, bei dem sie gleichermaassen eine Mahlzeit einzunehmen hat.

Findet der Mann, dass seine Frau bei der Arbeit träge, oder dass sie unfruchtbar ist, so hat er das Recht, sie ihrem Vater zurückzustellen und ihre Schwester dafür zu beanspruchen. Bei gänzlicher Verstossung erhält er den ganzen Kaufpreis zurück, im Falle sie jedoch bereits ein Kind von ihm geboren hat und verstossen wird, bekommt er, falls das Kind ein Mädchen, den halben Brautpreis, falls es ein Knabe ist, gar nichts zurück. Das Kind verbleibt in jedem Falle dem Vater.

Die Zahl der Frauen eines Mannes ist unbeschränkt. Das eheliche Leben ist im allgemeinen recht lax, wie das ja bei den fortwährenden Reisen, die den Mann fast die Hälfte des Jahres vom Hause fern halten, nicht anders zu erwarten ist. Das ganze Dasein des Ehepaares nimmt einen recht einförmigen Verlauf. Die Frau bereitet das Essen, wobei besonders die Herstellung des Mehles die grösste Arbeit macht, und beaufsichtigt die Felder, während der Mann für Holz und Nahrungsmittel sorgt und im übrigen faulenzt, wenn er nicht auf Reisen geht.



Abb. 28.
Kalebassenkürbis aus Unyamwési.

Der Mnyamwési nimmt im Allgemeinen zwei Mahlzeiten am Tage ein, Morgens um acht und Nachmittags um vier Uhr, selten auch noch Mittags. Gewöhnlich thun sich zum Essen die Mitglieder mehrerer Familien zusammen. Dann speisen die Männer zunächst für sich, wobei die Frauen sie bedienen und ihnen Wasser zum Trinken reichen. Das Essen wird auf einem Bastteller, in flacher Holzschüssel oder in dem Kochgeschirr selbst servirt. Später erst essen die Weiber. Den Hauptbestandtheil bildet der Mehlbrei, zu dem eine Gemüsesauce als Zukost dient; als solche ist am meisten eine schleimige Sauce aus einem Mlenda genannten Kraut (wahrscheinlich Corchorus) beliebt, die mit Erdnüssen zusammengekocht wird. Als Delikatesse wird auch aus Uvinsa bezogenes Salz der Sauce hinzugefügt. Fleisch ist ein besonderer Luxusartikel. Es wurde mir erzählt, dass die Wanyamwési-Weiber Ziegen, Hühner und Fische überhaupt nicht essen, während die Männer Ratten, häufig auch Flusspferde nicht verschmähen. Eier werden nicht gegessen. Rinder schlachtet man (durch Lanzenstich) nur bei Festlichkeiten, unter gewöhnlichen Umständen wird nur krankes oder gefallenes Vieh verzehrt. Oft geschnitzte, flache Löffel (Abb. 31) benutzt man beim Kochen.

Bei der Geburt eines Kindes dürfen nur ältere erfahrene Frauen gegenwärtig sein. Sollten etwa Geburtsschwierigkeiten eintreten, so versuchen zunächst die alten Frauen zu helfen. Mit der Abkochung eines Mpápa genannten Baumes wird der Leib begossen und geknetet. Bei dieser Prozedur hält man der Frau den Mund zu, damit sie nicht schreit. Hilft dieses Mittel nichts, so ruft man einen Zauberer (Mfúmu) herbei, der ihr eine Abkochung aus den getrockneten und zerstossenen rothen Wurzeln des Mssánna-Baumes zu trinken giebt. Eine andere Medizin, ein sehr starkes Abführmittel, wird Mkwékwe genannt. Niemals wendet man mechanische Hülfe, wie Ziehen, Wenden u. s. w., an. Sollte die Mutter, was übrigens sehr selten vorkommt, sterben, so öffnet man durch den Kaiserschnitt schleunigst die Bauchhöhle, um das Kind zu retten; meistens hat zwar die Operation nicht den gewünschten Erfolg, wohl aber ermöglicht man auf diese Weise, dass man Mutter und Kind getrennt begraben kann, da es nach Ansicht der Eingeborenen nicht gut ist, zwei Menschen zusammen zu beerdigen. Man sieht hieraus, dass bei den Wanyamwési das Kind im Mutterleibe als menschliches Individuum angesehen wird, eine Auffassung, die bei den Küstenleuten nur sehr bedingt zu finden ist, wie denn auch bei diesen die Tödtung der Leibesfrucht nicht für strafbar gilt. Die Geburt erfolgt fast stets sehr rasch. Man durchschneidet die Nabelschnur mit einem scharfen Messer, ein ziemliches Stück von dem Kindeskörper entfernt, und unterbindet sie mit dem Bast eines Mgúa genannten Baumes. Die Nabelschnur trocknet ein und fällt später von selbst ab. Häufig vorkommende oft sehr grosse Nabelbrüche beweisen das Unvollkommene dieser Behandlung. Die Placenta (igonga) wird in einen Topfscherben gethan und sofort in der Hütte verscharrt. Das Kind wird dann gereinigt, aber nicht gesalbt und mit Zeug bedeckt, worauf man es auf ein Stück von den in abgelegenen Gegenden auch noch als Kleidung gebrauchten Rindenstoff*) legt. Dann erst wird der Vater benachrichtigt und ihm der Zutritt gestattet. Wenn das Kind ein Knabe ist, was besonders gern gesehen wird, so kocht man für die Alten des Dorfes Mehlbrei, ist es ein Mädchen, so werden Stein- und Erdnüsse als Festessen servirt. Sieben Tage lang leben Mutter und Kind zurückgezogen, und dürfen nur von dem Ehemann und den alten Weibern besucht werden; der Mann darf übrigens das Haus verlassen. Während dieser Zeit wird das Essen von der Mutter der Frau bereitet. Das Feuer im Haus muss fortwährend unterhalten werden, und es ist streng untersagt, von ihm glühende Kohlen zu entnehmen und hinauszutragen; sollte es einmal verlöschen, so muss es von dem Ehemann durch Quirlen von einem harten Stab auf einem weichen Stück Holz von Neuem in der Hütte erzeugt werden. Hereinbringen glühender Kohlen aus andern Häusern ist nicht gestattet.

Nach Verlauf dieses »Wochenbettes« ordnet die Mutter die Haare und Anzug neu und trägt das auf einem weichen Stück Rindenzeug liegende Kind

*) Aus Bast von Myombo (Brachystegia Welwitschii) durch Klopfen gewonnen.

unter Vorantritt einer alten Frau aus der Hütte; in dem Moment, wo es die Thür passirt, giesst die alte Frau in einem Gefäss bereit gehaltenes Wasser gegen die Decke des Hauses, so dass Mutter und Kind bespritzt werden und sich schleunigst zurückziehen. Die draussen vor der Hütte wartenden Dorfweiber stossen ein trillerndes Geschrei aus und rufen: »Pessi mwána mbúla« (schnell das Kind aus dem Regen), dann erst kann die Mutter die Thür passiren.

Nun geht man daran, dem Kinde einen Namen zu geben, wobei der Onkel mütterlicherseits eine sehr gewichtige Stimme hat. Es wurde mir gesagt, dass, falls das Kind ein Knabe ist, der Grossvater väterlicherseits, falls es ein Mädchen ist, die Grossmutter mütterlicherseits dem Kinde einen Namen giebt, der meistentheils auf Ereignisse bei der Geburt oder auf besondere Eigenschaften anspielt.*)

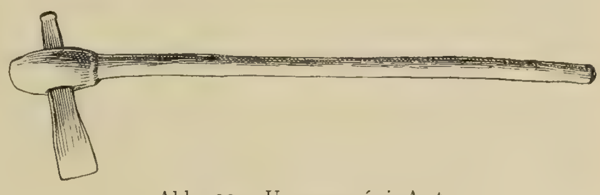


Abb. 29. Unyamwési-Axt.

Die Geburt von Zwillingen wird mit grosser Freude begrüsst,**) und alle Frauen sammeln in den Dörfern Gaben für die glücklichen Eltern. Sind beide Kinder Knaben, so wird der zuerst erscheinende Kúrwa (gespr. Kūrua), der zweite Tóto genannt, sind es Mädchen, die erste Ssíssa, die zweite Mpássa; sind sie getrennten Gechlechts, so heisst der vorangehende Knabe Kúrwa und das Mädchen Ssíssa.

Sind die Kinder grösser geworden, so nehmen sie meistens bei wichtigen Ereignissen andere Namen an, ja häufig nennt sich ein Mann mit verschiedenen Namen zugleich, was uns bei der Aufstellung der Trägerlisten stets die grössten Schwierigkeiten bereitete.

---

*) Einige dieser Namen mögen hier folgen:

I. Männliche Namen.

Magánga: wenn das Kind mit Hülfe des Zauberers zur Welt gekommen ist.
Mankánga: Sohn des Chefs.
Kassunssúmo: während eines Krieges im Walde geboren, in den die Mutter sich geflüchtet hatte.
Kapála: das Kind ist geboren, während die Frauen Bohnen ernteten.
Magíli: die Frau sah kurz vor der Geburt ein Sumpfschwein (ngíli) [Potamochoeros].
Díuwa: in einem trockenen Jahr geboren.
Kadóbba: der Vater besitzt viele Ochsen.
Ssongólo: durch einen Kaiserschnitt geboren. (?)

II. Weibliche Namen.

Kussússya: wenn die Leute vorher richtig gerathen hatten, dass es ein Mädchen werden würde.
Damatíle: wenn die Geburt schwer vor sich ging.
Matandúla: durch Kaiserschnitt geboren. (?)
Nyánsso: wenn die Leute jemand anderen für den rechtmässigen Vater halten. (?)
Ssiyímbe: im Kriege geboren.
Manakatyála: während der Geburt des Kindes schärften die Männer ihre Speere für den Krieg. u. s. w.

Sowie bei den Arabern, giebt es auch hier »Unglücksnamen«: sind einem Ehepaar alle vorher geborenen Kinder gestorben, so wird ein neu erscheinender Sohn: Bagaire oder Bundála, eine Tochter: Nyamíssi genannt, was ferneres Unglück verhüten soll.

**) Vgl. dagegen S. 38.

Die Kinder sind meistens roth oder bräunlich-roth und nur in seltenen Fällen gleich bei der Geburt braun, der Farbstoff tritt aber schon nach wenigen Tagen hervor. Wenn das Kind neun Tage alt ist, werden ihm unter Festlichkeiten die Haare abrasirt, die bei Negerkindern stets sehr kräftig entwickelt und weich, nicht kraus sind; man bewahrt sie in einer kleinen Lindo-Schachtel auf. Das Kind wird gesäugt, mindestens bis es laufen kann, erhält aber schon in den ersten Tagen einen flüssigen Mehlbrei als Nahrung, der ihm in der von Reichard geschilderten Weise so beigebracht wird, dass die Mutter ihre hohle Hand an das Kinn der Kindes setzt und diese voll Brei nimmt, so dass das Kind wohl oder übel schlucken muss, wenn es nicht ersticken will. Ganz kleine Kinder werden von der Mutter in einem Tuch auf dem Rücken, grössere auf einer Hüfte reitend getragen und bei der Feldarbeit mitgenommen.

Kinderspiele sind selten zu beobachten. Da die Eltern sich nicht um die Erziehung kümmern, so sind die Kinder ganz auf sich selbst angewiesen und verlieren so ihre Naivetät vollständig. Die Jungen machen bisweilen ein Kriegsspiel im Walde oder werfen sich gegenseitig kleine cylindrische Holsstücke zu, die mit Stöcken geschlagen werden, nach Art unseres Ballspieles, oder auch je zwei verschränken ihre Arme und ein Dritter setzt sich obenauf, wozu gesungen wird. Seltener werden kleine Figuren aus Thon geknetet oder Miniaturhäuser gebaut. Kleine Mädchen fertigen bisweilen Modelle von Thontöpfen an oder ahmen das Mehlreiben und Kochen ihrer Mutter nach. Sehr früh schon beginnt bei den Kindern das Geschlechtsleben.

Wenn die definitiven Zähne erschienen sind, so wird nach einem schon früher erwähnten, bei vielen Völkern üblichen Brauche von den beiden mittleren oberen Vorderzähnen die innere Ecke abgesprengt, so dass eine dreieckige Lücke entsteht. Das Kind muss mit den Zähnen auf ein Stück Holz beissen, und mit einem scharfen, wie eine kleine Axt geformten Eiseninstrument splittert man in der von Reichard geschilderten Weise mit sanften Schlägen die Ecke ab. Später wird das Ohr durchbohrt, insbesondere bei den Frauen, in Ussukúma auch bei den Männern. Die Tätowirung, die übrigens lange nicht alle Wanyamwési tragen, wird mit Nadeln oder Dornenbündeln ausgeführt. Die Wunde bestreicht man, um Eiterung zu erzeugen, mit einem Stück Hanfstängel und thut Schiesspulver darauf. Auf diese Weise wird ein senkrechter Doppelstrich von der Glabella beiderseits bis zur Haargrenze und Nasenspitze, sowie ein ebensolcher auf jeder Schläfe hergestellt.

Wenn auch die Wanyamwési im allgemeinen wenig von Krankheiten heimgesucht sind, so kommen solche doch hin und wieder vor und richten bisweilen sogar wirkliche Verheerungen an. Hauptsächlich haben sie unter den Pocken (Ndúi) sehr zu leiden, an denen oft in kurzer Zeit, ganz besonders während der Reisen, Hunderte von ihnen zu Grunde gehen. Auf den Lagerplätzen an der grossen Karawanenstrasse kann man während der Reisezeit fast täglich Pockenkranke sehen, die von einigen ihrer Angehörigen gewartet werden. In vielen

Fällen kommen die Patienten dabei elendiglich um, und die menschlichen Knochen, die manchmal am Wege bleichen, rühren fast ohne Ausnahme von solchen Pocken-Leichen her. Fünfzig Prozent oder mehr von den Erkrankten sterben. Die Behandlung besteht darin, dass man die Patienten auf reinem Sande schlafen lässt, die Blasen mit einem spitzen Holz aufsticht und die so entstandenen Wunden mit frischer Holzasche bestreut. Es wird darauf gehalten, dass nur Leute, die die Krankheit schon überstanden haben, die Wartung übernehmen, ebenso isolirt man die Kranken so viel als möglich. Die Nichterkrankten werden mit einer Abkochung aus Blättern und Früchten eines Ssassamlíke genannten Baumes besprengt, um verschont zu bleiben; bei den Meisten nimmt man überdies, vor allem an den Kindern, eine Impfung von Person zu Person mit dem Eiter aus den Pusteln und zwar auf der Glabella vor, wo angeblich meistens nur eine kleine lokale Erkrankung entstehen soll.*)

Nächstdem sind luëtische Erkrankungen häufig (Kasswénde), die sich hauptsächlich in Hautausschlägen, seltener in tertiären Formen bemerkbar machen, wiewohl Erkrankungen der Nase (manólo) zeitweilig vorkommen. Geschwüre werden durch Aufstreuen von Kupferfeilspähnen geheilt. Ausserdem giebt man als Laxans eine Wurzelabkochung des Baumes »Mkúa« (Hexalobus senegalensis) und bedeckt die Exanthene mit zerstossenen Blättern von »Kanyóro« und »Msíma.« **)

Eine andere Krankheit, Vuvi, bei der sich der ganze Körper, besonders aber Arm und Gesicht mit Beulen bedecken, ist sehr gefährlich und fordert viele Opfer; nach höchstens 14 Tagen soll der Tod eintreten. Ob es sich hier um Pest (Sswahíli-»mti«, Kiganda-»Kampúli«) oder um syphilitische Erscheinungen handelt, konnte ich nicht feststellen.

Lepra (mbisi a kallagálla; Sswahíli-Ukóma) ist auch hier wohl bekannt, gilt aber für so vollkommen unheilbar, dass man den Erkrankten in den Wald führt und von einem gefällten Baum erschlagen lässt. Dysenterie ist häufig und wird mit Abkochung aus der rothen Wurzel des Baumes »Mssána« und des »Mssalási« behandelt.

Eine von Fieber begleitete Hautkrankheit (Kassénga; Sswahíli: Ssurúa) vielleicht Masern oder ähnliches, soll ebenfalls vorkommen. Eine andere Hautkrankheit (mbísi), in flechtenartigen runden Excoriationen mit gerötheten Rändern bestehend, wird mit dem Fett von Varanus-Eidechsen***) behandelt. Wassersucht (bámba), die wohl meistens aus dem unmässigen Genuss von Bier entsteht, gilt für unheilbar.

---

*) Diese »Impfung« des Pockengiftes ist bei sehr vielen Negerstämmen gebräuchlich, so bei den Ssomáli, den Sansibariten u. s. w.; man behauptet, dass es eine von Alters her bekannte Sitte sei.

**) Da diese Notizen auf der Reise, nicht im Lande selbst gesammelt wurden, so konnte ich die erwähnten Pflanzen nicht selbst sehen und sammeln, so dass ich mich meistens auf Nennung des landesüblichen Namens beschränken muss.

***) Fett von Varanus gilt vielfach als Heilmittel, bei den Sansibariten ist es gegen Ohrentzündungen sehr gesucht.

Starke Blutungen stillt man mit der geschabten Rinde des Mowánga-Baumes. Operative Eingriffe werden, wenn es sich nicht um Oeffnung eines Abscesses oder Amputation eines Fingergliedes handelt, kaum vorgenommen. Knochenbrüche schient man mit Rohrstöcken ein.

Irrsinn (hólo, d. i. Schaf, genannt) meint man durch eine Suppe aus Schafskopf und Schafsschwänzen nach dem uralten Rezept »similia similibus curantur« heilen zu können. Epileptische Anfälle (migávo; Sswahili-pépo) werden natürlich einem bösen Geiste zugeschrieben, den man durch Tanz, Biergelage und Höllenlärm aus dem Körper des Befallenen heraustreibt, falls Schwitzen und Bestreichen mit Mehlbrei nichts verschlagen.

Sehr gequält ist der Mnyamwési von Parasiten. Bandwürmer (nyóka d. h. Schlange) und Ascariden sind recht häufig. Filaria medinensis (Medinawurm) scheint unbekannt zu sein. Vielfach werden dagegen bösartige Geschwüre durch Fliegenmaden (vunso) hervorgerufen, die unter die Haut gelegt werden. Wanzen und Läuse sind stete Begleiter des Mnyamwési. Zahlreiche Ratten (linónda) und Mäuse (towéra matótto) bilden eine lästige Landplage.

Wenngleich dann und wann eine medikamentös wirksame Pflanze als Heilmittel gebraucht wird, so spielen doch natürlich Zauberei und Geistervertreibung

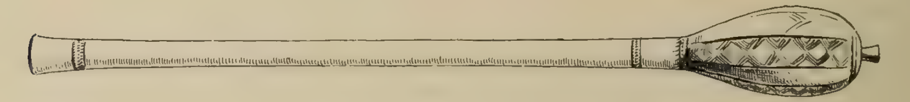


Abb. 30. Keule aus Unyamwési (mit Dreiecksmustern verziert).

bei der Behandlung stets die Hauptrolle. Als ein vorzügliches Mittel z. B. gegen Fieber gilt es, sich einen Splitter von Bäumen, die durch den Blitz zerschlagen wurden, auf die Stirn zu binden. Wirksamer dürfte eine in vielen Fällen gebräuchliche Schwitzkur sein, wobei der Patient in den heissen Dämpfen hocken muss, die aus einer Abkochung von »Muvila-yúngu«-Blättern hervorsteigen. Krüppel und Missgeburten sind nicht häufig. Angeborene Verunstaltung der Füsse tragen dem Besitzer den Namen Kapáya ein. Auf der Jagd und im Krieg erworbene Verstümmelungen sind dann und wann zu beobachten.

Zu den Lieblingsbeschäftigungen des Mnyamwési-Mannes gehört die Jagd; er betreibt sie sowohl einzeln und mit anderen zu kleinen Jagdgesellschaften vereint, als auch in grossen Verbänden.

Das wichtigste Jagdobjekt bildet naturgemäss der Elephant, der jedoch in Unyamwési selbst so gut wie ausgestorben ist, so dass die Jäger vielmonatige Reisen unternehmen müssen, um Beute zu machen. Diese »Makúa« genannten Leute sind beherzte ausdauernde Menschen, die mit ihren Waffen — meist langen Vorderladergewehren — vorzüglich umzugehen wissen und bei der oft tagelangen Verfolgung des Wildes grosse Strapazen ertragen können. Sie zeichnen sich vor ihren Stammesgenossen durch sehnige Gestalt und kühnen Blick aus.

Ist der angeschossene Elephant nach langer Verfolgung gefallen, so darf nur der Jäger selbst das Thier zuerst berühren, und hat, falls Jemand ihm vorgreift, das Recht, diesem eine aus Stoffen bestehende Strafe aufzulegen, die dem Chef übermittelt wird. Ist der Elephant nicht weit von der Wohnung des Häuptlings gefallen, so werden diesem die Leber und ein Theil der Eingeweide, sowie Kopf, Brust, das rechte Hinterbein und die Lenden zur Vertheilung an seine Unterchefs dargebracht; wohnt er aber weit von dem Platze der Jagd, so wird ihm nur etwas gedörrtes Fleisch von der Beute aufbewahrt, das andere an Jagdgenossen und Freunde vertheilt, oder auch verkauft; die Haut bleibt stets unbenutzt.*) Von den Zähnen des Elephanten gehört einer und zwar (nach Reichard) der, der beim Fall des Thieres den Boden berührt, dem Häuptling des Landes, während der andere Eigenthum des Jägers, resp. desjenigen ist, der Pulver und Blei gegeben hat. Findet die Jagd ganz in der Nähe des Häuptlings statt, so beansprucht dieser häufig beide Zähne. Aus der Sohle vom Hinterfuss des Elephanten werden Ringe geschnitten (vikómbe), von denen der Jäger je einen an jeden Unterarm legt, als Zeichen für seine Erfolge. Bei alten Jägern kann man häufig 15—20 derartiger, hornig durchscheinender Ringe an jedem Arme sehen, die den Stolz ihres Trägers ausmachen und mit denen er gerne prahlt, indem er die auf beiden Armen befindlichen Ringe an einander rasseln lässt. Elfenbeinringe werden hier und da getragen, kommen jedoch immer mehr ab, da man die werthvolle Waare lieber an Händler verkauft, als zum Schmuck verwendet. Nur bei den Wassukúma und Warámbo findet man häufig an den Unterarmen manschettenartig breite Ringe aus dem hohlen Theile des Elephantenzahnes, die aber hier für den Träger nicht wie bei anderen Völkern eine bestimmte Bedeutung haben.

Ueber die Medizin und die Amulette, ohne die kein Mnyamwési die Elephantenjagd unternimmt, hat Reichard ausführlich berichtet, ebenso darüber, dass die Schwanzquaste des erlegten Thieres vom Jäger als Trophäe aufgehoben wird. Jäger, die ich nördlich vom Albert-Edward-See antraf, klagten mir ihre Noth, dass die dortigen Eingeborenen ihnen die Zaubermittel zur Elephantenjagd nicht herstellen könnten, und sie deshalb keinen Erfolg hätten. In manchen Gegenden besteht auch die eigenthümliche Sitte, die Gebeine des Elephanten an der Stelle, wo er gefallen, zu einem kleinen Hügel zusammen zu werfen und diesen mit Steinen zu bedecken. Diese Beerdigung der Ueberreste soll den Geist des getödteten Elephanten versöhnen und dem Jäger für neue Erfolge Gewähr leisten. Mehrere solcher Haufen, die von Wanyamwési-Jägern errichtet waren, fand ich in der Rutshúrru-Ebene, südlich vom Albert-Edward-See.

Bei der Jagd auf anderes Wild bedient man sich noch vielfach der Pfeile, die zu diesem Zwecke meistens vergiftet werden. Das Pfeilgift stellt ein kundiger

*) Bei den mohammedanischen Elephantenjägern ist es Sitte, das Fleisch nicht zu essen, sondern den Eingeborenen oder Hyänen zu überlassen. Elephantenhaut wäre gewiss ein Handelsartikel.

Mann weit vom Dorfe geheimnissvoll mitten im Walde her. Er kocht die zerstampfte Wurzelrinde von »Bungo-bungo« und »Mwelle-mwelle« genannten Bäumen*) zusammen und thut Eidechsen, Schlangenköpfe, Schlangenzungen und andere unheimliche Ingredienzen hinein, wie Kaspar in der Wolfsschlucht. Der entstehende Dampf soll sehr schädlich sein. Nach einiger Zeit nimmt er den Topf vom Feuer und lässt das Gift, das nunmehr eine schwarze breiige Masse bildet, die Nacht hindurch abkühlen, um es später auf das Eisen der Pfeile aufzutragen.**)

Gejagt werden ausser Elephanten zahllose Arten von Antilopen, Büffel, Rhinocerosse, ja auch wohl Löwen und Leoparden. Von den letzteren erhält der Häuptling die Decke; bei Erlegung von anderem Wild ist man zu Abgaben nicht verpflichtet. Zur Erlangung kleinerer Thiere bedient man sich der fahlgelben, gescheckten oder schwarzen Hunde, leidlich kräftiger Thiere, mit dreieckigen, aufrecht stehenden Ohren und struppigem Ringelschwanz. Kleines Wild greifen sie, grosses bringen sie manchmal zum Stehen; zur Belohnung erhalten sie vom Fang einen Theil der Eingeweide.

Besteht das Bedürfniss, grössere Mengen Fleisch zu beschaffen, so vereinigen sich die Insassen mehrerer Dörfer zu grossen Treibjagden. Man brennt zu diesem Zwecke eine Waldlichtung ab, um auf einer so gereinigten Stelle rasch einen Nachwuchs von frischem, grünem Gras zu erzeugen, der zahlloses Wild herbeilockt. Dieser Platz wird dann theils mit Netzen (vukíra) umspannt, theils mit Schützen umstellt, während von einer Seite her andere Leute durch Schreien und Klappern das Wild vor sich her treiben. Von der erlegten Beute erhält der Häuptling ein gehöriges Stück, während das andere gleichmässig unter die Jäger vertheilt wird, wobei jedem Schützen der Kopf und das Fell des von ihm erlegten Thieres zufällt.



Abb. 31. Verziertes Rührholz zum Umrühren des Mehlbreies (Unyamwési).

Fallen verschiedener Art dienen ebenfalls dazu, dem Wild nachzustellen. Fallgruben, deren Boden mit Lanzen und vergifteten Pfeilen gespickt wird, sowie Selbstschüsse von Giftpfeilen oder Gewehren, die durch ein quer über den Weg gespanntes dünnes Seil ausgelöst werden, sind die gewöhnlichen Fangmethoden. Die eigentlichen Schlingen werden an einem starken, federnden Ast befestigt, der beim Zurückschnellen die Schlinge zuzieht, sobald das Thier beim Passiren einen den Ast festhaltenden Holzhaken loslöst. Vergiftete und mit einem Klotz

---

*) Ob auch hier zur Giftbereitung das Holz von Acocanthera Schimperi wie im Ssomali-Lande dient, ist mir nicht bekannt. Alles Pfeilgift, einerlei von welchem Baume es stammt, wird von den Sswahíli »Utshungu« (d. h. Bitteres), der Baum »Mtshúngu« genannt.

**) Andere Stämme (z. B. in Usindja und Ussukúma) befestigen das Gift unterhalb der Spitze des Pfeiles.

beschwerte Fall-Lanzen (uyélla) die über dem Weg aufgehängt sind und auf das Thier herabstürzen, sobald es ein dünnes, unterhalb gespanntes Seil zerreisst, werden gleichfalls aufgestellt, endlich auch Steinfallen (logógo), die vornehmlich für Raubthiere bestimmt sind. Sie werden derart errichtet, dass zwei Reihen Pfähle in nahem Abstande in die Erde getrieben und zwischen diesen schräg gestellte und mit grossen Felsen beschwerte Balken so befestigt werden, dass sie das hineingerathene Thier erschlagen, sobald dieses eine im Innern befindliche Stellvorrichtung berührt. Um das Wild auf den richtigen Weg zu treiben, legt man zur Falle hinführende Dornenverhaue an und ködert es mit einer Ziege oder mit Fleisch. Als grosse Leckerbissen sind Rohrratten (Aulacodes Swinderianus »Nssensi«) sowie Klippschliefer (Hyrax) geschätzt.

Die Fischerei, die mit Reusen, Netzen und Angeln betrieben wird, ist bei dem Mangel an grösseren Gewässern nur sehr wenig entwickelt; höchstens im Ngómbe und Ugálla-Flusse bildet sie einen erwähnenswerthen Beschäftigungszweig der männlichen Bevölkerung.

Eine der charakteristischsten Eigenschaften des Mnyamwési ist seine grosse Wanderlust. Jahr für Jahr geht seit langer Zeit*) etwa ein Drittel sämmtlicher Männer als Träger oder Händler an die Küste. Schon bevor die Araber ins Land kamen, unternahmen sie selbstständige Handelsreisen. Sobald das Feld bestellt, und nach Beendigung der Regenzeit das Getreide aufgeschossen ist, schnürt der Mann sein Bündel und überlässt den Frauen und Kindern die Beaufsichtigung der Felder. Vor Antritt der Reise streicht er sich noch etwas Mehlbrei auf beide Backen, den er dem heimathlichen Kochtopf entnimmt. Während der ganzen Dauer seines Fortbleibens darf die zurückbleibende Frau kein Fleisch geniessen, und muss ihrem Manne den angebrannten Bodensatz, der bei der Herstellung des Mehlbreis sich im Topfe ansetzt, in einer Rindenschachtel aufbewahren.

Die enggeschlossene Kolonne der Wanderlustigen zieht unter einem Führer (Ndéwa) in ganz kleinen Tagemärschen zur Küste bis nach Bagamoyo, wo das mitgebrachte Elfenbein nach manchmal monatelangem Verhandeln an Indier verkauft wird, oder wo sie sich alsdann als Träger für die Rückreise verdingen. Vor Antritt der letzteren wird wiederum eine »Medizin« gemacht. Jeden Tag streut man im Lager eine Quantität Mehl auf alle zuführenden Wege, wohl damit böse umherstreifende Geister dort ihre Nahrung finden und die Reisenden verschonen. Bei der Ankunft im Heimathsorte wird das Gesicht abermals mit Mehlbrei beschmiert, während die wartenden Frauen sich Asche auf den Kopf streuen. Unter Gesängen und Tänzen werden in kurzer Zeit die wenigen Reichthümer verprasst, die ihnen noch übrig geblieben sind, denn auf dem Rückmarsche haben sie schon gewöhnlich einen Theil ihres Verdienstes in Nahrung umgesetzt.

---

*) Nach Dr. Baumann's Erkundigungen gingen die ersten Wanyamwési vor etwa 70—80 Jahren an die Küste; nach ihm ist der Handel mit dem Innern also erst ziemlich jungen Datums. Ich selbst habe keine Notizen hierüber gesammelt.

Wie der reisende Mnyamwési an der Küste von den Indiern behandelt wird, ist von Reichard (Deutsch-Ostafrika) ausführlich geschildert worden.

Der Mnyamwési ist wie der Sulu musikalischer, als andere Negerstämme, und häufig kann man, besonders in mondhellen Nächten, die Leute mit Tanz und harmonischen Gesängen sich ergötzen sehen, wobei Männer und Weiber sich meistentheils getrennt halten. Die kleineren Tanztrommeln sind mit der Haut von Warneidechsen überzogen, die durch Stricke gespannt werden. Bei grösseren Tanzfestlichkeiten werden oft 15 bis 20 dieser Trommeln zugleich gerührt. Auf Reisen sind Trommeln nach Uganda-Art beliebt; ihr Klang verkündet von weitem das Nahen einer Karawane. Die grosse, mit Ochsenhaut bespannte Trommel des Häuptlings dient zu Signalen, durch die die Männer zu Versammlungen oder Kriegszügen herbeigerufen oder von nahendem Unheil benachrichtigt werden. Auch an Guitarren und Klapperinstrumenten ist kein Mangel.

Es scheint, dass bei den Wanyamwési weit weniger Leute als bei uns ein hohes Alter erreichen. Eine Tötung alter, gebrechlicher Leute, die ja bei manchen andern Stämmen Sitte ist, kennt man hier nicht. Ist Jemand gestorben, so bringt man seinen Leichnam durch Umschnüren mit Stricken in eine

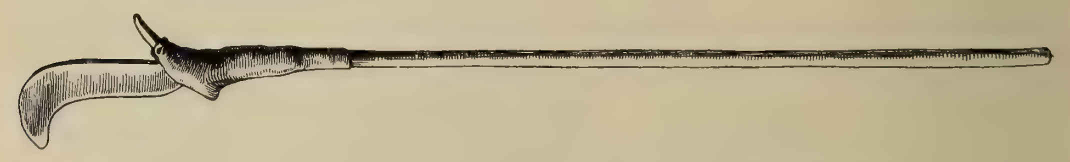


Abb. 32. Hackmesser aus Unyamwési (wohl aus Usindja importirt).

hockende Stellung und begräbt ihn ausserhalb der Tembe hinter seinem Wohnraum. Weiber und Kinder werden vielfach innerhalb der Tembe beerdigt. Hat aber der Verstorbene keine Anverwandten, die sich seiner annehmen, oder erfolgt der Tod auf der Reise, so wird der Leichnam einfach in den Busch geworfen, und auch im Kriege Gefallene werden nicht ins Dorf zurückgebracht, sondern am Orte ihres Todes nur mit einem Haufen von Dornen bedeckt. Sterben in einem Dorfe kurz hintereinander mehrere Personen, so verlässt man es und siedelt sich an einem andern Orte an.*)

Ist ein Häuptling gestorben, so wird, nach meinem Gewährsmann Maganga, sein Tod etwa drei Monate lang geheim gehalten; nur die Aeltesten des Dorfes und die Unterchefs erfahren davon, führen für den »kranken« Häuptling während dieses Interregnums die Regierungsgeschäfte und leiten später die geheime Todtenfeier. Die Leiche wird ihres sämmtlichen Schmuckes entkleidet und gewaschen. Während dessen schlachten die Aeltesten (Wanyampára) heimlich

*) Erwähnt mag sein, dass, wie mir erzählt wurde, bei den Wahollo-hollo am Tanganyika die Weiber eines Verstorbenen die Leiche ihres Mannes in der Hütte am Halse aufhängen, bis sie verfault. Die stinkige Jauche, die Maden und Knochen, die herabfallen, werden in einem grossen Thontopfe aufgefangen, den man nach Beendigung dieser Prozedur in den Tanganyika werfen soll.

1 bis 3 Ochsen und verzehren sie Nachts; sodann bringt man die Leiche in eine sitzende Stellung, die Knie gegen die Brust gezogen, die Ellbogen auf die Knie und das Kinn auf die Hände gestützt; den rechten Zeigefinger streckt man neben dem Gesicht in die Höhe. Dann wird der Körper bis auf das Gesicht mit grossen Mengen von Baumwollstoffen umwickelt, und das so entstandene Packet in eine grosse, innen mit Stoffen ausgekleidete Rindenschachtel gethan. Den Leichen Beigaben an Nahrungsmitteln oder anderen Dingen hinzuzufügen, ist nicht Sitte. Man schliesst die Schachtel mit ihrem Deckel, der durch Stricke festgehalten wird und lässt sie im Hause stehen, wo sie von Zeit zu Zeit mit Oel gesalbt wird. Nach Verlauf der drei Monate erfolgt zugleich mit der Proklamation des Todes die Wahl des neuen Häuptlings, die von den Wanyampára unter den Brüdern des Verstorbenen, und wenn sich unter diesen keine passende Persönlichkeit findet, unter seinen Söhnen vorgenommen wird. Es mag diese lange Frist zwischen dem Tode und der Verkündigung desselben zur möglichsten Vermeidung von Streitigkeiten unter den präsumtiven Erben dienen, da sich in der Zwischenzeit die Wanyampára meistens geeinigt zu haben pflegen.

Die Aeltesten bauen eine grosse runde Grabhütte ausserhalb der Tembe. Eine tiefe Höhle, die man mit Holz auskleidet, nimmt die Rindenschachtel mit dem Leichenpackete auf. Man wirft sie mit Erde zu und streicht den Boden mit Lehm glatt. Auf das geschlossene Grab lässt man das Blut von etwa zehn geschlachteten Ochsen fliessen, worauf das Fleisch dieser Opferthiere von allen Einwohnern des Dorfes verzehrt wird. Gaben werden nicht auf das Grab gestellt. Man schliesst die Hütte und umgiebt sie aussen mit einem Ring kleiner Feldsteine. Hierauf werden die Dorfleute noch einen Tag lang bewirthet; nach Verlauf eines Monats aber werden neuerdings zwei Ochsen geschlachtet und verzehrt, welchen Prozess man manchmal so lange fortsetzt, bis alle Ochsen des Verstorbenen verschwunden sind.*)

Wie schon erwähnt, ist das ganze Land Unyamwési in verschiedene Reiche zersplittert, die je unter einem Häuptling (Mtémi) stehen; dieser hat eine Anzahl von Unterchefs (Mgáue), die nach Reichard den erblichen Adel des Landes bilden, zur Verfügung, denen wiederum kleinere Dorfschulzen (Mtwále) untergeben sind. Der Mtémi ist in seiner Macht durch die Aeltesten des Landes (Wanyampára) ausserordentlich beschränkt, die in den meisten Fällen, so z. B. bei der Entscheidung über Krieg und Frieden, den Ausschlag geben. Dagegen ist der Mtémi Besitzer von allem Grund und Boden und hat für dessen Benutzung von seinen Unterthanen eine Abgabe von dem erzielten Ertrage der Felder zu beanspruchen, deren Höhe willkürlich ist und sich nach den Bedürfnissen des Häuptlings und der Zahl der von ihm zu bewirthenden Fremden richtet. Bei der Ankunft von angesehenen Gästen haben die Eingeborenen stets Extralieferungen an ihren

---

*) Die hier erzählten Sitten habe ich nicht mit eigenen Augen beobachten können; sie wurden mir nur von Magánga, dem Obersten unserer Wanyamwési-Träger, erzählt, der selbst ein kleiner Mnyampára von Ssike ist.

Häuptling zu entrichten, sodass ihre Abgaben in manchen Jahren fast die Hälfte der ganzen Ernte betragen können. Ausser Getreide werden auch eiserne Schaufeln als Abgaben verlangt. Der Wegezoll (hongo) für die durchziehenden Karawanen wird von den Unterchefs erhoben, aber dem Mtémi ein Theil desselben abgegeben. Wenn ein Fremder für seine Bewirthung ein Gegengeschenk macht, so wird etwas von dem Erhaltenen an angesehene Unterthanen vertheilt.

Wie erwähnt, wird nach dem Tode des alten, ein neuer Mtémi durch die Wanyampára erwählt, und zwar entscheidet bei dieser Wahl angeblich nicht das Alter, sondern die Beliebtheit. Wenn einer der Brüder des Verstorbenen sich dem Erwählten gegenüber zurückgesetzt glaubt und sich für genügend stark hält, um seine Ansprüche geltend zu machen, so entstehen oft lange Streitigkeiten und innere Kriege; oft aber wandert der Zurückgesetzte mit seinem Anhang aus und gründet eine neue, unabhängige Gemeinde.

Nach erfolgter Wahl durch die Wanyampára des verstorbenen Chefs, wählt der neue Mtémi seine eigenen Wanyampára aus seinem Anhang und tötet häufig alle diejenigen seines Vorgängers. Die Unterchefs bleiben in ihrem Amte oder werden durch neue ersetzt, die den jetzt erwählten Wanyampára genehm sind.

Der Mtémi ist oberster Richter im Lande und wird bei Untersuchung und Rechtsprechung von den Aeltesten unterstützt. Durch Gebrauch und Ueberlieferung haben sich ziemlich feststehende Rechtsgrundsätze gebildet, nach denen das Urtheil gefällt wird.

Bei Viehdiebstahl werden dem Thäter für ein gestohlenes Stück Vieh fünf Stück abgenommen, von denen drei der Chef, eines die Wanyampára und eines der Bestohlene erhält. Ist das Vieh dem Häuptling selbst gestohlen, so wird der Dieb gewöhnlich mit dem Tode bestraft (Keulenschlag) und sein Eigenthum kassirt. Zeugdiebstahl wird ähnlich geahndet.

Auf Mord steht meistens der Tod, doch kann sich der Thäter im allgemeinen frei kaufen, wobei die eigenthümliche Sitte herrscht, dass 50 Doti Stoff für Kopf und Arme, ein Quantum Draht für eine Körperseite, 50 Hacken für die andere Seite, ein Ochse und eine Last Salz für Bauch und Beine des Ermordeten zu bezahlen sind. Nach Erlegung dieser Summe wird ein zweiter Ochse in der Mitte durchgeschnitten, um durch diese symbolische Handlung anzuzeigen, dass nunmehr die Verhandlungen ebenfalls »abgeschnitten«, d. h. beendet sind. Die von dem Mörder bezahlte Summe fällt den Erben des Verstorbenen zu. Diese haben aber, gleich dem Thäter, 30 eiserne Schaufeln dem Landeschef zu entrichten, weil dessen Grund und Boden durch das geflossene Blut verunreinigt wurde. Die Sühnsumme für eine ermordete Frau ist etwas geringer und anstatt eines Ochsen, wird hier nur eine Ziege in zwei Theile geschnitten.

Wenn ein Ehemann einen Ehebrecher auf der That ertappt, so hat er das Recht, ihn niederzustechen; kommt die Schuld jedoch durch Verhandlungen

ans Tageslicht, so hat der Thäter nur fünf eiserne Hacken und etwas Baumwollzeug als Sühne zu entrichten. Zieht ein aussereheliche Umgang Folgen nach sich, so hat der Mann an den Vater der Frau etwa 15 Doti Zeug zu entrichten und übernimmt die Verpflichtung, die Frau zu heirathen, ohne Entrichtung weiteren Hochzeitsgutes.

Was das Erbrecht anlangt, so erhält der älteste Sohn alles Eigenthum seines Vaters mit der Verpflichtung, für die anderen Kinder zu sorgen, resp. ihnen einen Theil des Erbes abzutreten; ebenso fallen ihm die Frauen seines Vaters zu, mit Ausnahme der eigenen Mutter. Ist kein Sohn vorhanden, so erbt die älteste Tochter einen Theil des Vermögens, während der andere dem Bruder des Verstorbenen zufällt. Falls sich eine weibliche Erbin verheirathet, so wird ihr Erbtheil nicht Eigenthum ihres Mannes. Hinterlässt der Verstorbene überhaupt keine Kinder, so verfällt das Erbe seinem Bruder und dem Häuptling. Letzterer hat für die Regelung aller Erbverhältnisse der Sitte nach nichts zu beanspruchen, falls es sich nicht um seine eigenen Sklaven handelt, deren Erbe natürlich ihm zufällt.

Die Gerichtsverhandlungen sind im allgemeinen öffentlich, und der Urtheilsspruch erfolgt vom Mtémi in letzter Instanz. Kleinere Angelegenheiten können

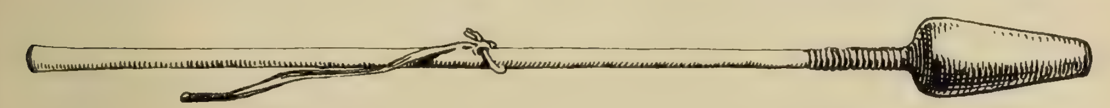


Abb. 33. Unyamwési-Keule. (Aus einem Stück geschnitzt.)

von den Unterchefs entschieden werden. Ist der Thäter nicht zu ermitteln oder weigert sich ein Verdächtiger zu gestehen, so ruft man den Zauberer (mfúmu oder mgánga), der verschiedene Mittel anwendet, um den Thäter zu eruiren. So z. B. lässt er alle Insassen des Dorfes zusammenkommen, schlachtet, während er alle Theilnehmer scharf beobachtet, in deren Mitte ein weisses Huhn, und giesst irgend eine Medizin darauf, die bewirken soll, dass eine Seite des auf die Erde gelegten Huhnes verfault, und Fliegenmaden aus ihr hervorkommen. An der Seite des Huhns, auf der diese Maden erscheinen, muss sich der Thäter im Kreise der Leute befinden. Bisweilen wird auch ein Gottesurtheil (mwávi) angewendet. Ein Verdächtiger muss in einen Topf mit kochendem Wasser geworfene Früchte mit der Hand herausholen; Verbrühung bedeutet Schuld. Bei einer anderen Art von Gottesurtheilen wird die zerstampfte Rinde eines Baumes (wahrscheinlich Euphorbia) ausgedrückt, und aus ihr ein Gifttrank bereitet. Giebt der Verdächtige diesen durch Erbrechen wieder von sich, so ist er unschuldig; behält er ihn, so geht er an dem Gift zu Grunde, als Sühne für seine That.

Leute, die unbefugten Zaubers oder bösen Blicks angeklagt und »überführt« sind, werden durch Lanzenstich oder Keulenschlag getödtet.

Die religiösen Vorstellungen der Wanyamwési sind denen anderer Negerstämme ziemlich ähnlich. Näher in dieselben einzudringen, ist bei kürzerem

Aufenthalt im Lande vollständig unmöglich. Ein grosser Geist (likóbe) versinnlicht die Naturkraft; er gewährt den Leuten gute Ernte, sorgt für Regen, Blitz und Donner, bringt aber auch die Heuschreckenplage (nsíge) ins Land. An einzelnen bemerkenswerthen Stätten, wie an Scheidewegen, grossen Bäumen u. s. w. werden Gaben von Perlen, Stoffen und andern Dingen für ihn niedergelegt. Nach Einbringung der Ernte feiert man zu seinen Ehren ein grosses Dankfest, zu dem sehr viel Bier gebraut wird. Ehe jedoch einer der Festteilnehmer von diesem geniessen darf, muss etwas als Trankopfer auf die Erde gegossen oder in eine Zauberhütte gestellt werden.

Ausser diesem Likóbe existiren im Lande noch eine grosse Zahl von kleinen Geistern, msímu genannt, die in Quellen, Höhlungen, Affenbrodbäumen und anderen Orten ihren Sitz haben. Man macht sie sich geneigt, indem man ihnen Mehl in kleinen Zauberhütten opfert.

Wahrsagereien der Zauberer über ein zu beginnendes Unternehmen sind allgemein gebräuchlich. Bisweilen bittet man auch einen Msímu um ein Orakel. So geht man z. B. an eine bestimmte Quelle: das Erscheinen eines hübschen Mädchens oder eines weissen Huhns wird als ein günstiges Vorzeichen betrachtet. Bei zahllosen anderen Gelegenheiten werden Zaubereien ausgeführt, deren Sinn für uns oft ganz unverständlich ist, so um Noth und Unheil vom Lande abzuwehren, um das Eindringen eines unbequemen Fremden zu verhindern, um Erfolg im Kriege zu haben u. dgl. mehr. Bevor wir in Unyamwési einrückten, hatte z. B. Ssike an unserem Wege, an der Grenze seines Landes, ein geschlachtetes weisses Huhn, mit einem alten Thontopfe bedeckt, vergraben. Fruchtbarkeit der Felder wird oft durch Einstecken von Eiern in die Erde hervorgezaubert. Mit diesen Zaubereien haben auch wir Europäer im Lande oft zu rechnen. Je nach dem Ausfall eines Orakels wird man gut oder feindlich aufgenommen.

Ueber die Weltvorstellung der Wanyamwési konnte ich nicht allzuviel erfahren. Mein Gewährsmann behauptete, dass die Erde als Scheibe auf einem Berg Lugúlu oder Lugíya ruhe, und auf einer Seite (Norden?) von dem Riesen Nyamtitínwa festgehalten werde. Die Frau dieses Riesen (Fumyahólo) halte den Himmel und die Sonne. Wenn dieser Mann einmal zu seiner Frau wolle und unruhig werde, so bebe die Erde. Die Anschauung, dass eine grosse Schlange den Mond verfolge und ihn zu verschlingen drohe, weshalb man sie bei Mondfinsterniss durch Trommeln und allerhand Spektakel zu erschrecken sucht, um sie zur Herausgabe ihrer Beute zu bewegen, ist jedenfalls auf Sansibariten zurückzuführen.*)

---

*) Es mag erwähnt sein, dass nach der Vorstellung der Sansibar-Neger die Erdscheibe auf dem Horn eines grossen Ochsen ruht. Wenn dieser auf einer Seite müde ist, und die Erde mit dem andern Horn unterstützt, so entsteht Erdbeben (mtetemēka). (Ngómbe a ṇa geúsa pembe, d. h. der Ochse wechselt die Hörner um.) Es ist dies wohl eine von Arabern importirte Vorstellung.

* * *

Elf Wanyamwési-Fabeln.

(Genau nach Erzählungen übersetzt.)

I.

Yáli ya fumíra súvi na ssímba, yuya mi póru, yu kassánga kagi kulu
Es kamen ein Leopard und ein Löwe, sie gingen in den Wald, sie trafen einen Greis, der
kimu kutéga ndímu, kassímba mína. Mína wili gudíma ndímu (nssía avíli) gudíma
Wildfallen stellte und eine Grube grub. Zwei Gruben fingen Wild (zwei Antilopen), fingen
mbógo limo dodima kassowóya. Oísa muna ssimba okóba kúlia ndímu sáne,
einen Büffel und fingen einen Hasen. Es kam der Löwe und wollte mein Wild essen,
náne no fumíra no mohâma mona ssimba, opāēla; kutyáho okíma. Oniwíra
und ich kam heraus und ich schrie diesen Löwen an, er lief fort; wie dort hin, blieb er stehen. Er sagte
bébe ufumiréhe? Kuísa kamnasseáï, kunifumbóla, nupíla kum na ssimba.
mir, woher kommst Du? Es kam der Hase, um mich zu bitten,*) ich gab nach, wegen des Löwen.**)
Mokossánga nsuki, naka happa nólia nopíla nsála noya' nakaya.
Ich traf Bienen, ich habe hier sie gegessen***) und mein Hunger verging und ging nach Hause.
Buni wúsya mhólla, nowawíra, mhólla sane sussíra. Oísa máyo
Man fragte mich nach Neuigkeiten, ich sagte ihm, meine Neuigkeiten sind zu Ende. Es kam Mutter
nawe numowíra mhólla sane. Naho mayo, gamasígwa mhólla sane na múë
und ihr sagte ich meine Neuigkeiten. Und Du Mutter, Du hast verstanden meine Neuigkeiten und Du
Fundikíra, koalálla wasígwa mhólla sane, nasuga
Fundikíra (früherer Chef), Du bist gestorben, Du hast gehört meine Neuigkeiten, ich gebe (opfere Dir)
ngombe. Na málla; mtémi wa kálle umpe upanga na wa mwana Kyúngi
einen Ochsen. Ich bin zu Ende; Häuptling von ehemals gieb mir Gesundheit und deine Kinder Kyúngi,
nayúmbe nawo.
ich möchte mit ihnen gehen.

II.

Kaleka fumíra ka kalúlu na mnansófu, vokalíma mgunda. Muna kalúlu uléma
Es kam ein Hase und ein Elephant, sie bebauten ein Feld. Der Hase weigerte sich
uhaya, limaga wewe. Ulima mnansófu inéne, ohámba mbío ya kapálla; yu maera.
und sagte, bebaue Du. Da bestellte es der Elephant allein, er pflanzte Saat von Bohnen; es kam auf.
Ndya unakalúlu okiba na móye. Ofumira mnambíti mfúno uwa mkúlagúla
Da kam der Hase und stahl bei seinen Genossen. Es kam eine Zauber-Hyäne und machte Medizin
oháya muenóyo, mówi kapálla kópya okimbúla ussíla mbíssi iwíli umpa
und sagte ihm (dem Dieb), der reife Bohnen stahl und ausrupfte. Er nahm zwei Maass und gab es
mnambíti mfúmu. Odya mnambíti. Ussika munsíra ussangána nawiye bumuwúsa,
der Zauber-Hyäne. Sie ging die Hyäne. Er kam auf den Weg und traf seinen Genossen und fragte ihn,†)
ufumiléhe? oháya: nafumíle ukulagúla. Umuíye, mnansófu, usenga numba
woher kommst Du? er sagte: ich komme vom Zauberer. Ihr Genosse, der Elephant, baut ein Haus
yámwe upóna mafilíwa mingi. Umdima munakalúlu. Mwenúya omu mulága, ossimba
für sich und wird reich an vieler Nahrung. Er fing den Hasen. Diesen tödtete er, grub einen
lwínsi omfulíla.
Brunnen und ertränkte ihn.

---

*) ihn freizulassen.

**) d. h. ich liess ihm die Beute.

***) weil das Fleisch fort war.

†) welcher ihn fragte,

III.

Es kam ein Häuptling, der ein Haus mit Stockwerken (wörtl.: Dächern) hatte. Er hatte eine Tochter. Ein Löwe und ein Elephant stellten sich ein, um diese von ihm zu fordern. Der Elephant bekam sie zur Frau und der Löwe zog ab. Am Tage der Hochzeit rief der Häuptling alle seine Leute, abends kamen sie alle und die Jungen säuberten einen Weg. Da kam ein Hase, auf einem Esel reitend; er hatte ein Bein gebrochen, so dass der Knochen darin wie eine Glocke lärmte. Er passirte durch eine Gasse, die von den jungen Mädchen des Orts gebildet ward. Diese sagten, der Hase ist doch ein schöner Mann, während der Elephant dick und hässlich ist. Als man das Festmahl verzehrt hatte, ging man fort.

Im Innern des Hauses angekommen, rief der Elephant den Hasen, der auf seinem Esel kam. Der Elephant sagte: »ich will Deine Schönheit haben,« denn er glaubte, der Hase hätte eine Glocke bei sich. »Das ist bald geschehen,« sagte der Hase, »lass viel Feuerholz holen.« Man brachte viel davon. Der Hase brachte seinen Zaubersack und that in das angezündete Feuer einen Nagel. Als dieser glühend war, liess er den Elephant von vielen Leuten festhalten und trieb ihm den glühenden Nagel in die Hinterbacken ein. Als er schreien wollte, sagte er, er müsse still sein, denn er stecke die Glocke hinein. Darauf streute er Medikamente auf die Wunde und nahm die abgeschnittenen Stücke Fleisch mit. Morgen käme er, um andere Medikamente aufzulegen. Zu Hause angekommen, liess er das Elephantenfleisch von seiner Frau kochen. Als den Elephant seine Wunde sehr schmerzte, sandte er die Hyäne nach Medikamenten zum Hasen, den er beim Essen fand. Da dies der Hyäne behagte, sagte der Hase: »auf jenem Berge kannst Du viel solches Fleisch bekommen.« Dort aber tödtete er sie in einer Steinfalle und brachte ihr Fleisch nach Hause.*)

Am nächsten Tag sandte der Vater der Braut einen Löwen und Leoparden, um den Zauberer zu bringen, dem Löwen aber ging es so wie der Hyäne, der Leopard entfloh, fand aber zu Hause den Elephanten todt.

Beim Todesmahl für diesen kam auch der Hase; der Häuptling beschuldigte ihn des Todes seines Elephanten. Die Tochter wurde nun nicht wieder verheirathet. Der Hase aber sagte, der Elephant habe selbst die Glocke gewollt, obgleich er gewusst, dass man im Körper keine Glocke hätte, sondern nur beim Schmied. Darauf gab der Häuptling seine Tochter dem klugen Hasen.

IV.

Die Chefs sassen vor alten Zeiten Abends draussen am Feuer auf ihren Stühlen. Es kam eine schwangere Frau, als diese aber in's Haus gegangen, kam sie wieder mit einem Kinde, das schon Zähne hatte. Sie rief alle Leute und zeigte das Kind, das schon Zähne hatte. Das Kind sprach auch. Die Chefs

*) Ueberraschend ist die Aehnlichkeit der Rolle, die hier der Hase spielt, mit der des Reinecke Fuchs in dem gleichnamigen Volksbuche.

erstaunten darüber. Das Kind sagte: »macht alles zurecht, streitet euch nicht, denn sonst werdet ihr alle sterben.« Die Mutter starb und der alte Chef starb.

V.

Es kam ein Stamm von Zwergen, deren Chef einäugig war, viele von ihnen waren von Geburt an links hinkend. Sie trafen am Wege einen alten Mnyamwési, der Rindenstoff klopfte. Dieser fragte: »woher kommt Ihr?« worauf ihr Führer sagte: »wir kommen von weit her und wollen einen Weg zum Chef wissen.« Er zeigte ihn ihnen. Der letzte von ihnen fragte den alten Mann, was er mache, worauf er ihm erzählte, er mache Rindenstoff. Dem Chef sagten sie, bei ihnen, ferne zu Hause wären alle so kurz und hinkend. Er gab ihnen sofort einen Ochsen zum Geschenk und täglich je einen andern Mittags und Abends und wies ihnen Häuser an; am nächsten Morgen gab er jedem eine Frau. So siedelten sie sich bei ihnen an.*)

VI.

Vor alten Zeiten sassen Leute zusammen. Es kam ein grosser Wind und warf zwei Körner Sorghum herab. Diese wurden zerrieben, und es kam viel Mehl heraus, ein Maass voll. Am nächsten Morgen fielen noch zwei Körner und keimten auf, von diesen bekamen alle Leute Saat. Als diese alle gestorben, pflanzten und zerrieben ihre Nachkommen den Sorghum und bauten ihre Hütten.

Eine Frau der Nachkommen bekam aber ein Kind mit Armen auf dem Kopf wie ein Elephant und mit einem Schwanz, aber mit Menschenbeinen. So entstand der Elephant.

VII.

Ein alter Mann, der ein grosser Zauberer war, ging spazieren und traf einen Felsen mit einer grossen Höhle. In dieser machte er eine Zauberei und sagte: »ich wünsche eine Ziege und ein Schaf.« Aus der Höhle kam Lärm von Trommeln, Glocken und Geschrei; dann erschien erst ein Stück Mpemba (calcinirter Feldspath), dann eine Ziege und ein Schaf, die er in's Dorf brachte. Die Thiere wurden dort krank, genasen aber und bekamen Junge. Die alte Ziege aber bekam Pocken und das Schaf ein Geschwür, woran sie starben. Aus den Jungen aber entstanden die heutigen Ziegen, und die Kinder des Zauberers bekamen die Jungen derselben.

VIII.

Eine alte Frau fing im Walde die Jungen vom »Bwéha« (Kinyamwési-kéhe, arab. achsín) [Schakal] und brachte sie in's Dorf. Diese hatten als Nachkommen einen Hund. Als dies Warori sahen, wollten sie einen solchen Hund haben, sie assen ihn aber auf. Aus den andern entstanden die heutigen Hunde.

---

*) Diese sollen noch in Mbyegéle (bei Fipa vorbei) wohnen. Während der Regenzeit sollen sie lebendig sein, aber während der Trockenzeit stets sterben. Einer Namens Kasséko soll noch bei Ssiki sein (langer Bart und sehr klein, sehr kurze Beine, hellfarbig).

IX.

Ursprünglich waren zwei Menschen vorhanden: ein Mann und eine Frau. Die Frau bekam sieben Kinder. Nachdem die Mutter gestorben, machte der Erstgeborene ein kleines Zauberhaus und that etwas Mehl und eine Kalebasse hinein. Ausserdem streute er etwas Mehl auf die Schwelle dieser Hütte, aus dem Rest des Mehles aber machte er Brei und that jedem seiner Geschwister etwas auf die Schläfen. Da gleich darauf eines der Geschwister von einer Krankheit genas, ward dies als gute Medizin angesehen.*)

X.

In einem Lande gab es nur Frauen, die Wasser tranken und Gras assen. Eine bekam eine hübsche junge Tochter. Anderswo lebte ein alter Mann mit seinen beiden Söhnen. Er nahm Hacke, Bogen und Pfeil und einen Sack mit allen verschiedenen Saaten darin, nahm eine Axt auf die Schulter und ging auf die Wanderung. Im Walde an einem Bach traf er das alte Weib und sagte ihr guten Tag. »Woher kommst Du und wer bist Du?« »Ich bin ein Mann«, und »ich bin eine Frau«, waren die Antworten. Die Frau sagte: »wir leben nur von Wasser und Gras«. Da zeigte ihr der Mann seine Nahrung, was es alles dort gäbe. Das leuchtete ihr ein und sie ging mit ihm. Die Schaufel, Pfeil u. s. w. liess er am Fluss, wo sie von den jüngeren Frauen gefunden wurden. Auch diesen gefiel die Nahrung, und sie gingen der alten Frau nach, wo sie sich auch verheiratheten.

XI.

Ursprünglich lebten auf der Erde zwei Menschen, eine Frau Mbaela und ein Mann Kassangíro. Diese bekamen sieben Kinder: Katonga, Ssyúmba, Ssondo, Guffagulála, Nyamísi, Lowóngo und Kawundíme.**) Diese heiratheten untereinander und zeugten Kinder, die wieder Kinder bekamen. Der Mann wollte Medizin machen, dass alle Leute leben bleiben sollten. Die Frau sagte aber, es sei besser, wenn die Menschen stürben, denn sonst würden sie keinen Platz für ihre Felder und kein Holz finden. So starben denn diese ältesten.

---

*) Wenn beide Geschwister und beide Eltern gestorben, so baut man vier Hütten mit vier Kalebassen, an jedem Neumond streut man etwas Mehl hinein und etwas Mehl auf die Schläfen.

**) Erste, vierte und fünfte von diesen sollen Knaben, die andern Mädchen gewesen sein.

VII. KAPITEL.

Von Tabóra an den Nyansa.

Wir verliessen Tabóra, wie erwähnt, am 28. August, um in gerader nördlicher Richtung durch die Landschaften Unyamwési und Ussukúma an den Victoria-See zu marschiren. Die in der Luftlinie etwa 260 Kilometer lange Strecke ist in ihrem südlichen Theile mit Hochwald und Busch bedeckt, in ihrer nördlichen Hälfte grösstentheils kahl. Hier ist das hauptsächlichste Ausbeutungsgebiet des irischen Elfenbeinhändlers Mr. Stokes, der sein Haupt-Depôt in Ussóngo hat.

Da im letzten Augenblick noch einige Träger fehlten, schlugen wir am ersten Tage unser Lager in einem ganz dicht bei Tabóra gelegenen Vororte auf, von wo aus wir das fehlende Personal mit Hilfe von Ssef-bin-Ssād ergänzten. Erst am nächsten Tage erreichten wir den grossen Ort Uyúi, dessen Häuptling Mtémi uns einen grossen Elfenbeinzahn als Geschenk darbrachte und die deutsche Herrschaft vertragsmässig anerkannte. Neben seiner grossen von Euphorbiahecken umgebenen Tembe, worin sich runde Hütten und für ihn selbst ein scheunenartiges Gebäude befanden, liegt eine jetzt verlassene Mission der Church Missionary Society, deren Baulichkeiten noch in vorzüglichem Zustande waren. Ein langes, mit Veranda umgebenes Haus hatte ganz nach europäischer Art gearbeitete Thüren, Fenster und Mobilien, für uns ein lang entbehrter Anblick. Die ganzen Baulichkeiten waren vor Jahren von dem erwähnten Mr. Stokes errichtet, der damals noch als Techniker in Diensten der Missionsgesellschaft stand. Bei den Verhandlungen am Orte leistete uns ein in Uyúi ansässiger Araber, Namens Raschid-bin-Ali, gute Dienste.

Beim Weitermarsch hatten wir zwei Stunden hinter diesem Orte die eigenartige Ueberraschung, dass unser Zug in völlig trockener Gegend von einem grossen männlichen Flusspferde angefallen wurde, das einem der Träger eine Wunde am Bein beibrachte, um alsbald den Schüssen unserer ssudanesischen Soldaten zum Opfer zu fallen. Die mohamedanischen Küstenleute geniessen das Fleisch des Flusspferdes nicht gern, wohl aber die Wassukúma, die daher an diesem Tage in lukullischen Genüssen schwelgten.

Abwechselnd durch Buschwald und kahle Distrikte marschierend, die ziemlich stark bewohnt und von vielen Wachteln (Turnix leporana) und Rebhühnern bevölkert sind, erreichten wir die Landschaft Ndála, wo zwei weithin sichtbare Affenbrodbäume einen Marktplatz für die Umgegend bezeichnen. Eine weite, zur Zeit eingetrocknete Schlammebene trennte uns vom Distrikte Tumbi, der noch dem Häuptling von Ndála, Namens Mlau, untergeben ist. Die Gegend ist verhältnismässig wasserreich, und das Grundwasser steht so hoch, dass es in einzelnen Tümpeln zu Tage tritt und hier und da sogar während der trockenen Zeit die grüne Vegetation erhalten bleibt. Das etwas nordöstlich von hier gelegene Jrúngu gehört schon zum Gebiet des Häuptlings Mtingínya von Ussóngo. Hier erhielten wir am 4. September durch Boten aus Mpwápwa unsere Post, die uns die ersten, allerdings noch sehr unbestimmten Zeitungsnotizen von dem deutsch-englischen Abkommen brachte.

An dem kleinen trockenen Bachbette Manónga, das angeblich zum System des Mlagarási — also zum Tanganyika — gehören soll, fanden wir die ersten

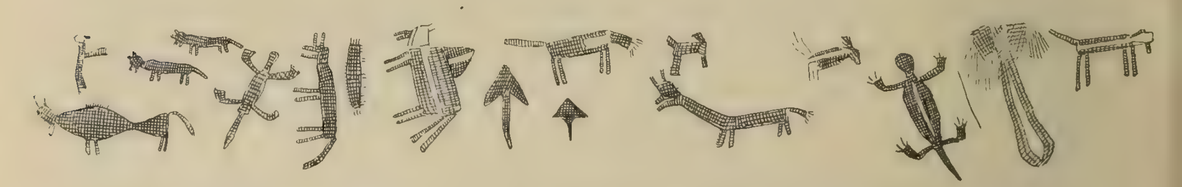


Abb. 34. Zeichnungen auf einer Kalebasse aus Ussukúma oder Unyamwési. Eidechsen, Ziegen, Ochsen, Hunde, Giraffen, eiserne Schaufeln etc. darstellend.

Elephantenspuren auf unserer Reise. Während der Regenzeit kommen die Thiere manchmal von der östlichen Wembere-Steppe oder vom Gombe-Fluss bis hier her und hinterlassen ihre riesigen Fährten, die der staunende Wanderer anfangs für tief gegrabene Löcher hält.

Die Umgegend der Ortschaften, die aus weit verstreuten Temben bestehen, bilden kahle, öde, leicht wellige Ebenen, deren Einförmigkeit nur hier und da ein Baobab unterbricht. Zur Zeit, da wir die Gegend passirten, war die Ernte zum grossen Theil schon eingebracht, und die Stoppeln der Sorghum-Felder — wenn man anders die 10 Fuss hohen, daumendicken Halme dieser Getreidesorte noch als »Stoppeln« bezeichnen darf — zu Kohle gebrannt, ein recht öder Anblick, der nur durch die jedes Tembedorf umgebenden graugrünen Wolfsmilchhecken etwas gemildert ward.

Das ganze Gebiet ist im übrigen durchaus nicht dünn bevölkert. Die Bewohner nahmen uns überall freundlich auf und machten uns Geschenke an Nahrungsmitteln, allerdings nicht in so staunenswerther Menge wie in Unyamwési. Zwischen je zwei Distrikten liegt eine Grenzwildniss von Buschwald, in der nur wenige hohe Bäume stehen, hier ist die Vegetation theils dornig, theils besteht sie aus Laubbusch, wie Combretum, dessen schöne rothe, kleinen Bürsten gleichende Blüthenstände damals eben Früchte ansetzten, ferner aus gross-

blättrigen Anona, aus dem hohen und ziemlich dickstämmigen Minínga-Baume (Pterocarpus echinatus), aus Büschen von Msswák, des Zahnbürstengewächses der Araber und Neger (Salvadora persica) und anderen mehr. Hier und da zeigte das Auftreten der Calotropis procera (Oschur des Ssudan), dass wir uns in der Nähe von wüsten Gegenden befanden.

In dem Orte Nyáwa erreichten uns Briefe der Herren Stokes und Sigl, aus denen wir zum ersten Male entnahmen, dass Herr Sigl nur vorläufig nach Ussóngo gehen sollte, um von dort aus zu versuchen, das Eindringen in Tabóra möglich zu machen. Der Pascha hatte ihm nun das Feld geebnet, so dass der Besetzung dieses Ortes kein Hinderniss mehr entgegen stand. Mr. Stokes wünschte, dass der Pascha in dem nur $4^1/_2$ Stunden nördlich von Nyáwa gelegenen Ussóngo, das wir am nächsten Tage erreichten, sein Eintreffen erwarten solle, das jedoch frühestens erst nach einem Monate zu erhoffen war. Unsere Karawane hätte also so lange in Ussóngo vollständig unthätig liegen müssen, während das Erscheinen des Paschas am Nyansa dringend geboten schien. Da überdies, abgesehen von der scheinbar dringlichen Lage der Mission, unsere Träger für den Marsch bis an den See bezahlt waren und wir sie nicht veranlassen konnten, einen vollen Monat in Ussóngo zu warten, war der Pascha nicht in der Lage, das Eintreffen von Mr. Stokes abwarten zu können, hoffte aber, ihn am See zu treffen.

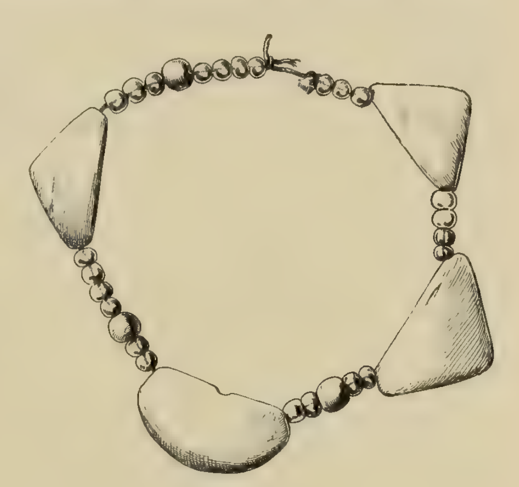


Abb. 35. Halsschmuck aus Ussukúma und Unyamwési.
(Drei der Scheiben sind aus Knochen und eine — die untere — aus dem Boden der Conus-Schnecke.)

In der entsetzlich öden Gegend von Ussóngo schlugen wir unser Lager für einige Tage bei Mr. Stokes Niederlassung auf, die uns durch den scharfen Wind und die in unsere Zelte dringenden Staubmassen in sehr unangenehmer Erinnerung blieben. Diese viel besprochene Niederlassung von Stokes bestand nur aus einem Viereck von Pfahlzaun, darin sich einige runde Negerhütten und ein kleines, fensterloses Tembegebäude befanden, das als Magazin und Stallung diente, so dass wir auf seine Benutzung verzichteten und unsere Zelte ausserhalb der Umfriedigung aufschlugen.*)

Der Häuptling des Landes, Mtingínya, ein ziemlich grosser Mann mit leidlich intelligenten Zügen und Knebelbart, zeigte sich den Europäern im allgemeinen freundlich gesinnt, war aber durch Mr. Stokes sehr verwöhnt, der ihm die Aufbewahrung seiner Waaren anvertraute und ihn dafür reichlich belohnte. Er

*) Später hat Mr. Stokes noch ein zweites Gehöft in der Nähe gebaut.

prunkte mit europäischer Kleidung und Schuhwerk, sowie mit einem neuen europäischen Zelt. Die Verhandlungen, die der Pascha mit diesem Häuptling wegen Stellung von einigen Führern und Trägern führte, wurden, wie es auch bei Stanleys Anwesenheit geschah, von Tag zu Tag in die Länge gezogen, weil er offenbar auf grössere Geschenke rechnete. Glücklicherweise traf zur rechten Zeit eine Anzahl von Wassukúma-Trägern ein, die jedoch sehr unter dem Einflusse der Frau Mtingínya's standen, so dass sich der Pascha deren Gunst zunächst durch einige Geschenke sichern musste. Nicht einmal Führer bis zum See hat Mtingínya uns gestellt. Inzwischen waren neuerdings Briefe von der katholischen Mission eingetroffen, die die Lage am See als immer bedrohlicher darstellten, so dass der Pascha den Abmarsch möglichst beschleunigte.

Ein zweitägiger Marsch führte uns durch eine theils mit Buschwerk, theils nur mit Gras bestandene Ebene an das jetzt nur einige Wassertümpel enthaltende Bachbett des Manyónga, der während der Regenzeit zur Wembére- (Wembäre) Steppe fliesst. Unter den Bäumen des Ufers sahen wir zum ersten Male auf unserer Reise eine Boswellia mit ihrer papierartigen Rinde. In den kleinen Tümpeln des Baches leben Fische und Garneelen, Muscheln und Sumpfschnecken. $2^1/_2$ Stunden weiter liegt der Ort Ssámuy kwa Massáli, am östlichen Fuss der Tinde- oder Ussánda-Berge, die eine Reihe theils massiver, theils aus runden Blöcken aufgethürmter, kahler Granithügel bilden. Hier ist die Nordgrenze der Tembedörfer, die weiterhin durch offene, aus runden Hütten bestehende Ansiedelungen ersetzt werden.

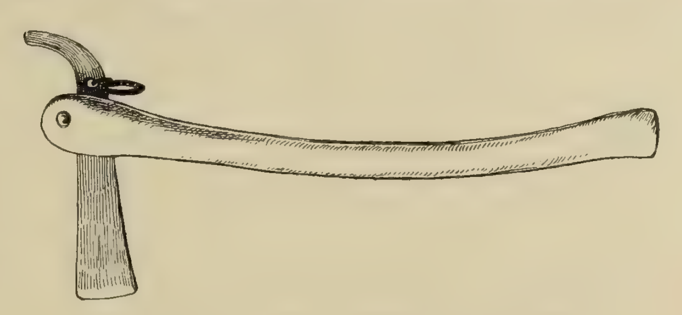
Nördlich von den Tinde-Bergen passirten wir den Flecken Ussánda, der durch Einfälle der Wangoni fast gänzlich zerstört war. Von hier an ist das Land von den unter dem Namen Wassukúma zusammengefassten Stämmen bewohnt. Die Landschaft Ussukúma selbst ist eigentlich nur ein ganz kleiner Distrikt, nordöstlich von Bukúmbi am Nyansa gelegen. In Nindo mussten sich unsere Leute für den nachfolgenden zehnstündigen Marsch durch die Mballa-Ebene nach Ssalaue (Ssaláwe) mit Wasser versorgen. Solches ist nur bis zum Juni an einem Punkt des Weges zu finden, in der Zeit unseres Durchzuges muss man sich zu einer »Telekésa« genannten Tages- und Marscheintheilung bequemen. In diesem Fall wird im Lager abgekocht und Mittags um 1 Uhr abmarschirt; Abends schläft man in der Ebene, hat nur in Kalebassen mitgenommenes Wasser zur Verfügung und erreicht am nächsten Tage nach abermals fünfstündigem Marsche das Wasser führende Lager bei Ssalaue. Unsere Karawane wurde durch diese Strapaze sehr erschöpft und kam stark auseinander. Ganz besonders zeichneten sich die Ssudanesen dadurch aus, dass sie nicht den geringsten Durst vertragen konnten, obwohl sie ausser ihren Schlafmatten gar keine Lasten zu tragen hatten.

Beim Weitermarsch mussten wir den nordöstlich gelegenen Distrikt Nera, der uns feindlich gesinnt war, vermeiden, da wir mit unseren 20 Soldaten unmöglich die lange Trägerkarawane vor Ueberfällen während des Marsches schützen konnten. Wir wandten uns daher dem Distrikt Mssalála zu. In regenreichen

Jahren reicht das Südcreek des Nyansa bis fast nach Ssalaue hin; damals begann das jetzt fast trockene, langgestreckte Sumpfgebiet des Seearmes, das von Höhenrücken — aus runden Granitblöcken bestehend — eingerahmt ist, erst bei Loviré kwa Ssekimáyu. In der Nähe des Ortes Kyafúma kwa Makólo, an der Südgrenze des Distrikts Ussambíro, liegt die englische Missionsstation, die später, etwa ein Jahr nach unserer Anwesenheit, wegen ihrer ungesunden Lage verlassen und nach dem östlichen Nássa verlegt wurde.

Von unserm Lager aus hatten wir den ersten Anblick des langersehnten Sees. Wenn auch nur in einiger Entfernung ein kleiner Ausläufer der enormen Wasserfläche des Nyansa sichtbar war, so erfreute uns doch der Blick auf den Spiegel des Sees, der wie ein klares, blaues Auge in der gelben Landschaft liegt, von dunkeln Papyrusrändern eingerahmt. Wir fühlten uns durch das befriedigende Bewusstsein gehoben, die erste Etappe unserer Reise trotz aller Schwierigkeiten glücklich überwunden zu haben.

In einer Mulde zwischen unregelmässig verlaufenden Zügen von Granitblöcken liegt die aus Tembegebäuden bestehende und mit einem starken Pfahlzaun umgebene Station der Church missionary society, in der augenblicklich die Herren Rev. Walker und Mr. Deakes wohnten. Die Gebäude sind zumeist während des Uganda-Krieges in Eile und ohne Rücksicht auf ein gefälliges Aeussere aufgerichtet. Wir wurden aufs Freundlichste aufgenommen und bewirthet. Einen besonders grossen Dienst that man uns dadurch, dass man uns verschiedene Instrumente zur Verfügung stellte, darunter ein Chronometer des im Jahre 1876 ins Land gekommenen und am 8. Februar 1890 verstorbenen Missionars Mackay, der Jahre lang mit dem Pascha in Korrespondenz gestanden hatte und ihm persönlich befreundet gewesen war. Ursprünglich war er Techniker und als solcher in Deutschland ausgebildet; späterhin hatten ihn die Umstände nicht sowohl zu einem eifrigen Missionar und Kenner von Uganda, als zum politischen Eiferer gemacht. Hierüber erzählte mir der Pascha mancherlei. In den ersten Jahren seiner Anwesenheit in der Aequatorialprovinz habe er von Mackay einen Brief bekommen, der die bestimmte Erklärung enthielt, dass, falls Aegypten seinen Einfluss nach Unyóro und Uganda ausdehnen wolle, er, Mackay, der erste sein werde, in den Reihen der Waganda gegen die Aegypter zu kämpfen. Später agitirte er stark für die Ausbreitung des englischen Einflusses im Lande und behauptete, dass Uganda sich vom Nil bis nach Ussambíro erstrecke und deshalb dort die Grenze zwischen englischen und deutschen Gebieten gezogen


Abb. 36. Axt aus Unyamwési und Ussukúma.

werden müsse. Nun hat das Land Uganda seine ganz bestimmte Grenze nach Süden am Kágera-Fluss: Durch seine Behauptung hiess er also stillschweigend die Raubzüge und Razzias gut, mit denen die Waganda das ganze Seengebiet verwüsteten. Dennoch rieth er dem Pascha, kurz ehe er ihm die Nachrichten von herankommenden Hilfsexpeditionen zusandte, er solle die Hilfe annehmen, woher sie auch komme, wenn sie ihm nur möglich mache, in seinem Lande zu verbleiben: denn ob das Zivilisationswerk mit englischer oder deutscher Hilfe ermöglicht werde, sei für die Sache vollkommen gleichgültig. Alles in allem war Mackay, dessen irdische Ueberreste neben denen des Anfang 1888 hier verstorbenen Bischof Parker und des Mr. Blackburne ruhen, ein begeisterter Missionar, ein tüchtiger und edler Mensch und insbesondere der beste Kenner Ugandas.*)

Einige Tage vorher war der Agent der I. B. E. A. Co.,**) Mr. Gedge, der sich hier einige Tage aufgehalten hatte, wieder abgereist. Der Pascha, der kurz vorher durch Mr. Stokes die ersten authentischen Nachrichten über das deutsch-englische Abkommen erhalten hatte, schrieb dem ersteren, dass dieser Vertrag natürlich für ihn selbst sowohl, als auch für Mr. Gedge bindend sei, und dass er deshalb irgendwelche politische Wirksamkeit im deutschen Gebiet nicht gestatten könne. Ebenso erklärte er, unter den jetzigen Umständen jeglichen Transport von Waffen und Munition nach und aus dem deutschen Gebiete für unstatthaft. Veranlasst wurde diese letztere Maassnahme dadurch, dass kurze Zeit vorher etwa 70, durch Stanley auf der Missionsstation deponirte ägyptische Remington-Gewehre nebst Munition in Ussambíro verladen und fortgeschickt worden waren. Bei den unsicheren Verhältnissen am See konnte man nicht wissen, ob diese ihren Bestimmungsort Uganda wirklich erreichen oder nicht vorher irgend welchen Völkerschaften in unserm Gebiet in die Hände fallen würden.

Einige Tage marschirten wir am Westufer des Südcreeks (Smyth sound) entlang, wo ein granitner Höhenzug nach dem andern koulissenartig an den See herantritt, dann erreichten wir das kleine Dorf Bussíssi, gegenüber der katholischen Missionsstation Bukúmbi gelegen, wo wir unser Lager auf einer Grasebene an dem mit Bananen bekränzten Seeufer zwischen riesigen Felsblockgruppen aufschlugen. Ueberall am Südrande des Sees fanden wir grössere und kleinere Haufen von enormen, abgerundeten Granitblöcken, die fast alle wie erratische Blöcke geformt sind und von Giganten der Urzeit muthwillig über einander gethürmt scheinen. Aber nicht Eis und Wasser haben den Stein gerundet, sondern die allmächtige Sonne. In Folge starker Erwärmung der Oberfläche während des Tages und

*) Jahrelange meterologische Beobabachtungen Mackays vom Nyansa wurden von Dr. Juncker nach Europa gebracht, liegen aber heute, nach etwa sieben Jahren noch unbenutzt in England, obgleich ihre Veröffentlichung von dem grössten Werth wäre.

*) Die Imperial British East Afrika Company limited bezeichnet sich stets nur durch die Buchstaben I. B. E. A., ja sie hat sogar die Geschmacklosigkeit gehabt, ihr Gebiet mit dem Namen Ibéa zu bezeichnen. An uns Deutsche hat Herr Ravenstein, der englische Kartograph, das Ansuchen gestellt, unser Gebiet Doa oder, wenn man ein afrikanisches Praefix wolle, Udóa zu nennen, was ich sehr unschön finde, zumal eine Verwechselung mit dem Menschenfresserlande »Udóe« leicht möglich ist.

rascher nächtlicher Abkühlung entstehen Sprünge im Gestein, wodurch sich die oberen Schichten, gleich den Schalen einer Zwiebel, ablösen. Häufig kann man solche losgetrennte Stücke noch wie eine Kappe auf dem Mutterfelsen liegen sehen. Während die Ebene Gras oder dichtes Buschwerk bedeckt, in dem zahlreiche Nashörner umherstreifen, gedeiht auf den Felsen nur eine sehr spärliche Vegetation, dreikantige Kandelaber-Euphorbien und einige Büsche. Von Thieren sind die häufigsten Felsbewohner der Klippschläfer (Hyrax mossambicus), der einen ausgezeichneten Braten liefert und die Klippspringerantilope (Calotragus saltatrix).

Da der Pascha gezwungen war, sich hier eine Reihe von Tagen aufzuhalten, um die Karawane für den Transport über den See neu zu organisiren, liess er eine Anzahl grosser, scheunenartiger Hütten aus Balkenwerk und Gras erbauen, sodass jeder von uns Europäern sein bequemes Haus hatte, in dem sowohl Bett als Arbeitstisch bequem Raum fanden; an den Wänden brachten wir grössere und kleinere Gerüste zur Aufnahme von Büchern, Sammlungen, Instrumenten und sonstigen Gegenständen an. Ein anderes Gebäude diente uns als gemeinsamer Essraum, ein ferneres als Magazin für die Waaren der Expedition. Auf dem freien Platz vor den Hütten errichteten wir ein langes Grasdach, das die Gewehre unserer Soldaten gegen Thau und Regen schützte. So wurden die Tage unseres Aufenthalts in angenehmster Weise mit Arbeiten an unseren Sammlungen, Verhandlungen mit den Eingeborenen und allerhand militärischen Exerzitien verbracht. Der Pascha heimste Säugethiere und Vögel ein und machte seine meteorologischen Notizen, während ich mein Herbarium vermehrte, ja sogar fünf Tage lang Gelegenheit hatte, mit dem Mikroskop zu arbeiten und manchen winzigen Bewohner der Sumpfränder des Sees zu beobachten. Kleine Würmer, Krebschen, Insektenlarven und Schnecken bevölkern den Schlamm in Myriaden von Exemplaren. Ganz besonders beschäftigte mich jedoch der eigenthümliche Lurchfisch (Protopterus), den ich vor Jahren am Sambesi-Fluss näher studirt hatte und den ich nun hier in ganz jungen, mich besonders interessirenden Exemplaren, wiederfand. Jeden Tag schleppte der alte Mabruck neues herbei, was skizzirt und für die Sammlungen vorbereitet wurde. Die Gegend war zur Zeit noch ziemlich trocken, die Webervögel trugen noch ihr Winterkleid, und ihre zahlreichen, an Büschen über dem Wasser aufgehängten Nester waren leer. Aber die Segler (Cypselus afinis) fingen schon an, in Erwartung des baldigen Regens ihr Heim an die Felsen anzukleben.

Dass Strausse existiren, bewiesen zwei uns gebrachte, stark bebrütete Eier dieses Vogels. Im östlichen Ussukúma und noch mehr in der Wembere-Steppe sind sie häufiger, verschwinden aber westlich vom See.

Genussreiche Stunden verlebten wir in der am anderen Ufer des Seearmes gelegenen Missionsstation Bukúmbi, die zwischen Felsen etwa zehn Minuten vom Ufer entfernt, im Jahre 1883 erbaut wurde und vom Lager mittelst Kanu in einer halben Stunde zu erreichen war. Die festen und sauberen Tembewohnungen

der Patres und ihre Magazine sind von einer dicken, etwa drei Meter hohen Mauer umgeben und durch vier thurmartige Vorsprünge an den Ecken geschützt, die Gebäude durchweg aus lufttrockenen Lehmziegeln aufgeführt und mit festgestampftem Lehmdach bedeckt. Die Anlage und der Zustand der Gebäude, ganz besonders aber ein sehr tiefer, im Hofe befindlicher Brunnen, der von den »Brüdern« selbst gegraben ist, zeugten von der grossen Sachkenntniss und dem Fleiss der Bewohner, die alles durch ihrer eigenen Hände Arbeit geschaffen hatten. Diese katholischen Missionare werden aus der Heimath nicht sehr reichlich mit



Abb. 37. Katholische Missionsstation Bukúmbi. Im Hintergrunde die Felsgruppen Ussukúmas; im Hofe Eucalyptus.

Geldmitteln versehen und sind deshalb gezwungen, selbst tüchtig zu arbeiten und auch ihre Zöglinge dazu anzuhalten. Sie verlassen auf immer ihre Heimath, um sich hier ganz ihrem Werke zu widmen und zeichnen sich durch eine musterhafte Disziplin im Verkehr mit ihren Vorgesetzten aus. Vor den Gebäuden in der Nähe des Seeufers liegt ein grosser Gemüsegarten, in dem Kohl und Kräuter verschiedenster Art, ja sogar Weizen und Kartoffeln gezogen werden. Die Erfolge der Mission sind hier im Lande nicht gerade bedeutend; die umwohnenden Wasukúma sind indolent und stehen der Station, wenn auch durchaus freundlich, so doch ohne Interesse gegenüber. Dadurch aber, dass aus Uganda, besonders während der letzten Kriege, zahlreiche Zöglinge hierher kamen, die durch viele in der Umgegend und auf der am 30. Juni 1889 verlassenen Station bei Tabóra freigekaufte Sklavenkinder vermehrt wurden, ist die Mission Bukúmbi zu einer gewissen Bedeutung

gelangt. Hundert und mehr Kinder werden hier unterrichtet und zur Arbeit angehalten, während die Erwachsenen theils in Uganda, theils in einem nahegelegenen Dorfe angesiedelt sind.

Die Missionare und besonders der seit dem März 1890 als Nachfolger Monseigneur Livinhacs eingetretene Vikar vom Nyansa, Monseigneur Hirth, hatten gehofft, dass wir uns nach Uganda wenden und in die dortigen Verhältnisse eingreifen würden; sie waren deshalb schmerzlich enttäuscht, als der Pascha ihnen mittheilen musste, dass sein Wirkungskreis nach den neuesten Verträgen nördlich vom See nicht mehr läge. Man wünsche dort zwar sein Kommen und alle Umstände seien uns günstig, um das dortige Gebiet zu okkupiren, er müsse aber seinen Instruktionen folgen.

In Uganda war inzwischen eine Karawane der J. B. E. A. Co. unter der Führung von Mr. Jackson angelangt. Der König Mwanga aber weigerte sich auf das Entschiedenste, die von Mr. Jackson ihm angebotene englische Flagge für sein Land anzunehmen, mit der Begründung, dass weder Stanley noch Jackson Hülfe geleistet hätten, als Uganda in Noth gewesen. Die Reibereien spitzten sich infolgedessen derart zu, dass ein Bürgerkrieg auszubrechen drohte, während das Land noch von den erst kürzlich zurückgeworfenen Mohamedanern und Arabern bedroht war, die sich nach der Seite von Unyóro geflüchtet hatten; der König erklärte Dr. Peters, wenn schon das Protektorat einer europäischen Macht nicht zu umgehen sei, so wolle er die deutsche Flagge über seiner Hauptstadt hissen. Beim Gerüchte vom Herannahen unserer Expedition hatte er 25 Kanus unter dem grossen Chef Mógula (Albert) nach Bukúmbi geschickt, um zu erkunden, was die Expedition beabsichtige, und sich, falls der Pascha nach Uganda kommen wolle, ihm zur Verfügung zu stellen. Nach längeren Unterhandlungen gelang es dem Pascha, den Uganda-Häuptling zu bewegen, seine Rückkehr bis zur Reorganisation unserer Expedition zu verschieben und uns alsdann nach dem Westufer des Nyansa überzusetzen. Nachdem jedoch auch der Wortlaut des deutsch-englischen Abkommens von Seiten des Reichskommissariats eingetroffen war, musste der Pascha davon absehen, die von Dr. Peters vorgeschlagene Neutralität von Uganda aufrecht zu erhalten.

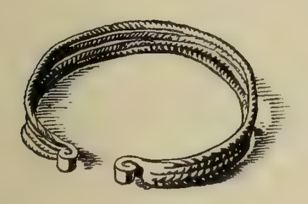


Abb. 38.
Armring von Wanyamwési oder Wassukúma.

Gleich nach unserer Ankunft am See hatten die Missionare uns mitgetheilt, dass seit Jahren eine arabische Kolonie, die einige Tage östlich von dort gelegen war, sehr starken Sklavenhandel betreibe, derart, dass sie im vorigen Jahre allein nicht weniger als 600 Sklaven nach Tabóra und der Küste gebracht hätte; es sei für die zu Handelszwecken nach dem Süden des Sees kommenden Waganda geradezu unmöglich, sich dieser Ansiedelung zu nähern, da man sie dort ihrer Weiber und Kinder beraube. Auch würden grosse Mengen von Waffen und Munition dort verkauft. Aus Furcht, dass die Waganda für diese Vorkomm-

nisse Rache nehmen und in grösserer Anzahl erscheinen könnten, hatten die Araber ihre Station von dem Orte Mágu am Seeufer etwas ins Land hinein nach Massánsa verlegt.

Um diese Verhältnisse zu regeln, schrieb der Pascha mehrfach Briefe nach Massánsa, worin er die dortigen Araber zum Kommen einlud, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. So gab er am Abend des 2. Oktober mir den Befehl, mich mit einer genügend starken Macht nach der arabischen Niederlassung zu begeben, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Etwa vorhandene Sklaven und Munition sollte ich zum Pascha bringen, und falls ich Widerstand fände, von meinen Waffen Gebrauch machen. Glücklicherweise hatte uns einige Tage vorher der Feldwebel Kühne mit 40 Soldaten, die siegreich aus dem unter Lieutenant Langheld geführten Wangóni-Gefecht zurückkamen, eingeholt, so dass ich in den Kanus der Waganda Nachts 11½ Uhr mit 39 Soldaten und 74 bewaffneten Trägern nach Bukúmbi übersetzen konnte, ohne die Expedition zu sehr zu schwächen. Am nächsten Morgen marschirte ich in ONO-Richtung durch den stark bebauten und dicht bevölkerten Distrikt Bukúmbi.

Die Dörfer, die sich fast immer an einzelne Felshügel anlehnen, sind hier mit dichten Hecken von Wolfsmilchbüschen umgeben. Auf die Felsen flüchten sich die Bewohner bei Gefahr und finden darauf sicheren Schutz, da diese Anhöhen fast uneinnehmbar sind.

Eine Zone von Buschwald trennte uns von dem Distrikt Ussukúma i. e. S.,*) der sich dem Wanderer als weite, dürre, nur durch einzelne Hügel unterbrochene Grasebene darbietet. Die Bevölkerung treibt viel Viehzucht, weniger Ackerbau. Bei jeder Hütte liegt ein kleiner Acker, der von einer Wolfsmilchhecke umgeben ist, so dass jede Ansiedelung für sich ein ganzes System von Hecken darstellt. In ganz Ussukúma gehen die Männer fast völlig nackt, nur ein zwei bis drei Hand grosses Stück Leder hängt an einem um die Hüften gelegten Riemen, und dient beim Hinsetzen nach Art eines Bergmannschurzes als Unterlage. Sonst werden nur Ringe und Halsumhänge als Schmuck getragen. Die Haare werden in zahllose Zöpfchen geflochten oder abrasirt. Als Waffen dienen kürzere Speere mit eingelassenen und durch umgelegte Haut befestigten Klingen, Pfeile, Bogen und Schilde aus Büffelhaut, die meistens nach Art der Wadjagga-Schilde oval sind, in der Mitte einen erhabenen Querkniff haben und hinten durch einen Stock gefestigt sind. Die Pfeile haben meistens dreieckige, in den Schaft fast ohne Dorn eingelassene Eisenspitzen; unter diesen ist der Schaft eingekerbt — oft in regelmässigen Strich- und Punktzeichnungen —, um dem dick aufgetragenen Gift einen Halt zu geben. Anthropologisch-linguistisch gehören die Wassukúma zu der Wanyamwési-Gruppe der »älteren« Bantu, haben aber ethnographisch manches (Nacktheit, Schild, Speer) von den »jüngeren« Bantu der Steppe angenommen.

*) Die Häuptlinge der verschiedenen Unterabtheilungen von Ussukúma waren damals: Ikíngo von Mwánsa, Uwóko von Ssíma, Ssaliúngu von Magu, Kapongo von Nássa, Fumbuka von Ussmáo und Kipíri von Ussukúma.

Nach den südlichen Distrikten, Ussmáo, sowie nach dem Ufer des Creeks sind viele Leute der Wasindja und auch einzelne Wahuma eingewandert, ebenso wie auf der Insel Ukeréwe.

Am andern Morgen marschirten wir vor Sonnenaufgang weiter und sahen bald den See vor uns ausgebreitet. Die dortige grosse Bucht wird als Speke-Golf bezeichnet. In blauer Ferne tauchten die Berge von Ukeréwe und Shashi auf. Die Landschaft Ssíma, in die wir eintraten, bildet eine grosse, sanft zum



Abb. 39. Ussukúma-Häuptling bei Bukúmbi mit seinen Frauen.

Nyánsa abfallende Grasebene ohne Baumwuchs. Hier sowie in der etwas östlich gelegenen Landschaft Magu schneiden drei fast kreisrunde Buchten in das Land ein, deren jede durch kleine vorgelagerte Felseninseln vom See abgetrennt ist.

Dicht nördlich der Strasse liegt an einer dieser Einbuchtungen in der Nähe einer Felsenerhebung die verlassene arabische Niederlassung Mágu, von der heute noch einige Limonen und Mangobäume zeugen. Weiter östlich wird die einsame Savannen-Landschaft durch einzelne hohe Fächerpalmen (Borassus) belebt.

Nachdem wir das trockene Bett des Dēke-Baches überschritten hatten, erreichten wir bald den 20 bis 25 Meter breiten und ungefähr 4 Meter tief eingeschnittenen Ssímyu-Fluss, der zur Zeit so wenig Wasser führte, dass wir ihn völlig trockenen Fusses auf einer Sandbank passiren konnten.

Um auf alles vorbereitet zu sein, liess ich schon gleich hier das Geschütz montiren und die Gewehre laden. Beim Vormarsch auf dem andern Flussufer jedoch, wo der Boden aus hartgetrocknetem, rissigen Schlamm bestand, konnten wir die Kanone nicht vorwärts bringen; ich musste sie tragen lassen, was manche Verzögerung verursachte. Endlich trat uns inmitten eines lichten Akazienwaldes die auf einem sanften Hügel gelegene Araberansiedelung entgegen.

Man hatte uns nicht sobald von dem Dorfe aus bemerkt, als dort schon feindliche Demonstrationen begannen, so dass ich mich gezwungen sah, meine Leute an einer leidlich gedeckten Stelle kampfbereit aufzustellen. An der Umzäunung des Dorfes tanzten Neger mit Lanzen umher und einige weissgekleidete Leute schwenkten ihre Gewehre, während aus der hinteren Seite des Dorfes Männer, Frauen und Kinder mit Bündeln davonliefen. Von diesen Flüchtigen wurden auf unsere Abtheilung mehrere Schüsse abgegeben, die jedoch zu hoch gingen und uns keinen Schaden zufügten. Nun glaubte ich nicht länger zögern zu dürfen, das Dorf mit Gewalt zu nehmen. Nachdem ich von dem mich begleitenden Feldwebel Hoffmann eine Granate in's Dorf hatte schiessen lassen, beauftragte ich den ssudanesischen Unteroffizier Tshausch Ali, die rechte Ecke des Dorfes mit einigen Leuten zu erstürmen, während ich selbst mit Hoffmann und dem Rest der Soldaten und den Trägern auf die gerade vor uns liegende Dorflisière einstürmte. Nach kurzem Widerstand hatten wir das Dorf genommen, wobei nur einer unserer Träger einen Schuss ins Gesäss erhielt. An der Thüre eines Hauses wurden zwei gelbe Beludschen mit geladenen und gespannten Gewehren, sowie nicht weniger als 27 Sklaven gefangen genommen, alles Weiber und Kinder. Ich übergab diese einem Kommando von Sulusoldaten und schärfte deren Unteroffizier Tshausch Parker ein, dass die Bewachungsmannschaft bei jedem Fluchtversuch zu feuern hätte. Mittlerweile war uns das Geschütz nachgekommen, das wir auf einen Platz im Dorfe postirten, von dem aus die Hauptwege bestrichen werden konnten. Auf meinen Befehl zerstreuten sich die Soldaten und Träger durch das Dorf, um in allen Häusern auf verborgene Sklaven zu fahnden. Ueberall lagen eiserne Handschellen und hölzerne Sklavengabeln, sowie Halsketten umher, die auf einen sehr intensiv betriebenen Sklavenhandel schliessen liessen. Nach den vom Pascha erhaltenen Instruktionen gab ich unter diesen Umständen Befehl, sämmtliches vorhandene Eigenthum der Bewohner auf einen grossen Platz zu schaffen, damit ich es in unser Lager bringen und dem Pascha die Verfügung darüber anheimstellen konnte. Um die bei den Eingeborenen-Soldaten unausbleiblichen Ausschreitungen nach Möglichkeit zu verhindern, und auch besonders um darauf zu achten, dass meine Leute nicht im Uebermasse den vorgefundenen Biertöpfen zusprachen, eilte ich, von wenigen Soldaten begleitet, im Orte hin und her, zerschlug die Biertöpfe, wo ich sie fand, und wies die Leute an, gefundene Sachen nach dem Platz beim Geschütz zu bringen. Während ich noch so beschäftigt war, ertönte plötzlich der Knall von Schüssen, und bald darauf kam der Feldwebel Hoffmann mit Parker

an, um mir zu melden, dass die gefangenen zwei Beludschen, zu denen noch ein dritter, durch die umherstreifenden Ssudanesen dingfest gemachter Mann gekommen war, gemeinsam aufgesprungen seien und einen Fluchtversuch gemacht hätten, so dass die Sulus, um ihr Entkommen zu verhindern, zum Feuern gezwungen gewesen seien. Alle drei Gefangene waren unter den Schüssen der Soldaten gefallen.

Vor Dunkelwerden liess ich Appell blasen und von unseren Leuten sämmtliche vorgefundene Sachen auf einen freien Platz ausserhalb des Dorfes schaffen, wo ich ein Lager hatte aufschlagen lassen.

Um 10 Uhr Abends erst fand ich an diesem anstrengenden Tage einen ruhigen Angenblick. Den Soldaten wurde befohlen, in der Nacht das Dorf nicht zu besuchen, weil ich auf diese Weise Diebstähle ihrerseits verhindern wollte. Die Ssudanese naber, die sich stets durch Diebereien auszeichneten, kehrten trotz des Verbots und der aufgestellten Posten des Nachts in das Dorf zurück und stahlen grosse Mengen von Stoffen, wofür sie selbstverständlich am andern Morgen gebührend bestraft wurden. Um das im Dorfe vorhandene Vieh hatten wir uns vor der Hand noch nicht kümmern können; es wurde von den Eingeborenen des Landes gestohlen, da wir nicht die Zeit gefunden hatten, es von der Weide herein zu treiben. Zwei weitere Tage vergingen damit, den Rest der Sachen in's Lager zu schaffen, alles in Lasten zu verpacken und unter den Eingeborenen Träger zu engagiren, die sich in grossen Mengen im Lager einstellten, uns als Befreier von der Bedrückung der Araber begrüssten und uns ihre Dienste anboten. Von den zahlreichen Sklaven der Araber von denen uns wie bereits gesagt 27 gleich beim Stürmen des Dorfes in die Hände gefallen, zeigten viele Spuren von Misshandlung und Fesseln. Sechszehn andere kamen noch im Laufe unseres hiesigen Aufenthalts in unser Lager, um unseren Schutz zu erbitten. Sie erzählten, dass sie von ihren Besitzern in den Wald geschleppt worden seien und hier die erste Gelegenheit zum Entlaufen ergriffen hätten. Alle wurden mit reichlicher Nahrung und Kleidung versehen und, so gut es ging, untergebracht. Allmählich konnte ich auch eine Uebersicht über das erbeutete Eigenthum der Sklavenhändler gewinnen. Es waren ausser vielen anderen Dingen nicht weniger als 130 Elfenbeinzähne, 80 Lasten Stoffe, 12 Lasten Perlen und Zündhütchen, 87 Gewehre, 2 Revolver und etwa 550 Pfund Pulver.

Das Dorf der Sklavenhändler bestand aus einem ganzen Komplex von ziemlich neuen Hütten, die aus lehmgedichtetem Fachwerk und Giebeldach nach Sansibar-Art erbaut und mit je einem Strohzaun umgeben waren. Angeblich sollen sechs Araber und Beludschen und etwa 30 bis 40 Küstenleute hier ansässig gewesen sein. Ihr Haupt, Ssaid-bin-Ssef, genannt Kipánda, war vor einiger Zeit nach Südosten abmarschirt, so dass es mir nicht möglich war, seine Verfolgung aufzunehmen. Nach den Aussagen der von uns befreiten Sklaven soll die Zahl ihrer Genossen — meist Waganda — sehr beträchtlich gewesen, aber die meisten bei unserer Annäherung von ihren Herren fortgebracht worden sein.

Nach zweitägigem Aufenthalt konnte ich den Rückmarsch mit 265 Trägern antreten und erreichte bald in kleinen Märschen Bukúmbi, wo wir auf Befehl des Paschas alle konfiszirten Sachen in einem Magazin der Mission deponirten. Die 43 befreiten Sklaven (31 Weiber, 7 Knaben und fünf kleine Kinder) wurden der französischen Mission überwiesen, mit Ausnahme von 3 bis 4 Frauen, die aus Nkóle und Karágwe stammten und von uns selbst ihren Angehörigen zurückgebracht werden sollten. Die letzten Tage des Aufenthaltes in Bussíssi gingen mit Reisevorbereitungen hin.*)

Mit der weiteren Thätigkeit unserer Expedition befand sich der Pascha nun in einem argen Dilemma. Vom Herrn Reichskommissar war ihm zunächst mündlich der Wunsch ausgesprochen worden, dass er hier am Südende des Nyansa einen festen Posten bauen solle, der dem Dampfer als Stützpunkt dienen könnte, dass er aber dabei vollständig im Einklang mit Mr. Stokes zu handeln hätte. Ferner war ihm in einem Erlass des stellvertretenden Reichskommissars Dr. Schmidt vom 7. September 1890 die Anlage von Stationen in Tabóra und Ujíji empfohlen, ein Wunsch, dem der Pascha, wie früher erwähnt, in Anbetracht der dringlichen Schreiben der Missionare leider nicht hatte nachkommen können. So musste er seine Arbeit auf den Nyansa beschränken. Die Abmachungen des Reichskommissars mit Mr. Stokes waren dem Pascha nicht bekannt gegeben; es war ihm nur im Anfang geschrieben worden, dass man beabsichtigte, Stokes für die deutschen Interessen zu gewinnen und ihn zu veranlassen, eine grosse Zahl von Trägern zur Heraufschaffung des Dampfers zu stellen. Privatim hatte er weiter erfahren, dass Stokes resp. Herr Sigl mit ihrer Expedition Tabóra besetzen sollten. Von Mr. Stokes selbst erhielt er bald darauf einen offiziellen Brief, demzufolge die Ordnung der Angelegenheiten in ganz Unyamwési bis einschliesslich zum Südufer des Nyansa seiner Expedition als Aufgabe gestellt sei, dass er sich deshalb das Südende des Sees vorbehalten müsse und dem Pascha nur empfehlen könne, sich nach dem Westufer zu wenden, ein Vorschlag, der auch mit den seit langer Zeit vom Pascha gehegten Absichten übereinstimmte.

*) Während meiner Abwesenheit waren vier Beludschen und Araber von Massansa in Bukúmbi erschienen. Dort nahmen die katholischen Missionare ihnen ihre Waffen ab und brachten sie als Gefangene zum Pascha nach Bussissi. Dieser wollte sie, wie er in einem amtlichen Bericht vom 11. Oktober 1890 erwähnte, Mr. Stokes zur Weiterbeförderung an die Küste übergeben, damit dort über sie entschieden werden sollte. Da jedoch Mr. Stokes noch nicht anwesend war, so beabsichtigte der Pascha, wie er mir sagte, sie zunächst bei den Missionaren in Bukúmbi unterzubringen. Er sandte, als ich ihn nach Bukúmbi begleitet hatte, einen Befehl an Sergeant Kühne, die Leute in eine mit Waganda bemannte Barke zu bringen, die sie über den Seearm nach dem anderen Ufer übersetzen sollte. Unterwegs wurden jedoch die Araber von den katholischen Waganda, die ihre Feinde sind, sämmtlich ermordet, wie Sergeant Kühne selbst gesehen hat. Der Pascha muss offenbar im Trubel der Abfahrt vergessen haben, hierüber zu berichten. Mir scheint es immerhin etwas gewagt gewesen zu sein, diese Gefangenen ihren schlimmsten Feinden zur Beförderung, sei es auch nur auf eine kurze Strecke, zu übergeben. Aber durch das grenzenlose Vertrauen, das der Pascha in alle Menschen setzte, ist dieses Unglück wohl zu erklären.



Abfahrt des Paschas von Bukúmbi (Süd-Victoria-Nyansa).

Im Uebrigen beklagte sich Mr. Stokes mehrfach in seinen Briefen darüber, dass unsereTräger auf dem Marsche sich hier und da Uebergriffe erlaubt hätten; in ähnlichem Sinne schrieb er auch an den Herrn Reichskommissar und behauptete, dass der Pascha ihm das Arbeiten erschwere. Bei seiner Anwesenheit in Bukoba (vgl. das folgende Kapitel) erklärte Mr. Stokes nach gegenseitiger Aussprache dem Pascha diese Berichte für übereilt und versprach ihm, Alles zu widerrufen. Zeuge dieser Scene war Lieutenant Langheld am 28. Januar 1891.

So wurde der Gedanke, am Südende des Sees eine Station zu bauen, aufgegeben, wenn es auch dem Pascha keinen Augenblick zweifelhaft war, dass ein Posten hier bei Mwánsa dringend nöthig sei; auch betonte er mehrfach in seinen dienstlichen Berichten, es müsse durch diese Station der Häuptling des Landes Usindja, Namens Rwóma, in Schranken gehalten, und die kleinen Chefs vor den Uebergriffen der Händler geschützt werden. Eine fernere Aufgabe sei die Aufrechterhaltung der Verbindung mit der Küste, sowie die Expedirung und der Empfang der Posten. Vor der Hand aber sprach alles für das Westufer des Sees.

Durch den deutsch-englischen Vertrag war die Grenze mit dem ersten Grad südlicher Breite gezogen, und es galt nun, diese den Eingeborenen sofort ad oculos zu demonstriren. Seit Jahren hatten die Waganda Expeditionen zu Boot an alle Punkte der Seeküste und zu Land bis ins Gebiet Usindja und Urúndi ausgesandt und Vieh und Sklaven weggetrieben. Die zahlreichen Inseln des Sees waren in Folge dieser Raubzüge völlig verödet und zeigten jetzt weder Menschen, noch Kulturen. Um diesem Treiben zu steuern, war vor allem dicht an unserer Nordgrenze ein befestigter Posten nothwendig, der den Waganda das Räuberhandwerk gründlich legen sollte. Am geeignetsten hierfür musste der Punkt erscheinen, den die Boote auf ihren Fahrten unter allen Umständen berühren mussten, wenn sie zunächst die Küste von Norden aus entlang fuhren, um dann ihren Weg, von Insel zu Insel steuernd, weiter fortzusetzen. Nach den verschiedenen Reisebeschreibungen von Stanley, Mackay und Wilson und auf Grund einer Besprechung mit Dr. Peters schien der Ort Bukóba am meisten allen Anforderungen zu entsprechen, zumal hier freundlich gesinnte Eingeborene und reichliche Nahrungsmittel zu erwarten waren.

Noch ein anderer wichtiger Faktor bewog den Pascha, sich an das Westufer des Sees zu wenden. Es war schon in nächster Zeit zu erwarten, dass die Engländer auf jede Weise versuchen würden, den Handel in ihr Gebiet abzulenken. Von Alters her waren die Gegenden nördlich des Sees von Händlern aus Tabora besucht und ausgebeutet worden, die in Karágwe ihre Etappenstation hatten. Diesen möglichst nahe unserer Grenze durch Errichtung eines festen Punktes Schutz zu gewähren, war unsere nächste Pflicht, damit sie von hier aus ihren Handel in Sicherheit betreiben konnten. Das im Innern des Landes gelegene Kafúro in Karágwe war zunächst weniger empfehlenswerth zu diesem Zwecke, da ihm der Vortheil der Seeverbindung fehlte. So sprach auch



Abb. 40. Mssukúma-Mann mit Bananentraube.

aus handelspolitischen Gründen alles für einen Punkt an der Küste nahe unserer Nordgrenze.*)

Lieutenant Langheld hatte von Ussóngo aus geschrieben, dass er in den nächsten Tagen kommen werde, sobald er sich die nöthigen Träger von Mtinginya verschafft hätte. Da indessen ein längeres Warten, nachdem der Pascha einmal den Entschluss gefasst, sich nach Bukóba zu wenden, nicht räthlich schien und Lieutenant Langheld mit dem in nächster Zeit erwarteten Boote von Mr. Stokes ihm alsbald nachfolgen konnte, so beschloss er, ohne Verzug abzureisen. Natürlich war es nicht möglich, in den vorhandenen 25 Uganda-Kanus die ganze Expedition überzusetzen; so wurde abgemacht, dass der Pascha in diesen voranfahren und alles in Bukóba vorbereiten solle, während er mir den Befehl gab, zusammen mit dem Feldwebel Kühne den Landweg um die Südwestecke des Sees einzuschlagen und ihn einzuholen. Feldwebel Hoffmann

*) Diese Entschlüsse, die von Major von Wissmann später ebenso wie das Einrücken des Paschas in Tabóra nicht gebilligt wurden, sind später (März 1891) von den Zeitungen zu einem Konflikt zwischen dem Reichskommissar und Emin aufgebauscht worden. Es handelte sich jedoch um rein dienstliche Erwägungen; die persönlichen Beziehungen sind niemals im mindesten getrübt worden. Wenn damals amtlich ernstere Bedenken gegen die Thätigkeit des Paschas vorgelegen hätten, so würde man ihn wohl kaum bald darauf aufgefordert haben, die Stellung eines Reichskommissars zu übernehmen, eine Aufforderung, die den Pascha unglückseliger Weise niemals erreicht hat.

sollte noch eine Zeit lang in Bukúmbi bleiben, um die Lasten der Expedition, die ich nicht mitnehmen konnte, zu beaufsichtigen und das im Boot von Mr. Stokes zu erwartende, den Sklavenhändlern von Massánsa gehörige Elfenbein mit Beschlag zu belegen, ein Befehl, den er auch einige Tage nach unserer Abreise ausführte. *)

Am 18. Oktober setzte der Pascha mit 19 Soldaten, dem Aufseher Ulédi und drei Trägern nach dem anderen Ende des Seearmes über, um am nächsten Morgen von dort abzufahren und die Westküste des Sees zu erreichen, während ich selbst mich mit dem Rest der Expedition, 43 Soldaten, den Handwerkern und 126 Trägern, auf den Weg machte, um durch die Landschaft Usindja die Südwestbucht des Sees zu umgehen und dann mit dem Pascha in Bukóba wieder zusammenzutreffen. Obgleich der Häuptling Rwóma von der Landschaft Usindja uns einige Rinder als Geschenk übersandt und sich ziemlich freundlich erwiesen hatte, schien es dem Pascha doch nicht wünschenswerth, bei dem wankelmüthigen Charakter dieses Mannes ein Freundschaftsbündniss mit ihm zu schliessen, dagegen wurden mit seinem Sohn Ruotákwa gute Beziehungen hergestellt, der sich auch bereit erklärte, sich mir bis Bukóba mit 18 Trägern anzuschliessen.

In der letzten Nacht meiner Anwesenheit in Bussisi fielen plötzlich mehrere Schüsse, Kugeln pfiffen dicht über unser Lager weg und schlugen auf die nahen Felsen. Sofort ausgeschickte Patrouillen konstatirten, dass ein betrunkener Ssudanese sich diesen üblen Scherz gemacht hatte, über dessen Zwecklosigkeit nachzudenken er, 24 Stunden in Eisen gelegt, genügend Zeit fand.

---

*) Nach seiner Ankunft in Bukúmbi sandte Lieutenant Langheld das gesammte Elfenbein mit einer Ussukúma-Karawane zur Küste; mit dem Ertrage von etwa 80000 Rupees wurden zunächst die indischen Gläubiger der Sklavenhändler bezahlt und der Rest der Expedition gutgeschrieben.

VIII. KAPITEL.

Landmarsch um den Emin Pascha-Golf des Nyansa und erster Aufenthalt in Bukóba.

Am 20. Oktober marschirte ich von Bussissi ab, zunächst eine kurze Strecke unserer alten Route folgend. Eine Stunde vom Lager entfernt, erwartete uns der Häuptling Rwóma, der als Tyrann von seinen Unterthanen ausserordentlich gefürchtet wird. Wo er eine Viehheerde erblickt, stiehlt er sie, und oft tödtet er in der Trunkenheit seine Leute. Damals hatte er gerade, wie er sagte, aus Trauer um seinen 1889 verstorbenen Sohn Ruikáma, in seinem Lande den Anbau von Sorghum für 3 Jahre verboten, so dass man auf Bananen, Bohnen und Bataten angewiesen war. Später verlängerte er dies »Gesetz« sogar auf die Dauer von 6 Jahren. Rwóma ist der südlichste der grossen Wahúma-Chefs von der Familie der Ruhínda, von denen weiter unten noch die Rede sein soll. Schon hier in Usindja*) weist die herrschende Klasse der Einwohner regelmässige, schmale Gesichtszüge mit langen schmalen Nasen auf und hat der bei ihrer Einwanderung vorgefundenen Urbevölkerung ihre Sprache aufgedrängt, die von Unyóro bis hierher nur leichte dialektische Verschiedenheiten zeigt. Rwóma, eine lange hagere Gestalt, ist der echte Typus eines solchen Mhúma. Kleidung, Bewaffnung und Wohnung weichen bedeutend von denen der bisher durchzogenen Gegenden ab. Ein an zwei Zipfeln zusammengeknotetes Tuch oder Fell wird über die Schulter gehängt, bei den Untergebenen tritt vielfach noch der Lendenschurz an dessen Stelle; die Lanzenspitzen sind sauber mit einer Blutrinne gearbeitet, Bogen und Pfeile fehlen daneben nicht. Die Hütten haben keine Seitenwände, sondern nur ein bienenkorbartiges, bis an die Erde reichendes Grasdach.**)

Am nächsten Tage verliessen wir den Creek des Nyansa, um in südwestlicher Richtung durch einen Akazienwald auf das kleine Dorf Ngóma zu mar-

*) Das Land heisst Usindja, wird aber von den Wassukúma oft als Mwéri oder Moëri bezeichnet.

**) Die Gebiete von Usindja und am Süd-West-Creek des Nyansa sind von Pater Schynse (Letzte Reisen, Köln 1892) ausführlich dargestellt, so dass ich über vieles Erwähnenswerthe hinweggehen kann. Ebenso hat Stanley (Dunkelstes Afrika II. Bd.) die fraglichen Gegenden berührt und diese grosse Bucht des Nyansa entdeckt.

schiren, in dem sich zahlreiche Schmiede angesiedelt haben. Diese scheinen einem eigenen Stamm (Walóngo) anzugehören und in Usindja verstreut, ganz besonders in der Landschaft Ngúlula, ihr Handwerk zu betreiben. Ausserhalb des eigentlichen Dorfes befindet sich eine Reihe von grossen halboffenen Grashütten, unter denen in einer Grube die Gewinnung des Eisens vorgenommen wird. Man mischt den zerklopften Eisenstein (eisenschüssige Conglomerate, Raseneisenstein oder Rotheisenstein) mit Holzkohle. Die Letztere gewinnt man in sehr roher Weise durch Anbrennen des Holzes in offenem Feuer und rasches Abkühlen durch aufgeworfene Erde. Nun legt man drei bis fünf trompetenartig erweiterte Thonröhren horizontal und radiär verlaufend auf den Boden eines Heerdes, den man durch Glätten einer Stelle hergestellt und durch drei grosse Klumpen Lehm eines Termitenhügels nach aussen abgegrenzt hat, und schüttet die Eisenmasse in die Mitte dieser Esse. Die Kohle der Masse wird mit Holzbränden angezündet und durch die Thonröhren Luft mit dem gewöhnlichen Blasebalg der Neger lange Zeit hindurch zugeführt, bis das Eisen reducirt und geschmolzen ist. Die erwähnten Blasebälge bestehen aus einem grossen hölzernen Doppellöffel, dessen Stiel ausgehöhlt ist (Abb. 41.) Die beiden etwa 30 bis 40 Centimeter langen und ziemlich tiefen Mulden dieses Löffels sind mit einer nicht straff gezogenen, weichen Ziegenhaut bespannt, in deren Mitte ein Stab als Stempel eingebunden ist. Durch abwechselndes Auf- und Niederpumpen der beiden Stempel wird die Luft unter dem Ziegenfelle gefangen und in fortwährendem Strome durch den hohlen Stiel und weiter durch die Thontrompeten dem Feuer zugeführt. Die Hantirung dieses Blasebalgs ist Sache der kleineren Jungen, während die Männer das Eisen beaufsichtigen und umschüren, bis es schliesslich zu einem schwammigen porösen Klumpen wird, in dem zahlreiche Brocken von Holzkohle eingelagert sind. Von dem abgekühlten, so gewonnenen Material werden einzelne Partien abgesprengt, durch Glühen und Hämmern auf einem Ambos aus Granit mit Hämmern, die aus gleichem Material oder aus einem stiellosen Eisenstück bestehen, zu einer kompakten Masse umgeformt und daraus hauptsächlich Schaufeln hergestellt, die einen sehr wichtigen Handelsartikel bilden. Die aus dem Innern zurückkehrenden Karawanen versehen sich mit diesen herzförmigen, gestielten Eisenhacken (Abb. 42), um damit den Einkauf von Lebensmitteln und die Entrichtung des Wegegeldes zu bestreiten. Die Karawanen kommen von weit her, um diese Waare hier zu erstehen.

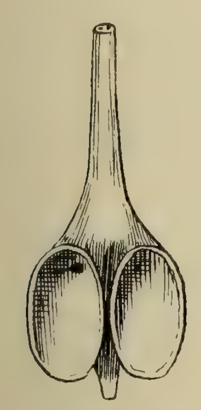


Abb. 41.
Blasebalg, von den Hauttrichtern befreit.

Eine fernere wichtige Industrie der Landschaft Usindja, die aber gerade hier in Ngóma nicht geübt wird, ist das Ausziehen von ganz feinem Eisen- und Messingdraht, der zur Herstellung der zahllosen Ringe dient, wie sie von Männern und Frauen um die Fussgelenke getragen werden. Um ein dünnes, ringförmiges

Bündel von Kuhschwanz- oder Antilopenhaaren wird der äusserst feine Draht spiralförmig herumgewickelt, so dass die Unterlage völlig verdeckt wird. Auf die Herstellung des Drahtes wird noch zurückzukommen sein. (Kap. 29.) Ein Meisterstück der Schmiede ist die Herstellung der feinen Eisenröhre, die als Mundstück der Pfeifen (Abb. 44) dient.

Von Ngoma aus gelangten wir in südwestlicher Richtung, abwechselnd durch grünen Akazienwald und Grasebenen, nach der seit einiger Zeit verlassenen französischen Missionsstation Usambíro. Es ist noch eine Kirche mit ausgebranntem Dach nebst einigen aus Flechtwerk mit Lehmbewurf hergestellten Wohnhäusern vorhanden; das Ganze wird von einer doppelten Pallisadenreihe umgeben, in deren Zwischenraum sich die Hütten der Neger befinden.

Von hier aus ging der Weg durch grünen Myómbowald an einer ganzen Reihe von Ansiedelungen vorüber, die durch den Häuptling Kilimíra zerstört sind. Die Wege waren verwachsen, so dass der Führer in der veränderten Gegend nicht mehr Bescheid wusste, uns quer durch den Wald führte und endlich erklärte, dass er nicht weiter wisse.

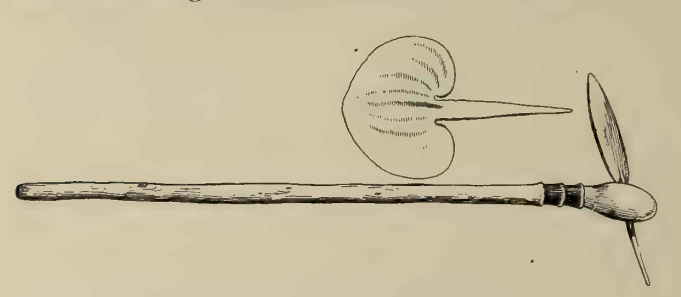


Abb. 42. Hacke aus Unyamwési oder Usindja, mit verziertem Stiel.

Da stand ich nun mitten im Walde, ohne Wasser, nach einem langen, anstrengenden Marsche, und sollte für 300 Menschen sorgen, die mir anvertraut waren. Ich musste mich entschliessen, zu halten und zunächst einige Patrouillen zur Aufsuchung des verlorenen Weges oder eines Wasserplatzes ausschicken. Zum Glück erschien noch rechtzeitig Ruotákwa, ein Unterchef von Rwóma, der sich mir mit 18 Trägern angeschlossen hatte, und führte uns nach einem nahen, im Walde gelegenen Tümpel. Um dieselbe Zeit verfinsterte sich die Luft, eine dicke schwarze Wolke zog sich über uns zusammen, so dass ich zuerst auf einen nahen Waldbrand schloss. Bei näherem Zusehen stellte es sich aber heraus, dass diese Wolke aus nichts Anderem als Milliarden von Heuschrecken bestand, die in der kurzen Zeit, während der sie unser Lager passirten, die Luft vollkommen verfinsterten. Zahllose Raubvögel folgten dem Schwarm und stiessen fortwährend in ihn hinein, um sich mit Nahrung zu versehen.

Am folgenden Tage erreichten wir nach kurzem Marsche den Ort Bumpéke, der mit einem starken doppelten Pfahlzaun und dahinter befindlichen Graben befestigt ist. Weit und breit hatten wir auf unserem Marsch die Dörfer durch Horden des mit den Wangoni verbündeten Häuptlings Kilimíra zerstört gefunden, der zwei bis drei Stunden südlich von hier in seinem Dorfe Idabura (Distrikt Bukóle) ansässig war. Der mich begleitende Ruotákwa drang wieder-

holt darauf, man möge doch diesem Unwesen im Lande ein Ende machen. Er behauptete, das betreffende Dorf sei von einem doppelten Pfahlzaun umgeben und von etwa 200 Menschen mit 50 bis 60 Gewehren bewohnt. Diese bebauten keine Felder, sondern ernährten sich nur vom Raube, sie unternähmen weite Züge in die Umgegend, schleppten überall Korn und Vieh hinweg und machten Weiber und Kinder zu Sklaven. Nach einigem Zögern beschloss ich, wenn irgend möglich, den Häuptling ins Lager zu citiren, um ihn zu einem Freundschaftsbund mit Ruotákwa zu veranlassen. Ich sandte deshalb am 24. Oktober,



Abb. 43. Dorf Ngóma in dem trockenen Theil von Usindja.
In einem Pfahlzaun gelegen; keine Bananen. Vorne zwei Zauberhütten, in der Mitte Bündel mit Getreide.
(Nach einer Photographie gez. von W. Kuhnert.)

Morgens 9 Uhr, den Feldwebel Kühne nach Idabúra mit dem Befehl, den Häuptling Kilimíra aufzufordern, zu mir ins Lager zu kommen und gab ihm, um seinen Worten den nöthigen Nachdruck zu verleihen, 34 Soldaten, 6 Aufseher und 60 Träger, sowie das Geschütz mit. Ich empfahl ihm, friedlich vorzugehen und nur im Nothfall von den Waffen Gebrauch zu machen, da der Ausgang eines Gefechtes bei der geringen Anzahl von Soldaten meines Detachements nicht sichergestellt war.

Um 2 Uhr Nachmittags kehrten die ersten der mit Kühne abgesandten Träger zurück, brachten einen Todten ins Lager und erzählten, dass ernste Gefechte stattgefunden hätten. Sofort alarmirte ich meine Leute, packte einige Kisten Munition auf und war gerade im Begriff, selbst nach dem Ort des Gefechtes aufzubrechen, als Kühne siegreich zurückkehrte. Er war auf eine

starke Verschanzung gestossen und sofort von deren Insassen angegriffen worden, so dass er gezwungen gewesen war, sich in ein schweres Gefecht einzulassen.

Es sei gestattet, den Verlauf dieses Vorgangs mit Kühne's eigenen Worten wiederzugeben:

Bericht.*)

Bumpéke, den 25. Oktober 1890.

Mit meinem Detachement wurde der Vormarsch um 9 Uhr Morgens angetreten. Es folgte dem Detachement Ruotákwa mit etwa 100 Mann, ein uns befreundeter und einflussreicher Sultan. Eine Stunde marschirt, liess ich halten und machte die Gefechtseintheilung. Nach kurzer Instruktion, dass keiner ohne mein Kommando zu schiessen habe, wurde der Weitermarsch fortgesetzt. Eine Spitze vorzunehmen, fand ich nicht nöthig, da ich gute Führer im Vorgelände hatte. Im Bereich von 400 Meter an die Boma herangekommen, bemerkte ich, dass es nicht eine, sondern drei im Dreieck zu einander liegende Boma waren, welche mit einander durch Thüren und Gräben in Verbindung standen. Aus der grösseren Boma kamen etwa hundert unbewaffnete Männer dem Detachement entgegen, während andere, 300 bis 400 Mann, mit Gewehren, Speeren, Pfeil und Bogen die Boma sofort besetzten. Ich entwickelte sofort das Detachement auf die grössere Boma am weitesten rechts, um nicht in's Kreuzfeuer zu kommen; die anderen beiden Boma waren, wie zu sehen, stark besetzt. Die entgegenkommenden Leute liefen nun, da sie sahen, wie das Geschütz gerichtet wurde, in die Boma zurück. Auf 300 Meter an die Boma herangekommen, fielen aus derselben die ersten Schüsse. Die Abtheilung kniete nieder; sodann begann ich mit dem Geschütz das Feuer, auf die Thür der Befestigung gerichtet, zu eröffnen; beim dritten Schuss fiel dieselbe und zu gleicher Zeit brannte eine Hütte innerhalb der Boma. Ohne Feuer aus der Befestigung zu erhalten, ging die Abtheilung bis 200 Meter heran, kniete nieder und wurden in dieser Stellung etwa sechs Salven abgegeben. Die Wirkung derselben war eine geringe, da die Pallisaden zu vieren hintereinander standen und von ziemlicher Stärke waren. Die Abtheilung machte einen Sprung und fand, auf 80 bis 90 Meter an die Boma herangekommen, vorzügliche Deckung durch eine Terrainwelle. Kaum hatte die Abtheilung, sowie das Geschütz die Deckung erreicht, wurde aus der Boma ein fürchterliches Feuer gegen uns eröffnet. Als die Träger der Expedition, sowie die Leute von Ruotákwa dies sahen, ergriffen die meisten die Flucht.



Abb. 44. Pfeife aus Usindja, mit Mundstück aus Eisen.

*) Aus dem »Weissbuch« 10. Theil 1891, pag. 52.

Dieser Vorfall machte auf die Abtheilung einen schlechten Eindruck. Innerhalb der Boma zog sich ein mannstiefer Graben längs der Pallisaden hin. Kopf an Kopf standen die Vertheidiger in ihrer Deckung und feuerten unaufhaltsam auf meine kleine Abtheilung. Ich kommandirte Salve um Salve, das Feuer in der Boma schwieg nicht; über eine Stunde hatte ich in dieser Stellung zugebracht, ohne die Abtheilung zum Sturm aufzubekommen. Das Feuer war zu fürchterlich; Speere und Pfeile sausten zu 100 und mehr über unsere Köpfe. In meiner Wuth ergriff ich das Geschütz, stellte es 50 Schritt vor die Bomathür und begann ein mörderisches Feuer zu eröffnen. Nachdem ich 23 Granaten wohlgezielt hineingeschossen, schwieg das Feuer in der Boma. Ich übergab zweien Sulus das Geschütz, ging zur Abtheilung und kommandirte »Auf«. — Keiner erhob sich. — In diesem entscheidenden Augenblick ergriff ich die Fahne und forderte die Abtheilung auf, wer mit mir in die Boma gehen will, Ombashi Ali el Gumi, die Askari Ssurur Ssalim, Rihan Abdel Hammed, Trompeter Abdelmanan Dafala (Ssudanesen) und die Sulus Shamangese und Banyan sprangen aus der Schützenlinie mir entgegen. Als dies die Zurückbleibenden sahen, folgten sie dem Beispiel. Kaum hatten wir die Thür erreicht, begann das Feuer von Neuem; der Trompeter erhielt beim Eintritt in die Thür einen Pfeilschuss in den Kopf und musste zurück. Es begann nun in der Boma ein fürchterliches Handgemenge, die Ssudanesen wie Sulus kämpften jetzt musterhaft, wer nicht wich, wurde mit dem Bajonnet niedergemacht. Ich selbst hatte vier Leute gegenüber, welche der Revolver zum Schweigen brachte. Die Tapfersten, welche in der ersten Boma kämpften, zogen sich nach der zweiten zurück, während die Anderen das Weite suchten. Der Feind verlor in dieser Boma 103 Todte und Verwundete, darunter, von einem Granatsplitter getroffen, den Sultan Kilimíra.

Die Boma brannte, unter dem Schutze des Rauches ging es, ohne Zeit zu verlieren, an die zweite Boma. Ich ergriff eine mitgenommene Axt, zerschlug die Querverbindung oberhalb der Pallisaden; während die Soldaten die Stämme umrissen, hatten wir einen Eingang geschaffen. Jetzt erst wurden wir von innen bemerkt und es begann ein kurzes heftiges Feuergefecht um die Oeffnung; nach etwa vier Salven ging die Abtheilung mit »Hurrah« in die Boma. Die Wenigen, welche noch Stand hielten, wurden niedergemacht. Hier liess der Feind etwa 20 bis 30 Todte zurück. Das Detachement hatte zum Glück, Dank der guten, unausgesetzten Deckung, keine Verluste.

Nachdem die zweite Boma brannte, sammelte ich die Abtheilung, um zum Angriff auf die dritte Boma vorzugehen. — Das Schlimmste trat leider ein, die Soldaten hatten sich verschossen, auf jeden Mann kamen noch zwei Patronen. Die Boma musste, um die Ehre der Expedition zu retten, auf jeden Fall genommen werden. Noch harrte ich mit der Abtheilung vor den Pallisaden; da krachten auf einmal drei Schüsse unseres Geschützes. Drei Granaten schlugen wohlgezielt mitten in die Boma unter die Leute, welche singend an den Hütten standen. Eine Hütte brannte in Folge der Granatschüsse. Das Feuer griff schnell

um sich; die Abtheilung, sowie zurückgekehrte Leute vom Sultan Ruotákwa umstellten die Boma und machten die Flüchtlinge alle nieder. Hier fielen etwa 30 Mann durch Speer und Messer.

Der Sulu Ombash Makulani, welcher zur Bedeckung des Geschützes zurückblieb, hatte die Gefahr, in welcher die Abtheilung schwebte, von einem kleinen Hügel auf 200 Meter Entfernung bemerkt und die drei Granaten selbst abgefeuert, welche die glückliche Entscheidung brachten. Das Gefecht dauerte fast zwei Stunden, in dieser Zeit wurden 2000 Patronen und 26 Granaten verfeuert, gegen einen wohlverschanzten Feind von 600 bis 700 Mann. Im Ganzen verlor der Feind 163 Todte und Verwundete. Gefangen wurden 145 Weiber und Kinder, erbeutet 135 Stück Rindvieh.

Die Soldaten reichten ihrem Führer die Hände und freuten sich, so ehrenvoll und tapfer gekämpft zu haben. Angesichts dieses blutigen schweren Gefechts haben sich die Soldaten musterhaft gehalten. Nachdem die Verwundeten leicht verbunden, wurde sofort der Rückmarsch angetreten. Unterwegs kamen die Eingeborenen uns entgegen und küssten mir die Hände, um ihre Freude über die Vernichtung des Dorfes Ausdruck zu geben. Der Eindruck, welchen dieses Gefecht auf die Eingeborenen gemacht hat, ist ein ganz gewaltiger. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir unser Lager Bumpéke, wo Euer Hochwohlgeboren das Weitere veranlasst hat.

(gez.) Kühne, Sergeant.

An
den Führer der Expedition, Herrn Lieutenant
Dr. Stuhlmann.

Dies unbeabsichtigte Gefecht hätte für die Expedition höchst verhängnissvoll werden können, wenn nicht Kühnes Entschlossenheit und persönlicher Muth sowie die ausgezeichnete Disziplin der Soldaten die Entscheidung zu unseren Gunsten herbeigeführt hätte, gerade als Munitionsmangel eingetreten war. Kühne wurde für die bewiesene Tüchtigkeit später mit dem Militärehrenzeichen II. Klasse am schwarzen Bande dekorirt. Der Rest des Tages wurde durch die Sorge um die Verwundeten in Anspruch genommen, von denen zwei schwere und zehn leichte Wunden erhalten hatten. Die gefangenen Frauen und Kinder liess ich streng bewachen und gab sie am nächsten Morgen dem hiesigen, uns befreundeten Häuptling, der sie nach unserm Abmarsch in Freiheit setzen sollte, da ich keinerlei Möglichkeit sah, sie an eine der Missionen zu senden.

Der moralische Erfolg dieses Gefechtes war ganz vorzüglich; die Kunde davon verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Lande und schützte uns vor weiteren Belästigungen. Der nördlich von hier wohnhafte Häuptling Mtikísi, der Kilimíra verbrüdert war und dem eine Anzahl flüchtiger Leute die Botschaft von der Niederlage gebracht, schickte mir nach einigen Tagen eine Gesandtschaft, um seine bedingungslose Unterwerfung anzuzeigen. Ebenso machte Kühnes Erfolg einen vorzüglichen Eindruck auf die unseren Feinden verbrüderten Wangóni, die

ja ungefähr zu gleicher Zeit durch Langheld bekriegt wurden. Einige Monate später konnte der durch dies Gebiet reisende Pater Schynse die erfreuliche Beobachtung machen, dass Ruhe und Vertrauen bei der umliegenden Bevölkerung sich wieder eingestellt hatten, so dass sie ihren Acker regelmässig bebauen und das für das Land so wichtige Schmiedehandwerk wieder betreiben konnten. Lange Zeit nachher haben sich allerdings einige versprengte Anhänger Kilimíra's und allerhand unzufriedenes Gesindel an einer Stelle wieder befestigt und mussten von dem Feldwebel Hoffmann vertrieben werden.

So konnten wir befriedigt am nächsten Morgen unsern Marsch fortsetzen. Die ganze Gegend hier ist mit schönem Myómbowald bedeckt, an dessen Boden blühende Liliengewächse, sowie kleine, prachtvoll wohlriechende blühende Kräuter wachsen, deren eines genau wie unsere Kulturnelken, ein anderes wie Reineclauden duftet. Im Uebrigen bewies die Vegetation des ganzen Gebietes deutlich, dass in letzter Zeit schon einige Regen gefallen waren. Wenn auch die Landschaft hier in Usindja im Allgemeinen noch den Unyamwési - Charakter trägt, so ist sie doch durchweg fruchtbarer und wasserreicher, so dass bei intensiverer Kultur hier einige Erfolge zu erwarten sein dürften. Schon Ende September fallen die ersten Regen und dauern bis Ende Mai.



Abb. 45.
Häuptling Nkámi von Bukóme, ein Ruhínda-Jüngling.
(Nach einer Zeichnung des Verfassers von W. Kuhnert.)

In dem etwa fünf Stunden entfernten Ort Nyakamaga hielt ich einen Rasttag, um den Verwundeten Ruhe zu gewähren. Von dort ging es auf waldigen Wegen über Buyombe nach Bwánga. Hier in der Nähe waren, wie der Pascha mir erzählt hatte, bei dem Durchmarsch der Stanley'schen Expedition einige Ssudanesen des Paschas marschunfähig bei den Eingeborenen zurückgeblieben. Auf mein Fragen wurde mir mitgetheilt, dass ein Theil davon inzwischen gestorben, ein anderer Theil in etwas nördlichere Gegenden verzogen sei, wohin ich sandte, um sie zum Anschluss an meine Karawane aufzufordern. Von Bwánga führt der Weg zunächst genau nördlich an eine weite, von Hügeln eingerahmte Grassavanne, die wohl früher mit Wasser bedeckt war. Nach kurzem

Marsche erreichten wir das Südende einer langen, sehr schmalen und von Papyrus eingerahmten Bucht des Nyansa und lagerten in der Nähe des Gehöftes Amránda, um am folgenden Tage das nahe Dorf des Häuptlings der Landschaft Bukóme, Nkami,*) (Abb. 45) zu erreichen.

Bald nach unserm Abmarsch überraschte uns ein schnell aufziehendes, entsetzliches Unwetter. Aus schwarzen, tiefhängenden Wolken stürzte ein sintflutartiger Regen herunter, der von heftigen Nordoststürmen fast wagerecht über das Land hinweg gepeitscht wurde. Unaufhörlich zuckten Blitze und krachte der Donner. Zu alledem kam noch, dass eine Viertelstunde lang etwa bohnengrosse Hagelkörner in solcher Menge und Wucht herabfielen, dass die getroffene Körperseite stark schmerzte und wir uns mit aller Macht gegen Sturm und Hagel stemmen mussten, um nicht umgeweht zu werden. In kurzer Zeit bedeckte eine dicke Schicht von Eiskörnern den Boden, zum grossen Staunen unserer Sansibariten, die an der Küste solche Naturerscheinungen nicht gewohnt sind, während die Wanyamwési mir später erzählten, dass in ihrem Lande hin und wieder wohl ein solches Unwetter auftrete. Mvua ya maue, d. h. Steinregen, nannten es die Leute.

Bei dem nächsten Dorfe schon liess ich lagern, um die völlig erstarrten Leute zu schonen, die gleich mir bis auf die Haut durchnässt waren. Derartige Durchnässungen legen, wie ich auch hier erfahren sollte, fast stets den Grund zu einem heftigen Fieber, und kein Reisender sollte deshalb versäumen, sich für den Weg mit einem starken, wasserdichten Mantel zu versehen.

Mittags kam die Sonne heraus, so dass ich durch astronomische Beobachtungen feststellen konnte, dass das Südende dieser Seebucht sich bis 1° 51' s. Br. erstreckt. Sie ist hier etwa 2 bis 4 Kilometer breit, erweitert sich aber gegen Norden beträchtlich. Zahllose Inseln von Papyrusstauden bedecken das Wasser und deuten darauf hin, dass hier keine bedeutenden Tiefen zu finden sind. Das leicht wellige Westufer, an dem wir uns befanden, ist mit Buschwerk bestanden. Niedere, aus Granit bestehende Höhenzüge begleiten in einiger Entfernung das Ufer. Hinter der gegenüberliegenden Seite der Bucht ragen ziemlich bedeutende Höhen, die Sserragúru- und Lutínde-Berge empor. Mit dem Landeschef, der der Expedition einen Elfenbeinzahn als Geschenk darbrachte, schloss ich einen Freundschaftsvertrag und schenkte ihm eine deutsche Flagge. Nkámi (Abb. 45) ist ein Junge von etwa 15 Jahren und zeigt den reinen Typus der Wahúma. Sein dicht am Ufer stehendes Dorf bildet einen grossen ebenen Platz mit vielen runden Hütten und ist von einer niedern Wolfsmilchhecke umgeben. Auf den nahen Feldern am Seeufer sind Bataten, Manjok, Colocasien und einige Bananen angebaut. Nachmittags kam eine Ssudanesenfrau der Stanley'schen Expedition in Begleitung von zwei Eingeborenen zu mir und bat um Aufnahme. Sie sagte, dass am andern Ufer noch verschiedene ihrer Landsleute sich aufhielten. Ich

---

*) Auch Boga Mayánsa genannt.

beschloss daher, meinen Dolmetscher Maganga *) mit einem Kanu dorthin zu senden und trug ihm auf, mich im nächsten Lager einzuholen. Um ihn sicher zu stellen, nahm ich zwei Eingeborene des jenseitigen Ufers als Geisseln fest, die erst in Freiheit gesetzt werden sollten, sobald Magánga wohlbehalten zurückgekehrt sei. Am folgenden Tage erschienen bereits ein Ssudanesenmädchen und ein kleiner Junge in meinem Lager. Ebenso suchte mich hier die oben erwähnte Gesandtschaft des aufsässigen Häuptlings Mtikísi von Ugúlula auf. Der Häuptling hatte sich anfangs mit den Leuten von Ussúi verbinden und gegen uns wenden wollen, war aber von den Seinigen an diesem Vorhaben gehindert worden. In dem nahe gelegenen Orte Itóle, wo ich wieder einen Tag auf Magánga warten musste, erschien der Häuptling Manángwa von Bwína mit Geschenken an Elfenbein und Nahrungsmitteln um ebenfalls mit mir einen Freundschaftsvertrag zu schliessen.

Der Seerand ist hier ausserordentlich fruchtbar, mit tiefschwarzem, humusreichem Boden bedeckt. Man gräbt halbmetertiefe Furchen ins Land hinein, in die das Seewasser eindringen kann. Auf den so entstandenen Reihenbeeten blühen schlitzblättrige Bataten und Colocasien in erstaunlicher Ueppigkeit, während die Gräben hart daneben häufig mit Seerosen bedeckt sind. Etwas weiter vom Ufer entfernt tritt brauner, sandiger Boden auf, in dem das Getreide vorzüglich gedeiht. Jedes viereckige Feld wird, nach Art unserer Knicks in Holstein, von einer Euphorbienhecke umgeben, so dass in der Umgebung der einzelnen Dörfer komplizirte Irrgärten entstehen. In den runden Hütten, die durch mehrere Pfähle im Innern gestützt werden, ist neben der Thür eine Scheidewand angebracht, hinter der Kornvorräthe in Körben aufbewahrt werden. Im Hintergrund der Hütte pflegt man aus niedrigen Pfählen und darüber gelegtem Rohrgeflecht ein primitives Bettgestell zu errichten. Während die Hütten der Untergebenen, die dem Gesichtstypus nach dem grossen Wanyamwési-Stamme angehören, einfach kegelförmig sind, ist bei den Häuptlingen die Thür durch einen vorspringenden Bau überwölbt.

Die Landschaft Bukóme an der äussersten Südwestecke des Sees gehörte früher ebenso wie die umliegenden Landschaften Bwína und Kimwáni zum Lande Rwóma's, Usíndja. Infolge der Trunksucht, Unbeliebtheit und Unfähigkeit dieses Häuptlings aber haben sich die genannten Gebiete so gut wie unabhängig gemacht.**) Westlich von hier liegt das bergige Land Ussúi, das von dem im Dorfe

*) Er wurde in Bussíssi angeworben, spricht fertig Kinyamwési, Kiganda und Kinyoro und schreibt arabisch, was er in Tabóra und Ujiji gelernt hat. Als Erkennungszeichen gab ich ihm eine, zu diesem Zwecke mitgenommene, alte ägyptische Uniformsjacke des Paschas mit, damit die Ssudanesen glaubten, dass der Pascha nahe sei.

**) Die ganzen von uns durchzogenen Gegenden waren vielfach von den plündernden Horden der Waganda schwer heimgesucht. Als 1883 oder 84 der Häuptling von Ussúi sie ins Land rief, verwüsteten sie Bukome und drangen bis Urundi vor. Im Februar 1884 ward der Häuptling Kigádya gegen Rwóma durch Waganda unterstützt, wobei die Letzteren gegen 9000 Rinder forttrieben. 1887 rief Rwóma aus Rache die Waganda gegen Kigádya herbei; bei den Kämpfen fiel der Chef von Ugúlula, trotzdem er sich auf den Likolve-Berg zurückgezogen hatte. Das Süd-Creek des Sees haben die Waganda nie auf ihren Räubereien überschritten.

Mihímbo wohnhaften Häuptling Kassussúra beherrscht wird. Die sehr kriegerische Bevölkerung soll in offenen, von keinem Pfahlzaun umgebenen Dörfern wohnen und viel Bananenbau betreiben. Hier in Itóle wussten die Leute schon einiges über das westlich von Karágwe gelegene Ruánda zu erzählen, das sich weit bis zu den Wakondjo erstrecken soll. Sie sagten, dass Ruánda fast ganz mit Gras bewachsen sei, dass in der Nähe des Mfúmbiro-Berges viel Elephanten zu finden seien und dass aus dem Berge manchmal Rauch hervorkomme. Elephanten sollen angeblich in Kimwáni und am Urígi-See sehr selten erscheinen, etwas häufiger am Kágera-Fluss und im südlichen Uha.

Da in Itóle für meine zahlreiche Karawane nicht genügend Lebensmittel vorhanden waren, so marschirte ich nach dem nahen Nyemirémbe, wo die Seebucht, die ich als Emin Pascha-Golf bezeichne, sich erheblich verbreitert. Das Land ist hier mit niedrigem, zwei bis drei Meter hohen Akazienbuschwerk und verstreuten, vier bis fünf Meter hohen Bäumen bestanden, der Boden überall mit Gras bedeckt. Abends erschien Maganga, der etwas weiter ins Land hinein hatte marschiren müssen und sich im übrigen seiner Aufgabe mit vielem Geschick entledigt hatte. Im Ganzen waren nun sieben Ssudanesen zu uns gestossen, um sich der Karawane anzuschliessen, 2 Männer, 2 Frauen, 2 Knaben und 1 Mädchen.

Während des Marsches nach dem Orte Nyamagótso kehrten zwei Sswahíli-Soldaten ohne meine Erlaubniss nach dem Lager zurück, um einen flüchtigen grauen Esel einzufangen. Da sie nicht wiederkamen, sandte ich am nächsten Tage eine starke Patrouille aus Soldaten, Aufsehern und Eingeborenen nach dem verlassenen Lager zurück, die unter fortwährenden Signalschüssen die Leute aufzufinden bemüht waren. Obschon sie jedoch bis ins Lager selbst zurückkehrten, fanden sie von den beiden Soldaten nicht die geringste Spur mehr, sodass ich annehmen musste, diese seien desertirt und mit einigen Leuten Ruotákwas nach Bukúmbi entwichen.*)

Gleich hinter Nyamagótso mussten wir einen etwa 250 bis 300 Meter hohen Plateaurand ersteigen, der theils aus marmorartig aussehenden und in Quadern zerfallenen Quarziten von weisser und rother Farbe, theils aus Glimmerschiefer besteht. Dieser Punkt bildet somit eine wichtige geologische Scheide zwischen den Granit führenden Ebenen von Usindja und Unyamwési und dem welligen Plateau der Landschaften, die westlich vom Nyansa bis über den Albert-Eduard-See hinaus sich erstrecken. Auch für Flora und Fauna ist hier das Grenzgebiet: Auf dem Plateau weites Grasland, in dem nur vereinzelte Gebüsche

---

*) Aus späteren Erkundigungen ging hervor, dass sie während der Dunkelheit den Weg verloren hatten und herumstreifenden Leuten des Häuptlings Kadjúma in die Hände gefallen waren, der ihnen die Gewehre abnahm und sie auf einer Insel internirte, bis sie ihre Flucht bewerkstelligen konnten. Sie erreichten dann Ruotákwas Land, wo Pater Schynse sie am 28. Januar v. J. auffand und auf seinem Marsch nach Bukóba zu Lieutenant Langheld brachte, der später auch die gestohlenen Gewehre mit einem Tribut von Kadjúma zurück erhielt.

von Erythrina, Ficus und Dracaena auftauchen, in dem niederen Gebiet Myómbobäume und Buschwald. Die grossen Antilopen, Giraffen und Löwen gehen nicht auf das Plateau.

Oben angelangt, sieht der Beschauer eine weite, wellig nach N. W. allmählig ansteigende Hochlandschaft vor sich, deren Falten von S. W. nach N. O. streichen. Auf dem mit etwa spannen- bis knieehohem Gras bedeckten Boden stehen da und dort niedrige Büsche von pappelartigem Aussehen. In leichten Thalsenkungen liegen die Hütten der Eingeborenen verstreut, meist von grossen Bananenhainen umgeben (Abb. 46), dazwischen Felder von Bataten (mit geschlitzten und runden Blättern), Erdnüssen und Manjok, dessen Knollen hier eine Länge von 1/2 m und eine Dicke von 10 cm erreichen. Vereinzelt finden sich auch Gruppen von Laubbäumen, unter denen einzelne verästelte Drachenbäume (Dracaena) auffallen. Wir befanden uns hier im Lande Kimwáni (Kyimoāni), dessen zahlreiche Bevölkerung von dem Häuptling Kadjúmá beherrscht wird. In der Nähe seines Hauptdorfes liess ich das Lager im Schatten einer solchen Waldparzelle aufschlagen, in der eine klare Quelle entsprang. Ein leichtes Fieber, das mich schon unterwegs befallen hatte, nahm gegen Abend heftig zu.

Kadjúma war vor meiner Ankunft geflohen, angeblich aus Furcht vor Ruotákwa, dem er vor Jahren einmal einen Verwandten getödtet hatte. Auch an den beiden folgenden Tagen, die ich dort zu verweilen gezwungen war, waren alle Bemühungen, den Häuptling herbeizuholen, vergeblich, trotzdem ich einen seiner Unterchefs mit einer deutschen Flagge zu ihm sandte. Gleichzeitig erklärte mir Ruotákwa, seine Einflusssphäre sei hier zu Ende, und er könne mich nicht weiter begleiten; ebenso würden seine Leute, die mir bis jetzt Trägerdienste geleistet hatten, von hier aus zurückkehren. Ich unterliess es, Gewaltmassregeln gegen ihn anzuwenden, behandelte ihn aber absichtlich unwirsch und schlug ihm seine Bitte um eine deutsche Flagge rundweg ab. Infolge dessen kehrten zwar seine Leute um, er selbst aber fand sich veranlasst, mir noch weiter zu folgen. Im übrigen erklärten sich die Eingeborenen der Gegend bereit, mir 24 Träger zu stellen, auf die ich jedoch zwei Tage warten musste.

Auf dem Weitermarsch, der uns thalwärts führte, stiessen wir auf einen breiten Papyrus-Sumpf, dessen Ueberschreiten der vielen mitgeführten Rinder wegen grosse Schwierigkeiten machte und mehrere Stunden in Anspruch nahm. Durch stinkige, braune Moräste windet sich der Pfad zwischen den 2 bis 6 Meter hohen dicken Papyrus-Stengeln hin, der obendrein durch ein Gewirre von Wurzelstöcken und übergebogenen Stengeln auf das Aeusserste ungangbar gemacht wird. Die Ochsen verwickelten sich alle Augenblicke in dem Wurzelgewirr und stürzten hin, während die nachdrängenden über sie hinwegzuklettern versuchten, so dass häufig zwei bis drei übereinander lagen, und nur durch gewaltige Anstrengungen der Soldaten wieder auf die Beine gebracht werden konnten. Am Eingang in den Sumpf wurde die von Kühne geführte Nachhut durch eine umherziehende Bande, die sich an unserm Vieh zu bereichern hoffte, mit Pfeilen

beschossen; doch genügte ein einziger Gewehrschuss, die Angreifer zurückzutreiben. Dieser Sumpf ist der Ausläufer einer weit ins Land hineinschneidenden Seebucht, deren Wasserfläche etwas nördlich von uns sichtbar war. In dem Lager bei dem kleinen Ort Kampíndi, der ersten Niederlassung im Distrikt Ihángiro, den wir jetzt zu passiren hatten, bekam ich einen Rückfall in mein Fieber, das sich hier so perniziös gestaltete, dass ich sechs Tage lang getragen werden musste und während dieser Zeit die Routenaufnahme nur unvollkommen ausführen konnte.

Sollte es sich später darum handeln, hier an der Südwestseite des Sees eine Station mit passendem Hafen zu errichten, so wäre das äusserste Südwest-

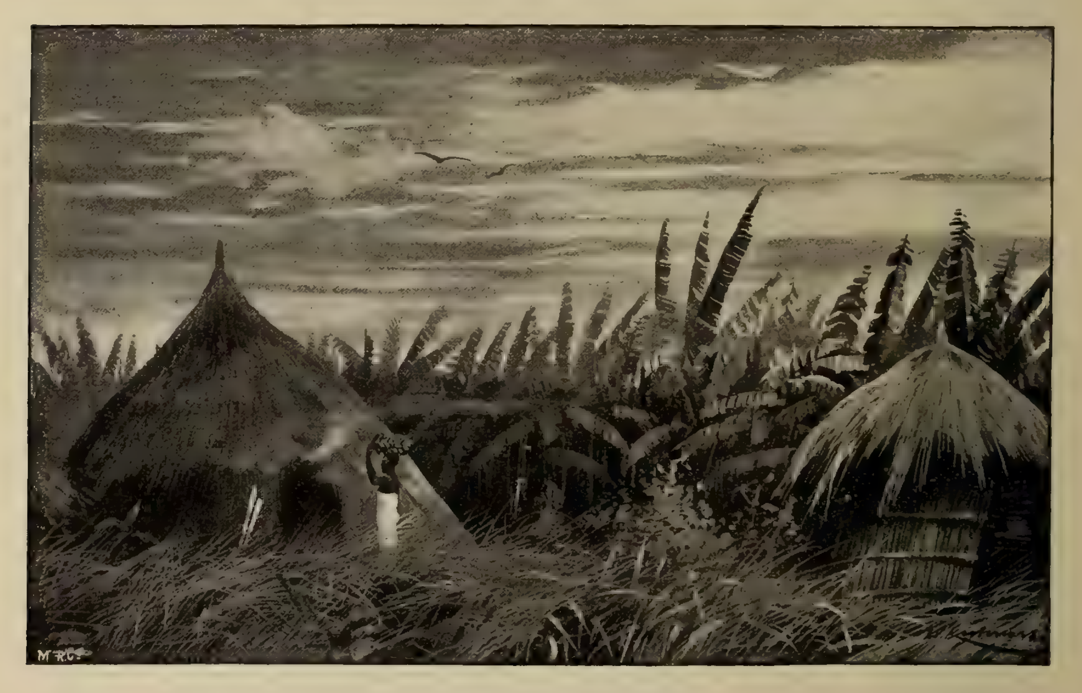


Abb. 46. Bananenhain mit Hütten in Usindja-Kimwáni; rechts ein Getreidespeicher.

ende bei Bukóme zu diesem Zwecke sehr ungeeignet, da das Wasser hier recht seicht und mit Schilf durchsetzt, auch die Gegend ungesund und von Mosquitos geplagt scheint. Besser schon ist die Bucht bei Nyemirémbe, noch vortheilhafter wohl diejenige bei Nyamagótso, doch würde sich an den beiden letzteren Orten bei allen Arbeiten der Holzmangel sehr fühlbar machen. Die fjordartige und durch eine Insel geschützte Bucht bei Kampíndi gewährt vielleicht den besten Ankerplatz, trotzdem sie in ihrer südlichen Parthie mit Papyrus verlegt ist.*) Das Thal des hier mündenden Baches Lohugáti scheint mir ausserdem sehr geeignet, den ersten Theil der nur etwa 270 Kilometer langen Verbindungs-

*) Mr. Stokes hat im Jahre 1892 am Südwest-Creek (Emin Pascha-Golf) eine Handelsniederlassung errichtet; ihre genaue Lage ist mir unbekannt.

strasse nach dem Nordende des Tanganyikasees aufzunehmen. Allerdings bleibt diese Route noch genauer zu erforschen, so viel lässt sich aber jetzt schon sagen, dass für den Transport der Waaren durch Träger hier ziemliche Schwierigkeiten entstehen werden, die höchstens dadurch zu lösen wären, dass man — wie früher die Araber auf dem Handelszuge nach Ugánda — Wanyámbo-Leute aus Karágwe oder vielleicht auch Träger von Ussúi engagirt, oder — wenn dies nicht ausführbar ist — dass man Wanyamwési nach Ussúi schafft, das etwa im nördlichen Drittel dieser Strasse gelegen ist. Die Errichtung einer bequemen Verbindung zwischen den beiden Seen wird immerhin eine mühevolle, grosse Aufgabe bleiben und wäre spezieller Forschung wohl werth.

Nach einem längeren Marsche im südlichen Theile von Ihángiro, der durch eine parkartige Landschaft führte, gelangten wir, allmählich ansteigend, auf ein ähnliches, aber bedeutend ausgedehnteres Plateau, als das von Kimwáni gewesen war. In der Höhe ist das leicht wellige Terrain mit Gras und vereinzeltem Gebüsch bedeckt. Die Hütten der Eingeborenen liegen einzeln in grossen Bananenwäldern. (Abb. 46.) Die Leute selbst wichen in Gesichtszügen und Kleidung von den Wasindja in dem Masse ab, als wir weiter nach Norden kamen. Während die Hauptbevölkerung in den südlicheren Ländern den Gesichts-Typus der Wanyamwési zeigt und sich durchweg mit dem aus Haut oder Stoffen hergestellten Lendenschurz bekleidet, kann man hier unterwegs von einem Tag zum andern die Bemerkung machen, wie unter den Einwohnern mehr und mehr schmalere und bärtigere Gesichter vorherrschend werden. Ebenso stellt sich statt des Lendenschurzes ein um die Schultern geschlungenes Fell oder eine Kleidung aus Palmfasern ein, die später noch näher besprochen werden soll. Auch die Bewaffnung weist Unterschiede auf: Pfeile und Bogen, die bei den Wasíndja die Hauptrolle spielen, treten hier zurück gegen Lanzen mit sehr langem Schaft, die oft nur aus Holz mit gehärteter Spitze bestehen oder eine winzige Eisenklinge tragen. (Abb. 47.) Die herrschende Klasse gehört überall dem Wahúma-Stamme an.

In dem kleinen Orte Mnyabúra fielen Abends im Lager mehrere Schüsse seitens der bei unserer Viehheerde aufgestellten Posten. Sofort eingetroffene Meldungen besagten, dass einige der von Kadjúma gestellten Träger sich im Schutze der Dunkelheit an unsere Heerde herangeschlichen hatten, um etliche Exemplare davon mitgehen zu heissen. Die dadurch entstandene Unruhe in der Heerde war von den bei der herrschenden Finsterniss nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren wachenden Posten bemerkt worden; sie gaben auf einige fortlaufende Gestalten drei Schüsse ab, wobei einer der Diebe von zwei Kugeln durchbohrt wurde. Am nächsten Morgen waren selbstverständlich sämmtliche Kadjúma-Träger verschwunden, und ich musste zusehen, wie ich die Lasten mit Leuten aus dem Lande weiterbrachte. Von meinen Schwerverwundeten musste nur noch Amáni getragen werden, dessen Heilung höchst befriedigend verlief, während Ssíke (der Sulu Ombash) am Abend vorher verstorben war. Die Leute von Ihángiro unterstützten mich im Uebrigen auf jede Weise.

Am folgenden Tage erreichten wir Luwúngu, das grosse Hauptdorf des Chefs Nyeruwámba, der mich um Flagge und Schutzbrief bat. Hier in der Nähe des Paschas jedoch wollte ich nicht auf eigene Faust mit den Häuptlingen Verträge abschliessen, da vielleicht irgend welche Gründe dafür sprachen, einen Chef gegen den andern auszuspielen. Nyeruwámba erhielt also nur eine deutsche Flagge und wurde angewiesen, sich den Schutzbrief durch eine Gesandschaft vom Pascha holen zu lassen. Er sandte seinen Sohn, einen hübschen, hellfarbigen Wahúma-Jungen mit mir, den eine grosse Menge seiner Unterthanen begleitete und der einige Exemplare der prachtvollen, dort einheimischen Viehsorte als Geschenk überbringen sollte. Von Kadjúma an hören nämlich die kurzhörnigen, kleinen Buckelochsen auf, um einem andern Schlage Platz zu machen, der sich von jenem durch den fast garnicht entwickelten Fettbuckel, sowie durch eine grosse Wamme am Halse und riesenhafte Hörner unterscheidet. (Abb. 48.) Unter den uns zum Geschenke dargebrachten zeichnete sich besonders ein prachtvoller grauer Bulle aus, der von meinen Leuten seines riesigen Kopfschmuckes und seiner majestätischen Haltung wegen »Kirangósi« (Führer) genannt wurde.

Tag für Tag traten nun des Morgens schwere Regengüsse ein, während Nachmittags etwa von 1 Uhr an wieder die Sonne schien. Einmal überraschte uns auch wieder ein heftiges Hagelwetter mit Sturm aus Ost-Nord-Ost. Während in der Regel beim Abmarsch Morgens früh nur wenige Wölkchen am Himmel standen, ballten sich plötzlich um 9 oder 10 Uhr von Ost oder Nordost kommend in kürzester Zeit schwere schwarze Gewittermassen zusammen, die sich unmittelbar darauf in einem sintfluthartigen Regen entluden. Um Träger und Lasten der Nässe nicht allzusehr auszusetzen, liess ich dann meistens halten und schnell das Lager aufschlagen. Wir hielten uns fast immer in der Nähe des Seeufers auf einer Höhe von durchschnittlich 250 Metern über dem Wasserspiegel, von wo sich ein prachtvoller Fernblick auf die nach Osten sich scheinbar endlos ausdehnende, dunkelblaue Wasserfläche des Sees und auf die in einiger Entfernung vón der Küste vorgelagerten Inseln eröffnet. Nur selten bietet eine einsame Fischerbarke oder ein auf der Reise befindliches Ugánda-Kanu dem Auge einen Ruhepunkt auf dem weiten Wasserspiegel. Das wellige Plateau fällt nach der Seeseite steil ab. Ueberall, in der Höhe sowohl als am Seeufer leuchtet das helle Grün der Bananenwälder dem Auge entgegen, zwischen denen die Felder von Bohnen (Phas. vulgaris), Bataten, Nyúmbo (Coleus sp.), Voandzeia u. s. w. sich hinziehen. Die Kante des Plateaus ist durchweg etwas aufgewulstet, was sich daraus erklärt, dass die von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost streichenden Quarzitschichten nach Westen leicht einfallen. Daraus ergiebt sich die eigenthümliche Erscheinung, dass fast alle kleinen Bäche, die auf dem Plateau nicht selten sind, ihren Lauf nach Westen zu einem unter uns gelegenen, breiten, fruchtbaren und stark bebauten, aber stellenweise etwas versumpften Thal nehmen; sie bilden Zuflüsse zum Kinyavássi, den wir später noch kennen lernen sollten. Durch die Verwitterung ist der Plateaurand stellenweise der Erdschicht entkleidet,

so dass der nackte Fels, in abgerundete Quadern zerklüftet, zu Tage tritt. Wenn der Weg uns über solche Stellen führte, so hatten die Träger allemal bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, namentlich aber diejenigen Leute, die mich während der Krankheit in meiner Hängematte tragen mussten.

Nachdem wir uns vier Tage lang im Lande Ihángiro*) aufgehalten, traten wir in das kleine Gebiet Kyánya des Häuptlings Kahígi ein. Hier ist das westliche Thal eine einzige fruchtbare Landschaft; ein riesiger Bananenwald stösst an den andern, und von einem Felsenhang stürzt ein etwa 100 Meter hoher Wasserfall herab. Eine kleine kreisrunde, von zwei Felsmassen flankirte Bucht springt ins Land hinein, während etwas nördlicher eine grosse Doppelbucht, der die Insel Kischaka vorgelagert ist, die Grenze zwischen dem eben durchzogenen Land und dem Distrikt Kyamtwára des Häuptlings Mukotáni bildet, bei dem der Pascha sich aufhielt. In dem Dorfe Kanssénene, das dem Unterchef Kissebúka gehört, wurden wir reichlich mit Nahrungsmitteln beschenkt, insbesondere mit einigen achtzig Hühnern und mehreren hundert Eiern. Von hier aus führt der Weg thalwärts bis fast an den Seespiegel hinunter, wo ein von Westen kommender Bach einmündet. Am Ufer lagen etwa 90 Waganda-Boote, die, von dem Pascha gesandt, unter Ulédis Führung nach Bukúmbi zurückkehren sollten, um die dort lagernden Lasten der Expedition zu holen. Der nahe seinem Ausfluss in den See etwas versumpfte Bach war von einer breiten und mindestens 50 Meter langen Brücke überspannt, auf der wir trockenen Fusses passiren konnten, die aber der Wucht der nachfolgenden Viehheerde nicht Stand hielt und zusammenbrach. Nothdürftig von den Eingeborenen reparirt, erlag sie einige Monate später vollends dem Anprall der Wassermassen, die während der Regenzeit von den Bergen herunterstürzen.

Noch einmal mussten wir die Plateauhöhe ersteigen, auf der wir kurze Zeit zwischen zahlreichen Bananenhainen dahin marschirten, bis sich plötzlich am Plateaurande eine weite Bucht unseren Blicken darbot, und von drunten aus der üppigen Vegetation die schwarz-weiss-rothe Flagge des Paschas uns entgegen leuchtete. Von der bewaldeten Klippe herab, auf der wir standen, liess ich den Trompeter einen kräftigen Gruss blasen, um meine Ankunft anzuzeigen. Dann brachte uns ein kurzer steiler Abstieg, der theils durch dichten tropischen Urwald, theils durch Bananenpflanzungen führte, in die Niederung und wenige Augenblicke später konnte ich, den Leuten voraneilend, dem Pascha die Hand drücken und ihm von dem glücklichen Ausgang der Expedition Meldung erstatten. (16. November.)

In anregendem Geplauder, bei dem wir gegenseitig unsere Erlebnisse austauschten, verliefen die Stunden unbemerkt, und erst am Nachmittage führte der Pascha mich im Lager umher. Hier hatte er in den wenigen Tagen seiner Anwesenheit mit dem ihm eigenen Geschick schon Erstaunliches geleistet. Da

*) Manchmal auch Ihangíro gesprochen.

waren fünf grosse Giebelhütten aus Stroh errichtet worden, die den Europäern als Wohnung dienen sollten, dahinter ein riesenhaftes Magazin für die Waaren der Expedition, etwas weiter entfernt lagen die Hütten der Soldaten und Träger, zu denen sich jetzt die von mir mitgebrachten Leute gesellten.

Der Pascha selbst hatte, nachdem er am 20. Oktober von Bukúmbi abgefahren war, eine ziemlich mühselige, durch Wind und Wetter verzögerte Reise hinter sich. Am Südufer des Sees in einer Bucht Bwíngo bei Rwóma hatte er der ungünstigen Seeverhältnisse wegen mehrere Tage lang still liegen müssen und war dann über die kleinen Inseln Ikúru, Sírwa (Sírua), Mésva und Kassarási nach dem grossen Bumbíde gelangt. Keinen Tag konnte die Zeit der Abfahrt vorher festgesetzt werden, weil man nie im Stande war, die Seeverhältnisse vorauszusagen. So oft diese sich günstig gestalteten, musste sofort das Gepäck in die Boote geschafft, und die Weiterreise angetreten werden. Der Pascha war deshalb gezwungen, täglich in der Frühe seine Sachen zu packen und das Zelt zusammenzulegen, um dann häufig auf dem geschlossenen Koffer bis zum Nachmittag zu sitzen, ehe der Führer der Boote durch Trommeln das Signal zur Abreise geben konnte. Unter diesen Umständen war natürlich an Arbeiten und Sammeln nicht viel zu denken gewesen. Erst am 1. November kam er in der Bucht von Bukóba an, wo er sein Lager zunächst in der Nähe des Strandes aufschlug, es jedoch einige Tage später etwas landeinwärts verlegen musste, da der Boden sich als zu feucht erwies. Unmittelbar nach der Landung begann er Verhandlungen mit dem Häuptling des Landes, dem unsere Ansiedelung sehr erwünscht kam und der ihm schon bis Bumbíde Boten mit Freundschaftsversicherungen entgegen gesandt hatte. Gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit zog der Pascha auch die Eingeborenen des Landes zu den Arbeiten heran, was bis heute noch auf der neuerrichteten Station geschieht und nirgends anderswo im Schutzgebiete erreicht wurde. Die Leute Mukotánis mussten das Material, Holz und Gras, herbeischaffen, während unsere Soldaten die Bauten ausführten. Das runde Magazin war ausschliesslich von Eingeborenen hergestellt worden. Am Tage nach seiner Vollendung schlug der Blitz hinein, glücklicher Weise jedoch ohne Schaden anzurichten.

Am Abend vor meiner Ankunft waren Briefe von Lieutenant Langheld und von Herrn Sigl eingetroffen, die zur Kenntniss brachten, dass sie am 12. Oktober auf Anrathen von Mr. Stokes das den Wangoni befreundete Dorf Tínde angegriffen hätten. Nachdem sie es in Brand gesetzt und nahezu völlig eingeäschert hatten, war ihnen eine grosse Menge von Feinden in den Rücken gefallen, bei deren Zurückwerfung ihnen die Munition ausging, so dass sie gezwungen waren, langsam den Rückzug anzutreten. Langheld bat um die schleunigste Zusendung einer Unterstützung von 45 Soldaten, 40 bis 50 Trägern, 4- bis 5000 Patronen und des Geschützes. Glücklicherweise lag das grosse Boot von Mr. Stokes bereit, mit dem die Unterstützungsmannschaft sofort absegeln konnte; doch erklärte der Führer des Bootes, dass er im höchsten Falle 44 Mann

und 4 Lasten nehmen könne. Wenn wir das Geschütz mitschicken wollten, so müsste die Anzahl der Leute verringert werden, ginge vollends ein Europäer mit seinem Gepäck mit, so würde das Boot noch weniger Soldaten fassen können. Ich bat den Pascha, mich mit der Unterstützungsmannschaft hinzuschicken, doch kamen wir nach gemeinsamer Berathung dahin überein, dass eine möglichst grosse Zahl von Soldaten für Lieutenant Langheld wichtiger sei als ich oder das Geschütz. Kanus zum Transport weiterer Mannschaften waren im Augenblick nicht zu erhalten. So schifften wir am folgenden Morgen die höchste zulässige Zahl von 40 Soldaten und 5 Trägern nebst drei Lasten Munition ein und behielten selbst zur Sicherung des Lagers nur etwa 25 Mann zurück.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, gingen wir gemeinsam daran, einen geeigneten Bauplatz für die zukünftige Station auszusuchen. Das hier etwas zurücktretende Plateau lässt ein weites ungefähr dreieckiges Vorland am See frei, der hier eine leichte von einer hohen bewaldeten Insel (Bussíra) und mehreren Felsriffen gedeckte Bucht bildet. Dem Wasser zunächst liegt eine sandige, grasbewachsene Düne, an die sich theils versumpftes, theils steiniges Land anschliesst. Die steilen Abfälle des etwa 200 Meter hohen Plateaurandes sind theils kahl und felsig, theils mit den Bananenhainen der Eingeborenen oder mit Parzellen eines dichten tropischen Urwaldes bekleidet. Drei kleine Bäche, von denen der südliche der grösste ist, durchziehen die Landschaft. Nach längerem Ueberlegen entschlossen wir uns dazu, die Station am linken Ufer dieses letzteren Baches auf einer sehr hohen Sanddüne zu erbauen.

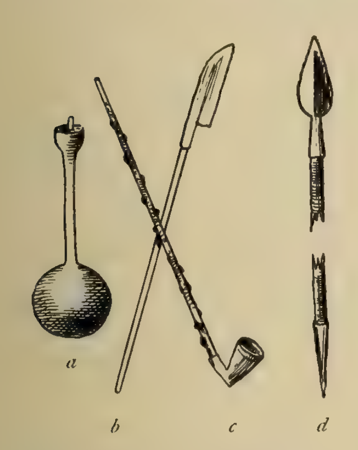


Abb. 47. Geräthschaften der Bewohner von Ihángiro und Kyumtwára.
a Kalebasse für Bananenwein mit Saugrohr. *b* Hackmesser zum Abschlagen von Bananentrauben. *c* Pfeife. *d* Lanze.

Um nun die Verbindung mit dem am rechten Ufer gelegenen Lager der Expedition herzustellen, war es zuerst nöthig, den Bach zu überbrücken, was ziemlich viel Arbeit machte.*) Nach Herstellung der Kommunikation steckten wir den Platz für die Station und die Lage der einzelnen Gebäude ab. Da inzwischen der Regen immer häufiger wurde, gingen wir zunächst an die Erbauung eines Magazins, um wenigstens die Waaren der Expedition sichern zu können, wozu der Grund etwa einen halben Meter tief ausgehoben wurde. Um den Bau möglichst massiv zu machen, beschloss der Pascha, ihn aus Felsen zu errichten, die unsere Leute ohne Werkzeuge brechen mussten, derart, dass sie mit einem Stein den anderen entzwei schlugen. Gleich von Anfang an wurde darauf gehalten, dass die zahlreichen Frauen unserer Soldaten und Träger sämmtlich bei den Arbeiten mehrere

*) Die Brücke ist späterhin nach heftigen Regengüssen zweimal vom Wasser fortgeschwemmt worden. Näheres über Land und Leute bei Bukóba findet sich in einem späteren Abschnitt. (Kap. 29.)

Stunden täglich helfen mussten, indem sie die losgebrochenen Felsen, Steine und den als Mörtel dienenden Lehm herbeischleppten. Die Herstellung von Ziegeln gelang erst später, nachdem passender Thon entdeckt war. Unter der verheerenden Wirkung des Regens stürzte das Magazin während des Baues mehrfach ein, so dass der Pascha später ein grosses Grasdach zum Schutz darüber aufführen liess. Als aber in der Folge nach unserem Abmarsch abermals ein Einsturz erfolgte — offenbar waren die Dimensionen zu gross gewählt worden — liess Lieutenant Langheld das Ganze vollends abreissen und verwendete die Menge der Felsen zu anderen Baulichkeiten.

An zweiter Stelle wurden zwei Gebäude mit je drei Zimmern aus lehmbeworfenem Flechtwerk und flachem, gestampftem Thondach hergestellt. Von diesen hat das südliche bis zu meinem Abmarsch im Mai 1892 ganz vorzüglich gehalten und war völlig regendicht, während das nördliche später von Lieutenant Langheld durch ein aus lufttrockenen Ziegeln erbautes ersetzt wurde. Endlich wurde auch noch in den letzten Tagen unserer Anwesenheit mit der Errichtung von zwei Längstemben begonnen, die jedoch erst durch Langhelds Leute fertig gestellt wurden.

Während der ganzen Zeit war der Pascha bemüht, ein gutes Verhältniss mit den umliegenden Eingeborenen herzustellen, wobei sich sein grosses Geschick in deren Behandlung aufs Neue bewährte. Zunächst musste er sich natürlich mit dem dortigen Ortschef selbst möglichst gut zu stellen suchen, was ihm durch dessen Entgegenkommen sehr erleichtert wurde. Mukotáni besuchte uns häufig im Lager: ein langgebauter Mhûma-Mann, stets mit einem buttergetränkten Baumwoll- oder Rinderstoffmantel bekleidet, sodass er regelmässig einen grossen Fettfleck auf dem Stuhle hinterliess, auf dem er gesessen. Er schickte uns Leute zur Arbeit und liess auf Verlangen grosse Mengen von Nahrungsmitteln herbeischaffen. Für unsere zahlreiche Expedition reichten diese jedoch nicht aus, und der Tauschhandel gestaltete sich in der ersten Zeit unserer Anwesenheit dadurch ziemlich schwierig, dass den Eingeborenen der Begriff für den Werth ziemlich fehlte und sie eine horrende Bezahlung verlangten. Bald wurde dies jedoch geregelt, indem der Landeshäuptling auf Wunsch des Paschas bestimmte Preise für die Nahrungsmittel festsetzte. Auch mit den übrigen anwohnenden Häuptlingen, besonders mit Kahígi und Nyeruwámba wurde ein so freundliches Verhältniss hergestellt, dass sogar aus entfernteren Gegenden täglich Leute Nahrungsmittel zum Verkaufe brachten. Hauptsächlich bestanden diese in Bananen, nächstdem in Bohnen und Bataten, während Kornfrüchte nur sehr selten angeboten wurden. Auch Ochsen und Ziegen kamen häufig als Geschenke, und namentlich wurden Hühner, die von den Eingeborenen nicht gegessen werden, viel zum Verkauf gebracht.

Mukotáni lag seit langem mit dem Häuptling Kayósa in Streit, dessen Machtgebiet nördlich an das seine grenzt. Als dieser eines Tages (am 27. Nov.) wieder einen Einfall in sein Gebiet gemacht und nicht weit von unserer Station

eine Viehherde gestohlen hatte, entschloss sich der Pascha, dem uns befreundeten Mukotáni auf sein Bitten ein kleines Unterstützungskommando, bestehend aus 21 Soldaten, dem Geschütz und einigen Trägern unter Sergeant Kühne zur Hilfe zu senden, das am folgenden Tage Kayósa in seinem Lande angriff und ihm arge Verluste beibrachte. Später hat Kayósa um Frieden gebeten und Geschenke gesandt. Aber trotz des geschlossenen Friedens hörten die Streitigkeiten zwischen den beiden Häuptlingen nicht auf, und mehrfach hat auch Mukotáni unrechtmässigerweise die Leute von Kayósa angegriffen. Als dies einmal (1. Januar 1891) so weit ging, dass Boten des Letzteren, die Geschenke für die Station bringen sollten, von Mukotáni beraubt wurden, forderte der Pascha aufs energischste die Rückgabe des Gestohlenen; erfolge diese nicht sofort, so werde er Gewaltmassregeln ergreifen. Als seinem Befehle nicht auf der Stelle Folge geleistet wurde, legte er den Bruder des Häuptlings, Mútu, in Eisen; erst darauf wurde seinem Befehle gehorcht. Mit den beiden südlich wohnenden Häuptlingen Kahígi und Nyeruwámba blieben die freundlichen Beziehungen ungetrübt; häufig sandten sie geschenkweise grosse Mengen von Lebensmitteln in Kanus, und Kahígi stationirte sogar mehrere seiner Leute in unserem Lager, damit diese unsere Sprache (Sswahíli) lernen könnten. Die Verhandlungen mit Mukotáni wurden durch einen von diesem selbst eingesetzten Geschäftsträger (Katíkero) namens Ruandúru vermittelt, der täglich im Lager erschien, um sich nach den Wünschen des Paschas zu erkundigen.

Ein einziges Mal während der Anwesenheit unserer Expedition in den letzten Tagen des Jahres, wagten die Waganda mit einer Landexpedition Erpressungen in unserem Gebiet zu versuchen, wurden jedoch vom Pascha auf das energischste zurückgewiesen. Sie erschienen mit einer grossen Streitmacht unter Mukéwessi bei der Station, hielten sich aber in achtungsvoller Entfernung, da sie offenbar grössere Truppenkräfte als unsere 20 Soldaten im Lager vermutheten. Auf den Befehl des Paschas verliessen sie das Land wieder, bekamen aber dennoch von dem nördlich im deutschen Gebiete liegenden Häuptling Mutatémbwa einen Tribut ausgeliefert.*) Erst allmählich machten sich die Eingeborenen mit dem Gedanken vertraut, dass die Erpressungen, an die sie längst gewöhnt waren, nun ein Ende haben sollten, und dass ihnen durch die Errichtung der deutschen Station ein bleibender Schutz dagegen erwachsen sei.

Aber nicht nur mit den der Station zunächst wohnenden, sondern auch mit den weiter entfernten Landeschefs knüpfte der Pascha Beziehungen an. Der König Ndágara von Karágwe sandte mehrfach Boten mit Geschenken nach Bukóba, die den Pascha zum Besuch einluden. Während des Durchmarsches der Stanley'schen Expedition waren in Nkóle**) einige erkrankte Leute liegen ge-

---

*) Bald nach unserem Abmarsch (März 1891) musste Lieutenant Langheld diesen Häuptling energisch bestrafen, da er die Deutschen nicht anerkennen wollte. Seitdem ist auch mit diesem ein gutes Verhältniss hergestellt.

**) Nkóle = Ankori Stanley's, Ntáli = Antari Stanley's.

blieben. Diese womöglich aufzusuchen und zurückzubringen, schickte der Pascha einige Leute dorthin, und nach wenigen Tagen entbot uns der König Ntáli dieses Landes durch eine Gesandtschaft, dass im Lande nachgeforscht werden solle, ob noch Leute des Paschas lebten. Im Auftrage des Königs erzählten die Nkóle-Leute ferner, dass ein Angriff von Ruánda aus befürchtet werde und dass der König deshalb den Pascha bitten lasse, ihn zu besuchen und im Nothfalle zu unterstützen. Um dem Könige daraufhin klar zu machen, dass wir uns in die Verhältnisse des Landes Nkóle nicht einmischen dürften, wurde einer der Wanyampara unserer Expedition, Namen Mwéni Hamis zu Ntáli gesandt; gleichwohl schickte dieser nicht weniger als zweimal noch neue Gesandtschaften mit der Bitte um Hilfe und grossen Geschenken von Elfenbein. Bei dieser Gelegenheit sandte Ntáli als das einzige Ueberbleibsel der Stanley-Expedition eine Zwergendame, die etwa 30 Jahre alt sein mochte. Etwa 1,45 Meter hoch, zeigte sie sehr alte, hässliche Züge, einen viereckig gebauten Kopf und die seidenartige Behaarung der Haut, die für diese Völkerstämme so ausserordentlich charakteristisch ist. Sie stammte aus Mangbáttu und war mit einem ägyptischen Offizier nach Nkóle gelangt, wo sie wegen eines Fussleidens hatte zurückbleiben müssen. Durch diese Gesandtschaften erfuhren wir auch zum ersten Mal von dem Gerücht, dass sich im Hinterlande von Nkóle eine grosse Anzahl von Fremden aufhalten sollte, die wir der Beschreibung nach mit den Ssudanesen der Aequatorialprovinz identifiziren mussten. Dem Pascha lag deshalb sehr daran, so bald als möglich fortzukommen, um sich darüber Gewissheit zu verschaffen.

Mit Kadjúma zu verhandeln, der vor einiger Zeit einer Karawane mehr als 40 Elfenbeinzähne weggenommen hatte, sollte Lieutenant Langheld nach unserem Abmarsch vorbehalten bleiben.

Sehr rege waren die Beziehungen zu Ugánda und dessen König. Seiner ersten Sendung hatte er 90 weitere Kanus folgen lassen, die er dem Pascha zur Uebersetzung der Lasten zur Verfügung stellte. Zahllose Briefe von Mwánga und den Ersten des Reiches liefen ein, die immer aufs Neue versicherten, dass sie die Engländer nicht in ihrem Lande wünschten und dringend baten, der Pascha möge doch kommen und die Verhältnisse im Lande regeln; sie würden ohne weiteres die deutsche Flagge hissen und uns als ihren Herrn anerkennen. Leider war der Pascha aus bekannten Gründen nicht in der Lage, dieser Aufforderung Folge zu leisten und musste sich damit begnügen, dem König zu versichern, dass, falls er wieder einmal zum Flüchten gezwungen sein sollte, er unter den Mauern unserer Station Schutz und neutrales Gebiet finden werde. Für die Stellung der Kanus wurde dem König selbstverständlich ein gutes Geschenk übersandt.

Schon in den ersten Tagen unserer Anwesenheit hatte es sich herausgestellt, dass für die Station, wo uns leider ein europäisches Boot nicht zur Verfügung stand, eine Reihe von Barken ein absolutes Bedürfniss sei, um mit diesen die Verbindung nach dem Südufer des Sees und die Beförderung der Posten zu

ermöglichen. Der Pascha betraute mich daher mit der Mission auf der Insel Ssésse oder in Ugánda selbst einige Kanus zu kaufen, ein Ausflug, über den ich im nächsten Kapitel berichten werde.

In der Nähe, in Ihángiro, war ein Händler, der Komorenser Isshák, hier Kimbulu genannt, angesiedelt, derselbe, den Dr. Peters in seiner Reisebeschreibung als mächtigen Araber darstellt. Er war bei den Ugánda-Kriegen von seinem Ort am Ikimba-See geflüchtet und führte nun ein trauriges Dasein. Von hochgradiger Wassersucht geplagt langte er in Bukóba an, wo er nach einigen Monaten starb. Er war ursprünglich ein kleiner Negeragent der Tabóra-Araber, der Elfenbein aufkaufte und besonders den hiesigen Eingeborenen Stoffe und Pulver lieferte, das von diesen bis nach Unyóro verhandelt wurde.

Häufig wurde der Pascha hier in Bukóba von Fremden besucht. So passirte mehrfach der französische Bischof Msgr. Hirth, der einmal eine ganze Reihe Missionare mit sich nach Ugánda nahm. Dieser sprach damals seine Befürchtung aus, dass in Folge der neuen Grenzregulirung Ugánda mit der Zeit gänzlich den protestantischen Missionen zufallen und auch der wankelmüthige Mwánga seiner Kirche nicht treu bleiben werde. Immerhin hoffe er, dass ihm auch unter den erschwerten Umständen etwa tausend seiner getreuen Anhänger verblieben, während voraussichtlich 18 000, bei denen der Unterricht der Missionare noch wenig Wurzel gefasst habe, von ihm abfallen dürften.

Auch der zu einer Inspektionsreise nach Ugánda gehende englische Bischof Alfred Tucker verweilte zweimal kurze Zeit auf der Station, ebenso wie der aus Ussukúma zurückkehrende Agent der I. B. E. A. Co., Mr. Gedge, dem der Pascha bei dieser Gelegenheit den Zweck meiner Sendung nach Ugánda auseinandersetzte, und mit dem er ein vorläufiges Abkommen über den Kanuverkehr auf dem See abschloss. Danach sollten alle Boote mit Erlaubnisscheinen versehen, und alle Uebergriffe streng geahndet werden; ebenso sei stets die englische bezw. deutsche Flagge zu führen.

Im Lager herrschte während der ganzen Zeit die regste Thätigkeit. Früh Morgens, bald nach der Reveille, versammelten sich auf ein Signal sämmtliche Leute der Expedition, um für die vorliegenden Arbeiten abgetheilt zu werden. Da mussten Einige Holz schlagen, Andere Ziegel formen, Felsen losbrechen oder Lehm zum Mauern vorbereiten. Andere wurden mit Wegebauten oder Gartenarbeiten beschäftigt. Von allen Seiten klang das Singen der arbeitenden Leute. Mittags von 12 bis 2 Uhr war Pause, während deren die Leute ihre Nahrung kochen und verzehren konnten. Ein Umherstreifen auf den Dörfern zum Einkauf von Lebensmitteln war nicht mehr erforderlich, da der Pascha dicht am Lager einen regelrechten Markt eingerichtet hatte, auf den die Eingeborenen ihre Produkte zum Verkauf brachten. Nachmittags wurde wieder bis $5^1/_2$ Uhr gearbeitet, dann bei Sonnenuntergang die Soldaten zum Appell gerufen und die Posten ausgestellt. An einigen Tagen der Woche war für die Soldaten am Nachmittag Exerziren angesetzt. Besondere Mühe und Sorgfalt verwandte der

Pascha auf die Pflege des Gartens. An der Küste hatten wir leider keine Sämereien erhalten können, aber das freundliche Entgegenkommen der verschiedenen, auf unserem Marsche berührten Missionen hatte diesem Mangel abgeholfen, und auch in Tabóra konnten wir uns Samen der dort angepflanzten Gemüsesorten und Fruchtbäume verschaffen. Dicht vor unsern Strohhäusern wurde ein grosses Stück Land von einem Kommando Soldaten umgehackt, und lange Beete angelegt, in die wir die mitgebrachten Samen aussäten, sowie Zwiebeln und Kartoffeln pflanzten. Ebenso liess sich der Pascha von den hiesigen Eingeborenen eine grosse Anzahl von jungen Kaffeebäumchen bringen, die er in die Erde setzte und je mit einen kleinen Rohrzaun umgeben liess. Ein Feld wurde mit Mais, ein anderes mit Erdnüssen bebaut, und am Ufer des Baches Reis und Zuckerrohr gepflanzt. Mit der Zeit stellte sich heraus, dass die Gartenanlage auf dem offenen Terrain vor unserm Lager für viele Pflanzen sich nicht eignete, so dass der Pascha in dem nahe gelegenen Urwald einen Platz von Unterholz reinigen liess, um dort weitere Versuche anzustellen. Feldwebel Hoffmann nahm sich dieser Anlage mit grosser Liebe an und machte sie nach und nach zu einem wirklichen Garten, in dem von Steinen eingefasste Beete und verschlungene Wege eine wohlthuende Abwechslung in die geraden Linien der Gemüsefelder brachte. Eine schräge Laufbrücke führte zu einer hohen Felspartie hinan, auf der eine Plattform als Aussichtspunkt hergestellt worden war. Leider sollte auch diese Stelle sich im Laufe der Zeit als unpraktisch erweisen, da sie während der Regenzeit so feucht war, dass die meisten Pflanzen zu Grunde gingen. Lieutenant Langheld war daher später gezwungen, auch diesen Garten zu verlassen und einen neuen in einem nahen Bananenhain anzulegen.

Dass daneben alle freien Stunden mit wissenschaftlichen Arbeiten ausgefüllt, und auch die Sammlungen nicht vernachlässigt wurden, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Den grössten Zuwachs erhielt des Paschas Vögelsammlung, der hier für zahlreiche, dem westafrikanischen Waldgebiet angehörige Arten die östliche Verbreitungsstelle nachweisen konnte. Im Laufe der Zeit liessen auch die Eingeborenen sich dazu herbei, Thiere verschiedenster Art heranzubringen, um dafür ihre Belohnung zu empfangen. Aus dem Urwald bekamen wir eine interessante neue Art von Baumklippschliefer (Dendrohyrax s. Procavia Stuhlmanni Mtsch.), dessen glockenartiges, mit Schnurren unterbrochenes Geschrei jeden Abend aus dem Walde herübertönte, wenn wir bei unserer Mahlzeit plaudernd beisammen sassen. Sehr häufig brachte man uns auch grosse Hamsterratten (Cricetomys gambianus), sowie Wurfmäuse (Rhizomys splendens Rüp.), die in der Lebensweise unseren Maulwürfen ziemlich ähnlich sind. Lebend angebrachte und von uns gefangen gehaltene Thiere liefen frei umher oder waren angebunden, so dass unser Lager schliesslich einem kleinen zoologischen Garten glich, in dem Nashornvögel, Pfauenkraniche, Affen, Klippschliefer und allerhand anderes Gethier ihr Wesen trieben.

Ich selbst fand sogar einige Tage lang Zeit, mich mit mikroskopischen Studien zu befassen, um die winzige Thierwelt des Wassers zu beobachten. Ein

grosser Verlust für unsere naturwissenschaftliche Thätigkeit war es, das eines Tages nach nur achtstündigem Krankenlager der etwa 50 Jahre alte Jäger und arabische Schreiber des Pascha, Rédjeb Efféndi, an einem perniziösen Fieber starb. Er war der erste Todte der Station und wurde auf einer kleinen, zwischen den Felsen am Plateau-Abhange befindlichen Ebene unter den schattigen Bäumen des Urwaldes beerdigt.

Unsere Soldaten und Träger hatten sich recht wohnlich eingerichtet und meistens grosse Hütten erbaut, in denen sie mit ihren Familien ganz wie zu Hause lebten. Diese Hütten waren unvorsichtigerweise sehr dicht aneinander



Abb. 48. Wahúma-Rinder des Zwischenseegebietes (bei Búkoba).

gebaut, sodass ein Feuer, das eines Abends durch die Achtlosigkeit einer Frau entstand, mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Nur durch schleunigstes Abreissen der noch nicht brennenden Hütten konnte es eingedämmt und unser gefährdetes Magazin gerettet werden. Infolge dessen wurde das Lager der Träger weiter nach dem Strande zu verlegt und nur die Soldaten durften sich ihre Hütten in der Nähe des Magazins, jedoch in angemessenem Abstand, errichten. Auch sonst fehlte es nicht an Unglücksfällen. Unter den von mir mitgebrachten Rindern brach eine heftige Seuche aus und raffte in kurzer Zeit sämmtliche Thiere hin. Ausserdem hatten die Thiere in der ersten Zeit sehr unter Zecken zu leiden, die sich zahllos in ihrer Haut festsetzten und Wallnussgrösse erreichten. Um das Vieh vor Ungeziefer zu schützen, zündeten wir nach dem Brauche der Eingeborenen auf den Feldern stark qualmende Feuer an, in deren Rauch die Thiere grasten, und die Verlegung des Viehstalles, sowie häufiges Absuchen der Zecken thaten ihr übriges, um die Thiere von dieser Plage zu befreien.

Nachdem wir morgens gemeinschaftlich die Leute zur Arbeit kommandirt, und Jeder die ihm obliegenden Geschäfte erledigt hatte, gingen der Pascha und ich — Ersterer stets mit einem langen schweren Ugánda-Spazierstock und hohen Stiefeln bewehrt — umher, um die Arbeiten zu beaufsichtigen, Anordnungen zu treffen, oder in Wald und Feld die Pflanzen- und Thierwelt zu beobachten. Um Mittag ertönte, von dem freudigen Rufen der Träger begrüsst, das »Dastur«-Signal zur Einstellung der Arbeit, auf das hin auch wir uns im Hause des Paschas zur Mahlzeit vereinigten. Nachmittags ritten wir häufig, wenn nicht andere Geschäfte vorlagen, in der Umgegend spazieren, oder der Pascha liess sich von den Eingeborenen Bericht erstatten. Das Aufstellen der Posten nahm nur wenig Zeit in Anspruch, da wir bei unserer schwachen Garnison nur vor dem Magazin und der Pulverkammer je eine Wache aufstellen konnten. Der Abend verging nur zu rasch in anregenden Gesprächen. Bei den Mahlzeiten spielten Ziegenfleisch und Bananen in verschiedenster Form die Hauptrolle; Bohnen, süsse Kartoffeln, die unseren Schwarzwurzeln oder Teltower Rübchen ähnelnden Nyúmbu und Anderes mussten Abwechslung schaffen. Um diese Zeit war auch noch reichliche und wohlschmeckende Butter zu haben, so dass die Zubereitung der Speisen nichts zu wünschen übrig liess.

Einen Tag, nachdem ich von Ugánda zurückgekehrt war, trafen auch Lieutenant Langheld und Mr. Stokes in Bukóba ein, so dass der Pascha jetzt reichlich Gelegenheit fand, sich mit diesen Beiden über alle Fragen auseinanderzusetzen. Mr. Stokes konnte nicht umhin zu erklären, dass es ihm jetzt, nachdem alles aufgeklärt, sehr leid thue, dass er früher ungünstige Berichte über unsere Expedition an das Reichskommissariat gesandt habe, er wolle alles dieses in seinem nächsten Berichte zurücknehmen. Er stimmte vollständig mit der Wahl des Westufers für eine Station überein und erklärte sich selbst bereit, auf der Rückkehr von seiner nahe bevorstehenden Reise nach Ugánda, die Ostküste des Nyansa zu befahren, um dort Verträge mit den Häuptlingen abzuschliessen. Er hat dies jedoch nie gethan. In Unyamwési, seinem eigentlichen Arbeitsfelde, hatten kurz zuvor zahlreiche Häuptlinge ihre Unterwerfung erklärt, und Herr Sigl war, nachdem er die beiden andern Herren bis Bukúmbi begleitet, nach Tabóra marschirt, um sich dort mit seinen 18 Soldaten niederzulassen. Langheld hatte im Verein mit Sigl glänzende Erfolge aufzuweisen. Nach heftigen Gefechten hatten sie die den Wangoni verbündeten Orte Tínde und Líge erstürmen und zerstören können, so dass die Wangoni jeden Stützpunkt verloren und sich in ein Gebiet zwischen Uha und Ussúi flüchteten, von wo sie nach einiger Zeit ihre Unterwerfung anzeigten und sich bereit erklärten, der Station in Tabóra Rekruten zu stellen.*)

*) Herr Sigl machte hiermit einen Versuch, musste jedoch, da er allein und ohne Unteroffizier war, auch seine Zeit durch Verhandlungen mit den Arabern gänzlich ausgefüllt wurde, zunächst davon abstehen, die Rekruten auszubilden. Es waren wilde, aber bildsame Gesellen, denen das friedliche Leben auf der Station nicht recht behagte, und die Herrn Sigl fortwährend unter Schmeicheleien baten, doch ihnen zu Liebe einmal wieder Krieg zu führen.

Mit der vereinigten Expedition und im Beisein von Mr. Stokes konnten wir den Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers würdig feiern. Morgens früh hielt vor den im Viereck aufgestellten Leuten der Pascha eine arabische Rede, die ich auf Sswahíli wiederholte, und die mit einem donnernden Hoch auf den obersten Kriegsherrn schloss. Ein frohes Festessen vereinigte uns Europäer, während unsere Leute sich im Verein mit den Eingeborenen an dem reichlich bestellten Bananenbier gütlich thaten und durch Tänze vergnügten. Der Freudigkeit wurde die Krone aufgesetzt, als Mr. Stokes und Sergeant Kühne den Vortanz übernahmen und an den tollen Sprüngen der Leute sich betheiligten. Wir hatten unsere Stühle ins Freie auf den Platz bei der Flaggenstange bringen lassen und sahen bis in die Nacht hinein dem Tanz von mehreren Hundert Leuten zu. Wohl nie ist ein fröhlicheres Fest so weit im Innern Afrikas gefeiert worden. Kleine Differenzen der Europäer, wie sie ja bei dem engen Zusammenleben unvermeidlich sind, wurden bei dieser Gelegenheit ausgeglichen. Vor allen Dingen aber war der Eindruck auf unsere Leute wie auf die Eingeborenen ein ganz vorzüglicher; uns selbst aber beseelte das Bewusstsein, dass bis jetzt vom ersten Tage der Expedition an alles Unternommene geglückt war und dass wir auf eine anstrengende, aber erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken durften.

Am 1. Februar übertrug der Pascha den Befehl über die Station Bukóba an Herrn Lieutenant Langheld, der hier bleiben sollte, während er selbst mit mir westwärts nach Karágwe und Mpóroro zu ziehen beabsichtigte. Das gute Verhältniss zu Mukotáni wurde durch eine Blutsbrüderschaft, der sich Feldwebel Hoffmann unterzog, besiegelt. Es wurde zunächst bestimmt, dass 35 Soldaten und der Feldwebel Hoffmann in Bukóba bleiben sollten, während für Kühne und einige seiner Leute ein kleiner Beobachtungsposten in Karágwe in Aussicht genommen war, und man den aus Ugánda mitgebrachten Araber Abu-bekr (s. Kap. 9) am Südende des Sees zur Besorgung unserer Posten stationiren wollte. Später traten in diesen Anordnungen erhebliche Aenderungen ein.

Die letzten Tage unsers Aufenthaltes vergingen mit den Reisevorbereitungen. Aus den Waaren und Provisionen der Expedition mussten die in Bukóba verbleibenden von den mitzunehmenden geschieden und Dispositionen über die Soldaten und Träger getroffen werden. Am 12. Februar 1891 setzten wir uns unter dem Salut der zurückbleibenden Garnison und von Langhelds Wünschen begleitet, nach dem fernen Westen in Bewegung.

IX. KAPITEL.

Ein Ausflug nach Ugánda.

Nach diesem Ueberblick über die Thätigkeit der Expedition während des Aufenthaltes in Bukóba sei es gestattet, nunmehr zu dem Zeitpunkte zurückzukehren, da der Feldwebel Hoffmann und Ulédi mit den 90 Waganda-Booten bei uns eintrafen. Die nach Ugánda zurückkehrenden Kanus boten mir eine willkommene Gelegenheit, nach diesem Lande zu gelangen, um auf des Paschas Befehl dort die für die Station nöthigen Boote anzukaufen. Es wäre zwar praktischer gewesen, wenn ich mir Fahrzeuge aus der näheren Umgebung verschafft hätte, da diese von den Launen des Ugánda-Königs unabhängig und jederzeit im Stande gewesen wären, das Land zu verlassen. Mukotáni aber, der vor Kurzem erst für den Pascha Boote nach dem Süden des Sees gestellt hatte, konnte erst nach deren Rückkunft für die Fahrt nach Ugánda Transportmittel liefern, und so ergriff ich mit Freuden die sich mir bietende Gelegenheit und packte in aller Eile die nöthigen Sachen zusammen. Nach den Instruktionen des Paschas*) sollte ich zuerst nach der Insel Ssesse fahren und erst, wenn dort der beabsichtigte Einkauf sich nicht ermöglichen liess, hatte ich den Auftrag, mich nach Ugánda selbst zu begeben.

Am 6. Dezember verliess ich Bukóba mit der stattlichen Flottille, um nach Passirung der vorgelagerten Riffe gen Norden zu steuern. Den grössten und

---

*) Bukóba, 1. Dezember 1890.

Herrn Lieutenant Dr. Stuhlmann!

Da die hiesige Station zur Aufrecht-Erhaltung des Verkehrs mit Bukúmbi, sowie zur Beschaffung von Lebensmitteln aus der Umgegend nothwendig einiger Boote bedarf, und solche nach den übereinstimmenden Angaben der Missionare und der Eingeborenen nur auf der Insel Ssesse zu erkaufen sind, so habe ich beschlossen, Ew. Hochwohlgeboren mit deren Ankauf zu beauftragen.

Zu diesem Zwecke wollen Sie eine genügende Menge von Stoffen zum Ankauf der Boote, Geschenken und Unterhalt der Leute hier aussuchen und verpacken lassen, ausserdem 4 Soldaten, 3 Träger und 2 Aufseher zu Ihrer Begleitung auswählen und mit den Ihnen vom hiesigen Ortschef zu stellenden Booten nach Ssesse gehen. Dort sind etwa 6–10 gute Boote mit Rudern zu erkaufen, auch einige Planken oder alte Boote zu erstehen und diese mit Hilfe der Ssesse-Leute, die hier dafür bezahlt werden sollen, hierher zu schaffen.

kräftigsten Booten hatte ich mich und meine Sachen anvertraut, als Bedeckung waren mir vier Sulu-Soldaten, zwei Aufseher und einige Träger mitgegeben. Der steile, in den See abfallende Plateaurand tritt nur stellenweise etwas zurück, ein sandiges Landufer frei lassend. Hier und da sind an den Fuss der Abhänge und auf dem Plateau die oft sehr umfangreichen Bananenhaine der Eingeborenen sichtbar. Zwei kleine Inseln sind der Küste vorgelagert, von denen die erste, Mvúvu oder Kissáka, einen Papyrusrand trägt, während die zweite, Póma oder Nyamessíka, bewaldet ist. Hinter vorspringenden Riffen hat sich eine kleine Bucht gebildet, in der wir nach zweistündiger Fahrt bei dem kleinen Ort Kyandíbwa lagerten. Das schmale Vorland ist hier vielfach mit niederem Busch bedeckt, in dem zahlreiche Adlerfarren und wilder Cardamom (Amomum) die bemerkenswerthesten Pflanzen sind. Nilgänse, Cormorane und grosse Möven beleben die Riffe.

In der Nacht überraschte uns ein starkes Gewitter mit einem Platzregen, der bis zum nächsten Mittag anhielt. Die ungemüthliche Nässe und Kälte ward noch dadurch vermehrt, dass jegliche Versuche, Feuer anzuzünden und Essen zu bereiten, fehlschlugen. Nur durch Lesen und Unterhaltung mit den Leuten war es möglich, die Zeit halbwegs erträglich zu verbringen. Endlich um 2 Uhr Nachmittags konnten wir an die Weiterfahrt denken. Am Plateaurand, der hier stellenweise etwas niedriger ist, zeigten sich hier und da, abwechselnd mit Bananenhainen, hübsche Waldparzellen. Neben dem Boot tauchten mehrfach Lurchfische (Protopterus) an die spiegelglatte Oberfläche des Sees, um mit dem weitgeöffneten Maul nach Luft zu schnappen. Nach einiger Zeit hatten wir das Land Mukotánis hinter uns gelassen und lagerten nach fast viertelstündiger Fahrt in Kayósas Land bei dem Orte Tavályo. Die grosse Menge der Boote traf nur sehr langsam ein, die letzten erst nach Sonnenuntergang.

Bis hierhin hatte ich einen Gefangenen, der aus dem Scharmützel mit Kayósa mitgebracht war, bei mir behalten; er hatte sich gefürchtet, zu Fuss durch Mukotánis Gebiet in sein Land zurückzukehren, so war ihm die Reise zu Boot gestattet worden. Mit einem kleinen Geschenk und einem Auftrag an Kayósa entliess ich ihn. Der Pascha liesse dem Häuptling sagen, er wolle keinen

---

Da Ssesse zu Ugánda gehört, wäre es leicht möglich, dass König Mwánga Sie zu sich entböte oder dass die Ssesse-Leute nicht ohne Erlaubniss Mwángas verkaufen wollten. Obgleich ich bereits Msgr. Hirth ersucht habe, Ihnen die königliche Erlaubniss nach Ssesse senden zu lassen, will ich doch für den Fall einer Einladung von Mwánga Sie bevollmächtigen, ihn zu sehen. Es versteht sich von selbst, dass politische Verhandlungen jeder Art von Ihren Unterhaltungen völlig ausgeschlossen sein müssen, und der Besuch ein reiner Höflichkeitsbesuch ist. Ugánda ist englisches Gebiet. Wollen Sie demnach die Güte haben, diesen etwaigen Besuch so kurz als möglich zu bemessen und im Auge behalten, dass der Zweck Ihrer Reise nur der Ankauf der Boote ist.

Sollten Sie Mwánga sehen, so würde er darauf aufmerksam zu machen sein, dass im vorgestrigen Gefechte Waganda gegen uns kämpften, und dies seinen Freundschafts-Erklärungen widerspricht.

Den Bootsleuten von hier ist während der Reise Póscho (Verpflegung etc.) zu geben.

Der Expeditions-Chef
gez. Dr. Emin.

Krieg mit ihm, werde aber Räubereien unter keinen Umständen gestatten. Es lag dem Pascha daran, durch diese Freilassung bei dem Häuptling einen günstigen Eindruck zu machen, was auch vollkommen gelang, so dass in kurzer Zeit der Friede hergestellt war. Einem am nächsten Tage zu mir kommenden Unterchef Kayósas theilte ich das selbe mit.

Auch an diesem Morgen regnete es bis 11 Uhr, so dass wiederum die Abfahrt sehr verzögert wurde. Das Land tritt hier etwas nach Nordwesten zurück und wird bedeutend flacher. Nachdem wir zwei Inseln, die dem Gebiet Mutatémbwas vorgelagert sind, passirt hatten, ward das Wasser etwas trübe und einzelne schwimmende Pflanzen, wie Stratiotes, zeigten sich; ein Zeichen, dass hier der Kágera einmündet und wir die Grenze des deutschen Gebietes erreicht hatten. Das trübe Wasser lässt sich in einem nach Norden führenden Streifen verfolgen, denn auch hier, wie an vielen Punkten des Nyansa, führt eine Strömung im See nach Norden.

Von der Kágera-Mündung an wird die Küste niedriger und dicht bewaldet. Zahllose Raphia-Palmen mit ihren orangegelben Blattstielen bilden die charakteristischsten Gewächse. Erst weit von der Küste entfernt begrenzen sanft abfallende Berge das Vorland. Bei der Annäherung an den kleinen Ort Báre kwa Kalého empfingen uns sauber in Rindenstoffe gekleidete Einwohner der dortigen zu Ugánda gehörigen Provinz Búddu. Lebensmittel, in Bananen, Ziegen und Hühnern bestehend, wurden uns vielfach angeboten, Butter jedoch war nicht zu bekommen, da der Krieg alle Rinder vernichtet hatte. In der an der Küste herrschenden Vegetation fielen ausser den vorerwähnten auch noch Phoenix-Palmen besonders ins Auge.

Allmählig tauchte im Osten die Gruppe der Ssésse-Inseln aus der weiten Seefläche auf, derart, dass zuerst einzelne auf Bodenerhebungen befindliche Bäume sichtbar wurden, die sich beim Näherkommen zu einem bewaldeten Landstreifen zusammenschlossen. Nach sechsstündiger Fahrt erreichten wir das kleine Eiland Luámba,*) das zusammen mit dem noch kleineren Luaväna in der schmalen Strasse liegt, die die Insel Ssésse vom Festlande trennt. Das Wasser ist hier zwischen Luámba und Búddu so seicht, dass die Ruderer aussteigen und das Boot eine Strecke vorwärts schieben mussten. Nach einer weiteren Stunde erreichten wir mit Nordost-Kurs die Insel Ssésse**) selbst an ihrer Nordwestecke, wo beim Orte Bugóma die französischen Geistlichen während der Kriege eine kleine Niederlassung erbaut haben. In einem langen aus Rohrgeflecht erbauten Hause befinden sich drei Zimmer, sowie eine kleine Kapelle, in der von einem — übrigens recht anmassenden und eingebildeten — Ugánda-Neger täglich Gottesdienst ab-

*) Es muss Luavána und nicht Lwavána und Lwámba heissen, da »Lu« eine Präfixsilbe ist, dem »Ru« des Kinyóro entsprechend.

**) Die Insel Ssésse und der grosse sich daran schliessende Inselarchipel harrt noch der kartographischen Aufnahme. So wie sie bis jetzt dargestellt worden ist, sieht sie nicht aus, und auch die neueste Karte Lugards (nach Mackay's Angaben) lässt noch sehr viel ungewiss.

gehalten wurde. In einem dieser Zimmer richtete ich mich häuslich ein, während meine Leute in einer nahe gelegenen Hütte Unterkunft fanden.

Sofort angestellte Erkundigungen ergaben, dass ich ohne Erlaubniss des Königs keine Boote erhalten könne. So beschloss ich, bis zum Eintreffen der Antwort aus Ugánda hier zu warten und bat den französischen Bischof in einem Briefe, mir die Erlaubniss vom König zu erwirken.

Am folgenden Morgen konnte ich mir die nähere Umgebung meines Hauses in Ruhe ansehen. Dichtes Buschwerk und schöne Baumgruppen wechselten parkartig mit kleinen Grasflächen ab. Hier und dort hatten die Eingeborenen neben ihren Hütten Bananen angepflanzt, zwischen denen verstreut Ficus zur Rindenstoffbereitung und Kaffeebäume mit ihren scharlachrothen Früchten standen. Stellenweise war die Vegetation ausserordentlich üppig; auf den grossen Waldriesen wuchsen zahlreiche parasitische Farrne und Orchideen. Aus dem dunklen Laube leuchtete das helle Grün der zierlichen Phönixpalmen hervor. Dicht neben unserm Hause stand ein riesiges Exemplar des Mpaffu-Baumes (Canarium edule),

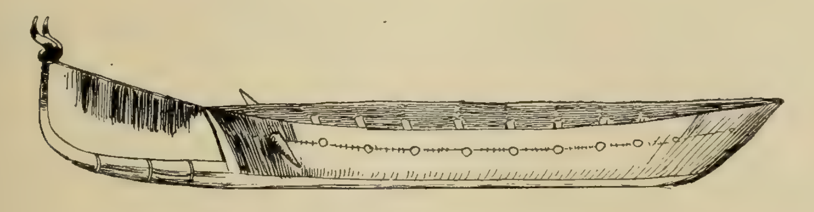


Abb. 49. Eine Ugánda-Barke.

dessen Stamm einen Meter über dem Boden nicht weniger als acht Meter Umfang zeigte, während seine dichte Laubkrone etwa 30 Schritt Durchmesser hatte. In den Morgen- und Abendstunden trieben in ihr zahlreiche Graupapageien ihr Spiel und erfreuten uns mit ihrem angenehm modulirten Pfeifen. Sie lieben die violettgrüne Frucht dieses Baumes, die in ihrem weissen Fleisch einen dreikantigen Kern einschliesst und auch von den Waganda gerne verzehrt wird. Wohlriechendes, hellgrünes Harz fliesst aus der Rinde des Baumes. Wohin man sich wendet, ist in der Gegend dort alles angebaut, folgt man aber dem Strand nach Norden, so erreicht man bald unberührtes Land. Dicht hinter dem Ufer wechseln Grasflächen, auf denen Reiher und Pfauenkraniche ihrer Nahrung nachgehen, mit dichten Streifen Buschwald ab, in denen die Gummiliane (Landolphia) mit ihren wohlriechenden weissen Blüthen nicht selten ist.*) Grosse Ficus-Bäume reihen sich an Gesträuche von Carissa und allerlei anderen Pflanzen. In den höchsten Wipfeln hausen Papageien und der schön blau schillernde, roth-beschwingte Pisangfresser (Musophaga Rossae). Bunt schillernde Schmetterlinge, insbesondere verschiedene Arten der Segelfalter, ergötzen das Auge durch ihre Farbenpracht.

Hier sah ich auch zum ersten Male seit unserm Scheiden von der Küste

*) Ssésse ist der einzige Punkt auf dieser Expedition, wo ich Gummilianen fand.

Stauden von Schotenpfeffer (Capsicum conicum). An tiefer gelegenen feuchten Stellen wachsen dichte Bestände von hohem Schilfgras, in denen zahlreiche wilde Cardamom-Pflanzen (Amomum) wuchern. Ihre rothen Früchte (Matúnguru), die dicht am Boden wachsen, haben in einer weissen, leicht säuerlichen Pulpa eine Anzahl schwarzer, gewürziger Kerne eingebettet, und werden von den Eingeborenen ihres aromatischen Geschmackes wegen gerne gegessen.

Für den Naturforscher eröffnete sich somit ein reiches Arbeitsfeld, und fast der ganze Tag verging damit, die von Mabruck und den andern Leuten herbeigebrachten Schätze zu ordnen. Die Kinder der Eingeborenen hatten sehr bald erfasst, dass ich an Naturobjekten Freude fand und brachten mir Insekten, Frösche, Fledermäuse und vieles andere herbei. In den kühlen Nachmittagstunden ging ich wohl auch selbst der Jagd nach und brachte ausser kleineren Vögeln für die Sammlungen auch einige Enten (Anas xanthorhyncha) und Nilgänse für die Küche heim. Es war ein wirklicher Genuss, so auf vollkommen sicherem Terrain einige Stunden einsam und unabhängig von der grossen Menschenmasse der Karawane umherstreifen zu können.

Am vierten Tage meiner Anwesenheit in Ssésse traf Mr. Gedge ein, der vom Süden des Sees kommend, einige Tage beim Pascha in Bukóba verweilt hatte, wobei ihn dieser über den Zweck meiner Reise aufklärte. Im Austausch unserer gegenseitigen Erlebnisse und in Gesprächen über die Zustände in Ugánda verbrachten wir zwei höchst angenehme Tage, während derer ich in Mr. Gedge einen feingebildeten, liebenswürdigen Menschen kennen lernte. Er setzte mir auseinander, Ugánda sei infolge der häufigen Kriege beinahe in eine Wüste verwandelt, die kleinen Leute stürben vielfach Hungers, nur die grossen Chefs gediehen. Die Verhältnisse zwischen den religiösen Parteien hätten sich aufs Aeusserste zugespitzt, so dass bei dem allseitigen Fanatismus das Schlimmste zu befürchten sei. Er besorgte, dass ich bei Ausführung meiner Aufgabe, Boote zu beschaffen, auf starken Widerstand stossen würde. Die englischen Missionare seien unpraktisch, die französischen, die leicht zu Intriguen neigten, würden mir kaum helfen wollen, ebensowenig werde der König selbst eine Hand für mich rühren, wenn er höre, dass der Pascha nicht nach Ugánda kommen könne. Mr. Gedge lud mich ein, in Ugánda sein Gast zu sein. Es schien mir aber praktischer, mich als Gast des Königs zu betrachten und diesen um ein Haus zu bitten. Wenn ich auf diese Weise meine Unabhängigkeit bewahrte, so hoffte ich am besten, meine Neutralität aufrecht erhalten und mich mit allen Parteien freundschaftlich stellen zu können. Mr. Gedge machte mir überdies die sehr interessante Mittheilung, dass seine Stellung in Ugánda augenblicklich derartig erschwert sei, dass er, falls nicht in den nächsten Tagen eine Unterstützung für ihn komme, entschlossen sei, den Pascha und seine Expedition um Hilfe zu bitten. Das Beste sei seiner Ansicht nach, wenn die ganze englische Partei nach dem östlichen Gebiet, etwa Ussóga, auswandere. Eine solche Theilung der Interessensphären für die Missionsgesellschaften hatte der Pascha ihm anempfohlen.

Er wolle nur zuerst Ugánda aufsuchen, um sich durch eigene Beobachtungen genau über den neuesten Stand der Dinge zu informiren.

Ich berichtete diese Aeusserung an den Pascha und bat um Instruktionen für den Fall, dass in der That ein derartiges Ersuchen von Mr. Gedge gestellt werden sollte. In einem Privatbriefe wurden die von ihm gesandten Instruktionen*) noch verschiedentlich erläutert. Der Pascha schrieb u. a.: »Die Instruktionen sind natürlich nur eine Linie für Ihr Verhalten mit Rücksicht auf die Verhältnisse zwischen England und Deutschland. Ich wiederhole aber ausdrücklich, dass, sollten die Verhältnisse sich so gestalten, dass Sie eingreifen müssten, Sie Ihrer eigenen Direktion folgen müssen, natürlich immer im Auge behaltend, dass wir beide Parteien nicht vor den Kopf stossen dürfen. Ich bin zu lange in Afrika, um nicht die völlige Nutzlosigkeit genauer Instruktionen, die durch den Verlauf der Ereignisse jeden Augenblick unmöglich gemacht werden können, zu begreifen, »meisterliche Unthätigkeit« wird wohl Ihre Aufgabe sein. . . Ich habe Mr. Gedge gebeten, geduldig zu sein, er ist jedoch ein wenig Feuerbrand, und könnte es wohl eintreten, dass er trotz meiner gegentheiligen Bitten die Dinge zur Katastrophe bringt. Lassen Sie sich ein Haus geben, seien unabhängig und empfangen die Leute bei sich, statt viel zu ihnen zu gehen. Das giebt Ihnen in Ugánda Ansehen. . . Versichern Sie Mr. Gedge, dass ich alles thun werde, was in meinen Kräften steht. Ich wäre garnicht abgeneigt, selbst dorthin zu kommen und die Sache zu arrangiren, nur muss ich etwas in den Händen haben, was mich dazu bevollmächtigt. . . Halten Sie sich in vermittelnder Rolle, schützen Jeden, der sich an Sie wendet, greifen aber nicht aktiv ein.«

Einen Tag nach der Abfahrt des Mr. Gedge erschien ein Kanu mit Leuten des Ugánda-Chefs Gávunga, die Geschenke an den Pascha bringen sollten. Von

---

*) Bukóba, den 28. Dezember 1890.

An

Herrn Lieutenant Dr. Stuhlmann, Ugánda.

In Erwiderung auf Euer Hochwohlgeboren Schreiben vom 18. laufenden Monates, habe ich die Ehre zu bemerken, wie folgt:

Da Euer Hochwohlgeboren nur deshalb Ugánda betraten, weil ohne Vermittelung des Königs keine Boote zu erkaufen sind, wir jedoch diese unumgänglich nöthig haben, so bitte ich, sich jeder Einmischung in die dortigen politischen Verhältnisse enthalten und die strengste Neutralität beobachten zu wollen. Es schliesst dies nicht aus, dass Euer Hochwohlgeboren, falls die Verhältnisse es erheischen sollten, den dortigen Europäern jeden möglichen Schutz angedeihen lassen, sowie durch mündliche Vorstellungen den Vermittler zwischen den Parteien machen und so etwaiges Blutvergiessen verhindern mögen. Immerhin wird es Ihre Aufgabe sein, sich in keiner Weise zu binden, noch für eine der Parteien einzutreten; wollen sich diese direkt an mich wenden, so mögen sie es thun. Sobald Ihre Geschäfte mit Mwánga erledigt sind, und die nöthigen Boote erkauft wurden, ersuche ich Sie, hierher zurückzukehren. Wollen Sie die Güte haben, Mwánga davon zu verständigen, dass Sie keine Zeit zu verlieren haben, weil andere Geschäfte unserer harren.

Sollten Sie sehen, dass Mwánga Ihnen nicht helfen kann oder will, so wird es besser sein, selbst unverrichteter Sache hierher zurückzukehren.

Der Expeditions-Chef.

(gez.) Dr. Emin Pascha.

diesen erfuhr ich, dass man in Ugánda fest zum Kriege entschlossen gewesen sei, ausserdem habe sich in der französischen Partei ein Komplott gebildet, dessen Mitglieder Mr. Gedge bei seiner Rückkehr auf dem Wege vom Strande zur Hauptstadt überfallen und tödten und so den englischen Einfluss zerstören wollten. Vor wenigen Tagen sei jedoch die Nachricht nach Ugánda gekommen, ein Bruder des Paschas (ich selbst) sei in Ssésse eingetroffen. Nun fürchte man dessen und des Paschas Einschreiten und habe beschlossen, vom Kampfe abzustehen; falls ich aber nach Bukóba zurückkehren sollte, werde der Kampf sofort beginnen. Am selben Abend traf ein von Mwánga*) selbst unterzeichneter Brief ein, worin ich aufgefordert wurde, nach Ugánda zu kommen, um dort mein Anliegen zu ordnen.

Es war jedoch schwierig, für diese Reise noch einige Kanus zu erhalten. Bei dem dortigen Missionsneger fand ich nicht die geringste Unterstützung; dieser Mensch nahm sich, auf seine Zugehörigkeit zur Mission bauend, täglich grössere Unverschämtheiten heraus. Trotzdem er wusste, dass der Zweck meines Kommens der Einkauf von Kanus war, kaufte er für sich selbst Boote zu billigen Preisen auf, ohne mir vorher Mittheilung davon zu machen. Auch hinderte er mehrfach die Eingeborenen, die meinen Leuten Nahrungsmittel verkaufen wollten, zu mir zu kommen, und suchte auf alle Weise die Lieferung von Kanus Seitens der Eingeborenen zu hintertreiben. Ich sah mich deshalb gezwungen, ihm zu erklären, dass ich Gewalt anwenden würde, falls mir nicht in Kürze Barken geliefert würden. Seine ganze Antwort bestand darin, dass er die schon für mich bereit liegenden Kanus fortzuschaffen suchte, so dass ich während der Nacht einen Soldaten als Posten dabei aufstellen musste. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es schliesslich, am nächsten Morgen (19. Dezember) abzureisen.

Einige tiefe, von Flusspferden belebte Buchten schneiden weiterhin in den Nordrand der Insel ein, dem wir zunächst folgten. Zahllose Gänse, Reiher, Cormorane und andere Vögel belebten das Ufer, und im Wasser plätscherten grunzende Flusspferde. An einer der Buchten, die von Phönix- und Raphia-Palmen, sowie von dunkeln Mpaffu-Bäumen eingerahmt war, schlugen wir bei dem kleinen Orte Nyamogódjo unser Nachtquartier auf, um am folgenden Tage die Inseln Mvúvu und Lulámba zu passiren und nach siebenstündigem Rudern die Ugánda-Küste bei dem früheren Hafenplatz Ntébbi zu erreichen.

Der Strand ist hier theils sandig, theils schlammig und mit Schilf bestanden, weiter landeinwärts zeigt sich hügeliges Lateritland, auf dem zahllose, sehr grosse Termitenhügel aufgesetzt sind. Grasbestände wechseln auch hier parkartig mit grösseren oder kleineren schönen Baumgruppen ab, in denen Affen, Eichhörnchen und bunte Vögel ihr Wesen treiben. Stellenweise bilden grosse Massen von eisenschüssigen Konglomeraten mächtige Felsblöcke, in deren tunnelartig ausgewaschenen Höhlen zahllose Fledermäuse hausen.

*) Mwánga, gesprochen Muánga oder Moánga.

Von Mr. Gedge, den ich hier einholte, hörte ich gerüchtweise, dass dicht vor der Hauptstadt eine englische Karawane angekommen sein solle. Der Häuptling des Distrikts Ntébbi, Namens Mógula, — derselbe, der den Pascha von Bukúmbi nach Bukóba gefahren hatte, — war zur Zeit abwesend; seine sauber gekleideten Leute, von denen viele das Kreuz der katholischen Mission trugen, brachten uns Nahrung in Hülle und Fülle. Von hier aus mussten wir eine Strecke weit an der schön bewaldeten Küste von Ugánda entlang fahren, ehe wir, an der kleinen Insel Mbilu vorbei, in die grosse Seebucht (Murchison Bay) gelangten, deren etwa vier Kilometer breiter Eingang von dem winzigen Eiland Naluváli fast versperrt wird. Quer über die Bucht fahrend, erreichten wir bald die von üppiger Vegetation bestandene Insel Ssówe, auf der sich Mr. Gedge ein Wohnhaus und Magazin erbaut hatte, das während seiner Abwesenheit von einigen Sansibariten in Ordnung gehalten worden war. Er bot mir an, mich hier aufzuhalten, bis ich vom Könige Antwort auf einen von Ntébbi aus geschriebenen Brief erhalten habe. Diesen hatte ich darum gebeten, mir in der Hauptstadt ein Haus zu geben und mich durch einen Boten abholen zu lassen.

Während ich einen Tag auf Ssówe warten musste, bis der Bote kam, der mich geleiten sollte, erfuhr ich nun thatsächlich, dass eine englische Karawane unter Capitain Lugard und zwei Europäern am Tage vorher in der Hauptstadt angekommen sei, die ssudanesische Soldaten, sowie ein Maximgeschütz mit sich führe.

Auf unserer Fahrt von Ssésse an hatte ich eines der Kanus mit zweien meiner Leute vermisst, erst bei meiner Abfahrt von Ssówe trafen sie ein und erzählten, dass unterwegs ihr Boot ein grosses Leck bekommen habe. Sie hätten sich nur mit Mühe auf eine kleine unbewohnte Felseninsel retten können, wo sie ohne Nahrung einen ganzen Tag zubrachten, bis sie von vorüberfahrenden Fischern aufgenommen wurden.

Quer über die Bucht fahrend, erreichten wir am 23. Dezember den Hafenplatz (Manyónyo) der Hauptstadt Ugándas. Das Ufer ist bewaldet, nur stellenweise deuten hellgrüne Bananenhaine auf menschliche Wohnungen. Hier und da erhebt sich ein grasbewachsener Hügel aus der dichten Vegetation. Die kleine Insel Bulingúgwe liegt dicht vor dem Platz, an dem wir landeten. Bei meiner Ankunft traf ich den französischen Bischof Msgr. Hirth, der gerade im Begriff war, nach dem Süden des Sees abzufahren. Sauber in Rindenstoffe gekleidete Leute standen zahlreich am Ufer, aber es dauerte ziemlich lange, ehe sie auf Zureden des Gesandten (Mbáka), Namens Mtési, den der König mir geschickt hatte, meine Lasten aufnahmen, um sie in die Hauptstadt zu schaffen. Während dessen hatte ich Gelegenheit, einen Araber, Namens Abubekr-bin-Mohammed, aus Baráwa gebürtig, kennen zu lernen, der vor Kurzem, nachdem der König mit der christlichen Parthei das Land den Muhammedanern abgenommen hatte von Unyóro gekommen und gefangen genommen war. Nachdem er erst misshandelt und auf einer kleinen Insel gefangen gehalten worden war, genoss er

jetzt scheinbar ziemliche Freiheit; eine kleine Hütte am See war ihm als Wohnung angewiesen, doch durfte er das Land nicht verlassen und musste von Zeit zu Zeit für den König kochen. Er bat mich flehentlichst, seine Freilassung zu erwirken.

Durch die denkbar üppigste, gartenartige Vegetation führte uns der Weg in etwa zwei Stunden zur Hauptstadt. Wenn man, wie wir damals, aus den trockenen Gebieten Deutsch-Ostafrikas kommt, ist man überrascht und erstaunt, mit welch verschwenderischer Fülle die Natur hier ihre Schätze ausgebreitet hat. Alles ist grün, hohes Schilf wechselt mit herrlichen Waldungen, in denen die Phönix-Palme eine anderswo noch nicht gesehene Entwicklung erreicht. Einen drei bis vier Meter breiten, schnurgeraden, auf Befehl des Königs von den fleissigen Waganda hergestellten Weg entlang, wanderten wir über Berg und Thal, hier und da verbargen sich hinter hohen Rohrzäunen einige menschliche Ansiedelungen. Viele Hütten waren zerfallen und unbewohnt; der unerbittliche Krieg, die Geissel Ugándas, hatte die Einwohner verjagt oder getödtet, und in den Bananenhainen, wo früher die ordnende Hand des Besitzers waltete, wucherte jetzt eine wilde Vegetation üppig empor. Dann öffnete sich mit einem Male der Wald, und eine weite, mit einzelnen Hügeln bestandene Grasebene lag vor uns, in der nur verstreute kleine Gebüsche und Bäume dem Auge einen Ruhepunkt boten. Einer der Hügel, auf den unsere Strasse schnurgerade hinaufführte, war mit Strohhütten dicht bedeckt und von einem grossen Rohrzaun umgeben. So weit das Auge reichte, zeigten sich Bananen-Anpflanzungen und Hütten in der Gegend verstreut: wir hatten die Kibúga (Hauptstadt) Ugándas vor uns. Auf einem der Hügel Namens Mengo — jeder hat seine besondere Benennung — liegt das grosse Hüttendorf des Königs selbst.

Man führte mich zunächst nach einem nahen, von Bananenpflanzungen umgebenen Hause, in dem auch Dr. Peters bei seiner Anwesenheit gewohnt hatte. Meine Diener, die in das Haus eingedrungen waren, um es zu reinigen, erschienen in kürzester Frist wieder, sich am ganzen Leibe kratzend. Ihre Beine waren mit Flöhen buchstäblich bedeckt, die in dem auf dem Boden der Hütte aufgeschichteten Grase schon lange Zeit auf Nahrung gewartet haben mochten. Meine erste Sorge war es daher, durch die lastentragenden Waganda die Hütte gründlich säubern und mit Wasser besprengen zu lassen, wodurch wenigstens ein Theil der Flöhe entfernt wurde. Indessen dauerte diese Plage während meines ganzen Aufenthaltes am Platze fort, und ganz besonders hatten die an der Erde schlafenden Leute soviel darunter zu leiden, dass sie zeitweilig geradezu einen Hautausschlag bekamen.

Mein Haus war nach dem neuen Uganda-Stil erbaut; auf rechteckiger Basis erhoben sich niedrige Seitenwände, die von einem Giebeldach mit sehr kurzem First bedeckt waren. Am vorderen Theil befand sich eine offene Veranda, in der ich meinen Arbeitstisch und die Kisten aufstellte, die zur Aufnahme der Sammlungen bestimmt waren. Der grosse, fast dunkle Mittelraum diente mir

als Schlafzimmer und Magazin, während ein kleines Hinterzimmer Vorräthe an Lebensmitteln aufnahm. Die Wände bestanden aus doppelten, gitterartigen Geflechten von parallel nebeneinander gestellten und durch Ficusbast verbundenen Rohrstäben. Zwischen diesen zwei Geflechten war ein etwa handbreiter Raum gelassen, den man in den meisten Fällen mit Gras ausfüllt, um der Zugluft den Zutritt zu verwehren. Bald hatte ich mich leidlich wohnlich eingerichtet; Pflöcke zum Aufhängen von Gegenständen wurden in die Rohrwände getrieben und hier und da Schnüre gespannt, an denen die Vogelbälge zum Trocknen aufgehängt werden sollten. Meine Leute ihrerseits machten es sich in einer Reihe von kleinen Hütten bequem, in denen vor Zeiten die Sklaven des Besitzers gelebt hatten.

Wenn ich aus meinem Bananenhain heraustrat, konnte ich einen grossen Theil der Landschaft übersehen. Ein flaches Thal, worin sich ein viereckiger, künstlich ausgehobener Teich befand, trennte mich von dem gewaltigen Hüttenkomplexe, den der König mit seinen Leuten bewohnte, während hinter mir der Hügel Rubága gelegen war, auf den sich früher einmal die Königliche »Residenz« befunden hatte. Weiter nach Norden dehnte sich eine Reihe von Hügeln aus, auf deren einem Capitain Lugard sein Expeditionslager aufgeschlagen hatte.*)

Am folgenden Morgen wurde ich von dem erwähnten Mtési zur Audienz beim König abgeholt. Von einer grossen Menschenmenge gefolgt, gelangten wir auf breitem, schnurgeradem Wege zu dem 3 bis 4 Meter hohen Rohrzaun, der das Dorf des Königs umgiebt. Der Innenraum ist durch zahllose niedrigere Zäune in viele kleine Höfe eingetheilt. In den äusseren von ihnen liegen die Hütten der Pagen und Thürhüter, während die Inneren vom Könige selbst und seinen zahllosen Frauen, deren er etwa 500 hat, bewohnt werden. Riesige Thüren von Rohrgeflecht, deren jede einzeln bewacht wird, verbinden die einzelnen Höfe mit einander. An der letzten Thüre musste ich mit meinen vier Sulusoldaten einige Augenblicke warten. Zahlreiche Eingeborene waren mit mir in den letzten Hof eingedrungen und liessen nur eine breite Gasse bis zur Audienzhütte des Königs frei, an der die Leibgarde des Königs Spalier bildete. Das Präsentiren der mit weissen Anzügen und rothen Mützen uniformirten Soldaten ging ziemlich unregelmässig vor sich, während einige Tamboure und Hornisten unter Leitung des allen Ugánda-Reisenden bekannten Toli einen betäubenden Lärm machten. Bei meinem Erscheinen in der mit Menschen überfüllten Hütte stand der König von dem kleinen eisernen Feldstuhl auf, auf dem er sass, und ging mir einige Schritte entgegen, um mir die Hand zu reichen und mich nach einem

*) Eine Abbildung in einer, neuerdings von der Ch. Miss. Soc. herausgegebenen Flugschrift über Ugánda (Uganda, its Story and its Claim by Rev. G. F. Smith, M. A. London, Ch. Miss. Soc., Salisbury Square E. C.) giebt dies Gebiet nur sehr schlecht wieder. Es hat dort den Anschein einer Gebirgslandschaft, während nur flache, grasbewachsene Hügel vorhanden sind und der als Bergsee dargestellte Teich doch nur eine viereckige Pfütze von etwa 100:30 Schritt ist. Manche der anderen Bilder sind nicht schlecht.

zu seiner rechten Seite aufgestellten Stuhle zu führen. Mwánga ist etwa 25 bis 30 Jahre alt, kräftig gebaut und mehr als mittelgross. Sein Gesicht ist etwas gedunsen und hat einen stark sinnlichen Ausdruck, doch verrathen die ausnehmend grossen Augen einige Intelligenz. Bei dieser öffentlichen Audienz suchte er allerdings durch fortwährendes albernes Lachen seine Verlegenheit zu bemänteln. Immer wich er vom Thema ab und sprach, während irgend Jemand ihm einen Vortrag hielt, bald mit diesem, bald mit jenem seiner Leute, ihnen zum Zeichen seiner Huld die Hand schüttelnd. Alle Waganda-Grossen hatten sich versammelt, um den neuen Fremdling kennen zu lernen. Der König, zu dessen Füssen ein persischer Teppich und einige Elfenbeinzähne lagen, war mit einem weissen arabischen Hemd bekleidet, über dem er einen ihm von den französischen Missionaren geschenkten blau und weiss gestreiften Rock trug. Seine Häuptlinge waren in schneeweisse Baumwollstoffe gekleidet, die meisten trugen weite Hosen und Röcke, oft auch noch die togaartige Ugánda-Tracht. Besonders fiel mir der am Eingang stehende Chef der Leibgarde, Myássi, auf, der eine rothe Franzosenhose und gelbe Lederstiefel und in der Hand das ihm von Dr. Peters geschenkte deutsche Magazingewehr trug.

Nachdem ich dem König die Grüsse des Paschas überbracht, erzählte ich ihm den Zweck meiner Reise nach Ugánda und erhielt einen Mann zugewiesen, der Boote für mich kaufen sollte. Mwánga erinnerte sich des Paschas sehr wohl, der während der Kindheit des Königs zwei Mal in Ugánda gewesen war und dort unter dem Namen Abdul Emin noch heute eine sehr populäre Persönlichkeit ist. Er erkundigte sich nach der Kurzsichtigkeit des Paschas, nach unseren Kämpfen mit den Wagógo und Wangóni, nach unserer Thätigkeit in Bukóba und vielem Anderen. Ich schied von ihm mit der Gewissheit, einen weit schlaueren Menschen vor mir zu haben, als es beim ersten Eindruck den Anschein hatte, der aber gleichwohl den ausserordentlich schwierigen Verhältnissen in Ugánda nicht gewachsen sei.

Am selben Tage machte ich noch im Lager der englischen Expedition meinen Besuch. Auf der Kuppe eines Kampálla genannten Hügels hatte man die Zelte der Europäer an einer Seite und die Grashütten der Leute an der anderen Seite in einem grossen Viereck aufgestellt und von einem niedrigen Rohrzaun umgeben. An den Pforten, die ins Lager führten, standen Schildwachen in für unsere Begriffe ziemlich lässiger Haltung. Es wunderte mich besonders, dass mir die Soldaten, obwohl ich in Uniform erschien, entweder gar nicht oder nur sehr nachlässig die Honneurs erwiesen. Ebenso geschah das Exerziren der Garnison, die fast den ganzen Tag unter Waffen zu stehen schien, mehr auf türkische als auf europäische Art. Die Leute trugen blaugestrickte Trikotjacken, helle Beinkleider und dunkelblaue Beinwickel; manches war stark zerrissen und hier und da schien auch ein Ausrüstungsstück zu fehlen. Die Bewaffnung bestand aus langen alten Snider-Gewehren mit Papp-Patronen; nur die Chargen führten Winchester-Karabiner. Es waren ungefähr 50 Ssudanesen,



Nach einer Phot. v. Stuhlmann

Lichtdr. v. Frisch.

Phönix-Palmen am Seestrand
bei Manyónyo (Ugánda).

ausserdem noch eine Anzahl Sansibariten, die mit Snider-Karabinern bewaffnet, aber nicht uniformirt waren, und endlich eine grosse Anzahl von Trägern, von denen die meisten keine Stoffe mehr besassen und Rindenstoffe der Eingeborenen als Kleidung benutzten.

Von Capitain Lugard (Abb. 50), einem mittelgrossen Mann, der damals einen dunklen Vollbart trug, wurde ich liebenswürdig aufgenommen; er war, als ich ankam, gerade im Begriffe, zum König zu gehen, und konnte mich deshalb nur einen Augenblick sprechen. Als Zweiter in dem Kommando fungirte Mr. de Winton und für die kaufmännischen Geschäfte ein Mr. Grant, der sich früher in Mossambique aufgehalten hatte. Mr. Gedge wurde durch Capitain Lugard, der mit Spezial-Instruktion gekommen war, gleich von Anfang an ausser Funktion gesetzt und reiste nach einiger Zeit in Begleitung weniger Leute nach der Küste ab, was er sowieso seiner Augen wegen nöthig hatte.

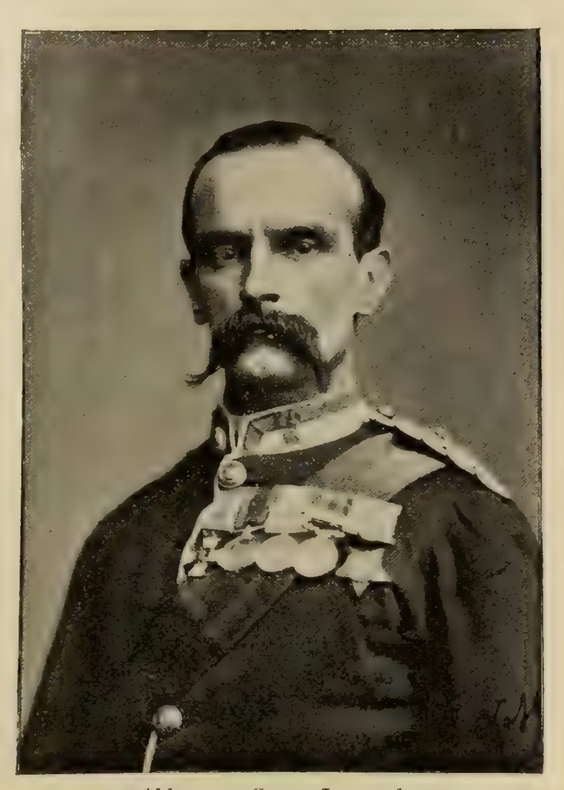


Abb. 50. Capt. Lugard.

Im englischen Lager war nicht gerade Ueberfluss vorhanden, die Expedition traf mit circa sechs Stofflasten in Ugánda ein, und bald mussten Mr. Gedges Stoffe, die er über ein Jahr aufgespart, von der Expedition verbraucht werden, die eben erst von der Küste kam. Bei der augenblicklich herrschenden Theuerung im Lande war es höchst schwierig, sich die nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen und mehrfach mussten Kolonnen über den Nil hinüber nach Ussóga geschickt werden, um dort Einkäufe zu machen. Die Rationen waren bei diesem Mangel selbstverständlich nur sehr klein. Theils wurden Kauris ausgegeben, theils Stoffe, und zwar vielfach der hier kaum gangbare, ganz dünne Satini, theils auch Lebensmittel in natura, wobei oft auf den Mann nicht mehr als zwei bis drei Bananen pro Tag kamen. Unter solchen Umständen herrschte sowohl unter den Soldaten als unter den Trägern ziemliche Unzufriedenheit. Ich war glücklicherweise im Stande, vor meiner Abreise aus dem Lande, Capitain Lugard auf seine Bitten einige Stoffe überlassen zu können, die wenigstens für einige Tage die Bedürfnisse wieder deckten.*)

*) Später wurden von Mr. Stokes zu sehr hohen Preisen, etwa 20 Dollar pro Gora, Stoffe gekauft, bis man billigere von den Arabern am Südende des Sees beziehen konnte.

Sehr interessant war es mir, dass die englische Expedition dasselbe Maxim-Geschütz mitführte, das schon Stanley bei seiner Aufsuchung Emin Paschas gedient hatte. Stanley hatte es auf seiner Rückkehr bei Mombas sofort an Land gebracht, zusammen mit dem Rest der Remington-Gewehre, die jetzt mit dem früher erwähnten, bei Máckay in Ussambíro gelassenen der J. B. E. A. Co. dienen. Dass Stanleys Zug nur im Interesse dieser Gesellschaft unternommen war, leuchtet aus obigen Thatsachen vollends ein.

Fast täglich traf ich auch mit den englischen und französischen Missionaren zusammen; erstere, die Herren Gordon und Walker, wohnten in kleinen Rohrhäusern, die in winzige, halbdunkle Kammern abgetheilt waren. Etwas freundlicher war die Station der Franzosen, die damals noch am Fusse des Rubága-Hügels gelegen war. Der Vorsteher, Père Brard, verhielt sich mir gegenüber sehr reservirt, weil er fürchtete, seine schwierige Lage durch den Verkehr mit mir noch zu verschlimmern. Er klagte, dass man Verdacht habe, seine Mission brächte Mengen von Gewehren und Munition ins Land, und die Engländer hätten sogar seine Häuser durchsuchen lassen.*) Die Kirchen beider Missionen, damals noch primitive Rohrhütten, waren sehr besucht. Alltags konnte man 200—500, Sonntags aber 3—5000 Leute zum Besuch jeder der beiden Missionen gehen sehen.

Vor dem Import von Waffen schien Capitain Lugard sich mit Recht sehr zu fürchten, und kein Tag verging, ohne dass er mich dringend bat, dem Pascha darüber Vorstellungen zu machen, dass keine Waffen aus dem deutschen Gebiet nach Ugánda gelangten. Besonders befürchtete er, dass Mr. Stokes grosse Mengen davon ins Land bringen würde. Indessen, wenngleich dieser früher in Ugánda grosse Mengen von Vorderladern und Hinterladern, im Jahre 1888 nach Aussage von Msgr. Hirth sogar Mauserpatronen, an Eingeborene verkauft hatte, so war Aehnliches doch nach den neueren Verträgen nicht mehr zu erwarten. Der Verkauf von Gewehren jeglicher Art an Eingeborene ist überhaupt der eigentliche Grund zum Ruin für Ugánda gewesen, ebenso wie er für alle anderen Gebiete im höchsten Grade verderblich ist.

Die politische Lage in Ugánda war bei dem Eintreffen der englischen Expedition eine höchst gespannte, wurde aber durch deren Erscheinen noch bedeutend verschärft. Wie sich im nächsten Kapitel zeigen wird, war die muhamedanische Partei vertrieben worden und nach Ssingo und Unyóro geflüchtet. Das ganze Land war an christliche Chefs beider Religionsgenossen-

*) Im Ch. Miss.-Soc.-Flugblatt über Ugánda ist betont, dass viele französische Gewehre in Ugánda seien. Es ist dies allerdings der Fall, doch findet man eine bedeutend grössere Anzahl englischer Waffen, besonders von Stokes und Arabern importirter. Ebenso sollen die französischen Missionare nach meinem Fortgang auf dem Hügel Rubága eine Festung mit Schiessscharten erbaut haben. Ich kann dagegen sagen, dass die Franzosen überall in gleicher Weise bauen, dass Kipálla-pálla, Bukúmbi, Nyengési, Karema etc. gleiche Mauern, Thürme und Schiessscharten haben und dass man es den Herren doch nicht verdenken kann, wenn sie ihr und ihrer Leute Leben möglichst schützen wollen. Wenn die Engländer nur Pfahlzäune bauen, so kann man es den Franzosen doch nicht verwehren, dass sie vorsichtiger sind.

schaften ziemlich gleichmässig vertheilt, diese aber bald durch Eifersüchtelei unter einander zerfallen, so dass man jeden Moment einen Bürgerkrieg erwarten konnte. Der König gehörte der katholischen Partei an, die unter keiner Bedingung Engländer im Lande haben wollte, einmal weil sowohl Stanley als Jackson ihnen in schwieriger Lage ihre Hilfe verweigert hatten, dann auch, weil sie fürchteten, dass unter einer englischen Regierung die Protestanten bevorzugt werden möchten. Die protestantische Partei ihrerseits, deren Führer der Premierminister (Katíkero) Kágwa Apóllo war, wünschte zwar die englische Regierung, verlangte jedoch von ihr die Unterdrückung der Katholiken. Die Häuptlinge beider Parteien jedoch wünschten gemeinsam die Neutralität des Landes oder aber deutsches Protektorat. Bei den Katholiken war dies in Anbetracht ihrer Abneigung gegen die Engländer selbstverständlich, aber auch Protestanten (Gávunga, Kagóro u. A.) kamen täglich zu mir, die mich in diesem Sinne interpellirten; ja, der Katíkero schrieb sogar einen Brief an den Pascha, worin er ihn aufforderte, nach Ugánda zu kommen, um den jetzigen unleidlichen Zuständen ein Ende zu machen. Ich konnte natürlich nichts Anderes thun, als den Leuten auseinandersetzen, die Grenzabmachungen seien in Europa getroffen worden und wir hätten nicht das Recht, uns in die Verhältnisse Ugándas einzumischen. Nichtsdestoweniger hoffte man noch immer, dass die von Dr. Peters vorgeschlagene Neutralität des Landes sich würde herstellen lassen. Der König selbst schrieb deshalb einen langen Bittbrief an Seine Majestät den deutschen Kaiser, den er mir vor der Absendung vorlegte. Er wies darin auf seine 33 Ahnen hin und erklärte, er wolle ebenso wie diese sein Land unabhängig von einer europäischen Macht regieren. Er werde aber den Fremden aller Nationalitäten gerne Handelsfreiheit und Schutz in seinem Reiche gewähren. Begleitet war dieses Schreiben von einem Geschenk aus zwei riesigen Elfenbeinzähnen. Obgleich ich ihm klar zu machen suchte, dass der Brief schwerlich den gewünschten Erfolg haben werde, liess er sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Bei seiner Rückkehr zum Victoria-Nyansa hat Lieutenant Langheld an Mwánga die Gegengeschenke Seiner Majestät überbracht.

Capitain Lugard musste daran liegen, sofort nach seinem Eintreffen Klarheit in die Sachlage zu bringen; er drängte den König und seine Grossen, möglichst bald einen Vertrag mit der englischen Gesellschaft zu unterzeichnen und hatte für den 26. Dezember ein Ultimatum gestellt. Die Katholiken aber legten energisch Verwahrung gegen jedes Abkommen ein und drohten, Jeden, der unterzeichnete, zu erschiessen. In Folge der hochgradig gespannten Stimmung war die Aufregung und der Lärm in der Weihnacht so gross, dass an Schlaf nicht zu denken war; besonders im Dorfe des Königs wollte das Trommeln, Schreien und Schiessen nicht aufhören. Man sagte mir, dass man sich für den Krieg entschieden habe und eben daran sei, den König ausser Landes in Sicherheit zu bringen. Die Frauen hatte man bereits auf das Land geschafft, was immer ein Zeichen ist, dass Unruhen erwartet werden. Am nächsten Morgen

liess der König mir sofort durch einen Chef sagen, dass die Verhandlungen wahrscheinlich ruhig zu Ende gehen würden, die Engländer hätten sofort die Unterschrift gefordert, er, der König, aber wolle alles verschieben, bis die mit Mr. Jackson nach der Küste gesandten Boten zurückgekehrt seien, die sich durch Augenschein von dem Stand der Dinge überzeugen sollten; wenn es ernstlich werden sollte, so werde der König es mich sofort wissen lassen.*) Zugleich theilte mir der Bote mit, dass der König Blutsbrüderschaft mit mir zu schliessen wünsche.

Ueber die von den Engländern gestellten Bedingungen, über die ich selbst im Unklaren gelassen wurde, kursirten die abenteuerlichsten Gerüchte im Lande, so z. B. dass alle Gewehre konfiszirt werden, dass die Leute einen Zaun an der deutsch-englischen Grenze bauen sollten und anderer Unsinn mehr.

Am Abend spät besuchte mich der Vertraute des Königs, der mich um meinen Rath fragte, ob Mwánga am nächsten Morgen den Vertrag unterzeichnen solle oder nicht; meinen Rath wolle der König befolgen. Die Beantwortung dieser Frage, die ich schon lange gefürchtet hatte, war für mich sehr schwierig, da ich weder den König, noch die Engländer verletzen wollte. Ich sagte ihm deshalb, ich sei nun erst einige Tage da und kenne als Fremder weder Land noch Leute; ausserdem wisse ich ja überhaupt nicht, welche Forderungen in dem Vertrage gestellt seien. Er sei König im Lande und Herr seiner Entschlüsse, aber soviel könne ich ihm sagen, dass nach dem Vertrag zwischen England und Deutschland wir in seinem Lande nichts mehr zu suchen hätten, und dass der Pascha ihm auf keinen Fall helfen könne. Wenn er nicht unterschreibe, so könne es ihm ja möglicher Weise gelingen, die kleine Expedition Lugards aus seinem Lande zu vertreiben, doch sei es gewiss, dass die Engländer alsdann nach kurzer Zeit mit grösserer Streitmacht zurückkehren würden. Seine Weigerung werde also nur Krieg und Verwüstung über sein Land heraufbeschwören.

Kurz nach dem Weggange dieses Boten besuchten mich noch Häuptlinge beider Parteien, die mich dringend baten, die deutsche Flagge zu hissen, beide Parteien würden die Deutschen anerkennen und in Frieden mit ihnen leben.

Der Abend des ersten Weihnachtstages versammelte alle Europäer zu einem grossen Christmas-dinner bei Mr. Gedge. Um zu zeigen, dass man auch hier tief im Innern manchmal ganz opulent speisen kann, möge hier das Menu unserer Mahlzeit folgen:

Oxtail-Suppe
Cotelettes mit grünen Erbsen
Kleine Beafsteaks mit Carotten
Ochsenbraten am Spiess
Hühner und Oxford-Würste
Plumpudding
Custardpudding mit eingemachten Birnen, dazu Sect;
Whiskey mit selbstgemachtem Sodawasser.

*) Dies Versprechen hat der König gehalten und mich zwei Mal von Gefahren unterrichtet, während die Engländer dies unterliessen.

Die Stimmung war natürlich etwas gedrückt, weil man nicht wusste, was der nächste Tag bringen werde. Wie mir schien, beabsichtigte die englische Expedition, falls die Verhandlungen mit Mwánga zu keinem guten Ende führen sollten, nach Ussóga zurückzukehren, um sich von da aus nordwestlich durch die Lángo- (Wakídi) Länder nach Unyóro zu wenden und sich mit dem König, dieses Landes gegen Ugánda zu verbünden. Vielleicht beabsichtigte man auch, nach der deutsch-englischen Grenze zu gehen. Eine grosse Karawane mit Soldaten und einem Stahlboote sollte, wie es hiess, unterwegs sein und in einem bis zwei Monaten erwartet werden.

Die Aufregung war auch am 26. Dezember noch immer bedeutend; bewaffnete Banden durchzogen das Land. Um 1 Uhr Mittags aber erfuhr ich, dass der König und alle Grossen den Vertrag unterzeichnet hatten und somit fürs erste der Friede gesichert war. Père Brard, den ich auf der Strasse traf, sagte mir: »Wir haben unterzeichnet!« Ich habe überhaupt die Ueberzeugung, dass es die französischen Missionare waren, die den König und seine Häuptlinge schliesslich zu diesem friedlichen Entschluss bewogen haben.

Der Wortlaut des Vertrages, den der König mir gab, war der folgende:

Treaty
between the King of Uganda and Imp. Br. E. Afr. Comp. L.

I Mwanga, King of Uganda, do hereby after due council and with the full consent of the chiefs of all parties of my State, give my royal consent and sanction to the treaty herein contained, which has this day been ratified by myself and the chiefs of my State on the one part and signed by me with my own hand and seal and Capt. Lugard D. S. O., an officer of the army of her Majesty Queen Victoria of Great Britain, Emperess of India etc., acting solely on behalf of the Imp. Brit. E. Afr. Co., incorporated by Royal Charter, with full powers to conclude and ratify the same on behalf of the said company on the other part.

1°. The afores aid I. B. E. A. Co., agrees on their part to afford protection to the kingdom of Uganda by all means in their power to secure to it the blessings of Peace and Prosperity, to promote its Civilization and commerce and to introduce a system of administration and organisation by which these results shall be obtained.

2°. I, Mwanga, in the name of my chiefs, people and kingdom with its tributary states do agree to acknowledge the suzerainity of the I. B. E. A. Co. and that my kingdom and all tributary states under their sphere of Influence and Protection as agreed between the European Powers. And in recognition here of I undertake to fly the flag of no other nation, to make no treaties with, grant no kind of concessions whatever, nor allow to settle in my kingdom and acquire lands or hold offices of State any Europeans of whatever nationality without the knowledge and consent of the Company's Resident in Uganda.

3°. With a view to carrying out the obligations into which they now enter, the Company engage to send to the Court of Uganda a fully accredited Agent. His powers shall be as follows:

α) All Europeans, resident in Uganda, shall refer all disputes, all differences or questions connected with their affairs to him as Arbitrator and his decision, subject to Appeal to the Higher Authorities of the Company shall be final.

β) All European Officials of the Company shall be solely under his orders.

γ) As aforesaid the king shall obtain his consent before making any Treaties with, or granting any concessions etc. to Europeans whether of British or any other Nationality.

δ) As hereinafter described he shall be Ex officio President of the Committee of Finance and Revenue.

ε) The arms and amunition and Maxim or other guns of the Company shall be under his control or the control of such officer or officers as he may appoint.

ϛ) His consent shall be obtained and his council taken by the king before any war is undertaken and in all grave and serious affairs and matters connected with the state.

4⁰. Missionaries engaged solely in preaching the Gospel and in teaching the arts of civilization and industry shall be free to settle in the country of whatever Creed they may be, and their religious rights and liberties shall be respected and strict impartiality shewn to them.

5⁰. The Revenues of the country shall be collected and the customs and taxes shall be assessed by a Committee or Board of Finance consisting of four members with the Companies Resident as Ex officio President and their decisions shall be submitted to the king. This Committee shall be elected by the council of State, consisting of the officers, holding the principal offices of the State. They shall apportion the Revenues as follows:

α) to the Maintenance of the King and his Royal State, his household, troops, the salaries of all European or native. The expenses incident on building and repair of Royal buildings.

β) to the maintenance of the army, its amunition, supplies etc. etc. and his officers etc.

γ) to public works for the good of the country, the building of forts and garrisons, the making of Roads, Bridges, Irrigationworks etc. and to defraying such expenses as may be incurred by the Company solely for the good of the country and not in the prosecution of lucrative trade on their own account.

Nachträglich eingeschoben! { The king shall afford all the assistance in his power for the construction of these public works or of a Railway etc. by furnishing labourers etc. as may be in his power.

6⁰. The king assisted by the Company shall form a standing army which the officers of the company whith he will endeavour to organize and drill like a native Regt. in India. All appointments, promotions and enlistments shall be made entirely irrespective of Creed, and selection shall be entirely by capacity and soldierly merit. In this Army the Possessors of good rifles shall be enlisted and the king shall contribute the arms in his possession (sporting rifles excluded) and the Company at least an equal member of arms together with one or more Maximguns (under the direct control of the Resident). These arms shall remain the property of the king or Company respectively. All other arms shall be stamped and registered in order that the king and his Administration may know exactly what arms there are in the Country and in whose possession. Owners shall receive a licence signed by the King and Resident; those not sanctioned will be illegal.

7⁰. Traders of all nations shall be free to come to Uganda, provided they do not import or offer for sale goods prohibited by International Law or agreement between Powers. All goods imported or exported, continuously throughout the Companys sphere of Influence shall be free from Taxation in Uganda.

8⁰. In addition to the arms etc. the Company undertake to send out a competent staff of officers to act under the Resident and aid in the Civilization and administration of the country and to send such troops, build such forts and garrisons etc. as on the recommendation of the Resident may be nesessary for the defence of the kingdom, the expenses beeing defrayed from the Revenues. They also undertake to place a steamer on the lake and open up a direct Road to the Coast, to promote Commerce and Prosperity of the Land.

9⁰. All offices of State shall be filled by selection influenced only by merit and qualification and entirely irrespective of Creed.

10⁰. Slave trading or slave raiding shall be declared illegal and punishable by Law. The import or export of slaves is prohibited.

11⁰. The Company will uphold the power and authority of the King in his country and the pomp and display of his Court shall be maintained.

12°. This treaty shall be binding on both parties for the period of two years after which it shall be renewable or subject to revision as the change of circumstances may require.

As witness our hands at Mengo this twenty-sixth day of December 1890.

(gez.) J. D. Lugard Capt.
9th. Foot
for I. B. E. A. Co.
(gez.) Mwanga
† Kabaka halama yake (sein Zeichen)
(gez.) Apollo
Katikiro Kagwa
† Kago (his marks, witness J. D. Lugard Capt.)
(gez.) Magema
(gez.) Kimbugwe
(gez.) Myassi
(gez.) Kaúta

Signed by the said Mwanga, King of Uganda, and the Principal chiefs. The contents having first been read over and explained them in presence of
(gez.) J. A. de Winton.

Nach dem im Besitz von Mwánga befindlichen Original.

Anstatt dass nun Capitain Lugard sofort am Tage der Unterzeichnung durch Hissen seiner Flagge das englische Protektorat auch äusserlich kenntlich machte, selbst auf die Gefahr hin, dadurch einen Aufstand zu veranlassen, erfolgte dieses doch nicht vor dem Anfang des Jahres 1892, obgleich Mwánga sich in dem Vertrage quasi damit einverstanden erklärt hatte. In dem Vertrage verpflichtete sich die Kompagnie zur Herstellung von Forts, eines Weges von Mombas nach Ugánda, sowie dazu, einen Dampfer auf den Nyansa zu bringen, sie ist aber bis heute diesen Verpflichtungen noch nicht nachgekommen, weshalb man sich nicht wundern darf, dass auch für Mwánga die eingegangenen Verpflichtungen nur auf dem Papier existirten.

Am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages liess Mwánga mich auffordern, gegen Abend mit ihm Blutsbrüderschaft zu schliessen. Mtési holte mich ab und führte mich an dem künstlichen Teich vorbei durch eine hintere Pforte in die grössere Umzäunung. Nach Durchschreitung mehrerer Thore, die von Wächtern gehütet wurden, gelangten wir auf einen kleinen Platz, auf dem links die früher schon betretene Audienzhütte, in der Mitte die Wohnhütte des Königs stand.

Der Baustyl der vornehmeren Wagandawohnungen ist durchweg derselbe: eine riesige kegel- oder bienenkorbförmige Hütte, (Abb. 51) deren Grasdach bis auf die Erde reicht und an der Spitze wie in eine dicht gebundene, abgeschorene Strohgarbe ausläuft, mit einer sechs bis acht Schritt breiten und 2 bis $2^1/_2$ m hohen Thüröffnung, die von einem verandaartig vorspringendem Theile des Hüttendaches beschirmt wird. An der Kante des Daches läuft ein dicker Wulst von parallelen Rohrstäben entlang, ebenso ist die Umrahmung der Thüre selbst mit solchen Rohrwülsten bekleidet. Bei der Audienzhütte ist die Thürseite gänzlich offen, so dass dem Licht freier Eintritt ins Innere gestattet ist. Bei den Wohnhütten des Königs dagegen ist ein Theil dieser Vorderseite mit Rohr geschlossen und nur in der Mitte eine drei bis vier Schritt breite Oeffnung gelassen, die mit

einer ebenfalls aus Rohr hergestellten Thüre geschlossen werden kann. Für alle diese Zwecke wird das überall in Ugánda wuchernde, drei bis fünf Meter hohe Schilfrohr (Panicum) abgeschnitten, von den Blättern gereinigt, mit Sand polirt und längere Zeit an der Sonne gebleicht. Täglich kann man Züge von Leuten mit Bündeln von diesem sauberen Material nach der Hauptstadt kommen sehen. Die Stengel werden dann senkrecht, parallel nebeneinander an die zu bekleidende Wand gestellt und in je $^1/_2$ bis 1 Meter Abstand mit schmalen Streifen von dunkelbraunem Ficus-Bast aneinander befestigt, die in horizontalen, wie mit dem Lineal gezogenen Linien verlaufen. Das Dach wird durch zahlreiche schlanke Palmstämme (Phönix) gestützt, die in regelmässigen Reihen angeordnet sind und einen breiten Mittelraum freilassen. Den etwas erhöhten Boden der Hütte, zu dem man häufig eine Stufe hinaufsteigen muss, bildet festgestampfte Erde,



Abb. 51. Wohnhütte von Mwánga.

auf der sauberes, feines weiches Gras ausgebreitet ist. Auch diese Streu pflegt man so regelmässig zu legen, dass immer ein Grashalm dem andern parallel liegt. In der Mitte der Hütte ist ein viereckiger Raum von zwei bis drei Schritt Seitenlänge durch vier auf den Boden gelegte und mit Pflöcken festgehaltene Palmenstämme abgegrenzt. Dies ist die Feuerstelle, auf der fast den ganzen Tag lang einige Scheite glimmen und eine wohlthätige Wärme verbreiten, was bei dem oft kühlen, regnerischen Wetter durchaus nicht zu verachten ist. Der Fuss der Hütte wird von aussen durch angeworfene und festgestampfte Erde gegen das Eindringen von Regenwasser geschützt. In allen Bauten Ugándas prägt sich ein unverkennbarer Schönheitssinn aus, alles ist exakt, symmetrisch und sauber hergestellt, und selbst auf den Dächern ragt kein Strohhalm über den andern hinaus.

Hier und da hat man sich neuerdings von diesen runden Hütten emanzipirt und die viereckigen Bauten der Europäer nachgeahmt. Auf rechteckigem Grundriss werden die nur 1 bis $1^1/_2$ Meter hohen Seitenwände aus Rohr hergestellt,

auf diesen ruht — wiederum durch zahlreiche Pfähle gestützt — ein Strohdach, das vielfach noch an das Kegeldach der runden Hütten erinnert, aber nur gering hervortretende Kanten und fast gar keinen First hat. Selten entschliesst man sich zu einem langen Scheunendach, (Abb. 51, rechts) das aber dann auch auf allen Seiten ziemlich weit herabragt und nur an einer Giebelfront einen leichten bogenförmigen Ausschnitt, ähnlich den Thüröffnungen der runden Hütten, zeigt.

Bei weniger wohlhabenden Leuten sind die Dimensionen der Wohnungen verkleinert und insbesondere die Thüröffnungen weniger sorgfältig hergestellt. Die Sklaven und Bauern haben oft sogar nur ganz niedrige kleine Hütten, bei denen jedoch die Thür stets etwas überwölbt ist. Bei den Wohlhabenden dient eine besondere Hütte zum Kochen, während die Aermeren auf der oben beschriebenen Feuerstelle ihre Nahrung bereiten.

Da der König gerade nicht anwesend war, musste ich einige Augenblicke warten und vertrieb mir die Zeit damit, mich mit Hilfe meines Dolmetschers Magánga mit den umherstehenden Leuten zu unterhalten. Alle waren sehr sauber in schneeweisse baumwollene Gewänder gekleidet; den landesüblichen Rindenstoff findet man bei den Grossen und besonders beim Könige nur noch selten. Während ich noch in vollster Unterhaltung war, ertönten im Nachbarhofe einige Trommelschläge, die schwere Rohrthüre wurde bei Seite gesetzt und die grosse Gestalt Mwángas erschien in ihrem Rahmen. Er ging etwas schwerfällig, wie alle Waganda, wohl in Folge der grossen, plumpen, aber schön verzierten Sandalen, die durch einen quer über den Fussrücken gehenden Streifen von Otterfell festgehalten wurden. Ein Diener beschützte mit einem Schirme seinen unbedeckten Kopf vor den Strahlen der Sonne. Alle Leute, die eben noch lustig im Hofe sich unterhielten, verstummten respektvoll und verbeugten sich tief vor ihrem »Kabáka«. Mwánga nahm mich bei der Hand und führte mich in seine grosse Wohnhütte, deren mittlerer breiter, von Pfählen freier Innenraum durch aufgehängte Rindenstoffe von den seitlichen Theilen abgetrennt war. Hier liess er sich auf einem zur rechten Seite der Thür liegenden persischen Teppich nieder und bot mir einen kleinen eisernen Klappstuhl an, wie ihn die Schmiede Ugándas nach Mustern der von den Europäern gebrauchten jetzt selbst verfertigen. Eine Reihe junger Leute sass auf den Grasbelag zu seiner Seite, verschwand aber auf seinen Wink, ebenso einige Bänkelsänger, die an der Thüre den Herrscher durch Guitarrenmusik erfreuen wollten.

Wir müssen noch einige Augenblicke auf den ersten Vertrauten des Königs, Myássi, den Führer der Leibgarde warten, ehe die feierliche Ceremonie beginnen kann und vertreiben uns diese Zeit durch Unterhaltung, denn der König ist des Sswahíli vollkommen mächtig. Nach seiner Ankunft muss Myássi die ganzen Seitenräume der Hütte durchstöbern, ob nicht irgend ein Lauscher sich dort verborgen hält und auch aus dem Hofe alle Leute fortjagen, ehe er die Thür der Hütte schliesst. Nur er und mein Dolmetscher Magánga bleiben bei uns zurück.

Der König erklärt mir nun, dass er Blutsbrüderschaft mit mir zu schliessen wünsche, weil er die Freundschaft der Deutschen erwerben wolle, um bei einer eventuellen Nothlage bei ihnen Zuflucht finden zu können. Höchst geheimnissvoll und im Flüsterton werden die Verhandlungen geführt. Ich versichere ihn, dass der Pascha, wie er ja wohl wisse, seit langem sein Freund sei, dass wir ihm aber in seinem Lande in keiner Weise Hilfe leisten könnten. Sollte er dagegen gezwungen sein, wie früher schon einmal sein Land zu verlassen, so werde er stets unter den Mauern unserer Station Bukóba auf einem neutralen Platze Zuflucht finden. Myássi erklärt darauf die Wichtigkeit der Blutsbrüderschaft, und ich erfahre bei dieser Gelegenheit, dass noch niemals ein König von Ugánda dieser Ceremonie sich selbst unterzogen, sondern stets einen seiner Häuptlinge dazu bestimmt habe. Um dem Akt jedoch ganz besondere Bedeutung beizulegen, wolle der König diesmal in eigner Person die Freundschaft schliessen.

Hierauf nimmt der König aus einem winzigen, zierlich geflochtenen Strohkorb eine getrocknete, noch in der Schale befindliche Kaffeebeere heraus, zerbricht sie und giebt mir eine von den darin enthaltenen zwei Bohnen. Nun ritzen wir jeder mit einem Messer — ich hatte zu diesem Zweck eine Lanzette mitgebracht — unsere Haut an der Herzgrube und benetzen den Kaffee mit dem hervorquellendem Blutstropfen. Jeder legt die so präparirte Bohne auf den flachen Teller seiner ausgestreckten rechten Hand und hält sie seinem Gegenüber hin, damit er sie mit seinen Lippen daraus aufnehme, ein für meinen Theil nicht sehr appetitliches Verfahren, da der König den in Ugánda so häufigen Pigmentschwund an den Händen hat. Nach Verzehrung der Bohnen ist die Freundschaft geschlossen, die durch einen Händedruck bekräftigt wird. Die Eingeborenen aus dem Innern legen dieser Ceremonie hohe Wichtigkeit bei und halten sie mit wenig Ausnahmen bis an ihr Lebensende.

Der König schien hier unter vier Augen ein ganz anderer Mensch als in öffentlicher Sitzung. Er sprach vernünftig und wich nie vom Thema ab. Er erzählte mir, dass die Chefs der katholischen Partei sich im letzten Augenblick auf besonderes Zureden des Père Brard dazu entschlossen hätten, den Vertrag mit Capt. Lugard zu unterzeichnen, nachdem sie eingesehen, dass an der Sache nichts zu ändern sei, und dass sie namentlich durch die Nachricht von einer neu anrückenden Karawane eingeschüchtert worden seien. Sollten die Engländer jedoch irgendwie einmal Gewaltmassregeln ergreifen, so würde es ohne Frage zum Krieg kommen. Er sehe voraus, dass er früher oder später doch einmal auf deutsches Gebiet werde flüchten müssen. Bei allen diesen Unterhaltungen wurde mir so recht klar, dass Mwánga nichts sehnlicher wünschte, als das alte straffe, wenn auch grausame Regiment seines Vaters wieder einzuführen, falls er nur dazu im Stande gewesen wäre. Wenn er in Wärme gerieth, so durchzuckte es seine etwas plumpen, aber intelligenten und regelmässigen Züge, und seine auffallend stark convexen Augen leuchteten auf. Bei diesen Privat-

audienzen, die sich im Laufe meines Aufenthaltes mehrfach wiederholten, hatte ich den Eindruck, dass Mwánga ein geistig etwas über dem Niveau des gewöhnlichen Negers stehender Mensch sei, dem nur Sinnlichkeit und Leidenschaft, dann und wann vielleicht auch — in Erinnerung an die Machtstellung seines Vaters — Herrscherwahn die Entschlüsse trübte. Auf keinen Fall aber verdiente er die Charakteristik »a brute and a fool«, die die Herren der englischen Expedition von ihm gaben.

Myássi war ein äusserst sympathischer Mensch. Von aufgewecktem Geist und äusserst feinen, intelligenten Gesichtszügen war er von glühender Liebe für sein Vaterland durchdrungen. Dadurch, dass er auf Reisen gewesen war, — er hatte, wenn ich nicht irre, Bukúmbi und Tabóra besucht — war sein Gesichtskreis etwas erweitert worden. Er war ein gelehriger Schüler der französischen Missionare und schrieb Briefe mit leidlich guter Handschrift. Den Engländern war er ein Dorn im Auge, weil er mit allen seinen Sinnen die Unabhängigkeit Ugándas wünschte und deshalb gegen die englische Besitznahme zu wirken versuchte.

In der Dämmerstunde kehrte ich nach meiner Wohnung zurück mit dem Gefühle, dass dieser Tag mit einem sehr wichtigen Ereigniss abgeschlossen habe, dessen Bedeutung für die Station Bukóba auf der Hand lag. Denn Dank der geschlossenen Freundschaft war unsere Grenze gegen Ugánda hin vor Einfällen ziemlich sicher gestellt, und auch für die Aufrechterhaltung der Handelsbeziehungen hoffte ich das Beste. Das Prestige des deutschen Namens war durch Dr. Peters und unsere Expedition ein derart vorzügliches geworden, dass der König sich rückhaltslos unserer Freundschaft anvertraute, trotzdem er wusste, dass wir ihm in seinem Lande nicht helfen durften.

Die weiteren Tage meines Aufenthaltes vergingen in höchst angenehmer Abwechslung. Täglich und stündlich erschienen angesehene Waganda-Häuptlinge in meinem Hause, die immer ein zahlreiches Gefolge mitbrachten, so dass mein Hof oft mit Menschen dicht gefüllt war. Ein Mal kam der Katíkero, Kágwa Apollo, ein grosser robuster Mann, mit ziemlich groben Zügen und dicker Negernase, häufig albern und kindisch, aber im Grunde doch leidlich intelligent. Alle Sachen, die er bei mir sah, wollte er erklärt haben und forschte nach ihrem Zweck; ganz besonderes Kopfzerbrechen machte ihm mein Kompass, von dem ich behauptete, dass die eine Seite der Nadel immer die Richtung nach Europa weise. Ein anderes Mal kam Kimbúgwe, der Führer der katholischen Partei und brachte mir allerlei kleine Industrie-Erzeugnisse des Landes, wie Pfeifen, Saugröhren (russecke) für Bananenwein, kunstvoll geflochtene Körbe und anderes. Meine regelmässigen Besucher waren Myássi, der Führer der Leibgarde, Kaúta, der Koch des Königs, Ssakibóbo, der Chef von Tshágwe und Kagólo, ein kleiner Häuptling, dessen Distrikt an der Grenze von Nkóle liegt und der den Engländern sehr werthvoll war, weil er ihnen alle Nachrichten aus dem Lande zutrug. Von all diesen Leuten erfuhr ich gar Vieles über die Sitten und politischen

Zustände des Landes. Sehr lästig war dabei nur die fortwährende Bettelei der meisten Häuptlinge, die mich täglich in Briefen um allerhand kleine Dinge angingen, obwohl sie alle bald nach meiner Ankunft je nach ihrer Würde Geschenke erhalten hatten, ebenso wie der König. Doch muss ich anerkennen, dass sie ihre Wünsche stets in bescheidener Form aussprachen und durchaus nicht ärgerlich waren, wenn man sie abschlägig beschied.

Im Uebrigen wurde alle freie Zeit mit naturwissenschaftlichen Arbeiten ausgefüllt. Die Schätze, die meine Leute täglich herzubrachten, mussten präparirt und geordnet werden, manches wurde mir auch von den Eingeborenen zum Verkauf angeboten. Auf diese Weise erhielt ich u. a. eine kleine Zwergantilope (»Mteragánya«, Cephalophus aequatorialis Mtsh.), aus deren sauber präparirten und an einander genähten Fellen die Waganda hübsche Mäntel herzustellen wissen.

Nachmittags unternahm ich mit Vorliebe eine Wanderung auf den breiten, gerade über Thal und Hügel führenden Strassen, um das Leben und Treiben des Volkes zu beobachten. Eine Bananenpflanzung reiht sich hier an die Andere, alle Häuser sind mit hohen Rohrzäunen umfriedigt, die den Einblick ins Innere verwehren. In Folge der fortwährend im Lande herrschenden Religionskriege stehen aber viele Ansiedlungen verödet, und in den Bananenhainen wuchert Unkraut. Damals, als es wieder gährte, hatte man fast alle Weiber aus der Stadt fortgeschafft. Die mit braunen Rindenstoffen oder weissen Mänteln bekleideten Männer aber zogen mit Speeren oder Gewehren bewaffnet zahlreich durch die Strassen, bereit, bei etwaigen Unruhen ihr Eigenthum zu schützen.

In der Nacht des 28. Dezember wurde das englische Lager durch die Nachricht alarmirt, dass die Waganda einen Angriff beabsichtigten. Die ganze Nacht hindurch war die Besatzung auf ihrem Posten und das Maximgeschütz in Bereitschaft gesetzt. Während man den ganz in meiner Nähe wohnenden Mr. Gedge von den zu erwartenden Unruhen in Kenntniss setzte und unter Bedeckung einer Soldatenpatrouille ins englische Lager brachte, hielt man es nicht für nöthig, mich auch nur mit einem Worte von einer drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Am folgenden Morgen wurde mir erzählt, dass die protestantische Partei mit dem kürzlich geschlossenen Vertrage unzufrieden sei, dass sie die Katholiken gänzlich aus dem Lande hinauswerfen oder das englische Lager angreifen wolle. In der Nacht des 1. Januar wiederholte sich diese Aufregung. Capt. Lugard hatte am Abend vorher einen anonymen Brief erhalten, worin ihm ein bevorstehender Angriff angekündigt wurde. Wiederum alarmirte man die Besatzung, holte Mr. Gedge ab und machte mir ebensowenig wie früher irgend welche Mittheilung von einer Gefahr. Später erfuhr ich, dass es in dieser Nacht thatsächlich fast zum Kampfe gekommen wäre, dass man sich aber wieder beruhigt hatte. Der Offizier von Capt. Lugards Ssudanesen, Schúkri Aga, ein Mann Emin Paschas, der mit diesem bis nach Bagamoyo gekommen und dann von Stanley nach Egypten gebracht worden war, erzählte mir, dass fast stets Mitglieder der protestantischen Partei Streitigkeiten anfingen, so oft Katholiken ins



Abb. 52. Mein Lager bei Manyónyo am Seeufer.

englische Lager kämen. Trotzdem es nicht zu offenen Feindseligkeiten gekommen war, zogen am nächsten Morgen bewaffnete Banden durch die Strassen der Stadt, die fortwährend in die Luft schossen und riefen: »Wenn die Engländer uns unsern König nehmen wollen, so werden wir ihn aus der Hauptstadt fortschaffen.«

Unter diesen allgemeinen Aufregungen war es für mich natürlich schwierig, mit meiner Kanuangelegenheit vom Fleck zu kommen. Der mir vom König gegebene Mbáka (Gesandte) hatte sich eine Quantität Stoffe von mir geben lassen und kam auch nach sechs Tagen mit einer Anzahl von Kanus zurück, die jedoch meinen Anforderungen nicht entsprachen, sodass er noch ein zweites Mal fortgeschickt werden musste. Da nun der Pascha mir die Absicht ausgesprochen hatte, in der ersten Hälfte des Januar von Bukóba aufzubrechen, so drängte ich Mwánga zu möglichster Eile und bat ihn, mir Ruderer für meine Kanus zur Verfügung zu stellen. Um meiner Aufforderung zur Eile grösseren Nachdruck zu geben, siedelte ich am 8. Januar nach dem Hafenplatz Manyónyo über.

Von einem richtigen Hafenplatz kann eigentlich in Manyónyo nicht die Rede sein. Es ist nur ein Ort mit flachem Strand, an dem die Europäer sich gewöhnlich einschiffen und an dem der König stets eine Anzahl von Booten mit den dazu nöthigen Ruderern bereit liegen hat, um bei eventuellen Unruhen das Land rasch verlassen zu können. Ueppige Waldungen bekleiden hier den Strand; Spaziergänge in ihnen kürzten die letzten Tage des Ugánda-Aufenthaltes bedeutend ab und gaben mir Gelegenheit, meine Sammlungen zu vermehren.

Ich hatte den König gebeten, mir eins seiner grossen Kanus, die dort am Strande lagen, zu schenken, aber erst nach vielen Ausflüchten ging er auf meine Bitte ein, nachdem er zunächst immer versprochen hatte, mir ein solches grosses

Boot bauen und nachsenden zu lassen. Zu gleicher Zeit hatte ich ihn auf Wunsch des Paschas ersucht, den früher erwähnten Araber Abubekr freizulassen und ihm zu erlauben, mit mir zu gehen. Von Seiten der englischen Mission hatte man schon früher versucht, ihn durch ein Lösegeld zu befreien, war aber an dem Widerstande der französischen Mission gescheitert. Auf meine Frage, warum diese Mission sich nicht an der Stellung des Lösegeldes betheiligt habe, obgleich sowohl die englische Mission als auch Mr. Gedge ihren Antheil zugesichert hätten, erwiderte mir Père Brard: »C'est un Arabe! Was sollen wir uns wegen eines Mohammedaners in Unkosten stürzen?« Capitain Lugard seinerseits war mit der Freilassung des Arabers einverstanden, ebenso erklärte sich Mwánga zunächst dazu bereit, ein kleines Geschenk von mir als Lösegeld für den Mann anzunehmen, ward aber bald durch die Einflüsterungen des Chefs der katholischen Partei, Kimbúgwe, wieder anders gestimmt, da dieser ihn darauf aufmerksam machte, dass Abu-bekr in Unyóro noch eine grosse Partie Elfenbein besitze, das sich der König zu Nutze machen könnte. Als der König eines Tages an das Seeufer bei Manyónyo kam, um sich dort zu seinem Vergnügen spazieren fahren zu lassen, erklärte ich ihm, dass ich unter allen Umständen die Herausgabe des Arabers wünsche, und dass ich gezwungen sei, abzufahren, wenn er mir nicht Ruderer zu meinen in der Zwischenzeit noch vermehrten Kanus gäbe.

In diesen Tagen erhielt ich von dem Katíkero einen für den Pascha bestimmten Brief, worin er diesen aufforderte, nach Ugánda zu kommen, um die Parteien zu versöhnen und Ordnung im Lande zu schaffen. Auch Myássi erzählte mir kurz darauf, dass in dem Staatsrathe (Lukíko) von beiden Parteien beschlossen worden sei, den Pascha zum Herkommen aufzufordern. Capitain Lugard schrieb mir hierüber, dass der König ihn um die Einladung des Paschas gebeten habe. Diese Aufforderung ginge jedoch nur vom König aus, der den Pascha in früheren Zeiten gesehen hätte und nun die Erneuerung seiner Bekanntschaft wünsche. Er selbst habe mit der Einladung natürlich nichts zu thun, wenn er auch den Pascha gerne einmal kennen lernen möchte. Es war natürlich, dass dieser Aufforderung keine Folge geleistet werden konnte.

Allen Reisenden ist es bis jetzt leichter geworden, nach Ugánda hinein als heraus zu kommen, auch mir ging es ähnlich. Ich hatte wegen der geplanten Abreise des Paschas Eile und wollte mich ausserdem den Launen des Königs entziehen: so gab ich denn am 14. Januar Morgens den Befehl zum Abbruch des Lagers. Den Araber Abu-bekr liess ich durch zwei meiner Soldaten aus seiner Hütte abholen und einfach in die bereitliegenden Kanus schaffen. Der Ortschef von Manyónyo, Kikwáta, hatte Befehl bekommen, mir eine Anzahl Ruderer zu stellen, deren Zahl jedoch keineswegs genügte. Als ich nun Abu-bekr anbrachte, verliessen die sämmtlichen Ruderer meine Boote, und der Häuptling selbst ging zum König; diese Zeit benutzte ich, um mit meinen eigenen Leuten die drei besten Kanus zu bemannen und nach der Insel Ssówe zu fahren. Einige wenige Waganda erklärten sich bereit, mir Dienste zu leisten, so dass ich im Ganzen

22 Ruderer für die drei Boote zur Verfügung hatte, eine äusserst geringe Zahl, die auf der Insel Ssówe noch durch mehrere dem Gáwunga dienende Leute vermehrt wurde. Einige Stoffballen konnte ich nicht fortschaffen und stellte sie deshalb Capitain Lugard, der mich darum gebeten hatte, zur Verfügung. Am Nachmittag desselben Tages musste ich ein Kanu noch einmal zurückschicken, um die am Hafenort gelassenen Sachen abzuholen, die Leute brachten mir die Nachricht mit, dass der König Befehl gegeben habe, mir die dort zurückgelassenen Kanus nach Bukóba nachzusenden. Diese ganze, einem kleinen Gewaltstreich gleichende Abreise war allerdings in Ugánda ein Wagniss, ich baute jedoch auf die mit dem König geschlossene Blutsbrüderschaft und irrte mich darin nicht.

Einen Tag lang wartete ich noch auf Ssówe, ob der König sich entschliessen würde, mir Mannschaften und meine Kanus zu senden, da aber nichts erschien, musste ich am nächsten Morgen mit meinen eignen Leuten die Reise beginnen. Mitten in der Bucht, in der die Inseln Ssówe und Bulingúgwe gelegen sind, ragt ein kleiner, ganz nackter Granitfels nur wenig über die Wasseroberfläche. Auf diesem sollen früher grausame Ugánda-Könige ihre Opfer ausgesetzt haben, um sie dort verhungern und von der Sonne tödten zu lassen. Bald nach der Abfahrt erhob sich ein so starker Wind, dass wir nur schlecht vorwärts kamen und zunächst bei dem Orte Kiúlwe rasteten und abkochten. Nachmittags wurde die Reise, die bewaldete Küste entlang, fortgesetzt. Nachdem wir die Insel Mbilu links hinter uns gelassen, schlugen wir unser Lager in der Nähe von Ntébbi auf einem schmalen sandigen Uferstreifen auf.*) Auch am folgenden Morgen erhob sich ein heftiger Wind, dass ich schon nach ganz kurzer Fahrt anhalten lassen musste, um eine günstigere Zeit abzuwarten. Nachmittags erreichten wir den Ort Ussi, im Lande Ussónga des Gáwunga gelegen. Hier gelang es mir, noch einige Ruderer zu engagiren. Bei den Verhandlungen mit den Leuten hörte ich, dass der Gáwunga selbst angewiesen sei, meine zurückgelassenen Kanus nach Bukóba zu bringen. Ferner wurde mir erzählt, dass die katholische Partei, voran Kimbúgwe, es hätte verhindern wollen, dass man mir die Kanus nachschickte; die Engländer aber hätten beim König die Erlaubniss dazu durchgesetzt, da ich ihr Freund sei, und sie den Araber gern los sein wollten.

Nach der Abfahrt liessen wir die bewaldete, leicht bergige Insel Ussónga bald hinter uns und kamen nach vierstündiger Fahrt auf der mitten im Nyansa gelegenen, ziemlich grossen Insel Mvúvu an. Diese ist ganz sandig und nur zum geringsten Theile mit spärlicher Vegetation bedeckt, so dass man bei der starken Hitze des Tages vergeblich nach Schatten sucht. Nur auf der Westseite findet sich lichte Waldung. Ganz dicht östlich von hier, nur durch einen schmalen Kanal getrennt, liegt die ebenfalls flache Insel Lulámba, auf der der alte heid-

*) Die etwa acht Meter hohen Felsen bestanden an unserm Lagerplatz aus thonigem, eigenthümlich röhrig gebildetem Material, das äusserlich dem Löss ähnelt, aber doch vielleicht Süsswasserbildung ist. Darauf liegt eine dicke Schicht von Raseneisenstein, etwas oberhalb des Meeresniveaus dringen einige Höhlen horizontal 10 bis 15 Meter tief in die untere Schicht dieser Bildung ein.

nische Chef Yúmbe sein Hauptdorf hat. Er ist der Vorsteher des ganzen Ssésse-Archipels und hat als solcher bedeutenden Einfluss, weil er über die Bootsflottille zu verfügen hat.

Bei Fortsetzung unserer Reise trafen wir auf hoher See den von Bukóba kommenden Mtési, den ich veranlasste, sich uns bis an die Nordküste von Ssésse anzuschliessen, um ihn über die Verhältnisse in Bukóba auszufragen. Er brachte eine Reihe von Briefen des Paschas sowohl für mich, als für Capitain Lugard mit. Noch am Nachmittage desselben Tages konnte ich bei der kleinen Missionsstation Bugóma anlegen. Hier waren noch die beiden grossen, für Seine Majestät bestimmten Elfenbeinzähne deponirt, die ich mir von dem Vorsteher der Mission, Kamíli, geben liess, um sie weiter zu transportiren. Nachdem ich noch einmal an dem nördlichen Theil der Küste von Búddu gelagert, traf ich etwas nördlich von Kap Dúmo acht Mukotáni gehörige Basíwa-Kanus, die der Aussage ihrer Bemannung nach Geschenke an Mwánga bringen sollten. Da sie keinen Erlaubnissschein des Paschas hatten, veranlasste ich sie, mir bis zu meinem Lagerplatz (Dorf Báre bei Dúmo) zu folgen, wo ich grosse Mengen von Kauris, Bohnen, getrockneten Heuschrecken, Tabak, eisernen Hacken und anderen Dingen in ihnen vorfand. Es stellte sich heraus, dass ich einen Tributtransport vor mir hatte, den die im vorigen Kapitel erwähnten, unter dem Häuptlinge Mukéwessi nach Bukóba gekommene Waganda-Schaar eingetrieben hatte, und der von den Eingeborenen selbst transportirt wurde. Da es mir jedoch nicht in unserem Interesse zu liegen schien, dass der unter den Mauern der deutschen Station Bukóba wohnende Häuptling Mukotáni Tribut an die Waganda schickte, so befahl ich den Leuten, mit mir bis Bukóba zurückzukehren, wo der Pascha das Weitere veranlassen werde. Nachdem ich noch im Lande Ssángo, dem südlichsten Punkte der Provinz Búddu gelagert hatte, sandte ich alle meine Kanus bis auf eines zusammen mit denen Mukotánis nach Bukóba voraus, um selbst noch einen kurzen Abstecher an die Mündung des Kágera-Flusses zu machen, der unsere natürliche Grenze gegen das englische Gebiet bildet. Die Hügel treten hier ziemlich weit zurück und lassen ein nach West-Süd-West ins Land gehendes Thal frei, dessen niedriger, meist sandiger Boden mit Gras und Busch bewachsen ist. Der Kágera*) hatte damals, nicht wie zu Stanleys Zeit eine einzige breite Mündung, sondern ergoss sich in drei Armen in den See, von denen der grösste etwa 100 Meter breit war. Alle hatten an ihrer Mündung eine starke Barre, auf der das Wasser so flach war, dass mein Kanu überall auflief. Zahllose Schilfstücke und runde kleine Stratiotes-Pflanzen treiben mit dem schlammigen Wasser heraus und an der Búddu-Küste entlang. Etwa einen Kilometer südlich des Flusses liegt an der Küste, gegenüber einer felsigen, Ssángo genannten Insel, der kleine Mutatémbwa gehörige Ort Nyangóma. Ich bestimmte seine geographische Breite auf 0^{0} 58,4′, so dass die Kágera-Mündung selbst etwa 0^{0} 58′ liegen dürfte, also

*) Man spricht meistens Kágera, bisweilen auch Kagéra.

etwa $3^1/_2$ Kilometer nördlich vom 1^0 südlicher Breite, der Vertragsgrenze. Nachdem ich, an der hohen felsigen Küste weiterfahrend, die Insel Kyau passirt hatte, lagerte ich bei dem früher schon besuchten Orte Tavályo und kam am folgenden Morgen (25. Januar) in Bukóba beim Pascha an, wo die Stationsarbeiten seit meiner Abreise ganz bedeutend fortgeschritten waren. Die Kanus der Eingeborenen waren zwar desertirt, Mukotáni aber sandte keinen ferneren Tribut nach Ugánda. Einen Tag später traf, wie schon erwähnt, auch Lt. Langheld von seinen Wangoni-Gefechten bei uns ein.

Die Thätigkeit der Expedition während meiner Abwesenheit sowie bis zu unserem Abmarsch von Bukóba hat im vorhergehenden Kapitel bereits Erwähnung gefunden. Es erübrigt nur zu sagen, dass der Gáwunga in der That am 6. Februar unsere Kanus herbeibrachte und dass wir den Dolmetscher Magánga noch einmal mit Briefen für die Herren der englischen Expedition nach Ugánda zurückschickten.

X. KAPITEL.

Die Bewohner von Ugánda und ihre Geschichte.

Ugánda, oder wie es in der Landessprache richtiger heisst: Bugánda,*) ist unzweifelhaft durch die Ueppigkeit seines Bodens und durch die Intelligenz seiner Bewohner das interessanteste Gebiet des östlichen Zentralafrika. Nicht zum Wenigsten aber ist die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf diese Gegend gerichtet, weil sich in den letzten Jahren daselbst so manche wichtigen Ereignisse, politische Umwälzungen u. s. w. abgespielt haben, die in dem Leser den Wunsch wachrufen dürften, sich kurz über Land und Leute zu orientiren.**)

Wie ein immergrüner Kranz umrahmt Ugánda den Norden und Nordwesten des grossen Nyansa. Das hinter der westlichen Hälfte des nördlichen Seerandes gelegene Hauptland ist in seinem Inneren ein welliges, theils mit Gras, theils mit dichtem Wald bestandenes Gebiet, dessen in südwest-nordöstlicher Richtung streichende Thalsenkungen grösstentheils mit Papyrussümpfen ausgefüllt sind und ihr Wasser nach Nordost in den Nil senden. Je weiter man nach Norden und Osten vordringt, desto mehr tritt nach den Berichten der Reisenden die Steppenvegetation hervor; nur in den Thälern findet sich noch üppiger Pflanzenwuchs. An einigen Stellen jedoch, wie z. B. in dem grossen Walde von Tshágwe steht dichter Urwald. Der Seerand und die südöstliche Provinz Búddu ist mit einem breiten Streifen von dichtem, tropischen Urwald bedeckt, der sich bis auf die Ssésse-Inseln hinüberpflanzt und aus den Vertretern westafrikanischer Flora zusammensetzt. Hochstämmige Rubiaceen, riesige Mpáffu-Bäume (Canarium), rothblüthige Spathodeen, schlanke Palmen (Phoenix uud Raphia) u. a. m. sind mit parasitischen Farnen und Orchideen bewachsen und mit einem dichten Gewebe von Lianen umsponnen. Hier und da bedeckt daumendickes, 12 bis 20 Fuss hohes Schilf die Niederungen und bildet zusammen mit Zigiberaceen (Amomum),

---

*) Bugánda heisst das Land in der eigenen Sprache, Ugánda bei den Wanyamwési und Küstenleuten. Wir wollen der Bequemlichkeit halber letztere Bezeichnung wählen.

**) Wer Ausführlicheres wünscht, der lese die Werke von Speke, Grant, Stanley, Emin, Juncker, Wilson u. Felkin, Mackay und Ashe nach, die ich ausser meinen eigenen Notizen vielfach im Nachfolgenden benutzt habe.

Schlinggewächsen und anderen Pflanzen ein undurchdringliches, verfilztes Dickicht. Vogelarten, die sonst nur in Westafrika heimisch sind, wie der Graupapagei, Corythaeola cristata, Musophaga Rossae und andere, leben gemeinsam mit den Vertretern der ostafrikanischen Steppenfauna. Leoparden sind häufig, Löwen scheinen nur in den östlichsten Gebieten vorzukommen, ebenso wie auch grosse Antilopen in Uganda selten sind. Der Wasserbock (A. arundinacea) lebt in Uferdickicht, und in den Wäldern sind reizende, winzige graubraune Zwergantilopen (Cephalophus aequatorialis Mtsch.) häufig zu finden. Elephanten sind in den bevölkerten Gegenden ausgestorben, werden aber in den Grenzdistrikten nach Ost und Nord sowie in Búddu noch angetroffen.

Der Boden der Hügel besteht grossentheils aus rothem Laterit, aus dem hier und dort Felsen — besonders Eisenstein — hervorragen. Weiter im Innern soll Granit vorkommen, an der ganzen Küste aber, ebenso wie auf Ssésse sah ich nur wabenartig-poröses eisenschüssiges Konglomerat, das mit Quarzbrocken durchsetzt ist.

Das Klima des Landes ist gesegnet; die Vegetation verdorrt kaum, wenigstens nicht in der Nähe des Sees, da auch während der trockenen Zeit hier und da Regen fällt. Die eigentlichen Regenmonate sind März, April, Mai, sowie September, November und Dezember und die Gesammtmengen der Regen sollen nach Felkin 50 Zoll (also etwa 1270 mm) betragen. Trotz der grossen Feuchtigkeit ist das Klima recht gesund, schwere Fieber kommen zwar vor, jedoch weit seltener als am Südufer des Sees. Die Nächte sind oft erfrischend kühl (12 bis 13° C.), die Temperatur am Tage nur selten drückend.

Bewohnt wird das Land von dem Bantu-Stamm der Waganda. Es ist bei allen Negerstaaten schwer, auch nur annähernd eine Bevölkerungsziffer anzugeben. Wilson schätzt sie hier auf fünf Millionen, und zwar sollen bedeutend mehr Frauen als Männer leben. Während Ashe die Männer nur auf 40000, und die ganze Anzahl der Bewohner auf eine Million schätzt, meint Stanley, dass Ugánda i. e. S. 125000 Krieger hätte. In Anbetracht dessen, dass erfahrungsgemäss fast alle Reisenden die Bevölkerungszahl überschätzen, möchte ich Ashe's Angabe für die Beste halten.*) Kriege haben viel zu Veränderungen der Bevölkerungszahl beigetragen, und neuerdings wieder ist die Streitmacht des Königs durch Auswanderung der Mohammedaner bedeutend geschwächt. Nach Capt. Lugard sollen im Lande 6000 Gewehre vorhanden sein, davon 1600 in Händen der Protestanten. Bei einem Besuche der Hauptstadt hält man allerdings diese Zahl für bedeutend

---

*) Während der Correctur des Obigen kam mir der Bericht des ungenannten Correspondenten der »Times« zu Gesicht, der in »Times, weekly edition« (July 28, 1893) nach eigenen Beobachtungen und den Schätzungen der englischen Beamten über die Einwohnerzahl Ugandas wie folgt urtheilt:

Protestanten und Heiden . .	200 000	(an 40 000 wurden Drucksachen vertheilt)
Mohammedaner	20 000	
Katholiken	50 000	(10 000 getaufte)
also zusammen:	270 000,	so dass man sicher nicht mehr als 3—500 000 Einwohner annehmen darf.

zu niedrig gegriffen, muss aber bedenken, dass die Waffen eben auch hier zum grössten Theile konzentrirt sind, und dass überdies jeder sein Gewehr möglichst viel auf der Strasse spazieren führt. Hinterlader aller denkbaren Systeme sind hier vertreten, die theils von den Arabern, meistens aber von Herrn Stokes verkauft worden sind.

Das Land Ugánda ist in eine Anzahl Provinzen, Verwaltungs- resp. Ausbeutungs - Distrikte getheilt, deren jede von einem grossen Häuptling verwaltet wird. Die hauptsächlichsten derselben sind:*)



Abb. 53. Aelterer Ugánda-Mann.

Kibuga, die Hauptstadt mit den verschiedenen Hügeln Mengo, Rubága, Kampálla, Naballagálla, Namilémbe u. s. w. Ussíro, das Land nördlich und nordwestlich der Hauptstadt, in dem sich die Ahnengräber der Könige befinden. Weiter westlich Ussónga, das Land der Gáwunga, im Nordwesten des Sees Búddu, unter dem Chef Pókino, nördlich davon Ssíngo, wo sich die Mohammedaner befinden. An der Nordgrenze von Ugánda liegt Bulemési, das Land des Kangáu, und im Osten diesseits des Nil Tshágwe (Chef Ssakibóbo) sowie jenseits des Nils die Ussóga genannten Tributstaaten, die von kleinen Häuptlingen regiert werden. Die Inseln im See stehen unter dem grossen Chef Yumbe.

Ueber die Umgebung der Hauptstadt und den »Hafenort« Manyónyo wurde im vorigen Kapitel ausführlich gesprochen. Ueberall geben die Bananenpflanzungen der Landschaft ihr charakteristisches Aeussere.

Von den Bewohnern lässt sich schwer ein einheitliches Bild entwerfen, denn dadurch, dass bei den Kriegen Frauen aus umliegenden Staaten ins Land

*) Die Angaben beziehen sich auf die Zeit vor der Etablirung der englischen Herrschaft, durch welche manche Veränderungen herbeigeführt wurden.

gebracht wurden, hat eine Kreuzung des Wagandastammes mit zahlreichen anderen Völkerschaften stattgefunden. Da sieht man kurze, dunkle Ussóga-Leute und Wanyoro, sowie hellere, schlanke Basíwa und Nkóle-Leute neben einander in der Hauptstadt, wenn sie in Gesandtschaften zum König kommen. Der echte Mgánda lässt aber immerhin seine Bantu-Natur in Physiognomie, Wuchs und Sprache nicht verkennen. Von mittelgrosser, ziemlich schlanker Gestalt, zeigt er eine gut entwickelte, abgerundete Muskulatur. Der meist etwas länglich geformte Kopf, dessen hintere Parthie bisweilen stark hervorspringt, hat ein ovales, regelmässig gebildetes Gesicht, dessen Backenknochen und Jochbogen nicht stark vortreten. Die Nase ist meistens ziemlich breit, doch ist ihr Sattel weniger platt als bei anderen Negern und die inneren Augenwinkel einander ziemlich genähert. Die schön geschlitzten, oft recht grossen und glänzenden Augen sind von ebenmässig geschwungenen, nicht sehr hervortretenden Superciliarbögen überwölbt, auf denen mässig starke Brauen sitzen. Der Mund ist verhältnissmässig klein, die Lippen nicht zu dick, der Bartwuchs meist schwach. Die Ohren sind mittelgross, wohlgeformt und ihr Läppchen niemals durchbohrt, wie überhaupt der Mgánda keine »Verschönerungen« irgend welcher Art an seinem Körper anbringt, weder Durchbohrung des Ohres, noch Tätowirung der Haut, noch Herstellung von Zahnlücken. Das krause, nicht übermässig korkzieherartig gedrehte Haupthaar lässt die Stirn ziemlich frei, zieht sich sogar an ihren Seiten bei vielen Männern weit zurück. Beide Geschlechter rasiren es mit einer scharfen Lanzenspitze oder mit eigenen, kleinen Messerchen glatt ab. Der Hals ist von normaler Länge und geht meist in schönem Bogen in die Schultern über. Der Thorax ist ebenmässig, trapezoidisch gebildet und der Musculus deltoïdeus an den Schultern gut gerundet. Das Gesäss springt wenig hervor, ebenso wie die Lenden-Curvatur nur gering ist. Oberschenkel und selbst auch Wade sind im allgemeinen gut entwickelt. Natürlich kommen auch magere, eckige Leute vor, doch bilden sie die Minderheit. Beschneidung wird nicht geübt. Die Hautfarbe variirt wie bei allen Negervölkern, doch kann man ein sattes Chokoladenbraun als Grundton annehmen.*) Wie überall sind Achselhöhle und Leistenbeuge in Folge der Fältelung etwas dunkler, Hand- und Fussflächen aber bräunlich-fleischfarben.

Die Frauen der Waganda sind etwas kleiner als die Männer und ebenfalls von regelmässiger Körperbildung. Im Alter werden sie natürlich runzelig, aber doch nicht so furchtbar hässlich wie die Weiber der Wanyamwési. Auch die Frauen verunstalten sich nicht durch gewaltsame »Verschönerungen«. — Wo Wahúma-Blut in ihren Adern rollt, verändert sich natürlich das Aussehen der Waganda zu ihrem Vortheile.

Als Kleidung dient der togaförmig umgeschlungene, auf der rechten oder linken Schulter geknotete »Mbúgu«, ein Rindenstoff, dessen Herstellung durch

*) Etwa No. 2 u. 3 von Fritsch's Farbentafel.

Klopfen der Rinde von Ficusbäumen ausführlichst von Baker u. A. beschrieben wurde. Der losgelöste, geknetete und angefeuchtete Bast wird auf dem Boden ausgebreitet und, unter fortwährendem Ziehen von den Seiten, mit einem Schlägel (Abb. 54) geklopft, dessen umlaufende Einkerbungen dem »Stoff« das gerippte Aussehen verleihen. Entstandene Löcher werden mit dem Rande entnommenen viereckigen Stückchen geflickt, die man mit Bananenbast einnäht. Später wird der Stoff roth gefärbt. Diese Toga wallt in steifen, aber doch malerischen Falten von der Schulter bis auf die Füsse nieder, die Arme und linke Schulter freilassend. Den an der rechten Körperseite befindlichen Schlitz weiss der Mgánda mit Geschick zusammen zu halten. Als Unterkleidung wird von manchen ein kleines, an einer dünnen Gürtelschnur vorn und hinten befestigtes und zwischen den Beinen durchgezogenes Stück desselben Stoffes getragen. Im Kriege oder beim Rudern bildet dieses überhaupt die einzige Bekleidung.*) Die grösseren Chefs und wohlhabenderen Leute tragen neuerdings eine Toga aus weissem Stoff (Mericani assili, wenn es sein kann), darunter eine weite Hose nach dem Schnitt der Ssudanesen und eine Jacke nach europäischer Art. Um die Hüften schlingen sich oft kunstvoll gemusterte, mit vertieften und farbigen Linien verzierte Ledergürtel, die durch eine den Arabern oder Europäern nachgeahmte Schnalle geschlossen werden. Der Kopf wird gern mit einem sauber zusammengefalteten Stück weissen Baumwollenzeuges turbanartig bedeckt. Die Füsse sind mit breiten Sandalen (Tafel V.) aus heller Büffelhaut bekleidet, deren Ränder aufgebogen sind. Ihre Innenfläche ist mit vertieften Linien und schmalen Dreiecken verziert, die durch schwarze, weisse und rothe Färbung verschönert werden. An den beiden Seitenkanten ist ein quer über den Fuss des Trägers laufender Steg von Otternfell (ngónge) befestigt.


Abb. 54. Rindenstoff-Keule aus Ugánda.

Während die Kleidung der Männer malerisch schön ist, bietet die der Weiber einen weniger erfreulichen Anblick. Ihre Kleidung besteht noch durchweg aus »Mbúgu.« Ein Stück dieses harten Stoffes ist, von der Mitte der Brust bis fast auf die Füsse reichend, um den Leib geschlungen und wird durch ein Hüftband festgehalten. Bleibt der obere Theil dieser »Taille« nicht durch seine eigene Steifheit stehen, so schlägt man seinen Rand nach innen um, so dass eine Art Wulst entsteht. In der Hütte, besonders Abends, gehen die Frauen häufig nackend.

Der »Mbúgu« hat meistens die Farbe von frisch gegerbtem Leder und ist leicht gerippt; nach langem Gebrauch wird er etwas dunkler, die Struktur verliert sich, und das Ganze wird weich und faserig. Beliebt sind mit »Mulíla«

*) Dieses Bekleidungsstück sowie überhaupt das Vorkommen von Rindenstoff erinnert entschieden an die westlicher wohnenden Waldvölker des nördlichen Kongobeckens. Es ist sehr wohl möglich, dass zwischen diesen und Ugánda vor langen Zeiten irgend welche Beziehungen bestanden haben.

(Erythroxylon?) dunkel braunroth gefärbte Stücke. Die prachtvoll gemusterten, werthvollen »Mbúgu Mtóne« dagegen sind fast ganz abgekommen: mit schwarzem, humusreichem Schlamm brachte man regelmässige, wie mit dem Lineal und Zirkel gezogene Muster von Strichen, Dreiecken, Kreisen und Punkten auf dem Stoff an, die leidlich haltbar waren. Nur selten bekommt man jetzt noch ein derartiges Stück als Geschenk des Königs oder eines Grossen in die Hände. So sauber auch frische Rindenstoffe sich ausnehmen, so unansehnlich werden sie durch Feuchtigkeit; ihre Fasern lockern sich, die Farbe wird grau und die durch Schlagen mit dem gerieften Klopfer hervorgerufene gerippte Struktur verliert sich. In Ussógo wird der »Mbúgu« mit humusreichem Schlamm schwarzgrau gefärbt. Alte Rindenstoffe werden besonders stark von Läusen heimgesucht, deren man sich durch Räucherung zu erwehren sucht.

Auffallend ist, dass der Mgánda wenig Schmucksachen trägt; einige Messingringe um Hals- und Handgelenk, sowie sehr sauber gearbeitete, manschettenförmige Elfenbeinringe für Hand- und Fussgelenk kommen vor. Die letzteren sind dünn geschliffen und zeigen einen Längsspalt, der das Ueberziehen über die Hand gestattet. Er wird durch zwei Fäden geschlossen, die durch zwei Paar Löcher gezogen werden. Junge Mädchen tragen am Hals oft einen etwa daumendicken Ring aus Bastfasern, auf dem in rechteckigen Mustern kleine Perlen aufgestickt sind. (Tafel V.) Aehnliche Ringe werden kleinen Kindern um die Hüften gelegt. Erwähnenswerth ist, dass unverheirathete Mädchen auf dem Lande oft völlig nackend gehen.

Der angesehene Ugánda-Mann geht niemals ohne den etwa 1,20 m langen, dicken, schneeweissen Spazierstock aus, der sich nach unten kegelförmig verdickt. Es kommen auch einfach keulenartige Stöcke vor. (Tafel V.) Als Waffen dienen vor Allem die sehr langschäftigen Speere, deren Klingen verschieden geformt sind. Man sieht kurze, lanzetförmige Spitzen, solche mit zwei länglichen Blutrinnen, wie die der Wahúma und solche mit Mittelrippen wie bei den Wakóndjo, welche letzteren gewöhnlich ziemlich lang sind; ausserdem werden besonders auf Ssésse Lanzen aus zugespitztem, gehärtetem Holz, ganz ohne Eisenspitze, getragen. Am unteren Ende aber ist stets eine kleine Zwinge angebracht, die zum Eintreiben des Speeres in den Boden dient. Das Blatt, sowie die untere Spitze sind mit einer gespaltenen Zwinge auf dem Schaft befestigt, die oft noch durch einen vernieteten Nagel gehalten wird. Derartige Speere, deren die Männer zwei bis drei im Kampfe tragen, können sowohl in die Ferne geschleudert, als auch im Nahkampf benutzt werden. Bogen und Pfeil sind ebenso wie in Unyóro fast unbekannt.*) Kleine Messer in Holzscheiden, deren Klinge die Form von Speereisen hat, sind ebenfalls in Gebrauch. An langen Stielen befestigte Hacken (Abb. 47, b.) dienen mehr friedlichen Zwecken,

*) Was als Wanyóro-Pfeile in die Museen gekommen ist, sind durchweg Waffen der im nördlichen Theil des Landes, am Nil und in Magúngo wohnenden Schuli. Sie sind durch Mangel der Befiederung leicht als nilotischen Völkern gehörig zu erkennen.

dem Abschlagen von Bananentrauben, Zweigen u. s. w., ebenso wie kleine Aexte, die sowohl eine dem Griff parallele, als auch eine quergestellte Schneide haben und zum Bearbeiten der Bootsplanken, nach Art unserer Stellmacheräxte, dienen. Während die eigentlichen Aexte an einfachem Stiel befestigt sind, benutzt man für die »Stellmacheräxte« hakenförmig gekrümmte Hölzer.

Als Vertheidigungswaffe dient ein ovaler, an beiden Enden spitzer Schild, dessen Seiten von einer Mittelrippe aus leicht nach hinten gebogen sind, während er in der Mitte einen grossen konischen Holzbuckel zeigt. Er besteht aus leichtem Holz (von Aschinomene Schimperi), das mit einem sehr regelmässigen Geflecht aus dem Bast einer Maranthacee, (wahrscheinlich Calathea) überzogen ist.*) Der Rand des Schildes ist mit Leder, oft auch mit dem langhaarigen, schwarz und weissen Fell des Colobus-Affen eingefasst. An der Hinterseite ist ein Handgriff befestigt, durch den man einen Lederriemen zieht, wenn der Schild ausser Gebrauch gesetzt und über die Schulter gehängt werden soll. Erwähnenswerth sind noch die jetzt fast ganz abgekommenen Luxusspeere mit Messing- oder Kupferspitzen. Es sind Abzeichen königlicher Würde, wie das Leopardenfell, und die Erlaubniss, beide zu tragen, wird als Gunstbezeigung nur an angesehene Häuptlinge oder befreundete Landeschefs verliehen. Mirambo und Ssike sollen derartige Speere von Mtéssa erhalten haben.

Die Gebräuche beim Beginn eines Krieges, der dabei stattfindende Treuschwur, die Gebete am Baum der Kriegsgötter Nenda und Tshiwúka (Kibúka) sowie die Art und Weise der Kämpfe selbst sind von Dr. Felkin, Stanley u. A. ausführlichst geschildert.

In allen Industrieerzeugnissen der Waganda, von den Wohnräumen bis herab zum Pfeifenkopf, prägt sich der schon wiederholt gerühmte Schönheitsinn aus. Alles ist höchst sauber und symmetrisch hergestellt und oft geschmackvoll verziert. Unter den Hausgeräthen stehen die Thontöpfe (Tafel V.) oben an. Die gewöhnlichen, die zum Kochen oder zur Aufbewahrung von Wasser dienen, sind meistens einfach. Sie haben eine mehr oder weniger verengte Oeffnung, oft mit umgebogenem Rand, sind aber manchmal auch nur cylindrisch mit rundem Boden. An ihrem oberen Theile tragen sie einen ringförmigen Streifen von einfachen, ziemlich rohen Strichverzierungen. Sehr viel sorgfältiger sind die kleinen halbkugligen Thonschalen gefertigt, die man zum Trinken benutzt. Sie sind sehr sauber mit der Hand (ohne Drehscheibe) gearbeitet, schwarz gefärbt und am Rande mit einem breiten Streifen von ganz feinen Lineamenten verziert, die man mit einer Lanzenspitze in den halbtrockenen Thon einritzt. Sie werden mit stark kieselhaltigen Blättern polirt. Noch sorgsamer sind die Pfeifenköpfe hergestellt, an denen der Mgánda-Künstler seine ganze Fertigkeit zeigt und seiner Phantasie freien Spielraum lässt. In allen Variationen und Formen kann man

*) Auch die Schildform der Waganda, Wakeréwe, Washáshi und Basíwa erinnert mehr an die Holzplatten- und Rohrschilde der Kongo-Stämme, als an die östlichen Bantu, die durchweg Schilde aus Büffelhaut anfertigen.



Dr. v. Luschan phot.

Gegenstände aus Ugánda, Unyóro und Bukoba.

1. 2. 3. 4. 5 Ugánda-Pfeifen. 6 Bukoba-Sieb. 7 Ugánda-Schüssel. 8 Ugánda-Halsring. 9 Ssimbi, Kaurigeld Bukoba. 10. 11. 12. 13 Ugánda-Sandalen. 14 Ugánda-Flaschenkürbis. 15. 16 Kaffeebeutelchen, Ugánda-Arbeit. 17. 18. 19 Ugánda-Häuptlingsstäbe. 20 Ugánda-Thongefäfs im Tragbeutel. 21. 22. 23 Ugánda-Becher. 24 Holzschale (Weifser Nil). 25 Wasserdichter Korb der Wahúma.

sie in Ugánda sehen, bald rund, bald cylindrisch, bald kegelförmig, stets schwarz, völlig geglättet und mit Mustern versehen. (Tafel V.) Oft bringt man auch wohl eine Reihe Vertiefungen an der Aussenseite an, die mit weissem und rothem Thon ausgefüllt werden und sich auf dem schwarzen Grunde vorzüglich ausnehmen. Alle Pfeifen sind mit langen Holzstielen versehen, die mit einem glühenden Draht durchbohrt und röhrenartig ausgehöhlt werden.

Ausgedehnte Verwendung finden ferner die Kalebassenkürbisse, die zur ständigen Ausrüstung des Mannes gehören. Sie bestehen in einem runden Gefäss mit langgezogenem graden Hals, der sich oben ein wenig erweitert. (dēko.) Den Bananenwein saugt man aus diesen Flaschen mit Hilfe eines Rohres (russécke) heraus, das meist einfach und gerade, bisweilen aber auch an seinem oberen Ende gebogen und mit ganz feinem, mehrfarbigem Gras sauber umsponnen ist (vergl. Kap. 29). Am unteren Ende ist eine Art Sieb angebracht, um das Eindringen fester Theile in die Röhre zu verhindern. Die Herstellung und die Arten des Bananenweins (Mwénge) sind von Dr. Felkin und Ashe ausführlichst beschrieben worden.*)

Von sonstigen Industrieerzeugnissen sind noch Körbe verschiedenster Art zu erwähnen. (Kibbo.) Es sind bald flach kegelstumpfförmige Teller aus oft dickem, spiralig verlaufendem, oft auch aus siebartig feinem Geflecht, bald kegelstumpfförmige, wasserdicht hergestellte und mit schwarzen, meist rhomboedrischen Mustern verzierte Trinkkörbe, bald cylindrische Behälter, die bis zu ziemlich bedeutender Grösse angefertigt werden. Meistens gehören zwei Körbe zusammen, derart dass der eine als Behälter, der andere als Deckel fungirt. Matten werden in vorzüglicher Qualität aus Phönix-Blättern geflochten. Allerliebst sind die zierlichen, mit einem kleinen Deckel verschlossenen, beutelförmigen Körbchen, die aus verschiedenfarbigem Gras geflochten werden und zur Aufbewahrung der beliebten Kaffeebohnen dienen. (Tafel V.) Seife erzeugt man aus Fett und Holzasche, eine Kenntniss, die von den Leuten der Aequatorialprovinz erworben und von Ugánda weiter nach Tabóra verpflanzt worden ist (kiféwe). Nirgendwo kann man die Einwohner sauberer gekleidet sehen, als in Ugánda; die Seife findet demnach hier viel Verwendung.

Eine grosse Rolle im Leben der Waganda spielen die Kanus (Abb. 49): lange, aus mehreren Planken hergestellte Barken mit weit vorragendem Schnabel. Ein schmales an einer Seite etwas ausgehöhltes, an der andern gerundetes Brett dient als »Kiel«; es überragt in einer 1—1½ m langen Spitze das Vordertheil des Bootes. An dieser wird ein hakenförmig nach oben gekrümmter, abnehmbarer Schiffsschnabel aus Holz befestigt, dessen oberes aus dem Wasser ragendes Ende mit Antilopenhörnern oder Kaurischnecken geschmückt und durch ein mit zerschlitzten Palmfasern behangenes Seil mit dem Kanu verbunden ist. Auf das

---

*) Wilson & Felkin. Ugánda und Ssudan. Bd. I pg. 76. Ashe. Two kings of Uganda. pg. 307. Felkin. Notes on Uganda. Proc. R. Soc. Edinbg. XIII.

Bodenbrett werden 2—3 Reihen von Seitenplanken gesetzt, die hinten und vorn spitz in einem Verbindungsstück zusammenlaufen. Alle Theile sind durch Pflanzenfasern (Calathea-Bast?) derart mit einander verbunden, dass man paarweise Löcher in die Brettränder brennt, dann schmale Längsleisten auf die Nähte der Kante auf Kante gestellten Planken legt und durch die Löcher den zähen Bast zieht. Alle Fugen und Bohrungen werden mit Bananenbast kalfatert. Rippen kennt der Mgánda an seinen Booten nicht, die nur durch die 6—20 quergestellten, in die Seitenwände eingelassenen Ruderbänke einige Festigkeit erhalten. Dicht hinter dem Schnabel des Bootes ist ein beiderseits seitlich weit vorstehendes Querholz angebracht, das als Handhabe dient, wenn man die Boote auf den Strand ziehen will. Die Aussenseite aller Holztheile wird mit einem intensiv rothen Eisenoxydthon bestrichen. Steuerruder giebt es nicht. Ein hinten im Boot sitzender Mann steuert mit einem einfachen Paddelruder (kassi), das gleich allen andern aus einem etwa 1 m langen Holztheil mit einer länglich-herzförmigen, flachen, etwa 30 cm langen und 15 cm breiten Verbreiterung besteht. Die Anwendung von Rudern mit Hebelwirkung ist unbekannt, ebenso die von Segeln. Vier bis vierzig Mann bewegen ein solches Boot vorwärts, oft mit grosser Geschwindigkeit. Sie spornen sich stets durch Gesänge (»Héia — Héia Héia«) an und können bisweilen 10—12 Stunden ohne Unterbrechung ihre Arbeit verrichten. Eine Flotte von 50—100 solcher Kanus, die um die Wette fahren, bietet einen prächtigen Anblick. Die meisten Boote findet man auf dem Ssésse-Archipel. Sie werden vielfach von dem König zu grossen Fahrten nach dem Süden des Sees herangezogen, für die sie keinerlei Bezahlung erhalten.

Musikinstrumente existiren in den verschiedensten Spielarten, von der grossen, kegelstumpfförmigen, an beiden Seiten mit Haut bespannten und oft phantastisch verzierten Kriegstrommel (ngóma) herab bis zur kleinen Rohrflöte (ndéllo, mrēre). Harmonikaartige Instrumente (madínda) kommen vor; am beliebtesten jedoch sind die Guitarren (nánga), die in Ussóga am besten hergestellt werden: an einem mit Fell bespannten ovalgewölbtem Resonanzboden ist ein bogenförmiges Holz befestigt, von dem aus nach dem Ersteren einige Darmsaiten laufen.

Zu erwähnen wären noch schön präparirte Häute*), die nicht gegerbt, sondern nur gekratzt werden, sowie endlich die verschiedenen Eisenarbeiten, in denen die Waganda zum Theil so geschickt sind, dass manche einen zerbrochenen Gewehrtheil regelrecht repariren können.

Ueber den Häuserbau wurde bereits im vorigen Kapitel Verschiedenes mitgetheilt. Er geht in der Weise vor sich, dass an einem kleinen Kranz von

*) Die schönsten unter ihnen stammen von der kleinen »Mteragánya« genannten Zwergantilope (Cephalolophus aequatorialis Mtsch.), von der oft 20 Häute auf das sauberste mit Bastfäden zusammengenäht werden und so einen grossen Pelzmantel darstellen. Auch Felle des Wasserbocks (»njóve«), von Seeottern (»ngonge«) und Leoparden sind beliebt. Früher durften die letzteren nur vom König und seinen Günstlingen getragen werden.

Ruthen oder Rohr, Rohrstäbe, die radien- und trichterförmig zur Mitte laufen, befestigt werden. Dem ersten folgen andere immer grösser werdende konzentrische Ringe, bis ein grosser Trichter entsteht. Diesen stützt man zunächst durch einen in der Mitte aufgestellten Bananenstamm; sodann wird ein Kreis von starken Ruthen im Abstand von etwa $^1/_2$ m in die Erde gepflanzt, die den Umfang des zukünftigen Hauses bezeichnen. Der Trichter wird durch Stützen in die geeignete Höhe gehoben und mit dem Gertenkreis verflochten, so dass schliesslich ein grosses bienenkorbartiges Gestell entsteht, das man, von unten beginnend, mit Gras eindeckt. Zuletzt wird gleichfalls durch Gerten und Rohr die Thürwölbung hergestellt. Grosse Hütten erfordern natürlich mehr Arbeit, besonders nimmt die früher erwähnte Rohrverkleidung viele Zeit in Anspruch. Löcher zur Aufnahme von Pfählen gräbt man mit Speeren in die Erde. Sollte der Boden zu hart sein, so wird er erst durch Aufgiessen von Wasser oder Auspressen von frischen Bananenstämmen erweicht. Eigene Häuser für die Frauen, Dienerschaft und für die Küche sind oft vorhanden, fast nie dagegen ein Abort.

Der Mgánda betreibt in erster Linie Ackerbau. Die bei weitem vorherrschende Kultur ist die der Banane (matóke), des Hauptnahrungsmittels im Lande. Man baut sie in mehreren Varietäten, von denen eine nur grün gekocht, die andere reif gegessen, eine dritte, kleinere Sorte zur Fabrikation des Bieres gebraucht wird. Die Pflanzungen sind äusserst sauber und reinlich gehalten, hier und dort sieht man in ihnen Colocasien gebaut, häufiger einzelne Kaffeebäume (Mwáni). Diese sind zwei bis drei Meter hoch und tragen reiche Früchte, die jedoch von ihrem Aroma sehr viel dadurch verlieren, dass man sie unreif abpflückt und in heissem Wasser brüht, ehe sie getrocknet werden. Man benützt sie nicht zur Herstellung eines Getränkes, sondern zum Kauen in rohem Zustand. Nächstdem sind Bataten (dumónde), Bohnen (biyanyáro) und Zuckerrohr als Landesprodukte zu erwähnen, während Yams, Maniok, »Nyúmbu« (Coleus sp.) und Sorghum selten vorkommen. Zwiebeln, die von den Arabern eingeführt worden waren, sind wieder verschwunden, während einige Bäume von Limonen, Granatäpfeln und Mango noch vorhanden sind. Weizen und Reis werden vereinzelt gebaut, aber nur für den Gebrauch der Missionare. Europäische Gemüse und Kartoffeln gedeihen ausgezeichnet.

Fleisch wird zu den gekochten Bananen gerne genossen, ausser den zahlreichen Fischen des Sees ist aber selten etwas zu bekommen. Hühner werden gegessen, wenigstens von Männern. Rindvieh schlachtet man höchstens auf Kriegszügen oder wenn es kränkelt; Ziegen aber werden von den Wohlhabenden gern genossen.

Die Rinder Ugándas, die fast alle von Wahúmahirten gehütet werden, gehören durchweg der kurzhörnigen Buckelrasse an; doch gelangen durch Raubzüge oder Geschenke auch die prächtigen Langhorn-Ochsen der Wahúmastaaten ins Land. So schenkte mir Mwánga einen prachtvollen Stier, den er aus Nkóle erhalten hatte. Die Ziegen sind meist klein, mit kurzen Hörnern und geraden

Nasen, doch kommt auch eine ausserordentlich langhaarige Varietät, besonders in Bussóga, vor, die dickere und stark gekrümmte Hörner hat. Das Vliess der Körperseite ist sehr lang und die Haare hängen so tief in die Stirn, dass sie das Thier am Sehen hindern. Schafe sind seltener und gehören der langschwänzigen Art mit geraden Nasen an. Hühner hat auch der ärmste Waganda. Dass sie nur von den Männern gegessen werden, ist vielleicht darin begründet, dass viele Frauen aus Wahúma-Familien stammen, während die Waganda selbst, wie ihr Königsgeschlecht, nicht direkt von den Wahúma abzuleiten sind.

Auch durch Jagd und Fischfang vermehrt der Mgánda seine Nahrung. Der Fischfang wird zumeist mit selbstgeschmiedeten Angeln ohne Widerhaken, oder mit grossen, aus gespaltenem Rohr geflochtenen Reusen betrieben; häufig legt man acht bis zehn solcher Reusen auf den Grund, mit Steinen beschwert, neben einander. Ausser den Einzelangeln kann man auch Legeangeln sehen: zahlreiche Haken sind mit kurzen Schnüren an einer langen Leine befestigt, deren eine Seite mit einem Felsanker auf den Grund versenkt wird, während man das andere Ende in der Hand behält oder an einem Schwimmer aus Ambatschholz befestigt.

Das eigentliche Nationalgericht von Ugánda bildet, wie schon gesagt, fast überall die in unreifem, grünem Zustand abgeschnittene und gekochte Banane. Man dämpft sie mehr, als man sie kocht, indem man in den Kochtopf ein grosses Stück Bananenblatt legt, von dem man die Rippe entfernt hat. Auf dieses werden die geschälten Früchte gelegt und etwas Wasser daran gegossen. Andere Blätter schliessen den Topf von oben. Fleisch oder Fisch wird bald am Holzspiess geröstet, bald im Topf gebraten, wobei untergelegte Hölzer das Anbrennen verhindern. Lieber aber wickelt man es in Bananenblätter ein und legt es auf die zu dämpfenden Bananen. Fleisch und besonders Fische werden noch in einem so »vorgerückten« Zustand genossen, wie er bei uns schon von ferne Ekel erregen würde. Häufig kommt es vor, dass bei Bootsfahrten die Ruderer vom Wege ablenken, um einen auf dem Wasser treibenden todten Fisch einzuholen, der dann, an eine Leine gebunden, dem Kanu nachgeschleppt wird.

Ein sehr beliebtes Genussmittel bilden geröstete Termiten (ńsswa); die ausschwärmenden geflügelten Thiere werden im August und September massenhaft gefangen, indem man über ihren Bauten Gerüste aus Gerten errichtet und mit Rindenstoff bedeckt. Nicht minder sind getrocknete und geröstete Heuschrecken (»Ssenéne«, eine Locustide) beliebt; diese kommen jedoch nicht in Ugánda vor, sondern werden aus den Basíwaländern bezogen.

Die Mahlzeit wird in der Hütte auf ausgebreiteten frischen Bananenblättern angerichtet. Der Hausherr isst mit seinen Söhnen und angesehenen Sklaven zusammen, während die Frauen für sich speisen. Vor- und nachher wäscht man die Hände mit Wasser oder einer Scheibe des saftigen Bananenstammes. Man bringt die Speisen mit der rechten Hand zum Munde, Fleischstücke schneidet man oft mit einem Messer, häufiger aber mit einem scharfen Rohrsplitter ab. Während der Mahlzeit wird nichts, dafür aber nachher desto mehr Bananenwein

getrunken. Beide Geschlechter rauchen sehr viel, das Kauen und Schnupfen von Tabak dagegen ist unbekannt. Hin und wieder wird auch Hanf geraucht, eine vermuthlich von den Arabern eingeführte Sitte.

Erwähnenswerth ist es, dass bei den Bewohnern der Insel Ssésse noch häufig Anthropophagie getrieben werden soll. Nach der Aussage der Missionare begräbt man dort nur wenige Todte und verschafft sich sogar oft durch Mord die geschätzte Nahrung.

Von Krankheiten ist der Waganda ziemlich stark heimgesucht. Namentlich richten die Pocken (kawále) gewaltige Verheerungen an, gegen die man sich durch Einimpfen des Pockengiftes selbst — an Stirn oder Unterarm — zu schützen sucht. Fieber ist häufig; die dabei auftretenden Kopfschmerzen sucht man durch Blutentziehung an den Seiten des Hinterkopfes zu heben. Daher kommt die häufige Erscheinung, dass bei vielen Waganda an einer oder beiden Seiten die Haare fortrasirt und Einschnitte gemacht sind. Das Schröpfen geschieht, ebenso wie bei allen Negern, mittels eines Kuh- oder Antilopenhorns, aus dem man die Luft aussaugt (Abb. 55). Lues und Gonorrhoe sind erschreckend häufig. Der Ersteren schreibt man oft den Pigmentschwund an Händen und Füssen zu, an dem viele Waganda leiden, doch scheint mir hier kein ursächlicher Zusammenhang zu bestehen. Im Volke meint man auch, dass die Marmorirung der Hände durch das Waschen mit den feuchten Scheiben des Bananenstammes entstehe. Die entsetzlich stark verbreitete Gonorrhoe hinterlässt sehr häufig schwere Strikturen, an denen z. B. Mtēssa seinen Tod fand. Ringförmige Hautflechten sind hier und da zu beobachten. Am meisten von allen Krankheiten ist die sogenannte Kampúli gefürchtet, die im höchsten Grade ansteckend und tödtlich ist und oft ganze Dörfer dahinrafft. Wo sie auftritt, schwellen in kurzer Zeit alle Lymphdrüsen an und vereitern unter sehr starken Fiebererscheinungen: vermuthlich eine Art von Bubonenpest Die französischen Missionare legen als Gegenmittel grosse Blasenpflaster, die sie aus einer einheimischen Meloidenart selbst bereiten, auf Brust und Rücken des Patienten, ob mit Erfolg, ist mir nicht bekannt. Wassersucht, Masern, Rheumatismus, Bronchitis, Augenentzündung, Cholera (?), Epilepsie und temporärer Wahnsinn sollen nach Dr. Felkin ebenfalls vorkommen. Die Entstehung der Krankheiten schreibt der Mgánda dem Umstande zu, dass ihn ein Mensch verzaubert oder durch bösen Blick behext habe, oder auch dass eine Schlange in seinen Körper gefahren sei. Beschwörer spielen deshalb bei der Behandlung eine grosse Rolle, haben aber jedenfalls meist auch Kenntniss von einheimischen wirksamen Medikamenten.

Der Handel Ugándas ist ziemlich beträchtlich, hat aber in den letzten Jahren bedeutend nachgelassen. Elfenbein, das zum kleineren Theil dem Lande selbst, zum grösseren Theil den Tributsendungen der Nachbarländer entstammt, bildet natürlich den wichtigsten Artikel. Zur Zeit meiner Anwesenheit soll der Preis eines Frasilah (à 35 Pfund engl.) 25—30 doti Stoff betragen haben. Das Elfenbein ist von guter, weicher Qualität, namentlich das aus den östlichen Steppengēbieten

stammende; hier und dort kommt auch hartes aus dem waldreichen Westen vor. Fast die gesammte Waare wird auch jetzt noch in deutsches Gebiet verhandelt, sowohl an den Händler Mr. Stokes, als auch an Araber und Wanyamwési; doch gehen diese neuerdings nur bis zur Grenze Ugándas, wohin ihnen die Waganda entgegenkommen, da sie von ihnen bedeutend höhere Preise bekommen, als die englische Gesellschaft zu bieten vermag. Stoffe und Pulver vertreten die Stelle des Geldes. An Stoffen wird besonders auf gute Waare gesehen, Merikani ássili, Mardúff und Bafta; auch rothe Mützen sind sehr gesucht. Ganz kleine Stickperlen werden hier und dort gerne in Zahlung genommen. Neuerdings sind besonders Jacken nach europäischem Schnitt sehr geschätzt, ebenso werden weisse und bunte waschbare Anzüge gleichfalls gut bezahlt. Dass Waffen und Pulver durch die Händler eingeführt wird, haben die Engländer schon wiederholt zum Gegenstand der Beschwerde gemacht, aber auch sie selbst haben im Lande Pulver gegen Elfenbein verkauft. Diese gefährlichen Artikel bringen insbesondere die Basíwa nach Ugánda, ja sogar bis nach Unyóro.

Rindenstoffe und Kaffee bilden ausser dem Elfenbein wichtige Handels artikel, die weithin vertrieben werden. Alle kleinen Sachen kauft man mit Kaurischnecken (ssimbi), die zu je 100 auf eine Schnur (kyássa) gereiht und zu je zehn Schnüren in ein Bündel (lukumi) vereinigt werden. Stoffe und Lebensmittel, ja sogar Boote und Sklaven kauft man für Kauri, die die Scheidemünze bilden. Auch der Tribut wird in dieser Münze entrichtet. Für eine Traube Bananen bezahlte man je nach ihrer Grösse 30 bis 50 Kauris, für ein Stück Rindenstoff 300 bis 500, eine Ziege 500, ein Huhn 50, einen Sklavenjungen 2 bis 3000, ein Mädchen 4 bis 5000 oder auch mehr Kauris.*)

Für die kleinen Bedürfnisse des Tages ist ein Markt (Kitále) in Ugánda nahe der englischen Mission eingerichtet, auf dem Rindenstoffe, Bananen und Bataten, Butter, ausgeschlachtetes Fleisch und Salz (munyo) feilgeboten werden. Das im Lande aus Pflanzenasche gewonnene Salz ist sehr bitter, besseres kommt bisweilen aus Unyamwési, häufiger aus Unyóro (Kíbiro) oder Ussóngora.

Von den häuslichen Beschäftigungen fällt den Frauen das Bearbeiten des Bodens und das Bereiten der Mahlzeiten zu. Sie schneiden auch die »nyamkágo« genannten, zum Essen dienenden Bananen ab. Ebenso werden die Körbe (kíbbo) von ihnen angefertigt. Die Männer roden den Boden und schaffen Holz und Fleisch zum Kochen herbei, sie schneiden die »mbíddi« (mpídde) genannten Bananen, die zur Pómbebereitung dienen, und brauen das Bier in den grossen, kanuartigen Holzgefässen selbst. Ihnen fällt auch die Herstellung von Thongefässen, Pfeifen**) und Rindenstoffen zu. Beim Bau der Häuser holen die Männer das Holz und Rohr herbei und errichten den Bau, während die Frauen Gras besorgen und beim Eindecken helfen.

---

*) Näheres über die Kauris siehe in Kapitel 29.

**) Die Thonwaaren brennt man mit stark rauchendem Holz und Rohr, wodurch die Schwärzung erzeugt wird, und reibt sie, wie erwähnt, (S. 176) mit kieselhaltigen Blättern blank.

Der Verkehr der Geschlechter unter einander ist ein äusserst freier. Wenn auch der Ehemann ängstlich über seine Frauen wacht und Ehebruch — besonders im Hause des Königs verübter — schwer geahndet wird, so kommt er doch bei der Vielweiberei der Waganda sehr häufig vor. Junge Leute treten oft schon lange vor ihrer Verheirathung zu einander in geschlechtlichen Verkehr.

Um über einige Sitten und Bräuche der Waganda zu berichten, halte ich mich an die Erzählungen eines meiner Träger, Namens Kilindo, der noch die alten heidnischen Zeiten mit erlebt hat. Unter dem Einfluss des Mohammedanismus und noch mehr des Christenthums hat sich inzwischen Manches abgeschliffen. Besonders arbeiten die Missionare daran, die alten Gebräuche, die für den Ethnologen so wichtig sind, aus der Welt zu schaffen. Darum scheint mir auch das Wenige, was ich über die alten Sitten noch erfahren konnte, erwähnenswerth, doch möchte ich nicht unterlassen, hier an die Engländer in Ugánda die nachdrückliche Bitte zu richten, Alles zu sammeln, was sich noch feststellen lässt;*) denn nur zu schnell geht durch die eindringende Kultur die Eigenart eines Volkes verloren.

Gedenkt ein junger Mann seine Auserwählte zu heirathen, so schickt er ihr zunächst einige Tage lang Feuerholz ins Haus, etwa in der Art, wie man bei uns ein Blumenbouquet schicken würde. Dann sendet er einen Freund als Werber an den Vater der Braut ab, der für die folgenden Verhandlungen einige Zeugen verlangt. Der Bräutigam erscheint sodann mit zwei angesehenen Männern und seinem Vater beim Brautvater, der ihnen auseinandersetzt, dass der Gatte die Frau gut behandeln müsse und nicht tödten dürfe; die anwesenden Zeugen seien dafür haftbar. Sind diese einverstanden, so übersendet der junge Mann dem Brautvater eine Ziege, zwei Stück Rindenstoff und zwei Hühner, wenn er reich ist, noch mehr.

Während der etwa einen Monat dauernden Brautzeit baut der Mann mit Hilfe seiner Freunde ein neues Haus, das jedoch fürs erste noch nicht bezogen wird. Eine Reihe von Frauen bringen, von einigen Männern begleitet, die Braut unter Gesang nach einem früher schon bewohnt gewesenen Haus. Nachdem die Festgäste mit Essen und viel Bananenwein bewirthet worden sind, und das neue Paar verlassen haben, bleibt nur ein Mädchen aus der Verwandtschaft der Braut im Haus, das während der etwa einen Monat dauernden Zurückgezogenheit das Essen für das junge Paar bereitet. Der Frau wird während dieser Zeit das Gesicht mit einem Stück Rindenstoff verhängt, und der eigene Mann muss sich die Erlaubnis, zum ersten Mal diesen Schleier zu lüften, mit einer Ziege erkaufen, die von der Frau und ihren weiblichen Angehörigen, die ihr Hilfe geleistet haben, verzehrt wird. Es scheint mir, dass diese Sitte mohammedanischen Ursprungs ist, und dass die Waganda sie von den Arabern oder

*) Besonders wären Notizen über Religion und Geschichte, über Jahr- und Zeiteintheilung, Weltvorstellung etc. sehr wichtig, ebenso wie eine Untersuchung der alten Königsgräber interessante Resultate versprechen würden.

Sansibariten übergenommen haben. Möglich ist auch, dass unser Brautschleier auf eine ähnliche altorientalische Sitte zurückzuführen ist.

Wenn die Braut nach einem Monat das Haus verlässt, um in ihr neues Heim überzusiedeln, so bekommt sie von den sie besuchenden Anverwandten des Mannes eine Anzahl Kauris geschenkt; diese erhält zum grössten Theil das junge Mädchen, das als »Stütze der Hausfrau« gedient hat und nun entlassen wird. Der Vater des Mannes schenkt ausserdem eine Ziege, die als Zukost bei einer kleinen Festlichkeit dient.

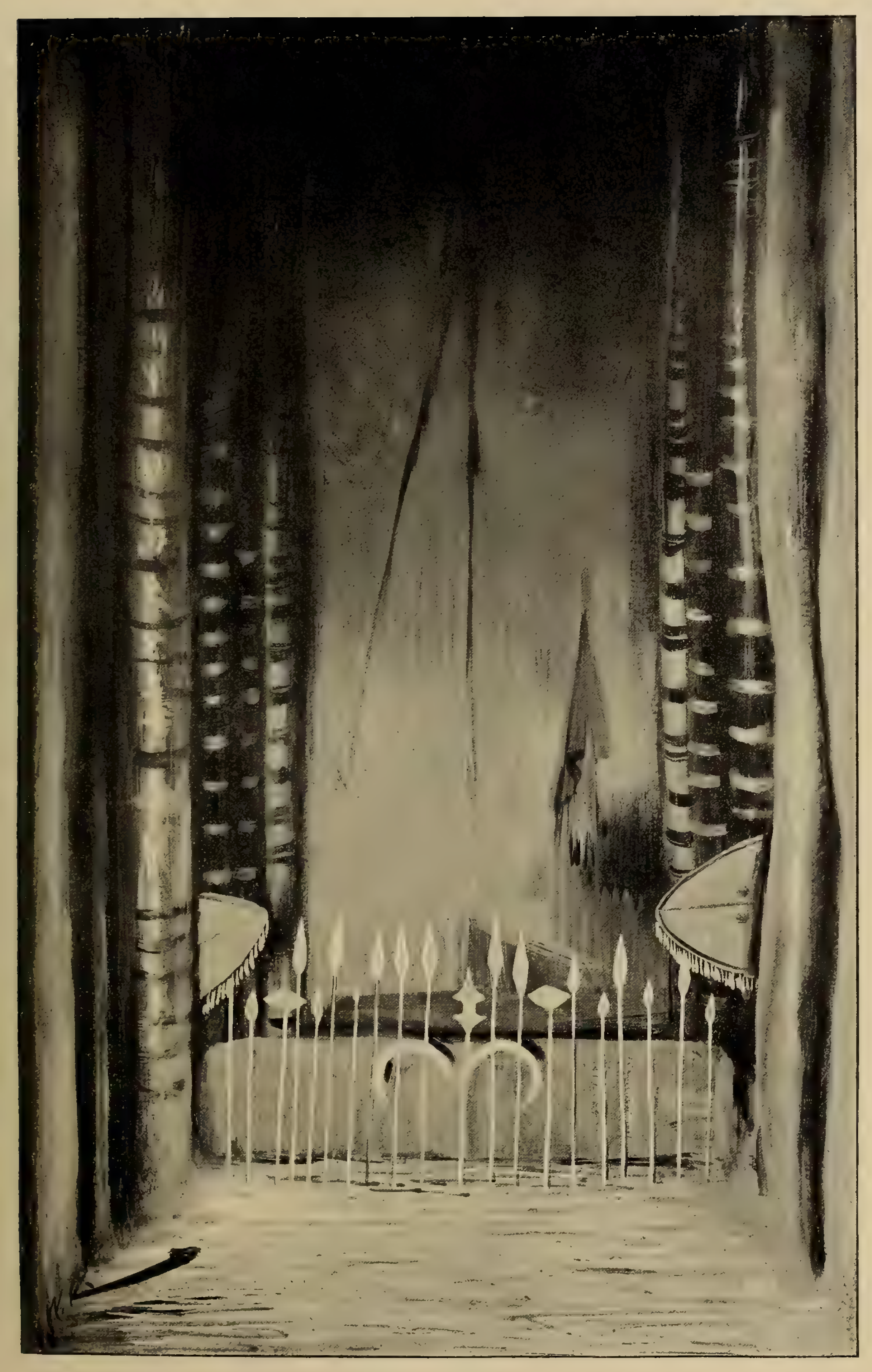
Die Zahl der Frauen ist völlig unbeschränkt, Mtĕssa soll 7000 gehabt haben. Die reichen Leute haben viele Frauen, während der arme Bauer oft keine einzige ernähren kann.

Wenn die Frau ihre Stunde kommen fühlt, so trägt der Mann alle Speere und sonstigen Waffen aus dem Hause und holt einige ältere Frauen herbei, um Hilfe zu leisten. Später darf er das Geburtshaus nicht mehr betreten. Die Stellung bei der Geburt, die ich selbst einmal zu beobachten Gelegenheit hatte, ist mit gespreizten Beinen knieend und leicht vornüber gebeugt, die Hände auf die Oberschenkel gestützt. Eine Frau unterstützt die Gebärende an den Schultern, eine andere empfängt das Kind. Die Geburt geht meistens sehr rasch von Statten; nur leichtes Stöhnen wird ausgestossen. Treten Schwierigkeiten ein, so wird bisweilen ein alter Zauberer gerufen, der ein geeignetes Medikament zur Thür hineinreicht. Wenn die Frau sterben sollte, so muss auf alle Fälle ihr Leib geöffnet und das Kind entfernt werden, da zwei Menschen nicht zusammen beerdigt werden dürfen.

Die Nabelschnur wird weit vom Körper des Kindes entfernt mit einem Rohrsplitter abgeschnitten und mit Bananenfasern unterbunden. Der vertrocknete, meist U-förmig gebogene Strang wird aufbewahrt, bei Prinzen sogar mit feinen Perlstickereien umgeben, an einem Pfahl feierlich aufgehängt (Felkin) und von einem besonderen Aufseher behütet. Die Placenta begräbt man sofort an dem Fuss einer Bananenstaude (der Sorte »Nekikénde«). Die später an dieser sich entwickelnde Fruchttraube gehört der Wärterin, die sie selbst abschneiden und essen muss. Das Kind wird gereinigt und auf ein frisches Bananenblatt, später auf Rindenstoff gebettet.

Drei Tage lang leben Mutter und Kind zurückgezogen. Während dieser Zeit herrschen dieselben Gebräuche hinsichtlich des Feuers, die früher schon von anderen Stämmen (Wanyamwési etc.) erwähnt wurden; auch hier muss im Falle des Erlöschens das Feuer durch Reiben neu angefacht werden. Kein männlicher Besuch ist während der Dauer des Wochenbettes gestattet.

An den am vierten Tage stattfindenden ersten Ausgang schliessen sich Festlichkeiten, bei denen reichlich Bier getrunken wird. Am selben Tage erfolgt die Namengebung und zwar meistens von der Grossmutter mütterlicherseits. Die Namen werden nach Ereignissen bei der Geburt, nach Eigenschaften des Kindes etc. wie bei den meisten Negern gewählt. So nennt man Knaben:



Stuhlmann, Emin.

Inneres von Mtessas Grabeshütte.

mssíssi, wenn sie während eines Erdbebens geboren sind, kiwonéka wenn sie während eines Gewitters geboren sind, mkássa wenn die Mutter während der Geburt vom Geist Mukássa besessen, d. h. irrsinnig geworden ist, oder auch mssedya ya genda, d. h. der Wanderer. Häufig sind Namen, die das Verkleinerungspräfix »ka« haben, so kahíma für einen kleinen Mhúma- (Mhíma-) Jungen, kassóga, kanyóro etc., oder man giebt Kindern Namen wie »Múdu ahulíra«, d. h der Sklave, der gehorcht, »kalénso génda«, »Geh' Junge« u. s. w., bisweilen auch Thiernamen wie ngiri (Schwein), mbwa (Hund) u. a. (nach Ashe). Mädchen nennt man: namilémbe, die Friedenbringerin, tulumanya ónga (»Sie weiss nicht, wann sie stirbt«, und lebt deshalb vergnügt in den Tag hinein), kekála, wenn endlich nach vielen Knaben ein Mädchen geboren ist, bavílio »das zweite« Kind, das geboren wurde. Vielfach bekommen Mädchen Knabennamen mit dem Präfix »Na«, wie Na-mukassa, Na-kibúka (nach Ashe). Ebenso wie bei den Wanyamwési giebt es auch hier »Unglücksnamen«, wenn alle vorhergeborenen Kinder gestorben sind, womit man ferneres Unglück verhindern will. Knaben heissen in diesem Falle Kasiwánda, Mädchen Mugalánda.

Die Geburt von Knaben wird lieber als die von Mädchen gesehen; Zwillinge werden mit grosser Freude und Festlichkeiten begrüsst. Sind sie beide männlich, so heisst der Erstgeborene Wásswa, der zweite Káto, wenn weiblich die erste Kámya, die zweite Káto; bei verschiedenem Geschlecht der vorangegangene Knabe Wásswa, das Mädchen Kámya (oder Kúrwa?), das nachgeborene Kind immer Káto.

Oft wechselt der Mgánda seinen Namen, besonders wenn er heranwächst; namentlich führen die Könige oft eine ganze Anzahl verschiedener Benennungen.

Fünf bis sechs Tage nach der Namengebung wird der erste Haarschnitt beim Kinde vorgenommen.*) Unter Festlichkeiten mit Bier und Essen wird von einer alten Frau dem Kinde mit einem kleinen Messer das Haar abrasirt, in ein Stück Rindenstoff gebunden und von der Mutter sofort bei Seite getragen, um in dem Bananenwald neben der Placenta vergraben zu werden. Das Stück Rindenstoff muss eine Zeit lang von der Mutter der Frau am Leibe getragen werden.**)

Bei allen Festlichkeiten spielen Tänze, die in Begleitung von Trommeln, häufig auch von Pfeifen ausgeführt werden, eine grosse Rolle. Bald bewegen sich die Füsse schleifend im Kreise vorwärts, während die Arme starr nach abwärts gestreckt werden und der ganze Körper konvulsivische Zuckungen macht, bald übertrifft man sich in tollen, möglichst erotischen Beckenbewegungen. Vor allem letztere Art ist sehr beliebt, und oft werden von zwei jungen Männern, von denen einer ein Mädchen nachmacht, oder umgekehrt von zwei Mädchen höchst anstössige Scenen aufgeführt, die jedoch der Mgánda sehr schön findet.

---

*) Alle Negerkinder kommen mit ziemlich langem (2—4 cm), aber seidenweichem — nicht krausem, steifem — dunkelem Haar zur Welt.

**) Hier wäre auch zu erwähnen, dass Erwachsene die abgeschnittenen Haare fortwerfen, die Nägel aber sorgfältig vergraben.

Sklaven werden auch heute noch, nachdem die Sklaverei offiziell abgeschafft ist, von jedermann gehalten und zu häuslichen Verrichtungen, sowie zu Feldarbeiten verwendet. Sehr häufig findet man jüngere Sklavenmädchen als Konkubinen. Alle Sklaven haben es nicht schlecht, sie werden wie zur Familie gehörig behandelt, bisweilen aber auch wieder verkauft. Seitdem die Araber aus dem Lande vertrieben sind und wissen, dass sie an die deutsche Küste keine Sklaven mehr bringen dürfen, werden die Sklaven meistens an Wanyamwési verkauft, die zu diesem Zwecke nach Búddu kommen.

Fast alle Waganda stehen zum König und den Häuptlingen im Verhältniss von Sklaven. Diese können sie in jeder Weise zur Arbeit und zu Lieferungen heranziehen, sowie über ihr Leben entscheiden. Durch diese Monopolisirung der Arbeit wird zwar eine gewisse Kultur ermöglicht, indem die Grossen ihren Launen gemäss arbeiten lassen, immerhin aber wird die Unternehmungslust der kleinen Leute sehr unterdrückt, da ihnen jeden Augenblick das ganze Resultat ihrer Bemühungen genommen werden kann.

Gemeine Leute oder Sklaven werden nach ihrem Tode einfach in den Busch geworfen, vornehme jedoch und besonders die Leiche des Königs mumifizirt.*) Stirbt der König, so werden seine Glieder so lange mit den Händen gequetscht und gestrichen, bis alle faulige Flüssigkeit daraus entfernt ist, und die Leiche völlig eintrocknet, dann umwickelt man sie mit zahllosen Binden von Rindenstoff. Der Unterkiefer soll — nach Abu-bekrs Aussage, der lange im Lande lebte — abgelöst und mit Perlstickerei umgeben werden. Er wird über dem Grabe aufgehängt, und von Zeit zu Zeit bei wichtigen Entschlüssen lässt der neue König ihn sich bringen.

Früher wurden die Könige in einfacher Erde bestattet; jetzt setzt man sie in grossen Holz- oder Metallsärgen in tiefer Grube bei, die mit grossen Mengen von Rinden- und anderen Stoffen angefüllt sind. Die bei der Beisetzung früher üblichen Menschenopfer haben jetzt aufgehört.**)

Ueber den Gräbern der Könige werden grosse Hütten errichtet, von denen viele jetzt noch erhalten sind. Die Grabeshütte von Mtēssa, die sich auf dem

---

*) Ich selbst habe über die Begräbnisse nicht viel notirt und folge deshalb kurz der Darstellung von Felkin u. A.

**) Auf diese Mumifizirung der Königsleichen, sowie auf die eigenartig, wie die Pylonen, geformten Eingangsöffnungen der Hütten, deren Seiten schräg gerichtet sind, gründete Dr. Peters die Vermuthung, dass sich altägyptischer Einfluss in Ugánda nachweisen liesse. Möglich ist gewiss, dass in altersgrauer Zeit einmal Züge bis hierher stattfanden; wenn aber Leute nach Ugánda gelangten und dort blieben, so kann es nur eine äusserst geringe Zahl im Vergleich zur Bantubevölkerung gewesen sein, die in dem Volke kaum Spuren hinterlassen hat. Jedenfalls finden sich nicht die geringsten Zeichen einer Bearbeitung von Steinen, die doch für Aegypten so charakteristisch ist, und Mumifizirung von Leichen durch Auspressen findet in anderen Gegenden, z. B. in Madagaskar, ebenfalls statt. Die Elgumi-Höhlen beweisen nichts von Steinbearbeitung, da man irgend welche Dokumente in ihnen nicht gefunden hat. Bei einem Vulkan bilden sich manchmal derartige Höhlen durch Ausfliessen der Lava, deren äussere Schicht erkaltete. Alte Beziehungen haben sicher bestanden, da man sonst keine Kunde von den Nilseen haben konnte, dass aber eine Beeinflussung stattgefunden hat, deren Spuren sich heute noch finden, ist zum mindesten noch unbewiesen.

Hügel Nabulagálla befindet, habe ich selbst eines Tages besucht. Von meinem Hause führte der Weg eine Stunde weit nach Norden, bis wir auf der Spitze eines Hügels eine riesige kegelförmige Hütte sahen, die aus der Ferne wie eine spitze Pyramide erschien. Durch üppige, von hohen Strohzäunen eingefasste Bananenhaine ging es den rothen Lehmhügel hinan bis zu einem freien Platz vor einer niederen, aber sehr breiten Hütte, in die zwei einander gegenüberliegende Thüren führten. Das Innere ist ganz so eingerichtet, wie bei uns die Kapellen der Kirchhöfe: in der Mitte ein breiter Gang von einer Thür zur andern, zu beiden Seiten von einer niederen Barriére abgeschlossene Räume. Aus dieser, zweifellos nach Angabe der Missionare gebauten Hütte heraustretend, gelangt man auf einen grossen, sauber gehaltenen runden Platz, der von mehreren kleineren und von der riesenhaft grossen Grabeshütte umgeben ist, die wohl 15 — 20 m hoch sein dürfte. An ihrer Spitze wurde von Mackay ein Blitzableiter angebracht. Ein weiter Eingang, der durch seine nach rückwärts und innen geneigten Seitenwände wie aus Rohr hergestellte Pylonen aussieht, führt in das Innere. Diese Form ist durch die Kegelform der Hütten bedingt. Beim Eintritt gelangen wir zunächst in einen langen Gang, der in dem Gewirr der zahllosen, das Dach stützenden Palmenstämme frei geblieben ist. Das Halbdunkel des Raumes lässt gerade noch erkennen, dass alle Pfähle mit Streifen von weissem und rothem Zeug spiralförmig umwickelt sind und dass im Hintergrunde eine Art von Gitter aus einer Anzahl kurzer Speere von Kupfer und Messing und einigen Phantasiewaffen gebildet ist, an denen zu beiden Seiten je ein mit zahllosen kleinen Messingglocken verzierter Ugándaschild hängt. Ein hoher, zwischen zwei ebenfalls drapirten Palmenstämmen ausgespannter Vorhang aus Rindenstoff deckt die eigentliche Grabhöhle, die mit vielen Stoffen und Kauris angefüllt ist. Mackay hat aus den Kochtöpfen der Araber einen Messingsarg und einen sehr grossen Holzsarg zur Umhüllung des ersteren hergestellt. Nirgends findet sich eine Spur von Holz- oder gar Steinornamenten.

Der Mgánda-Mann betritt die Grabeshütte nur entblössten Hauptes, eine wohl von den Missionaren angenommene Sitte. Tag und Nacht bewachen Frauen das Grab, die, wenn ich nicht irre, unter der Aufsicht der Königin-Mutter (Nyamassóre) stehen.

Die verstorbenen Könige sind Halbgötter. Ihre Seele fährt dann und wann wohl einmal in eine lebende Person, die unter diesen Umständen an temporärer Raserei wirklich leidet oder doch zu leiden vorgiebt. Sowie ein König stirbt, meldet sich sein Stellvertreter auf Erden. Diese Mándwa genannte Priester ahmen bald die Stimme des Verstorbenen nach, bald sprechen sie in Fisteltönen. Stirbt von den Priestern einer, so meldet sich ebenfalls sein Nachfolger. Der Mgánda glaubt fest an das ewige Leben seiner Könige, vielleicht auch an das der übrigen Menschen; der Ahnenkultus spielt eine wichtige Rolle in seinem geistigen Leben. Die Thaten des verstorbenen Königs leben und wirken bei der Nachwelt fort.

Es ist sehr schwer, über andere religiöse Vorstellungen sich Klarheit zu verschaffen, denn die Berichte der Missionare sind vielfach entstellt und die Anschauungen des heutigen Waganda durch mohammedanische und christliche Einflüsse stark verwischt. Immerhin scheinen mir im Grunde ähnliche Begriffe, wie bei den der meisten Negervölkern, von denen ich Kunde erhielt, herrschend zu sein.*) Als Erschaffer der Welt und des Menschen wird der Katonda (von ka-tonda = erschaffen) angesehen, der jedoch wenig Einfluss hat, und um den man sich nicht viel zu kümmern scheint. Nächst diesem wird die Welt von zahllosen Göttern (Lúbari) beherrscht, die ihren Wohnsitz an bestimmten Plätzen haben und bestimmte Thätigkeiten ausüben. Der wichtigste unter ihnen ist der Mukássa, der Gott des Nyansa, der den See, die grosse Lebens- und Verkehrsader des Landes, beherrscht. Er beschützt die Fischer und Bootsreisenden, die darum vor Antritt jeder Fahrt ein kleines aus Bananen bestehendes Opfer in den See werfen. Der Mukássa hat stets seinen Priester (Mándwa), in dessen Körper er Aufenthalt nimmt, und der bedeutenden Einfluss im Lande hat; er kann Böses und Gutes verhängen, ja sogar die Zukunft weissagen.

Andere Dämonen veranlassen, ganz wie in der alten Mythologie, die verschiedenen Naturereignisse. So hat der Donner seinen Gott Kiwanúka, der Regenbogen den Mussóke. Andere Gottheiten bewohnen bestimmte Flüsse, Inseln, Felsen oder Bäume, andere verursachen Krankheiten wie Pocken, Kampúli u. s. w. Die Kriegsgötter Kywuka (Kibuka) und Nende werden besonders respektirt: vor jedem Kriegszug bringt man ihnen an bestimmten Lokalitäten Opfer. Verstorbene Könige, namentlich der Ahnherr Kintu, werden ebenfalls göttlich verehrt, und die Unterhaltung aller ihrer Gräber ist eine wichtige nationale Obliegenheit. Manche der Götter weilen in besonderen Tempelhütten (Ssábo oder Bígwa), die wohl meistens die Sitze ihres betreffenden Priesters sein werden. In solchen Tempeln opfert man, um Kindersegen und anderes zu erbitten. Kleine Zauberhütten findet man häufig, ohne sich oft über ihre Bedeutung Rechenschaft geben zu können; unter anderm soll man an der Stelle, wo ein Blitz eingeschlagen hat, derartige Hütten bauen.

Die Priester (Mándwa) befassen sich auch vielfach mit der Herstellung von Amuletten, die gegen alle möglichen Krankheiten und Unfälle schützen sollen; doch werden derartige Dinge nicht in solcher Unzahl wie in anderen Negerländern am Körper getragen. An jedem Hütteneingang, besonders auf der Schwelle, befinden sich Amulette. Nach Mackay wird eines davon jeden Morgen von der ersten die Hütte verlassenden Person hinausgeworfen, gewissermassen als Spende für den Lúbari, um später wieder auf seine Stelle gelegt zu werden.

Die Mándwa (Bamándwa) beschäftigen sich ausserdem damit, unbekannte Diebe ausfindig zu machen, wobei namentlich Gottesurtheile mit dem Gifttrank

---

*) Vgl. auch Mackay (Pioniermissionar v. Ugánda, Lpz. 1891) pg. 150, Felkin & Wilson. I, pg. 103, und Ashe pg. 316, denen ich mich in der Darstellung anschliesse.

früher stark an der Tagesordnung waren; doch sollen sich auch Bagaluri genannte Leute mit solchen Ermittelungen abgeben. »Bafúmu« wahrsagen aus den Eingeweiden von Hühnern.

Nächst den Mándwa kommen die Baróga, die Zauberer (von ku-roga = zaubern). Diese können Krankheiten erzeugen und heilen, ausserdem besitzen sie von Giften Kenntniss, die oft zur Tödtung unbequemer Menschen in Anwendung kommen. Das Wort »kuroga« wird im übrigen nach Ashe auch in gutem Sinne angewendet, z. B. kuroga ndwáre = Krankheit heilen, kuroga ndyála = Hunger stillen u. s. w.

Eine andere Sorte von Medizinern, die Bassawo oder Bassáo beschäftigt sich hauptsächlich mit Schröpfen.

Erwähnenswerth ist, dass Verkörperungen der Götter durch Idole in Ugánda wie fast in ganz Ost-Afrika unbekannt sind.

Ueber die Weltidee konnte ich nur wenig erfahren. Nach der Vorstellung der alten Waganda ruht die Erde auf einem grossen Felsen im Nyansa. Im See haust angeblich ein Sohn des Mukássa, der lange auf dem Rücken hängende Haare und einen Messingspeer haben soll. Wenn dieser Kivúka schnell geht, so entsteht Erdbeben (Mssíssi).

Die Regierungsform der Waganda ist — oder eigentlich war — eine ziemlich komplizirte und geregelte. An der Spitze steht ein Kabáka genannter »König«, der in seinem absoluten Despotismus durch die eroberten oder von ihm selbst ernannten Grossen des Reiches einigermassen beschränkt wird. Ihm steht die alleinige Entscheidung über Krieg und Frieden zu, das Leben seiner sämmtlichen Unterthanen, ebenso wie das Land selbst betrachtet er als sein Eigenthum.*) Als Mitregentin fungirt eine seiner Schwestern, die Lubúga, die — ganz ähnlich wie im Lunda-Reiche die Lukokésha — nie fehlen darf. Sie wird aus den Prinzessinnen, Bambéya, erwählt. In zweiter Linie geniesst die Mutter des Kabáka, Nyamassóre, königliches Ansehen. Sollte seine wirkliche Mutter nicht mehr lebend sein, so wird eine Tante oder dergleichen für diese Stellung ausersehen. Der König hat zahlreiche Frauen, theils Sklavinnen, theils ihm von den verschiedenen Adelsfamilien zum Geschenk überbrachte Mädchen; die Nachkommen dieser sind die königlichen Prinzen (Balangíra) und Prinzessinnen (Bambéya). Aus Ersteren wird der neue König durch die gleich zu erwähnenden obersten Häuptlinge gewählt; er muss stets noch ein Kind sein, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter zusammen mit den Häuptlingen die Regierung führt. Die anderen Prinzen werden bis auf wenige getödtet. Die Prinzessinnen dürfen nicht heirathen, höchstens giebt der König gelegentlich als besondere Gunstbezeugung irgend einem Grossen eine von ihnen zur Frau.

---

*) Ich denke hier an das alte, heidnische Ugánda. Durch die religiös-politischen Parteien im Lande und besonders durch die englische Invasion hat der Kabáka viel von seiner Macht eingebüsst, ist aber in den Augen seiner Leute noch immer derselbe Halbgott wie früher.

Unter der Bevölkerung von Ugánda steht der alte Landadel, die Batácka, obenan, dessen Mitglieder meist Häuptlingsstellen innehaben, und der auch dem König gegenüber eine gewisse Selbständigkeit besitzt. Der Adel zerfällt in eine ganze Anzahl von Familien (Kyíka), deren jede sich nach einer bestimmten, für die Familie jeweils heilig geltenden Thiersorte bezeichnet.*)

Dieser Adel ist der erbliche Besitzer des Grunds und Bodens und entstammt wahrscheinlich den zusammen mit den Wakintu von Nordost eingewanderten Eroberern. Jeder Stamm giebt dem Könige mehrere Frauen und bevorzugt bei einer Neuwahl des Kabáka natürlich die von diesen Frauen geborenen Prinzen. So kommt es bei dieser Gelegenheit unter den adligen Familien oft zu blutigen dynastischen Streitigkeiten.

Den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bilden die freien Bauern, »Bakópi«, die wohl von der durch die Einwanderer unterdrückten Urbevölkerung abstammen. Die adligen Chefs können sie zu Arbeitsleistungen und Entrichtung von Steuern**) heranziehen. Wahrscheinlich entsprechen ihnen die Bădu (d. h. Sklaven) im Lande Búddu und die Uéru (Weru) in den westlichen Gebieten (Bwéra, Buéra) [Uéru, Wéru = Sklave im Kinyóro]. Die meist aus den Kriegen stammenden Sklaven wurden bereits erwähnt.

Das ganze Land zerfällt in fünf grosse Provinzen, die von — angeblich zur Erbfolge berechtigten — grossen Häuptlingen (Bakungu) verwaltet werden. Es sind dies: Pókino von Búddu, Mukwénda von Ssíngo, Kangáo von Ulemési, Ssakibóbo von Tshágwe und endlich die vom König selbst regierte Provinz der Hauptstadt Kibúga oder Lubíre.

Dazu kommen als Bakungu die Grosswürdenträger, wie Kimbúgwe, früher der Bewahrer der grossen Trommeln und Talismane, Gávunga, der Chef der Kanuflotte, Myássi und Mssáro-ssáro, die Chefs der Leibgarde, und viele Andere. Diese, sowie der über allen diesen stehende Premierminister »Katíkero« werden vom König ernannt.***)

In zweiter Linie stehen die zahllosen Unterchefs, Batóngoli, die ebenfalls vom Könige bestimmt werden. Der erste Unterchef jeder Provinz (Kyálo), sowie alle Anderen, sind dadurch mehr vom Könige als von ihren direkten Vorgesetzten abhängig, wodurch jener einen gewaltigen Einfluss ausübt. Die unteren Hofchargen, wie der oberste Thürhüter (Ssabakáki), der Chef der Rindenstofffabrikanten (Mutúba), der Führer auf Reisen (Mussáli), der Aufseher der Sklaven

*) So ist das Thier des Mwánga die Otter (ngónge), des Mtĕssa der Büffel (mbogo), des Karema der Protopterus (mamba), des Kagwa der Aulacodes (Músssu), des Myassi die Heuschrecke (ssenéne), des Kimbúgwe der Elephant (tembo), des Mssóro-ssóro das Krokodil (gonya) u. s. w. Es scheint, dass die »heiligen« Thiere in der Familie wechseln und das jeweilige Haupt derselben eins bestimmt. Wenigstens deuten die verschiedenen Thiere der Könige darauf hin.

**) Der König hat besondere Steuereinnehmer (Bassolósi), die das Land bereisen.

***) Nach Ashe sollen Mukwénda und Kangáo vom König ernannt werden. In den letzten Jahren treten die Familien gegenüber den religiös-politischen Parteien mehr zurück. Der eigenartige Parteigeist der Waganda ist wohl durch diese ursprüngliche Eintheilung in Familien bedingt.

(Ssabádu), der oberste Henker (Ssabáta) und andere stehen den Batóngoli an Rang etwa gleich.

Aus dem König, den grossen und einigen angesehenen kleineren Häuptlingen setzt sich der Rath (Lukíko) zusammen, vor den wichtige Entscheidungen gebracht werden. Der König ruft ihn zusammen, doch hat jeder Häuptling das Recht, um seine Berufung zu bitten. In ihren Provinzen sind die Häuptlinge Richter und haben Recht über Leben und Tod, ebenso wie es jeder kleinste, nach aussen abgesandte Chef über sein Gefolge hat. In letzter Instanz können — soweit sie dazu im Stande sind — alle Waganda sich an den Katíkero und sogar an den König wenden, der viele Streitigkeiten mit einem natürlichen Rechtsgefühl und nach althergebrachten Massregeln schlichtet.

Jeder Unterthan kann einen Prozess (Mussángo) beginnen. Der Richter lädt Zeugen vor, fragt sie selbst aus und entscheidet nach altem Gewohnheitsrecht. Die Urtheile waren früher sehr streng, auf Diebstahl, Ehebruch u. s. w. stand der Tod, in der letzten Zeit hat man sie aber wohl gemildert. Ich will hoffen, dass von berufener Seite, etwa von Capt. Lugard, die Rechtsanschauungen und das komplizirte Verwaltungssystem der Waganda, bei dem die unteren Organe an die oberen Berichte (oft schriftlich) senden müssen, ein Mal ausführlich dargestellt werden.

Todesurtheile wurden früher von besonderen Scharfrichtern (ssabáta) ausgeführt — meist durch Keulenschlag —, doch sind diese jetzt fast abgeschafft. Die grossen Massenabschlachtungen (Kiwéndo), die meist religiös-abergläubischen Zwecken dienten, haben ganz aufgehört. Wenn der König jetzt einmal schlecht träumt oder krank ist oder einen Lubari beruhigen will, so tödtet er nicht mehr, wie noch im Jahre 1888, Tausende von Menschen; und selbst wenn er es einmal möchte, hindert ihn die Parteibildung im Lande daran.

* * *

Abriss der Geschichte von Ugánda.

Ugánda ist eins der wenigen Länder Afrikas, das eine Geschichte hat, allerdings eine in ihren Anfängen ziemlich sagenhafte. Da schriftliche Aufzeichnungen natürlich nicht vorhanden sind, muss man sich mit den theils ausgeschmückten, theils durch mündliche Weiterverbreitung entstellten Ueberlieferungen zufrieden stellen. Im Folgenden sei ein kurzer Ueberblick des Wichtigsten gegeben von dem, was ich entweder selbst erfuhr oder aus den Werken von Mackay, Stanley, Wilson, Felkin, Ashe und Anderen entnehmen konnte.

Vor alten Zeiten soll aus dem fernen Nordosten ein Mann Namens Kintu (»Das Ding«) in die angeblich damals noch unbewohnte (?) Gegend eingewandert sein. Seine Nachkommen sind die Könige von Ugánda. Von Kintu existiren eine Reihe von Sagen, die alle darauf hinauslaufen, dass dieser Stammvater sehr milden Sinnes gewesen sei und einem Hirtenstamm angehörte. Wahrscheinlich

liegt allen diesen Erzählungen das Wahre zu Grunde, dass einst Leute aus dem Nordosten kamen und sich allmählich die Herrschaft im Lande angeeignet haben. Ob diese mit den Wahúma identisch sind, ist fraglich; denn in allen Wahúmastaaten herrscht sonst die gleiche, von dem Kigánda sehr abweichende Sprache. Es hat sich wohl um das Vorrücken eines anderen der zahlreichen hamitischen Zweige gehandelt, der seine Sprache ebenso aufgab wie die nach Unyóro u. s. w. eindringenden Wahúma, während andere Stämme wie die Galla u. a. ihr Idiom beibehielten. Unzweifelhaft aber ist es, dass in den Adern aller vornehmen Waganda viel Wahúma-Blut rollt, und dass auch die Herrscher selbst nicht frei davon sind. Diese Erscheinung ist bereits früher erwähnt und erklärt worden. Wenn wirklich die Dynastie der Kintu von Wahúma stammte, so könnten diese Letzteren in Ugánda nicht verachtet sein, während sie in den umliegenden Ländern die herrschende Klasse bilden. Die Vorfahren der Könige müssen dem Bantu-Stamm oder wahrscheinlicher einer der ältesten hamitischen Einwanderungen angehört haben. Ich kann nicht glauben, dass diese von Nordost kommenden Leute das Land unbewohnt fanden, vielmehr war höchst wahrscheinlich schon eine Bantubevölkerung mit einer dem heutigen Kigánda verwandten Sprache vorhanden.

Die Waganda erzählen von 33 Königen; wenn man nun wirklich annimmt, dass diese alle gelebt haben, dass einzelne nicht etwa unter zwei Namen aufgeführt, und dass keine ausgelassen sind, so mag der Zeitpunkt der Einwanderung von Kintu etwa 300 bis 500 Jahre zurückverlegt werden, da man bei den unbeständigen Zuständen in Negerreichen kaum eine längere durchschnittliche Regierungszeit als 10 bis 15 Jahre annehmen darf. Wenigstens schliesse ich dies daraus, dass Ssúnna 24, Mtēssa 24, Kiwéwa und Karéma zusammen 1 und Mwánga bis jetzt sieben Jahre regierte.

Ueberlieferungen über einzelne der Herrscher theilt Stanley*) ausführlich mit. Die Namen werden ziemlich verschieden angegeben. Es mag eine Vergleichung der Angaben einiger Reisenden folgen:

Wilson	Stanley	Ich
Kintu	Kintu	Kintu
Tshúa	Tshúa	Buganda
Kaleméla	Kamiéra	Tshúa
Kiméta	Kimera	Kiméra
Rumaanssi	Almáss (?)	Tembo
Tembo	Tembo	Kigalla
Kigálla	Kigára	Nakibingo
Wapamba	Wanpamba	Matebbi
Kaíma	Kaíma	Ssekamánya
Nakibingo	Nakivíngi	Ssunna I

*) Durch den dunklen Welttheil I., Kap. 14.

Wilson	Stanley	Ich
Mlondo	Moróndo	Yemba
Ssekamanya	Ssekamanya	Kimbúgwe
Yemba	Yemba	Kaíma
Ssunna I	Ssúnna I	Nakiwinge
Kimbugwe	Kimbugwe	Mlondo
Katarega	Kateréga	Téwándeke
Mtébbi	Mtébbi	Djuko
Djuko	Djúko	Kahemba
Kaëmba	Kyémba (Kaémba)	Kaleméra
Tiwandéke	Tiwandéke	Daula
Ndaula	Mdowra (Mdaula)	Kagúla
Kagúla	Kagúru	Mahanda
Tshirúkwe	Kikuruwí	Mwánga
Mawaánda	Maánda	Katerega
Mssányi	Mssángi	Múgala
Namgába	Namugara	Tshawágu
Tshawágu	Tshabágu	Junya
Júnyu	Dshúndshu	Ssemakokíro
Wasaya	Wassedshe	Kamanya
Kamánya	Kamánya	Ssunna II
Ssúnna II	Ssunna II	Mtēssa
Mtēssa	Mtēssa	Kiwewa
		Karéma
		Mwánga

Meine eigene, von dem jetzigen Kimbúgwe erhaltene Liste scheint mir in mancher Hinsicht weniger zuverlässig, als die beiden andern.

Es mag noch der Stammbaum der letzten Mitglieder der Königsfamilie aufgeführt werden.

Kamanya
|
Ssúnna (ca. 1836—1860)
|
Mtēssa (1860—1884)
|
Kiwewa (1888 †) Maánda † Karéma 1889 † Mwánga (1884-1888, 1889-.) Mbógo
|
2 Prinzen
(in Bukúmbi).

Unter starker monarchischer Leitung kräftigte sich das Land. Von der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens begünstigt, brauchten die Bewohner nicht viel Arbeit für ihren eigenen Unterhalt zu leisten, so dass sich ihre Kraft ausser-

halb der Grenzen bethätigen konnte. Die benachbarten Völker wurden im Laufe der Zeit unterjocht und tributpflichtig gemacht. So kam es, dass manche Reichthümer, vor allem Elfenbein und Sklaven, sich im Lande ansammelten und die handeltreibenden Araber in Masse anzogen.

Unter Ssúnna II. gelangten die Tabóra-Araber über Karágwe nach Ugánda; der Erste soll ein gewisser Muley bin Ssalim gewesen sein. Sie kamen mit ihren Waaren, für die in Karágwe das Etappendepot war, ins Land und zogen nach Beendigung ihrer Geschäfte wieder ab, ohne sich dauernd dort nieder zu lassen. Einige Händler aber waren ständig in Ugánda anwesend, und Leute wie Massúdi, Ali bin Ssultán, Ssungúrra, Abubekr und Andere haben manche Jahre dort verbracht. Ihnen schreibt man auch vielfach die Einführung der Kaurischnecken als Scheidemünze zu, und zwar soll hauptsächlich ein gewisser Schech Chámud bin Ssēf, ein Vesir von Ssaid Bargásch, mit Wanyamwési-Trägern Tausende von Lasten dieses landesüblichen Geldes an den See gebracht haben. Vorher soll man mit kleinen Stücken Rindenstoff bezahlt haben. Wahrscheinlich ist aber, dass die Kauris auf einem alten Handelsweg durch das Ssomali-Land oder sonstwie schon früher nach Ugánda kamen, zunächst aber nur als Zierrat dienten, bis die Araber mit praktischem Sinn sie als Scheidemünze einführten, gerade so wie sie in anderen Gegenden Perlen zu diesem Zwecke verwandten.*)

Ssúnna wurde auf dem Hügel Wamala begraben, ihm folgte etwa im Jahre 1860 sein Sohn Mtēssa, der aus den Schilderungen zahlreicher Reisender als grausamer und launischer, aber intelligenter Herrscher bekannt ist. Seine Regierung war entschieden die letzte Blüthezeit des Reiches; bis Kawiróndo und Lángo im Osten, bis Ruánda im Westen und bis Usíndja im Süden waren ihm die Völker unterthan. Allmählich bekamen die Araber auf den klugen König einigen Einfluss, er kleidete sich nach ihrer Art**) und begann sogar den Korán zu lesen. Unter seiner Regierung wurde das Land auch zuerst von Europäern besucht, Speke und Grant (1862), Stanley und Linant de Bellefonds (1875), Emin (1876 u. 1878,***) Wilson (1877) u. s. w.

Im Jahre 1877 trafen die ersten Missionare der Church Missionary Society, durch Stanleys enthusiastische Beschreibung angelockt, im Lande ein. Am 29. Juni 1877 langten Reverend Wilson und Lieutenant Smith von Ost-Afrika

*) Als Schmuck dienen die Cypräaschalen in Ugánda kaum mehr. Ausser in Ugánda ist nur am Westufer des Sees und in Nyángwe der Handel mit Kauris seit langem vorhanden, in Karágwe und Unyóro gewöhnt man sich erst allmählich daran, und in den Ländern der Schuli, Lángo, Latuka, wie westlich vom Albert-See u. s. w. dienen sie überhaupt nur zum Schmuck.

**) Speke (Journal of the Discovery of the Source of the Nile) erzählt, dass Mtēssa im März 1862 zum ersten Mal arabische Kleidung getragen, während er zur Zeit von Stanleys Aufenthalt in Ugánda (1876) stets so bekleidet war.

***) Nicht Vielen dürfte der Zweck der Ugánda-Reisen des Pascha bekannt sein. Als er das erste Mal (1876) von Gordon dorthin gesandt wurde, sollte er Geschenke des Chedive von Aegypten an Mtessa überbringen, persische Teppiche, Kissen und auch zwei prachtvolle silberbeschlagene türkische Gewehre, von denen eins später an einen arabischen Händler geschenkt wurde und so nach Tabóra kam. Dort bot man es uns 1890 zum Kauf an. — Im Jahre 1878 schickte Gordon den Pascha zum

kommend in Ugánda an, von denen der Letztere bald nach dem Süden des Sees zurückkehrte und zusammen mit O'Neill auf der Insel Ukeréwe im August ermordet wurde. So blieb Wilson allein, nachdem er noch einmal nach Tabóra gereist war, bis im September 1878 Mr. Mackay bei ihm eintraf. Eine dritte grosse Expedition unter den Herren Lichfield, Pearson und Dr. Felkin traf am 14. Februar 1879 von Sawakin und der Aequatorialprovinz kommend in Ugánda ein. Wenige Tage später (21. Februar 1879) langten auch zwei Mitglieder der algerischen katholischen Missionare, die Herren Lourdel und Delmonce, an, die einige Wochen später durch eine zweite Karawane untes Mr. Livinhac verstärkt wurden. Als Ersatz für die auf dem Rückweg mit einer Gesandtschaft Mtēssas an die Königin von England abgehenden Dr. Felkin und Wilson trafen Stokes und Coplestone, allerdings nur für kurze Zeit, ein. Ihnen sind manche gefolgt, so von den Engländern 1880 O'Flaherty, 1883 Ashe, Wise und Gordon und später Walker, von den Franzosen Brard, Msgr. Hirth u. A. Manche sind auf afrikanischer Erde geblieben, manche noch dort thätig, und Wenige sind zurückgekehrt, um in der Heimath die verdiente Ruhe zu geniessen.

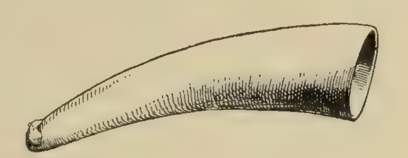


Abb. 55. Horn als Schröpfkopf zur Blutentziehung. (Sswahíli und Waganda.) Nach Aussaugen der Luft wird die Spitze mit Waehs oder dergleichen geschlossen. (Vergl. Text S. 189.)

Mtēssa war höchst launisch, bald hörte er auf die Araber und schien ihrer Religion zugeneigt, während er kurz nachher 20 Waganda-Jünglinge hinrichten liess, die auch äusserlich die mohammedanische Religion angenommen hatten; bald war er freundlich gegen die Missionare, die sich alle Mühe gaben, seine heidnischen Ansichten zu zerstören, dann und wann aber liess er grosse Christenverfolgungen anstellen (1881, 1883), bei denen zahllose Leute ums Leben kamen. Immerhin ist es dem Einflusse der Missionare zu danken, dass die Massenhinrichtungen (Kiwendo) nicht mehr so entsetzlich waren wie früher.

Als im Oktober 1884 Mtēssa starb, folgte ihm sein Sohn Mwánga, der sich zunächst keiner Religionsgenossenschaft zuwandte, sondern dem Glauben seiner Väter treu blieb. Ein ungemein launischer Junge, sinnlich, grausam,

---

zweiten Male nach Ugánda. Zunächst sollte er die Reste einer früher unter dem Kommando eines Offiziers nach Ugánda gesandten Truppenabtheilung dort freimachen und zurücksenden, was Linant de Bellefonds nicht gelungen war. Diese hatte die Aufgabe gehabt, von Mtēssa die Einwilligung zu erlangen, an dem Ausfluss des Nils aus dem Nyansa eine Station zu erbauen. Mtēssa hielt die Leute hin und machte ihnen durch Versprechungen von Land und Weibern die Soldaten abspenstig, so dass der Pascha nur noch Reste von ihnen vorfand. Es war der Plan des Chedive von der Aequatorialprovinz aus nach der Ostküste Afrikas mit Stationen vorzudringen. Zu diesem Zwecke besetzte Col. Long in seinem Auftrage Mombassa (1875) und nur Kirks Intervention gelang es, ihn zur Räumung zu bewegen. Emin bekam den Auftrag (mit etwa vier Soldaten) zu versuchen, nach Lösung obiger Aufgabe über den sagenhaften Mfumbíro-Berg Tabóra und Sansibar zu erreichen. Mtēssa war schon geneigt, ihm Truppen hierzu zu geben, doch scheiterte der Plan an der Intrigue der Araber und eines Negers Ssungúrra, den wir später (1890) in Tabóra trafen.

hab- und herrschsüchtig, liess er sowohl Christen als auch Mohammedaner verfolgen. Im Oktober 1885 gab er Befehl, den von Osten kommenden englischen Bischof Hannington an den Grenzen seines Landes zu ermorden, da nach altem Aberglauben von Osten kommende Fremdlinge dem Lande Unglück bringen sollten. Allmählig gab er sich mehr arabischen Einflüssen hin und liess sich im Juni 1886 zu einer grossen Christenverfolgung anstacheln. Durch seine Launen und Grausamkeiten verfeindete er sich aber bald alle Parteien, so dass schliesslich allgemeine Unzufriedenheit herrschte. Eines Tages wollte er seine ganze Leibgarde, die aus Christen unter Mssáro-ssáro und aus Mohammedanern unter Myássi bestand, niedermetzeln lassen, während sie mit dem Ausheben eines künstlichen Teiches beschäftigt waren; man hatte jedoch Kunde von dieser Absicht bekommen und sich rechtzeitig vorgesehen. So stiess Mwánga auf Widerstand und konnte sich nur durch die Flucht retten. Sogar sein engeres Gefolge liess ihn im Stiche, und nur mit einigen Dienern und sechs Frauen kam er in einem Kanu davon. Unterwegs erkannten ihn viele Häuptlinge und versuchten ihn zu tödten, nur Mukotáni bei Bukóba nahm ihn freundlich auf, was Mwánga ihm nie vergessen hat. Er suchte dann Schutz bei den Arabern in Magu am Südende des Sees, die ihn aber schlecht behandelten. Darauf wandte er sich um Hilfe an Mr. Mackey in Ussambíro, der sich aber wohl ablehnend verhielt, denn einige Zeit später gelang es Mwánga, bei den französischen Missionaren in Bukúmbi ein Unterkommen zu finden, die ihn und zahlreiche andere Ugánda-Flüchtlinge für ihre Sache gewannen und sogar oberflächlich bekehrten.

Die siegreichen Führer der Leibgarde wählten indessen den Bruder Mwángas, Kiwéwa, zum König und vertheilten das Land unter mohammedanische und christliche Chefs, wobei die Letzteren den Löwenantheil erhielten. Die Araber und Myássi (der frühere Kangao) aber, die sich in ihren Interessen geschmälert sahen, zettelten gegen die Christen ein Komplott an, das mit Erfolg zur Ausführung kam. Ein grosser Theil der christlichen Chefs ward erschossen, als sie aus der Rathsversammlung kamen, der Rest floh, theils nach Unyóro und Nkóle, theils nach dem Süden des Sees (12. Oktober 1888). Die Missionare Livinhac, Lourdel, Denoit, Gordon, Walker und ein Laienbruder wurden nach mehrtägiger Gefangenschaft beraubt und verjagt. Nur mit Mühe gelangten sie nach dem Süden des Nyansa, nachdem sie bei der Insel Ssésse Schiffbruch erlitten. Merkwürdigerweise waren sie bei dieser Flucht vollkommen einig mit sich, während sonst Scenen gegenseitiger Intriguen, Eifersüchteleien und Feindseligkeiten nur zu häufig an der Tagesordnung waren.

Wiewohl damit die Islam-Partei die Oberhand erlangt hatte, liess Kiwéwa sich dennoch von dem alten Minister (Katíkero) seines Vaters Mtēssa beeinflussen, der ihm rieth, unabhängig zu bleiben, und insbesondere nicht etwa durch Beschneidung die Religion der Araber äusserlich anzunehmen. Um sich von seinen Räthen, die ihn hierzu drängen wollten, zu befreien, versuchte Kiwéwa die drei obersten von ihnen, seinen eigenen Katíkero (den früheren Myássi), Kimbúgwe (Bugala) und

Mukwenda erst zu vergiften, und als dieses misslang, in einer Rathssitzung zu erschiessen. Die zwei Letzteren fielen auch, der Erstere aber entkam, worüber der König so ängstlich wurde, dass er schleunigst nach der Provinz Ssíngo flüchtete.

Die siegreichen Mohammedaner wählten unter dem Einfluss des Katíkero (früheren Myássi) einen anderen Bruder Mwángas, Namens Karéma, zum Kabáka von Ugánda, bei dem sie zuerst die Beschneidung ausübten.

Währenddessen wurde Mwánga durch beide christliche Parteien von Bukúmbi abgeholt und zunächst nach der Insel Ssésse gebracht. Von dort aus versuchte er, sich in Búddu festzusetzen, ward aber von den Arabern unter Erbeutung grosser Pulvervorräthe geschlagen und musste nach Ssésse zurückfliehen, wohin ihm sogar die Mohammedaner auf einem aus Raphia-Palmblattstielen verfertigten Floss folgten; aber mit Hilfe der königstreuen Wassésse und des alten Häuptlings Yumbe konnte Mwánga sich auf der Insel behaupten. Während dieser Zeit errichteten die Katholiken die früher erwähnte kleine Missionsstation in Bugóma auf Ssésse.

Karéma wüthete in ganz gleicher Weise wie seine Vorgänger, so dass manche von ihm abfielen und sich den auf der Insel befindlichen Anhängern Mwángas anschlossen. Hierdurch sowie durch grosse Munitionssendungen von Mr. Stokes wurde Mwángas Macht so erheblich verstärkt, dass er mit den meisten der Christen nach der kleinen Insel Bulingúgwe übersetzen konnte, von den Wassésse mit einer grossen Kanuflotte unterstützt.

Mehrfach wurden von hier aus Angriffe auf die arabische Partei versucht, die aber meistens wenig Erfolg hatten, bis Mr. Stokes neue Massen von Munitionen und Gewehren lieferte, für die ihn der König sein Boot mit Elfenbein zu füllen versprach, sobald er wieder Herrscher sein werde. Stokes hat demnach nur das Material geliefert, nicht aber selbst die Waganda in den Krieg geführt. Der geschäftliche Erfolg ist ihm, wie immer, die Hauptsache gewesen. Stanley und Jackson lehnten es, wie schon früher bemerkt, ab, der bedrängten christlichen Partei zu Hilfe zu kommen.

Von Bulingúgwe aus wurde nun unter der Führung des jetzigen Katíkero, Kágwa Apóllo, ein starkes Detachement nach der Hauptstadt gesandt. Mehrere Tage soll man sich etwas südwestlich der Stadt auf das Heftigste geschlagen haben, bis der Sieg sich auf Seiten der Christen neigte, so dass am 11. Oktober 1889 Mwánga in seine Hauptstadt einziehen konnte, und mit ihm die christlichen Missionare. Karéma mit seiner ganzen Partei floh nach Ssíngo, wo er einige Zeit später an den Blattern starb. Die Araber und ihr Anhang wurden theils getödtet, theils flüchteten sie zu ihren Stammesgenossen nach Unyóro, wo sich noch heute eine grosse Kolonie von Arabern und Sansibariten befindet, deren angesehenste Mitglieder Ssaid bin Jumēr, Ssaid bin Ali, Ssaid bin Sachel, (ein Schihiri), Halfán bin Helefeín, Ali bin Raschid und Raschid bin Mssélem waren.*)

*) Alle sind im Laufe der Zeit bis auf zwei gestorben, die zusammen mit einigen Küstenleuten im Frühjahr 1892 nach Ugánda kamen und von Capt. Lugard nach Ussukúma transportirt wurden. Alles Elfenbein haben sie verloren.

Sie sitzen bei Juwága, der Hauptstadt Kabrégas; da ihnen der Weg durch Ugánda versperrt war, konnten sie nicht in ihre Heimath zurück und mussten thatenlos ihre Elfenbeinschätze hüten wie Fafner den Nibelungenhort. Der Elfenbeinpreis war Ende 1890 in Ugánda 20—25 doti, in Unyóro 10—15 doti pro Frasilah. Die Araber haben Ugánda weniger beunruhigt als die in Ssíngo ansässigen mohammedanischen Waganda. Die Fahrzeuge der Araber, die theils auf der Insel Ukeréwe (Ssungurras Boot), theils in Lubemba (Kipandas Dhau) — fünf Stunden südlich von Bukóba — erbaut waren, wurden von den Waganda genommen und verbrannt.

Einige Zeit nach Mwángas Einzug in seine Hauptstadt (27. Februar 1890) kam Dr. Peters in das Land. Die sämtlichen Provinzen Ugándas waren bereits an christliche Chefs vertheilt und zwar, wie schon gesagt, zu ziemlich gleichen Theilen an die Angehörigen beider Parteien. Allen ist noch in frischer Erinnerung, wie es Dr. Peters damals gelang, den König und seine Häuptlinge zur Unterzeichnung einer Erklärung zu veranlassen, dass sie die Kongo-Akte in allen Punkten anerkannten und mit Seiner Majestät dem deutschen Kaiser einen Freundschaftsvertrag wünschten. Ebenso wurde Dr. Peters ermächtigt, die Signatär-Mächte der Kongo-Akte zu veranlassen, auch Ugánda und die Nilländer für neutral zu erklären. Für uns Deutsche wären diese Abmachungen von äusserster Wichtigkeit gewesen, wenn Dr. Peters noch vor Abschluss des englisch-deutschen Vertrages das Vaterland erreicht hätte.

Mwánga wurde in der Folge stark von den Katholiken beeinflusst, so dass die Protestanten sich vielfach zurückgesetzt fühlten.

Schon lange vorher hatte Jacksons Karawane an der Ostgrenze Ugándas gelagert, und er selbst sowie Mr. Gedge hatten sich mit Elephantenjagd am Elgon-Berge beschäftigt, während in Ugánda die Christen gegen die Araber kämpften. Einige Zeit nach dem Abmarsch von Dr. Peters zog nun auch er ins Land selbst ein, im Vertrauen darauf, dass Mwánga seine vor langer Zeit gesandte Flagge angenommen hatte. Aber schon beim Aufenthalt von Dr. Peters hatten viele christliche Waganda erklärt, dass sie mit der englischen Gesellschaft nichts zu thun haben wollten: da diese sie nicht unterstützt habe, so sei auch das Zurückbehalten der Flagge belanglos geworden. So zog Jackson alsbald ziemlich erfolglos wieder ab und liess nur Mr. Gedge zur Wahrung der englischen Interessen in Ugánda, nachdem er ihm ein kleines Haus hatte bauen lassen.

Mitte Dezember 1890 traf Capt. Lugard mit einer Karawane ein, um mit Ugánda einen definitiven Vertrag abzuschliessen, der am 26. Dezember in der oben erwähnten Fassung zu Stande kam. Die Katholiken waren darob unzufrieden, da sie fürchteten, dass unter englischer Regierung die Protestanten bevorzugt würden, doch wurden sie, und zwar nicht zum Mindesten durch ihre eigenen Geistlichen, die wohl einsahen, dass an der Sache nichts zu ändern sei, von weiteren Schritten zurückgehalten

Der Hass der Parteien dauerte indessen fort und führte oft genug zu Reibereien und zu gegenseitiger Beschimpfung auf offener Strasse. Capt. Lugard,

der im Februar 1891 durch eine neue, von Capt. Williams geführte Karawane unterstützt wurde, konnte deshalb noch immer nicht wagen, seine Flagge zu hissen. Er hatte beiden Parteien gleiche Rechte zugesichert und erklärte, dass er über den Parteien stehe, ja er unterstützte die katholischen Priester sogar zeitweilig mehr als die protestantischen. So kam es, dass die protestantischen Chefs schon von Anfang an unzufrieden waren, da sie grössere Begünstigungen für sich erwartet hatten, und die Gährung unter ihnen war in der ersten Zeit so gross, dass sie einen ernstlichen Angriff auf die Engländer beabsichtigten.*) Durch sein Bestreben nach Unparteilichkeit verdarb Lugard es mit beiden Parteien, und er selbst fühlte sich damals noch nicht stark genug, um sich ausserhalb der Parteien behaupten zu können. Dazu kam, dass die Waganda bei ihrem eigenartig ausgeprägten Parteicharakter es nicht begreifen wollten, wie Jemand keiner Partei angehören könne. So musste sich denn Lugard endlich nothgedrungen entschliessen, sich auf die Seite einer Partei zu stellen und wählte naturgemäss diejenige der Protestanten.

Für uns Deutsche wären die Schwierigkeiten weit geringere gewesen. Wir hätten von vornherein vermittelnd zwischen den Franzosen und Engländern gestanden und waren beiden Theilen gleich erwünscht. Freilich hätten die englischen Missionare in diesem Falle wohl nicht mehr von einer französischen, sondern von einer deutschen Partei gesprochen, wie sie das nach Dr. Peters' Abreise schon vor Abschluss des deutsch-englischen Vertrages thaten. Das Unglück bei der Sache ist eben, dass die Eifersucht der zwei Missionsgesellschaften die Glaubensgegensätze in politische verwandelt hat, vermuthlich weil sie hofften, dass ihre Parteien auf diese Weise stärker werden würden. Dem eminenten politischen Talent Emin Paschas und seiner Kenntniss der Sitten dieser Völker wäre es aber unzweifelhaft gelungen, alles für uns zu einem friedlichen Ende zu führen, zumal er wohl der populärste Mann in ganz Ugánda war. »Abdulemini« kannte fast jedes Kind dem Namen nach und viele Leute kannten ihn auch von Person. Das Prestige, das er sich durch seine Verwaltung der nördlichen Länder erworben hatte, verlor auch in Ugánda seine Wirkung nicht.

Lugard versuchte nun, dem Explosionsstoff, der sich im Lande aufgehäuft hatte, nach aussen Luft zu schaffen und ihn auf Unyóro abzulenken. Er organisirte daher einen grossen Kriegszug aller Christen unter Capt. Williams gegen die Mohammedaner in Ssíngo, sowie gegen Kabréga. Nachdem man die Feinde geschlagen und eine Strecke weit verfolgt hatte, kehrte man wieder um. Durch die Schwierigkeit des Weges wurde man am weiteren Fortkommen verhindert, da die inzwischen eingetretene Regenzeit das ganze Land in weite Sümpfe verwandelt hatte. Man rückte deshalb nur bis zum Kayongéra-Fluss vor, wandte sich dann südlich, um nach Ueberschreiten des Katónga-Flusses den Ort Bugádju

*) Auch später noch (März 1892) beklagte sich Capt. Lugard in seinem offiziellen Bericht über die protestantische Partei.

in Búddu zu erreichen. Hier traf Williams mit dem von der Hauptstadt kommenden Lugard zusammen und marschirte, nachdem er Lugard noch eine kurze Strecke begleitet, nach Kampálla mit vielen Waganda unter Kaúta, Ssakibóbo und Gávunga sowie mit zwanzig Sansibariten zurück, um die dortige Station zu besetzen.

Inzwischen hatte sich die Kunde von dem Zuge des Paschas nach Nordwesten verbreitet; Capt. Lugard beschloss also, ihm nachzumarschiren. Bei der Unkenntniss von den Absichten des Paschas musste ihm daran liegen, sich möglichst bald Klarheit zu verschaffen, um nöthigenfalls seine Pläne durchkreuzen zu können; überdies fürchtete er, dass das Prestige der Engländer in Ugánda dadurch gefährdet werden möchte, dass der Pascha im Nordwesten des Landes umherzog, da die Waganda daraus schliessen konnten, die Deutschen hätten trotz aller gegentheiligen Versicherungen noch Absichten auf ihr Land; endlich wollte er verhindern, dass der Pascha die Ssudanesen der Aequatorialprovinz dem deutschen Gebiete zuführte. Dadurch, dass er die Ssudanesen nach Ugánda brachte, hoffte er vielleicht einen Druck auf die Meinung in England auszuüben, wo man Ugánda schon aufzugeben beabsichtigte. Der englischen Kompagnie waren nämlich inzwischen die Mittel ausgegangen, und nur ein Zuschuss von Freunden der Mission, die durch den Abzug der Engländer ihre Missionen gefährdet glaubten, ermöglichte es, Ugánda noch eine Zeitlang zu halten. Dies liess Lugard den erwähnten, waghalsigen und gewiss in mancher Hinsicht schwer zu verantwortenden Entschluss fassen, in der wichtigen Hauptstadt von Ugánda eine Besatzung von nur wenigen Mann zurück zu lassen, während er selbst sich mit Mr. Grant in Begleitung seiner eigenen Leute sowie einer grossen Zahl Waganda, im Ganzen an 600 Mann, nach Nordwesten aufmachte.

Da später noch bei unserer eigenen Thätigkeit in jenen Gebieten von Lugards Zug die Rede sein wird, so kann hier kurz darüber weggegangen werden. Er marschirte durch das südliche Búddu und Nkóle an den Albert-Edward-See nach Kátwe, wo er die Leute Kabrégas vertrieb und einen kleinen Posten zurückliess. An der Westseite des Issango-Ssemlíki-Flusses hinabziehend, machte er den dort angesiedelten Manyéma klar, dass ihnen die Ausdehnung ihrer Raubzüge auf englisches Gebiet nicht gestattet sei, und liess sich durch den Häuptling Karukwánsi unsern Durchzug durch das Land bestätigen. Nach Kátwe zurückgekehrt, zog er nordwärts durch Tóru am Ostfuss des grossen Schneeberges entlang, überschritt den Ssemlíki-Fluss und kam, dem Ostabhang der Walegga-berge folgend, im Lager der Ssudanesen im Südwesten des Albert-Sees kurze Zeit nach unserem Abmarsch an. Es gelang ihm, alle hier befindlichen Ssudanesen, deren Zahl sich nach unserm Abmarsch durch Zuzug aus Norden bedeutend vermehrt hatte, zu bewegen, ihm nach Süden zu folgen (Ende Oktober 1891). Auf seinem Rückmarsch liess er den grössten Theil der Ssudanesen in Tóru und Umgegend zurück, da es nicht möglich war, die an 9000 Köpfe zählende Menschenmasse fortzuschaffen. Auf einen Soldaten kamen durchschnittlich zehn

bis zwanzig Frauen und Sklaven. In sechs Plätzen siedelte er sie an und errichtete zu ihrem Schutze kleine Pfahlverschanzungen. Mittel an Stoffen u. s. w. konnte er ihnen natürlich nicht geben und musste ihnen deshalb erlauben, sich im Lande seines Feindes Kabréga selbst schadlos zu halten, und diesen durch Einfälle und Plünderung möglichst zu schädigen.*) Die Leute waren mit Fellen oder selbstgemachten Stoffen bekleidet und theils mit Remington- oder Vorderladergewehren, theils nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Als Vorsteher aller dieser Stationen wurde der inzwischen an den Albert Edward-See nachgekommene Mr. de Winton eingesetzt, der von einer Ansiedelung zur anderen reisen musste. Dieser starb jedoch schon im Anfang des Jahres 1892 an einem Fieberanfall, nachdem er durch seine äusserst anstrengende Thätigkeit gesundheitlich sehr geschwächt worden war. Längere Zeit war sodann, wie mir Capt. Lugard im Februar 1892 schrieb, jede Verbindung mit diesen Stationen unterbrochen, bis Sselim Bey, der Führer der neuen Ssudanesen von Kampálla aus im April 1892 dort hingesandt wurde, um die Forts weiter nach Osten zu verlegen, einerseits weil Capt. Lugard Unyóro »aufrollen« wollte, andererseits weil er so eine bessere Verbindung mit diesen Ssudanesen erzielen konnte. Einen Europäer konnte er fürs Erste nicht senden.**)

Der Posten bei Kátwe (Fort George) wurde mit einigen Küstenleuten und Ssudanesen unter Ali Ssomal besetzt, demselben, den Dr. Peters in Kawirondo getroffen hatte. Ein fernerer Posten wurde an der Küste des Victoria Nyansa bei Bugádju gegen über der Insel Ssésse angelegt und mit einigen der neuen Ssudanesen besetzt.***)

Am 6. Dezember kehrte Capt. Lugard nach Kampálla zurück. Kurz vor seinem Eintreffen war Mr. Martin, ein Malteser, mit einer Karawane in

---

*) Lugard's Report. Africa No. 2. 1893. pg. 77. Papers relating to Ugánda. pres. to both Houses of Parliament.

**) Es ist natürlich unmöglich, dass nur von Schwarzen kommandirte Forts gute Disziplin halten, und dass dort alle Uebergriffe gegen die Eingeborenen unterbleiben. Capt. Lugard (Report pg. 76) klagt selbst darüber. Auf deutschem Gebiet wären derartige »Stationen« wohl ganz ausgeschlossen. Lugard musste aber seine Menschenmassen unterbringen, und die I. B. E. A. Co. konnte Manches thun, was eine Regierung nicht gethan hätte.

***) Auf einer skizzenhaften Karte, die Capt. Lugards Reiseroute zeigt, sind nicht weniger als 32 »Stationen« der Gesellschaft angegeben. Es mag bemerkt sein, dass diese Posten fast sämmtlich von Eingeborenen kommandiert und oft nur mit 10—20 Mann besetzt sind. Sie bestehen aus einigen Hütten, die von einem kleinen Pfahlzaun und Graben umgeben sind, und keine einzige der englischen Stationen lässt sich auch nur im entferntesten mit dem deutschen Posten bei Mpwápwa, Mwánsa, Bukóba u. s. w. vergleichen, wie mir Capt. Williams selbst zugestand. Die Soldaten sind garnicht oder nur ganz wenig einexerzirt, uud sogar das »Fort« (stocade) in Kampálla bei Mengo hatte im Anfang des Jahres 1892 weder Wohnhäuser für Europäer noch eine Umfassungsmauer Trotzdem mehrere Hundert Ssudanesen und Sansibariten dort zur Verfügung standen, war fast nichts gearbeitet worden, und Langhelds Station Bukóba wurde wie ein Wunder angestaunt. Lugard war so ganz durch seine Politik und seine Züge in Anspruch genommen, dass er für Bequemlichkeit nicht gesorgt hatte. Capt. Williams sagte mir, die eigenen Soldaten könne man doch nicht arbeiten lassen (!), und die Eingeborenen seien nicht dazu heranzuziehen, so lange die Verhältnisse so schwierig seien. Dagegen ist zu bemerken, dass unsere Forts im Innern von unseren Soldaten ganz allein erbaut sind.

Ugánda angelangt, die fast nur Gewehre und Munitionen brachte. Damit verfügten die Engländer über etwa 500 Snider- und Remington-Gewehre. Captain Williams klagte mir sehr über die gänzliche Untauglichkeit dieser alten Waffen, mit denen ja auch die Sultanssoldaten in Sansibar bewaffnet sind; insbesondere quellen die Papp-Patronen bei der geringsten Feuchtigkeit auf und sind dann unbrauchbar. Ja, einmal hatten sie sogar eine Sendung erhalten, bei der ganze Kisten von Patronen statt des Pulvers nur Kohlenstaub enthielten.

* * *

Es ist schwer für jemand, der wie ich die nun folgenden Unruhen nicht mit erlebt hat, sich ein richtiges Bild davon zu machen. Bei dem allgemeinen Interesse jedoch, das diese Vorgänge wachgerufen haben, will ich versuchen, eine möglichst unparteiische und sachgerechte Schilderung davon zu geben, wobei ich mich auf die Berichte des Lieutenants Langheld, Captain Williams und Mr. Collins, sowie des Msgr. Hirth und der französischen Geistlichen stütze.*)

Seit langer Zeit schon kamen Reibereien zwischen den Parteien der Protestanten und Katholiken vor. Wenn auch die grossen Provinzen an die Häuptlinge beider Fraktionen fest vertheilt waren, so entstanden doch häufige Streitfragen, welcher von zwei Nachbarprovinzen der eine oder andere Grenzort zufallen solle. Derartiges ward vor Capt. Lugard gebracht, der, wie oben erwähnt, sich auf die Seite einer Partei zu stellen wohl zeitweise gezwungen war, und so die Andere verletzte. So spitzten sich denn die Gegensätze mehr und mehr zu. Häufig wurden Leute einer Partei auf offener Strasse von denen der andern beschimpft, manchmal sogar verwundet oder getödtet. Ein solcher Fall kam am 21. Januar 1891 vor, wo ein Protestant von einem katholischen Chef ermordet wurde. Captain Lugard hatte schon vorher gedroht, dass er jede neue Gewaltthat strenge ahnden würde, und forderte demgemäss vom König die Auslieferung des Mörders. Der König machte zuerst allerhand Ausflüchte und sandte dann einen falschen Mann. Es kam zu heftigen Scenen, bei denen der Kabáka nicht nachgab und sehr aufgeregt geworden sein soll. Als die Lage drohend wurde, schafften die Leute der protestantischen Partei ihre Weiber und Kinder in die Verschanzung der Engländer, wohin sich auch die nahe wohnenden protestantischen Missionare kurz vor der Katastrophe flüchteten. In der Nacht vom 23. zum 24. Januar vertheilten die Engländer eine Anzahl von Gewehren an die protestantischen Waganda, um sie in Vertheidigungszustand zu setzen. Am 24.

*) Wer sich genauer orientiren will, der studire die offiziellen Berichte Captain Lugards (Afrika No. 8, 1 u. 2 1892 u. 1893. Papers relating to Ugánda, pres. to both Houses of Parliament Aug. 1892. Jan. 1893); sowie die Streitschriften: Letters of the French Fathers etc. und Reply by Capt. Lugard; to be obtained by application to Capt. Lugard at junior army and navy Club (St. James Street London W.); sowie endlich die Artikel in der katholischen Missionszeitschrift »Gott will es« und in den protestantischen Missionsblättern. Hoffen wir, dass durch die Berichte von Captain Macdonald und Sir Ger. Portal sowie durch diejenigen von Herrn Eugen Wolff in alle diese höchst komplizirten Verhältnisse Klarheit geschaffen wird.

sammelten sich in dem flachen Thal, das zwischen dem Dorfe Méngo des Königs und dem englischen Fort Kampálla liegt, die Scharen der Waganda beider Parteien an, während Captain Lugard sich fürs erste indifferent verhielt und nur sein auf einem Hügel liegendes Fort aussen mit einer Schützenreihe Sansibariten (rechter Flügel) und Ssudanesen (linker Flügel) umgab und selbst mit Captain Williams die Beaufsichtigung der beiden Maximgeschütze übernahm. Am Nachmittag begann im Thale das Gefecht. Von wem die ersten Schüsse abgefeuert wurden, wird sich wohl nie feststellen lassen, da jede Partei die Andere beschuldigt, zuerst geschossen zu haben. Die Protestanten scheinen jedenfalls die ersten Verwundeten gehabt zu haben. Die Katholiken griffen unter Führung der Chefs der Leibgarde des Königs, Myássi und Mssárossáro, die protestantischen Waganda mit solcher Heftigkeit an, dass letztere zurückgeworfen wurden und in das Fort flüchteten. Myássi versuchte daraufhin, mit seinen Waganda das englische Fort zu stürmen, in dem die zurückgeschlagenen Protestanten mit ihren Weibern und Kindern Schutz gesucht hatten. Da erst griff Capt. Lugard mit seinen Maximgeschützen ein, deren eherner Sprache die Waganda nicht widerstehen konnten. Ohne diese Kugelspritzen hätten die Engländer ihre Pfahlzaunverschanzung schwerlich halten können. Captain Williams sprach mir gegenüber mit grosser Anerkennung von dem Muth der Waganda, ganz besonders Myássis, der im Kugelregen des Maximgeschützes nicht weniger als 60 Patronen verschoss, bis sein Gewehr so heiss war, dass er das Feuern aufgeben musste. So mussten zuletzt die Katholiken fliehen, doch gelang es ihnen, den König auf die kleine Insel Bulingúgwe in Sicherheit zu bringen.

Während dessen sassen die katholischen Missionare in ihren unfertigen Häusern auf dem Hügel Rubága. Msgr. Hirth versicherte mich, er habe strengsten Befehl ertheilt, dass keiner der Missionare einen Schuss abfeuern solle. Als die nunmehr siegreichen Protestanten zum Angriff anrückten, hatten sie sich in ein massiv gebautes Magazin geflüchtet. Ihre Zöglinge seien gezwungen gewesen, mit dem Gewehr in der Hand um ihr Leben zu kämpfen; die Missionare jedoch hätten keinen Schuss abgefeuert, wir sie mir sagten. Man versuchte sie in ihren Hütten zu verbrennen, aber glücklicherweise hatte das Magazin ein gestampftes, flaches Lehmdach, so dass das darüber befindliche brennende Strohdach ihnen keinen Schaden that. Erst nach einiger Zeit kam eine Abtheilung der englischen Truppen, erlöste sie aus ihrer Lage und brachte sie zum Fort. Bei unserer Anwesenheit in Bukóba (März 1892), erzählte mir Msgr. Hirth, dass er vor dem Ausbruch des Krieges Captain Lugard schriftlich gebeten hätte, im Falle eines Krieges seine Missionare in Schutz zu nehmen und durch eine Soldatenabtheilung abholen zu lassen oder eine solche in der Mission zu stationiren, um deren Zerstörung durch die Waganda zu verhüten.*) Wie weit dies

*) Dagegen schreibt Lugard, dass der Bischof seine Aufforderung, ins Fort zu kommen, am Tage vor dem Gefecht abgelehnt hätte, dass er auch noch am Morgen der Katastrophe geantwortet habe, er könne nicht kommen, weil er unwohl sei. Msgr. Hirth dagegen behauptet, es sei nicht

den Thatsachen entspricht, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich kann aber nur annehmen, dass, falls die katholischen Missionare wirklich den Krieg gewollt hätten, sie ihn hätten heraufbeschwören können, als die Engländer noch schwach waren, besonders als Captain Williams mit nur wenigen Soldaten Kampálla besetzte, und Captain Lugard weit entfernt war, und dass sie nicht gewartet haben würden, bis die Engländer sich durch grosse Munitionssendungen und durch die Ssudanesen der Aequatorialprovinz verstärkt hatten. Genug, die französische Mission wurde vollkommen zerstört und ausgeraubt, während die englische unversehrt blieb.

Da Capt. Lugard sehr genau wusste, dass er ohne den König auf die Waganda keinen Einfluss hatte, so machte er in der Folge verschiedene Versuche, diesen durch Verhandlungen zur Rückkehr zu veranlassen. Er liess auch die Missionare aus dem Fort frei, die nach Ssésse gehen wollten. Diese wurden jedoch durch die katholischen Waganda veranlasst, auf der Insel Bulingúgwe zu bleiben. Der Bischof sagte mir, »mit dem Beginn der Verhandlungen hätten sie den Krieg für beendigt und es für ihre Pflicht gehalten, bei ihren Zöglingen auszuharren.« Die Engländer dagegen behaupten, dass die Katholiken dem König abgerathen hätten, sich den Bedingungen der Engländer zu unterwerfen. Thatsache ist, dass die Verhandlungen nicht den gewünschten Erfolg hatten, so dass die Engländer sich gezwungen sahen, am 31. Januar 1892 die Insel Bulingúgwe mit dem einen Maximgeschütz — das andere war unbrauchbar geworden — anzugreifen, nachdem die Katholiken noch kurz vorher ein den Engländern befreundetes Dorf überfallen hatten.

Die Insel war dicht mit Menschen besetzt, an der dem Ufer zugekehrten Seite standen die Zelte der französischen Missionare, und viele Barken lagen am Strande. Als der Angriff unter Capt. Williams erfolgte, hatten der König und der Bischof gerade noch Zeit, sich in ein Kanu zu werfen und so zu retten. Msgr. Hirth erzählte mir, er habe strengsten Befehl gegeben, dass keiner seiner Missionare einen Schuss abfeuern sollte. War dem wirklich so, so bin ich auch, in Anbetracht der vorzüglichen Disziplin dieser Missionare, überzeugt, dass sie nicht geschossen haben.

Capt. Williams bestrich sodann mit seinem Geschütz die Insel und hat angeblich auch auf das Zelt der Missionare gefeuert. Die meisten Menschen suchten sich nach der andern, geschützten Seite der kleinen Berginsel zu retten und in Kanus zu entkommen, aber die Kugeln des Maxim brachten viele der Boote zum Sinken. Dann landeten die Soldaten und wütheten ziemlich stark unter den Waganda. Selbst in dem offiziellen englischen Report*) heisst es: »they (the Roman Catholic

---

möglich gewesen, ohne Bedeckung zum Fort zu gelangen. Thatsache ist, dass die, allerdings bedeutend näher wohnenden, protestantischen Missionare abgeholt wurden, während man den Katholiken erst nach dem Gefecht zur Hülfe eilte. Lugard konnte allerdings im kritischen Moment seine Mannschaft nicht wohl durch Detachirungen schwächen.

*) Africa. No. 8. 1892. Papers relating to Ugánda. pg. 5.

priests) were rather roughly treated and lost all the goods they had with them.« Die Waganda sowohl als auch die Soldaten der Engländer, Ssudanesen sowie Sansibariten, raubten und plünderten so viel sie nur konnten und schleppten auch viele Sklaven fort. Mr. Collins, ein englischer Missionar, erzählte mir bei seiner Anwesenheit in Bukóba (Ende April 1892), dass manche Soldaten mehrere Frauen zugleich an Stricken vor sich hergetrieben hätten.

Es ist ja an sich erklärlich, dass Kriegswuth und religiöser Fanatismus solche Exzesse herbeiführen können, und ich bin überzeugt, dass die englischen Offiziere Alles thaten, derartiges Sklavenfangen zu verhindern. Auch haben sie später alle Gefangenen, die sie ausfindig machen konnten, in Freiheit gesetzt. Dagegen blieben sie anscheinend etwas zu unthätig, als man die Missionare ihrer Habe beraubte.



Abb. 56. Msgr. Hirth. (Vicaire apostolique du Nyansa.)

Meinem Gefühl nach ist es überhaupt nicht zu rechtfertigen, wenn in Innerafrika Europäer sich gegenseitig bekriegen. Es mag immerhin sein, dass die Engländer durch den Widerstand der Katholiken aufs Aeusserste erbittert waren, und die Aufregung des Gefechtes entschuldigt Manches. Europäer aber sollten in solchen Fällen ein für alle Mal ihre Differenzen der Entscheidung in Europa anheimgeben. Scenen, wie die Beschiessung der französischen Missionare durch das englische Geschütz, müssen das Prestige der Weissen den Negern gegenüber auf das Aeusserste schädigen und sind im höchsten Grade bedauernswerth.

Die Missionare, sechs an der Zahl, wurden in das Fort Kampálla gebracht. Der König und Msgr. Hirth ruderten nach Ssésse, von den Booten der Protestanten verfolgt. Unterwegs trafen sie den, inzwischen zum Feldwebel beför-

derten, Kühne, der von Langheld aus Bukóba nach Ugánda gesandt war, um seines Augenleidens wegen den dortigen Arzt Dr. Wright 'zu konsultiren. Er erfuhr hier zuerst von dem Ugánda-Krieg. Auf hoher See bat ihn der französische Bischof, ihn vor seinen Verfolgern zu retten. Da legte sich Kühne mit seinen wenigen Bukóba-Kanus und seinen vier Soldaten zwischen den Bischof und die verfolgenden Waganda, sodass es jenen in der That gelang, sicher Ssésse zu erreichen. Dort stellte Kühne sich mit seinen Soldaten am Ufer auf und drohte jeden Mgánda-Mann niederzuschiessen, der sich in den Bereich seiner Büchse wagen sollte. So zogen die Verfolger es vor, zu retiriren. Zu gleicher Zeit war das englische Stahlboot mit dem Agenten der I. B. E. A. Co., Mr. Bagge, in Ssésse angekommen und dicht am Ufer in einer Bucht vor Anker gegangen. Kühne entnahm aus dem Gerede der Eingeborenen, dass man den Engländer am nächsten Morgen angreifen wollte, und fuhr in dunkler Nacht mit Gefahr seines Lebens in einem Kanu zu ihm, um ihn zu warnen. Mr. Bagge kehrte schleunigst nach Bukóba zurück, und als die Waganda am Morgen ihren Ueberfall ausführen wollten, fanden sie das Nest leer.*)

Die protestantischen Waganda hatten sich inzwischen in Masse nach Búddu geworfen und dort die mit einer Menge der »neuen« Ssudanesen besetzte »Station« Bugadju (Budjadju) zerstört, so dass die Soldaten nach Nkóle flüchteten.**) Südlich von diesem Punkt hatte Mwánga mit seinen Leuten ein Lager bezogen; dort legte Mr. Stokes' Boot, das auf der Reise nach Ugánda begriffen war, an. Die Besatzung floh vor den Waganda, denen nun die ganze Ladung in die Hände fiel. Als Kühne dort auf seiner Rückreise nach Bukóba ankam, gelang es ihm, das Leben der Besatzung zu retten und Mwánga zu bewegen, gegen ein Lösegeld das Boot freizugeben. Man hatte schon Stroh hineingelegt, um es anzuzünden. Nach gefahrvoller, stürmischer Fahrt erreichte Kühne mit seinen Leuten, die nichts vom Segeln verstanden, Bukóba wieder. Erhebend war dabei für uns die Thatsache, dass die deutsche Flagge überall, wo sie sich zeigte, von den Waganda beider Parteien in gleicher Weise geachtet wurde.

Einige englische Missionare, die sich in Búddu befanden, besonders der von Süden über Bukóba gekommene Mr. Ashe, retteten nur das nackte Leben, als die Katholiken schaarenweise heranrückten. Es war ein Krieg der katholischen gegen die protestantischen Waganda, aber man sah auch die beiderseitigen Missionare als Feinde an.

Einige Zeit später, als Capt. Williams auch nach Ssésse übergesetzt war und diese Insel für die Engländer erobert hatte,***) verlegte Mwánga sein Lager

---

*) Als Anerkennung für ihre freundliche Stellungnahme zu den englischen Beamten des I. B. E. A. Co. erhielten sowohl Lieutenant Langheld, als auch Kühne je eine Uhr von der Gesellschaft.

**) Später wurde diese »Station« wieder mit einem schwarzen Führer, Feraj Effendi, und einer Anzahl Sansibariten besetzt.

***) Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, dass die Katholiken die protestantische Insel Namímba angreifen wollten (cf. Report pag. 60).

an die deutsche Grenze und fand bei den Basíwa in Búddu und bei Mutatémbwa Schutz. Die französischen Missionare zogen sich nach Bukóba zurück, wo sie bis zur Beendigung der Feindseligkeiten blieben, worauf einige nach der Hauptstadt, andere nach Búddu zurückkehrten, einige auch im Lande Kayósas sich niederliessen (s. unten).

Die Treue und Anhänglichkeit an ihren König, den sie als Halbgott von göttlicher Abkunft verehren, ist eine der Haupteigenschaften der Waganda. Der Kabáka ist eben in ihrer Vorstellung der wahre König; ohne seinen Willen thut kein Mgánda etwas, was ihm befohlen wird. Ganz besonders verehren ihn die der alten Religion treu gebliebenen Bauern, die nun behaupteten, die Engländer hätten ihren Kabáka vertrieben. So fand Lugard an diesen Leuten, Futabangi*) genannt, die treu zu ihrem König standen, eine starke Gegenpartei, die Tshágwe besetzte und den Weg nach Ussóga und damit nach Mombassa versperrte. Selbst 50 Mann genügten nicht, die Post zu eskortiren, so dass man gezwungen war, diese durch deutsches Gebiet zu senden. Auch die Verbindung mit den Unyóro-Stationen in Tóru war zeitweise gänzlich aufgehoben. Einen König musste das Land wieder haben, wenn man den Frieden wieder herstellen wollte. Capt. Lugard war auch bereits in Unterhandlung getreten, um die mohammedanische Partei, die in Ssíngo mit ihrem Haupt Mbógo sass, herbeizurufen und den letzteren zum Kabáka zu machen. Er fürchtete aber den Widerstand der Protestanten, besonders die Entrüstung in England, wenn man einen Mohammedaner gewählt hätte, wo man einen Christen zur Verfügung hatte.**)

Capt. Lugard sah ein, dass ohne Mwánga mit den Waganda nicht fertig zu werden sei und dass das Land verhungern müsse, wenn der König nicht zurückkehre. So wurde (Anfang März 1892) Capt. Williams nach Bukóba gesandt, als einem neutralen Gebiet, von wo aus durch einen unserer Soldaten — den Sswahíli-Gefreiten Ssalleh — die Verhandlungen mit dem bei Mutatémbwa sitzenden Mwánga geführt wurden. Williams sicherte ihm zu, ihn auf den Thron von Uganda zurückzuführen und verpflichtete sich Langheld gegenüber, das Leben des Königs zu respektiren. So wurde Bukóba in der That zu dem, wozu es der Pascha bestimmt hatte, und wie es vom Reichskommissariat gewünscht worden war: ein neutraler Aufnahmeort der Missionare für den Fall, dass in Ugánda Unruhen ausbrechen sollten. Sowohl die Katholiken als auch die Engländer haben in dieser Hinsicht Vortheil von der Station gehabt. Nicht zum wenigsten war dieser Erfolg auch der Blutsbrüderschaft zu danken, in Folge deren der Kabáka sich unter den Mauern der Station sicher fühlte.

Williams reiste sodann weiter nach Mwansa, um dort Stoffe einzukaufen und zu versuchen die zwei kleinen Waganda-Prinzen (Söhne Karémas), die

*) d. h. Hanfraucher, weil sie dieser heidnischen Sitte huldigten, die von den Christen verschmäht wurde.

**) Die Islam-Partei hatte sich während der Unruhen nicht besonders bemerkbar gemacht und schien zum Verhandeln geneigt, da sie nicht die gehoffte Unterstützung bei den Ssudanesen in Tóru fand.

in Bukúmbi bei der französischen Mission waren, nach Ugánda zu schaffen, ein Unternehmen, das an dem Widerstand der Mütter dieser Knaben scheiterte. Am 30. März wagte der König, in sein Land zurückzukehren. Man entfernte allmählich die katholischen Rathgeber aus seiner Nähe und umgab ihn mit protestantischen, so dass er endlich sogar selbst Protestant werden wollte. Das war weiter nicht erstaunlich. Warum sollte er, der schon Mohammedaner und Katholik war, nicht auch einmal zur Abwechselung Protestant werden, wenn er dadurch die Möglichkeit erhielt, auf dem Thron seiner Väter zu bleiben? Im Grunde seines Herzens wird er deshalb doch immer ein Heide bleiben, wie er es von jeher gewesen ist. Mwánga wurde also Lugard »freundlich gesinnt«, that alles, was dieser verlangte und fing an sich als unparteiischen König zu geben ebenso wie auch Captain Lugard alles that, um unparteiisch zu sein.

Captain Lugard erneuerte darauf den früheren Vertrag mit Mwánga, änderte aber den Wortlaut wie folgt ab:

TREATY.*)

I, Mwanga, Kabaka of Uganda, do hereby make the following treaty (in supercession of all former treaties whatsoever, with whomsoever concluded) with Captain F. D. Lugard, D. S. O. — an officer of the Army of Her Majesty Queen Victoria, Queen of England, &c. — acting solely on behalf of the Imperial British East Africa Company (incorporated by Royal Charter) the aforesaid Captain F. D. Lugard, D. S. O., having full powers to conclude and ratify the same on behalf of the said Company. And to this treaty the principal officers and chiefs of my country do sign their names as evidence of their consent and approval: —

Clause I. The Imperial British East Africa Company (hereinafter called »the Company«) agree on their part to afford protection to the Kingdom of Uganda, and by all means in their power to secure to it the blessings of peace and prosperity, to promote its civilisation and commerce, and to introduce a system of administration and organisation by which these results shall be obtained.

Clause 2. I, Mwanga, Kabaka of Uganda, in the name of my chiefs, people, and Kingdom, do acknowledge the Suzerainty of the Company and that my Kingdom is under the British sphere of influence, as agreed between the European powers. And in recognition hereof I undertake to fly the flag of the Company and no other at my Capital and throughout my Kingdom, and to make no treaties with, grant no kind of concessions to, nor allow to settle in my Kingdom and acquire lands or hold offices of State, any Europeans of whatever nationality without the knowledge and consent of the Company's redresentative in Uganda (hereinafter called »the Resident«).

*) Es fällt auf, dass viele der von den Engländern früher übernommenen Verpflichtungen hier übergangen sind, ebenso dass die grossen Chefs, die so viel Einfluss im Lande haben, nicht mit unterzeichneten. Nur der König, der, wie erwähnt, nach der Rückkehr in den Händen der Engländer war, hat ihn unterschrieben.

Clause 3. The Resident, as arbitrator, shall decide all disputes and all differences between Europeans in Uganda. All lands acquired by Europeans in Uganda shall be subject to his consent and approval and shall be registered in his office. All arms in possession of Europeans and their followers shall be marked and registered by the Resident. His decision in all matters connected with Europeans shall be final and subject only to appeal to the higher authorities of the Company. All employees of the Company shall be solely under the orders of the Resident.

Clause 4. The consent of the Resident shall be obtained, and his council taken by the king, before any war is undertaken and in all grave and serious affairs and matters of the State, such as the appointment of chiefs to the higher offices, the assessement of taxes, &c.

Clause 5. Missionaries, viz, those solely engaged in preaching the Gospel and in teaching the arts and industries of civilisation, shall be free to settle in the country, of whatever creed they may be, and their religious rights and liberties shall be respected. There shall be perfect freedom of worship. No one shall be compelled to follow any religion against his will.

Clause 6. The property of the Company and its employees, and all servants of the Company, shall be free from the incidence of all taxes.

Clause 7. The revenues of the country shall defray, as may be found feasible, the money expended purely on the development and organisation of the country, the expenses of its garrisons, &c. For such objects the king shall supply labour and give every facility.

Clause 8. All arms in the country shall be registered, and a license given for them. Unregistered arms shall be liable to confiscation. The importation of arms and munitions is prohibited.

Clause 9. Traders of all nations shall be free to come to Uganda, provided they don ot import or offer for sale goods prohibited by international agreement.

Clause 10. Slave trading or slave raiding, or the exportation or importation of people for sale or exchange as slaves, is prohibited.

Clause 11. The Company will uphold the power and honour of the king, and the display of this Court shall be maintained.

Clause 12. This treaty shall be binding in perpetuity, or until cancelled or altered by the consent and mutual agreement of both parties to it.

Dated Kampala, this 30th day of March, 1892.

(Sd.) F. D. Lugard,
Captain 9th Regiment
Offtg. Resident in Uganda,
I. B. E. A. Co.

(Sd.) Mwanga, X (his mark),
Kabaka of Uganda.

Die Besiegten mussten sich natürlich Bedingungen diktiren lassen: So wurde mit der katholischen Partei am 5. April 1892 ein neues Abkommen getroffen, das hier nach dem Wortlaut des »Report« (pg. 58) folgt:

1. The party formerly calling themselves the »Wa-Fransa« shall in future reside in Buddu, the boundary being the Katonga River. That part of Kaima's country (Buganga) to south of Katonga shall be included in Buddu.

2. The islands and tributary States, such as Koki, shall not be counted as part of Buddu. If Mission extension is contemplated outside of Buddu, permission for the proposed extension shall first be obtained from the Resident at Kampala.

3. All armed men of this party — who recently fought against the British — shall remain in Buddu. If any armed party wishes to leave Buddu to come to Mengo or elsewhere, they shall obtain permission to do so, and shall state the number of guns they have. If armed men enter the remaining part of Uganda without permission, they shall be liable to have their arms confiscated.

4. The British flag shall be flown in Buddu, and the employés of the Company passing through Buddu shall be well treated and supplied with food.

5. If the Company builds one or more stations in Buddu, every facility shall be given, and the Company's representative and employés shall be treated with all respect.

6. If after a period of two years from this date there shall be no reason to entertain any doubt as to the loyalty and good conduct of the people of Buddu, it shall be open to the Resident to modify the above restrictions.

7. All rifles and arms belonging to the Company and now in possession of the people of Buddu shall be returned to Kampala.

8. All the conditions of the Treaty made this day with Mwanga, King of Uganda, shall be observed and carried out, and Mwanga shall be recognized as the sole King of Uganda.

9. The status of Koki shall be as formerly, viz., a tributary State of Uganda. Its revenues shall be collected as formerly by the Pokino, and messages, &c., to Uganda shall pass through the Chief of Buddu. Shambas, however, are not to be seized or occupied by the people of Buddu, nor is war to be made on Koki without the permission of the Resident.

10. The shambas belonging formerly to the Pokino in Mengo, viz., those occupied by Buddu Chiefs, shall now belong to the people of Buddu.

11. Shambas shall be given to the Chief of Buddu at intervals of one day's march from Mengo to Buddu, so that the people of Buddu may camp each night in their own shambas on their way to and fro from the capital.

12. The Islands of Lulamba and Selinia shall belong to Buddu.

13. The status of the Buziba and of Bwera shall remain unaltered, and the old customs as regards messengers, &c., from Ntali of Ankole.

N. B. There is nothing in this Agreement intended to be prejudicial to the interests of the Roman Catholic religion. It has been made at the express wish of the four leading Roman Catholic Chiefs lately, Kimbugwe, Sekibobo, Kago, and Tanliti. They prefer to have a separate portion of the country, to be reinstated in their former positions, and they themselves have told me they prefer Buddu to the whole of Singo, Kitunga, &c.

(Signed) F. D. Lugard, Captain, Commanding.
(And by Roman Catholic Chiefs.)

Kampala, April 5. 1892.

Somit kam auf die Katholiken, die nach ihrer Angabe an Zahl mindestens ebenso stark sind, wie die Protestanten, etwa ein Sechstel von Ugánda, den Mohammedanern wollte man ein anderes Sechstel zugestehen, während vier Sechstel den Protestanten und Heiden zufielen. Nur die bewaffneten Katholiken mussten nach Búddu gehen, während unbewaffnete überall wohnen durften, eine sehr weise Massregel des Captain Lugard. Nun begann eine grosse Völkerwanderung, da alle Katholiken ihre im eigentlichen Ugánda befindlichen Besitzungen verlassen und nach Búddu ziehen mussten, das viel zu klein für sie war, so dass lange nicht alle einen Wohnsitz fanden.*) Captain Lugard vergrösserte später ihr Land noch dadurch, dass er dazu noch einen Theil von Kóki (Kamsswágas Land) schlug und gewährte ihnen auch die Vergünstigung, dass Kimbúgwe, der Chef der Katholiken im Amte bleiben durfte und dass der frühere Ssakibóbo, ein Katholik, Gouverneur von Búddu (»Pókino«) wurde. Im Uebrigen übte Lugard nach dem Kriege eine nicht genug anzuerkennende Mässigung.

So hatte denn nach Zurückführung Mwángas das Land wieder Aussicht auf eine ungestörte und friedliche Entwicklung. Dass der Friede freilich heute schon definitiv gesichert ist, glaube ich nicht. Nur durch eine starke militärische Macht können die Engländer ihn behaupten. Die Katholiken sind und bleiben eben in ihrem viel zu kleinen Gebiet die unterdrückte Partei, die sich zweifellos erheben wird, sobald sie sich dazu stark genug fühlt. Fürs Erste allerdings scheinen — wenigstens nach Captain Lugards Bericht — die Katholiken leidlich zufrieden zu sein und eine Station in Búddu zu wünschen; sie erkennen Captain Lugards Unparteilichkeit an.

Einen bedeutenden Erfolg erzielte der englische Kommandant dadurch, dass er mit den Mohammedanern Frieden schloss, deren erste Gesandte Anfang April

*) Dieser Zeitpunkt (Mai 1892), wäre für uns geeignet gewesen, das Anerbieten Msgr. Hirth's anzunehmen, und eine grössere Anzahl Katholiken auf deutschem Gebiet anzusiedeln, wo sie ein wichtiges Kulturelement und ein bildungsfähiges Truppenmaterial hätten abgeben können. Bei dem schwachen Stande der Besatzung in Bukóba (25 reguläre Soldaten) jedoch und in Anbetracht dessen, dass sich nur ein Offizier (Kompagnieführer Herrmann) dort befand, hatte eine massenhafte Einwanderung von Waganda aber manches Bedenkliche. Die Station hätte schliesslich vielleicht nach ihrem Willen geleitet werden müssen. Ueberdies war Herrmann nicht autorisirt, grössere Mengen von Soldaten anzuwerben, und so musste diese überaus günstige Gelegenheit, die wohl kaum je wiederkehren dürfte, unbenutzt verstreichen.

bei ihm eintrafen. Durch Vermittelung von Sselim Bey und dem Ssomáli-Dolmetscher Dwálla überzeugte er die Mohammedaner von seinen guten Absichten, so dass Mbógo sich am 24. Mai entschloss, in Kampálla als Ex-König seinen Aufenthalt zu nehmen. Den mohammedanischen Waganda wurden die kleinen Provinzen Kitúngi, Katámbala und Kassúyu als Wohnsitz angewiesen. Ihre Häuptlinge unterzeichneten am 1. Juni 1892 den Vertrag mit der Kompagnie.

Die Stationen in Unyóro, vier an der Zahl, waren mit Ssudanesen besetzt, in Búddu (Luwámba) und bei den Mohammedanern (Kitúngi) waren Stationen gebaut und Kampálla durch eine starke Garnison geschützt. Im Ganzen hatten die Engländer in Ugánda und Umgegend 880 Soldaten und etwa 250 Träger, gewiss eine bedeutende Macht, wenn es nur nicht an Europäern gefehlt hätte.

Am 16. Juni reiste Captain Lugard ab, die Leitung Captain Williams übergebend, denn wichtige Geschäfte riefen ihn nach England.

Schon wiederholt hatte die Imperial British East Africa Company beschlossen, Ugánda aufzugeben und ihre Truppen von dort zurückzuziehen, weil ihre Mittel auf die Neige gingen. Einmal war ihr, wie erwähnt, von den Freunden der Mission eine grosse Summe gegeben worden, damit sie diese schützen sollten, und ausserdem hatte man im Parlament am 4. März 1892 eine Summe von 20,000 Pfd. Sterl. bewilligt, um eine Eisenbahntrace von Mombassa nach Ugánda zu suchen. Neuerdings hatte man den Plan der Räumung wieder aufgenommen und den 1. Januar 1893 als Termin dafür angesetzt. Nach längerm Zaudern entschloss sich aber die englische Regierung, durch einen Zuschuss der Kompagnie die Möglichkeit zu geben, sich noch bis zum 31. März zu halten, damit während dieser Frist eine friedliche Räumung des Landes garantirt würde. Ausserdem sandte man den Captain Mac Donald, den Leiter der Eisenbahn-Expedition, nochmals hinauf, der sich über die ganze Sachlage an Ort und Stelle informiren und an die Regierung darüber berichten sollte. Noch später (1. Januar 1893 von Sansibar aufgebrochen) wurde der englische Generalkonsul in Sansibar, Sir Gerald Portal, nach Ugánda beordert, um dort als kaiserlicher Kommissar zu fungiren. Der Gedanke der Räumung aber wurde bis damals noch offiziell aufrecht erhalten; wahrscheinlich ist es jedoch, dass die englische Regierung das Land in Verwaltung nehmen wird. Es ist ein unhaltbarer Zustand, dass eine Handelskompagnie Hoheitsrechte in einem Lande hat, in dem nach den Verträgen Handelsfreiheit herrscht. Sie wird immer ihre Autorität zu ihren Gunsten ausnützen. England wird freilich dort noch auf lange Zeit eine schwierige Stellung haben. Ein grosses Hinderniss wird der Weg nach Mombassa bleiben, auf dem die Karawanen 20 Tage lang ohne Nahrung marschiren müssen, so dass auf dieser Strecke für jede Last zwei Leute mitgenommen werden müssen, von denen einer die Lebensmittel trägt. In Mombassa selbst sind wenige Träger zu haben, so dass man auf die theuren, dafür aber allerdings ganz vorzüglichen Sansibariten angewiesen ist, während wir auf deutschem Gebiet die zahlreichen

und billigen Wanyamwési und Wassukúma verwenden können.*) Aus diesen und anderen Gründen wird England stets bedeuteude Summen auf Ugánda verwenden müssen, während wir mit weniger Mitteln dort hätten auskommen können.

Ugánda ist fast das einzige Beispiel in Ostafrika dafür, dass in einem Negerland die christliche Mission Boden gefasst und, mindestens äusserlich, wirklich grosse Erfolge errungen hat. Aber wenn auch die Waganda schreiben und lesen gelernt haben, wenn auch die grausamen Massenhinrichtungen aufgehört haben, glücklicher ist das Land darum fürs Erste nicht geworden! Während früher trotz der Hinrichtungen Ugánda stark bevölkert und gut bebaut war, ist es in Folge der Kriege ein ziemlich verödetes Gebiet. Zwar ist der fruchtbare Boden derselbe, und die Leute sind ebenso intelligent wie früher, aber es fehlt an Händen, den Acker zu bestellen, und an einem starken Königthum, das im Stande wäre, wie früher seine Unterthanen nach einem oft launischen und grausamen Willen, im grossen Ganzen aber doch mit klugem Verstand, in fortschrittlichem und meist gerechtem Sinne zu lenken. Für ein Land, das auf der Kulturstufe Ugándas steht, ist ein starkes monarchisches Regiment geradezu unentbehrlich.

Auch die Beziehungen zur Aussenwelt haben durch die Unruhen gelitten. Der früher sehr rege Handel hat erheblich nachgelassen, wenn auch Mr. Stokes im Lande selbst und arabische Händler an den Grenzen des Landes ihrer Beschäftigung noch nachgehen. Die I. B. E. A. Co. vereinigt Administration und Handel in sich, und gegen sie können, wenn sie erst einmal die nöthige Autorität hat, andere Kaufleute schwerlich aufkommen. Schon jetzt beginnt sie auf alles aus Ugánda exportirte Elfenbein 35 % Steuern zu legen, was früher nicht geschah, und von Lugard wird ausdrücklich erklärt, dass sie das im Lande östlich vom Ssemlíki-Fluss befindliche Elfenbein als ihr Eigenthum betrachte (Report, Africa No. 2, pag. 24). Sie hofft offenbar, den Handel zu monopolisiren, sie will eine Handelssteuer von 10 % auf alle Händler legen und ihnen nur die Ausübung ihres Geschäftes in bestimmten Gegenden gestatten (Report, pag. 77). Bei der Ergreifung der Verwaltung durch die englische Regierung wird dies vielleicht anders werden. Fürs erste ist der Handelserfolg der I. B. E. A. Co. noch ein sehr geringer. Nicht nur die Unruhen, sondern auch das Sinken der Macht von Ugánda hat schädliche Einflüsse ausgeübt; die meist aus Elfenbein bestehenden Tributzahlungen der Nachbarstaaten haben aufgehört, so dass sich die vorhandene Quantität dieser Waare vermindert hat, zumal auch die Elephanten in der Umgegend immer seltener werden. Ob man pekuniäre Erfolge in Innerafrika in absehbarer Zeit wird aufweisen können, ist zum Mindesten zweifelhaft.

Was früher die grausamen Hinrichtungen der Könige nicht vermochten, — nämlich das Land zu entvölkern und zu veröden —, das haben die unheilvollen Religionskriege bewirkt, die durch das Erscheinen der Missionare nach Ugánda getragen worden sind. Ich verkenne gewiss den Nutzen und die aufopfernde Thätig-

*) Captain Lugard schreibt ausdrücklich, dass die Kompagnie auf lange Zeit für ihre Zufuhr an Stoffen u. s. w. auf die Route durch das deutsche Gebiet angewiesen sei.

keit der Missionare nicht im geringsten, kann aber nicht umhin, auch die Schattenseiten ihrer hiesigen Wirksamkeit zu erwähnen, die besonders deutlich werden, wenn sie in Konkurrenz treten. Ich für meine Person kann es nur aufrichtig bedauern, wenn mehrere Religionsgemeinschaften gleichzeitig ein Land zu kultiviren suchen und so die Saat des Hasses und der Zwietracht ausstreuen. Die Eingeborenen sind nicht fähig, religiöse Differenzen von politischen zu trennen. Wenn dann die Einfuhr von Pulver und Waffen nicht von allen in Afrika kolonisirenden Staaten gänzlich eingestellt wird, so muss allemal Blutvergiessen die Folge sein, und auch die betreffenden Staaten selbst haben unter solchen Fehden zu leiden.

Die Civilisation Europas ist unaufhaltsam bei der Arbeit den sonnigen Kontinent zu erobern und ihm die Segnungen der europäischen Kultur zu eröffnen. Aber das darf nicht gewaltsam und plötzlich geschehen. Natura non saltat und ebensowenig die Kultur eines Volkes. Wenn wir den Wilden, die doch nach des Dichters Versicherung die »bess'ren Menschen« sind, unsere eigenen Bedürfnisse inokuliren, werden sie dadurch glücklich? Wenn wir mit den Waffen in der Hand durch Anlage von Stationen den Frieden der Völker schützen, so ist dies freilich zur Vermeidung der kleinen Kriege der Neger unter einander von grosser Wichtigkeit. Es wird von Manchen ja überhaupt bezweifelt, ob der Neger für die Bekanntschaft mit unserer Civilisation schon reif ist, und ob nicht deren Einführung geradezu verderbliche und degenerirende Wirkungen haben kann. Auf der anderen Seite ist freilich auch der paradiesische Zustand stumpfen Nichtsthuns keineswegs das Ideal für den Menschen, und wenn wir den Neger daraus befreien, so schaden wir ihm nicht.

Es ist jedenfalls vom ethischen Standpunkte aus schwer zu entscheiden, ob wir berechtigt sind, den Naturmenschen aus seinem vegetirenden Dasein aufzurütteln, wenn er nicht selbst nach unseren Kultursegnungen verlangt. Aber die Expansivkraft Europas ist egoistisch und unerbittlich. Im Kampf ums Dasein muss es sich ausdehnen, muss es sich neue Absatzgebiete für seine Produkte schaffen. Wenn der Neger dadurch, dass ihm Bedürfnisse geschaffen werden, zum Arbeiten gezwungen wird, so ist ohne Zweifel auch eine Kulturaufgabe gelöst. Man muss sich aber klar machen, dass durch die Einführung unserer Erzeugnisse die eigene Industrie eines Landes aufhört, und dass der Neger uns nicht mehr auf lange Zeit Elfenbein als Bezahlung für unsere Waaren geben kann. Als Aequivalent für diese muss er uns dann eben seine Arbeitskraft leihen, die er in unsere Dienste stellt oder mit der er seinem Boden Produkte abgewinnt.

Der Handel spielt bei der Kultivirung eines jeden Landes die erste und wichtigste Rolle; doch müssen auch für ideale Zwecke Mittel aufgewandt werden, und wissenschaftliche und kulturelle Aufgaben zu verfolgen, ist eine Ehrenpflicht jeder kolonisirenden Nation. Aber niemals darf darüber die Praxis des realen Lebens vergessen oder zurückgedrängt werden. Der Neger ist mit dem täglichen Kampf ums Dasein, mit der Sorge um das tägliche Brot so beschäftigt und von Haus aus so durch und durch ein nüchterner Materialist, dass

eine ideale Kulturthätigkeit, wie die der Missionen, allemal nur dort wirklich Erfolg haben kann, wo eine freigebige Natur dem Menschen diese Sorgen abnimmt und ihm Zeit zur Ausbildung seiner geistigen Funktionen gewährt, wie das in dem fruchtbaren Ugánda der Fall ist.

Man schaffe friedliche Zustände und bessere die Existenzbedingungen der Neger auf, dann wird man auch ethische Erfolge erzielen. In einem solchen Lande aber verschiedene Missionen wirken zu lassen, empfiehlt sich entschieden nicht.

Wenn wir nun auch nach der Lage der Dinge darauf verzichten müssen, dass deutsche Arbeit in diesem Lande zum Segen des Vaterlandes schafft und wirkt, so wollen wir wenigstens hoffen, dass es den Engländern gelingt, durch Erhaltung des Friedens das Land wieder zu dem, was es früher war und noch zu bedeutend mehr zu machen. Die Bedingungen, unter denen England arbeitet, sind schwieriger als die, mit denen wir zu thun gehabt hätten, auch hat das wesentliche Agens für den Handel, der Elfenbeinreichthum, im Laufe der Zeit bedeutend nachgelassen; aber trotz dieser erschwerenden Umstände wird England sich hoffentlich seiner Aufgabe nicht entziehen und das Land nicht neuen Revolutionen preisgeben.

Für die friedliche Entwickelung unseres Gebietes am Nyansa ist entschieden eine starke Regierung in Ugánda das beste. Die jetzige Theilung des Landes lässt hoffen, dass die Streitaxt zwischen den religiösen Parteien begraben wird, und dass Regierung und Missionen ihre Kulturarbeit ungestört und getrennt von einander fortsetzen können.

* * *

Nachschrift.

Nachdem der vorstehende Abschnitt bereits im Druck war, kam die Meldung, dass Sir Gerald H. Portal bald nach seiner Ankunft (am 17. März) in der That das britische Protektorat über Ugánda und die Nachbargebiete am 1. April 1893 erklärt habe. Major Mac Donald ist Resident in Kampálla geworden, die Ssudanesen der Aequatorialprovinz wurden fest engagirt und in die näher gelegenen Forts konzentrirt. Eugen Wolf berichtet (Berliner Tageblatt v. 27. Juni 1893), dass die Engländer dort rege Thätigkeit entfalten. Mit einer ganzen Reihe von Offizieren wollen sie das Land organisiren. und grosse Strassen von Ussóga nach Kampálla, Süd-Unyóro und Búddu bauen, die durch Posten geschützt werden sollen. Die Forts von Süd-Unyóro werden bis auf eins in Tóru und einen Posten in Kátwe aufgelöst und die Truppen konzentrirt, in Manyónyo soll ein Hafen gebaut werden u. s. w. u. s. w. Vor allem aber will der Kommissar den Katholiken bedeutend mehr Land als Capt. Lugard zugestehen und die Haupt-Staatsämter (Katíkero, Kimbúgwe und Myássi) zweimal, je mit Katholiken und Protestanten besetzen, um so die Ersteren zufriedener zu machen: eine durchaus glück-

liche Idee, die denn auch dazu führte, dass der Kommissar mit den Bischöfen beider Religionsgenossenschaften einen Vertrag abschloss. Der Friede scheint damit fürs erste gesichert zu sein, ob aber alle die Kulturanlagen in einem so abgelegenen Lande wie Ugánda sich so rasch verwirklichen werden, wie man wohl hofft, bleibt zum mindesten fraglich. In Afrika besonders gilt das Sprichwort: »es wird Nichts so heiss gegessen, wie es gekocht ist«.

Eugen Wolf hat Capt. Lugard sehr stark angegriffen und fast alle seine Massnahmen verurtheilt, wohl theils mit Unrecht, denn es bleibt zu bedenken, mit wie unendlich schweren Verhältnissen, mit wie wenigen Europäern und mit wie geringen Mitteln Lugard arbeiten musste, der wirklich sein Bestes eingesetzt hat. Es ist eine andere Sache, ob Capt. Lugard in Ugánda mit 1—2 Offizieren, 1 Arzt und 2—3 Proviantmeistern ohne weitgehende Vollmacht arbeitet oder ob Sir Gerald Portal, begleitet von 1 Oberst, 1 Major, 4 Hauptleuten, 1 Lieutenant, 1 Konsul, 1 Arzt und mehreren Beamten — denen jetzt noch neuerdings etwa 10 Offiziere nachgesandt werden — mit unumschränkter Gewalt regiert. Ob Lugard den Krieg zum Ausbruch brachte, das wage ich nicht zu entscheiden. Allenfalls ist ihm das Feuern auf die Missionare vorzuwerfen und sein Zug nach Kaválli als Va-banque-Spiel zu bezeichnen.

Jedenfalls scheint für Ugánda, nunmehr eine neue Aera angebrochen zu sein. (Im August 1893.)

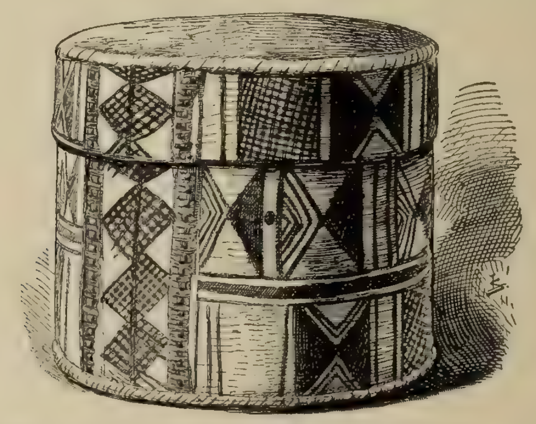


Abb. 57. Lindoschachtel aus Unyamwési.
Aus Bast von Brachystegia Welwitschii hergestellt. (Siehe Seite 79.)

XI. KAPITEL.

Karágwe.

Während der letzten Tage in Bukóba waren, wie erwähnt, die Vorbereitungen für unseren Weitermarsch so weit gediehen, dass wir uns am 12. Februar 1891 in Bewegung setzen konnten. Herr Lieutenant Langheld sollte mit Feldwebel Hoffmann und 34 Soldaten, deren Auswahl er selbst getroffen hatte, auf der Station zurückbleiben, während für den Feldwebel Kühne ein kleiner Posten in Karágwe in Aussicht genommen war. Da die Expedition noch so viele Vorräthe an Stoffen und anderen Tauschartikeln besass, dass zu deren Fortschaffung die Anzahl der disponiblen Träger nicht ausreichte, waren wir gezwungen, etwa 200 Trägerlasten zunächst unter der Beaufsichtigung von Kühne zurückzulassen, die nachgeholt werden sollten, sobald unsere Expedition einen Ruheposten erreicht hätte. Unsere Absicht ging dahin, auf das westlich vom Victoria-See gelegene Plateauland Karágwe zu marschiren, um mit dem dortigen Könige freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, sodann den in den See mündenden weit aus dem Süden kommenden Fluss Kágera zu überschreiten und uns nach der äussersten Nordwest-Ecke der deutschen Interessen-Sphäre zu wenden. Gleich von Bukóba an ging unser Marsch durch gänzlich unbekanntes oder doch nur erst von einzelnen Reisenden flüchtig berührtes Gebiet.*)

Dicht hinter unserm Lagerplatze führte uns der Weg an dem steilen, felsigen, stellenweise mit Wald, stellenweise mit Bananenpflanzungen bedeckten Abhang des Plateaus in die Höhe. Oben angelangt, marschirten wir in westsüdwestlicher Richtung auf der welligen Hochebene entlang, deren Lateritboden durchweg mit Gras bedeckt ist. Links und rechts von unserm Wege fanden sich in den Thalfalten Bestände von Gebüsch und vereinzelten Farrenbäumen. Zahllos sind die in Bananenpflanzungen versteckten Dörfer. In ihrer Umgebung sind die Bäume höher und das Gebüsch dichter, in dem Erythrina und die distelartige Arctotis die charakteristischen Gewächse bilden. Nachdem wir an der Westseite von Mukotánis Hauptdorf Kavále gerastet, stiegen wir in ein fast auf

*) Karágwe war zwei Mal von Stanley und vorher von Speke und Grant betreten worden.

dem Niveau des Nyansa liegendes Thal hinab, in dem ein kräftiger Bach, Bukónge, durch ein felsiges Bett nach Süden in die Kisháka-Bucht fliesst, deren Spiegel in etwa vier Kilometer Entfernung sichtbar war. Bei dem kleinen Dorfe Ssíssa schlugen wir unser Lager auf, um am nächsten Morgen den steilen jenseitigen Abhang des Thales zu erklimmen. Ein Felsgrat von Quarzit, durch Sonne und Regen stark zerklüftet, machte unsern Trägern einige Schwierigkeiten. Dann ging es auf welligem Grasland, allmählich leicht aufsteigend, vorwärts, bis wir an ein breites Thal gelangten, in dem das aus dem südlichen Ihángiro kommende kräftige Flüsschen Kinyavássi in nördlicher Richtung dahinströmt. Es war zur Zeit, da wir es überschritten, nur etwa knietief und 10—12 m breit, aber das Vorhandensein eines grossen Kanus bewies uns, dass zur Regenzeit das Durchwaten nicht möglich sei. Nach der Aussage der Eingeborenen soll dieser Bach in einem stellenweise versumpften Thale nach Norden zum Kágera fliessen, nach anderen Mittheilungen hingegen dicht südlich der Kágera-Mündung selbständig den See erreichen.

Da uns hier heftiger Regen überraschte, waren wir gezwungen, am andern Ufer des Kinyavássi zu lagern und erst am nächsten Morgen unsern Marsch fortzusetzen. Wir passirten einen Hügelrücken, der den Ausläufer einer südwestlich von uns gelegenen Gebirgskette darstellt und von dem aus wir nach Osten das Thal des Kinyavássi überschauen konnten, und gelangten in eine weite mit Gras und dünnem Busch bedeckte Ebene, in der nur hier und da einige Papyrusstauden verstreut standen. Sie soll mit dem Kágera in Verbindung stehen und während der Regenzeit überschwemmt sein. Nachdem wir eine ganz flache Terrainwelle überwunden hatten, breitete sich vor unsern erstaunten Blicken ein grosser, bisher auf keinen Karten verzeichneter See aus, der von den Eingeborenen Ikímba genannt wird. Bei dem am Fusse eines Hügels gelegenen Dorfe Kasínga (geogr. Br. 1^0 2,75') schlugen wir unser Lager auf. Hier wohnte bis zum Ausbruch der Ugánda-Wirren der früher erwähnte Komorenser Isshák (genannt Kimbúlu), um seinen Handelsgeschäften nachzugehen. Die Eingeborenen von Ugánda und von Kisíba tauschten hier ihr Elfenbein gegen Stoffe, Perlen und Pulver aus, um in weiteren Gegenden bis zum Albert Edward-See und bis Unyóro neue Zähne dafür zu erhandeln. Als aber in Ugánda das christliche Element überhand nahm und sich überall gegen die Mohammedaner wandte, verliess Isshák seinen Wohnplatz und siedelte sich in Ihángiro an. Einige Ueberreste von Hütten sowie Tomatenpflanzen zeigten noch die Stelle seiner Wohnung an.

Nachdem die nöthigen Anordnungen im Lager getroffen waren, und der Pascha eine neue Gesandtschaft abgefertigt hatte, die König Ntáli von Nkóle geschickt, konnten wir uns unsern neu entdeckten See etwas genauer ansehen. Wir befanden uns an seinem Nordufer, wo durch einen dicht herantretenden Höhenzug eine Art Halbinsel gebildet wird. Seine Hauptausdehnung scheint in der Richtung von Südwest nach Nordost zu liegen und etwa 10 km zu betragen,

während die Breite etwas geringer ist. Man soll ihn auf einem der kleinen am Ufer liegenden Einbäume in einem Tage bequem umfahren können. Während in der Nähe unseres Standortes mässige Hügel den See begrenzen, scheint sich am gegenüberliegenden Ufer im Süden eine versumpfte Ebene ihm anzuschliessen. Dort wurde uns eine Stelle gezeigt, an der ein kleiner Zufluss einmünden soll, während nach den übereinstimmenden Aussagen Aller ein Abfluss nicht vorhanden ist. Nur eine flache Wasserscheide trennt den See von dem Thal des Kinyavássi. Das Ufer bestand auf unserer Seite aus schlammigem Sand; eine scharf abfallende Terrasse, die etwa 1,8 m über dem Wasserspiegel gelegen ist, zeigte an, dass dieser einst höher gestanden hat. Es fiel uns auf, dass wir trotz alles Suchens keine Schneckenschalen am Strande fanden. Die einzigen lebenden Wesen, die wir bemerkten, waren einige Sumpfvögel und dann und wann auftauchende Flusspferde. Das ganze Nordufer war mit einer dicken Schicht von weissem, schwammig anzufühlendem Schaum bedeckt, den der Südostwind angetrieben hatte. An der Sonne getrocknet, bildete er eine ausserordentlich leichte, flockige Masse, die von von dem Winde wie Seifenblasen weit fortgeführt wurde und da und dort im Gesträuche hängen blieb. Während wir selbst uns noch auf dem Gebiete Mukotánis befanden, stösst an das andere Ufer des Sees dasjenige des Sultans Kahígi.

Von hier aus führte uns der Marsch in nordwestlicher Richtung weiter. Nach Ueberschreitung eines etwa 120 m hohen Hügelrückens gelangten wir in eine versumpfte Niederung, die nach dem Süden zu mit dem Ikímba-See zusammenhängt. Grauer, von der Sonne zerrissener Schlamm bedeckt die Oberfläche, auf der zahlreiche Termitenhügel verstreut sind. Nach etwa dreistündigem Marsche lagerten wir in der Nähe der Grenze von Mukotánis Land bei dem Orte Nóngo in einer zu dieser Jahreszeit ziemlich ausgetrockneten, öden und flachen Ebene, in der nur einzelne Büsche (Protea, s. Faurea sp.) verstreut sind. Die vielen Bananenhaine der Eingeborenen deuten jedoch auf grosse Fruchtbarkeit und starke Bevölkerung der Gegend.

Die Leute von Ntáli, etwa 40 Köpfe stark, kamen hier noch ein Mal zu uns zurück: sie hatten inzwischen die Nachricht erhalten, dass ihr Herr eine Gesandtschaft des Königs Ndágara von Karágwe ohne Grund niedergemacht habe, und fürchteten nun beim Passiren des Gebiets von Karágwe der Rache des beleidigten Königs zum Opfer zu fallen. Ntáli hatte sich auf ähnliche Weise schon mit allen seinen Nachbarn verfeindet; mit Unyóro und Ruánda befand er sich in offener Fehde, in Mpóroro machte er fortwährend Einfälle, und nun hatte er es auch noch mit Karágwe verdorben. Für die Politik des Paschas waren jedoch solche innere Zwistigkeiten nur vortheilhaft, da er so am besten die Interessen eines Häuptlings gegen die des andern ausspielen konnte. Die Losung »divide et impera« ist hier sehr angebracht. Den von Ntáli geäusserten Bitten, in sein Land zu kommen, durfte der Pascha nicht nachgeben, versuchte aber durch Uebersendung eines Geschenkes und dadurch, dass er den Leuten des Königs

Gelegenheit gab, mit Vermeidung des ihnen feindlichen Gebiets von Karágwe im Lande Mutatémbwas den Kágera-Fluss zu passiren, sich seine Freundschaft zu sichern.

Gleich nach dem Abmarsche vom Lager bei Nóngo galt es einen Papyrussumpf zu durchqueren, und eine Viertelstunde später einen zweiten, der die Grenze von Mukotánis Land gegen Karágwe bildet. Ueber eine mit Busch bedeckte Ebene kamen wir an die Ausläufer der westlich von uns gelegenen Karágwe-Berge, von wo aus wir die weite, gleichfalls buschbestandene Ebene des Kágera-Flusses vor uns ausgebreitet sahen. In einiger Entfernung im Nordosten bezeichnet ein Hügel Namens Kitúntu*) die westliche Grenze von Mutatémbwas Land, das sich dem Laufe des Kágera entlang aufwärts zieht. Nach einer Stunde Marsch durch die Buschebene, die von ziemlich zahlreichen Rhinozerossen bevölkert war, erreichten wir das Dorf Kitángule. In verstreuten Bananenpflanzungen und zwischen Feldern von Maniok, Bataten, Bohnen und Eleusine liegen die kegelförmigen Hütten der Eingeborenen. Die meisten Leute sind mit roh präparirten Fellen bekleidet und viele lassen deutlich den Typus des Wahúma-Stammes erkennen. Eine halbe Stunde hinter dem Dorfe schlugen wir am Ufer des Kágera unser Lager auf. Die Gegend ist hier vollkommen flach und mit Gras und Gestrüpp bestanden; nur in unmittelbarer Nähe des Flusses finden sich vereinzelte Akazienbäume. Am jenseitigen Ufer, das zur Ugánda-Provinz Búddu**) gehört, ist die Vegetation etwas reicher: Phönixpalmen leuchten zwischen den Akazienbäumen hervor. Der Lauf des Flusses, der hier eine Tiefe von mehreren Metern und etwa 60 m Breite hat, ist tief in die Ebene eingeschnitten; stellenweise fallen seine Ufer 10—15 m hoch fast senkrecht ab. Diese Einschnitte liessen erkennen, dass der Boden durchweg aus graubraunem, leicht mit Sand vermischtem Thon besteht; nur $1\frac{1}{2}$ m unter der Oberfläche befindet sich eine dünne Schicht von schneeweissem, sehr leichtem Erdreich (Infusorienerde ?). Die ganze Zusammensetzung weist darauf hin, dass wir in der breiten Flussebene ein altes Schwemmland vor uns haben. Wahrscheinlich befand sich hier in früheren Zeiten, als der Spiegel des Nyansa noch höher stand, ein Seearm, in dessen beim Zurücktreten des Sees trocken gelegten Boden der Kágera-Fluss sein Bett eingrub. Das aus schwarzem Schlamm bestehende Ufer ist mit einer breiten Zone von hohem Papyrus eingefasst.

Kitángule***) ist ein wichtiger Handelsplatz, wohin die vom Süden kommenden Händler ihre Waaren bringen, um sie von hier aus nach Ugánda, Unyóro und Nkóle zu verhandeln. Durch die Unruhen in Ugánda jedoch und die dadurch

---

*) Hier in der Nähe haben sich später die Küstenhändler angesiedelt, nachdem sie Kitángule verlassen hatten.

**) Speciell der Distrikt Kivumbíro, S.W. von Ssángo, der noch von Basíwa-artigen Leuten bewohnt ist und in dem die französischen Missionare einmal eine Zeit lang sich aufhielten.

***) Von den Küstenleuten meistens Kitangúle oder Kitengúre gesprochen; obige Aussprache ist die im Lande selbst gebräuchlichere.

hervorgerufenen unsicheren Verhältnisse lag auch hier zu jener Zeit der Handel darnieder. Dazu kam, dass schon seit zwei oder drei Jahren Dürre geherrscht hatte, und dadurch die Nahrungsmittel sehr spärlich geworden waren, derart, dass der Platz für uns wenig Anziehendes bot. Wir hätten hier gern eine Station gemacht, um von Bukóba unsere dort zurückgebliebenen Lasten nachkommen zu lassen, aber unsere Leute fanden nicht genügend Nahrung, und so waren wir gezwungen, nach nur eintägiger Rast unsern Marsch fortzusetzen. Lieutenant Langheld wurde brieflich aufgefordert, die Sachen, womöglich unter Benutzung des Wasserweges, hierher gelangen zu lassen, von wo aus wir sie abholen wollten. Er sollte auch Abu-bekr mitschicken, den der Pascha in Karágwe zu lassen beabsichtigte, da es nach den augenblicklichen Verhältnissen nicht rathsam war, Kühne als einzigen Europäer mit nur wenigen Soldaten dort zu stationiren.

In etwa vierstündigem, fast genau westlich gerichtetem Marsche durchkreuzten wir die wasserlose, den Kágera begleitende Ebene, die mit Gras und lichtem Steppenbusch bestanden ist. Dann stieg der Weg langsam zwischen zwei Bergrücken (Kámha) hinan, deren schieferige Gestein-Schichten fast senkrecht gestellt sind. Eine Kette von Hügeln begleitet in einiger Entfernung das Plateau von Karágwe, an dessen Fuss wir bei dem kleinen Orte Kitúnguru lagerten. Eine Quelle, die aus einem Einschnitt des Plateaurandes herausströmt, gewährte zwar genügendes Trinkwasser, mit der Nahrung war es aber auch hier nur äusserst dürftig bestellt. Unsere zahlreichen Leute hatten seit drei Tagen fast nichts gegessen; es herrschte in diesem Gebiete in Folge der Dürre ein solcher Mangel, dass die Eingeborenen vielfach nach Mukotánis Land auswanderten.

Von Kitúnguru führt in nördlicher Richtung ein Pfad an den Kágera-Fluss zu einer zweiten Fährstelle, auf dem die Karágwe-Leute nach Nkóle wandern. Manches erfuhren wir hier über die westlich gelegenen Gegenden; das Land Ruánda sollte nicht an den Albert Edward-See stossen und die dort wohnende Bevölkerung zum grössten Theile aus Wahúma bestehen, bei denen der Genuss von Hühnern verboten sei; weiter westlich sollten in Wäldern Zwergvölker leben, die uns hier als »Bácke-Bácke« bezeichnet wurden, ein Ausdruck, der uns sehr frappirte, da nach den Erkundigungen von Bastian die Leute an der Loango-Küste ebenfalls von Bácke-Bácke-Zwergen reden.

Hart hinter unserm Lager stieg der 330 m hohe Plateaurand steil an, den wir am folgenden Morgen, zwischen Felsblöcken emporklimmend, erreichten. Quarzit von weisser, grauer und rother Farbe wechselt mit Thonschiefer ab, der in zwei verschiedenen Horizonten ansteht und nach Südost mit 70° einfällt. Oben angelangt, befanden wir uns auf einer welligen Hochebene, auf der nirgendwo schroffe Felsen hervortreten. Durch mehrere von Südsüdost nach Nordnordwest streichende Längsfalten, von denen wiederum zahllose Querfalten ausgehen, ist das Terrain stark gegliedert, so dass sich der Kartenaufnahme grosse Schwierigkeiten entgegenstellten. Auf einem breiten Rücken, auf dem

hier und da Rundhügel aufgesetzt sind, marschirten wir nach Südsüdost. Im Osten tief unter uns erstreckte sich die weite Kágera-Ebene; von dieser zweigt sich ein breites Thal nach Süden ab, dem wir in entsprechender Höhe folgten. Jenseits dieses Einschnitts setzt sich das Plateau im Lande Mukotánis fort; nach Westen schweifte der Blick über die von Thälern durchfurchte und von einzelnen Hügeln unterbrochene Plateauebene. Nachdem wir den Ort Igúru passirt, wo ein direkt von Nóngo kommender wasserloser Weg sich mit dem unsrigen schnitt, lagerten wir bei Kitúngu, woselbst wir hörten, dass sich in der alten Araber-Ansiedelung Kafúro, unserm nächsten Zielpunkte, einige Händler aus Tabóra aufhielten. Um diese von unserm Nahen in Kenntniss zu setzen und zu veranlassen, uns angemessen zu empfangen, sandten wir einen der Träger-Aufseher mit mehreren Leuten voraus. Wir selbst setzten unsern Weg auf demselben Höhenrücken immer in einer Erhebung von etwa 1550—1600 m fort und erblickten am zweiten Tage in dem östlichen Thal den kleinen See Luansínga, dessen bei starker Regenzeit auftretender Ausfluss Muísa etwas unterhalb Kitángule den Kágera erreichen soll. Wir hatten sein Bett als eine trockene Rinne bei Kitángule gesehen. Nach den allerdings unbestimmt lautenden Aussagen der Eingeborenen soll in besonders wasserreichen Jahren der südlicher gelegene Urígi-See mit dem Luansínga in Verbindung treten.

In unserm Lager bei dem Orte Bugénne erreichte uns ein Brief Langhelds, worin dieser seine Lage in Bukóba als eine sehr bedrängte darstellte. Mutatémbwa habe erklärt, er wolle sich nicht unter die deutsche Regierung stellen; von Alters her sei er von Ugánda abhängig und wolle es auch bleiben. Kadjúma sei ebenfalls aufsässig und habe den Pater Schynse angegriffen. Die grösste Gefahr aber drohe der Station von Ugánda her, wo möglicherweise der im Lande aufgehäufte Explosionsstoff sich nach aussen, d. h. nach Bukóba hin, Luft machen könnte. Langheld verfüge über eine nur sehr mangelhafte Ausrüstung an Soldaten und Munition: von seinen 34 Mann seien einige krank und andere erst eben eingestellte Rekruten; so sehe er der Zukunft nicht ohne Sorge entgegen und bäte den Pascha, ihm fernere 26 Mann, den Feldwebel Kühne und 3500 Patronen zuzutheilen. Auch schlug er ihm vor, nicht über Karágwe hinaus vorzugehen, bis von der Küste Verstärkungen eingetroffen seien.

Nach der Ueberzeugung des Paschas waren nun allerdings für die Station keine grossen Befürchtungen vorhanden. Besonders schien ihm, dass von Ugánda aus nicht die geringste Gefahr drohen könne. Die katholische Partei dort würde, dessen war er gewiss, niemals etwas gegen uns unternehmen, ebensowenig wie der König, mit dem ja Blutsbrüderschaft geschlossen war. Die protestantische Partei und die Engländer aber könne man für etwaige von ihrer Seite hervorgerufene Beunruhigungen verantwortlich machen. Was die Besatzung angehe, so habe während unserer Anwesenheit in Bukóba Lieutenant Langheld selbst seine Soldaten ausgesucht. Um aber allen Vorwürfen zu entgehen, gab der Pascha mehr Leute an Lieutenant Langheld, als dieser verlangt hatte,

(im Ganzen 68 Mann), so dass uns für den weiteren Vormarsch der Expedition nur 32 Soldaten (10 Ssudanesen und 22 Mann irregulärer Küstenleute), sowie 4960 Patronen blieben.*) In Folge dieser Schwächung der Expedition mussten wir natürlich manchen von den früher gehegten Plänen fallen lassen und konnten vor allen Dingen nicht daran denken, in Karágwe einen mit Soldaten besetzten Posten zurückzulassen. Am folgenden Tage marschirten wir nur eine kurze Strecke weit bis Kassésse, wohin uns die durch unsere Boten hierher zitirten Händler entgegen kamen, um uns über mancherlei Verhältnisse im Lande zu informiren.

Hier verliess der Weg das östlich von uns gelegene Thal mit dem Luansínga-See und wendete sich quer über die Bergzüge direkt westlich. Felsriffe aus grauem und rothem Schiefer, die nach Ostnordost mit 50—70° einfallen, machten stellenweise den Marsch recht beschwerlich. Nachdem wir ein nordnordwestlich streichendes mit Akazienbusch bestandenes Längsthal passirt hatten, erreichten wir nach Ueberschreitung eines zweiten Höhenzuges ein ferneres Längsthal und lagerten bei dem kleinen Orte Nyakigándo, wo wir die Route Stanleys berührten. Hier wollte der Pascha die Boten des Königs erwarten, die uns noch am Abend desselben Tages erreichten und zunächst verlangten, dass der Pascha den König allein — ohne die Expedition — aufsuchen sollte, da sich dieser vor unseren zahlreichen Leuten zu fürchten schien. Selbstverständlich weigerte sich der Pascha, auf dieses Ansinnen, einzugehen und beschloss, am folgenden Tage das Lager nach der etwa eine Stunde südlich von hier gelegenen Araber-Ansiedelung Kafúro zu verlegen, wo wir am 24. Februar eintrafen und für eine Reihe von Tagen Aufenthalt nehmen mussten.

Eine breite, mit flachen Hügeln durchsetzte Thalmulde wird hier nach Osten und Westen von 200 — 300 m hohen Bergzügen begrenzt. Fast nirgends tritt der nackte Fels zu Tage; Alles ist mit Grasnarbe bedeckt. Unter 1° 44′ s. B. und etwa 1360 m Meereshöhe liegt an der Westseite dieses Thals die frühere, jetzt fast gänzlich verlassene und verödete Ansiedelung der Araber, Kafúro genannt. Eine kleine Anzahl viereckiger Hütten, die nach Sansibar-Art aus lehmbeworfenem Flechtwerk und einem Giebeldach von Stroh hergestellt waren, diente einigen Negeragenten der in Tabóra ansässigen Araber Ssef bin Ssād, Ali bin Ssultan und Anderer zur Wohnung. Als Chef dieser Leute fungirte während unserer Anwesenheit ein gewisser Ssoliman, der schon mehrere Jahre im Lande ansässig war. Diesen Leuten wird von den Arabern eine Reihe von Lasten und Tauschartikeln anvertraut, wofür sie Elfenbein einzukaufen haben. Hier am Ort können sie die gesuchte Waare jedoch nur selten erstehen und schicken deshalb kleinere Expeditionen von 5—20 Negern nach Kitángule oder auch nach dem Nordwesten. An ersterem Ort beschäftigen sie sich ausschliesslich mit dem Einkauf von Elfenbein, während sie im Westen, wo die Elephanten

*) Die Station bekam 7470 Patronen.

noch verhältnissmässig zahlreich sind, auch der Jagd obliegen. Eine Anzahl von Elephantenjägern, mit langen, grosskalibrigen Gewehren ausgerüstet, thut sich zusammen und bleibt oft monatelang aus, bis die gewünschte Quantität zusammengebracht ist. Der Sklavenhandel spielt hier keine sehr bedeutende Rolle. Die ganzen Wahúma-Staaten im Westen und Norden des Sees haben ein zu festes Gefüge, als dass Fremdlinge es wagen dürften, dort irgend welchen Menschenraub auszuführen. Immerhin aber fehlt es nicht an Gelegenheit, einige in den fortwährenden Kriegen, die die Eingeborenen unter einander führen, erbeutete Sklaven käuflich zu erwerben und nach Tabóra abzuführen. Das Hauptkontingent für dieses Menschenmaterial lieferte und liefert noch jetzt Ugánda, dessen verhältnissmässig hübscher und intelligenter Menschenschlag eine begehrte Waare ist. Durch die Raubzüge der Waganda werden Menschen, namentlich Weiber und Kinder, von allen umliegenden Stämmen geraubt. Werden diese auch grösstentheils im Lande selbst verwendet, so findet sich doch auch für einen Theil davon Absatz .nach auswärts. Ganz besonders gesucht sind die hellfarbigen, sehr wohlgebildeten Frauen der Wahúma, vor Allem diejenigen aus Tóru, Nkóle und Ruánda, die von den Arabern als Frauen fast ebenso hoch wie reine Araberinnen geschätzt werden und ausserordentlich hohe Preise erzielen. Es wurde mir erzählt, dass ein Araber nicht weniger als 10 Frasilah Elfenbein (etwa 4500 Mark) für eine derartige Sklavin bezahlt habe, während der Preis einer gewöhnlichen Sklavin nicht mehr als 20—40 Mark betragen dürfte. In früheren Zeiten diente Kafúro als Etappenstation für die Händler aus Tabóra, die in Ugánda ihrer Thätigkeit nachgehen wollten. Bei dem freundlichen Könige Rumaníka fanden sie Sicherheit für ihre Person und ihre Waaren, so dass sie hier ihr Magazin errichteten nnd nach Ugánda, wo sie immerhin Wechselfällen ausgesetzt sein konnten, nur die gerade nöthigen Parthien transportirten. Zu Speke und Grants Zeiten stand die Kolonie in hoher Blüthe. Nicht nur in den nördlichen Ländern, sondern auch in Karágwe wurden grosse Schätze von Elfenbein gesammelt. Durch die Unruhen in Ugánda aber und die von Jahr zu Jahr fortschreitende Ausrottung des Elephanten ist der Platz etwas weniger ergiebig geworden und die Araber selbst haben sich in Folge dessen von dort zurückgezogen und nur kleinere Agenten stationirt.*)

In der Folge sind auch die Kulturen verfallen, wie sie die Araber überall, wo sie sich ansiedeln, anlegen. Einige Mangobäume, Limonen, Granatäpfel, Guayaven und Papaya zeugten noch von ihrer einstigen Anwesenheit, wurden aber leider von den Negern schlecht gepflegt. Zwiebeln, Tomaten und Eierfrüchte (Solanum Melongena) wurden noch jetzt gebaut, ebenso wie Reis und Weizen (eine begrannte Art), welch letzterer aber in den jetzigen dürren Jahren nicht sehr reichlich trug und besonders ein ausserordentlich kurzes Stroh entwickelte. Bei

---

*) Der hier lange Zeit ansässige Hammedi bin Ibrahim wurde von seinem Sohn Sseyd bin Hammedi ermordet (cf. Stanley, Darkest Africa II, pag. 377).

genügender Bewässerung gedeiht er sonst in dieser Höhe (etwa 1400 m) recht gut. Hier in Karágwe wird man jedoch viel mit der Dürre zu kämpfen haben, wenn man einst diese Kultur in grösserem Maassstabe betreiben wollte.

Die Vegetation des Landes ist verhältnissmässig ärmlich; Berge und Thäler sind durchweg mit 50—80 cm. hohem Grase bedeckt, zwischen dem während der feuchten Jahreszeit ein prächtiger Blüthenflor von Zwiebelgewächsen, Winden (Ipomoea), gelben Compositen, Senecio, Crozophora mit blauen veronicaartigen Blüthen, Coleus, Chenopodium und anderen Pflanzen erscheint. Während der trockenen Periode verbrennt das Gras zu gelbem Stroh, das von den Eingeborenen vielfach angezündet und in schwarze Kohle verwandelt wird. Beim Auftreten der ersten Regen aber, deren Hauptperiode sich hier von Anfang Januar bis Anfang Mai zu erstrecken scheint, bedeckt sich das Land wie auf einen Zauberschlag mit dem herrlichsten Grün. Diese ausgedehnten Grasflächen bieten ein herrliches Weideland, und das prachtvolle langhörnige Vieh der Eingeborenen zeugt von dem Nährwerth des Bodens. Hier und da ragt aus der Grasfläche ein grosser Ficusbaum, von dessen Aesten lange Luftwurzeln herunter hängen, eine Akazie oder wohl auch eine Dracaene hervor. Im Ganzen jedoch ist der Baumwuchs, der sich meist auf die Thalfalten beschränkt, so spärlich, dass Bauholz nur mit grosser Mühe von weit her herbeigeschafft werden kann. Das niedrige Gebüsch, das besonders aus Erythrina besteht, liefert selbst für die dünne Bevölkerung kaum genügendes Brennholz. Nur wo in den Niederungen das Wasser sich längere Zeit hält oder wo kleine Bäche fliessen, die, nebenbei gesagt, alle nach Norden gehen, siedelt sich eine üppigere Vegetation an. In Dickichten von Juncaceen und Amomum wuchern die prächtigsten wilden Bananen (Musa Ensete), die mit ihren riesengrossen hellgrünen Blättern weithin sichtbar sind. Violett blühende Epilobium hirsutum und Heliotropum, sowie Moschosma, Brombeer- und Farrenkräuter bilden ein buntes Gewirr, das von den Ranken der Clematis grata und Ipomoea durchzogen wird.

Da in der Araberansiedelung selbst nicht genügend Wasser vorhanden war, so beschloss der Pascha, das Lager etwa eine Viertelstunde östlich davon unter einem riesigen Ficusbaume aufzuschlagen. Am liebsten hätten wir die Zeit, die wir in Karágwe mit dem Warten auf unsere nachkommenden Lasten und mit Verhandlungen über den Weitermarsch verbringen mussten, nach Möglichkeit für unsere wissenschaftliche Thätigkeit ausgenutzt. Für diesen Zweck wäre es das Vortheilhafteste gewesen, wenn wir uns an einem der kleinen Seen, die westlich von Kafúro jenseits der Bergkette gelegen sind, angesiedelt hätten. Eine darauf bezügliche Anfrage beim König wurde jedoch abschlägig beschieden. Wir könnten, so hiess es, den See besuchen, so oft es uns beliebe, aber der König wünsche nicht, dass wir unser Lager dort aufschlügen. Wenn das Wasser des Sees durch unsere zahlreichen Leute verunreinigt werde, so müsse der König unfehlbar sterben. Diesem Aberglauben musste der Pascha Rechnung tragen und sich demgemäss in Kafúro selbst für einen längeren Aufenthalt einrichten.

Am Tage nach unserer Ankunft ging er selbst, von einigen Leuten begleitet, zum Könige, der am jenseitigen Abhange der westlichen Bergkette in seinem Gehöfte Weranyánye*) wohnt. Nach einem steilen Aufstieg gelangt man auf das Plateau und dann nach einem langsamen Abstieg von etwa $1^3/_4$ Stunden an den Ort selbst. Nicht sehr erbaut von seinem Besuche kam der Pascha zurück; er war nicht eben freundlich empfangen worden. Der König selbst, der noch ziemlich jung war, schien nur wenig eigene Meinung zu haben und völlig von einem entfernten Verwandten Namens Kakikóndjo beherrscht zu werden. Diesen zu gewinnen, musste daher unsere erste Aufgabe sein. Der langen Unterhaltung kurzer Sinn war, dass dem Pascha erklärt wurde, es sei augenblicklich im Lande Hungersnoth, und unsere zahlreichen Leute würden die wenige vorhandene Nahrung aufessen. Deshalb sei es dem Könige angenehm, wenn wir möglichst bald sein Land verliessen; nach Ruánda und wohin sonst wir wollten, würde er uns Führer und Träger bis an die Grenze seines Landes geben; in jenes Land selbst könne er uns jedoch nicht bringen, um sich nicht mit seinen Nachbarn zu verfeinden.

Nun war freilich an ein sofortiges Abmarschiren garnicht zu denken, da wir unter allen Umständen auf unsere Lasten zu warten hatten. Die Verproviantirung der Karawane war allerdings etwas schwierig; die wenigen vorhandenen Bananen waren so schlecht gerathen, dass sie kaum Stärkemehl enthielten, und Eleusinekorn und Bohnen waren ebenfalls nicht im Ueberfluss zur Stelle. Unsere sämmtlichen Leute hätten wir schwerlich die ganze Zeit hindurch ernähren können; es kam uns daher zu Statten, dass immer ein grosser Theil davon unterwegs war, um, wie sich noch später zeigen wird, unsere rückständigen Lasten herbeizuschaffen. Kaltes regnerisches Wetter und ein bleigrauer Himmel thaten ihr Uebriges dazu, dass unsere Stimmung in diesen Tagen nicht gerade die rosigste war.

Am 1. März traf zusammen mit Briefen aus Bukóba die Nachricht ein, dass Abu-bekr mit 150 Lasten in Kitángule eingetroffen sei, dass Langheld aber fürs Erste noch sämmtliches Pulver und die überzähligen Gewehre in Bukóba zurückgehalten habe. In seiner Meldung schrieb Abu-bekr, dass in der Umgegend von Kitángule auf Befehl des Königs die Kriegstrommel geschlagen worden sei, und dass Schaaren von bewaffneten Leuten zur Haúptstadt wanderten. Es gehe das Gerücht im Lande, dass man einen Ueberfall auf uns beabsichtige. Um auf Alles gefasst zu sein, beschlossen wir nach kurzem Kriegsrath, unser Lager mit einer Verschanzung zu umgeben. Unverzüglich wurde das Lager alarmirt, und ein in der Nähe befindlicher Bananenhain umgehauen, einmal, um eine bessere Uebersicht zu ermöglichen, sodann aber auch, um aus den dicken Stämmen der

*) Stanley nennt in seiner letzten Karte das Dorf des Königs Kawe Nyánge; woher er diesen Namen bekommen hat, war uns völlig unerfindlich. Trotz aller Nachfragen bei den Leuten konnten wir ihn nicht erfahren. Die Spekesche Bezeichnung: Weranhánye oder, wie die Leute es meist aussprechen: Weranyánye ist jedenfalls die richtige.

Bananenstauden einen Wall zu errichten. Ich steckte um unsern grossen Sykomorenbaum herum ein Viereck ab, das von zwei Bastionen gekrönt ward und nach etwas über einer Stunde war aus den aufgehäuften Bananenstämmen eine Verschanzung hergestellt, die wenigstens liegenden Schützen genügende Deckung vor Pfeilen und Lanzen bot. Einige der hier ansässigen Händler wurden zum Könige gesandt, um diesen um Aufklärung wegen der im Lande kursirenden Kriegsgerüchte zu ersuchen: natürlich wurden sie mit Friedensversicherungen beschwichtigt. Sei es nun, dass überhaupt keine feindselige Absicht vorhanden gewesen war, sei es, dass man diese wieder aufgegeben, als man uns kampfbereit sah, der Erfolg war jedenfalls, dass am nächsten Morgen Kakéto, der jüngere Bruder des Königs, im Lager erschien, um die Freundschaft mit uns durch die Ceremonie der Blutsbrüderschaft zu besiegeln. In derselben Weise, wie ich es früher in Ugánda gethan, wechselte ich mein Blut mit diesem Bruder des Königs, einem fünfzehn- bis sechszehnjährigen Jungen von intelligenten reinen Wahúma-Zügen, der sich im Laufe der Zeit recht mit uns anfreundete und im Lager gerne gesehen ward, wenn er auch manchmal durch seine Neugierde und seine Sucht, alle möglichen europäischen Gegenstände zu besitzen, etwas lästig fiel. Trotzdem nun der Friede garantirt war — denn die Blutsbrüderschaft wird in diesen Ländern sehr respektirt — fuhren wir mit unseren Befestigungsarbeiten fort, schon um unseren Leuten Beschäftigung zu geben. Ueber die Bananenstämme wurde Erde geschüttet, und ein breiter Graben vor dem Walle ausgehoben, so dass schliesslich auch für stehende Schützen genügende Deckung vorhanden war. Am selben Tage noch sandten wir die erste Serie von 50 Trägern unter der Führung von drei Aufsehern und einigen Soldaten nach Kitángule zur Abholung der Lasten. Der König hatte versprochen 100 weitere Leute zum Transport des Restes dorthin zu senden.

Einige Tage später begleitete ich den Pascha zum Könige. Der Aufstieg auf den kahlen Grashügel führte uns bis in eine Höhe von etwa 1650 m. Oben angelangt sah man deutlich, dass fast alle Höhen von Karágwe die gleiche Meereshöhe zeigen und oben ein mehr oder weniger welliges Plateau bilden, dass die Thäler, die in der Hauptsache von Süd-Süd-Ost nach Nord-Nord-West streichen, nur Bruchspalten eines einstigen grossen Schollenlandes sind, dass sie aber durch Erosion ausgeweitet und abgerundet wurden. In dem grossen Plateaulande sind mehrere breite Längsspalten zu bemerken. Wir hatten oben schon das Längsthal des Kinyavássi und dasjenige des Luansínga-See beobachtet. Von unserem erhöhten Standpunkt aus konnten wir nun auch westlich von uns den breiten Längsgraben übersehen, in dem der Kágerafluss von Süden nach Norden strömt, und worin eine Reihe von Seen und Sümpfen sichtbar sind. Jenseits des Thales steigt in ähnlicher Weise wie am Westufer des Victoria-Sees das Terrain steil zu dem Plateauland von Ruánda an. Aus der Entfernung sieht es wie ein leicht welliges steil zum Kágera abfallendes und von Längsthälern durchfurchtes Plateauland aus. Weit im Westen (N 73° W) ragt hoch über das

Plateau ein gewaltiger Bergkegel empor, der vielbesprochene Mfúmbiro, wie die Leute von Ugánda und Karágwe ihn nennen. Schon aus unserer hier aufgenommenen Kompass-Peilung ergab sich, dass er bedeutend südlich vom ersten Grade südlicher Breite gelegen sein muss.

Von der Höhe des Berges geht es sanft nach Weranyánye, dem Dorfe des Königs, hinab, das etwa 1560 m über dem Meere liegt. Am Abhange des Berges stehen unter einer Baumgruppe 20—30 kegelförmige, ziemlich verwahrloste Hütten, die von einem Dornenzaun umgeben sind. Der König hatte gerade zahllose Krieger bei sich versammelt; wohl an 2—3000 Menschen gruppirten sich um das Gehöft. Bei unserm Nahen wurden wir von dem schrillen Getriller einer ganzen Heerde alter Weiber empfangen, die als Zauberinnen (»Witshwési«) phantastisch mit Amuletten, Perlen und Fellstücken behangen waren. Ndágara kam uns an der Spitze einiger Häuptlinge entgegen. Er ist ein lang aufgeschossener, ziemlich dunkelfarbiger Geselle mit hübschem, aber etwas blöden Gesichtszügen. Königliches hat er nicht sehr viel an sich. Seine einzige Bekleidung bestand aus einem mit Butter gesalbtem, bald um die Hüften, bald um die Schultern geschlagenen, bunt bedruckten Baumwollfetzen.

Wir liessen uns im Schatten eines Baumes auf unseren mitgebrachten Stühlen nieder, der König seinerseits liess sich einen aus Kupfer geschmiedeten »Thronsessel« herbei bringen. Während der Unterhaltung stützte er sich unausgesetzt auf einen vor ihm sitzenden Menschen, und seine Tabakspfeife kam nie ausser Thätigkeit. Ich benutzte die Zeit, um mir die Umgegend etwas näher anzusehen, während der Pascha sich mit ihm über die Stellung von Trägern und Führern unterhielt und wegen des Abschlusses eines Freundschaftsvertrags mit der deutschen Regierung verhandelte, der noch am selben Tage unterzeichnet wurde.

Von Weranyánye aus hat man eine herrliche Aussicht über das weite Gebirgsland, über die Ebene des Kágera und über die verschiedenen Bergseen. Eine kurze Strecke nördlich vom Orte liegt in der Tiefe der blaue Spiegel des kleinen Sees, der von den Eingeborenen Kasingéni oder Ruanyána*) genannt wird, und den Speke in Erinnerung an seine schottische Heimath als Lake Windermere bezeichnete. Die Berge fallen fast direkt in den See ab und lassen nur hier und da ein kleines Vorland frei. Mehrere lange Buchten drängen sich zwischen die umgebenden Höhen. Im Norden, uns gegenüber, steigt eine bedeutende Erhebung, der Issóssi (das heisst »Berg«) aus dem See empor. Nach den Aussagen der Leute soll der See durch einen Arm nach Westen mit dem Kágerafluss in Verbindung stehen und je nach der Wasserfülle des Letzteren das Flusswasser in den See oder umgekehrt das Seewasser in den Fluss dringen. Aus einem breiten Thale, das durchweg von grauem Buschwald bedeckt schien,

*) d. h. »Kälbersee«, die Vorsilbe »Ru« ist eine Possessivbezeichnung im Kinyóro. Man darf also nicht Rwanyána schreiben.

schimmerte der Lauf des Kágeraflusses wie ein grünes Band zu uns empor. Im Süden kommt der Fluss aus einem See Ihéma heraus und empfängt, nach Norden strömend, Wasser aus weit verzweigten, unregelmässig gestalteten Sumpfseen, Ssángwe und Nssénye. Weiter nördlich zeigt sich eine breite, von Schilfinseln durchsetzte Sumpffläche, die uns als Forúngo bezeichnet wurde. Das Gebiet Ndágaras findet am Kágerafluss seine Grenze. Im Südwesten wurde mir ein zu Karágwe gehöriges Bergland, Namens Kissácka gezeigt, direkt jenseits des Flusses beginnt das Land Ruánda, dessen Grenzprovinz Kagéyi sein soll; noch nie hatte damals der Fuss eines Europäers dieses Land betreten, trotzdem gerade hier die wichtigsten hydrographischen Probleme zu lösen sind.*)

Bekanntlich haben am Hofe des Königs von Karágwe, des alten Rumanika, sowohl Speke und Grant, als auch Stanley manche geographische Informationen erhalten. So war es uns doppelt interessant, auch unsererseits Versuche dieser Art anzustellen. Indessen fielen diese höchst unbefriedigend aus. Der junge König wusste kaum in seinem eigenen Lande Bescheid, und auch ältere Leute hatten nur sehr vage Vorstellungen von den westlich von uns gelegenen Gegenden. Sie wussten zwar einiges von dem Lande Ruánda, auf dessen weiten Grasflächen von der ziemlich reinen Wahúmabevölkerung zahllose Viehherden gehalten würden, und in dessen westlichem Gebiete noch zahlreiche Elephanten vorkommen sollten. Sie wussten auch, dass westlich an dieses Land Waldländer anstiessen, und dass der Mfúmbiroberg im Lande Mpóroro gelegen sei. Endlich erzählten sie noch, dass Fremdlinge nur sehr schwer nach Ruánda eindringen könnten und versuchten uns das Märchen glauben zu machen, dass sogar ihnen selbst, auch wenn sie mit den Einwohnern befreundet seien, das Betreten des Landes nur gänzlich unbewaffnet und mit einem winzigen Lendenschurz bekleidet gestattet werde; auch sei es in dem Lande aufs Strengste verboten, Hühner zu tödten. Die für uns wichtigste Frage nach der Herkunft des Kágera jedoch, der grössten und südlichsten Quelle des Nil, konnten sie nur höchst unvollkommen beantworten. Auch alte, scheinbar erfahrene Männer sagten uns nur, dass er aus dem Lande Urúndi käme und an der Westgrenze von Ussúi vorbeiflösse. Im höchsten Grade auffallend war es uns, dass niemand im Lande uns von dem durch Stanley auf den Karten verzeichneten grossen Akenyáru-See Kunde geben konnte, obgleich dieser nur einige Tagemärsche südwestlich gelegen sein musste. Es ist möglich, dass er überhaupt nicht existirt oder auch an anderer Stelle zu suchen ist; bei dem Misstrauen aber, das fast alle Neger instinktiv jedem Fremden entgegenbringen, konnte es auch sein, dass man uns einfach über die vor uns liegenden Gegenden im Unklaren lassen wollte.**)

*) Dr. Baumann gelang es später ohne Schwierigkeit in die südliche Partie von Ruánda am 11. September 1891 einzumarschiren.

**) Später wurde meine Ansicht von dem Nichtvorhandensein von Stanleys Akenyáru-See durch Dr. Baumanns Reisebrief bestätigt. Der Akenyáru ist weiter nichts, als ein langer, schmaler Papyrussumpf, durch den der Kágera fliesst, und der demnach eine südliche Fortsetzung des breiten, ver-

Es wandelte mich die Lust an, das Ufer des scheinbar ganz nahe liegenden Ruanyána-Sees zu besuchen. Mit einigen Leuten die der König mir zur Verfügung stellte, erreichte ich, nach etwa anderthalbstündigem Marsch in nordwestlicher Richtung das Südende des Sees in der Nähe des kleinen Ortes Kasingéni, dessen geographische Breite ich mit 1° 42,40 bestimmte. Das Ufer ist mit einem dichten Gürtel von Papyrus und Schilf umgeben. Die Höhe des Sees dürfte nur etwa 60 m über dem Spiegel des Victoria Nyansa sein, er selbst also ebenfalls dem System der grossen Längsthäler angehören, die das Plateauland durchschneiden. Als ich nach kurzem Aufenthalt wieder nach Weranyánye zurückgekehrt war, liess uns der König einen grossen Kriegstanz vorführen. Seine hier vereinte Heerschaar hatte sich zu diesem Zweck in Haufen von je etwa 100 Mann getheilt, die alle unter je einem Führer nach einander einen Scheinangriff auf uns ausführten. Die sämmtlichen Krieger hatten sich durch Beschmieren ihres Körpers mit rothem Thon ein furchterregendes Aussehen zu geben gesucht; namentlich war das Gesicht durch diese Art von Schminke nach Möglichkeit unkenntlich gemacht. Die Bewaffnung bestand ausschliesslich aus Speeren; einige der Leute führten ausserdem kleine runde Schilde (Abb. 58), von denen noch zu sprechen sein wird. In geschlossener Masse kam jeder Haufe im langsamen Laufschritt durch die Eingangspforte in den Hofraum hereingelaufen, die Lanzen hoch geschwungen. Dicht vor uns hielten sie an, je zwei Krieger sprangen aus den Reihen hervor und führten einen Zweikampf auf, bei dem sie die tollsten Sprünge ausführten, die das Ausweichen vor der Lanze markiren sollten, und sich mit einer fabelhaften Zungengeläufigkeit nach der Art der homerischen Helden beschimpften. Nach einiger Zeit trat ein anderes Paar hervor, und vielleicht noch ein drittes, bis dieser Kriegerhaufe, der durch einen folgenden abgelöst ward, auseinander trat und sich an den Rand der Umzäunung begab. Diesem Schauspiel, das in seiner eintönigen Dauer allmählig etwas langweilig wurde, mussten wir über zwei Stunden zusehen. Wenn die Leute übrigens wirklich bei einem Angriff in solchen geschlossenen Haufen vorgehen, so würden wohl viele unseren Geschossen zum Opfer fallen. Es schien aber, als wenn es sich hier mehr um eine Art Heerschau handelte, ähnlich wie sie in Ugánda und Unyóro vor

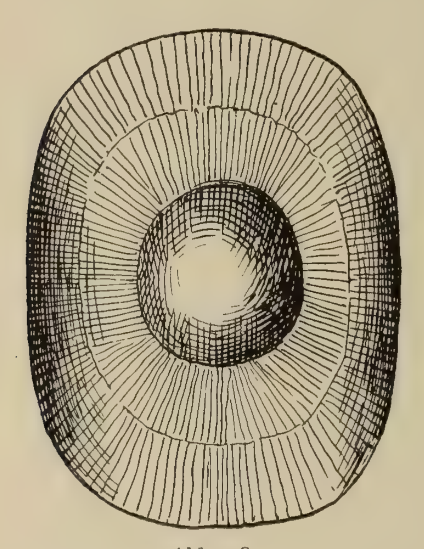


Abb. 58.
Schild der Wahúma in Karágwe.

sumpften Flussthales ist, das wir von Weranyánye aus sehen konnten. Die breite Längsspalte des Kágerathals hat demnach keine grosse seeartige Ausweiterung. Auch die Existenz eines anderen Sees in Ruánda scheint nach Dr. Baumann sehr zweifelhaft zu sein.

jedem Kriegszuge von dem Herrscher abgehalten wird. Zweifelhaft blieb uns nur, ob der König diese zahlreichen Krieger aus allen Theilen seines Landes herbeigerufen hatte, um uns zu ehren, oder nur um uns einzuschüchtern, oder ob er wirklich einen Angriff auf uns geplant hatte, oder endlich, was am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hatte, ob er sich auf alle Fälle sicher stellen wollte, bis er unsere Absichten erkannt hatte. Wir verliessen die Residenz des Königs mit der bestärkten Ueberzeugung, es mit einem Manne zu thun zu haben, der in Folge seiner Jugend und vielleicht auch seiner unüberlegten Handlungsweise nur geringe Autorität im Lande hatte, und dass von ihm daher wenig für uns zu erwarten sei.

Zwei Tage später erwiderte der König unseren Besuch, jedoch nach Negerart selbstverständlich nicht ohne geheime Absichten. Es kam bald zu Tage, dass er plötzlich den Entschluss gefasst hatte, gegen einen zwei bis drei Tagereisen südlich von hier wohnenden Unterchef Krieg zu führen, der schon seinem Vater häufig unbotmässig gewesen war. Dem Charakter des Negers entspricht es ganz und gar, sich in dieser Weise nach Laune und Einfall von einem Tag auf den anderen zum Kriege zu entschliessen. Nachdem daher der König diese Idee gefasst hatte, machte er sich gleich auf den Weg, um unsere Unterstützung zu erbitten und uns zu ersuchen, sofort abzumarschiren. Während wir noch hierüber verhandelten und ihm auseinandersetzten, dass es seine eigene Sache sei, seine Leute zusammenzuhalten, und dass wir uns in die Negerstreitigkeiten nicht mischen könnten, kam ein Bote mit der Meldung, dass im Norden Leute von Nkóle in sein Gebiet eingefallen seien. Einige Minuten später sollten es Leute von Mpóroro gewesen sein. Schliesslich gab der Pascha dem Könige den guten Rath, den südlichen Häuptling fürs Erste in Ruhe zu lassen und erst einmal genauere Erkundigungen über die Verwickelungen an der Nordgrenze einzuziehen. Wenn dann wirklich etwas vorgelegen hätte, so hätte vielleicht einer von uns beiden voraufmarschiren und die Sache nach Möglichkeit friedlich beilegen können. Es lag aber auf der Hand, dass an allen diesen verworrenen Kriegsgerüchten nicht viel Wahres war, sondern dass der König lediglich den Hintergedanken verfolgte, uns aus dem Lande zu bringen oder durch ein unzeitgemässes Eingreifen uns mit Nkóle und Mpóroro zu verfeinden. In der Folge wiederholten sich seine Besuche noch mehrfach; er fiel uns schliesslich lästig durch sein kindisches Benehmen und durch die Gier, mit der er Alles, was er sah und was ihm auffiel, gleich besitzen wollte. So wollte er eines Tages mein Mikroskop sammt Teodolithen und Kompass haben, an einem andern Tage mein Zelt, den Stuhl, den Tisch und Anderes mehr. Seine Bitte um einen emaillirten Teller, Messer und Gabel wurde gewährt. Einen sehr grossen Eindruck auf ihn machten die von uns mitgebrachten Tabakspfeifen, deren Zweck den Leuten einzuleuchten schien. Auch Kakéto und Kakikóndjo, die ebenso wie der König Geschenke und Stoffe erhalten hatten, besuchten uns von Zeit zu Zeit.

Indessen litten unsere Leute nicht wenig unter der schlechten Ernährung und dem kalten, fortwährend regnerischen Wetter. Starke Fieberanfälle und rheu-

matische Beschwerden stellten sich häufig ein. Zwei Träger starben, und mehrere mussten bei unserem späteren Abmarsch als dienstuntauglich entlassen werden. Nachdem die erste Serie von Trägern mit Lasten aus Kitángule zurückgekehrt waren, wurde eine zweite, 60 Mann starke Abtheilung abgeschickt, da der König nur wenige Eingeborene gestellt hatte. Diese zweite brachte Abu Bekr und den Rest der in Kitángule lagernden Lasten mit. Die Munition war aber von Lieutenant Langheld immer noch nicht abgeschickt worden, da dieser in der Zwischenzeit einen Kriegszug zur Unterwerfung von Mutatémbwa unternommen hatte. Er bat in einem Briefe, wir möchten unsere eigenen Leute bis nach Bukóba schicken, da er diese werthvollen Lasten nur ungern den dortigen Eingeborenen anvertraute. So wurde denn am 15. März eine dritte Abtheilung nach Bukóba abgeschickt.

Der Rest unserer Leute, der nicht auf diese Weise beschäftigt war, wurde dazu verwandt, innerhalb unserer primitiven Befestigung ein grösseres viereckiges Haus aus Flechtwerk, mit Lehm beworfen, herzustellen, als Wohnung für den Araber Abu Bekr, den der Pascha hier zur Beaufsichtigung der Händler einsetzen wollte. Da die Absicht bestand, im äussersten Nordwesten unseres Gebietes eine Station zu errichten, die dort neue Handelsgebiete eröffnen sollte, so war es uns von Wichtigkeit, hier in dem Durchgangslande Karágwe einen Vertreter zu haben, der Briefe und sonstige Nachsendungen für uns weiter befördern konnte. Es war allerdings bedenklich, einen Araber hier zur Beaufsichtigung der Händler einzusetzen, doch hofften wir, dass die Nähe der Station Bukóba, von wo aus er kontrollirt werden konnte, ihn abhalten würde, irgend welche Pflichtwidrigkeiten zu begehen. Einen Unteroffizier, dem wir unter den jetzigen Umständen nur äusserst wenige Leute hätten mitgeben können, konnten wir in dem grossen Lande nicht gut ansiedeln.

Unsere freie Zeit füllten wir nach Möglichkeit mit wissenschaftlichen Arbeiten aus. Bei der grossen Armuth der Gegend an Thieren konnten die Sammlungen freilich nicht erheblich vermehrt werden. Während sich, wie erwähnt, bei Bukóba am Seeufer vielfach Vertreter der westafrikanischen Waldfauna fanden, waren hier nur Steppenformen zu beobachten, und grösseres Wild ist in Karágwe verhältnissmässig selten. Giraffen und grosse Antilopen kommen nicht vor; das Rhinoceros ist allerdings recht häufig, Löwen soll es dagegen keine geben, Leoparden sind bei dem Mangel an Dickicht nur selten, und auch Hyänen wurden wenig gehört. Insekten sind gleichfalls nur schwach vertreten. Als Repräsentanten der Käferfauna finden sich besonders viele Formen von Lamellicornia. Reichere Ausbeute gab es für das Herbarium. Täglich durchstreifte Mabruck mehrere Stunden lang die Umgegend und brachte manches interessante Stück mit nach Hause.

Am Tage unternahmen wir kleinere Spaziergänge in die Umgegend, wenn wir nicht mit der Beaufsichtigung der Leute oder sonstwie in Anspruch genommen waren, und Abends vergingen die Stunden wie sonst in geselligem

Beisammensein. Vielfach kam in dieser Zeit das Gespräch auf die kulturelle Erziehung der Eingeborenen. Der Pascha betonte stets, dass man sich bei dem ausgesprochen nüchtern und materiell veranlagten Sinn der Neger nur von praktischer Erziehung einige Erfolge versprechen könne. Er war der Meinung, dass der Handel und die Arbeit das einzige civilisatorische Element sei, von dem er sich dauernde Wirkungen verspreche. Dadurch, dass Waaren in das Land geschafft und zum Verkauf ausgeboten würden, lerne der Neger Bedürfnisse kennen, und um diese befriedigen zu können, müsse er wieder dem Händler irgend ein Aequivalent geben, sei es durch Ueberlassung seiner Arbeitskraft, sei es durch irgend welche Produkte, für die er die Waaren des Händlers einkaufen könne. Dieser sei aber nur dann im Stande, andere Waaren als Elfenbein aufzukaufen, wenn er die Möglichkeit vor sich sehe, diese ohne allzugrosse Kosten zur Küste zu schaffen. Demnach bleibe die erste und wichtigste Kulturarbeit, die wir durchzuführen hätten, die Anlage von Verbindungswegen. Wenn man jetzt noch nicht im Stande sei, Eisenbahnen zu erbauen, so solle man wenigstens fahrbare Strassen, wenn auch nur der rohesten Art, herstellen, falls überhaupt unsere Thätigkeit im Inneren irgend welchen Zweck haben solle. In diesem Sinne schrieb der Pascha damals an Herrn Konsul Vohsen, den Generalbevollmächtigten der Ost-Afrikanischen Gesellschaft, der jedoch leider seine Stellung schon niedergelegt hatte und so das angeregte Projekt nicht ausführen konnte. Der Eisenbahnbau nach Karágwe hat später derartige Bestrebungen erstickt.

Wo immer nur möglich, versuchte der Pascha mit den Nachbarplätzen in Verbindung zu treten. Von dem mit Nkóle angeknüpften freundlichen Verhältniss war bereits die Rede, ebenso wurden die Beziehungen zu Ugánda unterhalten. Wie schon erwähnt, hatte der Pascha meinen Dolmetscher Magánga dorthin gesandt, um Briefe zu überbringen. Dieser kam am 13. März mit einer Post von Capt. Lugard zurück und erzählte, dass die Engländer ihre Flagge hätten hissen wollen, dass aber die Waganda sich dem widersetzt hätten. Der auf Seiten der Engländer stehende Katíkero habe darauf die Leute Mwángas angegriffen, die durch viele von Ssésse gekommene Kanus unterstützt worden seien. Es sei zu einem kleinen Scharmützel gekommen, in das die Engländer jedoch nicht eingegriffen hätten. Während der Unruhen habe sich der König aus der Hauptstadt geflüchtet, sei aber schon am folgenden Tage zurückgekehrt. Die Flagge der Engländer sei indessen noch immer nicht gehisst.

Aus Capt. Lugards Brief ging hervor, dass Mr. Stokes — der deutsche Beamte — während seiner kürzlichen Anwesenheit in Ugánda den Engländern grössere Massen von Gewehren und Munition verkauft habe. Capt. Lugard bat, man möge diese Vorräthe die Station Bukóba ungehindert passiren lassen und wünschte sogar, sie eventuell eine Zeit lang dort deponiren zu dürfen.

Nach Ussúi (Lussúwi) hatten wir einige von den einheimischen Händlern gestellte Boten gesandt, um womöglich einen Vertreter des dortigen Königs Kassússura, des Nachfolgers von Mankoróngo, in unser Lager zu holen, mit dem

wir Freundschaftsverträge abschliessen wollten. Durch Ussúi nämlich ging seit mehr als einem Vierteljahrhundert die Handelsstrasse der Araber von Tabóra nach Kafúro und weiter nach Norden. Seit mehreren Jahren aber hatte der dortige Herrscher so hohe Wegzölle von den durchgehenden Karawanen erhoben, dass die Händler es vorzogen, dieses Land zu vermeiden und sich an dem Südende des Victoria-Nyansa, zuerst in Mágu dann in Massánsa, eine Etappenstation einzurichten, von wo aus sie per Boot nach Ugánda weiter fuhren. Es musste darum unsere Aufgabe sein, den König wenn möglich von diesen hohen Forderungen abzubringen, um so die alte Handelsstrasse wieder in Aufnahme zu bringen. Allerdings war vorauszusehen, dass, so lange wir keine festen Stationen im Lande besässen, alle Abmachungen nur illusorisch sein mussten, da sofort nach unserm Abmarsch Kassússura sein altes Spiel wieder beginnen würde. Die Boten kamen mit der Meldung zurück, dass Kassússura mit den Ndágara im Streit läge, und dass seine Leute sich deshalb weigerten, nach Karágwe zu kommen. Da nun der Pascha weiterliegende und wichtigere Ziele verfolgte und ausserdem mit unserer geringen Militärmacht von 30 Mann dort nicht mit Gewalt auftreten konnte, zumal er doch nicht im Stande war, durch eine feste Niederlassung die geschaffenen Zustände zu dauernden zu machen, so musste er die Sache auf sich beruhen lassen.*) Von den ausgesandten Boten erfuhren wir ferner, dass ein Händler mit Namen Farháni sich in Ussúi niedergelassen, dort aber wegen der hohen Tributforderung nur wenig Erfolg habe, sowie, dass die von Langheld geschlagenen Wangóni sich im Süden von Ussúi gegen die Grenze von Uha angesiedelt hätten, wo sie zwar noch dann und wann die Eingeborenen beunruhigten aber keine Landplage mehr bildeten wie vordem.

Schon seit einiger Zeit hatten wir vergeblich versucht, mit Ruánda in Verbindung zu treten. Die Karágwe-Leute hatten uns, wie erwähnt, wiederholt versichert, es sei unmöglich, dorthin vorzudringen. Etwas nähere Informationen über das Land erhielten wir erst, als eines Tages einige Ruánda-Leute in Karágwe erschienen, um eine Anzahl mitgebrachter Ziegen gegen Handelswaaren einzutauschen. Es wären merkwürdige Leute; der eine lang und hager mit ausgeprägten Wahúmazügen, der Andere gedrungen gebaut mit einer richtigen Negerphysiognomie. Um die Hüften trugen sie einen schmalen Schurz aus weich präparirter Haut, von der zehn bis zwölf lange Schnüre bis über die Kniee herabhingen. Es sei dies ihre Nationaltracht, erklärten sie. Wenn ein wohlhabender Mann Stoffe besässe, so trage er sie höchstens lose um die Schultern geschlagen. Als Schmuck seien Messingringe und Perlen beliebt; das Kopfhaar würde meistens abrasirt. Ihre Bewaffnung bestand aus Speeren und nicht sehr grossen Bogen, zu denen befiederte Pfeile mit einfach lanzettförmiger Spitze gehörten. Andere mit pfeilförmiger Spitze würden in den Nachbarländern eingekauft. Das Land sei grossentheils bergig und durchweg mit Gras, nur in

*) Im Laufe der Zeit hat Kassússura freiwillig seine Unterwerfung der neu errichteten Station in Tabóra angezeigt und dorthin dann einen Tribut an Elfenbein gesandt.

seinem westlichen Theil mit Wald bedeckt. Elephanten kämen zahlreich vor und würden von den Eingeborenen mit Speeren gejagt. Die Hauptstadt des Landes, Kisségge, liege etwa acht Tagemärsche von uns in West-Süd-West-Richtung; dort sollte der König Kigére residiren, der über viele Unterchefs herrsche. Westlich von Ruánda sollte das bewaldete Land Unyavúngi liegen, von Zwergen bewohnt, die uns als Bútte-Bútte bezeichnet wurden. Ueber die Hydrographie des Landes konnten wir nur sehr verworrene Angaben erhalten: nur von einem Flusse Kífu*) war die Rede.

Der Pascha versuchte alles Mögliche, die Leute zu bewegen, Geschenke an ihren König mitzunehmen und unser Kommen daselbst anzumelden. Der älteste der Leute bestand darauf, dass er keine Geschenke annehmen dürfe, da sein König ihm nicht den Auftrag gegeben habe, solche zu bringen: ein bei Negern gewiss unerhörtes Beispiel, dass Leute die Annahme von Geschenken verweigern, das den deutlichen Beweis giebt, unter welch scharfer Kontrolle der König seine Leute halten muss. Nur mit Mühe konnten sie bewogen werden, Kleinigkeiten von uns anzunehmen und Kigére zu melden, dass wir hier seien; wenn er dann seine Genehmigung gebe, wollten sie zurückkehren, uns zu holen.**)

Die bisherigen Pläne des Paschas wurden einigermassen modifizirt durch Nachrichten, die er in diesen Tagen aus dem Norden erhielt. Eine Anzahl Elephantenjäger kamen aus dem südlich vom Albert Edward-See gelegenen Lande Butúmbi und theilten uns allerlei über den Weg dorthin und über die in der Umgegend gelegenen Länder mit. Interessant für uns war dabei namentlich die Mittheilung, dass im Norden dieses Sees, im Lande Ussóngora, Fremde angekommen seien, die »Watúrki«, d. h. Türken genannt wurden. Sie seien vom Norden her eingedrungen, hätten den dortigen Chef Rokára verjagt und angeblich sogar mit einer Kanone geschossen. Unmittelbar vor ihrer Abreise aus Butúmbi hätten die Jäger einige von den Fremden verjagte Flüchtlinge gesprochen. Derartige Nachrichten waren zwar unseren Wünschen ganz entsprechend, und wir hätten sie nur zu gerne geglaubt; aber trotz der bestimmten Angabe unserer Gewährsmänner setzten wir deren Berichte stark in Zweifel. Immerhin jedoch klangen die Nachrichten verlockend genug, dass der Pascha beschloss, sich zunächst nicht westlich oder südwestlich nach Ruánda und dem Tanganyika zu wenden, sondern einen Vorstoss nach Norden zu machen, was mit seinem ursprünglich in Bukóba gefassten Plan zusammenfiel. Er hoffte, wenn überhaupt seine Leute in erreichbarer Nähe waren, mit ihnen in Verbindung zu treten, um sich dann, wenn die Verhältnisse es erlaubten, mit ihrer Unterstützung über Mangbáttu (Mombúttu)

*) Ob dieses Gewässer identisch mit dem Kivo-See ist, der nach den Stanleyschen Erkundigungen in den Tanganyika abfliessen soll, bleibt erst festzustellen.

**) Die Sprache von Ruánda ist ein dem Kinyóro verwandter Bantu-Dialekt, der grosse Anklänge an das Idiom der Wakóndjo und Warúndi hat.

Die Zahlenbezeichnungen sind:

1 — ímmoy	3 — ishátu	5 — ítano	7 — mssanay	9 — mwénda
2 — ivíri	4 — ínne	6 — mukága	8 — munáne	10 — ikumi.

nach Westen zu begeben und, wenn möglich, die Hinterländer von Kamerun mit ihnen zu besetzen, ein gewiss grossartiger Plan.*)

Gleichzeitig erhielt der Pascha noch aus einer zweiten Quelle Nachricht über seine Leute. Ein aus Unyóro gekommener Mann, der von Kabréga eine Botschaft an Ndágara bringen sollte, erzählte beim Biertopfe dem Dolmetscher des Paschas im Vertrauen, dass die Ssudanesen im Westen des Albert-Sees beim Häuptling Melíndwa angesiedelt seien, also ungefähr dort, wo Stanley und der Pascha abmarschirt waren. Diese Aussage kam jedoch dem Pascha etwas unwahrscheinlich vor, da Melíndwa seit Jahren mit Kabréga befreundet, den Ssudanesen aber verfeindet war.

Auch aus Nkóle kam eine Nachricht, wonach am Nordende des Albert Edward-Sees Fremdlinge gewesen seien und den Chef Rokára verjagt, sich dann aber wieder zurückgezogen haben sollten.

Alle diese Nachrichten spannten unsere Neugierde natürlich auf das Höchste an. Um daher möglichst bald weiter zu kommen, beschloss der Pascha, allein voran zu gehen und die Rückkehr der nach Bukóba gesandten Träger nicht abzuwarten. Für den Weitermarsch hatte uns Ndágara Träger bis zu seiner Grenze zugesichert. Bis zu den nordwestlichen Gebieten von Karágwe, die von dem schon erwähnten Häuptling Kakikóndjo verwaltet werden, war unser Marsch durch dessen Freundschaft gesichert. Um auch mit dem später zu durchziehenden Lande Mpóroro in Verbindung zu treten, sandte der Pascha von Kafúro aus einen Mann Namens Kamugarúra voraus, der sich uns schon in Bukóba angeschlossen hatte. Es war ein Verwandter Kabrégas, aus der Familie Wavítu-Wahúma stammend, der von seinen Angehörigen aus dem Lande vertrieben war.

Nach einer gemachten Aufstellung besassen wir etwa 277 Lasten, zu deren Fortschaffung uns nur 132**) Träger zur Verfügung standen. Da auf diese Weise doppelt so viele Lasten als Träger vorhanden waren, mussten wir entweder die Hilfe von Eingeborenen in Anspruch nehmen oder aber selbst staffelweise marschiren und unsere Leute fortwährend wieder zurückschicken, um den Rest der Sachen zu holen. Dieses Mal beschloss der Pascha nur wenige unserer eigenen Leute mit sich zu nehmen und so viele Lasten wie möglich durch die Leute Ndágaras transportiren zu lassen. Aber trotz aller Versprechungen lieferte der König im entscheidenden Moment nur 70 Mann. Vor seinem Abmarsch von Kafúro setzte der Pascha den Araber Abu Bekr als seinen Vertreter ein, gab ihm eine genügende Quantität Stoffe, um seinen Unterhalt für eine Reihe von

*) Dicht vor unserm Abmarsch von Bukóba hatte der Pascha diese Idee bereits in einem Privatbriefe dem Reichskommissar Major von Wissmann unterbreitet und ihn so von seinen eventuellen Plänen in Kenntniss gesetzt, doch war der Brief viel zu spät an der Küste angekommen, als dass eine Antwort darauf den Pascha hätte einholen können.

**) Dazu kamen 8 Aufseher, 4 Leute verschiedenen Berufs, wie Dolmetscher, Sammler u. A. 11 Ssudanesen-Soldaten und 20 Mann Küstensoldaten, so dass unsere Karawane aus 177 bezahlten Leuten bestand, die noch durch eine grosse Menge Weiber und Kinder vermehrt wurde.

Monaten zu bestreiten und erlaubte ihm, sich einige Leute als Postboten zu engagiren.

Am 22. März, Morgens, marschirte der Pascha ab*), während ich selbst noch eine Reihe von Tagen auf die Ankunft unserer Leute warten musste, ehe ich ihm folgen konnte. Täglich sandte ich zum König um Leute, die den Rest der Lasten fortschaffen sollten, aber erst nach 5tägigem Warten stellten sich einige Träger bei mir ein. Die Langeweile dieser Wartezeit suchte ich mir damit zu verkürzen, die bei mir gebliebenen Träger mit ihren Vorderlader-Gewehren einzuexerciren, wobei mir die Soldaten sehr behilflich waren. Der täglich herabströmende Regen und die Kälte (Morgens oft 12—14° C.) machten unsere Stimmung nicht gerade zu der angenehmsten. Die Katarrhe und rheumatischen Beschwerden bei den Leuten wollten nicht aufhören, und auch ich hatte an fortwährendem Schnupfen zu leiden. Da mir unsere nach Bukóba gesandten Leute länger als nöthig auszubleiben schienen, und einige auf Erkundigungen über sie ausgesandte Soldaten unverrichteter Sache zurückgekommen waren, fing ich an zu befürchten, es könnten der Trägerkolonne in der Nähe des Gebietes von Mutatémbwa, der mit der Station Bukóba im Kriege war, Schwierigkeiten zugestossen sein, und sandte ihnen deshalb ein starkes, aus Soldaten und Trägern bestehendes Kommando mit dem Auftrage entgegen, unter allen Umständen unsere Leute zu finden, die Post aber in Eilmärschen zu mir zu bringen, damit ich sie unverzüglich beantworten konnte.

Noch am Abend desselben Tages kehrten einige Leute mit meinen aus der Heimath erhaltenen Briefen zurück.**) Einer Mittheilung von Geheimrath Möbius entnahm ich, dass er 11 Kisten mit Gläsern und anderen Utensilien zum Sammeln von Thieren u. s. w. abgeschickt hatte. Umsomehr bedauerte ich jetzt abmarschiren zu müssen, ohne die Ankunft dieser uns so nothwendigen Sachen abwarten zu können. — Sobald unsere Lasten vollends angekommen waren, organisirte ich in möglichster Eile die Expedition, so dass sie schon am 1. April abmarschiren konnte.

* * *

Während unseres Aufenthaltes in Kafúro hatten wir Gelegenheit, Einiges über die Sitten des Landes zu beobachten. Wie erwähnt, ist ganz Karágwe ein grasbestandenes, von zahlreichen, hauptsächlich meridionalen Thälern durchfurchtes Plateau, auf dem nur hier und dort grosse Ficusbäume und Erythrina-Büsche stehen; nur in den Thalfalten hält sich dichterer Baumwuchs. Die Dörfer bestehen wie am

*) Der Marsch des Paschas von hier an ist aus den an seine Schwester gerichteten Privatbriefen, die in Westermanns Monatsheften (1892 Oktober u. s. w.) veröffentlicht sind, ziemlich allgemein bekannt geworden. Zum Verständniss der Reise sei erwähnt, dass wir meistens getrennt marschiren mussten und dass Einer von uns mit den Trägern einen Theil der Lasten voraufnahm, während der Andere auf eingeborene Träger oder auf die Rückkehr unserer Leute warten musste, um den Rest der Sachen fortzuschaffen, ein für Leiter und Träger gleich angreifendes Verfahren.

**) Es war die letzte Post, die uns erreichte. Ein volles Jahr blieben wir darauf abgeschlossen von der Welt.

See aus grossen Bananenpflanzungen, in denen die kegelförmigen Hütten verstreut liegen, oder auch aus offenen Gehöften. In ersteren wohnt meistens die Urbevölkerung, in den letzteren die herrschende Klasse, die sich fast nur mit Viehzucht beschäftigt. Die Gehöfte bestehen aus einer Anzahl von Hütten, die von einer Hecke aus Dornen umgeben sind. Da in diesem Hof bei Nacht das Vieh bivouakirt, so starrt er von Schmutz und Ungeziefer, auch wenn man sich bemüht, alltäglich den getrockneten Mist zusammenzukehren, um des Nachts ein Feuer mit ihm zu unterhalten, dessen Rauch die Insekten fernhalten soll. Das Vieh gehört durchweg der langhörnigen, buckellosen Wahúma-Rasse an und wird mit grosser Sorgsamkeit gepflegt. In Heerden von 100—1000 Stück wird es von mehreren speerbewaffneten Leuten auf die Weide getrieben, die Milchkühe meist gesondert, die man nach einstündigem Grasen melkt. Man gewinnt nur Milch von ihnen und mit seltenen Ausnahmen werden nur kranke Thiere geschlachtet. Die Milch selbst geniesst man fast nur in geronnenem Zustand oder benutzt sie zur Butterbereitung. Die Butter dient aber nicht zum Essen sondern — oft mit rothem Thon vermischt — nur zum Einfetten des Körpers und der Kleidung, das sehr stark im Schwunge ist. Man nimmt übrigens hier nicht wie in Ugógo und Unyamwési die abscheulichen Verunreinigungen mit der Butter vor, so dass man sie recht wohl zum Kochen verwenden kann.

Die Rindviehheerden sind der Reichthum der Wahúma; manche Leute haben Tausende von Rindern.*) Daneben hält man Ziegen mit gerader Nase, kurzen, leicht nach rückwärts gekrümmten Hörnern und fast stets ohne Hautläppchen am Halse. Schafe sind seltener, sie gehören der langgeschwänzten, geradnasigen Rasse an. Hühner werden nur zu Orakelzwecken gehalten aber nach Wahúmasitte von Niemandem gegessen. Die Hunde gehören der Paria-Rasse — mit dreieckigen, aufrechtstehenden Ohren und struppigem Ringelschwanz — an. Selten findet man Kreuzungen dieser mit der später zu erwähnenden Windhund-Art, die an ihrem schlankeren Bau und den überhängenden Ohren erkennbar ist.

Ackerbau wird meist nur von der Urbevölkerung, den Wanyámbo, getrieben. Man baut vor Allem Bananen, die jedoch in den letzten trockenen Jahren recht spärlich gediehen sind. Nächstdem bildet ein Hauptnahrungsmittel das kleine, bittere Eleusine-Korn, das auch bei Dürre noch leidliche Erträge liefert; dann kommen Bohnen — unsere europäische Art, Phaseolus vulgaris, die hier Maharágwe genannt wird und meistens braune mit bläulich-grauer Marmorirung versehene Früchte trägt — sowie Bataten, Kürbisse und Erbsen, von denen die letzteren namentlich in den nördlichen Theilen des Landes gezogen werden. Tabak und stellenweise auch Canabis indica sind als Reizmittel im Gebrauch, zu denen sich noch der aus Ugánda oder vom Seeufer bezogene Kaffee gesellt.

---

*) Bald nach unserer Anwesenheit brach eine Viehseuche aus, die Alles zu Grunde richtete, so dass die Wahúma sich nunmehr mit Ackerbau (hauptsächlich Eleusine, Bohnen und Bataten) beschäftigen müssen.

Die Hütten sind kegelförmig mit bis auf den Boden reichendem Dach; der etwa 1,5 m bis 1,8 m hohe Eingang ist leicht überwölbt. Im Innern ist häufig der untere Theil der Wand $^1/_2$ — 1 m hoch mit einer Mischung von Lehm und Kuhmist beworfen. In den zum Wohnen dienenden Hütten ist der Innenraum durch eine zur Seite der Thür angebrachte Scheidewand, die ebenfalls bekleidet wird, abgetheilt. Der so entstandene Raum dient zur Aufnahme des primitiven Bettgestells — ein paar in die Erde gerammte Pfähle mit daraufgelegten Hölzern und Häuten — oder zur Aufbewahrung von Thongefässen und anderm Hausrath. Die Anzahl der Hütten richtet sich zumeist nach der Anzahl der Frauen. In jedem Gehöft wohnt eine Familie mit ihren Angehörigen allein. In vielen Dörfern findet man auch Getreidespeicher von cylindrischer Form mit aufgesetztem kleinem Dach. Die Hütten des Königs unterscheiden sich durch nichts von denen seiner Leute; sein Gehöft, Weranyánye, ist nur etwas grösser als die Anderen, aber eben so schmutzig.

Industrieerzeugnisse hat das Land nur wenige. Die Thongefässe sind einfach, mit dürftigen und rohen Mustern verziert und nicht im entferntesten so sauber gearbeitet, wie die der Waganda. Höchstens auf die Herstellung der konischen Pfeifenköpfe, die einen umgekrempelten Rand und feine Muster aus gekreuzten Linien haben, verwendet man einige Mühe. Langhalsige Kalebassen zur Aufbewahrung des Bananenbiers, sowie Schöpflöffel aus derselben Frucht und einfache hölzerne Schemel ergänzen die Hausgeräthe.*)

Die Bevölkerung besteht, wie schon gesagt, aus zwei ganz verschiedenen Elementen. Die herrschenden Wahúma gehören vielfach zur Familie des Königs, den Ruhínda, die im Nordwesten des Landes wohnenden zu den Wassámvo und anderen Familien. Alle sind durch die bekannten hohen, schlanken Wahúmagestalten, längliche, schmale Gesichter, lange Nasen und — was als besonderes Zeichen reiner Abstammung gilt — grosse Ohren ausgezeichnet. Ihre Hautfarbe wechselt vom hellsten Braun bis zur Chokoladefarbe, ist aber durchweg heller, als die der Urbevölkerung. Die Individuen mit ganz reinem Blut, das man im Süden des Landes selten findet, zeichnen sich durch leicht welliges, weiches Haar aus, ein deutlicher Beweis für die hamitische Herkunft dieser Leute. Der Ueberlieferung nach sind sie aus den Ländern bei Unyóro über Tóru und Nkóle hierher gekommen und haben sich die ansässige Bevölkerung unterworfen. Sie bildeten früher unter dem Ahnherrn Ruhínda mit Ussúi und Usíndja zusammen ein einheitliches Reich und unterwarfen die am See liegenden Länder. Später zerfiel es in die heutigen Theile. Unter dem weisen und friedliebenden Rumaníka hatte Karágwe grossen Einfluss auf die umliegenden Länder; sogar der mächtige

---

*) Der König besitzt, wie bereits erwähnt, einen aus Kupfer geschmiedeten Stuhl. Von einem etwa 30 cm hohen runden Sitz, von 40 cm Durchmesser, der mit einem weissen Ziegenfell bedeckt ist, geht zu jeder Seite ein lyraförmig gebogener Arm in die Höhe, der aus einer schraubenförmig gedrehten Kupferstange besteht und an dessen umgebogenem Ende eine kleine Messingglocke einheimischer Arbeit hängt.

König Mtēssa von Ugánda bewarb sich um Rumaníkas Freundschaft. Nach seinem Tode herrschte sein ältester Sohn Kyénsi nur neun Monate lang. Ihm folgte Kakóko, ein anderer Sohn Rumaníkas, der drei Jahre lang grausam wüthete, sieben Brüder tödtete und den Jüngsten, Luayúmba, blendete, bis er selbst von seinem Verwandten Kakikondjo getödtet ward.*) Ihm folgte Ndágara, der Sohn Kyénsis, auch Unyagúmbwa genannt, der sehr jung — mit 16 Jahren — zur Herrschaft kam und noch heute ein lang aufgeschossener Junge ist, der nicht viel Ansehen im Lande geniesst. Manche Häuptlinge, besonders der im Nordwest wohnende, den Wassámvo angehörige Kakikóndjo, haben sich fast unabhängig von ihm gemacht.

Die Urbevölkerung, die sich Wanyámbo**) nennt, hat völligen Negertypus, und schliesst sich den Wanyamwési, mehr aber den Bantu des Zwischenseengebietes an. Im Lande wird die von den Wahúma eingeführte Kinyóro-Sprache geredet mit einer leichten dialektischen Abweichung, so dass sich reine Wanyóro völlig verständigen können. Ob von einer Ursprache noch Reste vorhanden sind, vermag ich wegen des Mangels an eigenen Untersuchungen nicht anzugeben.

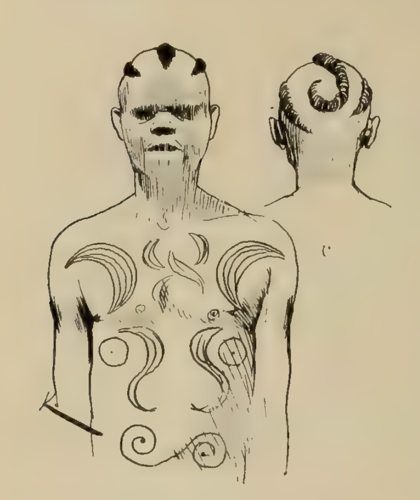


Abb. 59. Tätowirung und Haartracht der Wahúma von Karágwe, Mpóroro u. s. w.

Als Bekleidung dienen beiden Rassen Felle, die durch Reiben, Kratzen und Imprägniren mit Fett geschmeidig gemacht werden. Nur selten sieht man Baumwollstoffe, am meisten noch das blaue Kaniki, aber auch dieses wird mit Butter gesalbt. Ueberhaupt riecht Alles nach diesem sehr beliebten Fett und sieht unsauber aus. An ihrem Körper halten sich die Leute aber recht reinlich. Die Männer knoten ein Fell an zwei Zipfeln zusammen, stecken durch die so entstandene Oeffnung den Kopf und einen Arm, so dass der Knoten auf der rechten Schulter ruht; die Frauen tragen einen Fellschurz um die Hüften. Als Schmuck dienen Ringe aus centimeterbreiten Eisenbändern um Hals und Handgelenk; sie sind mit eingeritzten Dreiecksmustern verziert. Wohlhabendere legen sauber gearbeitete, etwas abgeplattete Kupferringe an. An den Knöcheln trägt man zahlreiche dünne Ringe von der früher schon geschilderten Herstellung: ein Ring von Kuhschwanzhaaren wird mit sehr fein ausgezogenem Draht spiralig umwickelt. Auch hier gilt Kupfer für das vornehmste Metall. Perlenschnüre sind

*) cf. Stanley. Darkest Africa II., pg. 377.

**) Wa-nyámbo, nicht wa-nya-mbo, wie Last in seinem Polyglotta africana (pg. 100) schreibt. Das Vokabularium, das von Last veröffentlicht wurde, ist wohl etwas mit Vorsicht zu benutzen, da er es nach seiner Angabe von einer Sklavin erhielt, die schon lange Zeit aus ihrer Heimat fort war, und die demnach leicht andere Worte hineingebracht haben konnte.



Langhörniges buckelloses Rind vom Zwischenseengebiet.
Zum Vergleich im Hintergrunde ein ostafrikanisches Buckelrind.)

hier und dort zu sehen; namentlich werden grosse ovale, milchige und bernsteingelbe Sorten und erbsengrosse runde von weisser, gelblicher oder opalisirender Farbe bevorzugt. Verunstaltungen, wie Durchbohrungen, Zersplittern der Schneidezähne sind nicht gebräuchlich, auch Beschneidung nicht, wohl aber schmückt sich der Mhúmamann durch Tätowirung von Spiralen, Halbmonden und grossen S-förmigen Figuren auf Schulter, Brust, Stirn und Oberarm (Abb. 59). Diese Figuren werden durch mehrere nebeneinander laufende Reihen von kleinen hervortretenden Narben hergestellt. Die Wanyámbo, ebenso wie die Frauen, werden seltener tätowirt.*)

Höchst merkwürdig ist die Haartracht der Wahúma (Abb. 59). Man rasirt einzelne Parthien der Kopfhaut kahl, so dass Haarwulste in Form einer um den Wirbel verlaufenden, einfachen oder doppelten Spirale oder in der Art eines altbairischen Raupenhelmes oder auch in der Form einer schmalen Mittelbahn und zwei halbmondförmigen Seitenparthien, die über den Ohren liegen, stehen bleiben. Seltener findet man Aehnliches auch bei den Frauen, die sich den Kopf im Allgemeinen glatt rasiren. Dasselbe thun durchweg die Wanyámbo, während ihre Frauen bisweilen die Haare in zahllose, um den Kopf herumhängende Flechten zusammendrehen.

Als Hauptwaffe dient eine Lanze, die ein längliches, sehr schön gearbeitetes, mit zwei Blutrinnen versehenes und sorgfältig geschliffenes Blatt trägt (Abb. 60).**) Ihr Schaft jedoch ist, dem Holzmangel im Lande entsprechend, nur ziemlich schlecht gearbeitet. Nächstdem benutzt man Pfeile und Bogen, die hier Riesengrösse haben; die Letzteren sind über manneshoch und an beiden Enden ziemlich scharf umgebogen. Sie werden mehr von den Wanyámbo geführt und scheinen bei diesen Ureinwohnern vor der Einwanderung der wohl nur Speere führenden Eroberer gebraucht worden zu sein. Als Schutzwaffe dient ein kleiner, runder Schild von etwa 40 cm Durchmesser, der in der Mitte einen breiten, abgerundeten Holzbuckel trägt und dessen an zwei gegenüberliegenden Seiten etwas zurückgebogene Hauptfläche aus einer leichten Holzplatte besteht, die mit radiär verlaufenden Rottangfasern übersponnen ist (Abb. 58). Es scheint, dass diese ziemlich seltenen Schilde, die von den Leuten nur sehr ungern verkauft werden, aus weiter westlich gelegenen Gegenden, vielleicht auch aus Nkóle eingeführt werden, da anscheinend in Karágwe Rottang nicht vorkommt. Manche Wahúma, besonders

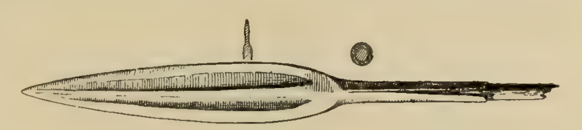


Abb. 60. Speerspitze der Wahúma.
(Karágwe, Unyóro, Nkóle u. s. w.)

*) Eigenartig ist, dass die ostafrikanischen Neger ihre Ornamente meistens nur in Dreiecken, Vierecken und Linien machen, und dass erst bei den Wahúma derartige Spiral- und Kreisfiguren auftreten, gewiss auch ein Zeichen ihrer fremden Abstammung.

**) Die Speerspitze der Wahúma, die vom Albert-See bis nach Ujiji immer wiederkehrt, ist zum Verwechseln einer Speersorte der Ssómali ähnlich. So ausgearbeitete Blutrinnen finden sich sonst selten, und diese Uebereinstimmung scheint mir ebenfalls auf hamitischen Ursprung der Wahúma zu deuten.

im Nordwesten von Karágwe, tragen ausserdem ein kurzes, dolchartiges Messer in einer reich mit eingeschnitzten Dreiecksmustern verzierten und nach unten in einen abgeflachten Knopf endenden Holzscheide. Von diesem hängen sechs bis zwölf etwa 30 cm lange, schmale, geflochtene Fellstreifen von der Haut einer Katzenart als Verzierung herab. Mit einer eben solchen, nur etwas stärkeren Schnur wird das Messer wie mit einem Stirnband am Kopfe befestigt, so dass es mit den Fransen am Ohr herabhängt. Ganz die gleichen Messer sah ich bei Ruánda-Leuten. Endlich tragen hier wie fast überall die Wahúma sichelförmig gekrümmte Messer (Abb. 61), die meistens friedlichen Arbeiten dienen.

Die Regierungsform ist in Karágwe wie in den meisten reinen Wahúma-Staaten*) eine patriarchalische. Der König ist zwar der Erste im Lande, herrscht aber sehr milde, und die angesehenen Wahúma und Unterchefs leben auf ihren Besitzungen in fast ungestörter Selbstständigkeit. Herrühren mögen diese Zustände von der Zeit, wo die Einwanderung der Grossen gleichzeitig mit der Unterwerfung des Landes stattfand. Die Wanyámbo werden zwar nach dem Ausdrucke der Wahúma allgemein als Hörige oder Sklaven (»wéru«) angesehen, aber sehr milde behandelt. Ausser zu regelmässigen Abgaben von der Ernte an ihre Häuptlinge werden sie kaum zu irgend welchen Leistungen herangezogen. Viele der Dorfchefs sind selbst Wanyámbo und als solche fast selbstständig.

* * *

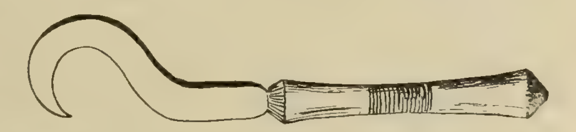
Als wir am 1. April unsern Marsch fortsetzten, führte uns der Weg in dem Thale von Kafúro am Fusse eines 1500—1600 m hohen Höhenzuges entlang nach Norden, bis dieses Thal sich plötzlich schliesst, so dass es mir vollkommen unklar blieb, wohin der Bach, den Stanley hier als nach Norden fliessend angiebt, verlaufen könnte. Die winzig kleinen Wasserläufe, die von den Höhen herabkommen, sollen nach den Aussagen der Eingeborenen auch bei starkem Regen den Kágera nicht erreichen. Das Wetter war Morgens neblig, später aber brannte die Sonne sehr heiss, so dass ich recht ermüdet nach etwa vier Stunden bei dem kleinen Bananenhain Kadjúga-Vussíssi ankam. Ich musste zu Fuss marschiren, da mein weisser Esel erkrankt war und ein grauer, den wir ausserdem noch besassen, sich seines störrischen Wesens wegen nicht reiten liess. Nachmittags passirten etliche Wanyámbo-Träger unser Lager, die einige von den Lasten, die ich in Kafúro aus Mangel an Trägern hatte zurücklassen müssen, zum Pascha bringen wollten. Oestlich von unserm Lager befand sich eine breite Thalmulde, die beiderseits von 200—300 m hohen Höhenzügen eingefasst wird. Ausser Bananen und Bohnen baut man hier Mais, der in dieser Jahreszeit aber erst etwa 1 Fuss lange Halme zeigte, hier und da auch etwas Sorghum.

Am folgenden Tage setzten wir unsern Weg nach Norden fort. Die Thalmulde von Kafúro, die östlich von unserer Strasse liegt, verliert sich allmählich,

---

*) Mit Ausnahme der despotischen Unyóro und auch wohl Ruándas.

wenn man auch eine kleine Fortsetzung davon nach Nord-Nord-Ost wahrnehmen kann. Nach Ueberschreiten eines flachen Höhenrückens, auf dessen anderer Seite in einem Bananenhaine ein Wasserfall herabrauscht, ging der Weg über mehrere mit hohem Grase bedeckte Ausläufer des westlichen Höhenzuges, von wo sich ein Ausblick auf die östlich vor uns liegenden, scheinbar unregelmässig angeordneten runden Hügel eröffnete. Von hier aus ging es eine leichte Thalsenkung hinab, deren Sohle mit Schilf bestanden war, und wieder ansteigend auf das Plateau des hohen Rückens, der das Kafúrothal vom Ruanyána-See trennt. Die N. 8° W. streichenden Schichten von Quarzit-Sandstein sind hier fast senkrecht gestellt. Von der Höhe aus bot sich uns nach rückwärts ein weiter Fernblick auf den See mit seiner Insel Kankoróngo (von Stanley Känguruh-Insel genannt), auf die weiter entfernt liegenden Kágera-Seen und das Bergland von Karágwe. Dicht östlich von unserer Strasse erhob sich der abgerundete, von Nord nach Süd gestreckte Issóssi-Berg, von dem uns ein Thal trennte. Bald darauf lagerten wir bei dem ziemlich grossen Bananendorf Kyivóna. Von unserem erhöhten Standpunkte aus zeigte sich nach vorn ein breites, nach Norden verlaufendes Thal, das wiederum eine sekundäre Längsspalte im Plateau bildet. Auch hier waren bei sämmtlichen in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Bergzügen die Westabhänge sanft gerundet und mit Gras bedeckt, während die östliche Seite steilere Abfälle und Felskanten zeigte. In diesen Tagen war Morgens das Gras so stark von Thau benetzt, dass wir beim Marschiren völlig durchnässt wurden und erst die höher steigende Sonne uns allmählich wieder trocknete. Während Vormittags das Wetter heiter zu sein pflegte, traten regelmässig gegen Mittag Wolken auf, die sich am Nachmittag in starken, von Gewittern begleiteten Regengüssen entluden. Dicht vor Sonnenuntergang trocknete dann die Sonne die Feuchtigkeit wieder auf.


Abb. 61. Sichelförmiges Wahúma-Messer aus Karágwe.

Hier oben auf den Höhen fand ich wieder dieselben krüppelhaften Sträucher auf den Grasflächen, wie ich sie früher in Kimwáni beobachtet hatte, die fast den Eindruck von Erlen machten. Ausserdem waren Proteaceen (Faurea) und ein kleiner Strauch mit hellgrünen lederartigen Blättern und stiellosen, unmittelbar auf den Zweigen sitzenden, langen, chamois-gelben Blüthen häufig, die prachtvoll wie Gardenien dufteten.

Gleich nach dem Abmarsch von hier brachte uns ein sanfter Abstieg in das aus der Höhe beobachtete Thal, das beiderseits durch Berge begrenzt nach N. N. O. läuft. Die 4—6 km breite, völlig horizontale Grasebene ist mit zahlreichen Termitenhügeln bedeckt, sie scheint der Boden eines ehemaligen Sees zu sein. Während Stanleys Route auf der Höhe des östlichen Hügelzuges entlang ging, hielten wir uns an dem westlichen Rand. Die Ebene ist von

zahlreichen Rhinocerossen bevölkert. Von einem Punkte aus sah ich nicht weniger als vier dieser Riesenthiere, so dass ich mich nicht enthalten konnte, die Karawane warten zu lassen, um auf jene Jagd zu machen. Nachdem ich mich mit Mabruck zusammen an das Wild herangeschlichen hatte, gaben wir Feuer, worauf die Thiere trotz der schweren Verwundung in langsamen Zotteltrabe, den kleinen Ringelschwanz hoch gehoben, eine kurze Strecke fortliefen, um sich dann blöde umzusehen, während dessen wir Zeit fanden, wieder heran zu kommen. So verfolgten wir die Thiere eine weite Strecke und bemerkten in unserm Eifer nicht, dass ein Unwetter heraufzog. Als wir endlich nach vergeblicher Anstrengung und ziemlich ermüdet wieder bei unseren Leuten eingetroffen waren, erstiegen wir den westlichen Höhenrand, von wo wir etwas nördlich von unserm Jagdterrain in dem Thale einen kleinen und einen dahinter liegenden grösseren See (Kyantúnga) bemerkten, die nach Aussagen der Führer beide abflusslos sein sollen. Der Grössere muss der auf der Stanleyschen Karte als Merúre verzeichnete See sein, ein Name, den wir dort nirgends auskundschaften konnten. Der von Stanley angegebene Abfluss zum Westen, den wir hätten überschreiten müssen, ist jedenfalls nicht vorhanden. Kaum waren wir auf der Höhe des Berges angelangt, als ein von Winden gepeitschter Regen dermassen auf uns herunterprasselte, dass für kurze Zeit jegliche Notizen über die Routenaufnahme unmöglich wurden. Nach Westen hin sahen wir bald unter uns einen See liegen, dessen Wasserfläche vielfach von Schilf bedeckt war. Zwei kleine Buchten erstreckten sich nach Osten und in der Ferne konnten wir noch zwei weitere glänzende Wasserflächen unterscheiden. Das flache Terrain zwischen allen diesen Seen, die von Höhen eingefasst waren, liess schon jetzt vermuthen, dass sie mit einander zusammenhängen. Die Führer erklärten mir, dass diese Gewässer in den Kágera abflössen. Nach einem kurzen Marsch in einem kurzen zum See herabführenden Thale, das mit Busch und Bäumen bestanden ist, kamen wir bei dem Orte Kyamkúmbagay an.

Bald nach der Ankunft besuchte mich ein Unterchef Kakikóndjos, der mit einem fettigen Rindenstoffe bekleidet war und an den Füssen eiserne, mit Schellen, Glocken und Kauris behangene Ringe trug. Ein breites Stirnband aus Perlenstickerei schmückte seinen Kopf; um den Hals hingen zahlreiche Amulette, und in der Hand trug er einen mit Perlen gestickten »Marschallstab.« Die Tabakspfeife, die bei keinem Mhúmamann fehlen darf, war natürlich auch hier vorhanden. Er begann vor mir mit entsetzlichen Körperverrenkungen zu tanzen, sang lange Lieder, bald im Fistelton, bald gurgelnd, bald wie ein Bauchredner. Gewöhnlich beschäftigte er sich mit Zauberei; diese Vorstellung gab er auf besonderen Befehl Kakikondjos, zu Ehren des europäischen Gastes, natürlich nicht ohne dafür ein Geschenk zu beanspruchen.

Gleich nach dem Abmarsch am folgenden Morgen begann es wieder dermassen zu regnen, dass ich nach nur anderthalbstündigem Westmarsch, der uns immer dicht am Papyrusrande des Sees entlang führte, bereits bei dem kleinen

Orte Kagényi in einigen Hütten Zuflucht suchte. Der See ist hier etwa drei bis vier Kilometer breit, an seinem Rande finden sich noch Spuren davon, dass das Wasser einst höher gestanden hat. Am Nachmittage noch marschirte ich weiter bis zum Orte Kifúi (Kifúya). Der Sumpfsee wird hier durch einen an seinem Südufer gelegenen Berg etwas eingeengt. Ein breiter Arm zweigt sich so weit man sehen kann, nach Süden ab, während eine andere Fortsetzung des Sees nach N N W führt. An dem jenseitigen Ufer zeigt sich ein hoher Bergzug, der in W N W-Richtung verläuft. Noch vor Kifúi verlässt der Weg das Seeufer und wendet sich nach Nordwesten. Abweichend von dem überall auftretenden Quarzit und Schiefer finden sich hier an einer beschränkten Stelle Mamelons von grauem Granit.

Die Bevölkerung in diesem Distrikt, der als Wugóy bezeichnet wird, besteht aus Wahúma reinster Abstammung. Die lang aufgeschossenen Männer zeigen edle Züge, und unter den Kindern findet man häufig wirklich hübsche Gesichter, die ganz an Galla und Ssómali erinnern. Oefters begegnet man Individuen, die fast so hellfarbig sind, wie die südlichen Italiener im Sommer.*) Die Frauen sind von der Brust bis auf die Füsse mit eigenartig präparirten Fellen bekleidet. Aus einer durch Kratzen und Reiben mit Butter weich gemachten, ungegerbten Rinderhaut sind rhombische, etwa 5—7 cm grosse Stücke herausgeschnitten und durch weisse Fellstücke besetzt. Diese Flicken sind so regelmässig angeordnet, dass das Ganze wie ein Schachbrett aussieht.**) Ueber das leicht gelockte Haar haben sie ein mit Butter gesalbtes Stück Rinden- oder Baumwollenstoff geworfen, das bis über die Schultern herabhängt, so dass nur das längliche Gesicht sichtbar bleibt. Die ganze Körperbeschaffenheit dieser Leute und manches aus ihren Sitten und Gebräuchen deutet ausser ihren Traditionen darauf hin, dass sie einem ganz andern Volksstamm als die Neger angehören. Die Frauen werden höher geachtet und von ihren Männern ängstlich gehütet. Ja, der Pascha beobachtete sogar einmal bei reinen Wahúma in Unyóro, dass der von der Reise zurückkehrende Ehemann seine Frau küsste, eine bei Negern gänzlich unbekannte Zärtlichkeit.

Die Leute brachten uns hier sehr viel Butter zum Verkauf, allerdings zu ziemlich hohen Preisen, während der Pascha auf seinem Durchmarsch am selben Orte so enorm viel von diesem Product zum Geschenk erhalten, dass er an alle seine Soldaten davon vertheilen konnte. Man besitzt zahlreiche Herden, unter denen aber in letzter Zeit eine Seuche grassirt hatte.

Von hier aus eröffnete sich uns ein Blick auf den Mfúmbiro-Berg, der sich anscheinend in drei hohe, vulkanartig aussehende Kegel auflöste. Der Nördlichste davon ist der grösste. Bei dem etwas über eine Stunde entfernten Orte Kássya fanden wir einen unserer Aufseher, Namens Mwéni Hamis, der von dem Pascha mit der Beaufsichtigung einiger zurückgelassenen Lasten beauftragt war. Vor

*) Die Hautfarbe ist hell und bedeutend gelblicher als Nr. 6 der Skala von Fritsch.

**) Ein ganz ähnliches Kleidungsstück, dass sich im Berliner Museum für Völkerkunde befindet, brachte Wissmann von Uha mit. Auch dort leben bekanntlich Wahúma.

uns dehnte sich grasiges Hügelland, in dem einzelne Gehöfte der Wahúma-Hirten sichtbar waren, bis an den Sumpf aus, der hier etwas schmäler ist als weiter östlich. Da und dort blinkt aus der Schilfmasse der Wasserspiegel hervor. Dicht hinter dem Orte Rutúnguru, am Fusse eines bedeutenden Höhenzuges, der — von Nordost nach Südwest laufend — unserer Route quer vorgelagert ist, kommt eine mit Schirm-Akazien, Erythroxylon und Gestrüppen erfüllte Schlucht aus den nördlichen Bergen hervor: hier entdeckte ich zum ersten Male eine über 1½ m hohe distelartige Pflanze mit grossen kugelrunden Blüthenköpfen (Echinops s. Acanthus arboreus F.)*), die wir in den höheren Regionen später häufig wiederfanden. Sofort nach der Ankunft im Lager wurden zwanzig Mann nach Kássya zurückgeschickt, um die dort deponirten Lasten zu holen.

Am nächsten Morgen erkletterten wir die steile Anhöhe. Der untere Theil des Abhangs besteht aus geschichtetem Thonschiefergestein, in dem viel Glimmer eingelagert ist; darauf folgt grauer Quarz, mit rosa und weissen Adern durchsetzt. Die Schichten fallen nach Nord-Nord-West mit 80° ein. Die Höhe der Berge ist mit Gebüschen aus Akazien und Protea bedeckt. Nach Südosten bietet sich eine schöne Aussicht über das Sumpfland mit seinen verschiedenen Wasserstellen und auf die dahinter liegenden Berge; nach Westen und Nordwesten schweift der Blick über die etwa 15 km breite, zum Kágera führende Ebene. Der Bergzug, auf dem wir standen — Ruanyána genannt — sowie ein von ihm nach Norden ausstrahlender Ausläufer trennt die Kágera-Ebene von dem Sumpfland. Jenseits des Kágera tauchen neue Höhenzüge auf, die schon zu Mpóroro gehören.

Ein steiler, felsiger Abstieg führte uns wieder abwärts nach dem kleinen Orte Mhíngo, der etwas nördlich von dem Lagerort des Paschas, Ruawonóka, gelegen war. Ich liess das Zelt aufschlagen, um hier die nach Kássya zurückgesandten Träger zu erwarten; gegen Mittag aber erschien ein Kommando von 30 Trägern, das mir der Pascha entgegensandte, nachdem ich ihn von meiner bevorstehenden Ankunft hatte unterrichten lassen. Mit dem Boten kam ein Brief von ihm, der folgendermassen lautete: »Soeben Nachricht, dass die in Ussóngora gewesenen Leute um den See gekommen sind, und nun bei Keyhúra am Südende des Sees sind. Hier entsetzlich, Hunger, Kakikóndjo unsichtbar, nur durch Drohungen etwas zu erreichen. Nyawíngi (Königin von Mpóroro) wünscht, dass wir kommen und bleiben, hat aber keine Träger. Ich erwarte Sie, habe aber selbst nichts zu essen.«

Da auch in Mhíngo sich noch einige Lasten befanden, so musste ich diese trotz der Verstärkung an Trägern fürs Erste noch zurücklassen. Um ein Uhr brach ich das Lager ab und erreichte nach vierstündigem Marsch den Pascha,

---

*) Auffallend ist das Vorkommen von vielen Charaktergewächsen des abyssinischen Hochlandes in dem Plateau des Zwischenseengebietes; so: Acanthus arboreus F., Rumex nervosus V., Crassula abyssinica R., Protea abyssinica W., Phytolacca abyssinica Hoff. Maesa lanceolata F., Musa Ensete Gm, während die hiesige Proteaceen-Gattung Faurea bis jetzt nur in Benguela gefunden werde. cf. Schweinfurth, Sitz.-Ber. d. Naturf.-Freunde. Berlin, 15. Nov. 1892.

der sich bei dem kleinen Gehöfte Kavíngo am rechten Ufer des Kágeraflusses niedergelassen hatte.

Ich traf ihn in recht deprimirter Stimmung. Wie er sagte, hätte er unangenehme Nachrichten von zu Hause bekommen und sich durch die Aufregung darüber ein ziemlich starkes Fieber zugezogen. Am folgenden Morgen (7. Juni) rief er mich zu sich und erzählte mir, er habe einen Brief von dem Reichskommissar erhalten, worin seine gesammte bisherige Thätigkeit im Innern gemissbilligt werde, während er sich doch bewusst sei, stets nach bestem Wissen gehandelt und den augenblicklichen Umständen Rechnung getragen zu haben. Er habe, wie ich wohl selbst wisse, nichts Wichtiges unternommen, ohne in gemeinsamer Berathung auch Langhelds und meine Meinung anzuhören. Es werde jetzt gewünscht, dass er am Südende des Sees eine Station baue, während sich doch, wie früher gezeigt, Mr. Stokes diese Gebiete für seine Thätigkeit vorbehalten hatte. Von dieser Station aus solle er mit den Häuptlingen weit und breit in Verbindung treten: seien mit diesen freundschaftliche Beziehungen und die Sicherheit auf den Verkehrsstrassen hergestellt, so möge er nach der Küste zurückkehren.

Hierzu bemerkte der Pascha, dass es seiner Meinung nach ganz unmöglich sei, mit den entfernteren Häuptlingen Verträge abzuschliessen, ohne sie selbst aufzusuchen. Jetzt, da er Beziehungen mit den vor uns liegenden Ländern angeknüpft und sein Erscheinen dort angekündigt habe, da er nur wenige Tage noch von dem Hauptorte Nyawíngis entfernt sei, glaube er nicht, dass eine Rückkehr im Sinne des Reichskommissariats liegen könne. Ein Zurückgehen würde uns von allen Eingeborenen als Schwäche ausgelegt werden und unser Ansehen im höchsten Grade schädigen, ganz abgesehen davon, dass es auch auf unsere eigenen Leute deprimirend wirken müsse. Zu alledem komme hinzu, dass

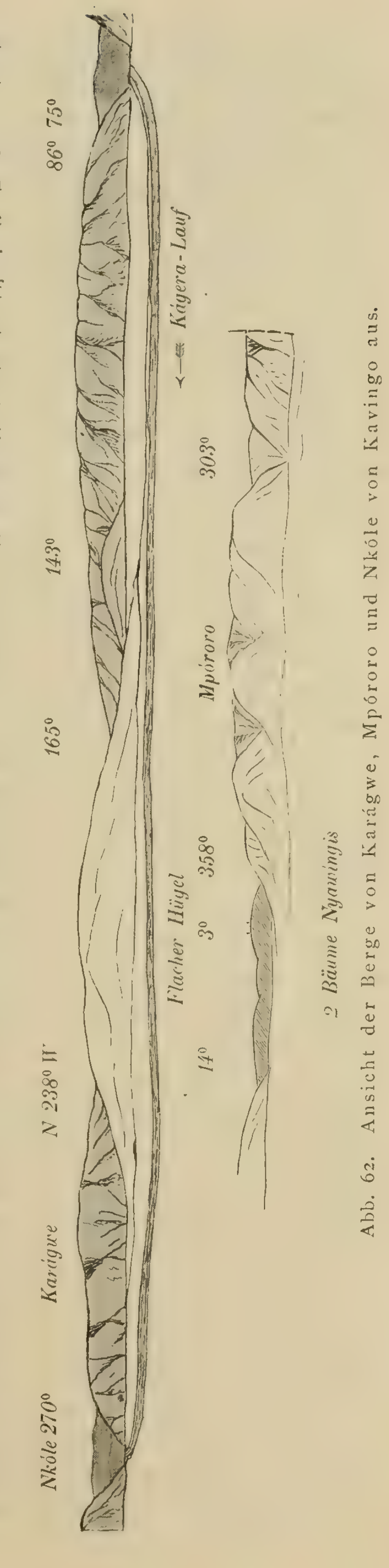


Abb. 62. Ansicht der Berge von Karágwe, Mpóroro und Nkóle von Kavingo aus.

er aus einer Quelle Nachrichten bekommen habe, die er nach seinem besten Wissen auf seine aus der Aequatorialprovinz kommenden Leute zurückführen zu müssen glaube. Wie es hier hiess, sollten diese Fremden nach West-Nkóle — dem Orte Butácka — gekommen sein, den man in wenigen Tagen erreichen könne. Er selbst habe schon Briefe dorthin gesandt. Wie die Umstände lagen, musste ich alle diese Gründe, die gegen ein Zurückkehren sprachen, auch meinerseits anerkennen. Der Pascha schloss, er werde den Vormarsch auf jeden Fall unternehmen, stellte mir jedoch frei, nach Bukóba zurückzukehren.

Es war demnach fürs Erste nur ein Vordringen innerhalb der deutschen Interessensphäre ins Auge gefasst. Ein Erforschen dieser Nordwestecke unseres Gebietes war ohne Zweifel von grossem und allgemeinem Interesse, und die Nachrichten von den vermuthlichen Ssudanesen lauteten derart, dass wir sie innerhalb oder in nächster Nähe des deutschen Gebietes erwarten konnten. Ich erklärte dem Pascha, ich sei vom Reichskommissariat ihm zuertheilt und hätte ihm zu gehorchen, bis ich andere Weisung erhielt. Ihn jetzt zu verlassen, hielt ich nicht für richtig und war deshalb mit Freuden bereit, ihm auch weiter zu folgen.

So wurde das Uebersetzen über den Fluss und der Weitermarsch in das vor uns liegende Land Mpóroro beschlossen. Dabei ward jedoch unausgesetzt der Plan im Auge behalten, an der Nordwestecke unseres Gebietes einen festen Punkt zu errichten, von wo aus wir mit den Ssudanesen in Verbindung treten und wo wir die in dem Privatbriefe des Paschas an den Reichskommissar erbetene Erlaubniss zum Vormarsch nach Westen abwarten konnten. Genaue Dispositionen über die vor uns liegende Reise machte der Pascha prinzipiell nie, da er eine zu langjährige Praxis hinter sich hatte, um nicht zu wissen, dass solche jeden Tag durch neue Ereignisse umgestossen werden können. Er hielt es deshalb auch für absolut zwecklos und schädlich, von weither Jemandem Instruktionen zu ertheilen, die erst eintreffen könnten, wenn die Verhältnisse sich vollkommen geändert hatten, und über deren Ausführbarkeit der Auftraggeber bei seiner Unkenntniss der Verhältnisse keine Gewissheit haben könnte. Beim Reisen, das war seine öfters ausgesprochene Ansicht, müsse man zwar ein grosses Ziel fest im Auge haben, aber im gegebenen Moment stets die Verhältnisse ausnutzen und, um vorwärts zu kommen, überall dort Zugang suchen, wo sich Gelegenheit dazu biete. Wenn er auch schon in Bukóba und in Kafúro einen Marsch nach Westen als sehr erstrebenswerthes Ziel betrachtet hatte, so schrieb er doch noch am 28. März (seinem Geburtstage) an seine Schwester aus Kássya: »Sobald Dr. Stuhlmann mit dem Rest der Leute und den Sachen mich eingeholt hat, gehen wir zusammen weiter, wohin vor uns noch Niemand gedrungen, über Urundi nach dem Tanganyika. Von dort . . . heimwärts.« Und ebenso schreibt er am 2. April aus Kavíngo: »ich habe noch eine Station zu gründen, für ein Jahr auszurüsten und vor mir den Marsch nach dem Tanganyika.« Es kann sein, dass durch die ungünstigen Nachrichten von der Küste der Plan, nach Westen zu marschiren, allmählich in den Vordergrund gedrängt wurde, und man mag

dies scheinbare Hin- und Herschwanken in den Plänen dem Pascha vielfach als Unentschlossenheit gedeutet haben, in Wirklichkeit aber sprach aus der Gepflogenheit, nicht zu weit voraus zu disponiren und überall die momentan vorhandene Gelegenheit zu ergreifen, nur seine grosse Erfahrung in afrikanischen Reisen.

Kakikóndjo hatte uns einige Ochsen zum Geschenk gemacht, hauptsächlich um von dem Pascha eine Medizin gegen das Sterben seines Viehes zu bekommen, die dieser ihm aber nicht geben konnte. »Kakikóndjo als Viehzüchter,« liess er ihm zurück sagen, »müsse doch besser mit den Rindern Bescheid wissen, als er, der Pascha, der sich mit Ochsen höchstens beschäftigte, wenn er sie aufässe.« Eines der uns geschenkten grosshörnigen Thiere wurde wild und riss einem Eingeborenen das ganze Scrotum auf. Der Mann that aber, als sei gar nichts geschehen, und liess sich den Schaden, ohne eine Miene zu verziehen, vom Pascha wieder zusammennähen. Was später aus ihm geworden, weiss ich nicht.

Noch am selben Tage begannen wir mit dem Uebersetzen über den Fluss, indem ich zunächst selbst mit meinen Zelten und wenigen Leuten ans andere Ufer ging. Am folgenden Nachmittag um 4 Uhr war der letzte Mann drüben, trotzdem der Regen uns vielfach hinderlich war.

Der Kágera macht hier ein starkes Knie, da er von seinem süd-nördlichen Laufe in eine östliche Richtung umbiegt. Vom Ufer des Flusses aus konnten wir deutlich sehen, dass wir uns in einem der grossen Längsspalten befanden, die beiderseits von Plateaumassen mit steilen Rändern eingefasst werden (Abb. 62); im Norden wurde uns bei zwei weithin sichtbaren Bäumen die Stelle von Nyawíngis Dorf gezeigt. Der Niveau-Unterschied zwischen diesem Flussthal und dem Victoria-Nyansa ist nur sehr gering, so dass wohl anzunehmen ist, dass der Fluss von seiner Mündung bis hierher schiffbar ist. Genaue Information darüber konnten wir nicht erhalten. Das gelbe Wasser des Flusses strömt in dem etwa 50—60 m breiten und sehr tiefen Bett zwischen Papyrusrändern schnell dahin. Zum Uebersetzen sind einige Kanus vorhanden. Bei dem Mangel an grossen Bäumen in der Umgegend hat man kleine unregelmässig gestaltete Stämme ausgehöhlt und je zwei derselben durch Querhölzer mit einander verbunden. Auf diesen höchst unbequemen Fahrzeugen, die jedes Mal nur zwei bis drei Leute oder Lasten fassen konnten, erreichten wir das jenseitige Ufer von Mpóroro mühsam, aber ohne irgend welche Verluste an Menschen oder Gütern.

XII. KAPITEL.

Durch Mpóroro.

Unser Lager am linken Flussufer lag nach der astronomischen Bestimmung in 1° 3' S. B., also ganz dicht an unserer Nordgrenze. Nach eingezogenen Erkundigungen musste der grösste Theil von Mpóroro südlich des ersten Grades, also auf deutschem Gebiete liegen; in dem kleineren Theile des Landes, der dem englischen Gebiete angehört, hielt sich zur Zeit die Königin des Landes, Nyawíngi, auf. Wenn es auch nach dem Vorhergegangenen so schien, als wenn sie uns bei unserm Vormarsch nur wenig mit Trägern unterstützen könnte, so liess es sich doch kaum umgehen, sie in ihrem Lande aufzusuchen, da man nur durch sie Näheres über den Weitermarsch erfahren konnte. Der Pascha musste sich daher entschliessen, einen kurzen Umweg in das Gebiet der englischen Interessensphäre zu machen, was ja auch für die Erforschung der geographischen Verhältnisse in diesem Grenzgebiete nur von Interesse sein konnte.

Mehrere Elephantenjäger, darunter ein Mann, der sich schon früher längere Zeit in den Ländern am Albert-Edward-See aufgehalten, hatten sich dem Pascha angeschlossen. Von ihnen hörten wir, dass das Land Butúmbi in West-Nord-West-Richtung in sechs bis acht Tagen zu erreichen sei. Der südliche Theil des Landes, das von dem Häuptling Makowóle beherrscht werde, sei mit Wald bedeckt, in dem Schimpansen (Mpúnu) vorkämen. Sie berichteten ferner, dass jenseits des in den Albert-Edward-See strömenden Flusses Rutshúrru die Wakóndjo und Wawámba wohnten. Nach den Erkundigungen des Paschas sollten sich die von uns gesuchten Fremden in Butacka aufhalten; bald darauf kam jedoch die Nachricht, dass sie mit grossen Viehheerden bei dem Chef Keyhúra selbst angelangt seien.

Um endlich Aufklärung zu erlangen, beschloss der Pascha, einen von zwei Trägern begleiteten Aufseher mit Briefen zu Keyhúra zu senden, der, wenn möglich, Antwort und einen Abgesandten der Ssudanesen zu uns bringen sollte. Am Morgen des 10. April brach der Pascha selbst mit 16 Soldaten und allen Trägern auf und liess mich mit 19 Sansibariten und 138 Lasten zurück. Am selben Nachmittage noch kam der früher erwähnte Kamugarúra mit 80 von

Nyawíngi gestellten Trägern bei mir an. Die hungrigen Leute stürzten sich sofort auf die Vorräthe der Eingeborenen und führten überhaupt durch ihre Räubereien manche Ungelegenheiten im Lande herbei, so dass ich mich entschliessen musste, einen der Ochsen zu opfern, um ihren Hunger zu stillen. Ein Theil der neu angeworbenen Leute aber war, durch einige bei eben diesen Räubereien entstandenen Schlägereien eingeschüchtert, alsbald wieder desertirt, so dass ich am nächsten Morgen nur 58 Lasten expediren konnte.

Ein Unterchef von Mpóroro, Namens Nyatwéka, der es bei der allgemein herrschenden Unordnung im Lande mit Nkóles König Ntáli hielt, wollte zunächst Wegezoll von uns einziehen, hielt es jedoch bald für gerathener, selbst einen Ochsen und Bananen als Geschenke zu übersenden, um auf diese Weise eine Gegenleistung von uns zu empfangen. Er erschien später sogar persönlich bei mir, entschuldigte sich wegen der entstandenen Schlägereien und erzählte von vier heissen Quellen, die im Lande sein sollten, sowie dass alle neun bis zwölf Monate unter grossem Getöse Feuer aus dem Mfúmbiroberg komme.

Das Wiesenland an den Flussufern weist eine Flora auf, die vielfach an unsere nordische erinnert. So fand ich drei bis vier Arten von Klee, von denen eine auf den Blättern eine helle Zeichnung, wie bei unsern Formen, trägt; ferner eine violette Scabiosa, mehrere Senecien und ein echtes Zittergras (Poa). Gelb blühende Tephrosia, Adlerfarren und Königsfarren (Osmunda) wachsen am Papyrusrande. Faunistisch scheint der Kágera eine wichtige Grenze zu bilden. Das Rhinoceros kommt westlich von ihm nicht mehr vor, Zebras sah ich niemals. Der Pascha schreibt zwar in seinen Briefen, dass er solche am Flusse beobachtet habe, doch erinnere ich mich, dass dies am rechten Ufer war. Ebenso fehlen zahlreiche Arten von grossen Antilopen. Löwen sind schon in Karágwe meines Wissens nicht vorhanden.

Nachdem die vom Pascha zurückgesandten Träger bei mir eingetroffen waren, konnte ich nachfolgen. Der Marsch ging jetzt genau nördlich. Nach einer halben Stunde war die Flussebene passirt und wir erreichten ein Hügelland, in dem Granit mit sehr grossen Feldspathen zu Tage trat. Zu beiden Seiten unserer Route zog sich ein allmählich gegen Norden ansteigendes Bergland hin. Einige westlich gelegene Höhen, Mawále genannt, waren von vielen Granitblöcken bedeckt. Nach drei Stunden Marsch erreichten wir die bereits vom Lager aus beobachtete Kette, deren Fuss stellenweise mit dünnem Akazienbusch bestanden ist. Hier und da liegen kleine Bananendörfer. Am Fusse der Berge entlang über hügeliges Terrain marschirend, erreichten wir einen westlich von uns gelegenen Papyrussumpf, dessen Ausläufer wir zweimal überschreiten mussten. Am Bergabhang liegen mit Sorghum, Mais und Bohnen bebaute Felder. Nach einem anstrengenden sechsstündigen Marsche traf ich glücklich im Lager des Paschas bei dem elenden Bananendorf Kirĕre ein, das am Fusse der Berge gelegen ist. Obgleich der Boden aus guter dunkler Erde besteht, ist das Land nur dünn bevölkert und schlecht bebaut. Der Pascha hatte abermals neue Nach-

richten von den Fremdlingen bekommen, die jetzt südlich von Butúmbi im Lande Mpímbi des Häuptlings Rugádjo sein sollten, und zwar wurde erzählt, dass es Leute von Mlídju wären. Mlídju (der Bärtige) ist aber der Name des Paschas selbst, unter dem er am Albert-See bekannt ist. Durch diese Angabe gewannen unsere Vermuthungen immer grössere Wahrscheinlichkeit.

Die Königin Nyawíngi wohnte in einem Orte Igoróro, auf der Höhe der Berge oberhalb unseres Lagers. Sie schien gänzlich ohne Einfluss auf ihre Untergebenen zu sein. Ihr Vater Rokáy (Rokári) besass bedeutende Macht und unterwarf die umliegenden Stämme bis an den Mfúmbiro und den Albert Edward-See. Nach seinem Tode gelangte nicht sein Sohn Ruembési, sondern seine Tochter zur Herrschaft, die allmählich ihre Gewalt über die Unterchefs verlor. Das so in Zerrüttung gekommene Reich wurde vielfach von Einfällen aus Nkóle heimgesucht, wo auf den König Mutambúka der jetzige Herrscher Ntáli gefolgt war.

Nyawíngi hüllt sich in eine Art Mysticismus ein. Sie ist als grosse Zauberin berühmt und darf von Niemandem gesehen werden. Wenn sie Personen empfängt, sitzt sie hinter einem Vorhang aus Rindenstoff. Jedermann spricht von ihr mit einer gewissen Scheu, und Genaues kann man schwer erfahren; es heisst immer nur, dass man ihre Stimme hört, so dass wir schliesslich auf den Gedanken kamen, dass sie überhaupt nicht existirte und dass nur ein geschickter Bauchredner ihre Stimme nachahmte. Da sie sich auch weigerte, den Pascha zu sehen, so erklärte dieser, nicht zu ihr gehen zu wollen, »da er nicht gewohnt sei, mit einer Wand oder einem Vorhange zu verhandeln«.

Nyawíngi umgiebt sich mit weiblichen Würdenträgern; ihr Geschäftsträger (Katíkero) war zu unserer Zeit ein auffallend hässliches, altes Weib, bekleidet mit einer befetteten Haut, um die sie einen neuen bunt bedruckten Zeugfetzen geschlungen hatte. Sie war mit zahllosen Amuletten behangen und hatte ihr Kopfhaar in viele Zöpfe geflochten; in der Hand trug sie stets einen etwa einen Meter langen vierkantigen Eisenstab. (Abb. 63). Derartige Szepter werden von der Königin als Hoheitszeichen an ihre Unterchefs verliehen; oft bestehen sie ganz aus Eisen, oft ist zwischen einem sehr langen vierkantigen Untertheil und einer kleineren oberen Zwinge ein nur wenige Centimeter langes Holzstück eingefügt. Wie wir hörten, soll ursprünglich im Lande eine ganze Reihe von Volksstämmen von einander unabhängig gelebt haben, bis von Norden aus die Wahúma, die hier der Familie der Wassámvo angehören, eindrangen und die autochthonen Völker unterwarfen.

Bei einer Besteigung des über uns gelegenen Vitúntuberges, der über 1700 m hoch ist, erhielt ich Winkelmessungen auf die Mfúmbiro-Kegel, deren Spitzen in Wolken eingehüllt waren. Der bestiegene Berg besteht aus Quarzit und Quarzsandstein, daneben fand ich Glimmerschiefer, Turmalin, Bergkrystall und etwas Eisenerz. In der Höhe stiess ich auf alpine Pflanzen, wie Senecio und ein anemonenartiges Gewächs mit hell-violetten Blüthen. Nach Westen und Nordosten sieht man weithin über das Bergland von Mpóroro hinweg.

Die Königin stellte an den Pascha das Ansuchen, er solle sich dauernd in ihrem Lande niederlassen, da sie hoffte, wir würden die von ihr abgefallenen Unterchefs zur Botmässigkeit zurückbringen; wenn unsere Leute nichts zu essen hätten, so sollten sie es sich einfach nehmen, wo sie es fänden. Selbstverständlich konnten wir uns auf dieses grossmüthige Anerbieten nicht einlassen.

Einen Tag nach meiner Ankunft marschirte der Pascha mit sämmtlichen Trägern wieder ab. Um mir die Zeit zu vertreiben, suchte ich in dem Papyrussumpf nach niederen Thieren, fand aber nichts weiter als Mückenlarven. Im Sumpfe stehen zahlreiche wilde Bananen, die zu dieser Jahreszeit gerade ihre fahlgelben Früchte mit den grossen schwarzen Kernen trugen. Die Blattrippen dieser Pflanze sind hier blassrosa, ein Merkmal, das von Professor Schweinfurth speziell für die wilde Banane angegeben wird. Gerade in dem Bananenwald, in dem wir kampirten, waren aber fast alle Kulturpflanzen ebenfalls mit rothen Blattrippen versehen: sie bringen nur kleine, sehr schlechte Früchte hervor und scheinen einer nur wenig durch die Kultur veredelten Sorte anzugehören.

Ich versuchte auf jede Weise, Träger von der Königin zu erhalten; als Antwort liess sie mir einige Schafe als Geschenk schicken und erklären, sie würde erst Träger geben, wenn sie wisse, wo der Pascha sich ansiedeln wolle. Als ich ihr erwiderte, in einem Lande, wo es nicht einmal Nahrung und Bauholz gäbe, könnten wir uns nicht ansiedeln, und es sei nicht unsere Sache, ihre Unterchefs zum Gehorsam zu bringen, sandte sie mir einen Mann, der Träger besorgen sollte. Dieser trieb sich aber nur im Lager herum und machte Allotria, so dass ich ihn schliesslich in Eisen legen musste.

Die vom Pascha zurückgesandten Träger reichten nicht aus, um alle Lasten fortzuschaffen, so dass ich mit 32 Lasten abermals festsitzen musste, bis unsere Leute von Neuem zurückkehrten. Eines Nachmittags wurden mir 10 Mann als Träger der Königin vorgeführt; ich sagte, sie sollten sich am nächsten Morgen ihre Lasten abholen, doch erschien Keiner mehr. Um Leute zu bekommen, hatte mir Nyawíngi nunmehr zusammen mit ihrem Katíkero drei alte Frauen geschickt, kein Wunder, dass die Eingeborenen diese nur auslachten. Endlich entschloss ich mich, auf Anrathen dieses weiblichen Ministers, meine Leute in die Umgegend zu schicken, um Eingeborene als Träger mit Gewalt herbeizuholen. Nach einer Stunde kamen sie auch mit 45 Mann, unter denen ich die kräftigsten aussuchte. Natürlich mussten diese Leute beim Weitermarsch stark beaufsichtigt werden.

Durch ein nach Nordwesten führendes Thal erreichte ich bald die Kayánga-Berge, die sich wie ein Querriegel vor das Thal schieben. Von

Abb. 63. Hoheitszeichen der Nyawíngi.

der Höhe dieser Berge aus (etwa 1750 m) gewann ich einen weiten Ueberblick über die früher durchschrittene Gegend, namentlich über die nordwestlich gelegenen, schon zu Nkóle gehörigen Thäler. Ein steiler Abstieg zwischen Quarzblöcken, in denen Gänge von Eisenerz gefunden wurden, brachte mich bei strömendem Regen in das kleine Dorf Ningómbe.

Gleich nachdem ich von hier am folgenden Morgen abmarschirt war, überraschte uns wieder ein solch sintfluthartiger Regen, dass wir schleunigst in einigen Negerhütten Zuflucht suchen mussten. Um die Lasten vor dem gänzlichen Durchweichen zu schützen, wurden sie in den Hütten aufgestapelt, und in einigen, in denen meine Leute sich zusammengekauert hatten, zündeten wir Feuer an, um unsere durchnässten Kleider zu trocknen. Angenehm war allerdings der Aufenthalt in den kleinen, mit dichtem Rauch erfüllten Hütten gerade nicht. Nach einigen Stunden war der Regen vorbei, und wir konnten unseren Marsch in dem Thal fortsetzen, in dem es zahlreiche Bananenhaine giebt. Nachdem wir ein Défilé zwischen zwei Bergen passirt und an einer nach Nordwest gerichteten Bergkette entlang gegangen waren, wurde im Südwesten ein Hügelland mit massiven Granitkuppen sichtbar. Bei dem kleinen Gehöft Ruhánga, das am Ende eines Thales zwischen hohen Bergen eingeschlossen liegt, erreichte ich den Pascha. Das Gehöft war von einem kleinen, Ntáli ergebenen Unterchef bewohnt. Bei der Ankunft meiner Leute flohen eigenthümlicher Weise alle Einwohner, obgleich sie vorher mit dem Pascha, der sein Zelt mitten im Gehöfte aufgeschlagen, ganz freundschaftlich verkehrt hatten. Am Nachmittage kam als Gesandter von Ntáli der Chef Rokára, (ein in diesen Gegenden sehr häufiger Name), der einige 20 Ziegen als Geschenk für den Pascha brachte. Er erzählte uns, dass er die Lagerfeuer der von uns gesuchten Fremdlinge von Keyhúra aus am jenseitigen Ufer des Sees in Ussóngora gesehen habe.

Der Pascha marschirte nun am 20. April mit den Leuten abermals voraus und liess mich mit wenigen Soldaten und 106 Lasten zurück. Das kleine Gehöft, in dem ich lagerte, liegt in einem Thale zwischen zwei etwa 300 m hohen nach Nordwest verlaufenden Gebirgszügen. Wie überall in den bisher durchzogenen Thälern, bestehen auch hier die tiefer gelegenen Partieen aus Papyrussümpfen, in denen wilde Bananen und Cardamom ein undurchdringliches Dickicht bilden. Hier und da sind an den Abhängen der Berge Bananenhaine verstreut, sonst sieht man in der grasbewachsenen Gegend nur weniges Buschwerk, besonders Erythrina tormentosa,*) krüppelhafte Ficusbäume und an geschützten Orten niedrige Dracaenen. Eines Nachmittags besuchte mich der in dem Orte Itosho jenseits der nordöstlichen Berge wohnhafte Unterchef Ntális Karamgíra, ein lang aufgeschossener, aber dunkelfarbiger, ächter Mhúma-Mann, der es nach Unyóro-Sitte für schön hielt, sich die Fingernägel lang wachsen zu lassen. Sein Geschenk von zehn Ziegen wies ich zurück, da er den Pascha hier vier Tage

*) Ein dorniger, 2 m hoher Strauch mit grau-grünen Blättern und rothen Blüthen.

ohne ein Gastgeschenk gelassen habe. Andere Leute aus Nkóle kamen in mein Lager, die uns geräucherte und getrocknete Fische massenhaft zum Verkauf anboten. Auf einem langen Stock waren je 15—16 etwa spannenlange Welse der Gattung Clarias aufgereiht und ihre Schwänze gleichmässig umgebogen. 16—19 dieser Stöcke konnten die Leute für eine Upande (4 Ellen) Baumwollenstoff erhalten.

Grosse Schwierigkeit machte es mir, die Lasten fortzubringen. Rokára hatte zwar Träger versprochen, doch kam der mit der Besorgung der Leute beauftragte Mann mit der Meldung zurück, keine Träger beschaffen zu können. Als Ersatz brachte er mir einige Ziegen. Dieser alte Mann warnte mich auch vor den hiesigen Eingeborenen, die wegen ihrer Unverschämtheit im Lande verrufen seien und die auch ihn selbst bei seiner Anwesenheit behelligten. Eines Tages erschien eine Serie von Nyawíngi gestellter Träger. Nach einer Mittheilung des Paschas sollten es 86 Mann sein, doch waren viele unterwegs desertirt, so dass ich ihnen nur 41 Lasten geben konnte und mit dem Rest noch auf die Rückkehr unserer eigenen Leute zu warten gezwungen war.

Etwas Abwechselung in dieser Wartezeit brachte uns die Ankunft des nach dem Albert-Edward-See gesandten Aufsehers Mwéni Hamis. Er war bis nach Keyhúra sechs Tage lang von Kavíngo aus marschirt, zunächst drei Tage in den Bergen, wobei er einmal das breite versumpfte Thal des Ruissiflusses östlich unter sich sah, dann einen Tag lang durch welliges Hügelland und anderthalb Tage durch Wald bis zum See, der hier nur aus zwei ganz schmalen und seichten Armen mit dazwischen liegender Grasinsel bestehen sollte. Keyhúra sei ein Unyóro-Mann mit den Stammesabzeichen der Wanyóro: er trage Brandnarben an den Schläfen und die vier unteren Schneidezähne seien ausgeschlagen. Er sei früher aus seinem Heimathlande geflüchtet und jetzt Ntáli unterthan. Nach den dort eingezogenen Erkundigungen seien angeblich Fremde vor drei bis vier Monaten fünf Tage lang in Ussóngora gewesen. Einige der Leute seien auch zum Nahrungsholen bis nach Keyhúra gekommen, viele darunter hätten grosse Schnittnarben auf den Wangen gehabt, andere seien von weisser Hautfarbe und in grobe braune baumwollene Stoffe gekleidet gewesen. Nach kurzem Aufenthalt seien die Leute westlich nach Kalíwa zurück gegangen, das auf Bergen gelegen und in vier Tagen zu erreichen sei. Angeblich sei hier noch eine Abtheilung der Leute anwesend, während die andere Hälfte sich im Lande Buítwa im Süden des Sees auf dem Wege nach Ruánda angesiedelt habe. Der Anführer aller dieser Fremden sei ein gewisser Matári. Diese Angabe machte die Erkundigungen sehr wahrscheinlich, da der als Stellvertreter des Pascha eingesetzte Ssudanesen-Offizier Sselim-Bey den Beinamen Mátr führte. Wir nahmen an, dass die Neger diesen Namen mit einer Bantu-Endung versehen und in Matári verwandelt hätten. Trotz aller Bemühungen gelang es jedoch unseren Abgesandten nicht, Boten nach Kalíwa zu bekommen, da zwischen dem Dorfe Keyhúra und dort die feindlichen Schaaren Kabarégas angesiedelt waren. Ebensowenig war es möglich,

von dort aus direkt nach Butúmbi zu marschiren, da Keyhúra mit diesem Lande im Kriege lag.

Die Eingeborenen, die wie erwähnt, bei meiner Ankunft geflüchtet waren, kehrten alsbald wieder zurück, wollten aber zunächst nicht in ihrem Dorfe, sondern ausserhalb wohnen. Einen Tag später kamen sie, von übermässigem Biergenuss betrunken, zu uns und verlangten, dass wir aus ihren Hütten ausziehen sollten. Sie betrugen sich im höchsten Grade unverschämt, krakehlten und lärmten und standen mit den zum Wurfe bereit gehaltenen Speeren meinen Leuten gegenüber, die ihrerseits Patronen in die Gewehre gelegt hatten. Ich kam gerade im rechten Augenblick hinzu, um die erregten Gemüther zu besänftigen. Da ich nur mit wenigen Leuten mitten unter den Eingeborenen die Lasten zu hüten hatte, kam mir alles darauf an, dass der Friede nicht gestört wurde. Ich gab aber zunächst ihrem Verlangen, gänzlich den Ort zu verlassen, nicht nach, sondern räumte ihnen nur einige Hütten ein, die von meinen Leuten in Beschlag genommen waren. Einige Tage später aber liess ich mein Zelt auf einem freien übersichtlichen Platz aufschlagen und die Lasten dorthin transportiren, wobei mir die Eingeborenen selbst behülflich waren.

Am 27. April Mittags kamen unsere Träger zurück, so dass ich Befehl geben konnte, am selben Tage abzumarschiren. Während ich noch beim Essen sitze, ertönt plötzlich draussen das schrille Kriegsgeschrei der Eingeborenen, und einige Soldaten kommen in mein Zelt hineingestürzt mit der erregten Meldung, »man tödte unsere Leute«. Ich eile ins Freie und sehe gerade noch, wie die Eingeborenen aus dem Dorfe heraus im Sturmlauf den Berg hinauf jagen. Zugleich höre ich von den Leuten, dass einige unserer Träger verwundet und getötet seien. In wenigen Augenblicken war ich mit den Soldaten bei dem Gehöfte, von dem das Geschrei ausging; wir versuchten, die Eingeborenen zu verfolgen, gaben es aber bald auf, da es keinen Zweck hatte, den Leuten in die Berge hinein zu folgen. Während ich den Thätern etliche Schüsse nachschickte, hatten meine Leute schon die umliegenden Gehöfte angezündet, trotzdem die Leichen von drei unserer getöteten Kameraden darin lagen, die ich nicht aus den brennenden Hütten herausholen und beerdigen lassen konnte.

Es stellte sich heraus, dass bei der Ankunft einige der Träger trotz meiner Warnungen in das Gehöft gegangen waren, um sich dort im Schatten auszuruhen. Die Eingeborenen waren wieder betrunken gewesen, und die neu angekommenen Leute wussten nichts von den vorhergegangenen Scenen. In wenigen Augenblicken hatten die Neger zu ihren Speeren gegriffen und sieben Leute verwundet, von denen drei sofort starben, einer einen schweren Lanzenstich hoch durch den Oberschenkel und die drei übrigen leichte Ritzen an Kopfhaut und Fingern davon trugen.

Eine Verfolgung der Schuldigen schien gänzlich aussichtslos; da mir ausserdem der Pascha schrieb, ich möchte möglichst bald nachkommen, da er nur wenige Leute zu seinem Schutze bei sich habe, so beschloss ich, meinem schon

früher gegebenen Befehl gemäss, noch am selben Tage abzumarschiren. Wo sich Eingeborene zeigten, liess ich sie durch eine Soldatenpatrouille fortjagen und theilte einige Munition aus, um auf alles vorbereitet zu sein.*)

Nachdem ich südlich aus dem Thale herausmarschirt war, wandte ich mich nach Nordwesten um die Berge herum und gelangte an ein grosses, in einem ausgedehnten Bananenwalde gelegenes Dorf Kinyamágire. Die Eingeborenen schienen zwar von unserem Scharmützel gehört zu haben und hielten sich infolge dessen in respektvoller Entfernung, liefen aber nicht fort. Es scheint, dass in diesen Gebieten keine Interessengemeinschaft der einzelnen Dörfer vorhanden ist, und dass alle mit einander mehr oder weniger im Kriege leben. Nachdem ich noch einen breiten Papyrussumpf durchschritten, liess ich an weithin sichtbarer Stelle auf einem Bergrücken das Lager aufschlagen. Dicht vor unserer Ankunft daselbst starb einer der Verwundeten. Unsere Leute hatten in der Nacht vorher hier kampirt und freundschaftliche Beziehungen mit den Eingeborenen eingeleitet, so dass es uns jetzt nach einigem Bemühen gelang, die Einwohner eines nahegelegenen Dorfes zum Heranbringen von Nahrung, Feuerholz u. s. w. zu bewegen. Um in dieser Gegend, wohin doch die Nachricht von dem kürzlichen Vorfall bereits gedrungen war, ähnliche Zwischenfälle zu verhindern, verbot ich den Leuten aufs Strengste, in die umliegenden Dörfer zu gehen. Es gab eben immer Langfinger unter ihnen, die es nicht lassen konnten, den Eingeborenen Kleinigkeiten fortzunehmen, trotzdem solche Ausschreitungen streng von uns bestraft wurden. Meine Aufgabe musste es aber sein, nach Möglichkeit friedliche Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen und zu unterhalten: einmal, weil der Pascha mit seinen wenigen Leuten weit von mir entfernt war, dann auch, weil wir die Munition sparen mussten, und endlich, weil wir uns die Rückzugsstrasse nicht verderben durften.

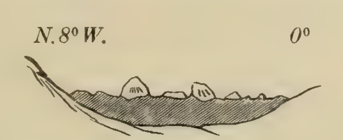


Abb. 64. Guläro (Runssóro) von Rutóme in Mpóroro aus gesehen.

Am Morgen des folgenden Tages stiegen wir von den mit Granitblöcken besäten Höhenrücken in eine hügelige Ebene hinab, in der wiederum Quarzit ansteht. In der Lücke zwischen zwei Bergen eröffnete sich uns in genau nördlicher Richtung eine herrliche Aussicht. Am Horizont tauchte eine zackige Berglinie auf, deren silberstrahlende Gipfel von Schnee bedeckt waren (Abb. 64). Von den Eingeborenen wurde mir für diese Bergriesen der Name Guläro angegeben; kein Zweifel, dass wir die Stanleyschen Schneeberge im Lande Gamba-

*) Die Kunde von diesem kleinen Scharmützel ist durch Negermund aufgebauscht nach Kafúro und weiter nach Bukóba und Tabóra gedrungen und hat auf diesem Wege durch Vermittelung von Eugen Wolf ihren Weg in die deutschen Zeitungen, vor allem in das »Berliner Tageblatt«, gefunden. Es wurde von gänzlicher Zersprengung der Karawane und von unserer Flucht geredet, was begreiflicherweise einige Aufregung, besonders im Kreise unserer Angehörigen verursachte. Leute, die derartige Zeitungsberichte schreiben, sollten sich darüber doch Rechenschaft geben und keine vagen Negernachrichten, sondern nur sicher Gemeldetes in die Welt bringen.

ragára vor uns hatten. Nach Südwesten eröffnete sich uns gleich darauf eine andere Aussicht auf drei Kegel der Mfúmbiro-Berge (Abb. 65).

Verschiedene ärmliche Gehöfte wurden passirt, die alle ohne Bananenpflanzungen waren. Die Eingeborenen gehören dem Wahúmastamme an, sind aber nicht von so reiner Rasse wie die in Nord-West-Karágwe. Die Einfälle der Leute von Nkóle haben im Verein mit Viehseuchen ihren Wohlstand zerstört. Nachdem wir einen Pass, der zwischen zwei Theilen eines nord-nord-westlichen Bergzuges hindurchführt, überschritten, marschirten wir zwei Stunden an einem schmalen Papyrussumpf entlang, der von beiden Seiten durch leichte, erst aus Quarzit, dann aus Granit bestehende Hügel eingegrenzt ist. Ein kleiner Höhenrücken trennte uns von einem zweiten Papyrussumpf, an diesen schliesst sich südöstlich eine grosse Grasebene, an deren tiefster Stelle ein kleiner See Ruaketénge gelegen ist. Von einem erhöhten Standpunkte aus sahen wir über ein Hügelland auf die nördlich von uns gelegene isolirte Bergmasse des Rudjúmbira. Dann gelangten wir langsam ansteigend zu dem kleinen Gehöfte Nyavagarúka, bei dem wir unser Nachtquartier aufschlugen. Die Eingeborenen waren bei unserer Annäherung fortgelaufen und sahen uns von ferne zu. Durch ein paar herübergeschickte Geschenke wurden sie jedoch bald bewogen, heranzukommen und uns Nahrungsmittel zu bringen. Anderes als Bohnen und Eleusine-Korn war freilich nicht zu erhalten. Während weiter östlich Bananen das Hauptnahrungsmittel sind, leben die Leute im westlichen Theile von Mpóroro hauptsächlich von dieser kleinen bittern Kornsorte.

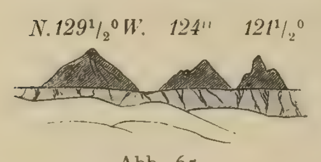


Abb. 65.
Mfúmbiro-Berge von Karo in Mpóroro aus gesehen.

Unsere weissen dünnen Baumwollenstoffe fanden viel Anklang, doch nahmen die Eingeborenen auch gern Perlen. Nachdem wir uns durch die Nachtruhe gestärkt, marschirten wir abwärts zwischen öden, ausgedörrten Hügeln hindurch, auf denen oft weit und breit kein einziger Strauch zu sehen war. Einige wenige Wahúma-Gehöfte liegen, von Dornhecken umgeben, seitwärts von der Strasse. Nach 1½stündigem Marsch mussten wir neuerdings einen Papyrussumpf überschreiten, in den am Ende eines Thales der kleine Bach Nyamakúru hineinfliesst. Hier wurde das ermüdete Auge endlich wieder einmal durch den Anblick einiger saftgrüner Ficusbäume und Kandelaber-Euphorbien erfreut.

Die alle Thäler ausfüllenden Papyrussümpfe sind hier im Süden von Nkóle und im Norden von Mpóroro im höchsten Grade charakteristisch für die Landschaft. Viele von ihnen scheinen ganz ohne Abfluss zu sein, andere aber ihr Wasser nach dem Kágera oder dem Albert-Edward-See zu senden. Der grösste Theil davon hat nur eine sehr geringe Tiefe, oft ist überhaupt kein Wasser zu sehen.

Unten im Thale bestand das Gestein aus Quarzit, ein Höhensattel jedoch, den wir demnächst zu überschreiten hatten, war aus Granit gebildet, während das südöstlich von uns gelegene nahe Gebirge wieder Urschiefer zeigte. Die

ganze Boden-Konfiguration ist im höchsten Grade verwickelt, doch lässt sich auch hier in grossen Zügen eine Hauptrichtung von S. S. O. nach N. N. W. erkennen. Zwischen die Hauptmassen der Urschiefergebirge sind Parthieen von granitischem Gestein eingeschaltet. Das schieferige Material streicht nach N 40° W und fällt nach S.W. um 50—70° ein.

Nach kurzem Marsche erreichten wir das Gehöft Katówotówo, wo vor mir der Pascha gelagert hatte, und wo ich noch zwei unserer Aufseher mit fünfzehn Lasten vorfand. Ich marschirte noch eine halbe Stunde weiter, um den vor uns liegenden Nyerwesíka-Bach, der sich von Süden, aus einem Thale kommend, in einen breiten Papyrussumpf ergiesst, zu überschreiten. Das Wasser war über 1 Meter tief und von Papyrus-Rändern eingefasst, so dass das Hinüberschaffen der Lasten nicht ganz leicht war. Am andern Ufer lagerte ich bei dem kleinen Gehöft Bukáma, am Abhange eines Berges, von wo sich ein weiter Blick über eine mit Papyrus bedeckte Ebene und über die dahinter liegenden Berge darbot. Die Lasten von Katówotówo wurden noch am selben Tage ins Lager geschafft.

Weiter führte mich der Weg am Abhange des Berges entlang und um diesen herum. Der Papyrussumpf blieb bald hinter uns liegen, als wir eine hohe Bergmasse bei dem Dorfe Kiväle erkletterten. Auf der anderen Seite niedersteigend, gelangten wir an die Ausläufer einer hohen, südwestlich von uns gelegenen Bergkette. Fünf kleine Bäche strömen von ihr herab und theilen das Vorland in eben so viele Höhenrücken von je 50—100 m relativer Erhebung. Eine ganze Anzahl Wahúma-Dörfer liegt am Wege, umgeben von Feldern, auf denen Sorghum, Bohnen (Ph. vulgaris) und Mais gebaut werden. Die Eingeborenen sassen meist, ihre kleinen gelben Hunde neben sich, vor ihren Hütten. An den bereits erwähnten Bächen fand ich dunkelblaue Vergissmeinnicht und als besondere Merkwürdigkeit unser europäisches Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris). Nachdem die letzte, etwa 1700 m hohe Terrainwelle überschritten war, brachte uns die Ersteigung der westlichen Bergkette auf eine Höhe von beiläufig 1850 m. Ihre höchsten Erhebungen lagen noch etwa 150—200 m über uns. Die Urschieferfelsen streichen hier nach Süden und fallen nach Osten um 80° ein. Am Abhange entlang gehend, schaut man in tiefe Thalschluchten hinunter, in denen wilde Bananen gedeihen. Jenseits im Osten erhebt sich in einer Entfernung von 5—8 km eine der unsrigen parallele Bergkette. Alle zum Thal führenden Gewässer sammeln sich offenbar in einem grossen Längsthal und fliessen nach N.W. zum Albert-Edward-See ab.

Während die früher besuchten, hinter uns liegenden Höhen ganz kahl gewesen waren, und man nur selten in den Thälern einige Ficus-, Erythrina- oder Euphorbiabäume gesehen hatte, war hier die Vegetation trotz der bedeutenden Erhebung von 1800—2000 m weit mannichfaltiger. Beim Aufstieg schon fielen mir Brombeeren, grosse Kugeldisteln und eine Menge der distelartigen, oft strauchförmigen Arctotis, sowie einige Dracaenen auf. Etwas höher fand ich zum ersten Male auf unserer Reise kleine Exemplare von Haidekraut, zwischen denen Sedum mit orangegelben Blüthen, Sauerampfer (Rumex), weissblühende Tephrosien und

gelbe Strohblumen (Gnaphalium) standen. Zwei Arten von Erythrina traten als zwei bis drei Meter hohe Büsche oder Krüppelbäume auf; daneben eine Kigelia, die sich durch schmalere Fiederblätter von der in der Ebene vorkommenden Spezies unterschied. Eine Reihe von Baumarten trug lederharte Blätter. Von den Aesten hingen Mispeln herab.

Es war ursprünglich des Paschas Absicht gewesen, von hier aus nach dem jenseits der Berge liegenden Kavrânga zu marschiren, doch war er durch ein aufziehendes Unwetter gezwungen worden, in einem nahen Dorfe Zuflucht zu suchen. Auch ich traf nach dem Abstieg bei strömendem Regen in seinem Lager ein, das er in dem kleinen, rings von Höhen umgebenen Dorfe Kantánda aufgeschlagen hatte. Der Ort gehört schon zum Distrikt Butúmbi.

Die Eingeborenen waren hier gänzlich ausser Beziehungen mit den umliegenden Ländern, so dass wir von ihnen keine näheren Nachrichten erhalten konnten. Es wurde deshalb in Aussicht genommen, über Kavrânga nach Mpímbi zu gehen. Schon vorher, am 23. April, hatte der Pascha mir von dem selben Platze aus geschrieben: »Fünf Stunden von hier haust Makowóle, zu dem ich morgen um Träger sende. Von hier zum See drei Märsche; wir können da jedoch nicht bleiben, denn wir sind zu weit nördlich. Dagegen habe ich vor: Kantánda, Kavrânga, Kyenkési, Kayónsa, Mpúngu, Mpímbi; dieses letzte am Flusse von Ruánda gelegen, anderthalb Tage vom See. Direkter Weg von hier nach Mpímbi durch grosse Wälder. Was unsere Fremden betrifft, so sollen sie in Rukíga oder in Ugómbe sein, und hoffe ich, von Makowóle Näheres zu hören.« Hieraus geht hervor, dass der Pascha damals der festen Meinung war, seine Leute seien südlich vom See, und dass er beabsichtigte, nach dem Lande Mpímbi zu marschiren, wo er sich im äussersten Nordwesten unserer Interessensphäre zu etabliren beabsichtigte.

Am folgenden Morgen marschirte er selbst weiter und liess mich in dem kalten feuchten Bergkessel zurück. Fast den ganzen Tag hörte es nicht auf zu regnen; es schien förmlich, als seien die Wolken und Nebelmassen an den Höhen festgeklebt. Glücklicherweise brachten uns die Eingeborenen wenigstens so viel Nahrung, als für meine wenigen Leute erforderlich war. Messingdraht und Baumwollenstoffe nahmen sie an, bevorzugten jedoch eine besondere Sorte weisser Perlen. Diese »Mangadjúdju« (Brustwarze) genannte Sorte ist porzellanweiss, oval, etwa 5—6 mm lang und sehr roh gearbeitet. Sie wird in Butúmbi, am Albert-Edward-See und weiter nördlich allen andern Sorten vorgezogen. Die Eingeborenen gehören nicht der Wahúma-Rasse sondern der Urbevölkerung an, die hier Wahúmbo genannt wird. Es sind ziemlich gedrungen gebaute, dunkelfarbige Leute mit ausgesprochenen Negerphysiognomieen. Ihr Haar flechten sie in zahlreiche Zöpfe, die um den Kopf herum hängen und die Stirn bis zu den Augenbrauen bedecken. Man baut Erbsen, Bohnen (Phaseolus vulgaris), Eleusine, Sorghum, Kürbisse und Bataten, die in zwei Varietäten mit geschlitzten und pfeilförmigen Blättern vorkommen. Sorghum war zur Zeit unserer Anwesenheit kaum

aus dem Boden geschossen. Einiges Rindvieh der langhörnigen Art wird gehalten, vorwiegend jedoch Schafe mit graden Nasen, Hängeohren und theilweise langem Pelz, sowie kleine, fast ungehörnte Ziegen. Hühner einer besonders grossen und schönen Varietät sind häufig. — Es fiel mir auf, dass die Leute viel schlechter gearbeitete Speere als die in Mpóroro hatten. Die Klingen sind nicht gut geschärft und haben keine richtige Blutrinne.

Im Uebrigen war die Bevölkerung bis zur Lächerlichkeit misstrauisch, obgleich sie noch nie mit Arabern verkehrt hatte. Man wollte nichts ohne vorherige Bezahlung thun, ja nicht einmal Auskunft über den vor uns liegenden Weg geben, ohne ein Geschenk zu bekommen. Zwei Leute, die ich fragte, behaupteten zuerst, den Weg nach Mpímbi und selbst nach dem nahen Kavránga überhaupt nicht zu kennen, wussten aber plötzlich ganz genau Bescheid, nachdem ich ihnen ein Stück Zeug versprochen. Sie wollten auch noch das Geschenk vorher sehen, was ich ihnen jedoch verweigerte. Ich warb sie dann als Führer an und musste sie, als sie sich am nächsten Morgen ihren Verpflichtungen entziehen wollten, da sie die versprochenen Belohnungen nicht vorher bekamen, streng bewachen lassen. Misstrauen gegen Fremde und ein stark materieller Zug ist dem Charakter des Negers im allgemeinen überhaupt eigenthümlich.

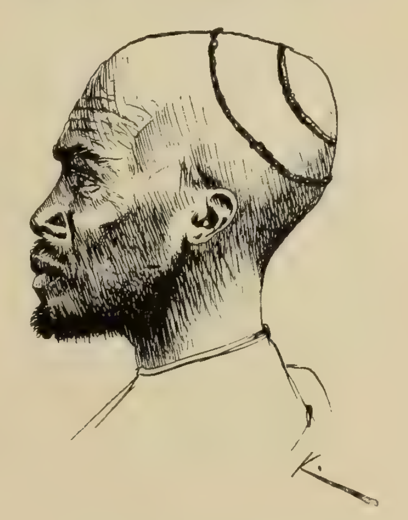


Abb. 66. Mann von Kayónsa in West-Mpóroro.
(Haar abrasirt bis auf zwei Ringe.)

Dieser Etappenmarsch, bei dem man einen bis zwei Tage marschiren und dann zwei bis drei Tage warten musste, war für uns sowohl wie für die Träger aufs Aeusserste ermüdend. Die Leute wurden durch das Vor- und Zurückgehen ausserordentlich angestrengt, doch hörten wir nie ein Wort der Klage, und ich kann allen nur die vollste Anerkennung zollen. Der Aufenthalt in Kantánda, wo es vom Morgen bis in die Nacht hinein regnete, so dass es uns kaum gelang ein Feuer anzuzünden, und wo das Wetter es kaum erlaubte, durch Ausflüge in die Umgegend die Sammlungen zu bereichern, gehörte zu den wenigst angenehmen der Reise.

Sehr erstaunt war ich, als einige von Nyawíngi gesandte Leute mir eine Stofflast brachten, die durch einen der Eingeborenen-Träger am Wege fortgeworfen war, ohne dass die den Transport führenden Aufseher — nachlässiger Weise — den Verlust bemerkt hatten. Für ihre hervorragende Ehrlichkeit bekamen die Ueberbringer ein Geschenk und ein anderes für ihre Herrin Nyawíngi.

Nachdem unsere Leute zurückgekehrt waren, konnten wir auf den durch Regen schlüpfrig gemachten Pfaden die selben Höhen wieder ersteigen, von denen wir

früher herunter gekommen waren. Die Berge sind mit 3—4 m hohen Bäumen von Erica arborea, sowie mit Proteagebüsch (Faurea) bedeckt, das ganz den Eindruck von Rhododendron macht. Absteigend gelangten wir in ein Thal, durch das ein Bach mit kaltem Wasser (15,4° C.) plätschert. An seinem Ufer wuchert breitblättriges Waldgras neben Tephrosien und Farrenkräutern, und die Hänge sind mit Lebermoos überzogen. Wir hatten noch einen dem eben verlassenen parallel laufenden Höhenzug zu ersteigen. Ein Pass, aus dem ein Bach Namens Maësi moēro entspringt, führte uns über diese Höhen. Dann gelangten wir auf den jenseitigen Abhang der ziemlich kahlen Berge nach dem ersten, Nyavehási genannten Gehöfte des Distriktes Kyenkēsi, wo der Pascha sein Zelt aufgeschlagen hatte.

Schon von der Höhe aus hatte sich im Norden zwischen den Bergen eine Wasserfläche gezeigt: vom Lager aus sahen wir nun deutlich über die vor uns liegenden Berge Mawále und Kirénsi hinweg nach Nord-West auf den Spiegel des Albert-Edward Sees, der hier eine grosse nach Süden sich erstreckende Bucht zu bilden schien; ein seit langem ersehnter Anblick. Die vor uns liegenden Höhen waren durchweg mit Gras bedeckt, aber in den Thälern stand dichter Wald. Der Häuptling des Landes Butúmbi, Makowóle (Makowúli), hatte zuerst Wegezoll vom Pascha verlangt, dieser aber hatte seine Gesandtschaft sehr kühl behandelt und mit der Bemerkung heimgeschickt, dass die Europäer nicht gewohnt seien, derartige Forderungen zu erfüllen. Bald darauf schickte Makowóle einen Ochsen als Geschenk und versprach, Träger zum Fortschaffen der Sachen zu stellen.

Das Land Butúmbi gehört nominell zu Mpóroro, hat sich jedoch so gut wie unabhängig gemacht. Makowóle selbst ist ein Mssámvo-Mhúma und herrscht bis zum Rudjúmbira-Berge über die hier Waïrúntu genannten Wahúma und die Ureinwohner, die den Stämmen Wagáhe und Wahúmbo angehören.*) Die Sprache der Gegend ist Kinyóro, die viele von unseren Leuten verstanden. Die westlich wohnenden Völkerschaften sollen angeblich Rukíga sprechen. Die im Süden von Butúmbi sitzenden Häuptlinge Ihángo und Rugádjo in Mpímbi, so wie Nyakaváss in Kayónsa sind der Königin von Mpóroro noch treu geblieben.

Am Nachmittage sahen wir einen Zug von Leuten, die in weisse arabische Hemden gekleidet waren, zu unserm Lager heraufsteigen. Es stellte sich heraus, dass es Wanyamwési-Elephantenjäger waren, die in der Nähe ihrer Beschäftigung nachgingen. Sie versprachen uns, einen Theil unserer Lasten bis zum See zu bringen und lieferten am nächsten Tage auch in der That 22 Träger.**)

*) Makowóle ist eigentlich hier ein Usurpator, der ursprüngliche Chef des Distriktes Kyenkēsi ist Ruhayána.

**) Von ihnen erhielten wir die merkwürdige Nachricht, dass ein Fluss im Süden des Sees nicht in diesen hinein, sondern aus ihm heraus käme, was uns natürlich sehr überraschte. Wir konnten uns höchstens vorstellen, dass er in den Tanganyika fliesse. In der Folge stellte sich diese Nachricht denn auch als unwahr heraus. Geographische Erkundigungen über die Richtung von Flüssen

Der Pascha beschloss nun, zunächst an das Südufer des Sees zu gehen, um dessen geographische Lage festzustellen und alsdann weitere Entschlüsse zu fassen. Bald nachdem er abmarschirt war, ging ein derart heftiger Regen nieder, wie ich ihn nie zuvor beobachtet hatte; die Wassermassen wurden vom Sturm fast horizontal über das Land weggepeitscht. Die leichten Zelte der bei mir zurückgebliebenen Soldaten fielen wie Kartenhäuser um, und mein eigenes konnte nur mit grosser Anstrengung vor dem gleichen Schicksal bewahrt werden. Nachdem unsere Träger vom Pascha zurückgekommen waren, konnte ich ihm in westlicher Richtung, abwärts gehend, folgen. Der Marsch war durch die Schlüpfrigkeit des Weges und die stark wellige Beschaffenheit des Bodens sehr beschwerlich. Durch kleine Bachläufe ist das Terrain überall in 50 — 60 m. hohe Höhenrücken zerspalten, hier und dort stehen Parzellen tropischen Urwaldes, in denen zwischen den Vertretern westafrikanischer Waldflora*) auch wilde Bananen vorkommen. Schon bald nach dem Abmarsch aus dem Lager flogen die ersten Graupapageien über unsere Köpfe weg, ein Zeichen, dass wir uns im Faunengebiet der westafrikanischen Hylea befanden. Nachdem wir zwei grosse, in Bananenhainen gelegene Dörfer, Kanúngo und Mahíkra, hinter uns gelassen, erreichten wir das Lager des Paschas bei einem Gehöft des Distriktes Mígere, das dicht an einem kleinen Urwalde gelegen ist. Wir hatten so lange einen wirklichen Schatten entbehrt, dass es uns ein wahrer Genuss war, zwischen den Urwaldriesen, die von einem Gewirr von zähen Lianen umsponnen waren, umher zu gehen und die darin hausenden Graupapageien, Bananenfresser (Corytheaola und Musophaga), sowie eine Meerkatzenart mit oliv-grauem Pelz, weissem Backenbart und rostrothem Schwanz zu beobachten (Cereopithecus Schmidtii), — eine Art, die mir schon von Ugánda her bekannt war — und interessante Landschnecken einzuheimsen.

Wir machten hier einen Rasttag, um unsern Leuten Ruhe zu gönnen und um die von Makowóle versprochenen 150 Träger zu erwarten. Der Häuptling erschien selbst, es hielt aber schwer, endlich 29 Mann zu bekommen, die unsere noch im vorigen Lager zurückgebliebenen Lasten holen mussten. Makowóle — ein lang aufgeschossener Mhúma-Mann — schien über seine Unterthanen nicht viel Macht zu haben. Am Nachmittag brachte er noch 70 Mann herbei und erhielt für diese Leistung ein entsprechendes Geschenk. Am folgenden Morgen waren von diesen Leuten jedoch nur ein paar zur Stelle, und erst nach vieler Mühe gelang es ihm, 35 andere Träger zusammen zu bekommen, die wir mit den Elfenbeinjägern und einigen unserer eigenen Leute unter Ulédis Aufsicht vorausschickten.

sind überhaupt mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Araber sowohl wie viele Neger bezeichnen sie oft gerade umgekehrt wie wir; sie sagen: »der Fluss kommt dorther«, wo wir sagen, der Fluss geht dorthin. Es mag hierbei gleich eine andere Eigenthümlichkeit erwähnt sein. Wenn man einen Neger fragt, ob ein Gegenstand diesseits oder jenseits eines Anderen liegt, so sagt der Sansibarite, er liegt vor ihm (mbele), wenn er diesseits liegt, während wir doch dieses »vor« leicht so deuten können, als ob in unserer Marschrichtung der betreffende Gegenstand weiter vorn läge als der Andere.

*) Besonders die Bäume mit Rosetten aus grossen, saftig-grünen Blättern (Anthocleiston), die für den Urwald so charakteristisch sind.

Unsere Karawane ruhte sich inzwischen aus, und auch wir gönnten uns einen Festtag, indem wir unseren Vorräthen als lukullische Abwechselung von der täglichen Bananen- und Ziegenkost einige Maccaroni, verschimmelte Biscuits und etwas Butter entnahmen.

Beim Weitermarsch gingen der Pascha und ich nach langer Zeit wieder einmal zusammen vor und liessen unsere überzähligen Lasten unter der Aufsicht einer Soldaten-Abtheilung in Mígere zurück. Nach zweistündigem Nord-Nord-Ost-Marsch über viele kleine von Galleriewäldern bekleidete und tief eingeschnittene Wasserläufe, an denen häufige Baumfarren (Lonchostylis) zu sehen waren, gelangten wir an den Kirénsi-Berg, von wo sich eine weite Aussicht über die hügelige, mit grauem Steppenbusch bedeckte Ebene bot, die sich nördlich und nordwestlich bis an den See erstreckte. Wir konnten von hier aus sehen, dass die Wasserfläche östlich von dem welligen Bergland von Nkóle begrenzt wird, während im Westen ein fast ebenes Hochplateau steil zu ihr abfällt. Absteigend gelangten wir in eine hügelige Grasebene, in der hier und da Akazien und trockenes Dorngestrüpp stehen. Ein tief eingeschnittener Fluss Nissássa ward überschritten, ehe wir nach sechsstündigem, heissen Marsch in öder Gegend bei dem kleinen Dorfe Uissa-kiníga im Distrikte Bugánsa Quartier machten. Beim Weiterziehen mussten wir noch einen kleinen, von Galleriewald bekleideten Bach Kitilíwa überschreiten und dann die südlich von uns gelegenen Nkaue-Berge umgehen, wobei wir an einer Heerde von 40 bis 50 Büffeln vorüberkamen, die in einiger Entfernung auf einer Bodenwelle grasten. Auf der anderen Seite der Berge eröffnete sich uns nach Süden die Aussicht auf eine breite Ebene, die im Osten und Westen durch die Berge von Mpóroro und das westliche Plateau begrenzt wurde, und an deren Ende wir eine Reihe von sechs hohen Kegelbergen erblickten. Es waren dies die schon früher aus der Ferne beobachteten Mfúmbiro-Berge, die sich hier von Norden gesehen in sechs getrennte Kegel auflösten. Am weitesten östlich liegt eine massive Spitze, der Mfúmbiro der Ugánda- und Mpóroro-Leute, an den sich eine kleinere mit sehr deutlich erkennbarem Einsturzkrater anschliesst. Der dritte Kegel, Nahánga genannt, zeigt sogar zwei concentrische Einsturzkrater an seinem

Abb. 67. Die »Centralspalte« mit den Mfúmbiro-Vulkanen von Goháli ya Ivínsa aus gesehen.

Gipfel. Etwas getrennt von ihm liegt ein Kegelpaar auf einem kleinen Plateau, wovon der westliche, Kissigáli genannte, eine sehr bedeutende Höhe erreicht und auf seiner östlichen Seite steil fast überhängend abfällt. Diese beiden sollen im Lande Wugóye, dem Grenzdistrikt zwischen Mpóroro und Ruánda, liegen. Der letzte und westlichste der Kegel ist kleiner als die andern und zeigt eine ausserordentlich charakteristische Vulkangestalt mit breitem Krater (Abb. 67). Unsere Führer behaupten, dass aus diesem Virungo-vya-góngo genannten Berg, den man in vier bis sechs Tagen erreichen könnte, des Nachts manchmal Feuer herauskäme und dass im Innern Lärmen, Rinderbrüllen und Flintenschiessen gehört werde, was man einem bösen Geiste zuschriebe. Der Vulkan scheint demnach noch in Thätigkeit zu sein: wir selbst haben allerdings nie Feuer oder Rauch beobachtet.

Bei dem Gehöfte Goháli schlugen wir unser Lager auf. Der dortige Distrikt Ivínsa (Häuptling Magángo) ist Makowóle tributpflichtig. Jenseits der Ebene wurden uns die Länder Tshángo, Kisséma und Buítwa gezeigt. In Letzterem, dessen Chef Msúngu über das Volk der Mukéssere herrscht, sollten sich nach Makowóles uns in Mígere gemachten Angaben die von uns gesuchten Fremden aufhalten. Sie hätten dort, so war uns gesagt worden, zweimal einen Angriff gemacht und die Einwohner geschlagen, die darauf über den Fluss herüber geflüchtet wären. Nach Buítwa seien die Fremden gekommen, nachdem sie vorher in Ussóngora, nördlich des Sees, gewesen.

Von hier ging unser Weg durch eine öde, baum- und strauchlose Ebene weiter, in der sich zahlreiche Antilopen (Alcelaphus) tummelten, und brachte uns in mehrere kleine Wälder von Wolfsmilchbäumen, auf deren hohen Stämmen kleine Kronen der dicken, fleischigen, dreiflügeligen Aeste aufgesetzt waren. Der Charakter der Ebene, die aus schwarzem, getrocknetem Schlammboden mit zahlreichen, darauf verstreuten, abgestorbenen Schneckenschalen bestand, deutete darauf hin, dass sie zeitweise überschwemmt zu sein pflegt, und die ganze Configuration des Landes liess uns vermuthen, dass der See sich einst bis hierher oder noch weiter landeinwärts erstreckt habe. Nach viereinhalbstündigem Marsch befanden wir uns am Rutshúrru-Fluss, der, durch eine trostlos kahle Ebene fliessend, hier 50—60 m breit und etwa 1 m tief war. Sein trübes, graues Wasser wälzte sich langsam nach Norden. Immerhin war er seit dem Kágera der bedeutendste von uns überschrittene Flusslauf. Nach einer ferneren Stunde Wegs erreichten wir das an der Südwestecke des Sees gelegene grosse Dorf Vitshúmbi.

Das Land Mpóroro mit seinen Gebirgen, die im westlichen Theile des Landes am höchsten sind und in der Hauptrichtung von Nordwest nach Südost oder von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost streichen, lag hinter uns.

XIII. KAPITEL.

Am Albert-Edward-See.

Der Ort Vitshúmbi liegt an der Südwestecke des Albert-Edward-Sees, etwa in 0^0 40′ S. B. Ringsum erstreckt sich eine flache, baumlose Grasebene bis an den Fuss der etwa 18 km weiter westlich steil aufsteigenden Berge. Diesseits und jenseits eines etwa 500 m breiten Seearmes liegen die zahlreichen Hütten des grossen Ortes, alle in kegelförmiger Gestalt mit bis auf die Erde reichendem Grasdach. Die Bewohner, deren Zahl 1500—2000 betragen kann, gehören keiner einheitlichen Rasse an, sondern setzen sich aus den umliegenden Völkerschaften von Mpóroro, Buítwa und Ukóndjo zusammen. Als Umgangssprache dient ihnen ein von Kinyóro etwas abweichender Dialekt, doch kann man sich mit Kinyóro überall verständigen. Der Chef des Ortes, Mutambúka, ist ein kräftig gebauter Mann, dessen hässliches Gesicht mit weit abstehenden Ohren stark an einen Schimpansen erinnerte. Die Leute sind durchweg dunkel-chokoladenbraun und ziemlich hässlich; reine Wahúma sind nicht vorhanden, wohl aber sieht man hier und da Mischlinge von ihnen und den Negern. Die Männer tragen ausser einem um die Schulter geschlagenen Fell oder Stück Baumwollenzeug noch ein Hüfttuch aus Rindenstoff, das zwischen den Beinen durchgeschlagen und vorn und hinten an einem Gürtel befestigt wird. Dieser letztere besteht aus zahlreichen um die Lenden geschlungenen, sehr dünn und sauber geflochtenen Grasschnüren. Um den Oberarm trägt man einen dicken Wulst von gleichfalls dünnen Grasringen, die häufig mit Kupferdraht besponnen sind. Ebensolche sieht man um das Handgelenk und um den Unterschenkel dicht unterhalb des Knies gelegt. Den Hals schmücken Perlschnüre, meist von grossen weissen, blauen oder rothen Sorten, unter denen man häufig die früher erwähnte Mangadjúdju und auch die Glasringe sieht, die im Mässailand einen so wichtigen Handelsartikel bilden. Die Haare sind glatt geschoren, selten in Zöpfe geflochten. Als Tätowirung findet man auf dem Oberarm und auf der Brust unregelmässig zerstreute 1—1½ cm lange Einschnitte, hier und da kann man auch die Tätowirung der Wahúma, die schon beschriebenen Halbmonde und Spiralen, beobachten. Bei den solchermassen geschmückten Individuen, die aus dem Süden oder Südosten stammen, findet man auch die eigenthümliche Haarfrisur der Wahúma.

Die Bewaffnung besteht aus Speeren verschiedener Art; sie haben theils die mit Blutrinnen versehenen, lanzettförmigen Klingen der Wahúma, theils etwa 30 cm lange und schmale, mit einer Mittelrippe versehene Spitzen. Eine andere Sorte von Speeren ist am unteren Ende mit einem dicken Kolben des leichten Korkholzes (Herminiera) versehen, das durch einen am ganzen Lanzenschafte entlang laufenden Streifen von Haut oder Bast mit dem ziemlich roh gearbeiteten Eisen verbunden ist (Abb. 68). Diese Waffen dienen zur Jagd im Wasser sowohl für Fische als für Flusspferde. Beim Abbrechen des Schaftes bleibt der Korkschwimmer mit der im Thiere steckenden Klinge in Verbindung und zeigt dem Jäger so den Weg, den seine Beute genommen. Ausserdem hat man lange Messer in Lederscheiden, die angeblicklich aus Buitwa eingeführt sind und sichelförmige Wahúmamesser, deren Stiel oft mit Eisennägeln verziert wird. Einzelne Männer tragen auch wie mancher Wakóndjo ziemlich grosse, gestreckte Bogen, die an den sich rasch verjüngenden Enden stark umgebogen und mit einer Schnur bezogen sind (Abb. 69). Die Pfeile werden in langen Holzköchern, die man oft mit eingeschnitzten Dreiecksmustern verziert, untergebracht (Abb. 71). Beide sind unzweifelhaft aus Mpóroro importirt.

Die sehr hässlichen Weiber haben an den zahlreichen um die Hüften geschlungenen Grasschnüren vorn ein 25—30 cm breites und 30—35 cm langes Stück Rindenstoff hängen, auf der Hinterseite des Körpers wird ein Stück Thierhaut befestigt, das jedoch erst in der Mitte der Gluteen beginnt und (wie bei den Sulumädchen) deren obere Hälfte frei lässt (Abb. 70). Zahlreiche Perlenschnüre, Armbänder und Beinringe, dann und wann mit Kaurimuscheln benähte Lederstreifen und auch wohl grosse Spiralen von Messingdraht an den Unterarmen dienen den Wohlhabenderen als Schmuck. Eine Verunstaltung der Zähne findet hier nicht statt; bisweilen nur sieht man aus westlichen Gegenden gekommene Leute, bei denen alle Vorderzähne zugeschärft sind. Beschneidung wird nicht vorgenommen.

Abb. 68. Wasserlanze von Vitshúmbi.

In Vitshúmbi wird Ackerbau gar nicht, und die Zucht von Ziegen nur in sehr geringem Maasse betrieben. Man lebt meist vom Fischfang und besonders von dem Zwischenhandel mit Salz. Ganze Bootsflottillen fahren am Westufer des Sees entlang nach dem nördlich im Lande Ussóngora gelegenen Ort Kátwe, um das dort aus einem kleinen, durch die Beschreibung Stanleys und Captain Lugards bekannt gewordenen See gewonnene Salz zu holen. Die in Bananenbast eingewickelten Salzpackete werden in den Booten aufgeschichtet und nach Vitshúmbi gebracht, wo man sie gegen Rindenstoffe, Perlen, Korn und Ziegen an die umliegenden Völker verkauft. Von weit her kommen die Eingeborenen hierher, um ihren Bedarf zu decken. Für den Verkehr mit den kriegerischen Wanyaruánda soll sich einige Tage südwärts ein Marktflecken befinden, wo sich

Käufer und Verkäufer treffen. Einwohner von Mpóroro, Karágwe, ja sogar vielfach Leute Mutatémbwas kommen hierher, um ihre Rindenstoffe, Kaffee, Perlen und Baumwollenzeuge umzusetzen. Der Vertrieb von Salz hat auch Elfenbeinhandel nach sich gezogen, indem hier sowohl aus Unyóro und den nördlich vom Albert-Edward-See gelegenen Gebieten als auch aus der südlichen Umgegend Zähne angebracht und gegen Salz oder andere Handelswaaren umgetauscht werden. In allen benachbarten Ländern kauft man Nahrungsmittel und Kleinigkeiten bequem für Salz ein. Auch die Elephantenjäger versorgen sich hier mit diesem Handelsprodukt, um bei ihren Streifzügen und in ihren Aufenthaltsorten Lebensbedürfnisse damit einzukaufen. Im Innern von Afrika ist Salz nur an sehr wenigen Stellen vorhanden; so bildet es überall, wo es vorkommt, einen ausserordentlich wichtigen Handelsartikel, zu dessen Erlangung weite Reisen unter-

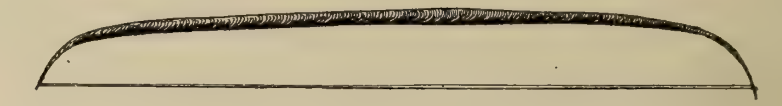


Abb. 69. Wakóndjo-Bogen vom Westufer des Albert-Edward-See.
(Von Mpóroro oder Karágwe importirt?)

nommen werden. Vitshúmbı versorgt hauptsächlich die südlich vom See gelegenen Gegenden, während die Leute von Nkóle ihren Bedarf von Keyhúra beziehen; die Waganda gehen nach den im Nordosten des Sees gelegenen Kitakwénda und die Wanyóro nach Kátwe selbst. Kabréga hat die Wichtigkeit dieses Punktes erkannt und ihn seit langem durch seine Soldaten (Warassúra) besetzen und ausbeuten lassen. Die ursprünglich in Tóru und Ussóngora angesiedelten Eingeborenen wurden vertrieben oder in unerhörter Weise unterdrückt. Eine zweite Salzquelle besitzt Kabréga am Nordostufer des Albert-Sees in Kíbiro, wo eine besonders vorzügliche Qualität aus dem Boden gewonnen wird. In Kátwe befindet sich nach den Aussagen der Reisenden und Eingeborenen ein kleiner runder See mit röthlichem, sehr salzhaltigem Wasser, an dessen Rändern sich Krusten von Salz krystallisiren, die nur gereinigt und getrocknet zu werden brauchen. Man sondert es in zwei bis drei Qualitäten, von denen die bessere aus rosafarbigen Krystallen besteht, während die schlechteren grau aussehen und viel Sand enthalten.*)

---

*) Die Geologie dieses Salzsees bleibt noch zu erforschen. Captain Lugard beschreibt ihn als runden, kraterartigen Kessel, betont aber ausdrücklich, dass er keine vulkanischen Gesteine dort gefunden habe. Der Pascha erzählte mir, er habe auf der niedrigen Landbrücke, die den Salzsee vom Albert-Edward trennt, eine Art Sinterbildung mit subfossilen Schneckenschalen gefunden, habe jedoch bei seiner Anwesenheit im Jahre 1889 keine Zeit gehabt, die Verhältnisse näher zu untersuchen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass der Salzsee seine Entstehung den in der Urzeit wirkenden vulkanischen Kräften verdankt, von denen Reste noch in den heissen Quellen in Mtsóra und Kíbiro, so wie in den Mfúmbiro-Vulkanen existiren. Jedenfalls haben wir hier eine grosse Längsbruchspalte des afrikanischen Kontinents vor uns, die durch den Tanganyika, den Albert-Edward- und Albert-See sowie durch das Nilthal dargestellt wird. Denkbar ist es auch, dass zu der Urzeit in dieser Bruchspalte grosse Salzseen oder gar Meeresarme sich befunden haben, deren Wasser gesüsst wurde, als sie einen Abfluss fanden. Im Tanganyika spricht die Fauna sehr für eine einstige Verbindung mit dem Meere. In diesen nördlichen Seen jedoch findet sich keine Spur mehr von maritimen Beziehungen.

Der Verkehr auf dem See wird durch Boote vermittelt, die aus dünnen, unregelmässigen, mit Bast zusammengenähten Planken hergestellt sind. Sie haben einen flachen Boden, breites Vorder- und Hintertheil und einen ziemlich hohen Rand. Da ihnen weder Rippen noch Ruderbänke als Stützen dienen, sind sie wie ein Korb wenig fest gebaut. Damit sie nicht gänzlich auseinanderklappen, werden zwei bis drei Stricke von einem Bord zum andern gespannt (Abb. 72). Die Ruder sind bei etwa 1 1/2 m Länge nur 10 cm breit und laufen nach unten spitz zu. Wo es irgend möglich ist, bedient man sich zum Fortbewegen langer Stangen, mit denen die Kähne längs des Ufers fortgestossen werden. Ihre Grösse ist sehr unterschiedlich und geht vom kleinen Fischerboot bis zu 5 m Länge bei 1 m Höhe und Breite.

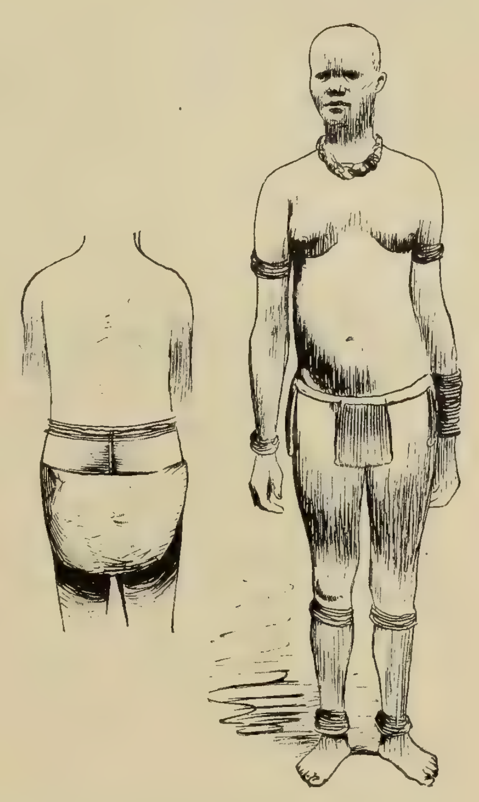


Abb. 70. Tracht der Frauen in Vitshúmbi.

Der Albert-Edward-See, von den Wanyóro »Nyansa« oder »Mwutan-Nsíge«, »Lwéru« oder »Dwëru«, von den Wakóndjo »Ngési« (d. h. See) genannt, hat eine unregelmässig kreisförmige Gestalt und wird im Osten und Westen von den steilen Abhängen der Urschiefer-Plateaus begrenzt. Im Westen fallen diese unmittelbar in den See ab, während sich im Osten, wie die Erkundigungen ergaben, ein stellenweise bewaldetes Vorland befinden soll. Im Süden begrenzt die weite, flache Ebene des Rutshúrru den See. Im Nordosten hängt durch einen schmalen Kanal ein zweiter kleiner See, nach Captain Lugard »Ruissánga«, »Kafúru« oder »Ramssakára« genannt, mit dem Albert-Edward zusammen. Das Westufer wird von Wakóndjo-Völkern bewohnt, während im Norden und Osten die Wahúma-Staaten Unyóro (die Provinzen Ussóngora und Tóru), Nkóle und Butúmbi an ihn grenzen.

Die Konfiguration der im Süden des Sees gelegenen Ebenen, sowie Spuren an den Felsen beweisen, dass der See einst bedeutend höher gestanden hat. Die Ebene besteht, so weit wir sie durchmessen haben, aus schwärzlichen Ablagerungen, in denen sich zahlreiche Schneckenschalen finden. Noch in ziemlicher Entfernung vom See fanden wir westlich von Vitshúmbi etwa 1 m unter der Oberfläche eine 4—6 cm starke Schicht, die mit Schalen von Süsswassermollusken (Phanorbis, Unio, Melania und andern) durchsetzt war. Nach unserer

Schätzung lag diese Schicht etwa 8 m über dem heutigen Wasserspiegel; über ihr hatte sich ein grau-brauner Thon abgelagert.

Auch die Ueberlieferungen der Eingeborenen wissen davon, dass der See einst bedeutend höher gestanden hat, so dass das Dorf Vitshúmbi von den Vorfahren der heutigen Bewohner an den Fuss der westlichen Bergkette verlegt werden musste. Die jetzt hier ansässigen Leute sind aber alle in der heutigen Niederlassung geboren, so dass mindestens 60—80 Jahre seit dem Zeitpunkte des hohen Wasserstandes verflossen sein müssen. Kleinere Ueberschwemmungen, die die Eingeborenen aus den östlich der Bucht auf einer flachen Halbinsel Kisíra gelegenen Hütten vertreiben, sollen alle 6—7 Jahre vorkommen. Wir gewannen den Eindruck, als wenn bei der Anlage der dort befindlichen Hütten der See niedriger gestanden habe. Die Gebäude befanden sich jetzt fast im Wasser, das den Fuss des Grasdaches bespülte. Es ist nicht anzunehmen, dass beim Bau die Leute ihre Hütten an so ungünstiger Stelle errichtet haben.*) Nach Nordwesten im Issángo-Ssemlíki-Thal kann der See sich nicht sehr viel weiter als heute ausgedehnt haben, da gleich nördlich Höhenzüge die Ebene abschliessen; nach Süden dagegen erstreckt sich die weite flache Grasebene und alles scheint darauf hinzudeuten, dass der See hier in zwei Armen, von denen ein kleinerer westlich, ein grösserer östlich von den aus Süden herkommenden Buítwa- (Kassáli) Bergen gelegen war, sich ins Land hinein erstreckte. Seine derzeitige Höhe über dem Meere bestimmten wir durch zahlreiche Messungen auf 965 m, während die Stanley'schen Angaben um über 40 m höher sind.

Das Wasser des Sees ist klar und süss; sein Ufer im Westen felsig oder aus Geröll bestehend, im Norden und Süden sandig. Nur in Buchten finden sich Schilfvorlagerungen. Er scheint ziemlich fischreich zu sein. Wir beobachteten viele Protopterus, Welse (Clarias), sowie Chromis und zwei andere Arten von Fischen. Im Gegensatz zum Victoria-See sind an den Ufern nur wenige Mollusken zu finden, wie Lanistes, kleine Paludina und Planorbis, Melania tuberculata und Unioarten, während wir die an den Felsen festsitzende Flussauster, Aetheria, nirgends fanden, die doch im Victoria-See, im Albert Nyansa und im oberen Nil häufig ist. Noch auffallender war es uns, dass nach den Aussagen der Eingeborenen Krokodile im See nicht vorkommen. Die Eingeborenen, sowie unsere Leute badeten täglich, ohne dass ein Unfall passirte, und niemand erinnerte sich,

*) Als ich im folgenden Jahre wieder nach Vitshúmbi zurückkam, schien es mir, als ob der See um 20—30 cm gefallen sei. Auch die Verhältnisse im Norden desselben schienen für eine Austrocknung in den letzten Jahren zu sprechen. Lugard beschreibt in seinen Berichten (Proceedings Roy. Geogr. Soc. Vol. XIV No. 12. p. 836) die Verbindung zwischen dem Albert-See und dem nordöstlichen Ruissánga als einen schmalen, 500 Yards breiten Kanal, während Stanley ihn bedeutend grösser und mit Inseln durchsetzt schildert. Es ist daher sehr wohl möglich, dass in der Zwischenzeit der beiden Reisen der Spiegel des Sees sich weiter zurückgezogen hat, so dass die von Stanley angegebenen Inseln mit dem Festland von Nkóle in Verbindung traten. Sonst wäre nicht ersichtlich, warum Stanley den weiten Umweg nach Norden gewählt und nicht den schmalen Arm überschritten haben sollte.

dass je ein solcher vorgefallen sei. Wenn dieses Fehlen der Krokodile sich bestätigen sollte, so ist es um so auffallender, als dieses Riesenreptil sonst in allen kleinen und grossen Seen und Flüssen Afrikas zu finden ist.

An einem Vormittag fand ich Gelegenheit mein Mikroskop aufzustellen und mich mit der winzigen Fauna des Sees zu beschäftigen. Ich beobachtete kleine Crustaceen, wie Moïna, Lynceus, Cypris und kleine Copepoden, mehrere Wassermilben, sowie Stentor viridis und Epistylis.

Unser Lager befand sich an dem Strande des Dorfes, der von Fischresten und allem möglichen Schmutz verunreinigt war. Infolge dessen war der Aufenthalt nicht gerade sehr erfreulich. Die Unannehmlichkeiten wurden aber einigermassen ausgeglichen durch den Genuss, den uns die prachtvolle, vor uns ausgebreitete Aussicht gewährte. Im Süden ragten die früher beschriebenen sechs Bergkegel auf, die noch aus der Entfernung so gewaltige Dimensionen zeigten, dass sogar der sehr kurzsichtige Pascha sie erkennen konnte. Namentlich der Kissigáli mit seinen schroffen Abfällen machte einen mächtigen Eindruck. Die Berge waren jedoch nicht immer zu sehen, da häufig Wolken sie bedeckten. Im Norden zeigte sich an klaren Nachmittagen eine gewaltige Bergmasse, die den See überragte und von einem silberglänzenden Gipfel gekrönt erschien. Von unserem Standpunkt aus sah man nur eines der Eisfelder, von dem aus sich ein langer weisser Streifen, wahrscheinlich ein Gletscher, tief herab zog. Der Berg wird von den hiesigen Eingeborenen Ru-ndjúrru (d. h. der Besitzer des Regens) genannt. Sie behaupten, dass aller Regen auf dem Berge gemacht werde und von da aus in ihr Land komme.

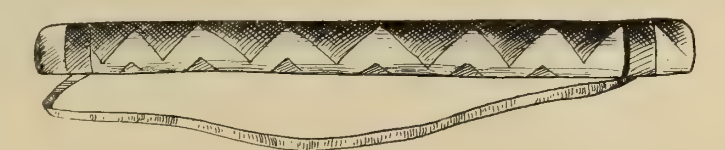


Abb. 71. Wakóndjo-Köcher vom Albert-Edward-See.
(Aus Mpóroro oder Karágwe eingefuhrt?)

Mancherlei Erkundigungen konnten wir hier einziehen. Die südlich von uns gelegenen, zu Buítwe gehörigen Kassáli-Berge sollen von dem Volke Wengósi bewohnt sein, das aus Ruánda kommend die unter dem Chef Mohóyi früher dort ansässige Bevölkerung der Warági vertrieben hätte. Der Stammvater dieses Mohóyi soll der sagenhafte Ruhinda gewesen sein, der von hier aus in die Länder Karágwe und Usíndya zog(?), und dessen Nachkommen heute noch in diesen Gegenden herrschen. Hinter den westlich von uns gelegenen Bergen sollen Walégga hausen, zusammen mit Menschenfressern und vielen Zwergen. Das Wort Walégga ist entschieden eine überall wiederkehrende Kollektivbezeichnung, die von den Bantu allen Wälder und Bergthäler bewohnenden Stämmen beigelegt wird.

Nordwestlich vom See sollte der angesehene Häuptling Karukwánsi herrschen, von dem wir schon durch die Elfenbeinjäger gehört hatten. Eines Tages kamen einige seiner Leute zu uns. Von ihnen und von den umwohnenden Eingeborenen hörten wir alsbald, dass unsere »Fremden« nie in Mpímbi gewesen seien, dass

vielmehr in Buítwe aus Südwesten gekommene Manyéma eingefallen wären, um dort Elfenbein und Sklaven zu rauben. Auch im Norden, in der Nähe von Karukwánsis Wohnsitz, sollten sich keine Ssudanesen aufhalten, sondern Leute eines gewissen Kilongalónga, die auch zum Stamme Manyéma gehörten. Es seien dieselben, mit denen Stanley auf seinen Durchmarsch durch die Ssemlíki-Ebene in Folge eines Missverständnisses ein Gefecht gehabt, und die dann vor etwa 14 Monaten einen Einfall in Ussóngora gemacht hätten. Nachdem sie dort die Warassúra vertrieben und sich mit Salz versehen, hätten sie sich nördlich von Karukwánsis Wohnsitz bei dem Häuptling Mbéne angesiedelt, wo sie noch seien.

Im Widerspruch mit diesen Aussagen standen die Erkundigungen unseres Aufsehers bei Keyhúra, der dort den scheinbar auf Sselim Bey zurückzuführenden Namen Matari gehört haben wollte. Der Pascha glaubte daher, dass die Leute des Landes uns absichtlich falsche Information gegeben hätten, zumal da ein in der Nachbarschaft angesiedelter Häuptling, Namens Muhágura, noch einen Tag früher ebenfalls die Anwesenheit von Ssudanesen bestätigte. Muhágura habe Stanleys Ssudanesen bei seinem Durchzug in Kátwe gesehen und behauptete, dass eben solche Leute mit eingeschnittenen Wangen kürzlich wieder angekommen seien.

Es galt jetzt, endgiltig darüber schlüssig zu werden, ob der Pascha den verschiedenen Gerüchten Gehör geben und sich nach Norden wenden, oder ob er seinen Marsch durch Ruánda nach dem Tanganyika nehmen sollte. Ich selbst war mehr für das Letztere, da wir so in der deutschen Interessensphäre blieben, und mir die Erforschung der südlich gelegenen Länder und der Mfúmbiro-Berge im höchsten Grade verlockend schien. Der Pascha zog es jedoch vor, seine alten Leute aufzufinden; er wollte entweder versuchen, sie in deutsches Gebiet zu führen oder lieber noch mit ihrer Unterstützung nach Westen durchdringen. Er sagte mir am 12. Mai in Vitshúmbi, er stelle mir vollkommen anheim, nach Bukóba zurückzugehen, würde aber selbst *unter jeder Bedingung* seinen Marsch nach Norden richten. Bei unserer ohnehin schon schwachen Karawane hätte er mir natürlich, ohne sich selbst zu schwächen, nur sehr wenige Leute geben können, so dass ich für den Rückmarsch auf die sehr unzuverlässigen Elfenbeinjäger angewiesen gewesen wäre. Der Marsch bis Bukóba war aber weit und führte durch Gegenden, die für wenige Leute unsicher genug waren. Ferner war ich, wie schon gesagt, bei unserem Abmarsch unter das Kommando des Paschas gestellt worden und hatte nie eine gegentheilige Ordre vom Reichskommissariat erhalten. Endlich waren auch die Pläne des Paschas so grossartig und — wie mir vorkam — so völlig den deutschen Interessen dienend, dass ich ihm gerne meine Bereitwilligkeit erklärte, ihm auch fernerhin zu folgen. Ein weites Arbeitsfeld lag auch hier vor mir, wenn schon ich lieber die Erforschung der südlichen Gegenden vorgenommen hätte.

So wurde beschlossen, am felsigen Westufer des Sees entlang zu ziehen und zunächst den Häuptling Karukwánsi aufzusuchen. Bei dem Transport unserer



Stuhlmann, phot.

Ein Mann: Chef Ndóbbia von Vállia.



Lichtdr. v. Frisch.

Zwei Frauen: Walénge von Ussóngora in Kirúve.

Wakóndjo am Albert-Edward-See.

überzähligen Lasten sollten uns die Boote der Eingeborenen helfen. In drei Parthieen, je von einigen unserer Soldaten bewacht, wurden die Lasten eingeschifft und zu dem nicht weit entfernten Dorfe von Muhágura gebracht. Der Ortschef von Vitshúmbi, Mutambúka, war uns dabei sehr behülflich, da er mit Ungeduld unserm Abmarsch entgegensah. Aus Furcht vor uns waren nämlich in den letzten Tagen bedeutend weniger Leute aus dem Süden gekommen, und so der Handel einigermassen ins Stocken gerathen. Am 15. Mai folgten wir selbst auf dem Landwege mit den Leuten nach.

Nach Durchschreiten einer grossen Grasebene musste ein weit nach Süden ausgedehnter Creek Magíngiri durchwatet werden. Gleich hinter diesem zieht sich eine leichte Terrainwelle, die von den südlich von uns gelegenen Buítwe-Bergen ausläuft, nach Norden. Bei einer Biegung des Weges blieb rechts von uns eine von zahlreichen Fischerbooten belebte Bucht liegen, die nur durch einen schmalen Arm mit dem Nyansa zusammenhängt und nach Osten durch eine flache Halbinsel von dem See getrennt wird. Durch einen grossen Bananenwald, in den wir alsbald gelangten, fliesst der aus Süden kommende, 5—6 m breite Bach Ruénde. Die meisten Bananen gehören der Art Musa sapientium an und haben schwarz-violette Stämme, dazwischen verstreut steht eine andere Sorte mit hellbräunlichem Stamm (Musa paradisiaca), die auffallend grosse Früchte zeitigt. Kurz darauf langten wir in dem Dorfe Kirúve an, wo sich der aus Ussóngora vertriebene Häuptling Muhágura angesiedelt hat.

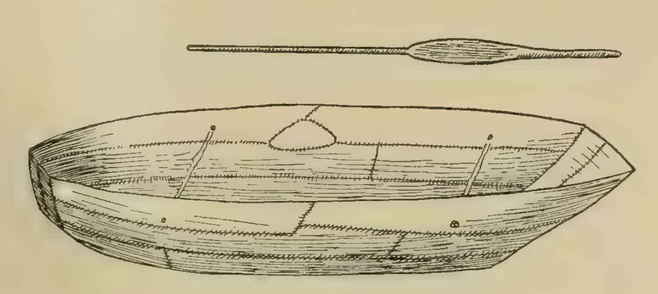


Abb. 72. Boot und Ruder vom Albert-Edward-See.

Während wir hier einen Tag warteten, um unsere Lasten zu dem nächsten Häuptling vorauszusenden, kamen uns wieder allerhand andere Gerüchte über die angeblichen Ssudanesen zu Ohren, so dass es kaum der Mühe werth schien, von allen Notiz zu nehmen. Nach den Aussagen der Leute konnte sich die Bezeichnung Matári, wie wir nunmehr vermutheten, auch auf Stanley beziehen, der bei den Sansibariten »Bula Matári« oder »Ramantáli« genannt wird, was sie häufig in Matári abkürzen. Muhágura hatte Stanley in Kátwe gesehen und behauptete, dass nach seinem Abmarsche ein zweites Mal Leute aus Norden gekommen seien, die jetzt unter einem Führer, Namens Kissénge, im Lande Bwámba sässen. Ein Mann versicherte mit positiver Gewissheit, dass er Leute, die genau so ausgesehen hätten, wie Stanleys Ssudanesen, an dem Issángo-Fluss gesehen habe, wo sie eben dabei wären, ihren Mais zu pflanzen.

Um nichts unversucht zu lassen, schrieb der Pascha einen Brief und sandte ihn voraus; darin zeigte er den Ssudanesen unsere Ankunft an, schrieb ihnen

aber, dass er nichts mehr mit der ägyptischen Regierung zu thuen habe, sondern in deutschen Diensten stehe. Er ersuchte sie, ihm eine Gesandtschaft und womöglich auch Träger entgegen zu schicken.

Die Leute von Kirúve stammen aus Ussóngora und kleiden sich wie die Wanyóro-Völker. In dem von uns durchzogenen Bananenwald jedoch wohnen Wakóndjo vom Stamme der Walénge (Tafel VIII). Diese sind dunkel-chokoladenbraun und mit Schürzen aus Rindenstoff, die an Gürtelschnüren befestigt werden, bekleidet. Auch die Weiber tragen solche und nicht das Bergmannsleder, wie in Vitshúmbi. Als Tauschobjekt sind nur die Mangadjúdju-Perlen gangbar. Der freundliche Ortschef verschaffte uns unverzüglich eine Reihe von Booten, so dass wir unsern Marsch, zunächst in westlicher Richtung, fortsetzen konnten. Wir durchschritten den Distrikt Kyeníka und durchwateten mehrere breite und etwa hüfttiefe Papyrussümpfe, die hohes Sumpfgras verbirgt. Bei der Masse des Schlammes und Wurzelwerkes war das keine leichte Aufgabe. Nach Nord-Nord-Ost umbiegend, betraten wir den Distrikt Katarénge, der am Fusse der Bergkette gelegen ist. Hier konnten wir von einer Terrainwelle aus das Südufer des Sees übersehen, das zwei kleinere westliche und eine breitere östliche Bucht bildet.

Das Vorland wird bei Kirúve durch eine in den See einspringende, flache Halbinsel etwas verbreitert. Einzelne der verstreuten Bananenhaine sind weiter nördlich verlassen und mit Gras bewachsen. Es wurde erzählt, dass vor nicht langer Zeit aus Westen gekommene Manyéma hier eine Razzia gemacht hätten. Ein Bächlein des Namens Nyamahóle sprudelt aus einer Bergschlucht heraus und fliesst durch diesen Mugénde genannten Distrikt in den See. Abwechselnd durch hohes Gras und Bananenpflanzungen marschirend, errreichten wir bei der Landschaft Iwemérre das Ufer wieder. Ein kräftiger Fluss, Namens Táleha, kommt hier aus den Wakóndjo-Bergen heraus. Nach Regengüssen tritt er häufig aus seinen Ufern und überschwemmt dann die Bananenhaine, wo er seine Schlammspuren zurücklässt. Um ein schnelleres Abfliessen des Wassers herbeizuführen, haben die Einwohner Gräben durch ihre Pflanzungen gezogen. Zu jener Jahreszeit liess sich der Fluss nicht durchschreiten, da er zu hoch angeschwollen war; so mussten wir in den See hinauswaten, um auf einer der Mündung vorgelagerten Barre das jenseitige Ufer zu erreichen, und schlugen kurz darauf in dem Dorfe Rumánde unser Nachtquartier auf. Der Häuptling des Ortes, Umkokóma, ist ein kleiner energischer Mann, der seine Unterthanen (Wahiyána aus dem Distrikt Kissácka in Ussóngora) stramm in der Gewalt hat. Am nächsten Tage wurden viele unserer Lasten abermals in einer Reihe von Booten eingeschifft, um uns bis nach Mugálihi voranzugehen, das wir erst drei Tage später erreichen konnten.

Hier im Lande kursirte das Gerücht, dass Kabréga seine Leute sammle, da aus Ugánda gekommene Europäer ihn angreifen wollten. Wahrscheinlich waren diese Gerüchte auf Capt. Lugards Zug nach Unyóro zurückzuführen.

Nachdem uns der Weg eine Zeit lang in der Nähe des Strandes durch Bananenpflanzungen und Gras geführt hatte, erreichten wir die Grenze des

Distriktes Kisséma, wo wir eine kurze Strecke lang durch eine mit hohen Bäumen bestandene Gegend zogen. Die Arten der Bäume sowie das Vorkommen von Graupapageien und Musophaga gaben den Beweis, dass dieses Gebiet mit den westlichen Urwäldern zusammenhängen muss. Bei dem Orte Vállia (Häuptling Ndóbbia), blieben wir über Nacht. Die freundlichen Wakóndjo-Eingeborenen bauen hier ausser ihren Bananen sehr viel Mais und Bohnen (Phaseolus vulgaris).

Hier bat ich den Pascha, diejenigen Lasten auszusondern, die wir nicht unbedingt nöthig hatten und nur so viel zu behalten, als wir mit unsern Trägern fortschaffen konnten, damit unsere Leute durch das konstante Zurückgehen nicht deprimirt würden, und wir nicht wie bisher so viel Zeit verlören. Er wollte jedoch bis zum Häuptling Karukwánsi noch einmal alles mitnehmen.

Von Vállia aus ging der Marsch am Strande entlang weiter. Die Berge fallen unmittelbar in den See ab und lassen meist nur einen wenige Meter breiten, mit Geröll bedeckten Strand frei, auf dem wir mühsam weiter marschirten. An manchen Stellen mussten wir über steile, mit dichtem Gebüsch bestandene Uferklippen hinweg klettern, an anderen sogar durch das Wasser selbst waten. Nur hier und da ist das Vorland etwas breiter und bietet kleine Plätze zur Bananenkultur, besonders da, wo ein aus den Bergen kommender Bach durch den mitgeführten Sand eine kleine Halbinsel angeschwemmt hat. Die durch die Einwirkung des Wassers abgerundeten Granitblöcke bestehen aus röthlich-grauem oder schwarz-grauem Glimmerschiefer, aus Thonschiefer von grauer, rother oder grünlich-schwarzer Farbe, aus Granit führendem Glimmerschiefer, Hornblende und Feldspathgestein von porphyrartigem Aussehen. Einzelne Brocken von sehr porösem gelbem Bimstein wurden ebenfalls gefunden. Sie sind wahrscheinlich von den südlichen Vulkanen vermöge ihrer Leichtigkeit hierher gekommen, während die schweren Laven nicht bis zum See gelangt sind. Bei dem Orte Kikére (Distrikt Bukénde oder Bukónse), wo wir lagerten, wohnen wiederum Wakóndjo. Häufig gelangen hierher Leute von den westlichen Stämmen (»Wassongóra«), die ihre Zähne ausfeilen.

Der Marsch ging dann von unserm Lagerpunkt wieder am See entlang auf den Klippen weiter. Stellenweise mussten wir hoch hinauf über ein mit riesigen Schieferblöcken besätes Trümmerfeld, auf dem das Fortbringen der Lasten und besonders der Esel grosse Schwierigkeiten machte. Eine Reihe von Bächen, die wir passirten, führt klares, kühles Wasser (19,8° C.) dem See zu; in den kleinen Bananenhainen, die auf dem halbinselartigen Vorland gebaut sind, werden Colocasien gepflanzt. Ueberall sieht man, wie schon erwähnt, künstliche Bewässerung durch ein System von weit verzweigten Gräben und Rinnen.

Unsere vorausgesandten Lasten waren hier bereits vorüber gekommen und die von unsern Trägern transportirten wurden nun ebenfalls in Boote geladen, da nördlich von dem Orte Kishácka (Kissácka) eine Strecke weit belastete Leute überhaupt nicht, unbelastete nur sehr schwer passiren können. Auch wir selbst stiegen in Boote ein und fuhren etwa 2½ Stunden am Ufer entlang. Langsam

bewegten sich die Fahrzeuge, durch lange Stangen vorwärts getrieben, an den Klippen entlang. Bald ging ein alles durchnässender Regen über uns nieder, so dass der Genuss des schönen Landschaftsbildes einigermassen beeinträchtigt wurde. Fast senkrecht fallen hier die Felsen aus 6—900 m Höhe ins Wasser ab. Da und dort öffnet sich ein Ausblick in schöne, bewaldete, romantische Schluchten. Drei Wasserfälle rauschen aus bedeutender Höhe schäumend herab. Auf den Klippen und im Ufergebüsch sitzen Wasservögel, wie der Schattenvogel (Scopus umbretta), der mit komischer Philosophenruhe vor sich hinstarrt, Cormorane mit ausgebreiteten Flügeln, von denen sie das Regenwasser abtropfen lassen, Schlangenhalsvögel, Möwen (Larus phoecocephalus) und Reiher. Oben auf den Klippen tummeln sich einige Paviane und schauen neugierig auf uns herab. Dann und wann taucht neben dem Boot ein Lurchfisch (Protopterus) auf, um nach Luft zu schnappen.

Etwas nördlicher treten die Berge ein bischen vom Ufer zurück und lassen ein schmales, von Bananenwäldern bestandenes Vorland frei, auf dem wir bei dem verlassenen Dorfe Kiríma unser Lager aufschlugen, nachdem unsere Lasten unter der Aufsicht von Ulédi bereits eingetroffen waren.

Hier mussten wir auf Karukwánsi warten, der etwas nördlich von uns gegen die Warassúra Kabrégas Krieg führte. Die gesammten umliegenden Ortschaften des dortigen, Tshango genannten Distriktes (Häuptling Mugálihi) lagen verlassen, da die Einwohner sich vor den Belästigungen der Warassúra geflüchtet hatten. Da uns sonach Niemand Lebensmittel zum Verkauf anbot, mussten wir unsern Leuten gestatten, sich auf eigene Faust zu verproviantiren.

In mehreren Ketten treten die von Südwesten kommenden 8—900 m (relativ) hohen Berge an den See heran. Dicht bei unserem Lager stürzte ein Wasserfall von ihnen herunter. Eine kurze Strecke weiter nördlich biegt das Ufer nach Osten um, während die Bergkette nach Norden weiter geht. An dem flachen, von Bananenhainen bedeckten Strand wurde uns die Stelle gezeigt, wo der hier Issángo genannte Ausfluss den See verlässt. Die nähere Umgebung unseres Lagers (Tafel IX) war ausserordentlich romantisch, so dass man sich fast an norwegische Landschaften erinnert fühlte. Bei klarer Luft waren am Nachmittage im Norden die schneebedeckten Gipfel des nördlichen Riesenberges (Abb. 74) und im fernen Süden die Vulkankegel sichtbar, so dass wir von hier aus manche werthvolle Kompasspeilung erhalten konnten. Jenseits des Sees unterschieden wir den hohen Plateaurand von Nkóle, der eine nahezu horizontale Linie darstellt, und nur an einzelnen Stellen grössere Erhebungen zeigt.

Mehrfach waren uns auf unserem Marsche weitere Anzeichen dafür aufgefallen, dass der See in der letzten Zeit gestiegen sein musste. Der am Strande entlang führende Weg führte an manchen Stellen durch das Wasser, wo es gar nicht nöthig war, da man eben so gut im trockenen Grase hätte gehen können. Es ist nicht anzunehmen, dass der Weg ursprünglich im Wasser angelegt war.

Unsere Lasten waren durch die fortwährenden Regengüsse der letzten Wochen, sowie in Folge des Boottransportes so durchnässt, dass es unumgänglich nothwendig war, sie trocknen zu lassen, wenn wir sie nicht der Zerstörung aussetzen wollten. Täglich niedergehende Regengüsse hinderten uns sehr bei dieser Arbeit, so dass wir zunächst ein grosses Strohhaus erbauen mussten, um die während der wenigen sonnigen Stunden getrockneten Sachen vor neuer Durchnässung zu schützen. Viele von den Lasten wurden als entbehrlich ausgeschieden, und namentlich schränkten wir unsere persönlichen Bedürfnisse auf das äusserst Nöthige ein. Eine Menge von Stoffen, Messingdraht und Perlen sowie auch etwas Pulver und Blei wurde an unsere Leute vertheilt, und ihnen bekannt gegeben, dass sie eine Zeit lang jetzt keine Rationen mehr erhalten würden. Wir besassen noch eine Menge von Flaschen mit Cognac, die wir ebenfalls an zwei Abenden mit Ausnahme einiger wenigen an die Leute vertheilten. Nur einige spielten sich als Muhammedaner auf und überliessen ihren Antheil den andern, die dem daraus gebrauten Grog, zu dem wir ihnen noch etwas Zucker gegeben hatten, tüchtig zusprachen. Alle Soldaten und die Aufseher bekamen Zeug zu einem Anzug. Trotz dieser Verminderung des Materials hatten wir noch 176 Lasten, für deren Fortschaffung nur 121 Träger zur Verfügung standen, so dass wir trotz meiner wiederholten Vorstellungen beim Pascha noch immer auf die Hilfe der Eingeborenen angewiesen waren und viel Zeit verlieren mussten.

Die freien Stunden wurden mit Arbeiten an unseren Sammlungen ausgefüllt. Es fiel uns auf, welch grosse Menge von Spinnen verschiedener Arten in dem Gras lebte. Unsere Zeltwände wimmelten von diesen Thieren, die von kleinen Eidechsen gejagt wurden. Die mikroskopische Fauna des Sees war hier etwas reicher als in Vitshúmbi; sie ergab im besonderen Daphniden, Copepoden und Argulus.

Einige Tage später traf Karukwánsi bei uns ein, von dem wir bereits so viel gehört hatten: ein mittelgrosser, schmächtiger Mensch, der mit einigen Stücken Baumwollenzeug bekleidet war. Er benahm sich für einen Neger recht anständig und vernünftig und hat uns auch in der Folgezeit

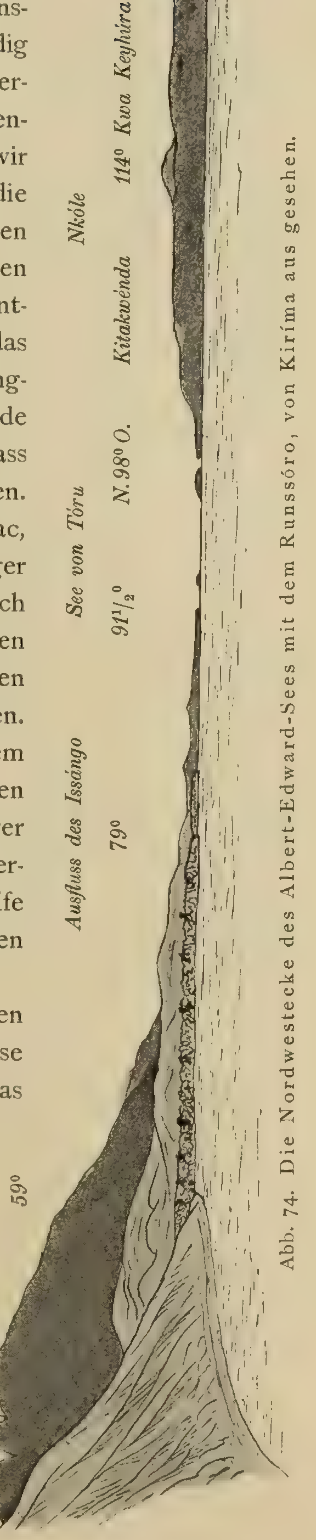


Abb. 74. Die Nordwestecke des Albert-Edward-Sees mit dem Runssóro, von Kiríma aus gesehen.

sehr viel genutzt. Zunächst freilich versuchte er, uns gegen Rokára, den Chef der Warassúra von Ussóngora aufzuhetzen, worauf der Pascha jedoch begreiflicherweise nicht einging. Es empfiehlt sich fast niemals, in die Streitigkeiten der Häuptlinge unter einander sich einzumischen. Wir versprachen ihm Geschenke, wenn er uns Träger lieferte, worauf er seinerseits einige Tage Frist verlangte, um die Leute zu sammeln, die unsere Lasten tragen sollten.

Als ein Verwandter der Nyawíngi war er ursprünglich Häuptling von Mpímbi, gelangte aber, sei es aus Abenteuerlust, sei es infolge einer Vertreibung, nach Ussóngora, wo er eine Zeit lang Häuptling gewesen sein soll. Von hier verjagten ihn die Warassúra Kabrégas, auf die er einen tödtlichen Hass geworfen hatte und die er mit einem Anhang von Leuten in ähnlicher Lage fortwährend und zum Theil mit Erfolg bekriegte. Er hatte mehrere Vorderladergewehre mitgebracht und noch einige dazu erobert, mit denen er seinen Feinden hier und da Verluste beibrachte. Zur Zeit besass er kein eigentliches Land, wenn auch die gesammten Wakóndjo-Häuptlinge im Westen und Nordwesten des Sees ihn als ihr Oberhaupt anerkannten, weil er sie gegen ihre Feinde schützte.

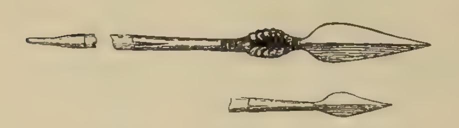


Abb. 73. Speerspitzen von Wakóndjo. (Beide sind wohl von westlich wohnenden Völkern eingeführt, die meisten Speere haben längliche Eisen mit einer Mittelrippe.)

Durch seine Aussagen wurde es immer wahrscheinlicher, dass keine Ssudanesen in der Nähe waren. Kissénge, von dem wir gehört hatten, sei ein Manyéma-Mann Kilongalóngas, der eine Zeit lang die Warassúra von Kátwe vertrieben, sich dann aber wieder zurückgezogen hatte, nachdem er Kissénge im Lande der Wavamba zurückgelassen. Karukwánsi erklärte von diesen Leuten sehr schlecht behandelt worden zu sein, sie hätten ihn eines Tages so lange gebunden gehalten, bis er sich durch Elfenbein freigekauft habe. Es seien »sehr schlechte Leute«, mit denen er nichts zu thun haben wolle.

Am 28. Mai marschirten wir von Kiríma ab. Es ging zunächst eine Strecke weit am See entlang, theils durch verlassene Bananenpflanzungen, theils auf dem mit feinem Kies bedeckten Strande. Dann verliessen wir die nach Osten umbiegende Küste und setzten unsern Weg nach Nordosten durch ein Grasland, in dem verwüstete Bananenhaine verstreut waren, fort. Hohes Schilfgras und ganze Felder von blühender Canna indica zeigten die Fruchtbarkeit des Bodens an. Oestlich ward uns in einiger Entfernung ein Waldland gezeigt, durch das der Issángo fliessen sollte. Vereinzelte Laubbäume und Borassus-Palmen stehen in der Ebene und am Abhang der Berge, die hier etwas weniger steil, aber immerhin noch 600—700 m (rel.) hoch sind. Wir lagerten bei einem kleinen zerstörten Dorfe Kassávo.

Am Nachmittage streifte ich in Begleitung eines Soldaten, nur mit einem Schrotgewehr bewaffnet, umher, um einen Braten für unsere Küche zu erbeuten. Eine Viertelstunde östlich vom Lager, am Rande eines ausgedehnten Buschwaldes, gewahrte ich plötzlich einen grossen Elephanten dicht vor mir, der gemächlich

weidete und mit seinem Rüssel Büsche abbrach. Ich sandte schleunigst meinen Begleiter zurück, um ein schweres Gewehr zu holen. Das Thier bewegte sich, für seine gewaltige Grösse merkwürdig leise auftretend, nur langsam vorwärts und bemerkte mich nicht. Nach der Rückkehr des Soldaten, der noch einen Kameraden mitgebracht, schlich ich mich auf etwa 25 Schritt an den hinter einem dünnen Gebüsch stehenden Elephanten heran.

Ich muss gestehen, dass ich einiges Jagdfieber hatte, als ich zum ersten Male in solcher Nähe einem derartigen Koloss gegenüberstand und ihm eine Kugel zwischen Auge und Ohr in den Kopf jagte. Das Thier stürzte unter fürchterlichem Trompeten zusammen und wälzte sich schnaubend am Boden. Unglücklicherweise klemmte sich die Patronenhülse in meinem Gewehr, sodass ich nicht sofort einen zweiten Schuss anbringen konnte, sondern für einige Augenblicke meinem Gegner wehrlos gegenüberstand. Als dieser sich trompetend aufrichtete und wüthend mit den riesigen Ohren klappte, konnte ich ihm leider einen zweiten Schuss nur in den Rücken beibringen, da der übrige Körper verdeckt war. Ich hoffte, dass er sich umdrehen und mir so Gelegenheit zum neuen Angriff geben würde. Wider allem Erwarten trollte er jedoch langsam davon.

An der Stelle, wo er gestürzt war, zeigte sich eine grosse Blutlache, neben der die Erde aufgerissen war. Wir nahmen sofort die Verfolgung der Fährte auf, die sich durch zahlreiche an Gras und Busch sichtbare Blutspuren kennzeichnete. Einige herbeigeholte Eingeborene verstanden es vorzüglich, den Weg auch dort noch zu verfolgen, wo kein Blut zu sehen war. Der ganze Wald war kreuz und quer von Elephantenpfaden durchzogen, und überall fanden wir frische Lösung, ein Zeichen, dass ihrer viele hier vorhanden sein mussten. Nach langem Bemühen mussten wir die Verfolgung aufgeben, da wir vor Einbruch der Dunkelheit im Lager sein und am nächsten Tage weiter marschiren wollten. Es war dies das erste Mal, dass wir während unserer damals schon dreizehn Monate langen Reise Elephanten zu Gesicht bekamen. In den Küstengebieten, mit Ausnahme des Māssai-Gebietes und in Mutatémbwas Land, sind sie schon die grössten zoologischen Seltenheiten geworden. In ihrer heimischen Wildniss gesehen, bieten diese Thiere riesenhafte, imposante und prächtige Erscheinungen. Sie von weitem zu beobachten, wie sie vorsichtig und ruhig einherschreiten, bald den Rüssel hoch erhebend und mit den Ohren klappend, bald Zweige und Grasbüschel abrupfend, ist für jeden Naturfreund ein hoher Genuss. Ein Jammer nur, dass die edlen Thiere durch die beständige Elfenbeinjagd von Jahr zu Jahr mehr decimirt werden.

Am folgenden Tage marschirten wir durch dichten Akazienbusch, den einige grasbewachsene Stellen unterbrachen, in gleicher Richtung weiter. Unfern von unserm Weg weidete eine Heerde von vier grossen und zwei kleinen Elephanten, die jedoch bald, durch das Herannahen unserer Karawane erschreckt, das Weite suchten. Die Ebene verlassend stiegen wir auf den mit Geröll bedeckten Wegen an den Vorbergen hinauf, die sich von der Westkette aus in das Thal erstrecken. Von

der Höhe aus konnten wir die silberne Wasserfläche des Issángo sehen, der wohl 50—60 m breit sein mochte. Dann ging es weiter über grasiges Hügelland bis zu dem Orte Kassódjo, bei dem wir lagerten. Es ist ein ziemlich grosses Dorf mit Pflanzungen von Bananen, Bohnen und Bataten.*)

Schon am Tage vorher hatte der Pascha aus Reden, die die Leute unter einander führten, entnommen, dass beim Umpacken unserer Lasten in Kiríma viel gestohlen worden sei. Nähere Nachforschungen ergaben, dass die Ssudanesen ganze Stücke Stoff unter sich vertheilt hatten, und dass auch die Sswahíli-Soldaten sowie die Aufseher an den Unterschlagungen betheiligt waren. Um ähnliches für die Folge zu verhindern, beschloss der Pascha die Thäter streng zu bestrafen. Die Soldaten und Aufseher wurden zusammengerufen, und der Pascha hielt ihnen eine arabische Rede, die ich auf Sswahili übersetzte. Die Leute wüssten ganz gut, dass die Waaren nur für ihren eigenen Unterhalt da seien, und dass deshalb die Thäter ihre eigenen Kameraden bestohlen hätten. Mehrfach seien schon kleinere Uebergriffe vorgekommen, diesmal wolle der Pascha aber gar nicht erst untersuchen, welche Leute am meisten schuldig seien, denn mit Ausnahme von zweien bis dreien seien sie alle betheiligt, und Niemand hätte uns von diesen Vorkommnissen Meldung gemacht. Mit Ausnahme von zwei Ssudanesen sowie von Ulédi, die sich nicht betheiligt hatten, wurden hierauf alle Chargen bis auf weiteres degradirt, und sämmtlichen Soldaten und Aufsehern ein Monat ihres Gehalts abgezogen. Die schuldigen Aufseher sollten überdies eine Zeit lang Lasten tragen.

Am folgenden Tage gelangten wir über das hügelige Vorland nach dem am Bache Rússi gelegenen Dorfe Muhési. Die öde Grassteppe fällt nach der Issángo-Ebene sanft ab, hier und dort stehen kleine Inseln von Steppenbusch, und dem Lauf des Flusses folgt ein schmaler Rand von Bäumen. Jenseits erhebt sich das Terrain wieder langsam zu den gleichfalls mit sonnverbrannter Steppe bedeckten Höhen von Ussóngora, die sich südlich an den Schneeberg anschliessen. Nach Norden sieht man auf den bewaldeten Abhang des Schneeberges, der dort steil zur Ebene abfällt.

Von unserm Lager aus führte ein sehr kurzer Marsch bis zu dem Dorfe Butúcku, in dem Karukwánsi augenblicklich ansässig war. Die Gegend war hier womöglich noch erbärmlicher als die hinter uns liegende; in der trockenen Steppe stiess man höchstens hier und da auf eine Gruppe von Euphorbia tirucalli oder auf einige kümmerliche Sorghumpflanzen, die ein Zeichen waren, dass hier einst eine — von den Warassúra zerstörte — Ansiedlung lag. Der Ort Karukwánsis macht einen sehr elenden Eindruck: ein paar Hütten auf hügligem Terrain, von Feldern umgeben, auf denen Eleusine, Sorghum und Bohnen gebaut waren. Andere Häuser liegen auf der Höhe der nahen Berge.

Gleich nach unserer Ankunft erhoben die Eingeborenen entrüstet Beschwerde darüber, dass unsere Leute ihre Hütten brandschatzten. Es stellte sich jedoch

*) Hinter den westlichen Bergen, die hier ziemlich sanft abfallen, soll das von dem Wakóndjostamm der Wabínga bewohnte Land Mbúgwe liegen.



Nordwest-Ecke des Albert-Edward-Sees bei Kirima.

heraus, dass nicht sie, sondern die Eingeborenen aus den hinter uns liegenden Dörfern, die unsere Lasten bis hierher getragen hatten, verschiedentlich Nahrung gestohlen hatten. Sie wurden zur Strafe eine Zeit lang an die Kette gelegt.

Hier bei Karukwánsi mussten wir uns entschliessen, ob wir direkt nördlich zu der bei dem Häuptling Mbéne befindlichen Ansiedlung der Manyéma gehen oder einen östlichen Umweg machen wollten, um den Schneeberg näher zu besichtigen. Wir entschieden uns für das Letztere. Bei allen Bewegungen aber störten uns die 50—60 Lasten, .die wir nicht durch unsere eigenen Leute fortbringen lassen konnten, die aber der Pascha durchaus nicht im Stiche lassen wollte. Ich hatte ihm vorgeschlagen, mich mit einigen Leuten entweder südlich vom See oder hier bei Karukwánsi zurück zu lassen, damit er selbst in Eilmärschen nach Norden zu den Ssudanesen gelangen könnte, um je nach den dort erreichten Resultaten mich nachkommen zu lassen oder selbst hierher zurückzukehren. Da er hierauf nicht eingehen wollte und meine Stellung hier in

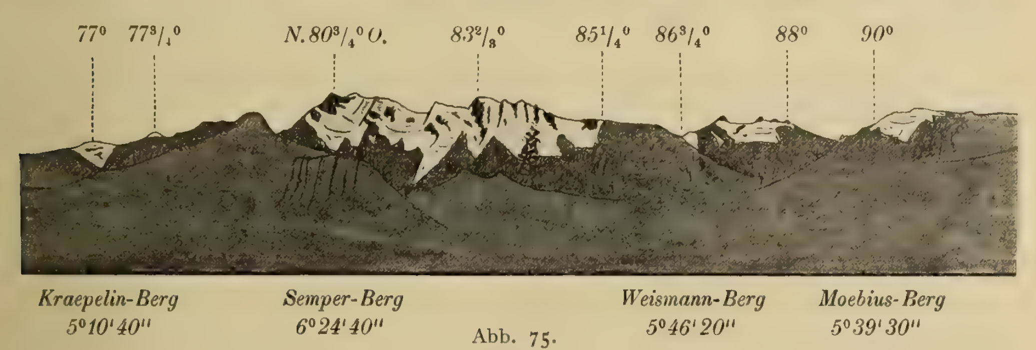


Abb. 75.

Die Schneefelder des Runssóro vom Lager am Issángofluss (3. VI. 91) aus gesehen.
(Die unteren Zahlen sind die Elevationswinkel über dem Lager am Fluss.)

der Nähe der Warassúra ihm zu gefährdet schien, machte ich ihm den Vorschlag, die überzähligen Lasten zu Boot oder auf einem Floss den Issángo-Ssemlíki-Fluss so weit als möglich hinunter, eventuell bis zum Albert-See zu transportiren. Er bestand jedoch darauf, alle Lasten mit sich zu führen, ein Umstand, der uns auch weiterhin sehr viel Zeit kostete.

Nachdem wir einen Tag auf Karukwánsis Leute gewartet, konnten wir, aus den Vorbergen langsam ins Thal absteigend, nach Nordosten weiter marschiren. Im Distrikt Kigámbo wurde der kleine, aus einem Bergthal herauskommende Bach Táliha überschritten. Der Fluss hat sich tief in die Ebene eingeschnitten und die etwa 10 m hohen senkrechten Abstürze zeigen, dass der Boden hier aus horizontal geschichtetem gelbem Sande und grau-braunem Thon besteht. In der Nähe des Flusses lagerten wir bei einigen Wanyóro-Hütten. Leute dieses Stammes sind seit langer Zeit, von Ussóngora kommend, hier angesiedelt und haben sich von Rokára, dem tyrannischen Chef von Kabréga, und von den Warassúra unabhängig gemacht. Sie sind theils westlich des Flusses Issángo, theils am Westufer des Sees angesiedelt.

Während am Tage die Gipfel des hoch aufragenden Schneeberges durch eine Wolkenkappe verhüllt waren, hoben sie sich Nachmittags in scharfen Umrissen gegen den blauen Himmel ab und liessen drei mächtige Schneefelder erkennen, aus denen schwarze Felsen hervorragten.

Beim Weitermarsch überschritten wir alsbald den kleinen Bach Mugalíka, an dem einzelne Gehöfte gelegen sind. Eleusine, rothes Sorghum und ein wenig Sesam gedeiht in der trockenen Steppe ziemlich kümmerlich. Nach drei Stunden ward bei dem Orte Mkoróngo der Issángo-Fluss erreicht, der sich sein vielfach gewundenes Bett 6—10 m tief in die Ebene eingegraben hat. Das Wasser war hier zu tief zum Uebersetzen, so dass wir eine Strecke flussabwärts gehen mussten, wo der Fluss etwa 60 m breit und 1¼ m tief ist. Das leicht gelbliche Wasser strömt sehr rasch über den aus Sand und Geröll bestehenden Grund dahin. Wir durchwateten ihn und schlugen unser Lager auf dem hohen rechten Ufer auf. Die in den kleinen nahen Dörfern angesiedelten Wakóndjo brachten uns grosse Mengen von Mais zum Geschenk und versprachen uns Träger für unseren Weitermarsch.

Noch schöner als am vorangehenden Tage nahmen sich von hier aus gesehen die Schneegipfel des von den Wanyóro Ru-ndjúru,*) von den Wakóndjo Ru-nssóro genannten Berges aus. Die Bergmasse erhebt sich zu gewaltiger Höhe ohne vorgelagerte Hügel aus dem Thale, während sie sich nach Süden langsam abdacht. Von unserm Standpunkt aus waren jetzt vier Schneefelder zu sehen, von denen die mittleren am grössten erschienen. (Abb. 75). An der anderen Seite des Thales war deutlich der scharfe Abfall des Plateaurandes zu bemerken (Abb. 76), so dass es auch hier unzweifelhaft war, dass das Issángo-Thal eine grosse Bruchspalte bildet.

Vom Flussufer aus brachte uns ein kurzer Marsch durch welliges, gut bebautes und dicht bevölkertes Land nach dem kleinen Orte Kigógo (Häuptling Karúngo). Man baut hier in der Ebene wenige Bananen, dagegen viel rothes Sorghum, Eleusine, Mais und Bataten. Nördlich unserer Strasse befindet sich eine aus Granit bestehende, flache, grasbewachsene Höhe, von der aus Lt. Stairs den Issángo-Ssemlíkifluss sah.

---

*) Aus diesen Bezeichnungen hat Stanley, der wie alle englisch sprechenden Leute die Eingeborenen-Namen oft sehr ungenau wiedergiebt, das Wort Ruwenzóri gemacht. Njúru heisst auf Kinyóro der Regen und Nssóro bedeutet dasselbe in der verwandten Sprache der Wakóndjo. Ru-nssóro der »Besitzer des Regens«. Als Nssóro ganz speziell bezeichneten uns die Eingeborenen die oben auf den Bergen sichtbaren weissen Schneemassen, die nach ihrer wörtlichen Aussage zu Stein gewordener Regen sein sollten. Der Regen käme von dort oben her, von wo man sich einen Stein (Bergkrystall) verschaffe der überall als sehr wirksame Regenmedizin bekannt sei. Man verhandelt diese Krystalle in den ganzen Wahúma-Staaten. Wir sahen einen bei Kakikóndjo als Amulet am Hals, und einen westlich vom Albert-See. Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt einen Regenzauber, der aus zahllosen Rauchtopasen gemacht ist und der aus Unyóro stammen soll. Durch die Wanderung der Wahúma von Tóru am Ru-nssóro aus, sind mit ihnen diese Steine in alle Wahúmastaaten gedrungen, allerdings immer noch als sehr geschätzte Seltenheit; überall aber kennt man ihre Herkunft von Tóru (Gambaragára).

Karukwánsi hatte versprochen, uns bis an den Fuss des Berges zum Chef Ténge-Ténge zu begleiten, und gab sich sehr viel Mühe, überall die Träger, die wir brauchten, zusammen zu bekommen. Hier im Orte versammelten sich des Abends zahlreiche Leute, die uns reiche Geschenke an Lebensmitteln brachten. Vor dieser viele Hundert Mann starken Versammlung stellte sich Karukwánsi auf, um ihnen eine grosse Ansprache etwa folgenden Inhalts zu halten: »Die Europäer sind gekommen, und es sind, wie ich selbst gesehen habe, sehr gute Leute. Auf ihr Erscheinen hin sind die Warassúra von Kabréga aus unsern Gegenden fortgezogen, und auch die Manyéma werden weggehen, wenn die Europäer es ihnen sagen. Sie haben aber Sachen zu tragen, und diese sollt ihr Alle tragen. Die Leute der Weissen sollen nicht selbst tragen, sondern nur spazieren gehen und essen. Das Essen aber sollt ihr heranbringen. Seid morgen ganz früh zum Tragen bereit, denn die Europäer haben eine weisse

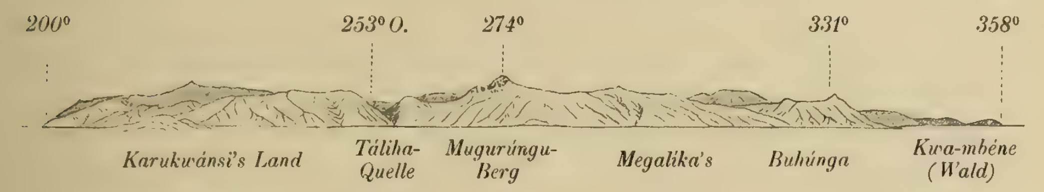


Abb. 76. Westlicher Steilrand der Centralspalte gegenüber dem Ru-nssóro vom Lager am Taliha-Bach gesehen. 2. Juni 1891.

Haut, auf die die Sonne stark brennt, und sie bekommen Schmerzen, wenn ihr sie warten lasst.«

Karukwánsi hatte sich inzwischen verschönert: aus dem zum Geschenk erhaltenen Baumwollenstoff hatte er sich von unsern Leuten eine weise Hose und ein Hemd nähen lassen. Jetzt wollte er noch seine Arme und Beine mit grossen Messingspiralen schmücken.

Nachmittags erschienen zwei Manyéma, Abgesandte jener Elfenbeinjäger, die nordwestlich von hier angesiedelt sind, und von denen Karukwánsi gesprochen hatte. Es waren keine Küstenleute, sondern vom Stamme der Wakússu aus den Gegenden nördlich von Nyángwe, die sich aber kleideten wie Sansibariten und fertig Sswahíli sprachen. Der Pascha sagte ihnen, wenn er seine Arbeit am Berge vollendet habe, werde er sie rufen lassen, um mit ihnen zu verhandeln. Als Hauptbedingung verlangte er jedoch, dass sie das Land und die Einwohner in Frieden lassen und keine Sklavenrazzias mehr unternehmen sollten.

Nach dem Aufbruch erreichten wir in vier Stunden einen kleinen Ort Bumbálu, der am Butágu-Bach gelegen ist. Der Marsch dahin war sehr beschwerlich, theils durch zwei bis drei Meter hohes Riesengras, theils durch Akazienbusch. Häufig verloren die Führer den Weg, der seit längerer Zeit nicht mehr begangen zu sein schien. Das Gras hatte sich quer über ihn gelegt, und wenn einige der Leute ein Paar Schritte zurückblieben und ihren

Vordermann nicht mehr sahen, so kamen sie vom Pfade ab. Dabei schnitten die breiten Grasblätter alle Augenblicke in Hände und Gesicht.

Hier trifft man die ersten, Wavámba genannten Eingeborenen, die die Sitte der Beschneidung ausüben. Sie sind vom Typus der Urwaldbewohner, haben dunkelbraune Hautfarbe, und die meisten von ihnen schärfen alle Vorderzähne zu. Ihre Kleidung besteht aus einem Stück Rindenstoff, das zwischen den Beinen durchgezogen und hinten und vorn an einer Gürtelschnur befestigt wird. Diese besteht aus einem einfachen Baststreifen oder auch aus Perlen. Als Schmuck dienen Ringe von Eisen, seltener von Messing, die um den Arm gelegt werden. (vergl. Kapitel 15.)

Von Bumbálu aus steigt das Terrain nur ganz langsam bis an den Bergfuss an. In westlicher Richtung marschirten wir fast den ganzen Weg durch Pflanzungen, von denen jedoch ein grosser Theil verlassen und von Gras überwuchert war. In dem hohen Schilfgrase stehen hier und da Akazien und Steppengebüsch, an andern Stellen vereinzelte hohe Urwaldbäume, unter denen wir namentlich Spathodeen mit ihren grossen rothen Blüthen bemerkten. Am Boden wächst massenhaft Bidens, dessen Früchte sich auf Schritt und Tritt an die Kleider anheften, ferner Canna indica, Hyptis und hohe, fast baumförmige Arctotis.

Je mehr wir uns dem Berge näherten, desto stärker erwies sich das Land bewohnt und kultivirt, und desto mehr Bananenwälder und Felder von Sorghum, Eleusine und Mais traten auf. Hunderte von Eingeborenen begleiteten uns und nahmen den Trägern ihre Lasten ab, um sie in unser Lager zu schaffen. Etwa eine viertel bis eine halbe Stunde vor dem Bergfuss stiessen wir auf die ersten Steinblöcke (grauschwarzer Diabas, Glimmerschiefer und etwas Quarz). Dann überschritten wir den einer grossen Bergschlucht entspringenden Bach Butágu, dessen kaltes Wasser (16,5° C.) in einem felsigen Bett dahinströmt, und stiegen noch eine Strecke weiter aufwärts, um bei dem kleinen Orte Karévia dicht am Bergfusse zu lagern.

XIV. KAPITEL.

Besteigung des Schneeberges Runssóro.

Schon seit längerer Zeit hatten wir den Plan gefasst, sobald sich irgend die Gelegenheit dazu biete, den Schneeberg, der uns nun schon so viele Tage vor Augen stand, etwas eingehender zu untersuchen. In mehrfacher Hinsicht schien unser jetziges Lager in Karévia der geeignetste Ausgangspunkt hierfür. Einmal waren unsere Träger ziemlich ermüdet und bedurften nöthiger Weise einiger Erholungstage; sodann wollte der Pascha versuchen, mit den nicht weit von hier angesiedelten Manyéma über die Stellung von Führern zu verhandeln; und endlich unternahmen auch die Eingeborenen der Gegend, Leute des Chefs Ténge-Ténge, dann und wann eine Besteigung des Berges, um aus bedeutenden Höhen den dort vorkommenden Bergkrystall und Rauchtopas zu holen, die als wichtige »Regenmedizin« weithin verhandelt werden. So verging der erste Tag nach unserer Ankunft damit, dass wir wegen der Führung Alles mit dem Häuptling vereinbarten und Vorbereitungen für den Ausflug trafen. Zunächst wurden 20 Mann von den freiwilligen Trägern ausgesucht, je zwei bis drei Mann für eine Last, ferner als die Brauchbarsten von Allen Ulédi und der Sswahíli-Unteroffizier Hamis-bin-Jándwe sowie vier Soldaten zur Theilnahme an der Expedition bestimmt. Ausserdem begleiteten mich noch Mabruck zum Sammeln, Fwamba, Madjalíwa und Hamis zum Präpariren der gefundenen Sachen und Kombo als persönlicher Diener. Da wir auf der Höhe bedeutende Kälte zu gewärtigen hatten, wurden alle vorhandenen Wolldecken herausgesucht und, da diese nicht ausreichten, noch die wasserdichten Decken, mit denen die Lasten Nachts vor Regen geschützt wurden, mitgenommen. Etwas europäischer Proviant und Cognac, sowie Bohnen und einige Ziegen wurden bereit gestellt, und die Stiefel durch Einsetzen einiger Schrauben unter die Absätze für die Bergtour vorbereitet. Ein photographischer Apparat, Teodolith und andere Instrumente durften natürlich zur Ausrüstung nicht fehlen. Am Morgen der Abreise wurden die Aneroïde, die mitgenommen werden sollten, genau mit denen, die beim Pascha blieben, verglichen und alle Siedethermometer abgelesen, von denen ich dann zwei mit mir nahm. Wir verabredeten, zu bestimmten Stunden unsere Instrumente

unten und oben zu notieren, um so eine möglichst grosse Genauigkeit in den Höhenmessungen zu erlangen.

Am Morgen des 8. Juni 1891 konnte ich erst kurz vor 10 Uhr abmarschiren, da die vom Häuptlinge versprochenen Leute so lange auf sich warten liessen. Er gab mir zwei Führer und vier Mann zum Tragen von Proviant und Treiben der Ziegen mit.

Der Anstieg begann sofort sehr steil hinter unserm Lager, das auf pechschwarzem Boden aufgeschlagen war. Zunächst war eine Brücke aus Blöcken von diabasartigem Gestein, die wie ein Lavastrom in das Thal geht, zu überschreiten. Dann ging der Aufstieg am nördlichen Abhang der Schlucht, die steil zum rechten Ufer des Butágu-Baches abfällt, entlang in west-süd-westlicher Richtung empor. Pflanzungen von Bananen und Colocasien wechselten mit Grasflächen ab, in denen, wie unten in der Ebene, zahlreiche Exemplare von Bidens standen. Jenseits des Thales steigt eine Gebirgswand steil in die Höhe, von der Wuwínga-Gruppe gekrönt.

In einer Höhe von 1800 m angekommen, fand ich in einer Schlucht Raphia-Palmen und am Boden viel Selaginella (S. molliceps Sp.).*) Etwas höher stehen die letzten Bananenanpflanzungen (1950 m). Auf kleinen Feldern gedeihen noch Bohnen (Ph. vulgaris) und Erbsen (Pisum sativum) sowie Tabak und Colocasien. Einzelne Adlerfarren (Pteris), Brombeeren (Rubus), Oxalis, Plantago palmata und ein kleines Geranium mischen sich unter das Gras, dessen Halme — meistens Paniceen — Daumendicke und zwei bis fünf Meter Höhe erreichen.

Bei 1940 m Höhe hören die hohen Gräser auf, und die Hänge sind durchweg mit Feldern von Adlerfarnen bedeckt, zwischen denen nur einzelne Kräuter aufkommen. Ein Vergissmeinnicht mit seinen hellblauen Blüthen heimelte in dieser Umgebung den europäischen Wanderer eigenthümlich an. Hier und da stehen Büsche, deren Blüthen mich auffallend an unsern Hollunder erinnerten.

Aus einer felsigen, mit üppiger Vegetation bestandenen Seitenschlucht strömt ein schmaler Wasserlauf mit köstlichem, eiskaltem Wasser (15,9° C. bei 21° Lufttemperatur) heraus; ehe er zu dem in der Tiefe zwischen Felsblöcken entlang schäumenden Butágu-Bach hinabfällt, passirt er eine kleine sandige, von dichtem Pflanzenwuchs eingerahmte Stelle, auf deren feuchtem Boden sich vielfarbige Schmetterlinge von mir bis jetzt noch ganz fremden Arten tummelten. Besonders fiel mir eine intensiv gelbe Pieride (Kohlweissling) und eine Lycänide mit langem, graubereiftem Fortsatz der Hinterflügel auf. Schwarz-rothe Marienkäferchen fanden sich zahlreich auf den blühenden Pflanzen, und am Boden krochen

*) Die botanischen Namen sind nach vorläufiger Bestimmung von Prof. Dr. Schweinfurth beigefügt, die sich bei genauer Bearbeitung des Materials vielleicht noch hier und da ändern können. Ebenso konnten die Höhenzahlen noch nicht endgültig von Herrn Dr. Wagner in Breslau berechnet werden, da die definitive Bearbeitung des eingelieferten Zahlenmaterials noch nicht abgeschlossen ist. Sie wird in einer gesonderten Abhandlung einem der wissenschaftlichen Bände des Reisewerks beigegeben werden.

Gehäuseschnecken (Achatina) und eine Art Nacktschnecke (Vaginulus) umher. Etwas weiter oberhalb an der, Kamssóga genannten Quelle (2052 m) wird das Gebüsch dichter und mit Baumfarnen durchsetzt.

An einem mit Pteris bedeckten Abhang über Brocken von Glimmerschiefer entlang, erreichte ich das kleine Gehöft Tshambatúla, das auf einem ins Thal vorspringenden Grat in circa 2170 m Höhe erbaut ist. Es besteht aus sechs bis acht runden Hütten, die etwa ein Meter hohe Wände und Kegeldächer haben. Seiten wie Dächer sind in Ermangelung von Gras mit den weissen, glänzenden Hochblättern (Blattscheiden) von Bambus gedeckt. Auf nahen, am Abhange gelegenen Feldern werden Colocasien, Ricinus, Bohnen (Phaseolus vulgaris) und etwas Tabak*) (Nicot. tabacum, s. rustica) gebaut. Die Vorräthe genügten kaum für den Bedarf der Bewohner, die unsern Leuten nur einige Bohnen gegen Perlen verkaufen konnten.

Hier liess ich das Zelt aufschlagen, vor dem sich nun eine grossartige Scenerie ausbreitete. Vor uns fiel der Berg steil zum Butágu ab, um an der gegenüberliegenden Seite noch steiler himmelhoch anzusteigen. Gleich hinter unserem Standort zog sich diesseits der Abhang etwas sanfter aufwärts und bot etwa 100 m über uns noch einigen Hütten Raum. Die Hänge zu beiden Seiten des Riesenthales sind in ihrem unteren Theil nur mit Kräutern bewachsen, soweit diese überhaupt Wurzel fassen können. Hier sowohl wie an der uns gegenüberliegenden Seite ward erst eine Strecke über unserem Standpunkt in fast horizontaler Linie die untere Grenze der Bewaldung sichtbar, wie wir dies schon bei unserer Annäherung von der Ebene aus am ganzen Aussenabhang des Gebirges bemerkt hatten.

Durch die Nachtruhe gekräftigt, setzten wir am Morgen bei 13,5 ° C. den Marsch fort. Der Weg steigt wieder etwas abwärts und führt über Farnenfelder in eine Mulde, durch die einige Wasserläufe zu Thal fliessen. Zwei Arten von grossen gelben Strohblumen (Gnaphalium), zwei Arten Vergissmeinnicht (Myosotis), Lysimachia und Torilis herrschen vor. Nach einer halben Stunde Marsch ward der Bach Ataurégu überschritten, der sein Wasser an den Butágu abgiebt. Die Mulde erweitert sich an einer Stelle, wo einige Seitenthäler zusammenstossen. In diesem geschützten, herrlichen Bergkessel, dessen Klima ganz europäisch ist, (um 8 Uhr etwa 13 ° C.), pflanzen die wenigen Einwohner des Gehöftes Kakalónge (2200 m), Colocasien, Bohnen und Ricinus auf den mit Farnen bestandenen Feldern. An wenigen geschützten Plätzen steht noch hohes Paniceen-Gras. Streifen der etwas oberhalb sichtbaren Bambusbestände reichen in das Gebiet hinein, und da und dort bildet Gebüsch ein malerisches Bosquet. Nochmals etwas absteigend gelangten wir über felsiges Terrain an den Butágu-Bach (2104 m), dessen Wasser 11,1 ° C. zeigte. Er kommt aus einem Thal von Nordosten her und vereinigt sich mit einem Zufluss

*) Die Blätter des Letzteren sind hier klein, schmal und schlecht entwickelt. Ich sah nur diese starke Sorte von Tabak.

von fast gleicher Stärke, der aus einer Südostschlucht hervorschäumt. Die prächtige Buschvegetation an seinen Ufern wird von hohen Bäumen überragt, zu deren Füssen Farnen wie Frauenhaar (Adiantum), Polypodium und Cynoglossum, Strohblumen, rosablühende Polygonum und Winden (Ipomoea involucrata), stellenweise auch spärliche Gräser der Gattung Bromus wachsen. Dann erreichten wir nach ziemlich steilem Aufstieg die höchste Ansiedelung Munyangúngu (2199 m).

Gleich hinter dem Dorfe beginnt der Laubwald, in dem immergrüne Bäume mit dicken Lederblättern vorherrschend sind. Ehretia, hohe Büsche von Maesa lanceolata, Sapium, Celastrus, auch wohl eine Dracaena und andere hohe Gewächse sind mit Nestern von epiphytischen Orchideen und Farnen bedeckt, die durch die daran hängen bleibenden abgestorbenen Blätter von Weitem dunkelbraun erscheinen. Ranken von Cissus, Rubia discolor, Glycine und anderen Pflanzen schlingen sich um die Zweige. Der Boden des Waldes trägt neben den Farnen Lactuca, Helichrysum foetidum, Conyza Telekii, Chenopodium foetidum, Cardamine, Peperonia und andere Gewächse. An lichten Stellen blühen ganze Felder von Vergissmeinnicht. Hier und dort sind Stellen mit Bambus bedeckt, und an anderen Parthieen finden sich mit Bartflechten (Usnea) behangene Ericabäume (2500 m).

Wir erstiegen einen steilen, aus Glimmerschiefer bestehenden Grat, der beiderseits schroff abfällt und von dichter Vegetation, vorwiegend Adlerfarnen, bedeckt ist. Reizende bunte Nectarinien huschten im Gebüsch umher. Höher hinauf folgt eine Region, wo der Laubwald wieder vorherrscht und überall mit Bartflechten bewachsen ist. Den Boden bedecken Laubmoose und Flechten.

Um Mittag erreichten wir eine hohe Bergkuppe. Die Leute waren vom Klettern ermüdet, ich selbst hatte viele Pflanzen während des Marsches gesammelt, die verderben mussten, wenn ich sie noch länger transportirte. So beschloss ich, das Zelt aufzuschlagen, wozu die Führer einen etwas unterhalb von uns in dem dichten Bambuswald gelegenen Platz auswählten (2656 m), unter dem der Bach Vussússa vorbeirauschte. Beim Abstieg dorthin kamen wir an einer Felshöhle vorbei, die von den Eingeborenen als Schlafstelle benutzt wird, wenn sie den Berg besteigen. Zahlreiche grosse Glockenblumen (Canarina Emini, Aschers.) erfreuten durch ihr sattes Orangegelb das Auge.

In kurzer Zeit war ein kleiner Platz in dem dichten Gewirr der langen und bis zu 10 cm dicken Bambuspflanzen (cf. Oxytenantera) gereinigt, auf dem wir uns wohnlich einrichteten. Bald brodelte das Fleisch einer frischgeschlachteten Ziege und die mitgebrachten Bohnen im Topfe. Als die Dunkelheit eintrat, nahm sich der Lagerplatz mit den vielen ringsum entzündeten Feuern ganz romantisch aus. Fortwährend knallten, Flintenschüssen gleich, die berstenden Glieder der brennenden Riesengräser, die uns als Feuerungsmaterial dienten. So sassen wir in einer Höhe von 2600 m gemüthlich plaudernd vor unserm Zelte, über uns den Sternenhimmel, unter uns die aus dem Thal heraufwallenden Nebel, durch die das Rauschen des Baches bis an unser Ohr drang. So mitten in der

TAF. X

RUWENSÓRO

[illegible]
[illegible]

tiefsten Wildniss die ewige Natur zu belauschen, darin liegt die Poesie der grossen Forschungsreisen, die nur der zu würdigen weiss, der sie aus eigener Erfahrung kennt . . .

Am Morgen war es nur 11 ° C., als wir fröstelnd wieder zu dem Tags vorher erreichten Punkte hinanstiegen. Einer zitterte vor Kälte derart, dass ihm die Kiste mit meinem Teodolith entfiel und eine grosse Strecke den Berg hinabrollte, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, da sie auf weiches Moospolster zu fallen kam. Nach einstündigem Marsch durch Bambuswald aufwärts erreichten wir die Kuppe des Uwóngo-Berges (3006 m), die aus Quarzit besteht, während das bisher beobachtete Gestein Glimmerschiefer war, der oft eine weiche, talkartige Beschaffenheit zeigte. Sträucher von Claussena, Bäume von Dombeya und Derris standen zwischen den Bambusen und Erica arborea. Der Boden ist zwischen Moos und Gras mit Lycopodium clavatum, Helichrysum, Ranken von Momordica und Anderem bedeckt. Von hier aus bot sich eine vorzügliche Aussicht auf den im Westen des Issángo - Ssemlíki - Thales verlaufenden Plateaurand. Man konnte wahrnehmen, dass hinter ihm noch eine weite Plateau-Landschaft liegt, die aber gegen Norden bedeutend niedriger wird. Hier oben war ein Stück Wald abgebrannt, wohl von Eingeborenen, die vor uns an der Stelle gelagert hatten. Die so entstandene Lichtung benutzte ich dazu, Peilungen mit dem Kompass vorzunehmen.

Von dem etwa 3000 m hohen Uwóngo-Gipfel an hört der Wald von Bambusgräsern auf, und der aus reinen Erica-Bäumen beginnt. Auch der Untergrund von Gras und Laubmoos macht einer dicken Lage von Moosen Platz, die grösstentheils aus Torfmoos (Sphagnum), nur zum wenigsten aus Laubmoosen bestehen. Das ganze Polster, in das man mit jedem Schritt einsinkt, ist triefend nass, ein wahres Hochmoor.

Die baumförmigen Haidekräuter, die hier in der Höhe über 2500 m meistens der Ericinella Johnstonii, Schwf., angehören, sind mit Bartflechten dicht behangen. Einige Bäume mit proteaartigen Blättern und einzelne Baumfarnen sorgen für Abwechslung. In dem 1—1,5 m dicken Moospolster fand ich ausser den Torfmoosen viele Lebermoose (Jungermannia), Mnium, Polytrichum, ferner eine Umbellifere, eine prächtige, rothblühende Orchidee, kleine Farne, ein strauchförmiges Senecio und Balsamineen (Impatiens) mit hochrothen Blüthen. An den Seiten des Weges entdeckte ich zu meiner Ueberraschung Heidelbeeren (3100—3400 m), die den unseren genau glichen, dieselbe Art, die Lieutenant Stairs bereits gefunden hatte (Vaccinium Stanleyii, Schwf.). Wir liessen uns die blauen, graubereiften Beeren schmecken, die ich meinen Soldaten als europäische Früchte vorstellte. Zahlreiche Schnecken bevölkerten hier das Moos.

Nach anderthalbstündigem Aufstieg ging es von der Höhe des Felsgrats hinab und am südlichen Abhang desselben Berges entlang auf einem niederträchtig schlechten Weg weiter. Der steile Hang war zerklüftet, und ein dicker abgestorbener Erica - Stamm neben dem andern lag herabgestürzt. Dabei war

alles von Schlingpflanzen und Moos überwuchert, so dass man nie sah, wohin man sicher treten konnte. Zwei Arten von niederen Kräutern — eine mit rothen Blüthen und runden, stark behaarten Früchten und eine, deren gelbweisse, mit braunem Grund versehene Kelchblätter die Blüthen verhüllten — legten sich so massenhaft in den Weg, dass man oft förmlich auf »hängenden Gärten« ging. Alle Augenblicke sank man bis zu den Hüften in die durch Vegetation verdeckten Spalten ein. Für das Vorwärtsschreiten der Träger und den Transport der Lasten verursachte schliesslich noch eine etwa 5 m hohe, völlig senkrechte Felswand die meisten Schwierigkeiten. Stricke besassen wir nicht, doch wusste glücklicherweise Ulédi Rath. Wie eine Katze war er zuerst oben, band mehrere Hüfttücher zusammen, mit deren Hülfe dann, halb gezogen halb geschoben, Lasten und Leute hinaufgelangten. Ich sah ein, dass die Kisten und das Zelt nicht weiter zu transportiren seien, ohne ihren Verlust zu riskiren, und beschloss zu lagern. Es war ungemein schwer, einen passenden Platz für das Zelt zu finden, da der Abhang steil und mit triefend nasser Vegetation bedeckt war. Nachdem wir noch über eine ganze Reihe von Baumstämmen hinweggeklettert waren, fanden wir endlich einen halbwegs geeigneten Lagerplatz, an dem mein Zelt, freilich in ganz schiefer Lage, aufgeschlagen werden konnte (3234 m). Durch aufgeschichtete Ericazweige liess ich den Innenraum leidlich horizontal herrichten. Eingeschlagene Pfähle hinderten mein Bett und die Kisten vor dem Herabstürzen. Wenn ich das Zelt, das hart an der gähnenden Tiefe stand, verlassen wollte, so musste ich erst über einige Bäume hinwegturnen.

Wir befanden uns jetzt mitten im dichten Erica-Wald, dessen Bäume (Ericinella) 20—40 cm Dicke und 3—8 m Höhe erreichten. Zwischen diesen standen Exemplare des Nadelholzes Podocarpus elongata l'Her.*), Sideroxylon, Celastrus und des abyssinischen Kousso-Baumes (Brayera anthelmintica D. C.). In dem dicken, nassen Moospolster, das alles überkleidete, und in dem Farne, Orchideen, Balsamineen und andere Pflanzen üppig wucherten, wimmelten zahlreiche Asseln, Schnecken und Regenwürmer. Eine kleine, unterhalb des Lagers entspringende Quelle versorgte uns mit erfrischendem Wasser. Hier an diesem Punkte liess ich die meisten Leute zurück. Einer der Soldaten gab mir sein kleines Baumwollzelt; Bettdecken, Essgeschirr und ein Unyamwési-Lindo mit etwas Kleidung, Schreibmaterial sowie der photographische Apparat vervollständigten die Ausrüstung. Dann suchte ich sieben Träger aus, um die ganz kleinen Packete zu transportiren; ausserdem begleiteten mich noch zwei Soldaten (Hamis bin Jándwe und Katémmo, beides Manyéma), Magánga, der Dolmetscher, und mein Mhúma-Diener Abdallah zu Handreichungen, endlich Fwámba, ein in Tabóra freigekaufter Mkússu-Sklave, der das Pflanzen-Präpariren ganz annehmbar erlernt hatte. Das Lager blieb unter dem Kommando von Ulédi zurück; eine

---

*) Nur Podocarpus habe ich von Nadelhölzern mitgebracht; die in den Hochländern östlich des Nyansa (Leikípia, Mutyék, Ussambára, Abyssinien) vorkommenden Juniperus fand ich nicht.

andere Abtheilung sandte ich in das bewohnte Gebiet hinab, wo sie Nahrungsmittel einkaufen sollten.

So hatte ich erheblich freieren Spielraum, als ich am Morgen bei Nebel und 7,2° C. abmarschirte. Ueber gestürzte Stämme, Moospolster und Stengelgewirr von Schlingpflanzen ging es unter grossen Beschwerden am Abhang weiter, bis wir in das Bachthal des Mussússay hinabkamen (3217 m), wo nur wenig Erica standen, und Laubbäume vorherrschten, von denen Schlinggewächse und lange ungetheilte, röthlich behaarte Farnenkräuter (Acrostichum Deckenianum) herabhingen. Eine wie unser Kerbel riechende Umbellifere,*) Impatiens, mit grossen, rosafarbenen Blüthen, ein blassviolettes Wiesenschaumkraut (Cardamine), Helichrysum elegantissimum, eine wohl 1,5 m hohe Distel (Carduus sp.), prächtig violette, aber leider nicht duftende Veilchen (Viola abyssinica) und andere Pflanzen standen in dichtem Gewirr beisammen. Die interessantesten Formen aber waren baumförmige Senecien und der abyssinische »Gibarra« (Lobelia s. Rhynchopetalum Telekii.)**) Beide haben hier bei etwa 3178 m ihre untere Verbreitungsgrenze. Die Ersteren waren jedoch jetzt nicht in Blüthe, und auch von letzterem waren hier unten die meisten Exemplare steril, nur bei zweien fand ich einen 1,2 bis 1,5 m langen Blüthenstand. Unfruchtbare Pflanzen dieser Art werden meist 3—4 m hoch und tragen auf ihrem kahlen, etwa 8—15 cm dickem, mit Blattnarben besäten Stamm eine Laubrosette, so dass sie ganz wie Dracänen aussehen.***)

Sobald wir das schützende Thal verliessen, begannen wieder die Ericinella-Bäume vorzuherrschen, dagegen fehlten jetzt die Schlinggewächse, so dass das Fortkommen sehr erleichtert war. Während wir auf dem Wege waren, kamen uns zwei Eingeborene nachgelaufen mit der Behauptung, die Führer hätten uns auf einen falschen Weg gebracht. Wir müssten zu unserem Lager zurück und könnten von da aus in drei Tagen die Höhe des Berges erreichen. Die Führer dagegen blieben dabei, dass der von uns eingeschlagene Weg der richtige sei. Wir gingen also noch eine Strecke vorwärts. Plötzlich waren an einer Wegkrümmung die alten Führer verschwunden und nicht mehr aufzufinden, die neu erschienenen aber erklärten, hier nicht mehr Bescheid zu wissen. Nach kurzer Berathung mit meinen Leuten beschlossen wir, selbst einen Weg zu suchen, da wir bei dem Misstrauen der Eingeborenen annahmen, sie fürchteten, wir könnten dort oben ihre Geheimnisse fortnehmen, d. h. den regenspendenden Bergkrystall, wegen dessen sie den Berg zu besteigen pflegen. Wie sich nachher herausstellte, hätten wir allerdings besser daran gethan, die Mühe nicht zu scheuen und den von den Eingeborenen vorgeschlagenen Weg zu wählen.

---

*) Umbelliferen sind in Ostafrika sehr selten, nur vereinzelt kommen sie in den Gebirgen vor.

**) Es kommt am Runssóro dieselbe Art Lobelia vor (3178—4060 m), die Teleki am Kenia fand, ausserdem aber auch noch eine neue Species (L. Stuhlmanni, Schwf.).

***) Vergl. die Abbildung Tafel XI, die im Vordergrunde Lobelien in verschiedenen Stadien des Blühens, aber nicht sehr gross gewachsene Exemplare zeigt.

Wir kletterten also weiter zwischen Ericabäumen hinauf. Auf dem Moospolster wuchsen viele oben schwarzgrüne, an der Unterseite weisse Flechten mit braunen Fruchtträgern (Parmelia?), braune Pilze (Agaricus), Umbelliferen mit breiten Fiedern und kleine Boragineen. Bald verlor sich der bisher vorhandene, kaum noch erkennbare Pfad gänzlich (3370 m), so dass wir uns geradeaus mit der Axt einen Weg durch das Dickicht schlagen mussten, eine höchst zeitraubende und anstrengende Arbeit. Hamis bin Jándwe kappte mit der Axt die grossen Bäume, und ich brach die im Wege stehenden Aeste ab. Die andern folgten langsam nach. Es fiel mir auf, dass alle grossen dicken Erica-Stämme gestürzt und halb verfault auf dem Boden lagen, während die lebenden Exemplare nur etwa 10 cm Dicke hatten. Ich konnte mir dies nur damit erklären, dass vor Zeiten ein Orkan die Bäume zerstört haben müsse, und dass wir hier den Nachwuchs vor uns hatten, oder dass die jetzigen klimatischen Bedingungen von den früheren abwichen und eine starke Stammentwickelung nicht mehr gestatteten. Von 3000 bis 3900 m Meereshöhe waren sämmtliche 50—60 cm dicken Stämme umgestürzt; eine mehrjährige Wachsthumsperiode, nach der alle Exemplare gleichzeitig absterben, um bald darauf durch junge ersetzt zu werden, — so etwa wie sie bei dem Ambatsch (Herminiera elaphroxylon) nachgewiesen ist — war hier ausgeschlossen, da solche Perioden in den verschiedenen Höhen nicht gleichzeitig sein könnten.

Auf einem schmalen Grate ging es vorwärts. Links von uns führte ein Abhang, auf dem viele baumförmige Senecien (S. Johnstonii) standen, zu einem kleinen Bach hinab. Ihr 10—20 cm dicker, braunrindiger Stamm ist ein oder mehrere Male dichotomisch verzweigt und trägt einige Rosetten aus breiten frischgrünen Blättern, unter denen die abgestorbenen braunen Blätter in dichtem Klumpen sitzen.*) Die Blüthenrispe ragte vertrocknet aus den Rosetten hervor.

Ich liess hier die Leute rasten und kletterte noch ein gutes Stück allein weiter. Da ich aber keinen passenden Lagerplatz fand, liess ich an dem Rastplatz lagern (3557 m). Aus einigen in die Erde gerammten Pfählen und Querhölzern liess ich mir von den Leuten eine primitive Bettstelle herstellen, die mit Ericazweigen gepolstert wurde; denn das Schlafen auf der feuchten Moosdecke schien nicht gefahrlos. Darüber ward als Schutzdach das kleine Zelt gespannt. Jeder Schritt, den man in diesem »Lager« machte, war mit Anstrengung verbunden: man musste entweder steil hinauf- oder hinabklettern. Um uns stand dichter Erica-Wald, der ganz den Eindruck einer Nadelholzschonung machte, eine Täuschung, welche durch die vielen Bartflechten noch verstärkt wurde. Senecien und Lobelien waren überall dazwischen vertheilt.

Die Leute versuchten, so gut es eben ging, auf einem aus Erica hergestellten Polster zu schlafen, von den wasserdichten Persennigen bedeckt. Sie litten aber entsetzlich unter der nächtlichen Kälte, trotzdem ich ihnen aus zwei

*) Vergl. die Tafel X, wo Senecien links im Vordergrund stehen, eine zweite neue Art wurde nur steril gesammelt.

Flaschen Cognac und Saccharin einen starken Grog gebraut hatte. Auch ich selbst konnte vor Kälte kaum ein Auge schliessen, trotz wollener Decken. Wiewohl wir immerhin noch 4,1° C. hatten, erstarrten beim Weitermarsch meinen barfüssigen Leuten die Füsse und Hände so, dass sie ganz gefühllos wurden, und kaum noch auftreten konnten. Am unangenehmsten war es mir, wenn ich mich kriechend im nassen Moos fortbewegen musste und dabei in die eiskalten Gallertflechten hineingriff, die massenhaft auf den Stämmen sassen.

Ich hatte die Leute mit Ausnahme von Hamís, Katémmo, Fwámba und Magánga (alles Manyéma) zurückgelassen.

Um 8 Uhr erst kam die Sonne hinter den über uns liegenden Bergen hervor und erwärmte uns einigermassen. Sie zerriss die Nebel und zeigte im Südosten den südlichen Schneegipfel, zu dem die Felsen steil hinaufstreben und nur stellenweise dem Schnee zur Ablagerung Raum bieten.

Eine baumförmige Umbellifere hatte auf etwa 3 m hohem Stamme eine Rosette aus sehr fein gefiederten Blättern. (3770 m.)

Bei etwa 3822 m Höhe (Aneroïd 481 mm) hörte der dichte Ericawald auf; nur krüppelhafte Exemplare kamen noch vor. Lobelien und Senecien begleiteten uns noch weiter; aber umgestürzte Stämme bewiesen, dass auch hier vor Zeiten noch Wald gewesen war. Wir gelangten auf einer langsam ansteigenden Ebene (3987 m) zu der Kuppe eines Berges, auf der ich bis zum höchsten Punkte (4063 m) voranging, aber alsbald umkehrte, als ich sah, dass ein Weitervordringen unmöglich sei. So begab ich mich schleunigst zu meinen ganz ermatteten Leuten zurück, da aufziehende Wolken die Aussicht zu versperren drohten, und ich gerne noch eine Anzahl Photographien aufnehmen wollte.

Rechts von uns befand sich ein tiefes Thal, in dessen Grund ein kleiner grüner Bergsee liegt. Er trennte uns von den beiden grossen Schneefeldern, zu denen der jenseitige Thalabhang steil hinanstieg. Die nördliche, grössere Bergmasse (Tafel X) zeigte eine sehr ausgedehnte Schneebedeckung, der sie auf ihren sanft geneigten Flächen mehr Haftpunkte bietet, als die südliche, steilere. Grosse schwarze Felsen ragten aus der silberglänzenden Decke heraus. An der Kante der Schneemasse, wo der Abhang steiler wird und an einer Stelle in eine senkrechte Wand übergeht, von der drei Quellen herabstürzen, sah man, dass einige kompakte Schneeblöcke sich losgelöst hatten. An den Bruchflächen war die Masse gestreift: breitere weisse wechselten mit schmaleren dunklen Streifen ab. An einer Stelle zog sich ein breiter Schneestreif thalabwärts.

Von einer eigentlichen Gletscherbildung konnte ich mit Bestimmtheit nichts entdecken. Zwar scheinen die dunkleren Schichten aus verhärtetem Schnee zu bestehen; von einer völligen Vereisung war jedoch nichts zu bemerken; ebenso wenig gelang es mir, Moränen zu sehen.

Der Schnee lag nun so nahe vor uns, dass man kleine Felsblöcke, die aus ihm hervorragten, ganz deutlich mit dem blossen Auge erkennen konnte. Ich schätzte die Entfernung von hier aus auf ca. 1—2 Kilometer.

Anders sah der südliche Berg (Tafel XI) aus. Seine Felsen steigen fast senkrecht aus der Tiefe in die Höhe und waren an mehreren ausgedehnten Stellen von Schneefeldern bedeckt, während kleinere Schneemassen in zahlreichen Spalten sichtbar waren.

Beide Berge sind von einander durch einen tiefen Sattel getrennt, der uns grösstentheils durch einen vorgelagerten Berg verdeckt wurde. Beide bilden von Nordwest nach Südost verlaufende Längsrücken, von denen der südliche sich in einer langen Seitenkette fortsetzt, aus der einzelne Kuppen hervorragen.

Die nördliche Bergmasse scheint mir aus Glimmerschiefer zu bestehen; eine um 50^0 nach Südwest einfallende Schichtung kann ich sogar noch auf der mir vorliegenden Photographie erkennen. Der andere Berg dagegen besteht wahrscheinlich aus altem Eruptivgestein, (wohl auch Diabas).

Auf sämmtlichen von mir überschrittenen Vorbergen stand Glimmerschiefer an, seltener Quarz. Die Schichten waren sehr stark verworfen, fielen aber meistens nach Südwest oder Südsüdwest, ein Zeichen, dass sie durch eine von Nordost her wirkende Kraft gehoben wurden. Am Gipfel des Ulímbi genannten Berges, auf dem wir standen, fand ich dasselbe dunkelgraue Eruptivgestein (Diabas, resp. Hornblende-Gestein), das ich schon am Fuss bei Karévia beobachtet hatte und auch am Nordfuss später überall fand. Aus ihm schien mir auch der eine uns gegenüberliegende Berg zu bestehen.

Ein Winkelinstrument fehlte mir, ich konnte daher nur die an meinem photographischen Apparat befindliche Libelle horizontal stellen und an ihr entlang visiren. Danach glaube ich, dass die untere Schneegrenze jenseits von uns nur etwa 200—300 m über unserem Standpunkt also ca. in 4300 m beginnt, und dass die höchste von uns aus sichtbare Spitze etwa 800—1000 m über der Schneegrenze liegt. Es ist aber auch sehr wohl möglich, dass andere Punkte, die von meinem Standort aus nicht sichtbar waren, bedeutend höher gelegen sein mögen.

Unter dem Schutz eines Felsens kochte ich meine Hypsometer ($87{,}55^0$ C.) und las auf den Aneroïden bei $9{,}9^0$ Lufttemperatur 472 mm ab. Eigenthümlich war es, dass die Temperatur je nach der Windrichtung ausserordentlich rasch wechselte: schon eine Viertelstunde nach dieser Messung zeigte das Thermometer 15^0, sobald ein wärmerer Wind aus dem Thal kam. Nach Berücksichtigung der nöthigen Korrekturen wurde später die Höhe des von mir erreichten Rastpunktes auf 4037 m bestimmt.

Der Südberg wurde mir von den bis hier mitgegangenen Eingeborenen als Ngemwímbi, der nördliche als Kanyangúngwe, der See als Kigéssi-kissóngo bezeichnet. Die Angaben waren jedoch höchst unbestimmt und schienen auf meine Fragen erst eigens erfunden worden zu sein. (mwímbi heisst Wolke, gúngwe wahrscheinlich dasselbe wie gongo = Rücken, Berg.) So zog ich es vor, die vier Schneegipfel, von Norden nach Süden gehend, nach meinen besonders verehrten Lehrern, den Professoren Kraepelin, Moebius, Semper und Weismann zu benennen.

Die Vegetation ist auch auf diesen Höhen noch ziemlich reich, wenigstens an Individuen, wenngleich nicht an Arten. Wo sich Humus befindet, haben sich Laubmoose in dichtem Polster, stellenweise auch einzelne spärliche Grashalme (Bromus) und wenige Riedgräser (Scleria) angesiedelt, während die Felsen mit den verschiedensten Krustenflechten überzogen sind. Niedriges Gestrüpp von Ericinella und prachtvoll seidenartig glänzendem Helichrysum elegantissimum, die aus der Ferne wie Edelweiss aussahen, wachsen überall aus dem Moos hervor. Ein dünn belaubter Strauch trägt grosse rothe Blüthen. Dazu kommen einzelne Brombeersträucher, Farnenkräuter (Asplenium), Alchemillen und Johanniskraut (Hypericum Keniense Schwfth.). Am auffallendsten waren jedoch die oben beschriebenen Senecio Johnstonii, deren Stämme hier nicht sehr hoch werden, und Gibarren, die in den höheren Regionen in zwei Arten auftreten, eine mit rothen Blüthen, Lobelia s. Rhynchopetalum Telekii Schwf., und eine mit weisslich grünen Blüthen, Lobelia Stuhlmannii Schwf. Auch diese erreichen nicht die Höhe der andern weiter unten, sehen aber in ihrer Blüthe nicht minder prächtig aus. Der hohle Stamm ist fast unentwickelt. Sterile Exemplare tragen eine Rosette aus den langen, schwertförmigen, stark gesägten Blättern, die eine rothe Mittelrippe haben. Vor Entwickelung des Blüthenstandes streckt sich der blättertragende Theil in die Länge und entwickelt an seiner Spitze einen dicken, kurzen, oben abgerundeten Kegel, der aus weisswollig behaarten Hochblättern besteht. (Vergl. Tafel XI). Während des Wachsthums der länglichen, unregelmässig geformten Blüthen, deren jede im Winkel eines Hochblattes steht und von einem langen schwarzen Kolben (den zusammengewachsenen Staubgefässen) überragt wird, streckt sich der Blüthenstand zu einem etwa einen Meter langen Cylinder aus und wirft die Behaarung ab. Die winzigen Samen waren noch unreif. Nach der Fruktifikation stirbt diese so eigenartige Pflanze ab. So weit ich mit dem Fernrohr sehen konnte, reichte die Moos- und Gesträuchvegetation bis an den Schnee hinan, während die Senecien und Lobelien dem Anschein nach bald über uns aufhörten.

Von Vögeln traf ich hier oben nur eine kleine graue Meise, andere dürften vermuthlich kommen, wenn der Gibarra reift.*) Regenwürmer, Asseln, Spinnen und Schnecken lebten zahlreich im Moos, und einzelne kleine Schmetterlinge (Spanner und Motten) flatterten in der Sonne.

Um weiter hinauf zu kommen, hätten wir erst zu dem See hinabsteigen und dort übernachten müssen**), ohne Decken und die Leute ohne warme Anzüge

*) Vergl. Heuglins Beschreibung des Vogellebens an diesem Baum, von dem er eine farbige Abbildung aus Abyssinien giebt.

**) Für Nachfolger, die glücklicher sein sollten als ich, mag bemerkt werden, dass der Aufstieg von Karévia jedenfalls zu empfehlen ist, dass man aber bald möglichst hoch geht, dann an dem See schläft und von hier den Schnee des Nordfeldes zu erreichen sucht. Vielleicht ist auch der von uns links liegen gelassene, den Führern bekannte Pfad besser. Nicht aussergewönliche Steilheit, sondern die enorme Vegetation, die Sphagnumpolster des Hochmoors und die bedeutende Entfernung bieten Schwierigkeiten. Für mich war der Hauptzweck des Anstieges die Anlage von Pflanzen-

und Fussbekleidungen. Sie Alle hatten durch die niedrige Temperatur und die Feuchtigkeit schon stark gelitten. Sie noch zwei Nächte länger hier oben zu halten, wollte ich nicht verantworten, denn die Nacht war entsetzlich kalt, und am folgenden Morgen um 6 Uhr hatten wir nur 2,5° C. Ueberdies musste uns der Pascha bereits zurückerwarten. So trat ich Nachmittags um $2^{1}/_{2}$ Uhr den Abstieg an, wobei ich noch in 3890 m Höhe einige Leopardenfährten fand.

Im Lager bei Ulédi angekommen, musste ich die inzwischen von Mabruck gesammelten Pflanzen vorbereiten. Die zum Nahrungholen ausgesandten Leute kamen ebenfalls erst am selben Tage zurück.

Das nächste Nachtquartier schlug ich bei dem obersten Dorf (Munyangúngwe) auf. Der Ortschef brachte eine Ziege, Bohnen und Colocasien zum Geschenk, von denen die letzteren gekocht, in Scheiben geschnitten und dann gebraten ein vorzügliches Gericht bildeten.

Nach einem Eilmarsch erreichte ich am 15. Juni das Lager des Paschas in Karévia wieder. Seine erste Frage, ob ich bis zum Schnee gekommen sei, musste ich leider verneinen, sonst aber vermochte ich ihm über manche interessante Resultate zu berichten. Ich konnte nun auch endlich meine zerrissenen Kleider wechseln und mich wieder etwas civilisiren. Die beiden mitgenommenen Aneroïde hatten 4 mm in ihrem Stand verloren.

Während der Zwischenzeit hatte der Pascha eine ganze Reihe von Strohhütten bauen lassen, in denen wir bis zu unserem Abmarsch noch einige Tage bequem leben konnten. Die Manyéma waren mehrfach im Lager gewesen, um unseren Leuten Frauen und Kinder zum Verkauf anzubieten, und der Pascha hatte nicht wenig Mühe gehabt, diese verbotenen Kaufgeschäfte zu verhindern.

*   *   *

Ehe wir den Berg und seine Umgebung verlassen, sei es gestattet, die gewonnenen Resultate noch einmal kurz zusammenzufassen.

Der Runssóro-Berg bildet eine dem östlichen Plateau von Unyóro und Nkóle vorgelagerte Bergmasse, die sich geologisch eng an dieses anschliesst und nur einen etwas vorragenden, stark aufgewulsteten Rand des Plateaus bildet. Durch eine gewaltige Masse von altem Eruptivgestein (Diabas), die hauptsächlich im Nordnordost des Berges von unten heraufgedrungen zu sein scheint, sind die ursprünglich dort gelagerten Glimmerschiefer und Quarzgesteine so aufgerichtet worden, dass ihre Schichten meistens nach Südwest einfallen, ja oft fast senkrecht gestellt sind. Wie viele solcher Eruptionsstellen vorhanden sind, muss erst eine genauere Erforschung zeigen. Nach meinen Beobachtungen nehme ich

---

sammlungen und die Constatirung der Gesteinzusammensetzung, und darin glaube ich Erfolg gehabt zu haben. Andere, die nur »steigen« und den Berg »machen« wollen, brauchen sich unterwegs nicht so lange aufzuhalten, können sich auch wohl, wenn sie in dieser Absicht reisen, mit warmen Kleidern für drei bis vier Leute, sowie mit Stricken, einem ganz kleinen Zelt und einem warmen Schlafsack versehen.



Stuhlmann, phot. Lichtdr. v. Frisch.

Runssóro

2ter Gipfel von Suden, von 4063 m aus aufgenommen; vorne Lobelia (Rhynchopetalum) Stuhlmanni.

an, dass das Runssóro-Gebirge ein ganzes System von Faltungen vorstellt, deren Längsrichtung von Nordwest nach Südost streicht, entsprechend allen Hauptbruchrichtungen westlich vom Victoria-See.

Die mittleren dieser Falten sind die höchsten und tragen auf ihren Gipfeln verschiedene Schneefelder.*) Wir konnten nicht mehr als vier getrennte Schneefelder beobachten. Das nördlichste davon ist nicht sehr ausgedehnt, das zweite zeigt die grösste Schneefläche, aus der eine Anzahl Felsen hervorragen, das dritte hat nur einige kleine nördliche und eine etwas grössere, sattelförmige, südliche Schneemasse, das südlichste endlich kommt an Ausdehnung etwa dem ersten gleich. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass noch andere Schneefelder vorhanden sind.**)

Wie dem auch sein mag, wir haben keinen Vulkan, sondern ein Faltungsgebirge vor uns, das zum System der umliegenden gehört. Es liegt an der Ostkante der grossen den afrikanischen Kontinent durchziehenden Bruchspalte, die durch Tanganyika, Russi-Thal, Rutschúrru-Thal, Albert-Edward-See, Issángo-Ssemlíki-Thal und Albert-See gebildet wird. Bei der Entstehung dieses Bruches, sowie der sekundären Längsbruchstellen haben sich vermuthlich alte Eruptivgesteine nach oben gedrängt (Granit und Diabas) und, zusammen mit dem Faltungs- und Zerreissungsprozess selbst, die Verwerfung der Schichten des Urschiefergesteins (Glimmerschiefer, Quarzit, Thonschiefer u. s. w.) bewirkt. An der Stelle des »Grabens«, wo seine rein meridionale Richtung in eine nordöst-

*) Vom anderen Ufer des Ssemlíki-Issángo schien es mir (im Januar 1892), als ob an einer Stelle ein Berg vorhanden sei, der die anderen um ein beträchtliches überragte und der mir mit dem Schneefeld No. 3 (Weismann-Berg) identisch zu sein schien. Doch sah ich damals die Berge nur auf ganz kurze Zeit aus dem Nebel auftauchen.

**) Auf Stanleys Karte sind zwei Schneeberge (»Sattelberg« und »Zwillingskegel«), auf einer nördlichen Ost-West-Kette liegend angegeben; diese sind auf der von E. Ravenstein gezeichneten Karte von Capt. Lugards Reise (Proceed. Roy. Geogr. Soc. 1892. Dec.) um einen vermehrt worden; ausserdem sind dort die vier von mir beschriebenen eingetragen — und zwar No. 1 als Kiríba und No. 2 als Kakóla. Fürs erste ist es mir unklar, ob alle diese Schneeberge neben einander bestehen oder nicht. Auffallend ist jedoch, dass Capt. Lugard nur auf die vier südlichen, auch von mir gesehenen, Peilungen aus der Nähe genommen zu haben scheint. Die Peilungen von dem etwas entfernteren Ort »Nssoróro« (»Fort Wavertree«) aus, sowie alle Stanleyschen Peilungen vom Albert Nyansa aus sind auf Stanleys nördlichere Schneeberge bezogen. Es ist zu bedauern, dass Herr Ravenstein hierüber nichts Näheres angiebt. Sorgfältige Routenaufnahmen im Norden und Osten des Berges, erläutert durch zahlreiche Profilzeichnungen und sehr exakte Peilungen, können uns allein hierüber Aufschluss geben. Bei der starken Veränderlichkeit der Kompassvariation in so bergigen Gegenden dürfen auch häufige Bestimmungen derselben nicht fehlen. Ich fand solche von 9—13° West, je nach dem Standpunkt. So lange daher nicht exaktes Material vorliegt, halte ich an meinen eigenen Beobachtungen fest und möchte beinahe die Existenz der nördlichen Schneefelder an der Stelle, wo Stanley sie angiebt, bezweifeln. So, wie Stanley ihn auf der Karte zeichnet, sieht der Berg jedenfalls nicht aus. Es mag erwähnt sein, dass ich auch von Mpóroro aus (siehe oben Kap. 12) nur vier Schneeberge sah, von denen der westlichste der grösste und höchste war. Der Berg, zu dem Lieutenant Stairs am 7. Juni 1889 anstieg, war wahrscheinlich ein anderer, nördlicherer als der, den ich am 10. Juni 1891 zu erreichen suchte. Für den ganzen Berg werden die Namen: Ruwenzóri, Runssóro, Bugombówa, Avríka, Guláro und Kiríba angegeben. Casati bezeichnet ihn auf seiner übrigens sehr schlechten Routenkarte als Viríka.

liche überging, entstand »an der Ecke« die höchste Aufwulstung des Runssóro, dessen Abhänge noch heute scharf zur Bruchspalte abfallen. Nach Norden ragt die Bergmasse etwas ins Land hinein, von dem Unyóro-Nkóle-Plateau durch einen Thaleinschnitt getrennt*), ebenso wie im Süden eine sekundäre Bruchspalte östlich vom Berg sich befindet, die zum grössten Theil von dem kleinen Ru-issámba-See ausgefüllt wird. Das Plateau am Ostfuss des Runssóro erhebt sich nach Lugards allerdings sehr rohen Höhenbestimmungen nur an einer Stelle etwas über 1600 m, erreicht also nicht einmal die Höhe der Mpóroro-Berge.

Dafür, dass der Runssóro, wie Stanley annimmt, ein Vulkan sei, ist nicht der geringste Beweis erbracht. Heisse Quellen wie bei Mtsóra**) finden sich auch am Albert-See, in Mpóroro und in Karágwe. Sie führen nur Wasser, das aus grossen Tiefen stammt, und sind anscheinend nur an den Längsspalten des Plateaus, also an grossen Verwerfungsstellen vorhanden.

Die Umgebung des Berges, sein Aussehen und die starken Wolkenbildungen hat Stanley mit Meisterhand geschildert. Seinen geologischen Auseinandersetzungen kann ich jedoch nicht beistimmen. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass man hier noch einmal Spuren von vulkanischer Thätigkeit, also Laven, Tuffe u. s. w., findet, bis jetzt ist aber nichts davon entdeckt. Ebensowenig ist bis jetzt der Beweis dafür erbracht, dass einst die Eisfelder weiter hinabreichten. Ich habe trotz aller Nachsuchungen nichts von Gletscherschliffen gefunden. Eine enorme Erosion findet natürlich statt, von der die Schluchten und Bachbetten genügend zeugen. Auch sieht der Albert-See wie ein Gletschersee aus, und der Pascha meinte, hier und da Terrassen, Casati sogar Gletscherschliffe an den ihn einfassenden Bergen erkannt zu haben. Ich konnte aber beides nicht sehen. Durch die Annahme einer grossen Bruchspalte erklärt sich meines Erachtens die Gestalt des Sees und der Ssemlíki-Ebene ebenso gut.

Die Nordhälfte dieses Thals ist mit Sedimenten, Thon, Sand und abgerollten Felsblöcken bedeckt, in deren Schichten die Bachbetten — so z. B. bei Kiriyámo — tiefe Schluchten ausgewaschen haben. In der Südhälfte war ähnliches nicht zu bemerken. Dort liegen im Osten und Westen Hügel als Querriegel vor dem Thal. Als der Albert-Edward-See noch höher stand, hat er wohl bis an diese Höhen gereicht und einen Ausfluss über sie nach Norden gesandt, der sich aber durch »Rückwärtseinschneiden« einen tiefen, breiten Kanal in ihnen ausgeschliffen hat***), wodurch der Seespiegel allmählich sank.

---

*) Diesen »Kopf« scheint Stanley (ebenso wie Mason, wenn ich nicht irre) als Mount Agif bezeichnet zu haben, während Capt. Lugard ihn ganz korrekt »Point of Range« nennt. Man sieht ihn deutlich vom Albert-See aus, wie ich im Dezember 1891 selbst konstatieren konnte. Der Pascha hatte mir schon vorher gesagt, ich solle mit dem Agif vorsichtig sein, da das Wort ein ssudan-arabisches sei und etwa »Wart' einmal« (?) bedeute. Es müsse wahrscheinlich dem Kartographen dort bei der Umfahrung des Albert-Sees ein Irrthum untergelaufen sein, als er nach dem Namen des Berges fragte.

**) Hat nach Stanley 39° C. Wärme.

***) Etwas oberhalb unserer Uebergangsstelle über den Fluss, wo Granithöhen im Thal liegen, zwischen denen der Fluss sich jetzt hindurchwindet.

Am Nordufer des Albert-Edward findet sich kein grosses Schwemmland, nur ein Streifen alten Seebodens, desto mehr aber im Süden.

Von den Querhügeln im Thal nach Norden schreitend, gelangen wir an Sedimentär-Bildungen. Es ist anzunehmen, dass der Albert-See einst bedeutend weiter nach Süden reichte, dass aber sein Südende allmählich durch die von den Bergen herabstürzenden Erosionsmassen ausgefüllt wurde. Der Seespiegel war damals etwas höher, der Ssemlíki-Strom existirte hier noch nicht, vielmehr führten die von den Bergen herabkommenden Bäche ihr Gestein- und Sandmaterial direkt in den See. Wie scheinbar in allen äquatorialen Seen hat auch hier ein Sinken der Wasserfläche stattgefunden. Erst später, nach Zurücktreten des Sees, hat der Fluss sich einen Weg gegraben im nun trocken gewordenen Seeboden. Wenigstens glaube ich, dass man nur durch die Annahme, dass hier früher ein See war, die gleichmässige Ausfüllung der Ssemlíki-Ebene erklären kann; ebenso scheinen mir die abgerollten Gesteinsbrocken, die in dem geschichteten Boden der Ebene überall eingelagert sind, nicht durch Moränen oder Gletscherschliffe, sondern durch Abrollung in Bächen und am Strand des einst grösseren Albert-Sees entstanden zu sein. In diese Gerölle schnitten sich ebenfalls, nach Rückgang des Seespiegels, die zahllosen Bäche ein, die heute in 30—50 m tiefen Schluchten fliessen, deren fast senkrechte Wände aus geschichtetem Geröll bestehen.

Das Schwemmland, das den Süden des Albert-Sees umgiebt, ist natürlicherweise von den Sedimentärstoffen gebildet, die der Ssemlíki herbeigeführt hat, was allein schon durch die feinkörnige Beschaffenheit des Materials bewiesen wird.

Hinsichtlich der Flora kann man verschiedene Höhenregionen unterscheiden. Dem Umstande entsprechend, dass der Nordwesten des Bergfusses mit tropischem Urwald, der Südwesten mit Steppe und Steppenbusch, der Süden mit trockenem Grasland bedeckt ist, gestaltet sich die unterste Vegetationsstufe auf den verschiedenen Seiten verschieden. Im Nordwesten finden wir dunkle, feuchte Urwälder mit der westafrikanischen Hylea angehörigen Pflanzen, im Südwest hohes Gras mit Busch, darin Bananenpflanzungen und Felder verstreut liegen. Diese Kulturzone reicht am Bergabhang überall bis zu einer gleichen Höhe, (ca. 2200 m) worauf oberhalb davon der Wald beginnt. Der Osten soll nach Captain Lugards Beschreibung von »Hochgras und Buschwerk« bedeckt sein.

Es ist schwer zu sagen, ob bei Karévia in der That, der Ueberlieferung der Eingeborenen entsprechend, einst Urwald gestanden hat. Die dort verstreuten Spathodeen u. s. w. lassen es allerdings vermuthen. Sehr viel weiter südlich als jetzt hat er sich aber in »historischer« Zeit wohl kaum erstreckt. Auch ist nicht ersichtlich, wie die so dünn gesäte Bevölkerung der Höhen diese durch ihre Kulturen total hätte entwalden sollen. Hier müssen klimatische und örtliche Einflüsse walten, die im Süden den Urwald nicht aufkommen lassen, und solche sind in der That zu finden. Die Plateauberge, welche westlich die Ssemlíki-Issángo-Ebene einrahmen, lassen dem Schneeberg gegenüber nördlich von kwa-Mbéne eine Lücke frei oder sind

so niedrig, dass der das obere nördliche Kongobecken bedeckende Urwald dort in das Ssemlíki-Thal dringen kann. Südlich setzen ihm die Berge in Karukwánsis Land, nördlich die von Mbóga eine Schranke. Die grosse Feuchtigkeit des Waldlandes, die an anderen Stellen von dem Westabhang des Plateaus aufgefangen wird, kann hier bis an den Fuss des Schneebergs gehen und die Waldvegetation ermöglichen, während an den anderen Seiten am Bergfusse bei der dort herrschenden Trockenheit nur Steppenpflanzen gedeihen. Dazu kommt wohl noch, dass die anscheinend im Kongo-Urwald meist von West oder Süd-West kommenden Winde hier von dem Bergriesen aus ihrer horizontalen Richtung in eine verticale abgelenkt werden, so dass diese »Steigungswinde« in höhere, kältere Luftschichten gelangen, wo sie als Regen ihre Feuchtigkeit abgeben.

In einer gewissen Höhe aber wird das Verhältniss ein anderes. Bei 2000 bis 2600 m, wo sich die Wolken am leichtesten bilden, und durch die mit der Höhe abnehmende Temperatur sich der Wassergehalt der Luft, durch Winde herbeigeführt, zu Nebel verdichtet, ist genügend Feuchtigkeit vorhanden, um eine — anscheinend an allen Seiten des Berges gleichmässige — Zonenbildung zuzulassen. Der Fuss des Berges ist fast stets frei von Nebel, während ihn von einer gewissen Höhe an, mit Ausnahme kurzer Augenblicke, Wolken verhüllen. So kommt es, dass wir in einer Höhe von etwa 2200—2600 m tropischen Laubwald mit zahlreichen Bambusgräsern vorfinden, in dessen obere Zone schon die ersten Ericabäume hinabreichen. Darüber hinaus erstreckt sich bis zu 3800 m der Ericawald mit einem Untergrund von Hochmoor, und endlich hört von 3800 m an auch das Torfmoos auf, die Erica werden krüppelhaft, und nur baumförmige Senecien und Lobelien kommen noch fort. Nahe der bei etwa 4200 bis 4400 m Höhe beginnenden Schneeregion, deren Flora mir unbekannt ist, verschwinden auch diese.*)

---

*) Nach den vorläufigen botanischen Bestimmungen von Herrn Professor Dr. G. Schweinfurth und anderen Botanikern würden sich die Regionen etwa wie folgt charakterisiren: (die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf die ungefähren Höhen, in denen ich die Pflanzen fand)

(VI) Schnee.

(V) (4300)? Moos und niedere Kräuter, fast kein Gras.

(IV) (4060) — 3800 m trockenes Moos und Flechten mit kleinem Gesträuch und baumförmigen Senecien und Lobelien.

Bromus sp.; Senecio Johnstonii (3200—4060); Lobelia Telekii (3178—4060); L. Stuhlmannii Schwf. (3200—4060); Asplenium aff. praemorso; Rubus sp.; Alchemilla n. sp.; (3700—4060); Helichrysum n. sp. aff. elegantissimo; Hypericum Keniense.

(III) 3800—3000 m. Hochmoor mit Ericawald, in der oberen Hälfte (von 3200 m) mit einzelnen Lobelien und Senecien, in der unteren Häfte mit vielen Kräutern.

Podocarpus elongatus (3200—3400 m); Helichrysum fruticosum (3700); Peucedanum sp. (3000—3100); Ericinella Johnstonii (2900—3800); Cardamine sp. (2500—3300); Scleria sp. (3200); Lycopodium 2 sp. (3200); Acrostichum Deckenianum (3200); Alchemilla sp. n. (3700—4060); Helichrysum sp. (3300); Sideroxylon (3300); Viola abyssinica (3300); Brayera anthelminthica (3300); Helichrysum elegantissimum (3300—3500); Gymnosporia gracilipes Loesn. (3400); Carduus sp. (3300); Vernonia sp. Stengelia (3300); Ranunculus Rutenbergii Fr. (3300); Myrsine sp. aff. simensi (3200); Erica arborea (2500—4000); Impatiens sp. (3100-3300); Vaccinium Stanleyi Schwf. (3100-3400); Torilis sp. (3300); Senecio 2 sp. (3000).

Nach Allem, was ich Stanleys Werk entnehmen kann, scheint die Regionenbildung an dem von Lieutenant Stairs bestiegenen Punkt eine entsprechende zu sein wie bei Karévia, mit dem Unterschied, dass der Fuss etwas waldig ist.

Die Flora des Runssóro schliesst sich eng an diejenige der anderen östlichen Hochgebirge an, wie diese von Professor Engler*) eingehend geschildert worden ist. Eine genaue Bearbeitung meiner Runssóro-Ausbeute wird die speziellen Verwandtschaften erkennen lassen. »Bemerkenswerth scheint das Auftreten vieler Charaktergewächse des abyssinischen Hochlandes«, schreibt Professor Schweinfurth in einem vorläufigen Bericht über die von mir gesammelten Pflanzen**), »in den Gebieten zwischen dem Victoria-Nyansa und dem Albert-Edward, die nur Höhen von 1200—1600 m erreichen. Acanthus arboreus F., Rumex nervosus V., Crassula abyssinica R., Protea abyssinica W., Phytolacca abyssinica Hoff., Maesa lanceolata F., Musa Ensete Gm. scheinen dort weitverbreitete Arten zu sein.« Diese Charaktergewächse werden hier noch vermehrt durch die Erica arborea, Bambusen, Balsamineen, Helichrysum, Alchemilla, Brayera, baumförmige Senecien, Podocarpus u. A. Besonders enge Beziehungen scheinen zum Kenia vorhanden zu sein: beiden Bergen sind Lobelia Telekii u. A. gemeinsam. Auch scheinen die für die oberen Regionen des Runssóro so charakteristischen Sphagnum-Massen am Kenia ebenfalls zu wachsen. Eine Campanulacee der Gattung Canarina, die bis jetzt nur aus der mittleren

---

(II) 3000—2200 m. Laubwald mit Bambusgräsern, im oberen Theil viel trockenes Moos und Erica.

Canarina Emini (2900); Lactuca aff. paradoxae (2200); Lycopodium clavatum (3000); Claussena sp. (3000); Bromus sp. (2200); Ericinella Johnstonii (2900—3900); Helichrysum foetidum (2200); Galium sp. (3000); Conyza Telekii (2200); Glycine sp. (2200); Oxytenanthera sp. (Bambus †) (2200—3000); Ehretia sp. (2300); Chenopodium foetidium (2200); Dombeya sp. (2500); Momordica sp. (2500); Clerodendron sp. (2200); Ipomoea sp. (2200); Pentas sp. (2200); Derris sp. (3000); Cardamine sp. (2200)—3200); Peperonia sp. (2200); Cissus sp. (2200); Discopodium sp. (2200); Cassine confertiflora (2200); Dracaena sp. (2200—2800); Aralia sp. (2800); Erica arborea (2500—3000); Polypodium lepidotum (2200); Cynoglossum sp. (2200); Loranthus sp. (2200); Sauromatum abyssinicum (2200); Solanum sp. aff. terminali (2200); Impatiens sp.

NB. †) Diese Pflanze ist nicht der gewöhnliche centralafrikanische Bambus (Oxytenauthera Mro.), sondern eine eigene bambusartige Grasart (ob Bambusee?), deren Bestimmung nicht gelang, da nur sterile Exemplare vorgefunden wurden.

(I) 2200—1330 m. Kulturzone, bis 1950 m Bananen, darüber nur noch Bohnen und Colocasien.

Impatiens tinctoria (1700); Plantago palmata (1500—1700); Desmodium Scalpe (1500—1700); Torilis runssorensis Ena (1800—2200); Lysimachia Ruhmmeriana (1800—2200); Cynoglossum lanceolatum (1800—2100); Pilea tetraphyllo Bl. (1800—2200); Brillaintesia sp. (1700); Cerastium sp. (1800—2200); Thalictrum rhynchocarpum (2200; Piper sp. (1900); Rubia discolor (2200); Maesa lanceolata (2100); Selaginella molliceps (2100); Platycerium Elephantotis (1300); Nicotiana Tabacum (2200); Pisum sativum (2100); Phaseolus vuglaris; Musa Ensete, M. sapientium Colocasia; Raphia sp.

*) Engler, Ueber die Hochgebirgsflora des tropischen Afrika, in: Abh. d. Akad. d. Wissensch. zu Berlin. Math. Phys. Kl. 1891.

**) Sitzungsber. Naturf. Freunde. Berlin. 15. Nov. 1892.

Waldregion am Teneriffa gefunden wurde, weist auch auf die Hochgebirge von Westafrika hin. »Das Auftreten einer der charakteristischsten Formen der endemischen Canarienflora in einem so fern liegenden afrikanischen Gebirge scheint einen analogen Fall darzustellen, wie das Auftreten von Aloe, cactusförmigen Euphorbien, Drachenbäumen u. dergl. in Südafrika, auf Socotra und den Canaren. Christ vermuthet in diesen Erscheinungen Belege für die Annahme einer aus der urafrikanischen Schöpfung hervorgegangenen Reliktenflora.« (Schweinfurth l. c.).

Was die Verschiedenheit der Regionen angeht, so reicht am Kilimandjáro die Waldzone nach Dr. H. Meyer*) nicht so weit hinauf (im Süden des Berges von 1900—2900 m und streifenweis bis 3100 m, im Norden von 2200—2800 m), wie am Runssóro, wo sie von 2200—3900 m geht. Am Kamerun-Berg reichen die Wälder nur bis etwas über 2130 m hinauf, während in Abyssinien die Eriken und Lobelien noch an den Schnee bis zu etwa 4000 m angrenzen. Eine Grasregion, wie sie am Kilimandjáro und am Kamerun-Berg oberhalb des Waldes sich erstreckt, scheint hier zu fehlen. Gräser konnte ich nur in ganz seltenen Exemplaren beobachten, und das Gestrüpp von Helichrysum, Ericinella u. s. w. schien mir, durch das Fernrohr beobachtet, bis an den ewigen Schnee zu gehen, dessen untere Grenze je nach der Bodengestaltung und der Jahreszeit wohl etwas schwankt, stellenweise aber wohl bis 4200 m herabreichen dürfte.

Die eigenartige Vegetation dieser afrikanischen Hochgebirge hat mancherlei Beziehungen zu Südarabien, ja sogar einige zu Südafrika, dem Himalaya und zur mediterranen Flora.

Alle ziemlich verstreut**) in Afrika gelegenen Hochgebirge haben eine verwandte Flora. Für unseren Fall des Runssóro insbesondere zeigt sich anscheinend eine grössere Uebereinstimmung mit dem abyssinischen Hochland als mit den östlichen Vulkankegeln, wie denn ja auch der Gebirgsbau eher an das erstere Land erinnert. Auch die Molluskenfauna des Runssóro hat, nach Angaben von Herrn Professor von Martens, der meine Schneckensammlung bestimmte, manche Formen mit Abyssinien gemeinsam. Buliminus trapezoideus n. sp., B. retiruga n. sp. und B. Stuhlmannii n. sp. der Bambusregion haben im Hochland von Abyssinien, in Südarabien und im Himalaya ihre Verwandten, ebenso

*) Dr. H. Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten. S. 281.

**) Es hat auf den ersten Blick den Anschein, als ob die Bezirke dieser alpinen Floren in Afrika von einander ganz isolirt sind. Das ist aber wohl thatsächlich nicht der Fall. Züge hoher Bergränder (1800—2500 m) begleiten offenbar die grossen Bruchspaten des Kontinents; so eine lange Erhebung vom Ngruívi-Berg bis weit nördlich vom Baríngo-See; südlich setzt sich diese, mit einer Unterbrechung in Ugógo, wohl in den hohen Bergen westlich von Uróri und östlich vom Nyansa und später im Schíre-Hochland fort. Eine ähnliche Reihe beginnt mit dem Runssóro und geht dann mit einzelnen Unterbrechungen durch West-Mpóroro, die Mfúmbiro-Berge und die Plateauränder östlich des Tanganyika und westlich des Rikwa-Sees. Wo ausgedehntere Erhebungen über 1800 m vorhanden sind, da ist auch genügend Feuchtigkeit und offenbar auch die Hochgebirgsflora zu finden.

deuten die in 3200 m Höhe gefundenen Glessula dispar n. sp. sowie Helix-Arten (H. Karevia n. sp. und besonders H. pilifera Marts.) auf Abyssinien hin.

* * *

Es ist wohl eine ziemlich müssige, weil überhaupt nicht zu lösende Frage, ob die alten Geographen mit ihren Mondbergen diesen Schneeberg oder etwas anderes gemeint haben. Manche neuere Autoren, wie Hans Meyer und Ravenstein*) möchten dieselben im abyssinischen Hochland finden, Dr. Schlichter**) verschiebt sie nach 12° s. Br., Stanley hält den Runssóro dafür, und Dr. Baumann meint neuerdings, sie in dem Issóssi ya Mwési in Urúndi gefunden zu haben; ich könnte nach Speke und Grant noch hinzufügen, dass die Mfúmbiro-Vulkanreihe die echten Mondberge seien. Exakte Kenntnisse davon scheinen weder Ptolemaeus, noch Edrisi oder irgend ein Autor bis in unser Jahrhundert hinein gehabt zu haben. Man hat nur aus sekundären Quellen Kunde von drei grossen Seen gehabt, und davon, dass südlich von diesen Gebirge lägen. Vielleicht hat man diese auch nur vermuthet, da das Wasser doch irgendwo herkommen musste. Falls aber die Mondberge überhaupt nicht nur Phantasiegebilde waren, so haben wir sie wohl südlich der Seen zu suchen. Wenn Kaufleute oder Krieger zu irgend welchen Zeiten so weit ins Innere gingen, so folgten sie mit grosser Wahrscheinlichkeit dem Nil-Flusse.

Man berichtete von drei Seen; demnach muss man dem Flusse entlang reisend auf den Tsana, den Victoria Nyansa und den Albert Nyansa gestossen sein. Es ist wohl schwer zu sagen, ob in der That altägyptische oder arabische Züge bis in jene Gebiete gelangten, wenn wir keine Dokumente von ihnen dort finden. Aegypter sollten doch irgend einen bearbeiteten Stein hinterlassen haben, wenigstens wenn sie sich hier angesiedelt hätten. Genaue Entfernungsvorstellungen hatte man nicht, und so setzte man die erkundeten Seen alle auf eine gleiche Höhe im Süden des Landes. Da man Gebirge an allen gefunden oder vermuthet hatte, so dachte man sie sich als gemeinsame Masse, der die drei Seen vorgelagert waren. Es können also sehr wohl die »Mondberge« der Alten in Abyssinien und im Zwischenseengebiet zugleich gelegen haben. Mit den westlichen Mondbergen ist entschieden das ganze Hochland des Zwischenseengebietes bezeichnet. Hier wohnten an den Seen in alten Zeiten nach den heute noch bestehenden Ueberlieferungen***) Pygmäen, von deren Dasein schon Herodot berichtete. Einer der Seen ist wohl mit Sicherheit als der Albert Nyansa oder der Albert-Edward-See zu erkennen, als der »Palus«, an dem die Kraniche mit den Pygmäen kämpften, und es ist sehr gut möglich, dass Leute, die hierher kamen, auch den Schneeberg Runssóro oder den Mfúmbiro sahen und als »Gebel

---

*) Proceed. Roy. Geogr. Soc. Sept. 1891. S. 36.

**) Ebenda S. 1.

***) Vergleiche Kapitel 20.

Qamr« bezeichneten. Auf welche anderen Berge als den ersteren sollen sich sonst die Beschreibungen der mittelalterlichen arabischen Geographen bezogen haben, die von den glänzenden Gipfeln erzählten.

Ob Dr. Baumann genauere Beweise als den Namen des Issóssi ya Mwési dafür bringt, dass gerade dort die »Mondberge« der Alten zu suchen sind, muss abgewartet werden. Er schreibt, dass dort die »Mwési« genannten Häuptlinge begraben wurden. Mwési konnte aber ganz gut eine ähnliche Häuptlingstitulatur sein wie Mwéni, Mwéna, Bena u. s. w., so dass Issóssi ya Mwési einfach der Häuptlingsberg hiesse. Mwési und Mkwési heisst allerdings auch Mond bei den Wahúma-Wanyóro-Völkern, man kann das Wort also auch Mondberge übersetzen. Dr. Baumann bezeichnet es selbst nur als ein eigenartiges Zusammentreffen, wenn gerade an der Quelle des Kágera, des südlichsten Nilzuflusses, der Name Mondberge vorkommt. Ich selbst muss einstweilen Stanley noch am meisten Recht geben, wenn er einen Theil der Mondberge, den silbernen »Gebel Qamr«, mit dem Runssóro identificirt, vorausgesetzt, dass man die Mondberge nicht als Phantasiegebilde betrachten will.

* * *

Einige Höhenbeobachtungen bei der Besteigung des Runssóro, berechnet von Dr. E. Wagner in Breslau.

Obgleich erst nahezu definitiv ausgerechnet, lasse ich die von Dr. Wagner vorgenommene Berechnung einiger meiner Höhenbeobachtungen hier doch folgen, da sie für das Verständniss des Aufsatzes von Wichtigkeit sind. Die »Bemerkungen« wurden von mir ergänzt.

Herr Dr. Wagner schreibt (3. August 1893):

»Die Zahlen sind nahezu definitiv, da die Benutzung von Aneroïd 1174, welches noch nicht reduzirt werden konnte, noch nicht stattgefunden hat.

Die mit einem †) bezeichneten Höhen sind zwischen den direkt berechneten interpolirt, weil ohne Angabe der Lufttemperatur, die mit einem *) bezeichneten sind wegen mangelnder Zeitangabe nicht ganz sicher.

Für alle mehrfach beobachteten Höhen sind die Gesammtmittel für Auf- und Abstieg angegeben worden.

Die Schlucht des Butágu-Baches ist vielleicht etwas zu tief gerathen, da die schnelle Aenderung des Aneroïdes nicht ganz sicher zu bestimmen war.«

Datum und Beobachtungszeit	Ort der Beobachtung	Seehöhe in Metern	Bemerkungen über Flora etc.
8. Juni 1891. 9h 45′a	Lager Karévia	1330	
12h 30′p	Bach Kamssóga, Baumfarne	2052 †)	
2h 0′p	I. Lager Tshambatúle	2176	Pteris-felder.
9. Juni. 9h 30′a	Schlucht am Butágu-Bach	2104 *)	Einzelne Bambus bis hier hinab.

Datum und Beobachtungszeit	Ort der Beobachtung	Seehöhe in Metern	Bemerkungen über Flora etc.
9. Juni. 9h 30'a	Dorf Munyangúngwe, oberste Hütte	2199	Polygonum, Myosotis, Gnaphalium, sofort oberhalb ist die untere Waldgrenze.
—	Erste Erica-Pflanzen	2507 †)	
10h 30'a	Rast im Ericawald	2537	Bambus-Gräser.
2h 0'p	II. Lager im Bambuswald	2656	
10. Juni. 8h 0'a	Höhe am Uwóngo-Berg	3006	Quarzit, bis hierhin alles Glimmerschiefer.
8h 15'a	Unterwegs	3076	Obere Grenze der Bambusen, Aufhören des Grases, von hier an Sphagnum-Moos.
11h 0'a	Erste Lobelia (Rhynchopetalum)	3178 †)	Noch vereinzelte Baumfarne, Schlinggewächse.
11h 30'a	III. Lager im Hochmoor	3234	
11. Juni. 8h 30'a	Schlucht am Vussússay-Bach	3217 †)	Kein Erica, Laubwald, baumförmige Senecien und Lobelien, Viola, Cardamine etc.
—	Vaccinium Stanleyi	3371 *)†)	Durch dichten Ericawald.
2h 0'a	IV. Lager im Ericawald	3557	Erica, Lobelien, Senecia, Sphagnum-Moos.
12. Juni. 7h 15'a	Unterwegs	3632	Gestürzte Erica-Stämme.
9h 0'a	Rast	3822	Erica-Bäume hören auf, aber noch gestürzte Stämme.
11h 15'a	Höchster erreichter Punkt (Mlímbi-Berg)	4063	Erica-Büsche, Lobelien, Senecien, Helichrysum (Diabas-Fels). (Schneegrenze etwa 4300 m ?)
11h 30'a — 2h 0'p	Rastpunkt unterhalb	4037	
4h 15'p	IV. Lager	3557	
14. Juni. 10h 20'a	Munyangángwe, oberste Hütte	2199	Hinterer Waldrand mit Bambusen, obere Kulturgrenze (Colocasien, Tabak, Phaseolus vulgaris).
15. Juni. 8h 30'a	Oberste Bananen	1953	Obere Grenze der Bananen-Kultur.
—	Raphia, Dracaena	1781 †)	
9h 15'a	Karévia	1330	
12. u. 13. Mai 1891. 7h 0'a 25. Jan. 1892. 7h 30'a	Albert-Edward-See (in Vitshúmbi und Kirúve)	965	(Auf Ladó berechnet.)
27. u. 28. Nov. 1891. 7h a	Albert-See bei Kassénye (9 m über dem See)	680	Auf Kilwa und Ladó berechnet, letzteres mit doppeltem Gewicht, und die Höhe des Beobachtungspunktes über dem See subtrahirt.

XV. KAPITEL.

Im Issángo-Ssemlíki-Thal und durch Mbóga.

Die Einwohner bei Karévia im Lande Tenge-Tenges gehören dem Stamm der Wawámba an, sind aber stark mit anderen Völkerschaften vermischt. Nach einer bei den Eingeborenen vorhandenen Ueberlieferung soll der Urwald hier früher bis an die Berge herangereicht haben und von reinen Wawámba bewohnt gewesen sein. Später seien aus dem Süden und Südwesten Wakóndjo eingewandert und hätten das Land so kultivirt, dass der Wald beinahe verschwunden sei. Eine fernere Einwanderung soll von Westen her durch Leute stattgefunden haben, die dem Stamme der Wahóko (Wambúba) angehörten, ein Volk, das wir später noch näher kennen lernen werden. Aus diesen Elementen sei die heutige Bevölkerung zusammengesetzt. Die Sprache ähnelt ziemlich derjenigen der Wakóndjo und zeigt sehr viele Verwandtschaft mit dem Kinyóro. Viele Sitten und Gebräuche haben die Bewohner von den westlichen Stämmen angenommen. So kann man die Wawámba als Mischlinge von Wakóndjo und Wahóko-Wambúba ansehen, wobei aber das erstere Element etwas vorzuherrschen scheint.*) Angeblich sollen sich nördlich von hier die Wawámba reiner erhalten haben.**)

Die Leute Tenge-Tenges sind von ziemlich grosser Gestalt und dunkelchokoladebrauner Hautfarbe. Ihre bisweilen ganz anziehenden Gesichter werden dadurch entstellt, dass man in die Ober- und Unterlippe feine Löcher, besonders in der Nähe der Mundwinkel, bohrt und in diese feine Ringe aus Messingdraht oder Messingnägel einlegt (Abb. 87). Aehnliche kleine Ringe schmücken die durchbohrten Ohrläppchen. Tätowirungen sind nicht bei allen Leuten vorhanden, nur manchmal findet man unregelmässig vertheilte kleine Schnitte auf Brust und Bauch, oder häufiger zwei bis vier jederseits senkrecht auf dem Bauch verlaufende

---

*) Auch westlich des Issángo-Flusses findet man Stämme, die von Wokóndjo direkt abstammen, die aber ethnographisch ganz die Sitten der Waldvölker angenommen haben, trotzdem sie ihre Muttersprache beibehielten.

**) Hier hörten wir, dass eine andere Einwanderung von Ussóngora aus nach Westen stattgefunden haben sollte.

Doppellinien (Abb. 77), die aus kleinen Narben hergestellt sind, seltener auch eine Tätowirung oberhalb der Augenbrauen. Die Beschneidung wird ausgeübt, während man sie bei Karukwánsi nicht kennt.

Als Kleidung dient, wie oben erwähnt, der an eine Gürtelschnur befestigte schmale Rindenstoff-Schurz. Sehr beliebt ist als Gürtel eine Reihe von Muschelperlen. Kleine kreisrunde Plättchen von 3—5 mm Durchmesser werden aus den Schalen von Flussmuscheln herausgeschnitten, durchbohrt und wie Perlen auf einen Faden aufgereiht*) (Abb. 78). Die Rindenstoffe werden nur zum kleinsten Theil im Lande selbst fabricirt, häufiger in Ussóngora, bei den westlichen Stämmen oder in Vitshúmbi werden sie gegen Nahrungsmittel eingetauscht.**)

Als Schmuck legt man eine Anzahl von Ringen, die nach Wakóndjo-Art häufig aus Grasfasern, häufig aber auch aus Messing bestehen, um die Oberarme und um die Beine unterhalb des Knies. Die Haare werden theils kurz gehalten, theils in zahllose Flechten zusammengedreht. Zuspitzung der Zähne kommt häufig vor.

Als Waffen dienen kurze Lanzen, deren der einzelne Mann oft vier bis fünf trägt. Ihre Klingen haben theils wie in Ukóndjo eine Mittelrippe, theils sind sie nur einfach lanzettförmig und roh gearbeitet, immer aber sitzen sie mit einer Zwinge auf dem Schaft fest, der unten ebenfalls eine kleine Zwinge trägt. Am auffallendsten sind die Bogen und Pfeile, die mit jenen bei den Waldvölkern üblichen Formen übereinstimmen. Die Bogen sind nur etwa 84 cm lang, sehr stark gekrümmt und in Folge dessen scharf angespannt, ihre Sehne ist nicht wie bei anderen Völkern aus Bast oder Thierfaser gedreht, sondern aus einem Streifen Rottang (Stuhlrohr) von 3—4 mm Breite hergestellt. Dicht vor den beiden Spitzen des Bogenholzes hat man einen kleinen Wulst angebracht oder man schneidet die Spitze sehr dünn, so dass eine absatzartige Verdickung entsteht, damit das Hinaufrutschen der mit einer Schlinge über die Spitze gezogenen Sehne verhindert wird. Die Pfeile sind etwa 50 cm lang und 4—5 mm dick. Ihre Spitze besteht aus einem feinen, wie ein Spatel gearbeiteten, rautenförmig nach vorn sich verjüngenden Eisen, das durch eine Zwinge auf den Schaft aufgesetzt ist. Widerhaken kommen hier nicht vor. Etwa zwei Finger breit vor dem Hinterende des Schaftes pflegt man an Stelle der sonst üblichen Federn ein dreieckiges Stück Feigenblatt in einen Schlitz einzuschieben, das häufig erneuert werden

---

*) Diese »Muschelperlen« sind auf der ganzen Erde stark verbreitet, bei den Caraiben in Amerika und auf den polynesischen Inseln kommen sie in ganz derselben Weise wie hier vor. Man scheint jede Scheibe einzeln herzustellen, um dann eine Anzahl zusammen rund zu schleifen. In Südwest-Afrika und bei den Mässai macht man ganz ähnliche »Perlschnüre« aus Plättchen von Strausseierschalen, wohl weil in den dortigen Steppen-Gegenden keine Flussmuscheln vorhanden sind. In Deutsch-Ost-Afrika kommen sie, ausser bei den Mässai, meines Wissens nach nicht vor, erst bei den Wokóndjo und in Vitshúmbi sahen wir die ersten. In den Wäldern und hinauf bis zum Albert Nyansa sind sie sehr häufig.

**) Als Tauschmittel sind Stoffe und Messingdraht beliebt, mehr aber noch die Mangadjúdju-Perlen.

muss.*) Das untere Ende des Schaftes, das man durch Umwickelung mit etwas flach geschlagenem Eisendraht beschwert, um den Schwerpunkt an die richtige Stelle zu verlegen, ist stumpf, ohne Einkerbung und wird einfach auf die Bogensehne aufgesetzt. Um den Pfeil mit den Fingern sicher festhalten zu können, bringt man an seinem unteren Ende einige kleine seitliche Kerben an. Zum Auffangen der zurückschnellenden Bogensehne trägt man am linken Handgelenk in der Nähe des Daumens ein grosses Lederpolster. Fast alle Pfeile waren hier von Eisen, hölzerne mit vergifteter Spitze (vergl. Kap. 20) sahen wir nur sehr vereinzelt.

In der ganzen Gegend kann man Wakóndjo- und Wawámba Dörfer nebeneinander finden. Die Ersteren bauen Kegelhütten mit bis auf die Erde reichendem Grasdach, während die Wawámba nach Art der übrigen Waldvölker ihre kreisförmigen Hütten aus einer senkrechten Wand und kegelförmigem Dach herstellen. Etwa 1 m hohe Planken aus dem leichten Holz der Waldbäume werden balustradenartig nebeneinander gestellt und die Ritzen mit Blättern gedichtet. Hierauf ruht, durch innere Pfähle gestützt, das mit Gras gedeckte Dach. Stets findet man aber auch eine oder mehrere ringsum offene Hütten, die zu Versammlungen oder zum Kochen dienen.

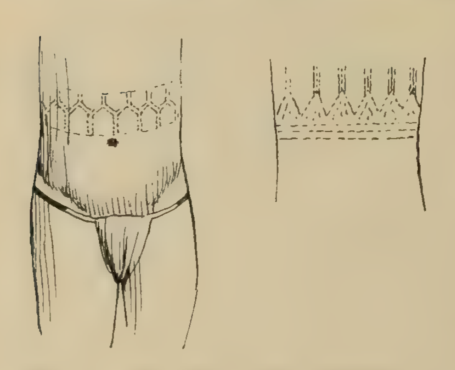


Abb. 77. Tätowirung der Wawámba.

Die Leute beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, von dem bei dem ausserordentlich fruchtbaren tiefschwarzen Boden vorzügliche Resultate erzielt werden. Von Bananen wird hauptsächlich die hellstämmige (Musa paradisiaca) gebaut. Mais trägt grosse Kolben, in denen jedoch viele Körner schwarz sind; er wird mehrere Male im Jahre geerndtet. Daneben pflanzt man rothes Sorghum, Bohnen (Phaseolus vulgaris), Colocasia, Kürbis und ein wenig Tabak. Die Viehzucht erstreckt sich auf eine kleine Ziegenrasse, die gerade Nasen, Hautläppchen am Halse und sehr kurze Hörner hat; weiterhin giebt es Schafe mit schmalem länglichen Fettschwanz, sowie viele Hühner.**) Die Haushunde gehören der kleinen ledergelben Rasse mit aufrecht stehenden Ohren an.

---

*) Bei den »nilotischen« Völkern, den Lur, Lendú und Shúli u. s. w. ist eine Befiederung unbekannt, alle Ost-Afrikaner, ebenso wie die Ssomali und Galla, sowie die südwestlichen Stämme und die meisten Völker des westlichen und südwestlichen Kongobeckens bringen am Pfeil eine Befiederung an, während die echten Urwaldvölker — dem vorgefundenen Material entsprechend — ein dreieckiges Blattstück einschieben.

**) Rinder kommen hier nur noch in einzelnen Exemplaren vor, während sie bei Karukwánsi und in den südlicheren Ländern häufig sind und ebenso in den nördlichen Grasländern, in Mbóga, am Albert-See, Unyóro und Nkóle wieder auftreten. Sie gehören alle der langhörnigen, buckellosen Rasse an. Schon in der Zeit unseres Durchmarsches richtete eine Seuche unter dem Rindvieh fast die ganzen Bestände zu Grunde.

Manchmal sieht man schwarze Exemplare derselben Form, die an der Schnauze, über den Augen, am After und an den Füssen braune Abzeichen haben. In den Grasländern bei Karukwánsi trifft man vereinzelte Exemplare einer vollkommen anderen, windspielartigen Hunderasse mit herabhängenden Ohren. Katzen sind unbekannt.*)

Den Tabak raucht man manchmal aus Thonpfeifen, die von den Wakóndjo eingeführt werden. Ihre trichterförmigen Köpfe zeichnen sich durch zwei Füsse aus, mit denen sie auf den Boden gesetzt werden, und sind oft mit rothen und weissen Strichmustern verziert (Abb. 79). Manchmal aber bedient man sich der Pfeifen, die aus einer durchbohrten Bananenblattrippe und einer kleinen Blattdüte improvisirt sind. Der Tabak wird ohne Fermentation getrocknet. Man baut ihn hier viel und verhandelt ihn in entferntere Gegenden. Auch wir kauften für unsern eigenen Bedarf einen Vorrath davon ein. Das Kraut war aber scharf und schmeckte abscheulich.

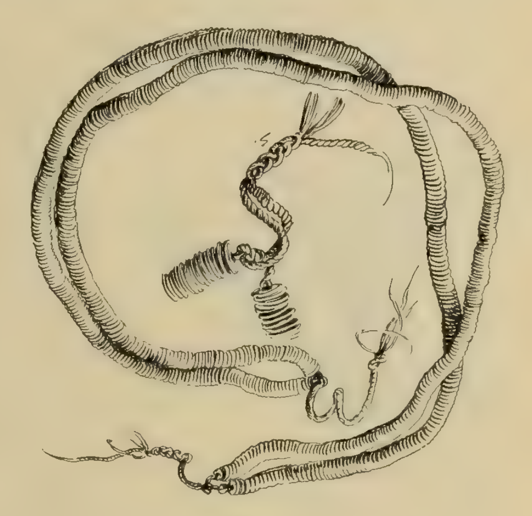


Abb. 78.
Muschelperlen der Wawámba, Wáwira, Wambúba und Lur.
(Aus Flussmuscheln hergestellt.)

An Hausgeräthen sind ziemlich roh gearbeitete Wasser- und Kochtöpfe, sowie Kalebassen zu erwähnen. Eine besondere Industrie bilden gestrickte Beutel. Sie bestehen aus zähen Pflanzenfasern, aus denen Schnüre gedreht und zu einem dichten sackförmigen, etwa 1 Fuss langen und $^1/_2$ Fuss breiten Geflecht verarbeitet werden. An ihrem Rand ist ein aus demselben Material bestehendes, etwa 2 Finger breites Band befestigt. (Tafel XIX, 7.) Man benutzt diese Reisetaschen zur Aufbewahrung von Tabak, Lebensmitteln und sonstigen Kleinigkeiten und trägt sie entweder über der Schulter oder auf dem Rücken, wobei das Band über die Stirn läuft. Auch sonst tragen die Eingeborenen nie einen Gegenstand auf dem Kopf oder auf der Schulter, sondern stets an einem Strick, der über die Stirn geführt wird.**)

Die Leute werden in ihren Hütten beerdigt, die man alsbald leer stehen

*) Einige in Unyóro und Ugánda vorhandene Hauskatzen sind von der Aequatorialprovinz aus eingeführt worden. Der Pascha sandte sie dem dortigen Herrscher als Geschenk. Einige mögen auch von Tabóra aus durch die Araber dorthin gebracht sein.

**) Dieselbe Tragart ist allen von uns beobachteten Waldstämmen eigen, ebenso den Wakwáfi und Mässai; die Wanyamwési tragen nur auf der Schulter, die Küstenleute am liebsten auf dem Kopfe. Tornisterartige Tragvorrichtungen sind unbekannt.

lässt. Wenn ein Chef stirbt, so wird sogar meistens das ganze Dorf verlassen. Anthropophagie war nicht zu konstatiren. Zu erwähnen bliebe noch, dass bisweilen Trupps von Zwergen auf ihren Wanderungen bis in die nördlich von hier gelegenen Wälder gelangen.

Wie gesagt verbrachten wir nach meiner Rückkehr vom Berge noch einige Tage in dem Lager, das der Pascha inzwischen hergerichtet hatte. Unsere Lasten waren in einem länglichen Schuppen untergebracht; ein Grasdach schützte die zusammengesetzten Gewehre vor dem täglich herabströmenden Regen. Für uns selbst waren grosse Kegelhütten errichtet. Wenn wir mehrere Tage irgendwo blieben, pflegten wir uns stets solche bauen zu lassen, da man in ihnen vor dem Regen ausreichend geschützt ist, und weniger von dem Lärm des Lagers gestört wird, als in den Zelten. Unsere Sammlungen konnten auch um Einiges vermehrt werden. Mäuse, Eichhörnchen, Fledermäuse und Vögel wurden zahlreich eingeheimst. Als interessantesten Fund erbeuteten wir einen echten Goldmaulwurf. Die Flora setzt sich hier grösstentheils aus den Vertretern des östlichen Steppengebietes und der Grasländer zusammen. Während Ussóngora nur mit Gras bedeckt und völlig baumlos ist, finden sich hier in der Issángo-Ebene Bestände von Busch und Akazienwald. In der Nähe unseres Lagerplatzes traten schon hier und da einzelne Bäume auf, die der westafrikanischen Urwaldflora angehörten. Dicht nördlich von uns sollten nach den Aussagen der Eingeborenen grosse Bestände von Urwald vorhanden sein.



Abb. 79.
Pfeifenkopf der Wawámba.

Nach Allem, was wir sahen, schien es ziemlich zweifelhaft, dass uns die Eingeborenen genügend Leute stellen würden. So sandte der Pascha Ulédi zu den Manyéma, um von ihnen gegen Bezahlung Träger zu miethen, doch dieser kehrte mit einigen von ihnen resultatlos zurück. Der Pascha setzte den Manyéma auseinander, dass jenseits des Flusses das Gebiet des Kongostaates, diesseits das der Engländer sei, und dass sie sich jeglicher Uebergriffe und Razzien hier zu enthalten hätten, insbesondere hätten sie unseren Freund Karukwánsi zu respektiren. Um diesen gegen sie und die Warassúra zu schützen, schenkte ihm der Pascha einige Vorderladergewehre und etwas Pulver. Auf sein Bitten schrieb er ihm ausserdem vor unserem Abmarsch einen Zettel, worin er ihm bezeugte, dass er unserer Karawane sehr dienstlich gewesen sei, und ihn nachfolgenden Europäern auf das Wärmste empfahl. Nicht ohne Widerstreben gab er ihm schliesslich auch noch eine deutsche Handelsflagge, wie solche alle Karawanen und Händler erhalten. Er war uns in der That so nützlich gewesen, dass der Pascha es ihm nicht abschlagen wollte. Sein Ehrgeiz war, Häuptling von Ussóngora zu werden, wozu Capt. Lugard ihm denn auch später verholfen hat.

Tenge-Tenge erklärte zuerst, dass seine Leute nicht tragen wollten, als aber der Pascha etwas energischer auftrat, that er doch sein Bestes, um Träger zu stellen.

Am 19. Juni marschirten wir von Karévia nach Norden ab. Die Eingeborenen wollten uns bis Butalínga durch den Wald führen, von wo aus wir uns über den Fluss nach Mbóga und Undússuma zu wenden beabsichtigten. An diesem westlich vom Südende des Albert-Sees gelegenen Ort hoffte der Pascha genauere Nachrichten über seine Leute sowie über die Mahdisten zu erhalten.

Drei leichte Terrainwellen ziehen sich vom Berge aus nach Westen in die Ebene hinein. Hohes Schilfgras wechselt mit Beständen von Bananen und mit Feldern ab; Bidens, Kugeldisteln (Echinops) und Sauerklee (Oxalis corniculata) stehen in grossen Mengen am Wege. Zahlreiche Bäche stürzen aus dem Gebirge in kleinen Schluchten hinab, um vermuthlich zum Butágu weiterzufliessen. Nach einigen Umwegen gelangten wir zum Russirúbi-Bach, dessen tief eingeschnittenes Thal eine nördliche Bergmasse von dem Centralstock des Runssóro zu trennen scheint. Bei dem Orte Idsahóra (Stanleys Sahúra) wurde gelagert. Die Einwohner dieses Bulégga genannten Distriktes waren uns als Wandrióro bezeichnet worden.*) Im Lande hier erwartete man überall den Eintritt der grossen Regenzeit; man brannte das Gras nieder, um die Felder bestellen zu können, und die Leute versicherten uns, dass die jetzigen Regengüsse erst die Vorläufer der grossen kommenden seien.



Abb. 80. Ruhebank der Wawámba.

Der Abmarsch von hier wurde durch intensiven Regen und durch das langsame Erscheinen der eingeborenen Träger verzögert. Zunächst ging es nun abwechselnd durch Wawámba- und Wakóndjo-Dörfer, durch Gras und Bananenhaine weiter. Dreiviertel Stunden nördlich von unserm Lagerplatze hörte das kultivirte Gebiet auf, und der dichteste Urwald umfing uns. Undurchdringlicher Busch wird von hohen Bäumen überragt. Ueberall hängen Lianen herab und versperren im Verein mit gestürzten Baumstämmen den ohnehin nur schmalen Weg. Parasitische und rankende Orchideen sowie zahlreiche Farnenkräuter haben sich auf den Bäumen angesiedelt. Unter diesen fiel uns das Elephantenohr (Platycerium elephantotis) besonders auf. Den Boden bedecken an Stelle von Gras Farnenkräuter, Aroïdeen und Zingiberaceen, sowie Amomum und Calathea.

Nach etwas mehr als dreistündigem Marsch lagerten wir, da nach Aussage der Führer die Mitte des Waldes erreicht sein sollte. Es regnete stark. Mit

*) Südlich von ihnen sollen die Wavíngo unter ihrem Chef Tobe wohnen. Südlich von Tenge-Tenge gegen Ussóngora zu, herrscht der Häuptling Kalíwa über den Distrikt Mrámba; sein Dorf soll Ihángi heissen. Des in Ussóngora über die Warassúra Kabrégas kommandirenden Rokára wurde bereits früher gedacht.

der Axt mussten wir uns erst einen Platz für die Zelte und die Lasten aus dem Dickicht herausschlagen. Der Boden war mit den herabgefallenen, etwa faustgrossen Früchten eines brotfruchtartigen Baumes (Myriodendron oder Myriarchus) bedeckt. Diesmal hatte der Pascha die Nachhut übernommen. Um elf Uhr sandte er mir die Botschaft, dass er für eine Reihe von Lasten noch keine eingeborenen Träger habe. So musste ich denn, nachdem der Regen aufgehört, eine genügende Zahl von unsern Leuten zurückschicken, und erst des Nachmittags um fünf Uhr kam der Pascha im Lager an. Die eingeborenen Hilfsträger mussten wir in der Nacht durch unsere Soldaten bewachen lassen, damit sie uns nicht heimlich entwichen.



Abb. 81. Wawámba-Mann vom Fusse des Runssóro.

Da es noch immer an Trägern fehlte, mussten am folgenden Tage verschiedene Lasten und ein erkrankter Mann von den Soldaten fortgeschafft werden; in N.-N.-O.-Richtung gings im Walde weiter. Stellenweise war die Vegetation womöglich noch grossartiger, als am vorigen Tage; die Hauptentwickelung lag im Unterholz, aus dem nur einige sehr lange Baumriesen hervorragten. Viele von ihnen, die sich durch schnurgrade astlose Stämme auszeichneten, waren durch Wurzelplatten festgehalten. Die Zahl der kletternden Pflanzen wurde durch massenhaft auftretende Rottangpalmen (Calamus secundiflorus) vermehrt, deren lange herabhängende Fiederblätter zwar sehr dekorativ wirkten, die uns aber durch die zahlreichen, gekrümmten Dornen oft höchst lästig wurden. Aus dem humusreichen Boden schauten häufig tannenzapfenförmige, rosarothe, runde Gewächse von etwa 3 cm Durchmesser hervor: es waren Thuningia sanguinea, starrblättrige Wurzelparasiten, die man eher für eine Frucht, als für eine Pflanze halten sollte. Grossschnäbelige Nashornvögel (Buceros), Graupapageien, Pirole und Perlhühner, sowie die langhaarigen, schwarz-weissen Stummelaffen (Colobus) belebten die Bäume, und an lichteren Stellen, wo die Sonne in den Wald dringen kann, flatterten bunte Schmetterlinge, unter denen die Segelfalter vorherrschten, und schwarz-weisse Blumenfliegen umher. Grosse, braune Achatina-



Stuhlmann. phot

Lichtdr. v. Frisch.

Wawámba bei Bukóko's Dorf im Isságno-Thal.

Schnecken*) krochen am Wege, in deren Lungenhöhle und auf deren Haut zahlreiche hellgrüne Milben als Parasiten lebten.

Der Pfad war kaum noch zu erkennen, so sehr hatte die Vegetation ihn überwuchert, da die Eingeborenen ihn in letzter Zeit kaum noch benutzten. Durch die Raubzüge der Manyéma waren sie abgeschreckt worden und vielfach auf die Berge geflüchtet. Unterwegs wurde uns auch die jetzt gänzlich überwachsene Stelle gezeigt, wo Stanley vor zwei Jahren gelagert hatte. Unsere Leute waren schwer bepackt und durch den ungewohnten Waldmarsch stark ermüdet. So mussten wir denn noch einmal im Walde lagern und konnten erst am nächsten Tage unseren Marsch fortsetzen.



Abb. 82. Wawámba-Mann vom Fusse des Runssóro.

Ueberall strömten Bäche von den Bergen herab, deren Wasser eine Temperatur von nur 16—18° aufwies. Endlich wurde der Wald lichter und hörte bei dem starken Ruáme-Bach ganz auf. Wir traten wieder in Bananenpflanzungen und Maisfelder ein und lagerten bei dem Orte Kiviríri.**) Nahrung war hier in solchem Ueberfluss vorhanden, dass die Einwohner unsere Leute einluden, sich auf den Feldern nach Belieben Mais zu nehmen. Das Dorf war ausserordentlich sauber gehalten: zwei lange Reihen von Hütten, die sich an einem grossen, freien Mittelplatz hinzogen.

Von hier nach Nordosten gelangten wir zunächst durch Wald und schöne Bananenpflanzungen, später durch 3—4 m hohes Schilfgras, das uns noch mehr Hindernisse als der Wald bereitete, in eine Lichtung, auf der in der Nähe von Pflanzungen ein kleines Wawámba-Dorf lag. Der Eingang war durch einige

---

*) Es ist die einfarbig hellbraune, sehr grosse Achatina Schweinfurthii Mrts., die für die Waldregion charakteristisch ist, und die von Schweinfurth zuerst in Mangbáttu gefunden ist.

**) Der dortige Häuptling heisst Mwiráguru, sein Vater war Mtaríka; nach ihm hat Stanley den Ort benannt. Der Lagerplatz der Stanley'schen Expedition, von wo aus Lieutenant Stairs den Berg bestieg, wurde uns in der Nähe gezeigt.

Pallisaden versperrt, und bei unserer Ankunft ertönte Hörnerblasen und Kriegsgeschrei, während die meisten Eingeborenen flohen. Ich liess die mitgenommenen Führer vorangehen, um die Leute zurückzurufen: diese waren jedoch so misstrauisch, dass sie sich nicht mehr blicken liessen, wohl aber zugaben, dass wir unser Lager in ihrem Dorfe aufschlugen.

Hier war Tenge-Tenges Einflussgebiet zu Ende, und das Land Butalínga begann. Die Höhen des Runssóro, die wir bei unserm Waldmarsch nur selten gesehen hatten, flachten sich nach Norden ab und waren hier nur noch etwa 4—600 m über uns.

Am nächsten Tage, als ich bei den Lasten zurückgeblieben war, erschienen plötzlich gegen Mittag die Wawámba bewaffnet und offenbar in feindlicher Absicht, um sich aber nach kurzer Zeit wieder zurückzuziehen. Der Pascha war nur eine kurze Strecke vormarschirt und hatte unsere Leute noch am selben Tage wieder zurückgeschickt, so dass ich um 2½ Uhr abmarschiren konnte. Bei dem grossen Wawámba-Dorfe Nyabesséngwe (Häuptling Banyómbe) machten die Eingeborenen zunächst wieder einige Schwierigkeiten, liessen uns jedoch ungehindert passiren. In Ssáta, das im Wawámba-Distrikt Vandugóy gelegen ist, erreichte ich den Pascha. Das grosse Dorf liegt auf dem hohen Ufer eines tief eingeschnittenen Bachbettes. Am folgenden Tage ging es von hier mit Hilfe von eingeborenen Trägern durch hohes Gras und Buschwerk nach dem Hauptort des Distriktes Butalínga, Mutóma, woselbst der Häuptling Bukóko wohnt. Die Felder des Ortes, auf denen Bananen, Bataten, Colocasien und Mais gebaut werden, sind von dichtem Urwald umgeben, in dem zahlreiche Graupapageien und Pisangfresser (Corythaeola) ihr Wesen treiben und in dessen Boden die Elephanten ein ganzes Netz von Pfaden ausgetreten haben.



Abb. 83. *a, b* Thonpfeifen und *c* Ohrzierath mit Katzenzähnen. Wawámba.

Die Dörfer sind hier zu Lande an einem langen Platze gebaut, an dessen Seiten je eine Reihe von Hütten steht. (Tafel XIII). Die kegelförmigen Dächer der Häuser sind theils mit Gras, theils mit Phryniumblättern bedeckt, die aus Holzpallisaden bestehenden Seitenwände der Hütten mit regelmässig nebeneinander gelegten Blättern der gleichen Pflanzenart gedichtet. Einzelne Hütten sind nach Wakóndjo-Art gebaut. Zwischen den Wohnhäusern stehen wenige, mit 5—6 grossen Eingängen versehene oder ringsum offene Hütten, die den Männern Schutz vor der Sonne gewähren, wenn sie sich zu geselligem Klatsch zusammensetzen, oder worin die Weiber das Essen kochen. Sowohl in diesen Gebäuden als auch im Schatten von Bäumen findet man eine eigenthümliche Art von Ruhe-

bänken (Abb. 80). Sie bestehen aus einem starken, in drei Gabeln auslaufenden Baumstamm, der etwas geglättet und an einer Seite abgeflacht ist. Er wird so auf den Boden gelegt, dass der Hauptstamm etwas schräge verläuft und an seinem höheren Ende durch zwei der erhöhten Astgabeln gestützt ist, während die dritte, nach rückwärts und oben gerichtet, als Rücklehne bei dieser ländlich-sittlichen »Chaise longue« dient.

Mitten im Dorfe stand ein grosser Ficusbaum, in dessen Schatten wir unsere Zelte aufschlugen. In Schaaren kamen die Eingeborenen herbei, um neugierig die weissen Männer zu beobachten. Sie setzten sich dicht gedrängt vor uns und gaben uns Gelegenheit, sie näher zu betrachten.*) (Tafel XII.) Die Bewohner des Landes sind Wawámba, die sich bedeutend reiner als diejenigen von Tenge-Tenge erhalten haben. Ihr ganzes Aussehen weicht ausserordentlich von dem der grasbewohnenden Stämme ab und schliesst sich mehr an das der westlich von hier angesiedelten Waldvölker an. Die Männer — denn nur diese bekamen wir zu sehen — sind durchweg kurzköpfig, prognat und von dunkelbrauner Hautfarbe (Abb. 81 u. 82). Kupferfarbene Individuen sind selten. Fast alle lassen ihre Haare lang wachsen und flechten sie in dünne, auf die Schulter und in die Stirne hängende Stränge, die mit einer aus Ricinusöl und Russ bereiteten Pomade gesalbt werden. In der Sonne schwitzt dieses theerartige Kosmeticum und träufelt den Leuten dann auf Brust und Rücken herab, was sie wenig zu geniren scheint. Eine höchst eigenartige Sitte ist es, dass man die Augenbrauen und Wimpern entfernt d. h. abrasirt. Ober- und Unterlippe werden durchbohrt und mit kleinen Messingringen geziert, und zwar bringt man oben meistens vier, unten nur zwei Ringe an. Im Ohrläppchen hängt häufig ein Zierrat aus Messing oder Zähnen von kleinen, katzenartigen Säugethieren (Abb. 83, c). Die Zähne werden zugespitzt, was den Leuten, zusammen mit der eigenthümlichen Frisur, das Aussehen von echten Wilden giebt. Tätowirung ist nicht immer vorhanden; wenn sie ausgeübt wird, bringt man eine Reihe von Schnitten über den Augenbrauen, sowie kleine unregelmässig vertheilte Narben an der Stirn an; auch Zickzacklinien auf dem Bauch sieht man bisweilen. Die Beschneidung wird überall ausgeübt.

Ihre Kleidung gleicht der bei Tenge-Tenge beschriebenen. Den Rindenstoff bereitet man mit kleinen, eingekerbten Elfenbeinkeulen (Abb. 85), wie sie bei vielen Waldvölkern im Gebrauch sind. Als Schmuck dienen eiserne Halsringe von etwa 5 mm starkem Draht, deren beide freie Enden in eine eng aufgewundene uhrfederartige Spirale auslaufen.**) (Abb. 84.) Oft sieht man drei bis vier

*) Hier begann ich zum ersten Mal auf unserer Reise Köpfe von Eingeborenen zu zeichnen, ein Versuch, der zuerst etwas kläglich ausfiel; da die meisten Leute sehr ungern still sitzen, wenn sie sich beobachtet wissen, so muss man sie meistentheils zeichnen, ohne dass sie selbst es merken. Die hier reproduzirten Köpfe sind durchweg nach meinen Bleistiftskizzen von Herrn Wilh. Kuhnert gezeichnet worden.

**) Derartige Ringe sahen wir schon, wenn auch selten, im Nordwesten des Albert-Sees; auch im Westen des Issángo-Flusses sind sie häufig, ebenso wie bei den westlich im Walde wohnenden Wáwira-Stämmen.

dieser Halseisen übereinander getragen. Andere haben einfache, fingerdicke Eisenringe, wieder andere ein Bündel von dünnen aus Bast gedrehten Schnüren um den Hals (Abb. 82), von denen einige mit kleinen Messingperlen verziert sind. Ebensolche Bastringe, die wohl auch mit winzigen Messing- oder Eisenperlen verziert werden, trägt man am Oberarm und unter dem Knie. Das Handgelenk ist bisweilen mit dicken Eisenringen, bei Vornehmen mit Messingringen verziert. Auf dem Kopfe ist häufig eine kleine Rosette aus den rothen Borsten des Sumpfschweins befestigt, die vom Haarwirbel strahlenartig ausgeht (Abb. 81). Bisweilen setzt man ein helmartiges Korbgeflecht auf den Kopf, das mit rothen, radiär verlaufenden Strichmustern bemalt wird.

Die Waffen gleichen ebenfalls den oben bei Tenge-Tenge beschriebenen. Manche Männer tragen ein Horn aus Elfenbein auf dem Rücken, das mit einem Kranz aus Schweinsborsten verziert wird (Abb. 86). Auch der gestrickte Beutel fehlt nicht, den fast alle Männer auf dem Rücken tragen. Als Tabakspfeifen dienen bisweilen die Bananenblattrippen, häufiger aber langgestielte Thonpfeifen, deren Kopf oft in zwei fussartige Fortsätze ausläuft (Abb. 79) oft auch einfach rund ist (Abb. 83 a u. b). Sie sind mit eingedrückten Strich- oder Schraffirungsornamenten verziert und häufig mit weisser und rother Farbe verschönert. Von ziemlich unregelmässiger Arbeit sind die Thongefässe. Die weitbauchigen Wasserkrüge haben einen breiten mit parallelen Strichen versehenen Hals. Als Merkwürdigkeit fiel mir ein kleiner Krug mit zwei Henkeln auf, der scheinbar als Kinderspielzeug diente (Abb. 87). Bisher waren bei allen von uns besuchten Negerstämmen niemals auch nur Andeutungen von Handhaben an den Thongefässen zu sehen gewesen.*) Auffallend war uns das häufige Vorkommen von Kröpfen, einer sonst bei Negern ausserordentlich seltenen Erkrankung (vergl. Kap. 26).



Abb. 84.
Eiserner Halsring der Wawámba und anderer Waldvölker.

Die Sprache ist ein Bantu-Dialekt, der sowohl an Kinyóro als auch an westliche Idiome anklingt, überall aber wird reines Kinyóro verstanden.

In den Wäldern leben zahlreiche Elephanten, die aber nicht gejagt werden. Sonst sollen nach den Aussagen der Eingeborenen Stummelaffen, Meerkatzen Paviane, am Bergfusse auch Schimpansen vorkommen.

Von unserem Lager aus sahen wir zwei schroffe Felsen mit kleinen Schneefeldern, die wahrscheinlich dem früher beschriebenen Nordfeld angehören. Der Gebirgsrand des Runssóro wendet sich weiterhin nach Nordosten, wo er bedeutend niedriger wird.

Eines Nachmittags kam der Chef des Landes Bukóko mit einem Gefolge von etwa 100 Wawámba an. Mit rhythmischem Gesange und unter Trommel-

*) Bei westafrikanischen Völkern findet man hier und da Henkeltöpfe, so in den Ssudanstaaten sowie auch in Mangbáttu, sonst haben keine Negerstämme solche.

klang rückten sie in unser Lager ein. Der Häuptling selbst hatte sein Festkleid angezogen, eine weisse Hose und ein eben solches Hemd, um die Lenden ein rothes Tuch und auf dem Kopfe eine Mütze aus bunt bedrucktem Stoff, Sachen, die er angeblich von Stanley erhalten hatte. Er versprach uns Führer bis an den Fluss zu stellen, der in etwa zwei Märschen zu erreichen sei. Weiter erfuhren wir von ihm, dass sein Land Butalínga heisse, ein Name, den Stanley für ein Dorf angiebt, während er ein anderes Dorf Bukóko nennt. Etwa eine halbe Stunde von unserem Lagerplatze sollen eine Zeit lang die Manyéma gesessen und das Land gebrandschatzt haben. Mit Bukóko hatten sie sich eine Zeit lang gut gestellt, als sie aber das Land verliessen, hatten sie seine sämmtlichen Weiber bis auf zwei, sowie das wenige, ihm von Stanley geschenkte Baumwollenzeug mitgenommen.

Trotz des Versprechens, das Bukóko gegeben, waren am Morgen unseres Abmarsches natürlich keine Träger zur Stelle, so dass der Pascha mich wieder voran schickte. Durch eine Anzahl Wawámba-Dörfer und verlassene Bananenpflanzungen führte mich der Weg zunächst in lichten Wald. Um Raum für ihre Felder zu schaffen, hatten die Neger viele grosse Bäume gefällt, die quer über den Weg lagen und die Passage versperrten, so dass wir sie häufig umgehen und uns mit Messer und Axt anderwärts Durchgang verschaffen mussten. In der Nähe der Dörfer waren breite Wege ausgehauen. Vielfach steht hier auf dem Waldboden Schotenpfeffer, doch werden die winzigen, hier Kamuraé genannten Schoten von den Eingeborenen nicht gegessen. Von dem Schneeberg herabkommende Bäche haben tiefe Furchen in das Land gerissen, an denen es sich zeigte, dass der Boden aus Laterit besteht, dem zahlreiche abgerundete Diabasbrocken eingelagert sind.

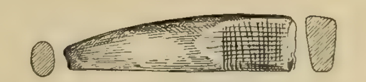


Abb. 85. Rindenstoffkeule aus Elfenbein. (Wawámba.)

Der Wald, der alle Pflanzungen und Dörfer umgiebt, setzt sich aus Laubbäumen von Linden- oder Buchenhabitus zusammen. Hier und da treten die feinblättrigen Albizzien und eine seltsame Art von Wolfsmilchbaum auf, an dessen hohem unverzweigtem Stamm eine langgezogene Rosette von breiten, 30 cm langen Blättern sitzt. Nachdem wir noch mehrere, oft bis zu 50 m tiefe Bacheinschnitte passirt, gelangten wir an ein verlassenes Dorf Itímba, woselbst wir lagerten. Weit und breit war hier der Boden mit Wald bedeckt, in dem nur hier und da die hellgrünen Bananenpflanzungen und kleine Partien von hohem Schilfgras sichtbar waren.

Um 2 Uhr Nachmittags erhielt ich ein Schreiben vom Pascha, dass Bukóko nicht die genügenden Träger gestellt habe: dessen Leute seien fortgelaufen, und er habe nur einige seiner Verwandten und Söhne tragen lassen. Da nicht daran zu denken war, dass der Pascha noch am selben Tage bei uns eintreffen konnte, so schickte ich ihm sein Bett, einen Koffer und etwas Essgeschirr zurück. Am anderen Vormittag, während ich auf die Rückkehr der zum Pascha gesandten Leute wartete, kamen Eingeborene ins Lager, von denen wir hörten, dass die

Ssudanesen beim Häuptling Katónsi am Bache Nyabetéko angesiedelt seien. Auch hier war das Gerücht verbreitet, dass Kabréga seine Leute zusammengezogen hätte, weil er mit Ugánda im Kriege liege.

Der Aufenthalt in diesen Walddörfern ward besonders gegen Sonnenuntergang zu einer wahren Qual, da zahllose kleine Fliegen Menschen und Thiere peinigten. Kaum sichtbar in ihrer Winzigkeit, setzten sie sich auf die Haut, erzeugten kleine rothe Flecke und Bläschen, die bald entsetzlich zu jucken anfingen. Millionen von diesen Thieren durchschwärmten die Luft und machten den Aufenthalt im Freien geradezu unmöglich. Bald nach Sonnenuntergang waren sie verschwunden. Auch unsere Neger hatten trotz ihrer abgehärteten Haut viel unter dieser Plage zu leiden. Sie erzählten, dass auch an der ostafrikanischen Küste diese »Ussúbi« besonders während der Regenzeit und an solchen Plätzen vorkommen, wo viele Pflanzenreste faulen.

Durch verlassene Bananenpflanzungen und verfallene Dörfer ging es auf einer Art Grat zwischen zwei Bacheinschnitten entlang. Der durch Regen schlüpfrig gewordene Weg ermüdete die Träger sehr. Nachdem wir tief in ein bewaldetes Thal hinabgestiegen, passirten wir hier und da Lichtungen, von denen die Eingeborenen nur das Unterholz entfernt hatten, um Raum für ihre Bananenpflanzungen zu schaffen. Ganze Haufen von kleinen, 10—15 cm langen Bananen-Wurzelstöcken lagen zum Pflanzen bereit. Das Land ist ziemlich stark bewohnt; nur sieht man meistens in dem dichten Wald die eingestreuten Dörfer der Eingeborenen nicht. Von dem Orte Ssangálla aus hatten wir noch einen Waldrand zu passiren, dann erreichten wir das Ufer des Flusses an dem aus dem Urwald erst ein Platz ausgerodet werden musste, damit das Zelt aufgeschlagen werden konnte. Zwischen den grossblättrigen, dicht belaubten Waldbäumen stehen am Flussufer akazienartige Albizzien und zahlreiche Phönixpalmen. Alles ist mit dichtem Unterholz, mit Farnenkräutern, Aroïdeen und Calathea bedeckt. Lianen ziehen sich von einem Baum zum andern, so dass der Fluss wie zwischen zwei lebendigen Pflanzenmauern dahinfliesst. Er windet sich hier in starken Krümmungen an den Hügeln entlang. Bei unserm Lagerplatz war das aus grauem Thon bestehende Ufer nur etwa 1 m hoch, während etwas weiter flussabwärts eine 30 m hohe Lateritwand durch den rasch vorbeiströmenden Fluss angeschnitten war. Der gelbliche, lehmige Wasserlauf hatte hier etwa eine Breite von 60—80 m. Gleich nach unserer Ankunft brachten einige Eingeborene sechs grosse, aus je einem hohlen Stamm gehauene Kanus. Am folgenden Morgen sandte ich 60 Mann zurück, um den in unserm alten Lager gebliebenen Pascha zu holen.



Abb. 86. Elfenbeinhorn der Wawámba mit Quast aus Raubthierschwanz und Rosetten aus Schweinsborsten. (Auf dem Rücken zu tragen.)

Unsere Ernährung war hier nur sehr kläglich, da wir keine Vorräthe mitgebracht hatten. Glücklicherweise kam aber bald der Häuptling eines benachbarten Dorfes und brachte Bohnen, Mais, sowie reife Bananen. Aus letzeren liess ich das beliebte Sansibargericht »Mabomúnda« herstellen. Die zerquetschten Bananen werden mit Maismehl vermischt und zu kleinen Broten geformt, die, in Maisblätter eingewickelt, gekocht werden. Das so entstandene polentaartige Brot lässt sich, in feine Scheiben geschnitten, ganz gut essen.*)

Der Ortschef wurde aufgefordert, durch einige seiner Leute den jenseits des Flusses wohnenden Häuptling Bewáu von unserer Ankunft und unseren friedlichen Absichten zu benachrichtigen. Bald kamen denn auch einige Männer von jenseits in unser Lager. Sie erzählten, dass noch vor kurzer Zeit die in Mbóga angesiedelten Warassúra in ihrem Lande eine Razzia gemacht und Frauen fortgeschleppt hätten. Den Fluss nennen sie Itíri, während die hiesigen Eingeborenen den Namen Nánsa (= Nyansa) gebrauchen.



Abb. 87.
Kleiner Thontopf aus Bukókos Dorf (Wawámba), der wohl als Kinderspielzeug dient. 1/2 nat. Grösse.

Da alle Umstände mir günstig schienen, begannen wir mit Hilfe der Kanus die Lasten und Leute überzusetzen, was in einem Vormittage geschah. Alles ging ohne Zwischenfälle von Statten. Am Nachmittage aber versuchte ein naseweiser Unyamwési-Träger, einmal auf eigene Faust ans andere Ufer zu gehen. Er war aber offenbar im Lenken eines Bootes nicht erfahren und wurde alsbald von der reissend starken Strömung flussabwärts getrieben. Glücklicherweise hielt eine Fischwehre das Boot auf, so dass Ulédi den Mann aus seiner jämmerlichen Lage befreien konnte. Jenseits des Flusses richteten wir uns auf einer kleinen Waldlichtung wohnlich ein; die meisten der Leute mussten sich jedoch in dem Unterholz erst einen Platz für ihre Zelte suchen.

An dieser, Atyángara genannten Flussfähre herrschte ein reich entwickeltes Pflanzen- und Thierleben, so dass die Sammlungen während des dreitägigen Aufenthaltes daselbst mancherlei Bereicherung erfuhren. Unter den zahlreichen Schmetterlingen fielen besonders farbenprächtige Segelfalter auf, schwarze Formen mit hellblauen Querstreifen, und andere, deren schwarze Flügel von grünmetallischem Staube bedeckt waren. Die Raupen dieser Segelfalter haben an ihren Vorderenden vielfach Augenflecke und nehmen bei drohender Gefahr eine

*) Die Küche wurde sonst vom Pascha auf das sachkundigste geleitet; er liess bald farcirte Bananen herstellen, bald in die dünnen, »matzen«-artigen Ssudanesenbrote (Kíssra) Fleisch resp. reife Bananen einwickeln und das ganze, zu einer langen Rolle aufgewickelt, braten; bald wurde etwas am Spiess geröstet, bald ein ganzes junges Lamm mit Bananen und Erdnüssen — anstatt Mandeln — farcirt und geschmort u. a. m. So lebten wir meistens ganz schlecht und recht von dem, was das Land bot, ohne unsere minimalen europäischen Vorräthe anzugreifen. Besonders hatten wir uns so gut wie ganz von Alkohol emanzipirt; etwas Thee oder Kaffee, selten auch einmal das Bananenbier der Eingeborenen, genügte uns zur Anregung der Lebensgeister.

Schreckstellung an, derart, dass sie die vorderen Körperringe in die nächsten zurückziehen, so dass eine Art Kopf mit grossen, schwarz-weiss gerandeten Augen entsteht. Wenn man sie reizt, treten an ihrem Nacken zwei lange fühlerartige, schwarze Gebilde mit gelber Spitze heraus, die einen starken Melissengeruch verbreiten. Auf den Bäumen leben zahlreiche Vögel und kleine grau-grüne, schwarz gestreifte Eichhörnchen (Abb. 88) (Sciurus Emini Mtsch.).*) Grosse Spinnen mit zackigen Fortsätzen und oft sehr bunter schwefelgelber, weisser und rother Zeichnung sitzen auf dem Gebüsch. Wenn es dunkelt, so beginnt wie auf ein Kommando das vielstimmige Waldorchester der Cicaden und Grillen, das durch die Glockentöne der kleinen Laubfrösche und das Geschnaube der Flusspferde (hier Ssēre genannt) vervollständigt wird.

Mit den vor uns wohnenden Eingeborenen wurden freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Sie erzählten uns, dass ein Theil von ihnen dem Stamme der Wawámba, ein anderer den Wahúko oder Wahóko angehöre. Einige der Letzteren, die eine von dem Bantu-Idiom vollständig verschiedene Sprache reden, wohnten unter dem Chef Aurúgu in dem Orte Bungádjo. Vor etwa vier Generationen seien diese Völker von Westen eingewandert und hätten sich zum Theil mit den Wawámba vermischt, die sich hier Wawutúku nennen. Man sagte uns auch, dass man im Flussthale, in etwa sechs Märschen*) den Albert-See von hieraus erreichen könnte. Wir zogen jedoch vor, einen anderen Weg zu nehmen und über das Land des Häuptlings Oráni nach Mbóga zu gehen.

Am 2. Juli marschirte ich mit meinem Zuge vom Flusse ab. Nach Passiren einer sumpfigen Vorebene stiegen wir in verlassenen Bananenpflanzungen hinan. Einige winzige verfallene Hütten wurden uns am Wege als Zwergenwohnungen gezeigt. Diese hier Wátwa genannten Leute hätten eine Zeit lang im Lande gewohnt und überall Bananen geraubt, dann seien sie weiter nach Nordwesten zu den Wambúba gewandert. Es hiess, sie seien aus dem Lande der Wambúga (Wambúba) gekommen und auch mit diesen verwandt. Durch dicht bewaldetes Hügelland und über mehrere tiefe Bachschneisen gehend, erreichten wir Bundéko, in dessen Nähe der Häuptling Bewáu angesiedelt ist. Fast der ganze Weg führte durch Wald mit sehr dichtem Unterholz, in dem viele Schlinggewächse den Weg versperrten. Die letzte Strecke war besonders beschwerlich, da die Eingeborenen dort mit Roden beschäftigt waren, und die grossen Stämme durch Anlegen von Feuer gefällt werden, so dass wir über ein wahres Chaos von durcheinanderliegenden Riesenstämmen zu klettern hatten.

Von hier aus mussten wieder Leute zum Pascha zurückgeschickt werden, der an der Fähre mit dem Rest der Lasten wartete. Durch dieses fortwährende

---

*) Letztere haben sich als eine neue Art herausgestellt, die sich an die verwandte Sciurus Böhmii von Tauganyika anschliesst, aber durch die Art ihrer Streifung und Färbung von ihr abweicht. Unsere Art findet sich überall in diesem Waldgebiet, wahrscheinlich bis nach Mangbáttu hinauf.

**) 1. Ipembe wa Bewáu, 2. Bukuku wa Boye, 3. Bwanyámbo wa Mbíri, 4. Wa Bakína, 5. Wa Túpi, 6. Ruta-Nsige (Albert-See).



Stuhlmann, phot.

Lichtdr. v. Frisch.

Wawámba-Dorf im Issángo-Thal.

Vor- und Zurückgehen wurden unsere Träger überaus angestrengt, und es war nicht zu verwundern, dass einige versuchten, sich dieser Arbeit zu entziehen. Darum theilte ich sie in zwei Abtheilungen, die abwechselnd zurückgehen mussten. Jede Insubordination musste hier energisch bestraft werden, da wir nur auf diese Weise vorwärts kommen konnten und Disciplinlosigkeit nicht dulden durften.



Abb. 88. Waldeichhörnchen von der Issángo-Fähre. (Sciurus Eminii Mtsh.)

Die überzähligen Lasten hatten uns ohnedies schon sehr viel Zeit gekostet; in Zukunft sollte ihnen auch noch manches Menschenleben zum Opfer fallen.

Der Häuptling Bewáu ist ein Verwandter Bukókos. Sein Land heisst Ibánda und wird von einem Wabogáni oder Wawogáni genannten Wawámba-Stamm bewohnt, der ebenfalls die Augenbrauen entfernt. Am zweiten Tage meines hiesigen Aufenthaltes traf der Pascha ein. Der vor uns wohnende Häuptling Oráni hatte uns einige seiner Leute als Führer entgegen geschickt, die den Weg weiter zeigten. Ich marschirte wieder voran.

In den dichten Urwald schoben sich zwei kleine Stücke Gras-Savannen ein, die bis an den Fuss der westlichen Bergkette reichten. Da nach der Aussage

der Führer das Dorf Oránis weit entfernt war, lagerten wir mitten im Walde an einem kleinen Bachtümpel Maliwúto, der von Seerosen bedeckt war, und setzten erst am folgenden Tage unseren Marsch fort. Das hohe Gras, in das wir gelangten, war von dem nächtlichen Thau so feucht, dass wir bald bis auf die Haut durchnässt waren. Mehrere von Waldrändern umsäumte Bäche, an denen zahlreiche Elephanten ihre tiefen Fusstapfen zurückgelassen hatten, mussten noch überschritten werden, ehe wir auf einen neuen gratartigen Hügelrücken gelangten, auf dem das Dorf Oránis, Bugúndi, gelegen ist. Von der Höhe aus erschien hier die ganze Gegend von hohen Terainwellen durchsetzt, die nach Ost-Süd-Ost streichen. Die einzelnen Kuppen sind mit Gras bestanden, während die Thäler mit dichtem Busch und Urwald erfüllt sind.

Nicht weniger als fünf Tage musste ich hier liegen bleiben, um den Pascha zu erwarten, der sodann von hier aus zur Abwechselung wieder selbst an der Tête marschirte. Der Häuptling des Landes, Oráni, ist ein kräftig gebauter dunkelfarbiger Mann mit grossem Knebelbart. Seine Leute gehören zu den Abubomambíli, einem Stamme des Wahóko-Volkes.*) Das ziemlich grosse Dorf, in dem wir lagerten, liegt, wie gesagt, auf dem Rücken eines Höhenzuges, dessen Abhänge dichter Urwald deckt. So sind zwei Seiten der Ansiedelung durch die steilen, bewaldeten Abstürze gedeckt, während man den Zugang an den beiden anderen, schmalen Seiten durch Palissadenzäune versperrt, zwischen denen nur je eine kleine Oeffnung den Eintritt gestattet, so dass ein solches Dorf eine wahre Festung darstellt. Die zahlreichen Hütten, deren Kegeldächer mit Phryniumblättern bekleidet sind, umgeben einen leidlich sauber gehaltenen freien Platz. Aus dem Thor heraus gelangt man durch eine schmale Waldzone auf die Felder, wo Bananen und Mais gezogen werden.

Die unfreiwilligen Rasttage benutzte ich, um mich etwas näher mit der einheimischen Thierwelt zu beschäftigen. Die Säugethierfauna bot ausser Ratten, Mäusen und dem weissbärtigen Cercopithecus Schmidtii nicht viel Bemerkenswerthes. Unter den Vögeln fand der Pascha eine neue Art von schwarzen Bienenfressern (Irrisor) mit weissem Kopf, sowie einen neuen Bananenfresser. Sehr reich war die Insektenfauna vertreten. Bunte, grüne oder schwarz und weiss gefärbte Laubheuschrecken, fahlolivenfarbene Gottesanbeterinnen, die eine schwarzweisse, schiessscheibenähnliche Zeichnung auf den Flügeln tragen, grünschillernde Baumwanzen, Schaumcicaden, grosse schwarze Laufkäfer und bunte Marienkäfer sassen auf allen Sträuchern. Am Boden krochen dicke schwarze Tausendfüsse mit rothen und gelben Beinen, sowie Schnecken aller Arten umher. In dem humusreichen Waldmulm konnte ich zahllose Milben, Asseln, Hundertfüsse, Spring-

*) Es wurden uns acht solcher Stämme angeführt, deren Namen ich aber leider verloren habe. Mit dem Studium der Eingeborenen beschäftigte ich mich hier weniger. Dasselbe Dorf wurde später im Dezember 1891 noch einmal berührt, und wir werden bei der Schilderung des Rückmarsches noch darauf zurückkommen.

schwänze, Staubläuse, Bücher-Scorpione, Käfer und eine Reihe von Schneckenarten feststellen und zum Theil zeichnen.

Die Plage der Fliegen war hier noch schlimmer als in den vergangenen Tagen und wurde vermehrt durch die Stiche einer winzigen Flohart,*) die sich in der Haut festbiss. Ihr Hinterleib ist zum Unterschied von anderen Arten unter einem grossen Brustschild fast verborgen.

Kleinstaaterei hat das Land stark zersplittert. Ein Häuptling beherrscht nur 5—6 Dörfer, so dass die Warassúra es leicht haben, von Mbóga aus das Land zu terrorisiren. Offenbar aus Furcht vor ihnen hielt Oráni sehr mit seinen Aussagen über das vor uns liegende Land zurück. Auf mein Ersuchen sandte er einen seiner Leute als Boten nach Mbóga voraus. Dieser kam jedoch mit der Meldung zurück, dass der Chef der Warassúra, Iréte, sich augenblicklich nicht dort, sondern unten am Fluss aufhalte, und dass der eingeborene Häuptling sich fürchte, zu uns zu kommen; er sende uns aber als Zeichen der Freundschaft sein Kupferarmband durch den Ueberbringer seiner Botschaft. Der Pascha glaubte mit Recht nicht daran, dass der Bote überhaupt in Mbóga gewesen war und sagte voraus, dass wir durch jenes Land nicht ohne Kämpfe kommen würden. Um diese nach Möglichkeit zu vermeiden, ging er selbst voran.

Auffällig war, dass wir von diesem prächtigen Lager aus nicht ein einziges Mal den Schneeberg zu sehen bekamen. Dicke Nebelwolken verhüllten ihn gänzlich.

Erst am Nachmittage des 11. Juli kamen die Träger zurück, um mich und die Lasten abzuholen. Leider aber waren sie nicht von dem thatkräftigen Ulédi geführt, wie der Pascha mir dieses in Aussicht gestellt hatte, sondern von einem andern Aufseher, Mwéni Hamis. Auf dem Rückmarsch war einer von den Leuten durch einen Speerstich schwer verwundet worden. Es wurde mir erzählt, dass, während sie alle dicht aufgeschlossen marschirten, einer hart am Wege in das hohe Gras gegangen sei, um seine Nothdurft zu verrichten. Plötzlich hätten seine Kameraden Hilferufe gehört und seien hinzugesprungen, ohne jedoch einen der Angreifer zu Gesicht zu bekommen. Nach Aussage des Verwundeten waren vier Leute plötzlich neben ihm im Dschungel erschienen und hatten mit einer Lanze nach ihm gestochen. Der Stich hatte alle Streckmuskeln des linken Oberarmes durchschnitten, war dann etwa in Höhe des Zwerchfells in den Leib hinein- und auf der anderen Seite wieder herausgedrungen. Der Verwundete, ein junger, kräftiger Ugánda-Mann, schien wenig Schmerzen zu haben und liess sich ruhig verbinden. Nachdem er die Nacht verhältnissmässig wohl gewesen, trat am nächsten Morgen plötzlich der Tod ein.

---

*) Flöhe kamen in den von uns besuchten Gebieten nur an ganz wenigen Orten vor. In Sansibar sind sie selten; im Steppenlande fehlen sie fast ganz, Unyóro und Ugánda wimmeln von ihnen. Wanzen giebt es nur dort, wo Araber, Küstenleute oder Ssudanesen der Aequatorialprovinz sie eingeführt haben. Auch unsere Leute haben zur Verbreitung dieses angenehmen Hausthieres beigetragen. Läuse sind überall vorhanden, besonders dort, wo man Rindenstoffe trägt. Sie gehören stets zu den Kleiderläusen (Pediculus vestimenti). Phthirius pubis sah ich nie.

Am folgenden Morgen führte Oráni mich selbst, da seine Leute sich fürchteten, in Mbóga einzudringen. Aus den Maisfeldern Bugúndis heraus trat man in eine Savanne hinein, die mit 4—6 m hohem Riesengras bestanden war. Hier und dort waren Bäume und Gebüsche der Steppenflora, Akazien und Erythrina verstreut. Ueberall durchzogen Elephantenfährten den Boden. Nach Norden eröffnete sich die Aussicht auf die Walégga-Berge. Nachdem wir einige Bäche passirt, stiegen wir an den vor uns liegenden, sanft ansteigenden Hügeln empor. Oben angelangt, hatten wir eine wellige Hochfläche vor uns, auf die einzelne Rundhügel aufgesetzt waren. Wo das Gestein aus dem rothen Laterit hervortrat, bestand es aus Granit und Diabas. In dem hohen Grase waren hier und da die Hütten der Wanyóro, hier Wakóvi genannt, verstreut, umgeben von Feldern, auf denen Sesam, rothes Sorghum, Bohnen, Bananen, Voandzeia, Maniok, Kürbis und viele Bataten gediehen.

Auf einigen Hügeln standen Gruppen von Eingeborenen, die mir ganz freundlich über den Weg Auskunft gaben. Bald hatte ich das Gehöft Kadyényi des Häuptlings Kahigrwáki erreicht, wo der Pascha lagerte. Er war bei seiner Ankunft hier auf etwa 200 bewaffnete Leute gestossen, die sich zum Kampfe rüsteten. Durch einen schnellen Anlauf hatte er sie jedoch überrascht und ihnen zwei Trommeln*) und eine Fahne abgenommen. Durch Parlamentiren gelang es ihm schliesslich, einige der Leute heranzurufen. Insbesondere erschien ein arabisch sprechender Mnyóro im Lager, einer von Ríongas Leuten, ein Mann, dessen Bruder dem Pascha einst in Unyóro als Führer gedient hatte; er erzählte, dass die Leute des Paschas sowohl bei Kaváli als auch am See in Kassényi angesiedelt wären. Er versprach uns Führer für den folgenden Morgen.

Das Land Mbóga ist theils von Wakóndjo-Stämmen, theils von Walégga, theils auch von richtigen Wanyóro bewohnt, die von Osten her eingedrungen sind. Erst 1880 wurde es von den Soldaten (Warassúra) Kabrégas unter dem Häuptling Iréte besetzt. Diese Warassúra bilden eine Art Leibgarde des Königs. Sie rekrutiren sich aus drei verschiedenen Elementen: Aus kriegsgefangenen Knaben, die den verschiedensten Volksstämmen Shúli, Lūr, Wakídi oder Lángo, Waganda und anderen mehr, angehören; aus Knaben, die von den Unterhäuptlingen ihrem Könige zum Geschenk gemacht worden sind und also meistens reines Wanyóroblut in den Adern haben; und endlich aus den unehelich geborenen Knaben. Alle diese werden zuerst am Hofe des Königs mit Pagendiensten beschäftigt, um später in die Zahl der Soldaten eingereiht zu werden. Eine Ab-

*) Sowohl bei den Wagánda als bei den Wanyóro gelten die Trommeln als Hoheits- und Feldzeichen, wie bei uns die Fahnen. Ihr Verlust wird für eben so schlimm, wie eine Niederlage angesehen. Die Trommel des Königs und die Kriegstrommeln werden in ganz besonderer Weise geschlagen, und durch sie eine vollkommene Signalsprache geführt. Fahnen hatten die Warassúra den Soldaten der Aequatorialprovinz nachgeahmt. Die vom Pascha eroberte bestand aus einem rothen Zeugfetzen, mit darauf genähtem, unregelmässigem, weissem Fleck, der einen Halbmond darstellen sollte.

theilung davon umgiebt den König Kabréga*) in seiner Hauptstadt, eine andere ist an der Grenze von Ugánda, eine dritte in Ussóngora und Tóru, eine vierte in Mbóga und endlich eine weitere an der Nordgrenze des Landes stationirt. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die Grenze zu sichern und die ihnen anbefohlenen Gebiete möglichst zu Lieferungen an Elfenbein, Menschen und Salz für ihren König auszubeuten. Da sie von diesem keine Bezahlung erhalten, terrorisiren sie das Land auf entsetzliche Weise. Es sind meistens schöne, schlank gewachsene Leute von regelmässigen Gesichtszügen und dunkler Haut, eine Mischung von Bantu, Shúli und Wahúma. Als Stammesabzeichen tragen alle Wanyóro Brandnarben auf Schläfen und Stirn und brechen die unteren Schneidezähne aus. Den Körper bekleidet ein langer togaartiger Mantel aus dünn geschabten Rindshäuten, die durch Reiben und Kratzen geschmeidig und schneeweiss gemacht worden sind; an ihren Rändern lässt man gern die Haare einen Finger breit als Einfassung stehen. Einige tragen auch weite Hosen und Röcke aus weissem Baumwollenstoff. Im Allgemeinen sind es tyrannische, gewissenlose Menschen, die aus reinem Muthwillen ein Land mit Krieg überziehen oder Reisende überfallen. Heimtückisch und verlogen, stellen sie sich nie zu offenem Gefecht, sondern suchen stets ihren Feinden aus dem Hinterhalt zu schaden, um dann schleunigst das Weite zu suchen. Sie sind alle mit Gewehren bewaffnet, vielfach sogar mit Hinterladern. Ihnen schliessen sich zahlreiche mit Lanzen und Pfeilen bewehrte Eingeborene an. Unter sich halten sie leidlich Disciplin und sind ihrem Könige treu ergeben: nie würden sie Aussagen machen, die den von ihren Chefs gegebenen Instruktionen widersprechen. Von einer militärischen Ausbildung in unserm Sinne ist natürlich nicht die Rede; es ist eine Art Räuberbande, die sich höchstens mit den Rúgarúga in Unyamwési vergleichen lässt. An Kriegstüchigkeit sind ihnen die Waganda jedenfalls weit überlegen.

Die Häuser dieser Leute, die einzeln bei kleinen Bananenhainen liegen, sind gross und sehr sauber hergestellt. Das kegelförmige Grasdach reicht bis zur Erde und wölbt sich über den Eingang stark vor. Dicht hinter der Thür befindet sich eine Scheidewand, die einen kleinen Vorderraum von einem grösseren Hinterraum trennt. In Letzterem fanden wir eine aus Rohrgeflecht sauber hergestellte Bettstelle; oft theilt auch noch eine zweite Scheidewand einen Raum für Vorräthe ab, aus dem dann wohl noch eine besondere kleine Ausgangsthür ins Freie führt (Abb. 89). Bei irgend welcher Gefahr entflieht der Besitzer durch diese meist verdeckte Hinterpforte. Das ganze Haus ist mit einem hohen Rohrzaun umgeben. In seiner Nähe ist ein kleiner Gemüsegarten angelegt, in dem besonders Amaranthus, Corchorus und eine stark riechende, als Arzenei verwendete Pflanze gebaut werden.

Am Morgen war natürlich wieder einmal keiner der versprochenen Führer vorhanden. Als der Pascha abmarschirt war, erschien auf einem nahen Hügel

*) Sein Lieblings-Name ist Tshúa, mit dem er jedoch von Fremden fast nie genannt wird.

ein Trupp von Leuten, die eine Flagge führten. Wir kümmerten uns jedoch nicht um sie. Um 3 Uhr Nachmittags kamen die Träger zurück, die mir erzählten, dass auf dem Marsche des Paschas ein Sansibar-Soldat durch einen Pfeilschuss leicht verwundet worden sei. Der Pascha lasse mich auffordern, die Gehöfte, bei denen dies vorgefallen, zu zerstören. Gleich nach Ankunft der Träger marschirte ich ab. Zwischen zwei Hügeln hindurch ging es in einen Bananenwald hinab und, nach Ueberschreitung eines kleinen nach Ost abfliessenden Gewässers, auf eine vor uns liegende Hügelkette hinauf, die mit hohem Riesengras bedeckt war. Nach Osten war der sanfte Abfall der Waléggaberge sichtbar. Nach etwa $1^1/_2$ Stunden erreichten wir das in einem Bananenwald gelegene Gehöft, das mir der Pascha bezeichnet hatte. Während wir es abbrannten, zeigten sich auf dem nahen Hügel einige Leute, die uns bei unserem Abmarsch beschossen, ohne Schaden anzurichten, da uns die meisten Kugeln nicht erreichten. Als wir uns jedoch einem vor uns liegenden, mit Busch umrahmten Bacheinschnitt näherten, kam uns aus einer Entfernung von 40—50 Schritt eine Salve entgegen. Zum Glück hatten die Leute so schlecht geschossen, dass wir von allen Schüssen nur eine Kugel vorbeipfeifen hörten. Die sofort entfliehenden Warassúra wurden von unseren Geschossen verfolgt, und eine unter Ulédi und Hamis bin Jándwe ausgesandte Patrouille tödtete ihrer drei. Noch in einer etwa 1000 m betragenden Entfernung knallten die Wanyóro mit ihren Gewehren hinter uns her, ein Beweis, wie unsinnig sie mit ihren Schiesswaffen Missbrauch treiben.*)

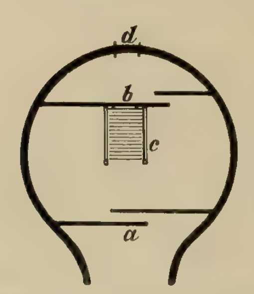


Abb. 89. Schematischer Grundriss einer Unyóro-Hütte in Mbóga.
a Vordere, *b* hintere Thurwände. *c* Bettstelle. *d* hintere Ausgangspforte.

Ueber eine leicht abfallende, wellige Ebene hinweg erreichten wir bald das bei einem kleinen Gehöfte aufgeschlagene Lager des Paschas, das auf einer erhöhten Stelle errichtet war. Eine Nachmittags ausgesandte Recognoscirungspatrouille meldete uns, dass im Vorlande noch zahlreiche Wanyóro seien. Der Verwundete aus der Abtheilung des Paschas hatte nur einen leichten Fleischritz am Rücken bekommen.

Bald nach dem Abmarsche des Paschas, der mich mit 15 Mann im Lager zurückliess, erschien eine Anzahl von Leuten, die anfingen, sich mit uns zu unterhalten und zu fragen, warum wir nicht mitmarschirt seien. Der Umstand, dass wir in zwei Abtheilungen gingen, war schon den am ersten Tage in unser Lager gekommenen Warassúra verdächtig gewesen. Von $^1/_2$9 Uhr an concentrirten sich die Eingeborenen an zwei Punkten; lange Züge kamen und gingen, und hier und da wurden Rauch- und Trommelsignale gegeben.

*) Hier an diesem Bach war Stanleys Lager »Mbóga«, in dessen Nähe der Diener Casatis erschossen wurde. Stanley giebt dabei die Meereshöhe auf 1514 m an, während sie nach meinen Beobachtungen nur etwa 1300 m beträgt.

Niemand wagte sich jedoch bis dicht an unser Lager heran. Ein etwa 1000 m entfernter Bananenhain aber wimmelte von Menschen. Um 10 Uhr kamen unsere Träger zurück und meldeten, dass der Vortrupp unter dem Pascha seinen Marsch ungehindert zurückgelegt habe. Wir brachen sofort auf. In dem hohen Grase, das stellenweise die Uebersicht gänzlich unmöglich machte, konnten kriegerische Verwicklungen für die in langer Reihe marschirende Karawane wohl etwas bedenklich werden. Ich befahl daher den Leuten, dicht geschlossen zu gehen und bestimmte, dass je eine Patrouille vorauf- und hinterherginge. Seitendeckungen auszuschicken war unmöglich, weil keine Wege existirten, und solche Abtheilungen daher nicht mit dem Haupttrupp Schritt halten konnten. Sie waren obenein ganz ausgeschlossen, da ich nur 15 Mann zur Verfügung hatte.

Inzwischen waren uns, schon von unserem Abmarsch aus dem Lager an, die Warassúra nachgezogen, und nach kurzer Zeit fingen sie an, uns mit einigen Schüssen zu behelligen, die wir erwiderten. Als wir jedoch eine exponirte Höhe erreicht hatten, entwickelten unsere Feinde ein ziemlich heftiges Feuer, sodass ich mich entschliessen musste, sie zurückzuweisen, trotzdem für uns Munitionsersparniss die erste Bedingung war. Flugs waren die Lasten niedergelegt, und von den Soldaten einige Salven abgegeben. Um die Munition nach Möglichkeit zu schonen, liess ich nur einige gute Schützen feuern, und schoss selbst mehrere der in dichtem Haufen auf einem etwa 400 m entfernten Hügelabhange postirten Feinde nieder. Es mochten etwa 400—500 Mann sein, die eine Anzahl von rothen Fahnen bei sich führten, und von denen die meisten Gewehre, 30—40 sogar Hinterlader hatten. Indessen erreichten uns nur wenige der zahlreichen von unseren Gegnern abgesandten Kugeln: zwei meiner Leute bekamen Prell-Schüsse, die leichte Quetschungen verursachten. Eben war ich im Begriff, mit meinen 15 Leuten die Position unserer Feinde zu stürmen, als diese sich plötzlich auf zwei von uns vor dem Angriff abgegebene Salven hin eilends zurückzogen. Wir verzichteten darauf, ihre Verfolgung aufzunehmen, um nicht noch mehr Patronen zu verbrauchen.

Bald erreichten wir das bei einem kleinen Walégga-Dorfe aufgeschlagene Lager des Paschas. Das wellige Hochland von Mbóga lag jetzt hinter uns. Es ist meistens mit etwa 1 m hohem Gras, hier und da aber auch mit Riesengräsern bestanden, zwischen denen Kugeldisteln und Doldengewächse mit sehr fein zerschlitzten Blättern und gelblich-weissen Blüthen (Diplolophium abyssinicum) umherstehen. Das jetzt vor uns liegende, vielfach waldige Gebiet fällt nach Südwesten ab und bildet die Westabdachung der östlich von der Route befindlichen Walégga-Berge. Zur Recognoscirung, und um für meine geographischen Aufnahmen Winkel zu messen, bestieg ich am Nachmittage einen nahen Hügel, von dem aus man im Südwesten drei hohe Bergkuppen über die Terrainwellen hervorragen sah. Das westlich von uns gelegene Thal war bewaldet und wurde weiterhin durch einen Hügelrücken begrenzt. Nach Norden liess sich unser Weg eine Strecke weit am Bergabhang entlang übersehen, so dass wir hier auch ohne

Führer mit der Karawane vorwärts gehen konnten. Eingeborene zu erhalten, war unmöglich. Der Dolmetscher des Paschas wurde bei dem Versuch, sie zum Herankommen zu bewegen, mit Pfeilschüssen empfangen.

Die Hütten der Walégga weichen von denen der Wanyóro ab; sie sind bedeutend kleiner, lüderlich gebaut und haben zwei winzige einander gegenüberliegende Eingänge, die durch eine Rohrthüre verschlossen werden (Abb. 90). Ihre Dachspitze ist mit einem Strohwisch oder mit einer dreitheiligen Astgabel verziert, in die häufig ein kleiner Kochtopf hineingesetzt wird. In einer von ihnen fand ich noch ungebrannte, aus fein geschlemmtem, graubraunem Thon sauber hergestellte Töpfe. (Abb. 91.)

Beim Weitermarsch ging ich voran. Wir umgingen den Hügel, von dem aus ich Tags zuvor observirt hatte, und hielten uns in nordöstlicher Richtung, wo auf welligem Terrain einige kleine Bäche passirt wurden, die alle in einen grösseren münden. Dieser fliesst in einem felsigen Bett nach Südwest, zunächst durch Gras, dann in das Waldland hinein. Im Grase liegen kleine Gehöfte von je ein bis drei der zweithürigen Hütten verstreut. Selten nur zeigten sich aus der Ferne einige Menschen. Auf den Feldern werden Mais, etwas rothes Sorghum, Eleusine, Bohnen, Kürbis, Colocasien, Númbu, Ricinus und Tabak gebaut.*)

Da die Leute immer noch am selben Tage die zurückgebliebenen Lasten holen mussten, konnte ich nur $2^1/_2$ Stunden weit marschiren und war gezwungen, im hohen Grase an einem kleinen Bach zu lagern. Dann wurden die Träger zurückgesandt, und Ulédi mit einer Recognoscirungspatrouille ins Vorland geschickt, von wo er bald mit der Meldung zurückkam, dass er auf Stanleys, ihm von früher her bekannten Weg gestossen sei.

In der Nähe unseres Lagers hatten Elephanten sich einen Tummelplatz eingerichtet. An einem etwa 2 m hohen Bachufer war der ganze Boden von ihnen zertrampelt, und überall zeigten sich Spuren, wo sie mit ihren Zähnen in die Uferwand hineingestossen und ihre Haut gescheuert hatten.

Der Pascha war indessen im alten Lager mit einigen Pfeilen beschossen worden, die jedoch unschädlich niederfielen. Sie waren von den bis jetzt gefundenen gänzlich verschieden. An dem sauberen geraden Rohrschaft befand sich vorn eine kleine spatelförmige Eisenspitze, die in das Rohr hineingesteckt war und durch etwas Bast darin festgehalten wurde; dicht vor dem stumpfen, nicht ausgekerbten Hinterende war anstatt Federn oder Baumblätter ein kleines dreieckiges Lederstück angebracht (siehe Kapitel 23).

Von unserem Lager aus gelangten wir bald in einen vor uns liegenden, ziemlich dichten Wald, der grösstentheils mit Gras bewachsen war und sich nur stellenweise zu wirklichem Urwald mit parasitischen Farnen und Lianen gestaltete. Kigelien und breitblätterige Euphorbien waren häufig. Eine pflaumenförmige, gelbe Baumfrucht (Detarium senegalense) wurde von den Papageien massenhaft auf den

*) Das Gestein ist hier eine Strecke lang reiner Feldspath. Das des von mir erstiegenen Hügels besteht aus geschichtetem dunkelrothbraunem Thoneisenstein, sonst steht überall Granit an.

Weg geworfen. Nachdem wir, in östlicher Richtung marschirend, zweimal einen Bach überschritten hatten, waren wir bald wieder auf freiem Terrain. Einige nach Südwesten streichende Höhenrücken bilden hier die Ausläufer der Walégga-Berge. Hier und da ragen Granitblöcke aus dem Boden auf. Auf den Höhen sind die Ansiedelungen und Felder der Eingeborenen regellos zerstreut. Die ganzen Abhänge sind bebaut, wo nicht der nackte Fels zu Tage tritt.

Am Nachmittage liessen sich in der Höhe einzelne Eingeborene blicken, die der Pascha herbeizuholen versuchte. Seine unglaubliche Geduld, mit den Eingeborenen zu verhandeln, konnte man diesmal besonders bewundern. Ueber zwei Stunden stand er mit seinem Dolmetscher auf demselben Fleck, ehe es seinen Bemühungen gelang, das Misstrauen der Eingeborenen zu überwinden. Jeder Andere hätte wohl den Versuch aufgegeben oder sich mit Gewalt einiger Leute bemächtigt. Sein Prinzip aber war es, wenn nur irgend möglich, stets auf friedlichem Wege mit den Eingeborenen zu verkehren.

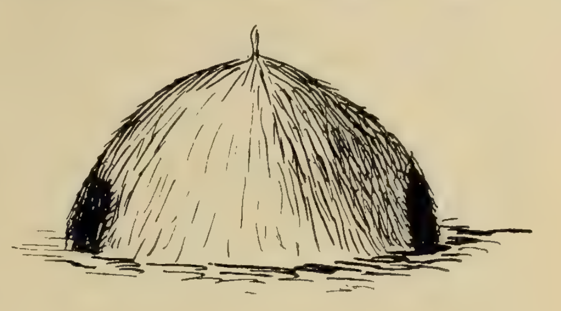


Abb. 90. Hütte der »Walégga«.

Die ins Lager gekommenen Walégga waren untersetzte Leute, die sich ihre Haut und das in viele Zöpfe geflochtene Haar mit einer Pomade aus rothem Thon und Fett beschmiert hatten. Eine Lanze mit roh gearbeiteter, lanzettförmiger Klinge, kleine Bogen mit Rottang-Sehnen und die oben erwähnten Pfeile, die in grossen, aus Gras sauber geflochtenen Köchern steckten, bildeten ihre Bewaffnung. Diesmal erschienen wirklich am folgenden Morgen einige Führer, die uns in ein Thal zum kleinen Dorfe Vidínda führten. Von hier bot sich uns eine weite Aussicht nach Südwesten auf hohe Berge über bewaldetes Land, in dem ein Fluss Lú angeblich nach Süden fliesst. Dort sollen Wahóko und Wahóli*) wohnen. Die Zwerge, hier A-ú oder A-úga genannt, sollen bisweilen aus den westlichen Wäldern bis hierher kommen.

Als der Pascha im Lager angekommen war, erschien bei ihm ein Mann vom Unyóro-Typus, den der Häuptling Bakaiwúga sandte, derselbe, der Stanley und den Pascha bis zur Ssemlíki-Fähre geführt hatte. Dieser konnte uns interessante Mittheilungen machen. Die Leute des Paschas seien bei Kaváli angesiedelt. Als Stanley abmarschirte, seien sie ihm bis zur Ssemlíki-Fähre gefolgt, dann aber umgekehrt, weil sie die Karawane nicht hätten einholen können. Sie seien dann zu Katónsi gegangen; da aber dort kein guter Platz wäre, hätten sie sich zu Kaváli begeben, wo sie ihre Soldaten und ihr Pulver durch eine Verschanzung geschützt hätten. Ihr Führer sei Sselím Bey. Vor einiger Zeit seien eine Menge Soldaten bei einer Razzia umgekommen. Der Dampfer des Paschas

*) Zum Stamm der Wakóndjo gehörig und aus dem Süden eingewandert.

sei vor etwa 9 Monaten nach Norden gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Bakaiwúgas Mann sagte, dass den Ssudanesen schon seit einiger Zeit der Anmarsch von Fremden berichtet wäre, dass aber Sselím Bey auf vage Gerüchte hin sich geweigert hätte, ihnen entgegen zu gehen, da er bei diesem Versuch seine ohnehin schon knappe Munition hätte angreifen müssen.

Der Pascha schrieb nun an die Ssudanesen einen Brief folgenden Inhalts: Er sei mit Gottes Hilfe hierher gekommen auf einer Reise unter deutscher Flagge. Wenn sie Neues von der Küste hören wollten, so sollten sie Leute bis Undússuma entgegen senden, wenn nicht, so sollten sie nur schreiben, und wir würden unsern Weg weiter verfolgen. Unsere eigenen ssudanesischen Soldaten liessen ihnen Grüsse bestellen. Unterzeichnet wurde der Brief: »Der frühere Gouverneur der Hat-el-Estíva« (Aequatorial-Provinz).

Unsere Spannung wuchs natürlich, denn schon in wenigen Tagen konnten wir Näheres erfahren.

Weiter brachte uns der Marsch am Abhange der Walégga-Berge entlang nach dem Ort Budjúngwe, der am Fuss von hohen Bergen gelegen ist. Der grosse Bach Lú oder Lúlu*) kommt aus einem breiten Thal über Granitfelsen herabgeschäumt. Nach den Aussagen der Eingeborenen soll er im Süden in den Wald fliessen und sich etwas oberhalb unserer Fährstelle in den Issángo-Ssemlíki**) ergiessen.



Abb. 91. Thontopf der »Walégga«.

Die Berge von Mbóga und Ulégga bestehen aus Granit oder sonstigem altem Eruptivgestein, sind also ein am Albert-See gelegenes Einschiebsel in das grosse Urschieferplateau.***)

Ich musste hier zwei Tage warten, da der Pascha bis nach Undússuma voranmarschiren wollte. Die Eingeborenen waren zwar etwas scheu, verkauften aber doch unsern Leuten Hühner und Getreide gegen kleine Glasperlen. Sie sind meist von kurz gedrungener Gestalt mit breiten Gesichtern und von dunkler Hautfarbe. Als Bekleidung dient etwas Rindenstoff oder Fell an einer Gürtelschnur. Eiserne Ringe schmücken Unterarm und Handgelenk. Die Gras- oder Bastringe der südlichen Stämme fehlen gänzlich.

Hier konnten wir einen Ulégga-Mann seinen Angehörigen zurückstellen. Bei den Wawámba hatte sich nämlich ein Mann unserer Karawane angeschlossen, der von den Leuten der Stanleyschen Expedition aus seinem Lande geraubt und mitgeschleppt war, der in der Ssemlíki-Ebene aber das Weite gesucht hatte. Er

*) Stanley zeichnet den Lú als Nebenfluss zum Itúri. Auf dem Rückmarsch konnten wir obige Aussage der Eingeborenen bestätigen. Stanley giebt als Höhe des Dorfes 1250 m an. Wir lagerten genau an demselben Platze und beobachteten nach roher Abschätzung nur etwa 1100 m.

**) Dieser Fluss wird von den Leuten Katónsis Ssemlíki, in Butúcku Ruhógo, bei den Wahóko Itíri, bei den Wawámba Nánsa und bei den Wakóndjo Issángo genannt.

***) Es wäre interessant, zu konstatiren, ob die westlich von uns gelegenen Höhen, in denen sich hohe Berge, nach Stanley (vergl. Lugards Karte) sogar Schneegipfel befinden, aus Glimmerschiefer bestehen und sich so den Bergen der Westkette bei Karukwánsi geologisch anschliessen.

nahm die Gelegenheit wahr, unter unserem Schutze das feindliche Land der Warassúra zu passiren und leistete uns jetzt bei unseren Verhandlungen mit den Walégga gute Dienste.

Der Marsch führte uns weiterhin nach Norden, abwechselnd durch hohes Gras und durch Dörfer mit Mais- und Bananenpflanzungen. Nach zwei Stunden erreichten wir die Grenze des Waléggagebietes und traten in das Land der Wáwira (Bávera oder Babíra) ein, eines Volksstammes, der vor etwa 50 Jahren aus Südwesten eingewandert ist, und auf den wir noch ausführlicher zurückkommen werden. Kleinere Waldparzellen sind hier zwischen Grasebenen eingesprengt. Nach etwa fünf Stunden Marsch kamen wir an eine ganz flache Terrainwelle, die sich von den östlichen Walégga-Bergen quer über das Thal bis zu dem, hier auch abgeflachten, westlichen Höhenzug hinüberzieht. Es ist dies die Wasserscheide zwischen den nach Süden abfliessenden Quellen des Lú und den nach Nordwesten zum Itúri gehenden Bächen, demnach ein Theil der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo.

Nördlich von dieser Terrainwelle sahen wir ein weites trockenes Savannenland vor uns, nach Westen aber war in blauer Ferne Wald sichtbar, der von einem Kegelberge überragt ward, demselben, den Stanley als Pisgah bezeichnete (von den Eingeborenen Páhe genannt).

Unser Weg wandte sich dann nach rechts, am Fuss der immer noch hohen Walégga-Berge entlang, die hier nach Osten streichen. Nach anstrengendem Marsch hatten wir das Lager des Paschas erreicht, das er am selben Platze, wie das von Stanley, am Fusse des Nsserakóme-Hügels in der Nähe des Dorfes Nyángabo, aufgeschlagen hatte. Der Häuptling des Landes Undússuma, Madsambóni, hatte ihn freundlich aufgenommen und Lebensmittel in Hülle und Fülle gebracht. Und was das Wichtigste war: einige Minuten vor meiner Ankunft war eine Abtheilung der Ssudanesen unter ihrem Führer Sselím Bey beim Pascha eingetroffen.

Damit war das vorläufige Ziel einer monatelangen Wanderung und der Wünsche des Paschas glücklich erreicht. Bis hierhin war unsere Expedition trotz aller Widerwärtigkeiten durch die Regenzeit und durch die überzähligen Lasten mit gutem Erfolge gelangt. Unsere Leute hatten sich trotz aller Anstrengungen tadellos betragen, so dass wir ihnen vollstes Vertrauen schenken konnten, namentlich waren die Soldaten in so vorzüglicher Zucht, dass wir nicht zu befürchten brauchten, es würden einige von ihnen zu ihren ssudanesischen Kameraden desertiren. Sie waren von Lieutenant Langheld während des Marsches so trefflich ausgebildet worden, dass es meine Aufgabe nur sein konnte, sie das, was sie gelernt hatten, nicht vergessen zu lassen. Bis hierhin war ein Glücksstern uns vorangegangen, in Zukunft sollte er uns leider öfters verlassen.

XVI. KAPITEL.

Die Ereignisse in der Aequatorialprovinz vom Abmarsch der Stanleyschen Expedition bis zu unserer Ankunft*)

von **Dr. Emin Pascha.**

Gleich nach Stanleys Abreise beorderte Sselím Bey einen Offizier mit 30 Mann zu Madsambóni, um von da aus womöglich mit mir in Verbindnng zu treten. Zur selben Zeit wurde ein anderer ssudanesischer Offizier mit 50 Mann direkt hinter mir her geschickt, um uns wo immer zum Warten zu veranlassen. Dieser marschirte über Mbóga nach Kiryámo, war aber nicht im Stande, sich mit mir in Verbindung zu setzen, da er sich im Kampfe mit Kabrégas Leuten verschossen, während wir den Fluss bereits überschritten hatten, und die Eingeborenen jede Auskunft verweigerten. Der Offizier kehrte deshalb um, marschirte den Ssemlíki entlang bis zum See und kehrte, dem Seeufer folgend, nach Msswá zurück. Der zu Madsambóni gesandte Offizier (Sayid Aga) blieb etwas über 2 Monate daselbst.

Während dieses Aufenthaltes brach zufällig eine den Soldaten gehörige Kuh in eine Grube, und als man diese näher untersuchte, entdeckte man die

*) Im Nachfolgenden gebe ich einen kurzen Rückblick über die Ereignisse in der Aequatorial-Provinz seit dem Abmarsch der Stanleyschen Expedition, wie er mir wörtlich von Dr. Emin Pascha in Undússuma an Ort und Stelle in die Feder diktirt wurde. Die Nachrichten sind durch genauestes Ausfragen vieler Leute seitens des Paschas gewonnen und durchaus zuverlässig. Denn wer Anders als der Pascha, der allein die nöthigen Sprach- und Ortskenntnisse besass, wäre wohl im Stande, ein sachgemässes Urtheil zu fällen? — Die Ereignisse vor Stanleys Abmarsch sind aus dessem Werk, sowie aus denen Junckers, Casatis, Jephsons und Vita Hassans bekannt. Wenn diese auch gewiss oft in ihren Aussagen nicht das Richtige trafen, so halte ich mich doch nicht für berechtigt, sie zu corrigiren, zumal ich dem Pascha nicht vorgreifen will. Oft habe ich unterwegs meinen Chef gebeten, er möge wenigstens kurz auf die Angriffe Stanleys antworten. Er sagte, »er wolle erst einmal Junckers Buch abwarten« (dasjenige Casatis kannte er auch noch nicht) »ehe er erwidere«. Hier im Innern fehlten ihm seine genauen Tagebücher; wenn er an die Küste zurückgekehrt sei, werde er diese herausgeben. Sie seien sehr ausführlich niedergeschrieben, alles sei darin bis ins Kleinste notirt, und alle Correspondenzen an Ort und Stelle eingeklebt. Diese Journale habe er in seinem Hause an der Küste gelassen. Sie sind später vom Kaiserlichen Gouvernement in Verwahrung genommen worden.

von Stanley vergrabene Munition, im Ganzen 42 Kisten: 18 mit Remington-Patronen und den Rest mit Pulver und Zündhütchen. Die Munition wurde mit Beschlag belegt und nach Kaváli transportirt, wo sich der betreffende Offizier (Sayid Aga) im Lager Stanleys niederliess und sich trotz aller an ihn ergangenen Aufforderungen weigerte, nach Norden zurückzukehren. Während dieser Zeit war Sselím Bey beschäftigt, mit Dampfern und Lifeboats Leute von Wadelái nach Túnguru resp. von Túnguru nach Kaváli zu schaffen, und hatte bereits eine Anzahl von ihnen in Túnguru concentrirt.

Schon zur Zeit als Stanley noch hier war, war der Chef der Aufrührer, Fadl-el-Múla-Aga mit seinen Anhängern von Wadelái nach Gebel Wāti gezogen und beabsichtigte sich dort niederzulassen, jedenfalls mit dem Hintergedanken, mit den in Mákraka befindlichen Mahdisten in Verbindung zu treten. In seinem Gefolge befanden sich nicht allein eine ganze Anzahl Ssudanesen und ägyptische Offiziere und Soldaten, sondern auch viele irreguläre Leute von Chartum und Dóngola, sowie mehrere Schreiber. Die Expedition war aber auf ihrem Wege noch nicht weit gekommen, als zwischen den Theilnehmern Uneinigkeiten ausbrachen, die Fadl-el-Múla-Aga veranlassten, zunächst nach Wadelái und etwas später nach Unssíri, am Rande des Lendú-Lúr-Plateaus, zu gehen. Der Aufenthalt in Wadelái wurde dazu ausgenutzt, das ganze Land zu terrorisiren. Ein Offizier wurde mit 100 Mann nach dem See beordert, um Sselím Bey und die ihm folgenden Offiziere und Leute aufzugreifen, die Dampfer zu besetzen und nach Wadelái zurückzubringen, und diejenigen Leute, die nach Süden gegangen waren, durch Drohungen zum Rückmarsch zu bewegen. Der Dampfer kehrte auch nach Wadelái zurück. Sselím Bey aber mit einigen Anhängern wurde auf einem durch dahinter liegende, steil ansteigende Felsen unzugänglichen Sandstreifen am See 17 Tage lang zunächst gefangen gehalten, dann seiner Waffen beraubt und seinem Schicksal überlassen. Es gelang ihm jedoch, mit dem bei Madsambóni etablirten Offizier in Verbindung zu treten und schliesslich bei Kaváli eine Station zu errichten, in der sich allmählich eine Anzahl Leute zusammenfand.

Zur selben Zeit hatten sich Gerüchte von dem Munitionsfund bei Madsambóni verbreitet, und kurz darauf erschien ein Offizier mit einer ziemlich grossen Anzahl Soldaten, um die Munition abzuholen. Da aber Sayid Aga die Herausgabe verweigerte, griff man zu den Waffen, und nachdem einige Leute verwundet waren, einigte man sich dahin, die Munition zu theilen und zwar so, dass fünf Kisten bei Sayid Aga blieben, während zwölf nach Norden gingen.

Bei Unssíri fand Fadl-el-Múla-Aga mit seinen Leuten bald nichts zu essen; er entwarf deshalb den Plan, mit ihnen wieder nördlich zu gehen. Mit Hülfe der Dampfer errichtete er eine Reihe kleiner Stationen längs des Flusslaufes und in Fábbo am Ostufer und besetzte diese Stationen mit den Dienern der Soldaten und Beamten, die er diesen weggenommen, den Dragomanen, die er einfach unter die Soldaten steckte, und den ihm treu gebliebenen Soldaten. Es

sollen zu jener Zeit acht kleine Stationen existirt haben, von denen eine nach der andern von den Eingeborenen wieder zerstört wurde.

Während dieser ganzen Zeit versuchte Sselím Bey Leute an sich zu ziehen, vermochte aber nur einige 40 Mann zu versammeln.

Im Lager der Aufständischen wurde merkwürdigerweise sehr viel gebetet, nur die Soldaten hielten sich davon fern. Fadl-el-Múla-Aga hatte seine Wohnung in der nördlichsten jener kleinen Stationen unweit von Dufilé genommen, und seine Soldaten waren nicht wenig überrascht, als eines Tages eine starke Abtheilung Mahdisten mit fliegenden Fahnen gegenüber der Station erschien, um deren Uebergabe zu verlangen, und als Fadl-el-Múla-Aga sich alsbald anschickte ihnen ohne weiteres zu willfahren. Die Soldaten, die damit nicht einverstanden waren, gingen trotz aller Abmahnungen der Offiziere sofort zum Angriff über, töteten eine Anzahl Mahdisten, erbeuteten ihre Waffen und vertrieben den Rest. Dann wandten sie sich gegen ihre eigenen Offiziere. Durch einen Schreiber erfuhren sie, dass Fadl-el-Múla-Aga und einige seiner Offiziere und Beamten schon seit längerer Zeit mit den Mahdisten in brieflichem Verkehr gestanden und diese eingeladen hatten zu kommen, um Land und Leute in Besitz zu nehmen. Es folgte nun ein arges Gemetzel, bei dem mehrere Offiziere, Aegypter und Ssudanesen, sowie einige Schreiber sofort getödtet wurden, während Fadl-el-Múla-Aga sich mit genauer Noth retten konnte. Unter den Getöteten sind zu erwähnen Mustáffa-Efféndi-Achmed, Mustáffa-Efféndi-el-Adjémi, Tawil-Efféndi, Kissmállah, Schech Gonnēm, der Kadi, der Kapitän des Dampfers, Mohámmed u. v. a. Das Schlimmste aber war, dass, sowie das Gerücht von dieser That sich über das Land verbreitete, alle in der Station befindlichen Soldaten sich erhoben und die unter ihnen wohnenden irregulären Mannschaften aus Chartum und Dóngola töteten, obgleich denselben kein Vorwurf zu machen war. Natürlich wurde die Gelegenheit benutzt, um zu plündern und zu rauben, und einige Beamte, wie der Magazinverwalter Auwad Effendi und einige Schreiber, wurden ihrer sämmtlichen Habe beraubt und fast gänzlich nackt auf die Strasse gestossen.

Endlich kam es dadurch zu einer gewissen Abklärung, dass Fadl-el-Múla-Aga beinahe alle seine Anhänger verlor, so dass die Stationen im Norden sofort wieder aufgegeben, Fadl-el-Múla-Aga zum Rückzug nach Süd gezwungen und, als er in der Nähe von Wadelái angekommen war, von den meisten Leuten und Offizieren verlassen wurde. Er soll sich mit dem Rest auf einer im Fluss gelegenen Insel etwas südlich von Wadelái niedergelassen haben und in seinem Gefolge etwa 70—80 Leute und Offiziere zählen. Der Rest der Soldaten mit den zugehörigen Offizieren zog bei Wadelái über den Fluss nach West, bei welcher Gelegenheit 25 Kisten Munition durch Kentern der Negerboote verloren gingen. Der Dampfer »Nyánza« war schon einige Zeit vorher bei einer Fahrt nach den nördlichen Stationen in der Nähe von Bóra untergegangen; der »Khedive« hielt sich immer noch bei Wadelái und ist erst etwa fünf Monate vorher im See nahe Nyamssánssi untergegangen, angeblich weil Maschinist und Kapitän

getötet worden waren, und kein Mensch im Stande war, die nöthigen Reparaturen auszuführen.*) Die beiden Lifeboats und das Stanleysche Boot »Advance« wurde von den Aufrührern bei Wadelái versenkt, ebenso wie Geschütze und sämmtliches Elfenbein, das auf den Stationen Wadelái, Túnguru und Msswá aufgespeichert war. 120 Elephantenzähne, die Sselím Bey in Nssábe ausgeschifft hatte, wurden ebenfalls sequestriert und in die See geworfen. In Wadelái selbst blieb ein gewisser Sayid Aga mit circa 15 Soldaten und erklärte, das er sich nicht vom Fleck rühren werde. Die anderen Offiziere mit ihren Soldaten beabsichtigten über das Lúr-Plateau gegen Kavális zu marschiren und dort zu Sselím Bey zu stossen, und sandten vorher den ssudanesischen Offizier Rihán-Aga-Hammed-en-Nil mit einigen Soldaten und Munitionen längs des Seeufers nach Süd mit dem Auftrag, Sselím Bey auf ihr Kommen vorzubereiten. Rihán Aga kam auch glücklich an und händigte Sselím Bey eine ziemlich bedeutende Quantität Munition ein; wie es hiess, an 10000 Patronen.

Da seine Leute mit Remington-Gewehren bewaffnet waren, kamen sie natürlich Sselím Bey für die Station sehr erwünscht. Diese selbst hatte er mit einem Graben und Wall umgeben lassen, nicht um sie vor Angriffen der Eingeborenen, sondern vor den Leuten Fadl-el-Múla-Agas zu schützen.

Zur Zeit, da wir alles dies erfuhren (Ende Juli 1891), war die Sachlage etwa folgende: Auf Gimóros Insel nahe Wadelái sitzt Fadl-el-Múla-Aga. Bei ihm sind als Hauptberather Achmed-Aga Dinkaui nebst Mohammed Effendi el Adjimi (Aegypter, ein Erztaugenichts) und als der schlimmste von Allen Ssābri Effendi, sein Schreiber; ausserdem noch einige seiner Offiziere und etwa 70—80 Soldaten, meist Dinka und Shilluk. In Wadelái wohnt Sayid-Aga-abd-es-Ssīd mit seinen 2—3 ssudanesischen Offizieren und 15—20 Mann. Die von Fadl-el-Múla-Aga abgefallenen Offiziere und Soldaten haben das Plateau erstiegen, scheinen jedoch daselbst so viel zu essen und zu trinken gefunden zu haben, dass sie sich dort häuslich niederliessen, wenigstens war seit eineinhalb Monaten nichts von ihnen zu erfahren.**) Die Stationen Túnguru und Msswá sind anscheinend völlig aufgegeben. (? Vergl. Kap. 25.) Als Chef der auf dem Plateau marschirenden Soldaten und Offiziere soll Belāl-Aga-Dinkaui walten, mit ihm Férradj-Aga-Adjók, Murdján-Aga-Bachíd und noch einige andere der weniger gemässigten Offiziere, während die richtige Räuberfraktion durch Djadēn-Aga, den Schreiber Achmed-Effendi-Mohammed und einige Andere dort vertreten ist. Der Chef des gesammten Rechnungswesens der Provinz ist gestorben, sein Stellvertreter Ismael-Effendi ist getödtet worden. Die Station bei Kaváli ist vor nicht gar zu langer Zeit zwei Stunden nach Süd-West von Kavális früherem Dorf, wo Stanley lagerte, verlegt worden, und zwar nicht weit von Mpíngas Dorf. Sie ist von Wall und Graben umgeben, ziemlich geräumig, und zählt 140 waffenfähige Männer, wovon 70 mit

*) Vergl. weiter unten, wo wir hörten, dass der »Khedive« absichtlich zerstört wurde.

**) Sie sind dann im September 1891 zu Sselím Bey gestossen und mit Capt. Lugard abmarschirt.

Remingtongewehren und 28 mit Vorderladern bewaffnet sind, zu welch' letzteren jedoch die Zündhütchen fehlen. Ausserdem existirt noch die früher in Msswá befindliche, sehr kleine Kanone. Die der Station gehörigen Heerden sind durch die hier überall im Lande herrschende Seuche völlig aufgerieben worden, und ausser Sorghum und Mais scheint es dort kaum etwas zu essen zu geben. Die Saaten von Baumwolle sollen der Kälte halber (auf der Höhe des Plateaus) nicht gedeihen, weshalb die Leute meist mit Fellen bekleidet sind. Nur die zuletzt mit Rihán-Aga von Norden gekommene Mannschaft hat einige Stoffe mitgebracht. Von den vielen Handwerkern, die früher existirten, sind die meisten als Chartumleute getödtet worden, und gegenwärtig nur noch einige Weber, Schuhmacher, Klempner und Maurer vorhanden. Die Station wird von Sselím-Bey-Mattr befehligt, unter dessen Kommando die ssudanesischen Offiziere Bachíd-Aga-Bergút, Rihán-Aga-Hammed-en-Nil, Sayid-Aga-el-Tshóli (ein alter Mann), Ferradjálla-Aga-Dinkaui, Rihán-Aga-Raschid (derselbe, der nach dem Ssemlíki marschirte, die alte Ordonnanz von Emin) und einige Andere stehen. Es ist nämlich hier ergötzlicher Weise Sitte geworden, dass die Offiziere sich gegenseitig selbst befördern, und so existiren augenblicklich in der Station dreimal so viel Offiziere als Soldaten. Von ägyptischen Offizieren sind vorhanden Mohámmed-Aga-Massáud (brauchbar), Mohámmed-Aga-Abdu (Kanonier), der Schreiber Mohámmed-Effendi-Síver (ein Tsherkesse), der Schreiber Afífi-Effendi-Shémssi und der Magazinverwalter Auwad-Effendi-Abdallah (Kopte). Unmittelbar nach Stanleys Abmarsch, während Sselím Bey noch in der Station am See zögerte und sich zwanzig Tage lang zu seinem Amüsement mit Pombe betrank, waren die Warassúra Kabrégas am Ostufer des Flusses in unmittelbarer Nähe von Wadelái erschienen, hatten aber keinen Angriff versucht, sondern nur die am Flussufer wohnhaften Eingeborenen dazu veranlasst, ihre Dörfer aufzugeben und sich ins Binnenland zu den Shúli, theilweise aber auch über den Sommersetfluss nach Magúngo zurückzuziehen. Als nun etwas später nach Rückkehr Fadl-el-Múla-Agas nach Wadelái die Erpressungen und Bedrückungen der Eingeborenen durch die Ssudanesen immer ärger wurden, zogen auch die am Westufer des Flusses angesiedelten Eingeborenen über den Fluss herüber und verliessen ihre Dörfer, so dass heute auf der Strecke zwischen Túnguru und Wadelái die Distrikte Fanyimóro, Fanígoro, Farrokétto, Fabóngo und Fokwátsh Wildniss geworden sind. Chef Wadelái selbst ist nach West verzogen. Sayid-Aga-Abd-es-Ssīd hat sich eine Zeit lang in Wadeláis Ort gehalten, dann aber die Station aufgegeben und wohnt gegenwärtig etwas weiter südlich auf der früher von Gimóro (Wadeláis Bruder) bewohnten Insel, auf die jetzt auch Fadl-el-Múla-Aga mit seinen Anhängern sich zurückgezogen hat. Es soll äusserst schwierig sein, den nöthigen Unterhalt für die Leute zu finden, weil die Neger ihnen sehr feindlich sind und in weitem Umkreis das Land geräumt haben.

Etwa zwei Monate vor unserer Zeit waren dann die Warassúra Kabrégas bei Meschra-et-Tór (d. h. Ochsenplatz) über den Fluss gegangen und von dort

bis zur Station Wadelái selbst vorgestossen, in der sie eine ganze Anzahl Elephantenzähne und einiges Geräth herrenlos auffanden und sich aneigneten. Alles übrige Elfenbein, über das man sich in Europa so aufgeregt hat, war theilweise vertheilt, um davon Löffel, Becher, Armringe etc. zu machen, der Rest in den Fluss geworfen oder verbrannt. Im Ganzen beträgt der Verlust an Elfenbein ca. 3000 Centner nach unserm Gewicht.

Sämmtliche in Túnguru und Msswá aufgespeicherten Vorräthe, Elfenbein und anderes, sind verschwunden; der Chef des Distriktes Túnguru, Atrikénde, hat sich mit seinen Leuten nach Unyóro geflüchtet; der Chef von Msswá, Umma, ist nur deshalb geblieben, weil Kabrégas Leute ihn stützen. Die Eingeborenen auf der Strecke von Msswá bis nach Nssábe haben sich allenthalben weiter in die Berge gezogen und machen die Strasse unsicher.

Es steht jetzt auch fest, dass der Dampfer »Khedive« im Auftrage Fadl-el-Múla-Agas leck gemacht und versenkt worden ist, um die Kommunikation mit dem Süden zu verhindern, während der »Nyánsa« zu morsch geworden war, um fernere Dienste zu leisten.

Vor vier Monaten wurde von der bei Kaváli etablirten Station aus eine Razzia längs der Berge hin nach Norden organisirt, zu der 23 Mann, Offiziere und Soldaten, und etwa 50 bewaffnete und unbewaffnete Diener und andere Leute ausgesandt wurden. Die Leute waren mit 17 Remingtongewehren und einer Anzahl Vorderladern bewaffnet, zu denen jedoch jegliche Zündhütchen fehlten. Die Razzia verlief günstig, als aber die Leute beim Rückmarsch damit beschäftigt waren, die Rinder durch ein Sumpfgewässer zu treiben, erschien plötzlich eine grosse Anzahl Neger von der Seite her mit dem Vorgeben, sie seien von Kaváli geschickt, um treiben zu helfen. Ohne sich irgendwie über diese Angabe zu erkundigen, gestattete man ihnen, sich unter die Leute zu mischen. Die Ankömmlinge gingen jedoch sofort zum Angriff über, an dem sich noch eine Menge von der anderen Seite her auftauchende Neger betheiligten, und so wurde die ganze Abtheilung aufgerieben. Nur drei mit Remingtongewehren bewaffnete Soldaten gelangten nach der Station zurück, während 20 Soldaten und 44 Diener getötet wurden, und mit ihnen 14 Remingtongewehre und eine Anzahl Vorderlader verloren gingen.

Seit jener Zeit hat das Aussenden von Razzias aufgehört. Die Station scheint übrigens von den umwohnenden Eingeborenen nur geduldet zu sein; viele der benachbarten Häuptlinge kommen überhaupt nicht dahin, während diejenigen, die kommen, keinerlei bestimmte Leistungen übernommen haben. Es war daher zu fürchten, dass in diesem Jahre, wo die Saaten durch Fehlen des Regens missrathen waren, und Seuchen den Viehstand zerstört hatten, einfach der Hunger die Leute decimiren würde. Ueberdies waren schon zweimal die Blattern unter ihnen ausgebrochen und hatten sehr viele Opfer gefordert, und noch jetzt ist der Gesundheitszustand durchaus kein befriedigender.

XVII. KAPITEL.

Im Lager von Undússuma, Verhandlungen mit den Ssudanesen.

(Stellenweise nach dem Diktat **Emin Paschas.**)

Wie erwähnt, hatten wir unser Lager am Fusse eines kleinen Berges aufgeschlagen. Dieser bildet einen der vielen einzelnen Rundhügel, die dem Nordabhange der Walégga-Berge vorgelagert sind. Eine leicht wellige Ebene fällt nach Norden zu einer flachen Thalmulde ab, worin der von Osten kommende Duki-Fluss dem Itúri zuströmt. Er kommt von dem hohen Plateaurande des Albert-Sees. Gerade so wie im Westen des Victoria-Nyansa, so sendet auch hier das Hochland seine Wassermassen nach Westen, während dem See selbst nur während der Regenzeit winzige, periodische Wasserläufe zugehen.*) Jenseits des Dukithales erblickt man im Norden die Fortsetzung des südlich gelegenen Walégga-Hochlandes, dem auch dort isolirte Berge vorgelagert sind. Eine Reihe von Bächen verstärkt von links und rechts den Fluss; einer der bedeutendsten darunter, der Taráro, strömte dicht unter unserem Lager über Felsen dahin. Nach Westen hin eröffnet sich ein weiter Blick bis an den fernen Urwald, aus dem der »Pisgah«-Berg hervorragte.

Das Gestein der Umgegend ist granitisch, hier und da sieht man etwas dichtes, Eisenkies führendes, theilweise serpentinisches Hornblende-Gestein. Steigt man den Hügel hinauf und arbeitet sich durch schneidendes Gras und Akaziengestrüpp hindurch, so sieht man von der Spitze aus die weite Landschaft mit gelblich welkem Grase bedeckt; nur in den von Bächen ausgewaschenen Thalschluchten der nahen Waléggaberge zeigen sich schmale Streifen Waldes, in denen nach Aussagen der Eingeborenen bisweilen Elephanten vorkommen sollen. Durch die eintönig graue Ebene schlängeln sich eine Anzahl grüner Buschbestände, die den Lauf der Bäche begleiten. Um die kegelförmigen Hütten der Neger

*) Ueberall an den grossen Bruchspalten, hier, am Rothen Meer, im Mãssai-Land u. s. w. zeigt es sich, dass die Bruchränder aufgewulstet und höher als das Binnenplateau sind. Es muss dies wohl mit den veränderten Spannungsverhältnissen bei Entstehung des Bruches zusammenhängen. Die Aufwulstung erklärt die Hydrographie des Landes.

gruppiren sich Bananenpflanzungen, die durch ihr helles Grün wohlthuend von der tristen Umgebung abstechen. Die Berge selbst sind mit Gras bewachsen, in dem an verschiedenen Stellen das absichtlich angelegte Feuer gewüthet und schwarze, verkohlte Flächen hinterlassen hat.

Das Land, in dem wir uns aufhalten, heisst Undússuma. Der hier gebietende Häuptling Madsambóni empfing uns zuerst etwas kühl, leistete uns aber im Verlauf des Aufenthaltes viele Dienste, ebenso wie seine Brüder, die Zwillinge Kato und Ssíngoma.*) Undússuma ist eines der verschiedenen kleinen Länder der Wáwiravölker, über deren Eigenartigkeit später noch genaueres zu berichten sein wird. (Kap. 18.) Hier sei nur vorläufig erwähnt, dass aus Westen gekommene Völkerschaften die ursprünglich hier ansässigen Lendú-Walégga in die Berge zurück getrieben haben. Andere Völker, die zum Unyóro-Stamme gehören, kamen über den Albert-See vom Osten herüber und vermischten sich mit den am weitesten nach Osten vorgedrungenen Wáwira. Die Häuptlinge der Stämme am Albert-See gehören durchweg der Wahúma-Rasse an, so Katónsi und Nsságara unten am See, Kaváli und Mélindwa oben auf dem Plateau.**) In Undússuma speziell hat eine Vermischung der Wáwira mit vor Zeiten hierher gelangten Wagandafamilien stattgefunden. So kommt es, dass gerade hier die Leute ihre Wáwira-Sitten etwas weniger bewahrt haben.

Die Bevölkerung treibt einen ausgedehnten Ackerbau und trieb früher auch reiche Viehzucht. Einige Monate vorher aber hatte hier, wie in vielen der vorher von uns durchzogenen Gebiete eine Seuche alles Rindvieh in kurzer Zeit vernichtet.***) Dies war der Grund, dass Madsambóni uns nur wenige Ochsen zum Geschenk machen konnte. Desto mehr Feldfrüchte gab es, von denen täglich ein ganzer Zug seiner Leute grosse Vorräthe heranbrachte. (Tafel XIV.) Wenn eine grössere Menge beisammen war, so vertheilten wir sie als Extra-Ration an unsere Leute, die sonst für die erhaltenen Perlen und Baumwollenstoffe ihr Essen selbst einkaufen mussten. Ueber Madsambóni ist zu bemerken, dass er ein gedrungen gebauter Neger mit gutmüthigen, breiten Zügen war, dessen Kopf mit zahlreichen langen, gedrehten Hängelocken geschmückt zu sein pflegte. (Abb. 92.)

---

*) In der Unyóro-Sprache wird von Zwillingen der erstgeborene stets Káto, der nachgeborene Ssíngoma genannt (vergl. Kap. 25).

**) Katónsi, Kaváli und Melíndwa sind in historischer Zeit über den See von Unyóro gekommen und haben sich in den Gegenden südwestlich vom Albert-See angesiedelt. Sie haben die Herrschaft über die dortigen Walégga-Lendú-Stämme bekommen und diesen grösstentheils ihre Sprache aufgedrängt. Auch weiter im Lande bei den Wáwira-Häuptlingen Mpígwa, Madsambóni, Nssíri (Unssíri) und andern, hat sich vielfach das Kinyóro als Landessprache eingebürgert, so dass wir uns dort leicht verständlich machen konnten. Die eigentliche Sprache dort zu Lande weicht vom Kinyóro sehr erheblich ab.

***) In diesem Gebiete speziell hat die Seuche bei Melíndwa angefangen, wohin sie von Unyóro aus eingeschleppt wurde. Wenn auch dieses Viehsterben im ganzen äquatorialen Ostafrika von Mossambik herauf bis zum Ssómaliland, von der Küste aus bis an die Grenze der Waldregion sich ausdehnte, so scheint doch die Natur der Seuche nicht überall dieselbe gewesen zu sein. Hier speziell wurden die Thiere plötzlich schwach, frassen nichts mehr, magerten rapide ab und waren

Gleich am Tage nach unserer Ankunft herrschte im Lager rege Thätigkeit. Ein grosser Platz wurde gereinigt und auf ihm eine Anzahl geräumiger Strohhütten als Magazine für die Lasten erbaut; ferner für uns Europäer je eine runde Hütte zum Schlafen und eine viereckige zum Arbeiten, ein Schutzdach für das Geschütz, ein grosses schirmartiges Gebäude zur Aufstellung der meteorologischen Instrumente, eine Hütte für die Wachen und anderes mehr (vergl. Tafel XXII). Das Ganze wurde neugierigen Blicken durch einen viereckigen, ringsherum geführten Zaun entzogen. Am Fusse des Hügels bauten unsere Leute im Laufe der Zeit ein grosses Hüttenlager, das von der Höhe aus wie ein bedeutendes Eingeborenen-Dorf aussah. In der Nähe reinigten wir einen Platz, auf dem täglich die Soldaten unter meiner Leitung exercirten. Es war nöthig, in Anbetracht der in der Nähe angesiedelten Ssudanesen, eine möglichst straffe Disziplin aufrecht zu erhalten, damit nicht etwa unsere Leute den Verlockungen nachgaben, die das freie ungebundene Leben dieser Ssudanesen ihnen bot.

Während unseres Aufenthaltes wurden natürlich auch die naturwissenschaftlichen Arbeiten nicht vernachlässigt, soweit es die Umstände zuliessen.

Ueber das was sich während unseres Aufenthaltes hier begab, will ich im Folgenden chronologisch nach den an Ort und Stelle aufgenommenen Tagebuchnotizen berichten.

21. Juli 1891. Gleich bei seiner Ankunft erfuhr der Pascha eine höchst unangenehme Enttäuschung. Er wusste, dass an dem Platz, wo seiner Zeit Lieutenant Stairs Hütte in der Nähe eines kleinen Erythrinabaumes gestanden hatte, am 7. Mai 1889 auf Befehl Stanleys grössere Mengen von Munition vergraben worden waren, und hatte gehofft, diese dort noch aufzufinden. Sie waren jedoch, wie das vorige Kapitel ergiebt, durch einen Zufall von den Ssudanesen bereits entdeckt und weggeführt worden. Der Pascha äusserte sich sehr ungehalten über Stanley, dass er diese Munition, die er auf Befehl des Khedive ihm hätte überbringen sollen, vergraben habe, anstatt sie ihm auszuliefern oder doch denjenigen Leuten zu überlassen, die durch seinen raschen Abmarsch verhindert wurden, rechtzeitig bei der Expedition einzutreffen. Dieses Eingraben wurde damals in der Nacht heimlich vorgenommen, und nur durch einen Zufall bekam

---

wenige Tage nach den ersten Symptomen Leichen. Bei der Section zeigte sich immer, dass in der Leber käsige Knoten bis zu Faustgrösse vorhanden waren, die oft die ganze Substanz dieses Organs durchsetzten. Ausserdem war meistens eine Lungenaffektion mit serösem Exsudat bemerkbar. Aehnlich waren die Erscheinungen in Pangani, Dezember 1889, als das Sterben zuerst um sich griff. Am Südende des Victoria-Sees scheinen nach den Aussagen von Pater Schynse mehr fiebrige Zustände vorgeherrscht zu haben, so dass es ihm möglich war, durch Chinin einige Thiere zu retten. In Dar-es-Ssalâm starben im Anfang die Thiere an einer von starken Durchfällen begleiteten Darmerkrankung. An den meisten Punkten sind 98—99 % aller Thiere zu Grunde gegangen. In Urundi, Ussukúma, Umbúgwe und auch auf der Insel Mafía wurden bis jetzt noch viele verschont. Menschen sind durch die Krankheit nie angesteckt worden, trotz des Genusses von Fleisch gefallener Thiere. Wohl aber sind fast sämmtliche Büffel, sowie viele Antilopen und Giraffen der Krankheit gleichfalls zum Opfer gefallen.

der Pascha davon Kenntniss, sagte jedoch nichts, um sich nicht noch mehr Unannehmlichkeiten zuzuziehen.*)

Bei meiner Ankunft war, wie erwähnt, gerade eine Anzahl von Ssudanesen im Lager beim Pascha eingetroffen. Bevor sie bei uns einrückten, hatte ihr Führer Sselím Bey einen Zettel an den Pascha geschrieben und um Erlaubniss gebeten, das Lager betreten zu dürfen. Nachdem diese ertheilt worden, marschirten etwa 40 Mann auf und präsentirten, als der Führer dem Pascha seine Meldung machte. Sselím Bey selbst ist ein etwa 60 Jahre alter, pechschwarzer Neger von enorm dickem, aufgedunsenem Körper mit rundem gutmüthigem Gesicht, dem man auf dem ersten Blick ansehen konnte, dass er zu keiner irgendwie leitenden Stellung berufen sei. Energielosigkeit und Sinnlichkeit sprachen aus seinen Zügen. Man merkte, dass er lieber bei seinem Bierkrug sass oder sich von den Frauen im Hause vortanzen liess, als irgend welche Entschlüsse zu fassen und auszuführen. Er war äusserst willensschwach und liess sich von Intriganten jeder Art beherrschen und leiten. Als Chef der Soldaten, als Kaimakám (Oberst-Lieutenant) und Bey stellte er sich in einem sehr merkwürdigen Anzuge vor. Seine etwas ergrauten, kurz gehaltenen Haare waren von einem leidlich neuen türkischen Fes bedeckt. Der Körper steckte in schiefergrauem Ueberzieher mit Sammetkragen. Die weiten weissen Beinkleider waren bedeutend zu kurz und liessen die in Pantoffeln steckenden Strümpfe sehen. Die beiden andern Offiziere, Majore von Rang, Rihán-Aga-Hammed-en-Nil und Sayid Aga waren mit verschossenen Militärröcken verschiedenen Schnittes bekleidet, und jeder mit einem alten Säbel bewaffnet. Rihán-Aga hatte ein dickes Rhinocerosgesicht mit grossen eingeschnittenen Narben, Sayid Aga war ein steinaltes krummes Männchen.

Auffallend war es, dass fast alle Soldaten seit dem Abzuge des Paschas avancirt waren. Um irgend einen Stellvertreter nach seinem Abmarsch in der Aequatorialprovinz zu lassen, hatte der Pascha diesen Sselím zum Militärkommandanten und Oberst-Lieutenant befördert. Bei seiner geringen Autorität wurden ihm jedoch offenbar von seinen Offizieren manche Schwierigkeiten bereitet, so dass er sie sich nur durch fortwährende Beförderungen gewogen halten konnte; ja, es schien, dass manche Leute sich sogar selbst befördert hatten. Infolgedessen gab es massenhaft Majore, darunter sogar den Civilbeamten und früheren Magazinverwalter Auwad-Effendi.

Die Offiziere, mit denen wir uns unterhielten, waren sehr gedrückter Stimmung. Der Pascha zeigte sich ihnen gegenüber kühl und sagte ihnen, er sei nicht ihretwegen gekommen, sondern habe andere Aufgaben und würde bald weiter ziehen. Wer mit wolle, solle sich ihm anschliessen; sie wüssten selbst, dass sie schon einmal schlechte Erfahrungen mit dem Zögern gemacht hätten.

*) Trotz dieser Heimlichkeit, deren Stanley in seinem Buche Erwähnung thut, konnte er nicht unterlassen hinzuzufügen, dass er die Munition dort deponirt habe, um etwa nachrückenden Ssudanesen die Möglichkeit zu geben, sich zu vertheidigen.

Zur Erklärung des ganzen Verhaltens des Paschas möge Folgendes dienen: Der Pascha war sich von vorn herein klar, dass er den Leuten nur die volle Wahrheit sagen durfte. Damit sie ihn nicht später beim Wort nähmen, wenn er jetzt irgend welche Versprechungen machte, sagte er ihnen ganz offen, er sei nicht mehr Beamter der ägyptischen Regierung und habe keinen Auftrag, die Leute zu holen. Sie wüssten selbst, dass sie nach dem ihnen früher vorgelesenen Briefe Nubār-Paschas, des Premierministers von Aegypten, von dort nichts mehr zu erwarten hätten, weil sie nicht mit der Stanleyschen Expedition abmarschirt seien. Er könne ihnen aber in Aussicht stellen, ohne es mit voller Sicherheit zu versprechen, dass sie in deutschen Diensten Anstellung finden würden. Ich selbst war der Meinung, dass man die Leute auf deutschem Gebiete gerne sehen würde; der Pascha aber meinte, er könne es nicht verantworten, ihnen irgend welche Aussichten zu machen, weil er nicht die volle Gewissheit habe, diese erfüllen zu können. Der Pascha drängte von Anfang an zum Marsch nach Westen, weil er etwas Grossartiges leisten wollte. Er sagte den Leuten: Er sei aus alter Freundschaft für die Ssudanesen, mit denen er lange zusammen gelebt habe, in ihrer Nähe vorbei gekommen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich ihrer jetzigen bedrängten Lage zu entziehen. Da er überzeugt sei, dass in absehbarer Zeit keine andere Expedition hier eintreffen werde, so glaube er, dass die Ssudanesen sich ihm gerne anschliessen würden. Wenigstens die guten Leute würden ihm folgen, die schlechten, unbrauchbaren aber wünsche er nicht. — Als dann später die Ssudanesen sich bereit erklärten, uns auf deutsches Gebiet zu begleiten, blieb er aus Konsequenz bei seinem ersten Entschluss, nach Westen zu gehen. Es war überhaupt seine Eigenheit, alle einmal gefassten Entschlüsse bis zu Ende durchzuführen, selbst wenn ihm Nachtheil daraus erwachsen würde. Den Ssudanesen



Abb. 92. Madsambóni, Häuptling von Undússuma, gestorben im Januar 1892.

gegenüber benahm er sich deshalb so auffallend kühl, da er sich von den Leuten bitten lassen wollte, sie mitzunehmen, damit sie nicht nachher irgend welche Ansprüche an ihn stellen könnten, die er dann zu befriedigen nicht im Stande gewesen wäre. Er war zu ehrlich und offen. Wenn er ihnen irgend etwas vorgespiegelt oder auch nur seine eigentlichen Absichten verheimlicht hätte, so wären sie weit bereitwilliger gewesen, ihm zu folgen.

Manches Wissenswerthe erfuhren wir von den Ankömmlingen. Wie toll es dort zugegangen war, besonders in der Zeit, wo der Chef der Aufrührer, Fadl-el-Múla-Aga, an der Spitze stand, mag Folgendes zeigen: Bei den ersten Mahdisten-Gefechten war auch ein kleiner Junge aus dem Tross der Derwische gefangen worden, den die Soldaten tödten wollten. Sselím Bey verhinderte dies und nahm ihn in sein Haus. Als später die Unruhen ausbrachen, confiscirte Fadl-el-Múla-Aga diesen Jungen und setzte ihn zum — Oberpriester ein! Er musste vorbeten und andere religiöse Handlungen verrichten, da er die Gebräuche der Mahdisten kannte. Im Lager ging es damals ganz mahdistisch zu. Es wurde sehr viel gebetet; wer Bier und Schnaps trank oder Tabak rauchte, wurde bestraft, ebenso wer nicht an den regelmässigen Gebeten theilnahm; und zwar wurden alle Strafen immer in altarabischer Weise mit einem Knotenriemen vollzogen. Im Anfang soll Fadl-el-Múla-Aga eine kurze Zeit hindurch Reue über seine Meuterei gegen den Pascha gezeigt haben. Er rief mehrere Offiziere in Wadelái zusammen und sagte ihnen, es thue ihm leid, dass es so weit gekommen sei; er wolle versuchen, den Pascha einzuholen. Einige von ihnen hätten ihn daraufhin einen Verräther genannt; alsbald habe er seinen Antrag zurückgezogen, und von dem Augenblick an habe seine Tyrannei und sein Bestreben, mit den Mahdisten anzuknüpfen, begonnen. Als später nach den Gefechten um Duffilé diese Beziehungen zu den Mahdisten bekannt wurden, und die Soldaten die daran betheiligten Offiziere erschlugen, wurde auch der vorhin erwähnte Junge getödtet. Die grosse werthvolle Vogelsammlung des Paschas wurde als »abgöttisches Zeug« verbrannt, das im Korán verboten sei, ebenso wurden Junckers bedeutende Sammlungen zerstört.

Nach langem Zögern und Unterredungen unter den Ssudanesen kam es am nächsten Tage zu einer Erklärung. Sselím Bey erschien mit den andern beiden Offizieren beim Pascha, um ihn zu bitten, ihnen die Lage der Dinge auseinander zu setzen. Der Pascha erklärte ihnen nochmals klar und bündig, dass er weder von der ägyptischen, noch von einer anderen Regierung gesandt sei, ihnen zu helfen. Er stehe in deutschen Diensten und sei nur auf einer Reise hier vorüber gekommen, um seine alten Leute wieder zu sehen und von ihnen Nachrichten über sein früheres Land zu erhalten. Dass sie von Aegypten nichts zu erwarten hätten, sei ihnen bekannt. Sogar die mit Stanley abmarschirten Offiziere seien entlassen, nachdem sie abgelohnt. Die zurückgebliebenen aber hätten nicht einmal ihr vollständiges Gehalt zu beanspruchen, da sie damals dem Befehl ihrer Regierung nicht Folge geleistet hätten. Wenn sie vermutheten, dass noch eine *22. Juli.*

Karawane ihretwegen hierher käme, so seien sie im Irrthum. Sobald er abmarschire, seien sie auf sich selbst angewiesen, und was das heissen wolle, hätten sie ja in den vergangenen zwei Jahren erfahren. Er selbst aber könne seine Reise nicht länger unterbrechen, da seine Leute täglich Gehalt und Nahrung zu beanspruchen hätten. Auch die mitgebrachten Waaren seien nicht dazu da, um Leuten, die thatenlos hier im Lande umherlungerten, geschenkt zu werden. Somit gebe es für sie, die Ssudanesen nur drei Wege, da sie wohl selbst eingesehen hätten, dass sie hier im Lande auf die Dauer nicht bleiben könnten. Sie müssten entweder sich durch Unyóro durchschlagen, um nach Ugánda zu den Engländern zu gelangen, woselbst ihr früherer Kamerad Schúkri-Aga sich befände, oder sie könnten versuchen, auf dem Wege, den wir gekommen seien, die Küste zu erreichen; aber einmal sei der Weg schwer zu finden und weit, und dann könnten sie bis Karágwe sich vielleicht auf Kosten der Eingeborenen ernähren, von dort aber führe der Weg durch deutsches Land, woselbst Räubereien nicht gestattet seien, vielmehr müssten sie dort bis zur Ankunft an der Küste ihr Essen mit Perlen oder Stoffen kaufen. Endlich könnten sie sich uns anschliessen. Wenn auch ihm selbst nicht gerade viel an ihrer Begleitung gelegen sei, da er nur Mühe davon habe, so sei er doch früher ihr Vorgesetzter gewesen und ihnen noch immer gewogen, so dass er bereit sei, sie mitzunehmen. Er werde sie unterwegs ebenso behandeln, wie seine eigenen Leute, und mit ihnen theilen, was die Expedition besitze, da sie ja dann auch zur Sicherheit unserer Karawane beitrügen. Er müsse aber von vornherein bemerken, dass sie von dem Augenblick an, da sie in unser Lager einträten, unter strenger Lagerordnung und Disziplin ständen. Zustände, wie die jetzt bei ihnen herrschenden, gebe es bei uns nicht. Keiner von ihren eigenen Offizieren sei im Stande die Leute zusammen zu halten, das hätten die Ereignisse gezeigt. Sobald sie also im Lager wären, hätten sie seinen Befehlen nachzukommen, und wenn irgend Jemand sich weigere, dies zu thun, so werde er ohne Weiteres wegen Widersetzlichkeit erschossen. Wenn sie also mit uns gehen wollten, so sollten sie sich bald entschliessen, da wir in circa 14 Tagen unseren Weg nach Nordwesten fostsetzen würden.

Sselím Bey fragte darauf: »Wirst Du auf Stanleys Weg weiter gehen?« Der Pascha: »Nein«. Sselím: »Welchen Weg nimmst Du denn?« Pascha: »Das weiss ich noch nicht. Ich muss erst an Ort und Stelle je nach den Umständen meine Entscheidung treffen«. Sselím: »Wohin willst Du uns dann bringen?« Pascha: »Ihr müsst gehen, wohin ich euch führe. Wo ich leben kann, da könnt ihr auch leben. Ich muss den Weg suchen, und ihr müsst mir folgen. Träger zum Fortschaffen eurer Sachen kann ich euch keinen einzigen geben. Ich will versuchen, nach dem euch bekannten Lande Gúrguru*) zu gelangen. Vielleicht werden wir dort einige der Leute in dem reichen Lande ansiedeln, wahrscheinlich

*) Gúrguru ist der Ssudanesen-Ausdruck für das Land Mangbáttu. Es soll abgeleitet sein von einem Ssudan-arabischen Wort, das »Ausschnitt« bedeutet, da die Einwohner dieses Landes die Eigenschaft haben, aus dem inneren Theil der Ohrmuschel ein grosses Stück herauszuschneiden.

aber weiter nach Westen gehen, in die ja auch Vielen von euch bekannten Haussa- und Bórnu-Länder. Den Weg nach der Küste zurück werde ich nicht zum zweiten Mal machen, nachdem ich mich einmal für den Weitermarsch entschieden habe«.

Der Erste, der eine Antwort gab, war der alte Sayid-Aga, derselbe, der schon eine ganze Zeit lang hier bei Madsambóni und Kaváli gelebt hatte und der eigentliche Begründer der jetzigen Ssudanesen-Niederlassung war. Er sagte: »Wo Du hingehst, dahin gehe ich auch, und wo Du stirbst, da sterbe ich auch«. Sselím Bey erklärte sich daraufhin ebenfalls bereit, zu reisen, und sagte: Er und seine Leute seien verlassen, der Pascha müsse ihnen helfen, auch wenn er nicht eigens zu diesem Zwecke gekommen sei. Er sei doch ihr Vater und habe seit Jahren für sie gesorgt.

Rihán-Aga sagte zuerst nichts, als aber Alle aufstanden, meinte er: »Nun, wenn wir gehen, so werden auch noch manche Andere folgen.«

Diese erste Auseinandersetzung schien demnach ein ziemlich befriedigendes Resultat zu haben. Namentlich imponirte es unsern Gästen, als wir Nachmittags unsere in tadellos saubere Karkey-Uniformen gekleideten Soldaten exerziren liessen. Solche Gewehrgriffe und Bewegungen hatten sie noch nicht gesehen. Als wir schliesslich ein kleines Gefechtsbild machten und mit aufgepflanztem Seitengewehr und Hurrah stürmten, meinten die alten Ssudanesen, man sehe doch, dass das keine Spielerei, sondern eine Vorübung für den richtigen Krieg sei.

Am Abend wurden den drei Offizieren kleine Geschenke*) für ihre Frauen gemacht, weil sie uns geklagt hatten, dass Baumwollenstoffe bei ihnen eine grosse Seltenheit seien. Da wir lange Zeit nur von Negernahrung gelebt hatten, und der Pascha wusste, dass zu seiner Zeit sämmtliche Offiziere der Aequatorialprovinz alle möglichen Gemüse nach seiner Anleitung gebaut hatten, so fragte er, ob nicht etwas derartiges bei ihnen zu kaufen sei. Sie versprachen, ihr Möglichstes zu thun, aber aus ihren Redensarten ging hervor, dass sie selbst ausser Sorghum und Mais nicht viel zu essen hatten. Auf dem Plateau wachse nichts, unten am See hätten sie allerdings einiges an Pflanzen; aber die Zwiebeln und Erdnüsse**)

---

*) Nach den Berichten von Capt. Lugard soll der Pascha die Ssudanesen durch grosse Geschenke für seine Absichten zu gewinnen gesucht haben. Ich kann nicht unterlassen, hier ausdrücklich zu erwähnen, dass der Pascha ihnen vielmehr mit Absicht möglichst wenig gab, obgleich wir noch immer überzählige Lasten hatten, die wir irgendwie los werden mussten. Er wollte die Führer nicht irgendwie bestechen, damit nicht nachher die Untergebenen ihm Vorwürfe machen könnten. Erst wenn die Leute sich fest entschlossen, uns zu folgen, und wenn sie sich bei uns eingestellt hätten, wollte er ihnen Anzüge geben. Die Geschenke, die Sselím Bey bekam, beliefen sich, wenn ich nicht irre, auf ein halbes Stück (ca. 20 yards) weisses Baumwollenzeug und zwei bis drei bunte Tücher. Die andern beiden erhielten ihrem Range entsprechend weniger. Später haben die Leute nie mehr etwas erhalten, ausser einer Bezahlung, wenn sie uns auf unser Verlangen einiges Vieh, Gemüse u. s. w. verkauft hatten.

**) Erdnüsse werden nördlich vom Südufer des Victoria-Sees kaum mehr von den Eingeborenen gebaut. In die Aequatorialprovinz, woselbst sie »Ful Kordofán«, d. h. die Bohne von Kordofán, genannt werden, ist ihre Kultur erst von dem Pascha aus den nördlichen Gebieten eingeführt worden.

seien noch unreif, und Sesam überhaupt nicht vorhanden. Butter gebe es keine, da das Vieh grösstentheils gestorben sei. So mussten wir leider auf das langentbehrte Fett für unsere Küche verzichten. Einige Leute bauten etwas »Bāmia« (Hibiscus), Eierfrüchte (Beringáni, Solanum melongena) und Wassermelonen. Von diesen schickten sie uns später etwas zu. Endlich bestellten wir noch eine Quantität Theer, der in der Aequatorialprovinz nach der Anleitung des Pascha aus öl-haltigem Samen, wie Ricinus, durch trockene Destillation seit langem gewonnen und als Farbe für die Dampfer und Boote benutzt wurde. Wir selbst wollten unsere Decken, die zum Schutze der Lasten dienten, damit wasserdicht machen.

23. Juli. Bevor am Morgen die Ssudanesen abmarschirten, liess Sselím Bey die Soldaten in zwei Gliedern antreten. Es war eine unglaubliche Gesellschaft. Nur einige Wenige hatten zerrissene Kleider aus selbst gewebten Baumwollenstoffen (»damūr«) an, die meisten waren mit Fellen bekleidet, aus denen sie sich nothdürftig Röcke zusammengenäht hatten. Die Aermel waren durch eine von der Schulter auf den Oberarm herabhängende Lederklappe ersetzt. Einige hatten kleine weisse Kappen, andere selbst geflochtene Strohhüte mit breitem, aufwärts gebogenem Rand, noch andere aus Leder genähte Kopfbedeckungen. Von den 34 Mann hatten 29 Remington-Gewehre, die übrigen Vorderlader. An allen Gewehren fiel mir zum Unterschied vom Anzug eine penible Sauberkeit auf. Die Patronen staken in Gürteln aus Thierhaut. Auch zwei Trompeter und zwei grosse rothe Flaggen waren vorhanden. Wir mussten gestehen, dass es immer noch alles mögliche war, dass die Leute überhaupt zusammenhielten. Diese Ssudanesen sind eben geborene Soldaten, bei denen sich eine, wenn auch lockere Disciplin fest eingewurzelt hat. Mit murmelnder Stimme gab einer der Majore ein Kommando, worauf die Leute langsam präsentirten. Der Pascha hielt ihnen auf Arabisch eine Rede, worin er ihnen das Tags vorher den Offizieren Gesagte nochmals auseinandersetzte. Sämmtliche Soldaten betheuerten ihre Anhänglichkeit und versicherten, dass sie uns folgen wollten. Der Pascha erwiderte, dass er an derartige Redensarten nicht eher glaube, als bis er ihre Ausführung gesehen habe. Früher hätten sie schon einmal dasselbe gesagt und endlich seien ihm doch nur wenige Leute gefolgt, angeblich, weil die Frau des Einen einen schlimmen Fuss hätte, weil die Baumwolle des Andern noch auf dem Felde sei u. s. w.

Um 7 Uhr Morgens zogen sie ab, und Sselím Bey bekam noch den besonderen Auftrag, die Häuptlinge der Umgegend zu dem Pascha zu entbieten. Die Führer versicherten, sie würden jetzt nach der Station gehen, dort alle Leute antreten lassen und ihnen das eben Gehörte wieder sagen. Dann wollten sie uns weitere Nachricht zukommen lassen.

Der Pascha war der Meinung, dass mindestens Sayid Aga, der Magazinverwalter, ein weisser Tscherkesse und einige Andere jedenfalls zu uns kommen würden, ebenso vielleicht der frühere Häuptling von Magúngu, Amára, der sich augenblicklich in der Station aufhielt.

Unsere eigenen Leute waren inzwischen durch die unerhörten Anstrengungen, durch das fortwährende Vor- und Zurückmarschiren etwas abgemagert und bedurften der Ruhe. Sie waren aber in der besten Stimmung und durchweg gesund. Einer der Träger nur war eines Morgens beim Wasserholen umgefallen: die Ursache war ein Schwächezustand, verbunden mit Blutlosigkeit des Gehirns. Ausserdem kamen einige leichte Fieberfälle vor. Da die Leute sahen, dass sie längere Zeit Ruhe haben und ausreichende Nahrung bekommen sollten, waren sie froh und guter Dinge. Wir konnten auf ihre Haltung nur stolz sein.

Mehrere Kinder waren in der Karawane während des Marsches geboren *25. Juli.* worden. So bekam einer der Sswahíli-Soldaten in Kafúro, Ulédi in Bukóba und der Unteroffizier der Ssudanesen (Ali) wenige Tage vor diesen Ereignissen einen Sprössling. Das letztere Kind namentlich zeichnete sich durch vieles Schreien aus, während die anderen sich meist artig benahmen. Wunderbar war es, dass die Wöchnerinnen am Morgen nach der Geburt immer gleich drei bis fünf Stunden marschirten und oft sogar noch eine Last auf dem Kopfe trugen.

Am Mittag kam eine Gesandtschaft des Häuptlings Katónsi, der zur Zeit auf den Walégga-Bergen wohnte, aber auch am See unten ein Dorf hatte. Er liess sich nach der Gesundheit des Paschas erkundigen, schickte aber nicht einmal ein Gastgeschenk, so dass der Pascha die Leute mit einem blossen Gruss entliess und ihrem Herrn sagen liess, er solle selbst kommen.

Bald darauf kam auch der Häuptling Kaváli mit einem Geschenk von zwei Ochsen an. Es war ein langer, hagerer Wahúma-Mann mit wenig sympathischem, ziemlich verschmitztem Gesicht. Bekleidet war er ausser mit dem über die Schulter geknüpften Fell, das alle Wanyóro tragen, mit einem durch Kratzen geschmeidig gemachten, fast wie weiss gegerbtes Handschuhleder aussehenden, langen Fellmantel, wie wir ihn von den Warassúra her kannten. Um den Hals trug er einige Amulette und eine Messingspange um das Handgelenk. Seine Stirn war mit einem um den Kopf gelegten weissen Band geschmückt. Eine massive Pfeife mit grossem, runden, schwarzen Thonkopf kam ihm nicht aus dem Munde. Im Uebrigen war er ein rechter Jesuit, ränkevoll und dabei doch kriechend und schmeichlerisch. Namentlich verdächtigte er Andere gern und nutzte den Schutz des Stärkeren aus.

Am Abend traf ein anderer ssudanesischer Offizier, Rihán-Aga-Raschid bei uns ein, derselbe welcher der Stanleyschen Karawane bis zur Ssemlíki-Fähre nachmarschirt war. Er machte auf mich einen recht guten Eindruck, besonders imponirte es mir, dass er auf des Paschas Fragen ruhig, bestimmt und ohne Umschweife antwortete. Er brachte als Geschenke mehrere Körbe mit Gemüse, sowie einen Ochsen für den Pascha und eine Ziege für mich ins Lager.

Abends pflegten über dem Lager hinweg zahlreiche Exemplare des merkwürdigen, nachtschwalbenartigen Vogels Cosmetornis Wexellii die Luft zu durch-

schwärmen. Die kleinen Thiere sehen mit ihren Flügeln, deren eine Schwungfeder auffallend verlängert ist, wie Segelfalter aus, fliegen aber unregelmässig wie Fledermäuse, so dass sie schwer zu schiessen sind.

26. Juli. Morgens war es immer recht kalt (12—16° C.) und nebelig. Der Himmel war fast den ganzen Tag umwölkt. Seit einem Monat schon sollte es nicht geregnet haben und die mehrmonatige Regenzeit unmittelbar bevorstehen.

Früh am Tage erschien auch der Magazinsverwalter Auwad-Effendi, ein alter dürrer aegyptischer Kopte mit grauem Bart und gutmüthigen, immer lächelnden Zügen. Wir erfuhren von diesen Leuten noch Manches. Man erzählte uns, dass eine ganze Kompagnie Soldaten von Sselím Bey abgesandt worden sei, um nach Ssudanesen zu suchen, die sich nördlich von Kaváli aufhalten sollten. In der Ansiedelung der Ssudanesen sei nur eine kleine Broncekanone vorhanden, drei andere Geschütze (neunpfündige Vorderlader) seien bei der Räumung der nördlichen Station in den Fluss geworfen worden. Ob sie den Mahdisten in die Hände gefallen seien, wisse Niemand. In der ganzen Aequatorialprovinz existirten etwa noch 25—30 000 Patronen, von denen viele sich bei den Aufständischen befänden. Interessant waren die Angaben von Rihán-Aga über die Fechtweise der Mahdisten, die von den Ssudanesen immer als »Araber« bezeichnet wurden. Ihre Uniform sei das mit zahlreichen bunten Flicken besetzte Derwischhemd. Sie trügen in der einen Hand einen Speer mit breiter Klinge, in der andern einen scharf geschliffenen Säbel. Mit dieser Bewaffnung stürzten sie sich, alle Kugeln verachtend, unter dem Rufe: »Allah il ákbar!« dem Feind entgegen, den sie im Sturme zu werfen versuchten. Ihren im Hintergrunde sich aufhaltenden Dienern gäben sie einige Gewehre, mit denen diese dann und wann einen Schuss abfeuerten. Die Ssudanesen hielten die Derwische für unverwundbar. Nur wenn die Soldaten ihre Geschosse besonders präparirten, könnten sie ihnen Schaden thun. Wenn ein Gefecht mit ihnen bevorstehe, so setzten sie in die Spitze der Kugeln kleine Stifte aus Ebenholz oder Silber ein. Ganz aus Silber bestehende Kugeln sollten noch wirksamer sein.

Am selben Tage stellten wir in unserem meteorologischen Observatorium alle verfügbaren Instrumente auf, um sie eine Zeit lang zu vergleichen.

In freien Stunden wurden die naturwissenschaftlichen Sammlungen vermehrt. Auf Spaziergängen fanden wir, dass in dem Grase ausser stark marmorirten Achatinaschnecken noch eine Trochonanina jenynsei vorkommt, die ein gekieltes Gehäuse hat. Käfer, Baumwanzen, Heuschrecken und andere Insekten wurden täglich von unseren Leuten eingebracht. Hier und da fingen sie auch einen Frosch oder eine Schlange, von welchen letzteren uns die in der Steppe lebenden Typhlops am meisten interessirten. Mein trefflicher Mabruck war unausgesetzt beschäftigt, Pflanzen herbeizuschaffen. In dem nahen Taráro-Bache fanden sich grosse Taschenkrebse (Telphusa), Garneelen und eine Anzahl von Schnecken, unter denen uns eine schwarze mit starkem, wendeltreppenartig umlaufendem

Kiel versehene neue Art von Melania (M. tornata Mrts.) besonders auffiel. Im Wasser lebten Insektenlarven und eine dunkele Planarie (Dendrocoelum)*)

Am Abend schlachteten wir drei Ochsen und theilten an unsere Leute die lang entbehrten Fleischrationen aus. In Folge dessen herrschte allgemeines Wohlgefallen. Es wurde gesungen und mit Trommelbegleitung getanzt, ja sogar die letzten Ereignisse und Reiseerlebnisse in improvisirten Liedern gefeiert.

Am folgenden Tage begannen bereits einige Ssudanesen sich in unserem Lager anzusiedeln. Die Herren »Offiziere« sandten ihre Sklaven, um sich Hütten bei uns bauen zu lassen. Es kam ihnen zu statten, dass wenige Tage zuvor in der Ssudanesenniederlassung ein Brand viele Hütten zerstört hatte, weshalb sie sich dort nicht erst von Neuem wieder anbauen wollten. Am Nachmittage erschien dann der ssudanesiche Offizier Bachíd-Aga mit einer ganzen Reihe von sogenannten Offizieren, einer schmieriger und verlumpter als der andere. Auch ein paar gelbhäutige Aegypter mit sehr wenig vertrauenerweckenden Physiognomien befanden sich darunter.

Ein ägyptischer Schreiber, der mit ihnen ankam, war nach der Aussage des Paschas früher Premierlieutenant in Kairo und in dieser Eigenschaft eine Zeit lang mit der Beaufsichtigung von Bauarbeitern beschäftigt gewesen. Er bestahl aber die Regierung dadurch, dass er mehr Arbeiter in Rechnung brachte, als bei den grossen Bauten Ismael Paschas angestellt zu werden pflegten. Die Sache kam denn auch alsbald ans Licht, und der Deliquent wurde nach dem Ssudan verbannt, dem gebräuchlichen Deportationslande für Verbrecher. Nach Abbüssung seiner Strafe musste er auf Befehl der Regierung von Chartum als Schreiber beschäftigt werden, trotzdem der Pascha sich dagegen sträubte, einem früheren Diebe das Rechnungswesen einer Soldatenkompagnie anzuvertrauen. Ein anderer der Ankömmlinge war beim Aufruhr von Arabi Pascha betheiligt gewesen und von vielen mit ihm Verbannten der einzige Ueberlebende. Solche Elemente waren zahlreich unter den Offizieren und Beamten der Aequatorialprovinz vertreten, woraus zu ersehen ist, mit welcher Sorte von Geschöpfen wir es hier zu thun hatten.

Unangenehm war es für mich, dass ich, seitdem die Unteroffiziere in Bukóba gelassen worden waren, alle Arbeiten der Expedition zu verrichten hatte, die eigentlich jenen zufielen. So lange wir mit unseren Leuten allein zusammen waren, ging dies noch recht gut; nun aber, da die ssudanesischen Offiziere, die in ägyptischem Dienst womöglich Majorsrang hatten, zu uns stiessen, fürchtete ich, dass sie mich als ihresgleichen, oder gar als unter ihnen stehend betrachten könnten, ein Verhältniss, das selbstverständlich ganz undenkbar war. Auf meine Frage an den Pascha, wie er darüber denke, erwiderte er, so viel er glaube, sei

---

*) Planarien habe ich eigenthümlicherweise niemals in Ost-Afrika beobachtet, wohl aber in fast allen dem Kongo (Itúri) zuströmenden Gewässern, soweit diese nicht eine zu hohe Wassertemperatur haben. Ueber 25° C. scheinen diese Thiere nicht vertragen zu können. In den kalten Bergbächen des Runssóro fehlen sie.

ein Einexerziren und Einführung einer straffen Disziplin bei den Leuten fürs Erste wohl nicht möglich. Er habe sich die Sache so gedacht, dass die Ssudanesen unter ihren eigenen Offizieren, speziell unter Sselím Bey, mit uns gingen, und dass diese Letzteren wiederum unsere Befehle bezüglich der Marschordnung, Ausstellung von Wachen u. s. w. auszuführen hätten. Ich machte dagegen geltend, dass, wenn überhaupt Soldaten mit uns zögen, diese sämmtlich unter meinen Befehlen stehen und von mir kommandirt werden müssten, da es andernfalls sicher dazu führen würde, dass sie mich nur als Chef der dreissig Karawanen-Soldaten und also im höchsten Falle als für gleich berechtigt mit Sselím Bey halten würden. Ich müsste entweder alle bewaffneten Leute unter mir haben und versuchen, sie in feste Zucht zu bringen, oder den Pascha bitten, mich der militärischen Dienstleistungen in Bezug auf die neuen Ssudanesen zu entheben. Eine Trennung der Karawane in zwei »Divisionen« schien mir ein Unding zu sein, um so mehr, als die Fremden nach Zahl der Leute und Gewehre unseren eigenen überlegen waren. Ein derartiges Arrangement wäre allenfalls damals möglich gewesen, als der Pascha der Führer der Ssudanesen war und mit Stanley auf gleichem Fuss verkehren konnte; eine unabhängige und gleichberechtigte Stellung eines Ssudanesenoffiziers wie Sselím Bey jedoch könnte ich nicht anerkennen. Der Pascha sah das auch sehr wohl ein, meinte aber, ich sollte vorläufig Geduld haben, bis die Leute erst einige Tage bei uns wären, dann würde sich Alles arrangiren lassen.

27. Juli. Von da an kamen täglich mehr Ssudanesen ins Lager, theils um Ochsen und Ziegen zu verkaufen, theils um Hütten für ihre Herren zu bauen. Die Männer waren durchweg mit Häuten bekleidet, die Knaben gingen oft nackend. Jüngere Mädchen trugen einen fransenartigen Schurz aus etwa 40 cm langen, feinen Lederschnüren, ein nicht sehr completes Kostüm. Auffallend war die widerliche Frisur der Weiber (Abb. 93): Das Haar in der Mitte gescheitelt und an der Seite zu einem Kranz von lang herab hängenden oder weit abstehenden, steifen, gedrehten Locken geflochten, die dick mit Talg beschmiert wurden. In grossen, grob geflochtenen Bastmatten, von denen viele roth und schwarz gemustert waren, trugen sie ihre Habseligkeiten herbei. Andere brachten Körbe mit Mehl oder mit getrocknetem Fleisch, das sich meistens durch einen wenig angenehmen Geruch auszeichnete.

Bei seiner Abschiedsvisite erschien der Major Bachíd-Aga in weissem Rock und Strümpfen nebst brauner Hose. Er erhielt den Auftrag, Sselím Bey zu sagen, dass er die von Norden erwarteten Leute nicht durch ein Kommando von 30 Mann, sondern nur durch wenige Leute holen lassen solle, damit er möglichst wenig von seiner Mannschaft aufs Spiel setze. Die Absendung dieser Gesandtschaft verzögerte sich in der Folge jedoch bis Donnerstag, »weil dann ein guter Tag sei«, wie es hiess.

Am selben Tage siedelte der Tscherkesse Síver Effendi zu uns über. Er erzählte, dass vor einiger Zeit der Blitz in eine in der Nähe ihrer Niederlassung

gelegene Hütte eingeschlagen sei und drei Personen getödtet habe. Man hätte diese in derselben Nacht nicht mehr beerdigen können; am nächsten Morgen aber seien statt der Leichen nur noch einige abgeschabte Knochen vorgefunden worden: die Wáwira hätten sie verzehrt.*)

Leider machten wir die Entdeckung, dass in unserm Lager abermals eine Anzahl Diebstähle vorgekommen war. Man hatte in der Nacht ein Loch in das Magazin gebohrt und einem in der Nähe der Wand liegenden Stoffballen Sachen entnommen. Bei der Untersuchung liessen sich Beweise nur gegen den Ssudanesensoldaten Ssäd erbringen, der sich dadurch verrathen hatte, dass er mehrere Geschenke an seine Kameraden austheilte. Da wir aber jetzt die zu erwartenden Ssudanesen nicht abschrecken wollten, hielt der Pascha eine strenge Bestrafung für den Augenblick nicht für angezeigt, sondern schob sie bis zu unserm Abmarsch auf. Es war derselbe Soldat, der unterwegs der Stanleyschen Expedition entlaufen und von uns bei Bukóba aufgenommen worden war. Er war zwar brauchbar im Dienst, aber ein schlechter Charakter, der uns noch viel Unannehmlichkeiten bereiten sollte.

Ich lasse hier eine kurze Schilderung der Situation folgen, wie sie mir der Pascha selbst diktirt hat; er wollte schon an Ort und Stelle die Umstände, die bei den folgenden Verhandlungen eintraten, fixiren, damit später keine Irrthümer unterliefen.

Der nominelle Chef der Station bei Kaváli ist Sselím Bey, seine Autorität scheint jedoch eine sehr geringe zu sein, und Jeder thut und lässt, was ihm gefällt. Bei der grossen Anzahl von »Offizieren«, die meistens nach unserer Abreise ernannt worden sind, und den wenigen nach diesen Ernennungen übrig gebliebenen Soldaten liegt der Dienst, wie Postenstehen etc., ziemlich hart auf diesen letzteren, die obendrein bei der Vertheilung von Korn, Ziegen u. dergl. meist sehr benachtheiligt werden. Man hört deshalb häufige Klagen, und wenn man in Betracht zieht, dass die Offiziere sich fast nur mit Pombetrinken beschäftigen und dabei Projekte machen, die nie zur Ausführung kommen, so kann es einen nur Wunder nehmen, dass die ganze Sache bisher noch zusammengehalten hat. Sselím Bey, der nur einen kleinen Kreis von Anhängern hat, zaudert beständig und kann zu keinem Entschluss kommen, auch wäre er nicht

*) Angeblich sollen bei den Wáwira des Graslandes nur alte Hexenweiber Menschen fressen. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt sein, dass vielerorts »Hexen« der Anthropophagie huldigen. Sogar in der Stadt Sansibar kam es in den ersten Jahren meiner dortigen Anwesenheit (1888/89) zwei Mal vor, dass Frauen Gräber geöffnet und sich dort mit Fleisch versehen hatten. Ein in ein Tuch gewickelter Arm ward bei ihnen vorgefunden. Der Sultan liess sie ins Gefängniss werfen, das Volk aber sah sie als »Zauberinnen« (Watshaui) an. Möglich ist, dass es sich thatsächlich um irgend einen Aberglauben handelte, möglich aber auch, dass ein Irrsinnszustand oder ein Rückfall in anthropophage Gewohnheiten vorlag, welchen die betreffenden Personen früher in ihrer Heimath gehuldigt hatten, ehe sie als Sklaven nach Sansibar gebracht wurden. Im Volke heisst es aber: überall verzehren die Zauberer Menschenfleisch, und so wurde mein treuer Sammler Mabruck, der manchmal die für Herrn Geheimrath Prof. Dr. Virchow bestimmte Schädelsammlung durch Ausgraben von Skeletten oder durch Präparation von Leichen vermehrte ebenfalls als höchst verdächtiger Zauberer angesehen.

im Stande, die Mehrzahl der Offiziere für seine Entschlüsse zu gewinnen. Sollten deshalb die jetzt erwarteten, vom Plateau herkommenden Soldaten und Offiziere hier eintreffen, so ist es mehr als wahrscheinlich, dass seine Befehle überhaupt keine Geltung mehr finden und ein andermal starke Zwistigkeiten ausbrechen werden.

Als eine Probe seines Verhaltens diene Folgendes. Während er sich in unserem Lager befand, wurde ihm wiederholt deutlich gemacht, dass unsere Expedition weder von Aegypten gesandt sei, noch mit Aegypten etwas zu thun habe, sondern auf ihrem Wege nach Westen einfach hierher gekommen sei, um sich den Soldaten möglichst hilfreich dadurch zu erweisen, dass sie solche Leute, die mitgehen wollten, mitnähme. Er wurde gebeten, dies den Leuten auseinanderzusetzen und dann uns zu benachrichtigen, ob irgend Jemand mit uns gehen wolle oder nicht. Am 29. cr., Nachmittags, traf darauf ein Brief von ihm ein, dessen wörtliche, vom Pascha übertragene Uebersetzung hier folge:

Excellenz!

Geehrt durch die mir von Ihnen gewordenen Befehle habe ich den Leuten allen dieselben auseinandergesetzt und habe ihnen deutlich gemacht, dass Ihre Ankunft hier ihretwegen geschehen sei, und alle miteinander wünschen den Weg zu ihrer Regierung zu nehmen und zwar auf dem Wege, auf welchen Sie gekommen sind, und sie haben keinen anderen Wunsch als diesen, und unter heutigem Datum habe ich Rihán-Aga-Hammed-en-Nil nach den nördlichen Landestheilen geschickt, um Soldaten und Beamte von dort hierher zu bringen und habe ihm dazu 14 Tage Zeit gegeben, und bei seiner Rückkunft werde ich Ew. Excellenz benachrichtigen.

23. Zil-tildje 1307 (28. Juli 1891).

Der Kaimakám (Oberstlieutenant) der Aequatorialprovinz
(gez.) Sselím Matr.

Darauf erhielt er umgehend folgenden bündigen Bescheid:

An den früheren Kaimakám Sselím Bey.

Bei Ihrer Anwesenheit hier habe ich Ihnen nicht gesagt, dass wir Ihrer Leute wegen gekommen seien, sondern dass wir auf unserem Wege nach Westen begriffen, hier vorübergekommen seien, und deshalb ist das, was Sie gethan haben, nicht in der Ordnung, und wenn Ihre Leute wünschen, den Weg zu nehmen, auf welchem wir gekommen sind, so ist das ihre eigene Sache, und ich kann mich hierein durchaus nicht mischen. Dies theilen Sie ihnen mit.

(gez.) Emin.

Zu gleicher Zeit wurde den Ueberbringern des Briefes alles nochmals deutlich gemacht, und das Ersuchen an sie gestellt, ihren Kameraden den Sach-

verhalt mitzutheilen. Der Lieutenant Rihán-Aga-Raschid wurde aufgefordert hierher zu kommen, um gleichfalls den Auftrag zu empfangen, seinen Kameraden die Sache klar zu machen und sie auf unsere baldige Abreise vorzubereiten.

Aus diesem Briefwechsel erhellt, dass sämmtliche Ssudanesen bereit waren, uns auf dem Wege zur Küste zu folgen. Dem Pascha widerstrebte es jedoch, eine Bande zerlumpter Menschen zur Küste zu bringen, die doch schliesslich nur nach Aegypten zurück wollten. Er fürchtete, dass ihm Niemand dafür Dank wissen würde. Auch wollte er nicht eine »Relief-Expedition« für diese Leute sein, sondern beabsichtigte, in seiner Art politisch für Deutschlands Interessen thätig zu sein und womöglich seine Expedition durch die Ssudanesen zu verstärken. Da wir ausserdem hier nur über geringe Kräfte verfügten, war es freilich leicht möglich, dass die Ssudanesen, sobald die von Norden erwarteten Leute eingetroffen waren, uns durch ihre Uebermacht zwingen würden, nach Süden zu marschiren. Sollten daher irgend welche Anzeichen dafür sprechen, dass die Ssudanesen einen Druck auf uns auszuüben gesonnen wären, so wollte der Pascha ohne Weiteres sofort abmarschiren.

Ich verhehlte übrigens dem Pascha meine Befürchtung nicht, dass wir bei dem Marsch nach Westen auf die grössten Schwierigkeiten stossen würden. Aus den Berichten Stanleys ging hervor, wie unendlich viel Mühe es machte, selbst mit Sansibariten, dem anerkannt besten Karawanenmaterial, den Marsch durch die Wälder zurückzulegen: mit unserer Expedition, bei der noch überdies viele Frauen und Kinder waren, müsse es noch erheblich schwerer fallen. Wenn aber vollends noch die Ssudanesen mit ihrem Anhange dazu kämen, so würde die Ernährung der Karawane ans Unmögliche grenzen. Die Leute seien weder an Disciplin, noch an strenge Märsche gewöhnt. Wenn er durchaus darauf bestehe, nach Westen vorzudringen, so erlaubte ich mir vorzuschlagen, die Reise ohne Anhang anzutreten, ferner alle Lasten, für die wir keine Träger hatten, als Ballast preiszugeben und in möglichster Beschleunigung zu marschiren. Besser aber scheine es mir, das Sichere zu wählen und mit den Ssudanesen nach Hause zu ziehen. Der Pascha erklärte, auf keinen Fall nach Süden gehen zu wollen, ohne einen Versuch gemacht zu haben, die Reise zu politischen Erfolgen auszunutzen. Bei seinem Vormarsch nach Westen aber könnte ihm eine Verstärkung von Ssudanesen bei unserer eigenen Schwäche sehr von Nutzen sein; deshalb möchte er nicht darauf verzichten, wenigstens einige gute Leute mitzunehmen. Da er also mit seiner reichen Kenntniss von Land und Verhältnissen den Marsch für durchführbar hielt, erklärte ich mich bereit, ihm zu folgen, wohin er gehe.

Am 30. Juli kam Rihán Aga Raschid bei uns an und erzählte, dass es in *30. Juli.*
der Station sehr erregt zugegangen sei, als die Nachricht kam, dass der Pascha über Sselím Beys Briefe ärgerlich sei. Die Soldaten, und besonders Sayid Aga, hätten ihren Kommandeur mit Vorwürfen überhäuft: schon einmal zu Stanleys Zeiten habe er sie durch sein Zögern und seine Trunkenheit ins Verderben geführt, ein zweites Mal würden sie es nicht dahin kommen lassen, sondern auch

ohne ihn zum Pascha gehen. Sogar die eigene Frau Sselím Beys sollte sich gegen ihn erklärt haben: wenn er bleiben wolle, äusserte sie, so werde sie allein gehen. Bachíd Aga bat sogar schriftlich, doch nichts zu übereilen, da alle Leute kommen würden. Rihán Aga ward daraufhin angewiesen, seine Stammesgenossen, Leute von Bornú, zu sammeln und energisch für uns einzutreten; wenn er aber komme, müsse er Munition für seine Gewehre mitbringen; wir könnten ihm keine geben. Er versprach hoch und theuer, in zwei Tagen mit seinen Angehörigen zu erscheinen. Ein früherer Diener des Paschas, Murssál, siedelte bereits am selben Tage in unser Lager über.

Am Abend war ein starkes Gewitter mit Regen. In der Nacht feuerte plötzlich der Posten dicht vor der Thür des Paschas sein Gewehr ab: wir stürzten hinaus, und auf unser Fragen versicherte uns der Soldat, er hätte deutlich Jemand um das Magazin schleichen hören. Es ergaben sich jedoch nicht die geringsten Anzeichen dafür, dass irgend Jemand dagewesen war, und es blieb nur die Annahme übrig, dass der Mann Gespenster gesehen hatte.

1. August. Mit Rücksicht auf unseren bevorstehenden Abmarsch stellten wir den Personalbestand unserer eigenen Expedition fest: es waren 32 Soldaten mit 30 Weibern und 15 Kindern, 120 Träger mit 49 Weibern und 12 Kindern, 6 Träger von Karukwánsi, 7 Aufseher mit 7 Weibern und 7 Kindern, 5 Präparatoren und Sammler mit 5 Weibern und 2 Kindern, 2 Dolmetscher mit 2 Weibern und 2 Kindern, 7 Diener mit einem Weib; die Küche: zwei Weiber mit einem Kind. Dazu kamen 6 Aegypter und Ssudanesen, also im Ganzen 185 Männer, 96 Weiber, 39 Kinder, zusammen 320 Personen. Von den 126 Trägern konnten 8 schwächliche nur leichtere Lasten tragen. Die Anzahl unserer Lasten betrug jedoch 159, so dass wir immer noch einen grossen Ueberschuss hatten. Der Pascha versicherte mich, dass wir die überzähligen Lasten nur wenige Tage noch bis in ein Lager bringen wollten, um dort die Regenzeit abzuwarten. Inzwischen setzten wir unsere Abreise auf den 6. August fest.

Der Himmel war zu dieser Jahreszeit, da die Regenzeit beginnen sollte, fast stets bedeckt. Jeden Abend sahen wir starkes Wetterleuchten, doch trafen Regen selbst noch selten ein. Der Wind kam konstant aus Ost und Süd-Ost, das Thermometer schwankte im Tagesmaximum zwischen 27 und 30, im Minimum zwischen 13 und 19°, das Barometer zwischen 667 und 670 mm.

2. August. Um die Mittagsstunde*) des folgenden Tages wurde von zwei Soldaten folgender, wörtlich übersetzter Brief von Sselím Bey gebracht:

Von der Kommandantur.

Excellenz!

Als wir am 11. Juli 1891 die Ehre hatten Ihren Brief zu empfangen und denselben den übrigen Beamten vorzulesen, war unsere Freude und Zufriedenheit gross, und wir feuerten 11 Kanonenschüsse und hielten die nöthige Parade

*) Von hier bis pag. 357 »im Ssudanesen-Lager zu machen« nach dem Diktat des Paschas.

ab und hofften, dass Ihre Herkunft den Zweck habe, uns unserer Regierung zuzuführen, und jetzt erweist sich dies als nicht richtig. Ich bin deshalb gezwungen, Ihnen diesen Brief zu schreiben und Ihnen unser Aller dringendsten Wunsch auszusprechen, Sie möchten uns unserer Regierung zuführen, und wenn Ihre Absichten andere sind, so ersuche ich, von mir und denen, die mit mir sind, von Beamten und anderen Leuten absehen zu wollen. Wer bei Ihnen in Dienste zu treten wünscht, dem will ich gewiss keine Hindernisse in den Weg legen, erkläre mich jedoch frei von aller Verantwortlichkeit für diejenigen, welche mit Ihnen dienen wollen und halte es für meine Pflicht Ew. Excellenz dies mitzutheilen.

28. Silhidji 1307 (2. August 1891).

Der Militärkommandant der Aequatorialprovinz.
(gez.) Sselím Matr.

Auf diesen, nach unseren Erkundigungen von einem ägyptischen Artillerieoffizier Mohámmed Abdu und einem ägyptischen Schreiber Afifi Effendi Shémssi inspirirten Brief schien es dem Pascha nicht nöthig, irgend welche Antwort zu geben; Auwad Effendi wurde deshalb beauftragt, seinerseits Bachíd Aga und dessen Anhänger zur Eile zu mahnen, wenn sie überhaupt kommen wollten.

Es scheinen jedoch gleich nach der Absendung des eben erwähnten Briefes lebhafte Zwistigkeiten in der Station entstanden zu sein, die Offiziere Bachíd Aga und Sayid Aga sollen Sselím Bey vor den versammelten Soldaten wegen Absendung des Briefes getadelt haben. Sie erklärten sich bereit, uns zu folgen, und forderten die Soldaten auf, mit ihnen zu gehen. Als Grund zur Abfassung des oben erwähnten Briefes wird erzählt, dass die genannten Aegypter und einige andere Offiziere böswillig das Gerücht ausgestreut hätten, der Pascha sei bei seiner Ankunft an der Küste, weil er allein gekommen und seine Soldaten verlassen habe, von dem Khedive von Aegypten sofort seines Dienstes entlassen und fortgeschickt worden und zöge nun, auf anderer Leute Hilfe gestützt, in der Welt umher, um für sich ein Unterkommen zu finden. Dies Gerede hatte zur Folge, dass viele Leute, die früher zur Reise bereit waren, wieder davon abstanden. Inzwischen langten am Nachmittag Bachíd Agas Söhne bei uns an und berichteten, dass ihr Vater und Sayid Aga mit ihrem ganzen Anhang schon gestern zu uns gestossen wären, wenn nicht gerade eine von Bachíd Agas Frauen niedergekommen wäre. Sie würden jedoch in kürzester Frist zur Stelle sein. Zu den schon erwähnten tumultuarischen Scenen, die den Charakter einer Revolte gegen Sselím Bey trugen, berichteten sie noch nachträglich, dass sich bei dieser Gelegenheit 40 mit Remington-Gewehren bewaffnete Leute zur Reise bereit erklärt hätten. Sayid Aga habe sodann von Sselím Bey die Herausgabe von Munitionen für die Reise verlangt, was Sselím Bey zunächst verweigerte, worauf Sayid Aga ihm erklärte, er würde die ihm gebührenden Munitionen nöthigenfalls mit Gewalt nehmen. Man habe sich schliesslich dahin geeinigt, die Frage am

anderen Tage zu entscheiden und womöglich die Munition zu theilen. Ueber Rihán Agas Verhalten wussten die Berichterstatter nichts mitzutheilen. Um uns zu orientiren, wieviel Mannschaften und Munitionen in der Station vorhanden seien, wurde von Síver Effendi, dem früheren Schreiber Sselím Beys, auf Grund der letzten Präsenzlisten bei uns im Lager nach seinen Papieren folgende Liste zusammengestellt:

Personalbestand:	1	Kaimakám (Oberstlieutenant),
	4	Bímbaschi (Major),
	3	Ssāk (Hauptmann I. Cl.),
	14	Jüsbaschi (Hauptmann II. Cl.),
	14	Mulāsim (Premierlieutenant),
	7	Mulāsim ssani (Secondelieutenant),
	68	Chargen und Soldaten,
	13	Civilisten,
	19	Matrosen und Bootsleute,
	143	Mann, von denen gegenwärtig 6 bei uns ansässig waren.

Bestand an Munitionen: Im Magazine und in den Händen der Leute:

1074	Pack	Remingtonpatronen	à 10	Schuss,
100	»	Sniderpatronen	à 10	»
274	»	Vorderladerpatronen	à 6	»
1448	Pack oder 14 584 Schuss.			

Bestand an Waffen:	68	Remingtongewehre,
	5	Snidergewehre,
	28	Vorderlader,

davon befanden sich zur Zeit zwei Remingtongewehre bei uns; ausserdem sollten einige Zündhütchen und eine kleine Quantität sehr groben, nur für die Kanone geeigneten Pulvers vorhanden sein.

Zur Erklärung der Zündhütchen möge dienen, dass, als Fadl-el-Múla-Aga seine Stationen zum zweiten Male bis nach Fabbo vorgeschoben hatte, die dortigen Shuli Neger den Soldaten hin und wieder Zündhütchen zum Verkauf anboten, und zwar zum Preise von 20 Stück für 1 Dollar. Die Warassúra Kabrégas, die über den Sommerset-Nil herüberkamen, liessen diese Zündhütchen durch Vermittelung der Eingeborenen an die Soldaten verkaufen, wollten dafür aber nur baares Geld annehmen. Die Zahl der vorhandenen Zündhütchen konnte sich höchstens auf 150 Stück belaufen.

Bachíd Aga und Sayid Aga hatten ihre Leute beauftragt, bei uns Hütten zu erbauen, bereiteten sich also allem Anscheine nach wirklich vor, zu uns zu kommen. Zwei Tage vorher waren im Lager einige Leute Katónsis erschienen, darunter dem Vernehmen nach ein Bruder von ihm. Sselím Bey war vorher wiederholt gebeten worden, Katónsi zu einem freundschaftlichen Besuch bei uns zu veranlassen; da aber Katónsi nun schon zum zweiten Mal nur seine Leute

sandte, anstatt selbst zu kommen, wurden diese einfach zurückgewiesen. Dem Vernehmen nach sollte Katónsi von der Station aus zu diesem Verhalten instruirt worden sein. Dagegen erschien der Chef des auf unserer Marschroute gelegenen Dorfes Ssóta und versprach, nach drei Tagen wiederzukommen, um die Führung der Expedition bis nach seinem Lande zu übernehmen, zugleich auch die weiter vor



Abb. 93. Ssudanesen-Frauen.

uns gelegenen Ortschefs von unseren friedlichen Absichten zu benachrichtigen und sie zum Kommen einzuladen. Tshaush Ali und Ssurūr bekamen Urlaub, am anderen Morgen einen Besuch bei ihren Kameraden im Ssudanesen-Lager zu machen.

Wenn man sich in die Lage der Leute hinein versetzt, so war es allerdings ganz erklärlich, dass die Offiziere nicht von der Stelle zu bringen waren. Dort wurden sie »Bey« und »Major« angeredet, hatten Nahrung und Bier in Fülle

während sie recht wohl wussten, dass sie in Egypten aller dieser Ehren und Würden entkleidet werden würden.

3. August. Ein nach der Station gekommener Ssudanese erzählte, man habe sich wegen der Munition noch immer nicht geeinigt. Drei Offiziere und zwanzig Soldaten hätten ihre Bereitwilligkeit erklärt, uns zu folgen. Um den Leuten entgegen zu kommen, und unsere eigenen Mannschaften zu beschäftigen, liessen wir daraufhin Holz und Gras herbeischaffen und erlaubten unsern Leuten, den Ssudanesen beim Hüttenbau behilflich zu sein.

Inzwischen bereiteten wir uns allmählich auf den Abmarsch vor und betrieben die Verhandlungen mit den vor uns liegenden Häuptlingen. Madsambóni schien uns absolut auf Stanleys Waldweg drängen zu wollen. Wenn wir aber schon einmal nach Westen wollten, so musste es unsere Aufgabe sein, in Nordwestrichtung den Urwald am Itúri möglichst rasch zu kreuzen und den Bomokándi zu erreichen, dann aber sowohl dem geschlossenen Wald als auch den Mahdisten, von denen nach den Aussagen der Ssudanesen einige Kolonieen in Mákraka und Mangbáttu verstreut sein sollten, aus dem Wege zu gehen.

4. August. Im Laufe des Tages traf der alte Sayid Aga mit neun Soldaten und Anhang bei uns ein, um zu bleiben. Er war der Streitereien überdrüssig geworden und ohne Patronen abgereist. Für die nächsten Tage stellte er die Ankunft Bachíd Agas und Rihán Agas in Aussicht. Im ganzen waren bis jetzt 16 Mann mit 8 Remington-Gewehren zu uns gestossen.

Der Pascha liess die eingetroffenen Leute rufen und setzte ihnen nochmals die Sachlage auseinander. Der Weg, den sie vor sich hätten, sei weit, Hunger, Wald, Regen und feindliche Menschen würden uns Schwierigkeiten bereiten. Sie sollten sich also ihren Entschluss noch einmal reiflich überlegen. Er würde es ihnen nicht verübeln, wenn sie ihm am nächsten Tage meldeten, sie wollten wieder ins Lager zurück. Wenn sie aber einmal auf dem Marsche seien, so wolle er keine Klagen von ihnen hören.

Am Nachmittage kam Tshaush Ali zurück, der, wie erwähnt, zwei Tage vorher Urlaub bekommen hatte, um seine Kameraden zu besuchen. Er meldete, dass vom Lager bei Kaváli alle gemeinen Soldaten kommen wollten, dass aber einige ihm unbekannte Personen eifrigst dagegen intriguirten. Bachíd Aga speciell habe seine Leute gerufen und ihnen gesagt, sie sollten in drei Tagen bereit sein, mit ihm zum Pascha zu gehen.

Die Stimmung schien also einigermassen umgeschlagen zu haben. Sogar der Hauptintrigant Afífi Effendi sandte heute seine Diener her, um eine Hütte für sich bauen zu lassen. Er sowohl, wie ein egyptischer Kanonier, der dem Pascha einen demüthigen Brief schrieb, wollten sich auf diese Weise wohl eine Hinterthür offen lassen, um bis zuletzt freie Wahl für ihr Verhalten zu haben.

5. August. Der Pascha war in diesen Tagen oft recht elend. Dann und wann hatte er leichtes Fieber und Schlaflosigkeit. Seine Augen waren bedenklich schlimmer, so dass er nur noch sehr schwer schreiben konnte. Trotzdem pflegte er häufig

in seiner ziemlich dunklen Hütte zu lesen. Dabei war er äusserst nervös und über jede Kleinigkeit aufgebracht. Wenn z. B. ein Kranker nicht regelmässig kam, sich seine Medizin zu holen, so ärgerte er sich. Unter dieser Verstimmung hatte auch ich manchmal ein wenig zu leiden. Sein Augenübel störte ihn sehr beim Arbeiten. Einfache Thätigkeiten, wie das Ablesen seiner Thermometer, fielen ihm schon recht schwer. Trotzdem setzte er seine Beobachtungen unermüdlich fort. Es war zu fürchten, dass bei weiterer Anstrengung in wenigen Monaten das eine Auge gänzlich unbrauchbar sein, und auch das andere sich bedeutend verschlimmern würde. Was dann werden sollte, war mir stets eine quälende Frage.

Wir hatten unsern Abmarsch noch um kurze Zeit verschoben, da an diesem Tage Rihán Aga Raschid mit seinem Anhang bei uns eintraf und nachfolgende Leute ankündigte. Um uns genauer über den Weg zu informiren, schickten wir einstweilen Ulédi mit 14 Mann zu einer Rekognoszirung nach Nordwesten voraus. *6. August.*

Als wir des Abends beim Essen sassen, kam unerwarteter Weise Auwad Effendi an und erzählte, dass ihm ein Gerede der Neger zu Ohren gekommen sei: hinter uns komme eine Karavane von Europäern, die schon den Ssemlíki-Fluss überschritten hätten und uns suchten. Natürlich war das eine starke Ueberraschung für uns alle, und wir erschöpften uns in Vermuthungen, ob es eine Expedition unter Lieutenant Langheld sein könne, oder Leute vom Kongostaat, oder Engländer aus Ugánda, oder etwa nur eine Razzia der Manyéma. Noch in derselben Nacht schickten wir um Kundschaft zu Madsambóni, der jedoch nichts erfahren haben wollte. Wahrscheinlich, meinte er, hätten einige unserer Träger, die zum Einkauf von Nahrung in den Bergen herumgezogen waren, dieses Gerücht veranlasst. Er wolle aber am andern Morgen Leute nach Süden ausschicken, um nähere Erkundigungen einzuziehen.

Auch einer meiner Diener, ein Unyóro-Knabe namens Mámbo, den mir der Araber Abu-Bekr in Ugánda gegeben hatte, hatte ähnliches von den Negern gehört. Die Eingeborenen hatten ihn gefragt, ob noch einige unserer Leute in der Nachhut seien, denn Europäer hätten mit den Warassúra gekämpft und müssten in wenigen Tagen hier eintreffen. Die von Madsambóni ausgesandten Leute kehrten jedoch mit der Meldung zurück, dass sie nirgendwo eine Bestätigung des Gerüchtes gefunden hätten.*) So kümmerten wir uns nicht weiter darum. *7. August.*

Ulédi war es indessen gelungen, durch langes Parlamentiren die Eingeborenen zu bewegen, unsere Ankunft den weiter vor uns liegenden Häuptlingen anzuzeigen. Am Abend theilte der Pascha Auwad Effendi mit, dass er am 10. abreisen werde; zur Antwort kam Sayid Aga als Abgesandter der im Lager anwesenden Leute und bat dringend, noch etwas zu warten. Der Pascha aber erwiderte, Stanley habe ihnen auch stets die Frist verlängert, und schliesslich sei doch Niemand gekommen. Er für seine Person habe nicht Lust, hier zum Vergnügen Sselím Beys und seines Anhangs zu sitzen und zu warten. Am

*) Wahrscheinlich hatte es sich um eine Nachricht vom Anrücken von Captain Lugards Karavane gehandelt, von der wir erst viele Monate später Näheres hörten.

10. August morgens würden wir unfehlbar abreisen, denn unsere Leute seien nicht gewöhnt, dass einmal gegebene Befehle widerrufen würden. Er beabsichtigte, im nächsten Lager einen Tag zu rasten und dann am Itúrifluss einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Wer kommen wollte, hätte dann immer noch Zeit, uns nachzuziehen.

8. August. Wir hatten jetzt 21 Familien der Ssudanesen im Lager. Jeder Familienvater erhielt ein Doti (acht Ellen) Baumwollenzeug für einen Anzug zum Geschenk.



Abb. 94. Aegyptische und ssudanesische Knaben.

Sselím Bey sandte abermals ins Lager und liess dringend um einen Aufschub bitten und versprechen, dass alle Leute kommen würden. Auch die bereits Anwesenden versuchten nochmals, den Pascha zu bewegen, die Abreise wenigstens bis Donnerstag zu verschieben. Der Pascha beharrte jedoch bei seinem Beschluss und erklärte, wenn Sselím Bey kommen wolle, so könne er uns seine Leute selbst nachführen. Die anwesenden Offiziere meinten dagegen, Sselím sei nicht fähig, seine Soldaten auch nur einen Tagemarsch weit zu führen. Wenn die Ssudanesen in Kavális Lande noch geduldet wurden, so hätten sie dies nur dem Namen des Paschas zu verdanken. Wenn er nun abreiste und den Eingeborenen erklärte, er wolle nichts mehr mit den Ssudanesen zu thun haben, so seien sie verloren.

9. August.

Der nordwestlich von uns wohnende Häuptling Lanyábo stellte sich im Lager ein. Von ihm erfuhren wir, dass Madsambóni mit den Einwohnern des nördlich gelegenen Bungínna verfeindet sei, seitdem Stanleys Karawane dort eine Razzia gemacht und Vieh fortgetrieben hatte. Man sagte uns auch, dass wir uns dort auf einen Angriff gefasst halten müssten. Wir entschlossen uns daher, in nordwestlicher Richtung nach Buēssa und Bilíppis Ort zu gehen, um uns von dort nördlich zu wenden.*) Dieser Weg sollte zwei bis drei Tage durch Grasland, dann durch dichten Wald führen, in dem viele Bananen gezüchtet würden; auch ein Zwergenstamm, Wanssūa genannt, sollte dort leben.

Am selben Abend wurden sämmtliche Soldaten und Träger der Expedition zusammengerufen. Der Pascha erklärte ihnen, dass er bis jetzt mit ihnen durchaus zufrieden gewesen sei und auf ihren ferneren Beistand hoffe. Es sei nicht unsere Aufgabe, den fremden Leuten als Führer zu dienen, und sie sollten diesen gegenüber in keiner Weise beeinträchtigt werden: er würde es aber auch nicht gern sehen, wenn sie mit den Fremden in Zwistigkeiten geriethen. Zunächst werde er versuchen, einen guten Weg nach Westen zu finden, wo es möglichst viel Nahrung für die Leute gebe. Dass dabei einmal Hungertage eintreten könnten, wüssten sie als alte Reisende ebenso gut, wie er, aber sie wüssten auch, dass wir Europäer dann ebenso gut hungern würden, wie sie. Damit wir den Weg sicher fänden, müssten wir uns überall zu den Eingeborenen freundlich stellen und streng darauf sehen, dass sich Niemand an deren Eigenthum vergreife. Jeder solle seine Nahrung mit den von uns ausgegebenen Tauschwaaren bezahlen, damit Eingeborene und Führer uns nicht davonliefen. Schliesslich fragte er sie, ob sie bereit wären, ihm zu folgen. Er wolle sie nicht auf dem Stanleyschen Wege, sondern etwas nördlich davon führen, wo wir bald in Gegenden kämen, in denen er selbst früher bereits gereist und daher bekannt sei. Dann wollten wir uns weiter nach Westen wenden, um dort womöglich unsere Landsleute zu finden.

Sämmtliche Leute erklärten sich willens, mitzugehen, keine einzige Stimme erhob Einspruch. Alle waren sichtlich vergnügt und guter Dinge. Ausser zwei etwas schwächlichen Leuten und einem Träger mit einer kleinen Fusswunde waren keinerlei Kranke oder Invalide vorhanden.

Die Abreise wurde nunmehr definitiv auf den andern Morgen festgesetzt. Trotz der Zuversicht des Paschas konnte ich nicht ohne Bedenken der Zukunft entgegensehen; indessen fügte ich mich ohne Weiteres dem festen Willen meines Vorgesetzten.

Um Mittag*) waren heute von der Station eine Menge Leute mit Sack und Pack eingetroffen: wie sich ergab, Bachíd Aga Bergút mit seinen zahlreichen

*) Drei Wege wurden uns hierfür genannt, 1) Ostroute: Walúmba — Bundugésso — Butúmbu — Mpíssa, 2) Mittelroute: Ndjwéna — Bungínna — Bundegádu — Bumbíla — Mpíssa, 3) Westroute Buéssa — Bulíppi — Bugenabóli — Bundugésso — Butúmbu — Mpíssa.

**) Von hier bis zum Absatz »Der Marsch brachte uns sofort« Diktat Emin Paschas.

Angehörigen, der gestern nach der Station abgegangene Sayid Aga, Mustaffa Shabássi, ein Aegypter und früherer Steuermann an Bord des »Khedive«, sowie einige andere Familien. Sie seien, behaupteten sie, auf die Nachricht unserer Abreise herbeigeeilt, um nicht zurückzubleiben. Doch hatte Sselim Bey den Offizieren und Leuten die Verabfolgung der verlangten Munition verweigert. Nicht lange Zeit nach ihrer Ankunft erschien der Offizier Fadl-Allah-Aga mit zwei Leuten von der Station als Ueberbringer eines Briefes an den Pascha und zweier anderer Briefe für Bachíd Aga und Sayid Aga. Die Uebersetzung des ersten folgt hier wörtlich:

Von der Kommandantur.

Excellenz!

Vor Kurzem bin ich zu Ew. Excellenz gekommen, und Sie haben mich davon benachrichtigt, dass Sie nach Westen gehen und bei einer anderen Regierung angestellt seien, und ich habe demnach den übrigen Soldaten und Beamten hier meine Befehle gegeben. Sie haben aber das, was Ew. Excellenz wünschen, abgelehnt, und ich habe deshalb schon früher an Sie geschrieben, und jetzt sind Sie mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, und deshalb enthalten Sie sich von jetzt an jedes Einflusses auf die Soldaten der Regierung, und wie ich gehört habe, sammeln Sie die Diener der hiesigen Beamten und machen aus ihnen Soldaten, und dies ist verkehrt, und was Sie gethan haben, beiden Theilen schädlich. Wenn aber Ihre Absicht die ist, uns Alle mit Ihnen zu vereinigen, um uns unserer Regierung zuzuführen, so sind wir dazu bereit, und wenn Ihre Absicht eine andere ist, so sehen Sie ab von den jetzt bei Ihnen befindlichen Soldaten, und lassen Sie Ihre Hände weg von ihnen, und in diesem Sinne habe ich auch heute an Sayid Aga geschrieben, damit er Sie davon verständige, und wenn Sie wagen sollten, die Soldaten und Diener zu nehmen, und wenn Sie sie nehmen und mit ihnen abreisen sollten, dann bist Du (!) der einzig Verantwortliche und kein Anderer, und wir wünschen nichtsdestoweniger unsere Regierung und keine andere, und, wie wir gehört haben, soll am heutigen Tage Rihán Aga Hammed-en-Nil angekommen sein und mit ihm Férradj Aga Adjók und einige Offiziere und Soldaten, getheilt in vier Abtheilungen, und in kürzester Zeit werden sie hier eintreffen; und es ist meine Pflicht, Ew. Excellenz davon zu benachrichtigen, und deshalb habe ich dies geschrieben zur Kenntnissnahme.

Der Militärkommandant der Aequatorialprovinz.
(gez.) Sselím Matr.

4. Mojarram 1308.

Da der Passus, der sich auf das Festhalten der Diener und ihre Einstellung als Soldaten bezog, unverständlich war, wurden im Lager Erkundigungen ein-

gezogen, aus denen sich Folgendes ergab: Während unseres Aufenthaltes in Bukóba hatte der König von Nkóle einen bei ihm von der Stanleyschen Expedition zurückgebliebenen Ssudanesen Almáss, früheren Diener eines in Dufilé verstorbenen Schreibers Michael Effendi Auwad zu uns geschickt; dieser hatte die Expedition nach Kafúro begleitet und war dort auf seinen Wunsch unter die ssudanesischen Soldaten gestellt worden (1. März 91.). Bei unserer Ankunft hier hatte der Schreiber Afífi Effendi seine Diener zu uns gesandt, um für sich Hütten bauen zu lassen, und einer der Leute, der früher Mitsklave von Almass bei Michael Auwad gewesen war, hatte sich an diesen angeschlossen und war bei ihm geblieben, ohne dass irgend Jemand darum wusste. Sogleich nachdem dies festgestellt war, wurde Befehl gegeben, den jungen Menschen dem Offizier Fadl-Allah-Aga zur Rückgabe an seinen Eigenthümer zur Verfügung zu stellen.

Von den beiden anderen Briefen, die uns zur Ansicht vorgelegt wurden, enthielt der an Sayid Aga nahezu dasselbe, wie der an den Pascha, merkwürdigerweise aber ausserdem die Aufforderung, mit dem Bau eines Lagers bei Madsambóni anzufangen. Der Brief an Bachíd Aga war von Rihán Aga Hammed-en-Nil, der von seiner Mission nach dem See kurz nach Abgang der oben erwähnten zwei Briefe allein eingetroffen war. Er enthielt nur die Anzeige von der Ankunft und die Bitte, nicht abzureisen. Zugleich hatte Rihán Aga seine im Lager befindlichen Diener beordert, nach der Station zurückzukehren um ihn und seine Sachen abzuholen.

Infolge dieser Briefe wurde sofort Bachíd Aga als der älteste Offizier herbeigerufen, von dem Vorgefallenen unterrichtet, und ihm klar gemacht, dass Leute ohne Munitionen für uns nur Ballast seien, und dass in Anbetracht aller vor uns befindlichen Gefahren es vielleicht besser sei, wenn die Offiziere nach der Station zurückkehrten, zumal ihre Kameraden jetzt im Anzuge seien. Bachíd Aga versammelte darauf Offiziere und Soldaten und machte sie damit bekannt; sie wollten jedoch sämmtlich von einer Rückkehr nichts wissen und baten, die Expedition zusammen mit ihren Familien begleiten zu dürfen.

Früh am Morgen wurde die Reveille geblasen, durch die heute das Lager *10. August.* in besondere Bewegung gerieth. Endlich sollten wir Undússuma verlassen, und in gehobener Stimmung setzten wir uns in Bewegung. Ich ging mit der Karawane voran, während der Pascha noch im Lager blieb.

Der Marsch brachte uns dicht beim Lager über den Bach Taráro, der durch den Nachts vorher gefallenen Regen stark angeschwollen war. Am jenseitigen Ufer liegt das Hauptdorf Madsambónis, Nyángabo, mit mehreren Complexen hüsch gebauter Hütten, die von Bananenpflanzungen umgeben sind. Kinder und Weiber, die nur dürftig mit einem winzigen Stückchen Rindenstoff bekleidet waren, standen vor den Hütten. Etwas weiter hin überschritten wir den Bach Ati, an dessen jenseitigem Ufer eine leicht wellige, mit Akazien, Ficus, Kigelia, Erythrina und einigen Spathodea-Bäumen bestandene Grasebene beginnt. Nach $1^1/_2$ stündigem Marsch waren wir bei der Grenze von Undússuma angelangt, um in

den Distrikt Buéssa einzutreten. Sanft absteigend stiessen wir noch einmal auf den Tarárobach, dessen Bett hier tief eingeschnitten ist. Wir durchwateten ihn und durchzogen ein mit zahlreichen Rundhügeln und Bananenpflanzungen durchsetztes Grasland, bis wir jenseits eines kleinen Baches Ndakalábe auf einer Terrainwelle an einem Gehöft lagerten. Auf den abgeernteten Feldern wurden zur Rechten unsere Leute, zur Linken die Ssudanesen einquartirt.

Die neuen Ssudanesensoldaten kamen zu meinem Erstaunen sofort herbei, als ich Nachmittags durch einen Pfiff, wie gewöhnlich, unsere früheren Soldaten zusammenrief. Ich sah darin ein gutes Zeichen für die Aufrechterhaltung der Disciplin. Indessen war eine grössere Anzahl der neuen Ankömmlinge noch ohne Waffen.

Zeitig schon war am selben Morgen*) der Offizier Fadl-Allah-Aga mit dem ihm zurückgegebenen Knaben nach der Station zurückmarschirt. Eine Antwort auf Sselím Beys Brief wurde ihm nicht mitgegeben, dagegen hatte er noch mit eigenen Augen gesehen, dass die Träger sich zur Abreise anschickten, und der Vortrab der Expedition sich in Bewegung setzte, so dass auch für ihn jeder Zweifel an unseren Aufbruch schwinden musste. Anderthalb Stunden später kam der Ssudanesenknabe zurück, da er den Soldaten wieder entlaufen war, und erklärte, er würde sich lieber tödten lassen, als nach der Station zurückkehren. Er wurde deshalb seinem früheren Kameraden beigesellt. Um 7 Uhr hatte sich die Expedition in Marsch gesetzt, und in nicht gar zu langer Zeit sandte Madsambóni genügende Träger, um den Rest der Sachen fortzuschaffen. Der Abmarsch des Nachtrabs wurde jedoch dadurch verzögert, dass einige der neu gekommenen ssudanesischen Offiziere zurückzubleiben wünschten, um den Rest ihrer Angehörigen zu erwarten, die noch am gleichen Tage aus der Station eintreffen sollten. Einige von ihnen hatten Gepäck und Frauen mit dem Gros der Expedition vorausgeschickt. Von ihnen war daher anzunehmen, dass sie die Expedition einholen würden. Ob zwei andere, deren Angehörige noch in der Station zurück waren, uns nachfolgen würden, blieb abzuwarten.

Die Verzögerung des Abmarsches (d. h. von dem des Paschas) brachte übrigens noch Verschiedenes an den Tag. Zuerst erzählte Bachíd Aga, und Rihán Aga Raschid wiederholte es, dass Rihán-Aga-Hammed-en-Nil, der von Sselim Bey nach dem See geschickt worden war, um die dortigen und die auf dem Plateau befindlichen Soldaten zu sammeln, vollständig unverrichteter Dinge zurückgekehrt sei; er wäre nach den früher von den Soldaten okkupirten vier kleinen Stationen gegangen, hätte aber nur alte Feuerstellen, kniehoch aufgeschossene Eleusine und verlassene Tabakspflanzungen vorgefunden. Ein Versuch, die Neger auszufragen, ergab nur, dass die Soldaten schon vor langer Zeit nach Nordwest abgezogen sein sollten. Auf weitere Erklärungen und Verhandlungen mit Rihán Aga wollten sich die Eingeborenen nicht einlassen, weil die Soldaten, wie sie erklärten, ihnen Dürre

*) Von hier bis zu dem Absatz »Wir mussten hier« Diktat Emin Paschas.

und Hungersnoth ins Land gebracht und obendrein ihre Heerden geschlachtet und aufgezehrt hätten. Der Offizier Fadl-Allah-Aga hatte seinerseits ebenfalls erklärt, dass Niemand mit Rihán Aga gekommen sei. Es liess sich demnach schwer ergründen, welche Beweggründe Sselím Bey veranlasst haben mochten, von einer Abtheilung heranrückender Soldaten zu sprechen, wenn es nicht in der Absicht geschah, uns zu erschrecken.

Was den Abmarsch jener Soldaten vom See anlangt, so gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder die Leute waren der Hungersnoth wegen nach dem Nordrande des Plateaus, nach Okébo oder zu Onssíri gezogen, von wo aus Kalliká leicht zu erreichen war, und konnten sich dann mit Fadl-el-Múla-Agas Leuten vereint haben, oder sie hatten unter der Leitung des früher in Mangbáttu stationirten Féradj-Aga-Adjók den Weg nach Mangbáttu versucht.*) Jedenfalls musste das Nichteintreffen der erwarteten Soldaten zusammen mit unserer Abreise die in der Station herrschende Gährung steigern, und es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn der ägyptische Schreiber, der Verfasser all dieser Briefe — denn Sselím Bey selbst konnte weder lesen noch schreiben —, diesem Umstand zum Opfer gefallen wäre.

Um ½10 Uhr marschirte der Nachtrab unter dem Pascha ab. Von den ssudanesischen Offizieren blieben Rihán Aga Raschid, Djímma Aga, Abú-bekr Aga und Mohammed Aga-Achmed zurück: die ersten Beiden hatten, wie schon gesagt, ihre Familien mit der Expedition vorausgesandt, während die andern Beiden ihre Angehörigen erwarteten. Alle versprachen spätestens andern Tages wieder bei uns einzutreffen, baten aber zugleich dringend, im nächsten Lager einige Tage zu warten, um auch den in der Station Zurückgebliebenen die Möglichkeit des Nachkommens zu gewähren. Sie machten dafür geltend, dass durch das Scheitern der Mission Rihán Agas und bei der grossen Unwahrscheinlichkeit, dass die vom Plateau aus nach Kaváli marschirenden Soldaten für eine Strecke von 6 Tagen über 2 Monate gebrauchen sollten, die Lage der Station bei der wachsenden Unzufriedenheit der Eingeborenen ringsumher unhaltbar geworden sei. Dass die Eingeborenen wirklich erregt waren, bewies am besten die Ermordung eines unseren eigenen Soldaten gehörigen Dieners. Von den grösseren Chefs war auf Mpígwa, Mpínga und Madsambóni gar nicht zu rechnen, auch Kaváli war unzuverlässig, und Katónsi wohnte zu weit ab. Die Station habe sonach — dies war die Meinung der Offiziere — keinerlei Hilfe zu erwarten, und das Gerücht von dem Nichteintreffen der Soldaten werde die in der Station befindlichen Soldaten voraussichtlich derart entmuthigen, dass ganz besonders Diener und Dragomane massenhaft desertiren und der Expedition nachfolgen dürften.

Madsambóni begleitete den Nachtrab bis zum nächsten Lager, wurde beschenkt und erbat sich noch Instuktionen bezüglich seines Verhaltens gegen die

*) Beide Ansichten haben sich später nicht bestätigt; sie sind vielmehr nach Süden gegangen, um sich mit Sselím Bey zu vereinigen, was einige Zeit nach unserem Abmarsch stattfand.

Stationsleute und die bei ihm zurückgebliebenen Offiziere. Er versprach, die Strasse, so lange die Expedition noch in der Nähe sei, offen zu halten, zeigte sich aber der Ansiedelung von Soldaten in seinem eigenen Lande sehr abgeneigt und erklärte, dass er sich gegen jede Vergewaltigung zu wehren wissen werde.

11. August. Wir mussten hier einige Tage bleiben, um den etwa nachkommenden Ssudanesen die Möglichkeit zu lassen, uns einzuholen. Für unsere Sammlungen bot die Gegend sehr wenig. Die Terrainwellen waren weit und breit mit Gras, und nichts als Gras, bedeckt; nur einige Ficusbäume, die zur Herstellung von Rindenstoffen dienten, waren bei den Hütten angepflanzt. Mehrere Züge von abgerundeten Granithügeln, auch diese mit Gras bewachsen, lagen nordöstlich von unserem Lager. An einigen nur fand sich spärlicher Akazienbusch. Weiter in der Ferne sah man die höheren Berge von Belébe, Bungílle, Ssáka und Kúka; nach Süden wurde der Horizont durch die Walégga-Berge begrenzt, nach Westen dehnten sich weite Grasflächen aus.

Da bei der Regenzeit alle unsere Stoffe leicht verfaulen konnten, bat ich den Pascha, an einem passenden Orte im Vorlande eine Zeit lang Station zu machen. Als Grund führte ich auch an, dass wir die vielen fremden Leute bei uns hätten, die noch nicht an das Marschiren gewöhnt wären, und die während der Regenzeit schlecht vorwärts kommen könnten, zumal sie nicht einmal Zelte besässen. Während der Regenzeit im Urwald zu reisen, wäre für sie ein grausames Ansinnen, da selbst unsere an Strapazen gewöhnten Leute schwer darunter leiden müssten.

Der Pascha war hiermit einverstanden und sagte zu; er bemerkte nur, dass wir allerdings von dieser Rücksichtnahme die Ssudanesen nichts merken lassen dürften, damit sie nicht für später daraus die Berechtigung zu irgend welchen Anmassungen entnehmen könnten. Was wir ihnen gäben, — so wurde ihnen wiederholt erklärt — hätten sie als freiwilliges Geschenk zu betrachten und als solches anzuerkennen. Der Pascha sagte mir überdies zu, was lange mein Wunsch gewesen, dass wir in dem Lager, in dem wir die Regenzeit abwarten wollten, unsere überzähligen Lasten aufbrauchen und künftig nicht mehr Gepäck als Träger haben würden. Einige wenige Tage die Sachen noch mitzunehmen, konnte ich nicht wohl bedenklich finden, zumal da der einheimische Ortschef Träger versprochen hatte.

Dem Offizier Tendía Aga hatte der Pascha am Tage vorher eine richtige Standrede gehalten, die zur Klärung der Situation durch ihre wohlthuende Grobheit entschieden beitrug. Die Soldaten seien wohl noch nicht genug von Sselím Bey und den drei Aegyptern an der Nase herumgeführt worden? Sselím Bey sei ein Esel. »Wenn er ein Mann ist, soll er hier herkommen, damit ich ihm eins hinter die Ohren schlage.«

Der Pascha hatte sich über die ewigen Intriguen der Leute rechtschaffen geärgert und war schliesslich doch zu der Ansicht gekommen, dass viele von ihnen

im Grunde nur ein ganz niederträchtiges Gesindel seien. Er war aber der Meinung, und ich musste ihm darin beistimmen, dass die Ssudanesen an und für sich brauchbare und treue Leute seien, die nur durch einige ihrer Offiziere, denen sie wie eine Heerde folgten, verdorben und schlecht geführt worden seien. Ihre Anhänglichkeit an ihre »Hokūme« (Regierung) war bewundernswerth. Es hatte aber für uns wenig Verlockendes, diese Gesellschaft von sogenannten Offizieren zur Küste zu bringen. Aus den wenigen Soldaten aber, und besonders aus den zahlreichen ssudanesischen Dienern und Sklaven würde sich ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial heranziehen lassen, sobald man sie erst von ihren eigenen Offizieren unabhängig machte und unter einen europäischen Führer stellte. Ich hatte deshalb dem Pascha einmal vorgeschlagen, er möge doch ohne Weiteres in ihre Niederlassung eindringen und mit fester Hand das Kommando an sich nehmen oder mir diese Mission übertragen, worauf die Leute zweifellos in wenigen Tagen so weit sein würden, dass sie uns willig folgten. Der Pascha ging jedoch darauf nicht ein. Er war zu ehrlich, um den Leuten etwas vorzuspiegeln.

Soweit*) sich aus Erkundigungen ergab, waren Féradj Agas Leute bei Agwíra und Njabákot im Lurlande angesiedelt und hatten ihren südlichsten Posten vier Stunden südwestlich bei Fandóro, an der Grenze des Lur- und Lendúlandes. Westlich davon soll ein hoher Berg sichtbar sein, in dessen Richtung die Leute abmarschirt seien. Das ganze Land soll dort reine Savanne ohne einen Busch sein.

Schon zeitig Vormittags trafen die zwei ssudanesischen Offiziere Rihán Aga Raschid und Abu-bekr Aga wieder bei uns ein und erzählten, dass nach unserem Abmarsch von Madsambóni Niemand von der Station im Lager eingetroffen sei; die anderen beiden zurückgebliebenen Offiziere, Djímma Aga und Mohámmed Aga Achmed, hätten sich geweigert, hierher zu kommen, weil ihre Angehörigen noch in der Station wären, wohin vermuthlich auch sie zurückkehren würden. *12. August.*

Nicht lange darauf traf im Lager ein von der Station entlaufener kleiner Knabe ein und erzählte, dass vom See her Niemand angekommen sei. Sselím Bey habe eine ganze Anzahl Leute einsperren und in das Sklavenjoch stecken lassen, an beiden Zugängen der Station seien Wächter ausgestellt, um jeden Verkehr mit uns zu hindern; aber die Diener der Beamten würden trotzdem wahrscheinlich entlaufen und zu uns stossen, weil sie der Plackereien überdrüssig geworden seien. Dann traf der Tags vorher zu Madsambóni zurückgegangene Unteroffizier und ein Soldat ein, die beide ihre Angehörigen geholt hatten und erzählten, die zwei Offiziere Djímma Aga und Mohámmed-Achmed hätten sie mit Gewalt zurückhalten wollen, sie hätten sich aber dennoch losgemacht und seien mit ihren Angehörigen ihnen zum Trotz fortgegangen.

---

*) Von hier bis »Weg nach Ssansibar zu nehmen« nach des Paschas Diktat.

Gegen Abend endlich traf der Offizier Tendía mit drei Soldaten als Ueberbringer zweier Briefe ein, worin Sselím Bey sieben von der Station fortgelaufene Diener und Dienerinnen reklamirte, von denen zwei Knaben und ein Mädchen dem Schreiber Afífi Effendi gehörten, dessen Gewehr sie mitgenommen hätten. Dazu gab der Offizier die folgende Erklärung: Sselím Bey und Rihán Aga Hammed-en-Nil hätten ursprünglich zu uns kommen wollen, um dem Pascha um Vergebung zu bitten und mit ihm den Abmarsch zu vereinbaren, aber auf die dringenden Vorstellungen der Aegypter und einiger Ssudanesen hätten sie sich wieder davon abbringen lassen, auch habe Kaváli ihnen gesagt, er wisse aus guter Quelle, dass Soldaten vom Plateau her im Anmarsch und bereits ganz nahe seien. Er, der Offizier, und seine Leute hätten unterwegs Gewehrfeuer gehört und glaubten, es rühre von jenen heranziehenden Soldaten her. Sselím Bey habe die früher nach der Station zurückgegangenen vier Soldaten, sowie einige Angehörige Bachíd Agas und Sayid Agas nebst vielen Dienern einsperren und unter Wache stellen lassen und gedroht, er würde jeden so behandeln, der zu uns gehen wolle. Die Frau Abdallah Aga Mansas, eines Anhängers des Paschas, der kurz zuvor auf einer Razzia gefallen war, habe er ihrer Habe berauben und mit zwei Kindern fortjagen lassen.*) Ebenso sei es den Angehörigen des verstorbenen Mohámmed Effendi Mussa gegangen. In Folge dessen herrsche unter den Soldaten allgemeine Unzufriedenheit, die noch dadurch vermehrt worden sei, dass der vorgestern nach der Station zurückgekehrte Offizier Fadl Allah Aga den Leuten erzählt habe, wie ruhig und geordnet hier alles zugehe, während man in der Station an allem Mangel leide, und wie nach unserem Abmarsche die Neger sich empören würden. Die Soldaten sässen des Nachts beisammen und äusserten offen ihr Missvergnügen. Ihm selbst, Tendía Aga, gegenüber seien Madsambóni und sein Bruder sehr unfreundlich gewesen und hätten sich sogar geweigert, ihnen Führer zu stellen und ihm gesagt, dass sie nach unserem Abmarsch nur noch denen, die sich mit uns zu verbinden gedächten, den Durchzug, Ansiedelungen in ihrem Gebiet dagegen überhaupt nicht mehr gestatten würden.

Es wurde nun zunächst nach den fortgelaufenen Dienern geforscht,*) da diese sich aber entschieden weigerten, zurückzukehren, wurde der Offizier dahin beschieden, dass die Diener erst dann wieder erstattet werden würden, wenn die in der Station festgehaltenen Leute Bachíd Agas und der anderen bei uns befindlichen Soldaten hierher zurückgekehrt seien. Im übrigen wurde ihm gestattet, die Nacht im Lager zuzubringen, und seine Leute wohnten der Vertheilung von rothen Mützen an die hiesigen ssudanesischen Soldaten bei. Von den drei mit dem Offizier gekommenen Soldaten ging daraufhin einer zu uns über und erklärte, er werde nicht nach der Station zurückkehren; er habe dort weder Frau noch Angehörige und zöge es deshalb vor, bei seinen hier befindlichen Kameraden

*) Sie hatten inzwischen in unserem Lager Aufnahme gefunden.



Wáwira in Undússuma

zu bleiben. Alle Abmahnungen vermochten nicht, ihn in diesem Entschluss zu erschüttern, und so wurde denn der Offizier davon verständigt, und ihm selbst überlassen, was er dazu thun wollte. Erkundigungen bei den hiesigen Eingeborenen nach dem angeblich von Norden heranmarschirenden Soldaten führten zu keinem Ergebniss.

Der Offizier Tendía wurde vor seinem Abmarsche zu den Tags vorher gegebenen Erklärungen angewiesen, Rihán Aga Hammed-en-Nil und solche von seinen Kameraden, die zu kommen Willens wären, zur Eile anzutreiben, da wir abmarschiren würden. Tendía selbst hat am Abend vorher und denselben Morgen wiederholt sein Bedauern darüber ausgedrückt, dass er nicht gleich im Lager bleiben könne, weil seine Angehörigen noch in der Station seien. Er wollte jedoch, wenn Rihán Aga komme, mit diesem zusammen zurückkehren. Ebenso erklärten die bei ihm befindlichen Soldaten, sie würden nach der Station zurückgehen, sich aber dort nicht halten lassen, sondern uns einholen. Der Soldat, der zuerst seinen Abmarsch verweigerte, blieb auch jetzt dabei, so dass Tendía schliesslich mit den beiden anderen Leuten den Rückweg antrat.

Es wurden dann Ulédi und Hamis bin Jándwe mit sechs Soldaten zu Madsambóni geschickt, und diesem aufgegeben, die von uns erbauten Hütten zu zerstören, da, wie aus dem Vorhergegangenen hervorgeht, die dort eingenisteten zwei Offiziere die Passanten belästigten; diesen selbst wurde durch Tendía Aga die Weisung ertheilt, unverzüglich nach der Station zurückzukehren.

Wenn wir Alles nochmal zusammenfassen, so war klar, dass alle Leute uns folgen wollten, und dass in kurzer Zeit vielleicht noch mehr zu erwarten waren. Trotzdem aber bestand der Pascha darauf, nach Nordwesten ins Ungewisse hinein zu marschiren, mit wenigen zuverlässigen Mannschaften und einem ausserordentlich geringen Munitionsquantum. Wenn man sich auf der Karte überzeugte, welche unendlich weite Strecken zwischen unserm damaligen Standpunkt und dem Hinterlande von Kamerun lagen, in dem des Paschas eigentliche Thätigkeit anfangen sollte, und dazu in Stanleys Buch las, welche Schwierigkeiten die Durchkreuzung gerade dieser Strecke machen musste, so konnte man wohl manchmal den Muth sinken lassen. Der Pascha selbst aber war guter Dinge und in bester Hoffnung. Mit ausserordentlicher Zähigkeit hielt er an seinen einmal gefassten Plänen fest. Er pflegte zu behaupten, Stanley habe bei seinem Zuge nicht genügend und nicht richtig mit den Eingeborenen verhandelt. Wenn man zu den auf unserem Wege liegenden Häuptlingen vorauf schickte, und sie rechtzeitig von unseren friedlichen Absichten unterrichtete, so würden

---

*) Als Kuriosum sei erwähnt, dass sich in dem von Sselím Bey wegen der Rückgabe der Diener geschriebenen Briefe der folgende Passus findet: »Vorfälle wie dieser wären geeignet, in die Herzen der Beamten Furcht und Entsetzen zu bringen und sie von der Abreise abzuhalten«. Worauf sich diese »Abreise« bezieht, blieb unklar, obgleich einem Gerücht zufolge die Herren in der Station sich geeinigt haben sollten, den Weg nach Sansibar zu versuchen (!)

sie uns bestimmt Führer und Lebensmittel stellen, so dass wir ohne Hinderniss weiterziehen könnten. Häufig bekam ich in diesen Tagen den Wahlspruch des Paschas: »und wenn es glückt, so ist es auch verziehen« zu hören. Er wollte wagen, etwas Grosses vollbringen und sich so die Anerkennung durch den Erfolg erzwingen, oder dabei untergehen. Sein ungewöhnlich starker Ehrgeiz gestattete ihm keine andere Möglichkeit.

Unser Lagerleben hatte durch die Ankunft der zahlreichen Ssudanesen ein weit mannigfaltigeres und bunteres Gepräge als früher erhalten. Die vielen in Felle gekleideten Männer stachen charakteristisch von unseren Leuten ab. Sie trugen manchmal nach Art der Eingeborenen einen zwischen den Beinen durchgezogenen Rindenstoff an einer Lendenschnur und über die Schultern eine Art bis an die Knie reichenden Rock aus zusammengenähten Häuten. Die eigentlichen Soldaten hatten schon das von uns geschenkte Baumwollenzeug und rothe Mützen angelegt. Die meisten Frauen besassen nur den früher beschriebenen Fransengürtel, nur einige von ihnen hatten den Oberkörper mit selbstgefertigten Baumwollstoffen oder solchen, die wir ihnen geschenkt, verhüllt.

Am auffallendsten war das Kostüm der aus Mákraka stammenden Mädchen: eine um die Hüften gelegte Schnur war ihr einziges beständiges Kleidungsstück. Die Vervollständigung dazu holte die Tochter Evas sich nach gut paradiesischer Sitte jeden Morgen erst aus dem Walde: ein kleiner Blätterstrauch vorn und einer hinten an dieser Schnur befestigt, genügte ihrer Züchtigkeit. Dass diese sparsame Toilette bei unseren Sansibariten verstohlene Heiterkeit erregte, konnte nicht ausbleiben.

Den ganzen Tag über wurde im Lager Mais gestampft, und Reiseproviant hergestellt. Die Ssudanesen bereiteten sich ihre dünnen, »Kíssra« genannten Brode, die an der Sonne gedörrt und zerkleinert, einen vorzüglichen und sehr haltbaren Reiseproviant bilden, das sogenannte Abré. Andere formten das Mehl zu winzigen, kaum erbsengrossen Kügelchen (Kúss-kúss), die ebenfalls getrocknet wurden. Allen erdenklichen Hausrath führten die Leute mit sich. Eine grosse Rolle spielten Ziegenhäute, in denen das Mehl und sonstiger Proviant verpackt wurde. Thongefässe, einige Messinggeschirre und Dutzende von Kalebassen schienen in jeder Ssudanesenfamilie unentbehrlich zu sein, während sechs bis zehn unserer Sansibariten zusammen höchstens einen Messingtopf und einen Flaschenkürbis nöthig hatten. Einige Leute erschienen mit Holzkisten, Bachíd Aga sogar mit einem Koffer, den er seiner Zeit von Dr. Juncker zum Geschenk erhalten. Mahlsteine und Stampfmörser wurden glücklicherweise nicht mitgeführt, wohl aber Eisenplatten zur Herstellung des Brodes. Einstweilen trugen die Leute fort, was sie konnten: sicher war, dass ihnen alsbald die Last schon von selbst zu viel werden, und dass dann freiwillig das Ueberflüssige fortgeworfen würde.

Wir fingen indessen an, die neuen Ssudanesen einzuexerziren. Einige waren mit Remington, einige mit Vorderladern, andere gar nicht bewaffnet. Sie gaben sich viele Mühe, waren aber noch recht ungeschickt. Auch ein Trompeter, ein

Mann aus Momfú, war darunter; allein seine Trompete befand sich in keinem besseren Zustand, als die unsrige, und ich hatte grosse Mühe, sie zu repariren. Der Hornist des Pascha, Abdelmanān, auch Ferús genannt, brachte dem neu Angekommenen unsere deutschen Signale bei. So hatten wir fast den ganzen Tag in unserm Lager Freikonzert.

Nach einer gemachten Aufstellung waren im Ganzen 198 Personen in unserem Lager eingetroffen, darunter 33 selbständige Männer mit 55 Frauen, 30 Knaben, 25 Mädchen, 28 männlichen und 30 weiblichen Dienern. Einzelne der Offiziere führten einen sehr umfangreichen Hausstand mit sich. So hatte Sayid Aga 28, Bachíd Aga 27, Rihán Aga 14 und Abu-Bekr Aga 10 Personen. Ebenso hatte Auwad Effendi 15, Murssāl 21 Leute u. s. w. Unter allen diesen Menschen befanden sich 6 Offiziere (3 »Majore« und 3 »Lieutenants«) und 20 leidlich brauchbare Soldaten mit 14 Remington- und 3 Vorderladergewehren. Im Verhältniss zu der Anzahl der Personen war demnach der Nutzen, den wir von ihnen hatten, nur äusserst gering, zumal da zu jedem Gewehr nur 20—40 Patronen vorhanden waren. Unter den Offizieren waren die drei Majore Bachíd Aga Bergút, Sayid Aga Ibrahím und Ssálleh Aga Bayassíd für uns gänzlich untauglich. Der erste schien allerdings ein ganz tüchtiger Mensch zu sein, war aber von seiner Majorswürde so durchdrungen, dass wir von Anfang an auf seine Dienste verzichteten. Unter den andern war eigentlich nur Rihán Aga Raschid zu brauchen; dieser aber versprach wirklich, ein sehr guter Soldat zu werden. Unter den Soldaten befanden sich drei Unteroffiziere: ein ziemlich untauglicher Aegypter und zwei recht tüchtige Ssudanesen, Ssálim und Murdján.

So gab es unter den 198 Personen eigentlich nur 20, die uns etwas nützten, während die übrigen uns nur hinderlich waren. Unsere eigene Karawane bestand, wie schon erwähnt, aus 314 Leuten, es befanden sich also 512 Personen in unserem Lager, darunter 126 Träger, 14 Aufseher, 5 Dolmetscher, Sammler etc., 32 alte Soldaten, 20 neue Soldaten und 3 brauchbare ssudanesische Offiziere, insgesammt 195 brauchbare Leute und 317 Personen, die nur als Ballast mitgeschleppt und doch in den Wäldern ernährt und bekleidet werden mussten. Als Waffen für alle diese Leute besassen wir 37 Mausergewehre mit etwa 4500 Patronen*), 14 Remingtongewehre mit 500 Patronen, 5 uns privatim gehörige Hinterlader, ein 3,7 cm Schnellfeuergeschütz mit 97 Granaten, 102 Vorderladergewehre, 4 Schrotflinten mit einem Vorrath von Schrot und Pulver, für die vor uns liegende Aufgabe gewiss eine höchst bescheidene Macht. Patronen sparen musste unsere strengste Pflicht sein.

Die zu Madsambóni geschickten Soldaten berichteten bei ihrer Rückkunft, dass dieser gewillt sei, alle ihm gewordenen Instruktionen auszuführen. Sein Bruder Káto, der etwas später bei uns eintraf, erzählte, dass am vorhergehenden Tage eine Anzahl Soldaten von Kaváli in Undussúma angekommen seien mit

---

*) Wir waren mit 4960 Mauser-Patronen ins Innere von Kafúro abgerückt.

dem Auftrage, die nach unserem Abmarsch noch zurückgebliebenen Leute nach ihrer Niederlassung zurückzubringen. Einige seien sofort abmarschirt, andere noch dort geblieben. In der Zwischenzeit hatten einige von ihnen sich damit vergnügt, in unserem Lager nach der Scheibe zu schiessen, und dieses seien vermuthlich die Schüsse gewesen, die wir auf dem Marsch vernommen hatten. Er wurde beauftragt, nach seiner Rückkehr Leute zu Kaváli zu schicken und dort Erkundigungen einzuziehen, ob von Norden her eine Verstärkung der Ssudanesen im Anmarsch sei oder nicht. Am Nachmittag sahen wir in der Richtung von Undussúma Rauch und Feuer; wahrscheinlich wurde also das verlassene Lager angezündet, wie es befohlen worden war.

13. August. Ein am folgenden Morgen von der Station gekommener Diener erzählte, dass Sselím Bey 40 Mann Soldaten nach unserem Lager in Undussúma habe senden wollen, um alle bei uns befindlichen Soldaten und Offiziere zurückzuholen. Seine Leute hätten sich jedoch geweigert, weil es dann aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Gefecht gekommen wäre. Zwanzig Mann seien unter Tendía Aga bis Undussúma gekommen, woselbst sie sich aber geweigert hätten, weiter zu gehen, so dass Tendía Aga gezwungen war, mit nur drei Mann zu uns zu kommen, von denen schliesslich obendrein noch einer, wie erwähnt, bei uns zurückblieb. Tendía hatte wegen des Gewehres dieses Mannes, das er durchaus mitnehmen wollte, mit den bei uns befindlichen ssudanesischen Offizieren einen lebhaften Wortwechsel gehabt; diese hatten das Gewehr jedoch zurückbehalten. In der Station waren alle der Flucht verdächtige Soldaten und Diener eingesperrt worden, und es wurde uns erzählt, dass Sselím Bey die dort zurückgehaltenen Diener der zu uns gestossenen Leute an seine Offiziere vertheilen wollte. Die Leute in der Ssudanesen-Niederlassung bereiteten ihre Felder zur Bestellung vor und hätten den Landbesitz der fortgegangenen Offiziere unter sich vertheilt.

14. August. In der Frühe trafen einige Kinder ein, Sklaven der Ssudanesen, die in der Nacht ihren Herren von Undussúma aus weggelaufen waren. Sie berichteten, dass sich dort nur noch zwei Offiziere befänden, Mohammed-Aga-Achmed, dessen Angehörige noch in der Station seien, und Achmed Báya, dessen Angehörige sich zur Hälfte bei ihm, zur Hälfte in der Station gefangen aufhielten, ausserdem der Aegypter Mustápha Shabássi. Alle drei wohnten in den früher von uns Europäern innegehabten Hütten. Die in der Station ansässigen Leute würden von ihrem Führer dort zurückgehalten.

Dies waren die letzten Nachrichten, die wir von den Ssudanesen empfingen. Hier und da kamen dann noch nachträglich neue interessante Einzelheiten über die Vorgänge in der Aequatorialprovinz zu Tage. So ging z. B. aus einer Aesserung von Auwad Effendi hervor, dass Fadl-el-Múla-Aga am 15. Juni 1889 eine Expedition von 250 Soldaten und Offizieren unter dem Befehle von Abdállah-Aga el-Abd zunächst nach Nssábe (Südwestufer des Albert-Sees) gesandt habe mit dem Auftrage, den Pascha, wenn er dort wäre, zu ergreifen und zurückzu-

führen, dann aber von Stanley alle mitgebrachte Munition und Zündhütchen zu verlangen, nöthigenfalls sogar mit Gewalt zu nehmen. Diese Expedition habe aber Niemanden gefunden — Stanley war bekanntlich am 10. April abmarschirt — sei dann noch eine Strecke weit zum Ssemliki-Fluss gegangen und endlich zurückgekehrt. Man habe darauf Auwad Effendi beschuldigt, dass er den Pascha von dem geplanten Angriff in Kenntniss gesetzt habe, habe ihn in Ketten nach Wadelái geschafft und seiner sämmtlichen Habe beraubt.

Am 15. August marschirten wir von dem Gehöft Gunguléï in Buéssa ab.



Dr. Franz Stuhlmann.

II. THEIL.

XVIII. KAPITEL.

Die Wáwira.

Westlich vom Südende des Albert-Sees wohnen kleineren Theils im offenen Graslande, grösseren Theils im dichten Urwalde Volksstämme, die sich Wáwira nennen. Nach den Erkundigungen, die wir einzogen, haben verwandte Völkerschaften das ganze Gebiet bis an den Kongo und noch etwas westlich von diesem Flusse inne. Sie alle werden unter dem Namen Babíre, Babíra, Wáwira, Walégga oder auch Warégga zusammengefasst. Stämme wie Walengóla, Wakúmu, Walaníngo u. a. des Kongo-Waldes gehören zu ihnen, und wahrscheinlich sind sie manchen Völkern im südlichen Kongobecken, den Bakúba, ja vielleicht den Lúnda-Völkern verwandt. Sowohl nach den körperlichen und ethnographischen Merkmalen, als auch ihrer Sprache nach gehören sie einer einzigen grossen Familie an. Ihr Idiom, das sich eng denen aller Bantuvölker anschliesst, bildet eine geschlossene, sehr charakteristische Gruppe der Bantu-Sprache. Ein besonderes Kennzeichen scheint mir zu sein, dass die Zahlen meistens denen fast aller Bantu ähneln, dass aber Wasser »líbo (ríba)« und Feuer »mússa (ússa)« heisst. Speciell hier in den offenen Gegenden S.W. des Albert-Sees, in denen wir sie kennen lernten, scheinen, aus der Sprache zu schliessen, einige Beziehungen mit den Völkern des Ssudans existirt zu haben. Der Ausdruck für das Zahlwort eins (»ngilíni«) erinnert sehr an das »gelén« der Bari und auch merkwürdigerweise an das »Kerén, kelén, nkerén« der westafrikanischen Mandénga-Völker, eben so wie auch das Wáwirawort für Hund »angiríni« an das »ngíra« oder »ngíla« der Mandénga erinnert und mit dem sonst unter dem Bantu allgemeinen Wort »úmbwa, mboa« etc. nichts gemein hat. Wenn aber auch die Wáwira-Sprache den gesammelten Wortproben nach meist aus Bantuworten besteht, so konnten sich unsere Träger doch gar nicht an sie gewöhnen, und eine Verständigung war völlig ausgeschlossen; so sehr weicht sie von andern Bantu-Idiomen ab, dass selbst die sprachgewandten Sansibariten hier rathlos waren. Bei Madsambóni spricht Jedermann Kinyóro, und auch bei Bilíppi lernten einige der jüngeren Generation diese Sprache von Wahúma-Hirten, die vor dem Ausbruch der Viehseuchen hier ihre Heerden hatten.

Fragt man die im Südwesten des Albert-Sees wohnhaften Wáwira nach ihrer Herkunft, so geben sie alle einstimmig an, dass sie vor noch nicht langer Zeit, die wir etwa um 50 Jahre zurückdatiren können, aus dem fernen Südwesten in diese Gebiete eingewandert seien. In einzelnen Familien drangen sie aus dem Urwald in das Grasland vor, das damals nur spärlich von Walégga-Lendú bewohnt war. Die Leute wissen noch zu erzählen, dass Mpínga der letzte der Einwanderer gewesen ist. Alle die einzelnen Stämme können noch genau den Weg angeben, auf dem sie hierher gelangten. Die meisten wollen über Ussúnno marschirt sein. Die Leute von Madsambóni haben zuerst ihren Wohnsitz bei Nyankúnde genommen.

Die Stämme der heute im Grasland ansässigen Wáwira sind die folgenden: Bumbílla, Bumúko, Mkángi, Mssúnno, Bulíbi (Bilíppi), Munogwára, Mswéne, Mlángwa, Bungínne, Bóbwe, Mssíri, Mpínga. Einige dieser Bezeichnungen scheinen einfach die Namen der betreffenden Häuptlinge zu sein.

Die Wáwira dieser Gegend weichen in mancher Hinsicht von denen ab, die den Urwald bewohnen. Sie haben viele ihrer früheren Gewohnheiten aufgegeben und solche der Lendú und Wanyóro angenommen. Es wird daher zweckmässig sein, beide gesondert zu betrachten.

Die von uns besuchten Wald-Wáwira sind zu beiden Ufern des oberen Itúri ansässig, wohin sie von Süden, speciell von Bilíppis Land aus, vor nicht zu langer Zeit eingewandert sind. Sie zerfallen in zahlreiche kleine Familien, die sich nach ihrem Stammvater benennen. So bezeichnet Wande-dódo die Nachkommen des Dódo, Wande-sáma die Nachkommen des Sáma u. s. w. Andere Wáwira bewohnen die Wälder westlich vom Schneeberg und westlich von den Walésse. Sie sind bis an dem Oberlauf des Kongo von den Stanley-Fällen an bis etwas unterhalb Nyángwe verbreitet. Hier haben wir es nur mit den am oberen Itúri Angesiedelten zu thun.

Es sind dies grosse kräftig gebaute Leute (Abb. 95) von dunkel-chocoladenbrauner Farbe. Ihr Gesicht ist nicht sehr prognat, die Nase länglich und wenig breit, der Mund für den eines Negers meist wohlgeformt. Zweimal sah ich unter ihnen Leute mit Kröpfen. Die Hautfarbe wird vielfach durch Beschmieren mit rother Thonpomade*) verdeckt. Die Oberlippe der Männer wird mit 1—7 feinen Durchbohrungen versehen, in denen alle möglichen Gegenstände angebracht werden: kleine Holzpflöcke, Grashalme, (Abb. 96: 1) kleine Messingringe und besonders häufig Eisen- oder Messing-Nägel mit konischem, oft scheibenförmig verbreitertem Kopf, (Abb. 96: 2, 3, 4, 5) deren langer durch das Loch durchgeschobener Theil gewöhnlich innen am Lippenfleische umgebogen ist oder auch als 5—7 cm langer Draht aus dem Munde herausragt und den Träger beim Sprechen hindert. Eine Reihe solcher »Verschönerungen« wird nebenan (S. 381) abgebildet. An der

*) Die »Thonpomade« wird hergestellt aus dem zerriebenen, rothen Holz von Pterocarpus sp. und Ricinusöl; vielfach nimmt man anstatt des Holzpulvers auch rothen Thon oder beides zusammen.

Oberlippe bringt man in der Nähe des Mundwinkels jederseits eine Durchbohrung an, nur selten fehlen solche Löcher an beiden Lippen. In die durchbohrten Ohrläppchen (Abb. 96: 11) wird ein etwa 5 cm langer und $^{3}/_{4}$ cm dicker Pflock eingelegt, der an beiden Enden festgebunden eine Kaurischnecke trägt*) und meist mit Bast übersponnen ist, (Abb. 97) der jedoch durch das Einschmieren mit rother Pomade unsichtbar wird. Auch einfach gebogene oder mit einer Spirale verzierte Eisen-oderMessingdrähte bringt man in das Ohrläppchen (Abb. 98).



Abb. 95.
Wandesáma-Wáwira aus dem Walde vom oberen Itúri.

An sonstigen Schmucksachen werden massive eiserne Ringe (Abb. 95) in der Mehrzahl um die Beine unterhalb der Knie, um die Oberarme und um das Handgelenk gelegt, die häufig auch durch Schnüre aus Eisenperlen ersetzt sind. Diese »Perlen« werden auf kleine Lederstreifen aufgezogen, deren freie Enden am Schienenbein herabhängen. Ganz dieselben etwa 5 mm dicken Eisenperlen werden, eben so wie die aus kleinen Muschelscheiben hergestellten, als Hals- und Gürtelschnüre angelegt. Auch Ketten aus grossen Eisen-Ringen, die von der Schulter aus unter dem Arme durchgehen, trägt man sehr gern. Mit besonderer Vorliebe lässt man

*) Genau eben solchen Pflock, der jedenfalls nicht bei vielen Stämmen zu finden ist, hat Buchner aus dem Lúnda-Reiche (mussúmba) mitgebracht; dort wird er aber, wie mir Herr Dr.

zwei derartige Ketten sich auf der Brust kreuzen. Manche Leute tragen um den Hals einen breiten Lederstreifen, von dem zahllose feine schwarze Schnüre auf Rücken und Brust niederfallen, hin und wieder sieht man diese Schnüre auch aus feinem, weissem Bast geflochten. Kaurimuscheln werden gern auf Lederstreifen genäht und als Schmuck getragen: sie sollen angeblich von Osten her in das Land eingeführt worden sein (ob alle?). Namentlich werden sie von Melíndwas Leuten gekauft, die sie aus Unyóro beziehen, doch ist anzunehmen, dass man sie schon vor der Wanyóro-Einwanderung als Schmuck benutzt hat, da auch die Waldstämme am Kongofluss sie kennen. Aus einer Combination von Kauris und den halbkreisförmigen Zähnen von Nagethieren stellt man Schmuckgegenstände her, die auf der Stirn, im Haar oder um den Hals befestigt werden (Abb. 96: 12, 13, 14).

Jeder Wáwira-Mann spitzt sich entweder nur die oberen (Abb. 96: 6) oder alle Schneidezähne zu. Theils werden von jedem Zahn nur die beiden Ecken abgeschlagen, theils alle regelrecht zugeschärft, so dass jeder einzelne ein spitzes Dreieck bildet, was den Träger nach unsern Begriffen sehr entstellt und ihm das Ansehen eines echten Wilden giebt.

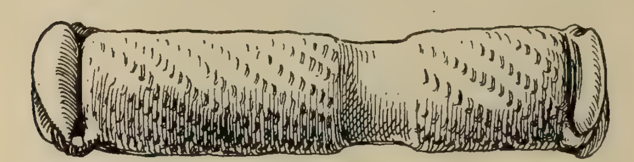


Abb. 97. Ohrpflock der Wáwira und anderer Waldstämme am oberen Itúri (nat. Grösse).

In der Haartracht ist dem Geschmack der Träger freier Spielraum gelassen. Einige Leute lassen ihr Kopfhaar lang wachsen und flechten es in feine Stränge, deren Enden häufig geknotet werden. Andere rasiren am Haarwirbel ein dreiseitiges Stück, andere eine Bahn, die quer über den Kopf von einem Ohr zum andern verläuft, noch andere die Nackenparthie heraus (Abb. 99). In allen Fällen aber werden die Haare mit der unvermeidlichen Thon- oder Holzpomade derart gesalbt, dass oft jeder Strang am Ende mit einem dicken Klumpen dieses Materials beschwert ist. Seltener findet man bei den Waldbewohnern eine andere, graue Masse in das Haar eingerieben.

Ausser mit Thonpomade bemalt man den Körper bisweilen mit schwarzen Strichen, wobei Russ mit Ricinusöl vermischt als Farbe dient. Die Tätowirung besteht in Einschnitten auf Brust und Bauch, meistens je eine senkrecht verlaufende Bahn von 3—5 Reihen kleiner Wulstnarben jederseits des Nabels. Manchmal sieht man auch eine liegende Kreuzzeichnung auf dem Bauch, auch wohl Reihen von kleinen Schnitten auf dem Oberarm. Seltener sind grosse Wulstnarben.

Buchner schrieb, nicht als Ohrpflock, sondern horizontal an einer Schnur hängend am Halse getragen, und zwar ziemlich häufig. Er dürfte wohl ein Amulett sein. Die beiden Stücke sind so identisch, dass sie aus gemeinsamer Quelle stammen müssen und auf ein Ausstrahlen beider Völker von demselbem Punkte resp. auf irgend welche Handelsbeziehungen schliessen lassen, die sich aber noch nicht im Einzelnen nachweisen lassen. Derartige, von weit her gekommene Dinge werden zu oft als Amulette getragen.

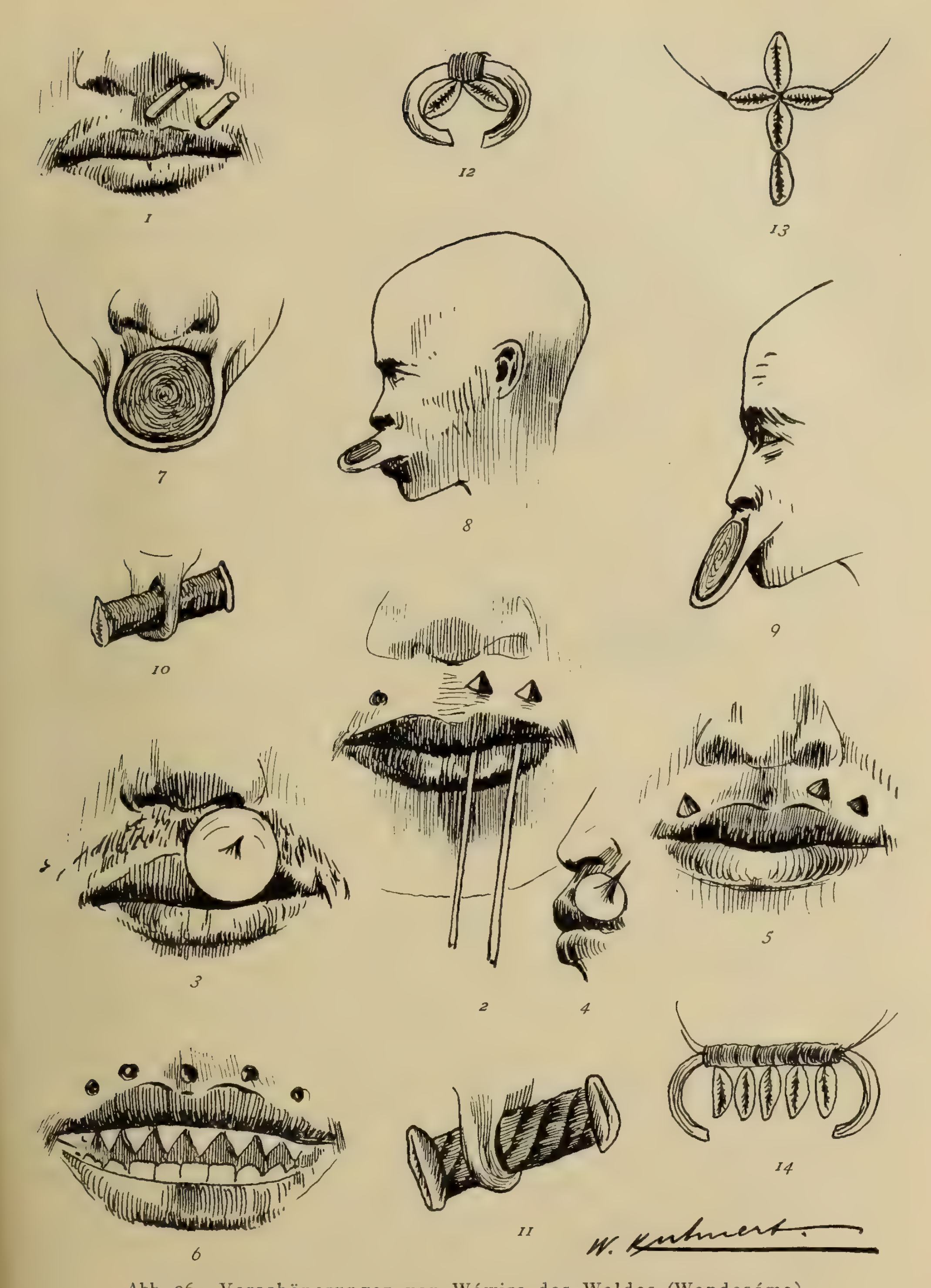


Abb. 96. Verschönerungen von Wáwira des Waldes (Wandesáma).

1.—5. Lippenschmuck der Männer (*1.* Hölzchen, *2.* Messingnägel, *3, 4.* Eisennägel mit Verbreiterung *5.* Messingnägel), *6.* Zahnschärfung, *7.—9.* Lippenschmuck der Frauen, *10, 11.* Ohrpflöcke der Männer, mit Kaurischnecken verziert, *12.—14.* Stirn- und Halsschmuck der Männer (Nagethierzähne und Kaurischnecken).

Eine Beschneidung wird bei den Wáwira in der Nähe des Graslandes, also am oberen Itúri nicht ausgeübt, sie scheint jedoch bei den weiter im Walde ansässigen Wáwira die Regel zu sein. Scham- und Achselhaare werden nicht rasirt.

Bekleidet sind die Männer mit einem schmalen Streifen Rindenstoff, der zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten an der Gürtelschnur befestigt wird (Abb. 98). Hinten lässt man ihn gern lang bis auf die Waden herabhängen und beschwert das untere Ende mit einigen Kauris oder Eisenperlen. Derartige, lang herabhängende Streifen mögen wohl zu der Mythe von geschwänzten Menschen geführt haben.

Die Weiber sind meistens dick mit Pomade geschminkt, so dass ihre Haut auf den ersten Blick röthlich erscheint. Als Kleidung tragen sie einen dicken pomadebeschmierten Ring aus Bast um die Hüften, an dem vorn und hinten einige Blätter, bisweilen auch ein paar Eisenringe befestigt sind (Abb. 114). Um den Hals hängen Schnüre aus Muschelperlen, sowie Eisenketten mit grossen Ringen. Eisenspangen schmücken Arme und Beine, auch die Ohrpflöcke fehlen nicht. Der Kopf ist oft rasirt, gewöhnlich aber mit einer dicken Kruste von Thonpomade belegt. In die durchstochene Oberlippe ist eine grosse, flache, runde Holzscheibe eingezwängt (Abb. 100). Man erweitert ein centrales Loch durch Einschieben von immer grösseren Bastspiralen so sehr, dass schliesslich eine Holzscheibe von 9 cm Durchmesser (Abb. 101, 115) darin Platz hat. Das Lippenfleisch ist zu einem dünnen Bande ausgezogen, das die Scheibe fest hält; aber häufig genug kommt es vor, dass die Haut ausreisst, und eine sehr entstellende, hasenschartenartige Narbe zurückbleibt. Die Platte ragt entweder horizontal nach vorn, so dass die Oberlippe zu einem Entenschnabel verlängert erscheint (Abb. 96: 8), oder sie senkt sich auch durch ihre Schwere wie eine Klappe über den Mund (Abb. 96: 9). Die Sprache der Frauen hat infolge dessen etwas Murmelndes angenommen, und wenn sie essen wollen, so müssen sie erst mit einer Hand die Lippe in die Höhe ziehen.

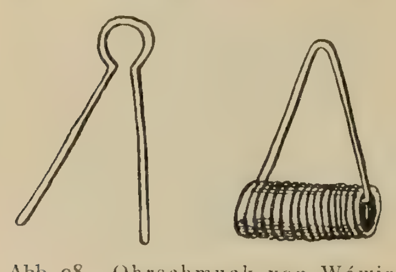


Abb. 98. Ohrschmuck von Wáwira des Waldes.

Diese ganze, an die Peléle der Makúa und gewisser Stämme am Schíre, an die Míttu oder Lúba Schweinfurths oder an die Botokuden erinnernde Sitte ist so ziemlich das widersinnigste, was ich auf diesem Gebiete je gesehen habe, und ein merkwürdiger Beweis dafür, wie verschieden die Schönheitsbegriffe bei den einzelnen Völkern zu sein pflegen. Bei allen Wáwira, mit denen wir in Berührung kamen, mit Ausnahme der Leute von Madsambóni, pflegen sich die Frauen auf diese Weise zu verzieren. Häufig werden auch noch mit einer schwarzen, pechartigen Masse, Perlen oder Muschelplättchen auf die Oberfläche der grossen Holzscheibe aufgeklebt um sie zu verschönern (Abb. 101).

Als Waffen dienen die den Waldvölkern eigenen Bogen mit Rottangsehnen

(Abb. 95), die jedoch etwas länger als die der Zwerge sind. Die »Sehne« ist mit einer einfachen Schlinge über das Ende des Bogens gezogen, wo eine leichte Verdickung oder ein Widerlager — aus einer kugeligen Umflechtung — ihr Zurückgleiten verhindert. Dazu gehört eine dünne Sorte von Pfeilen, deren eiserne Spitzen mit Widerhaken versehen sind, oder auch einfach lanzettförmig verlaufen. Als Befiederung haben sie ein dreieckiges Blattstück in dem unteren Theil eingeschoben. Die Spitze ist an dem dünnen Schaft durch eine »Tülle« befestigt, und diese oft noch mit feinem, breit geklopftem Eisenband umwunden. Aehnliches Band ist meistens auch um das untere Ende gelegt, um ein Aufspalten des Holzes zu verhindern und das Gleichgewicht herzustellen. Unten, an den Seiten des Unterendes angebrachte Kerben erleichtern das Festhalten des Pfeiles beim Schiessen, eine Einkerbung zum Aufsetzen auf die Sehne existirt nicht. Lanzen mit ordinärem Eisenblatt sind nur vereinzelt vorhanden. Der Köcher für die Pfeile der auf dem Rücken getragen wird, hat dieselbe Form, die auch bei den Wassongóra und Lendú vorkommt: an eine grosse, auf dem Rücken getragene, aus Rohr geflochtene Platte ist ein flacher langer Sack aus demselben Material aufgenäht. (Tafel XIX, 1, 2 u. 4.) Häufig wird die Platte mit weissen und schwarzen Strich- und Dreiecks-Mustern bemalt und mit einem Büschel aus Hahnenfedern verziert. Seltener dienen einfache, längliche aus Gras geflochtene Säcke als Köcher. (Tafel XIX, 5.) Messer mit langen Holzgriffen und geraden, lanzettförmigen Klingen werden stets ohne Scheide getragen. Auch die Frauen führen ein kleines Messer mit blosser Klinge im Gürtel (Abb. 102a u. b). Es hat eine lanzettförmige Klinge und einen sauber geschnitzten Holzgriff. Als Schutzwaffe dient den meisten Männern ein grosser, aus doppeltem Büffelfell hergestellter und mit Thonpomade gesalbter Kürass, der die Brust bedeckt und nur an der rechten Körperseite — die beim Schiessen vom Feinde abgewandt ist — einen schmalen Spalt frei lässt, den man sogar noch verschnüren kann. Das Ganze wird mit einem Riemen auf der linken Schulter getragen (Abb. 103). Häufig sieht man nur eine, 1—2 Hand breite Bauchbinde aus Leder, welche die wichtigen Organe schützt. Sie war im Walde manchmal aus Zebrafell hergestellt, ein Zeichen, dass diese Thiere hier in der Nähe (angeblich im Nordwesten) leben müssen. Der Lederwulst am linken Handgelenk, der zum Auffangen der Bogensehne dient, darf natürlich auch hier zur Ausrüstung nicht fehlen (Abb. 104).

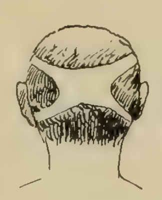




Abb. 99.
Haartrachten der Wandesáma-Wáwira.

Die Dörfer sind in einer Waldlichtung angelegt. Man schlägt die grossen Bäume entweder nieder oder bringt sie durch Feuer zu Fall, reinigt die Stämme nothdürftig von Aesten und rodet das Unterholz weg, um so Platz für die Pflanzungen zu bekommen. Der Dorfplatz selbst ist meistens leidlich sauber gehalten.

Die Hütten (Abb. 105) gleichen denen der anderen Waldvölker am oberen Itúri, sind jedoch etwas geringer an Umfang, als diejenigen der Wadúmbo. Ueber der Thür ist das Dach ein wenig vorgewölbt. Der Thürverschluss geschieht entweder von innen durch eine vorgeschobene, aus Rohr geflochtene Platte oder von aussen durch grob gespaltene Balken. Stets findet man zu beiden Seiten des überwölbten Einganges zwei kurze Wände aus Pfählen, die durch Bast mit einander verbunden sind. Die Hüttenwände bestehen aus Rohr, das in horizontalen Lagen an einem Kreis von Pfählen gebunden ist. Die Dächer werden je nach dem vorhandenen Material mit Phryniumblättern oder mit Gras gedeckt. Auf ihre Spitze legt man als Regenschutz eine besonders dicht geflochtene Kappe. In den Dörfern, die in der Nähe des Graslandes liegen, findet man auch Getreidespeicher, die hier auf einem etwas höheren Balkengerüst stehen als diejenigen der Wassongóra-Wahóko. Gewöhnlich sind vier, etwa $^1/_2$ m hohe Gabelpfähle in die Erde gerammt und mit einigen horizontalen Pfählen gedeckt. Auf diesen ruht die tonnenförmige, etwas ausgebauchte Vorratskammer, die von aussen mit dürrem Bananenlaub bekleidet und oben mit einem Dachdeckel geschützt ist. Rohe, mit Bananenblättern gedeckte Sonnendächer sieht man in jedem Dorfe.

Die Thongefässe sind ohne Verzierung, nur mit einem umgekrempten Rande versehen. Ganz winzige Stampfmörser von länglicher Form haben sauber geschnitzte, meistens vierflügelige Füsse. Sie dienen zum Zerkleinern von Blättern, mit denen eine Gemüsesauce hergestellt wird. In groben Trögen zerstampft man das zu zerreibende Farbholz und mischt es mit Oel. Mahlsteinplatten, die von der Farbe geröthet sind, sieht man vor jedem Hause. In anderen Holztrögen werden Bananen zur Herstellung des Bananenweines zerkleinert. Hübsche Körbe werden aus Phryniumbast geflochten. Es sind entweder kiepenförmige Gefässe oder flache, mit siebartig durchlöchertem Boden versehene Bastteller. Andere haben die Form eines Kegelstumpfs und sind wie diejenigen der Wahúma hergestellt. Niemals fehlen den Wáwira die aus gespaltenem Rohr geflochtenen, rechteckigen, flachgedrückten Vorrathssäckchen, die an einer um den Hals laufenden Schnur auf dem Rücken getragen werden. Andere Leute besitzen höhere, fast viereckige Körbe, die unten in vier Ecken auslaufen, während der obere Rand rund ist. Man trägt sie an einem Baststreifen, der um die Stirne läuft, während der Korb auf dem Rücken hängt. Diese Form der Körbe, die im Waldgebiete am Itúri, bei den Lendú etc. häufig wiederkehrt, erinnert an die Körbe der Nilneger (Lur, Bári etc.), die ebenfalls an der Mündung rund, am Boden viereckig sind. Geschnitzte Holzlöffel dienen bei der Bereitung der Speisen. Zum Essen werden hier und da sauber geputzte Schalen von Flussmuscheln verwendet, die man angeblich von den Ufern des Albert-Sees bezieht.

Das Schmiedehandwerk ist nicht sehr verbreitet, meistens bezieht man die Eisensachen von den Wadúmbo. Wo es ausgeübt wird, dient ein längliches, vierkantiges Eisenstück (Abb. 102, c) als Hammer, und ein Meissel mit bogen-

förmiger Schneide zur Herstellung der Widerhaken an den Pfeilen. Die kleinen eisernen Hacken sind oval und mit Bast an einem Knieholz befestigt (Abb. 102d).

Ziemlich wichtig ist die Herstellung des Rindenstoffes, zu der dieselben Feigenbäume wie im Zwischenseengebiete benutzt werden. Der Bast wird abgeschält, eingeweicht und mehrfach geklopft oder vielmehr gestampft, denn auch hierbei dient nicht ein hammer- oder klopferähnliches Instrument, sondern ein an einem Ende durch Querstriche eingekerbter Elfenbeinzahn (Abb. 106). Der rohe Rindenstoff ist bräunlich, wird aber meistens mit Farbstoff (Pterocarpus sp.) roth, manchmal sogar purpur-violet gefärbt. Man fertigt ihn nicht in grossen Stücken, wie in Ugánda, sondern in schmalen Streifen von etwa 20 zu 80 cm an. In Folge der Herstellungsweise fehlt auch die gerippte Struktur des Ugánda-Stoffes.



Abb. 100. Wáwira-Frau. (Tochter von Bilíppi.)

Man baut vorzugsweise Bananen, nächstdem Mais, Colocasien, Bataten und einige Bohnen (Ph. vulgaris), ferner Tabak, der meistens aus Bananenstielen, seltener aus Thonpfeifen geraucht wird, sowie Gemüsepflanzen, wie Corchorus, Amaranthus und Kürbis.

Als Hausthiere werden Ziegen, Hühner und Hunde gehalten. Die Hunde sind bedeutend grösser als die der Lendú, Wambúba und Momfú. Neben solchen mit dreieckigen, aufrecht stehenden Ohren sieht man einzelne, schlanke, windspielartige Thiere, deren Ohren nach vorn übergeklappt sind und die keinen Ringelschwanz tragen. Die Hühnerrasse ist klein und unbedeutend, die Ziegen sind kurzhaarig, mit grader Nase und kleinen Hörnern, meistens von fahler Farbe und ohne Hauttroddeln am Halse.

Auffällig war uns die Wahrnehmung, dass die Wald-Wáwira einen hohen Grad der Ueberraschung oder des Erstaunens durch ein langgezogenes »tirrr« ausdrücken, während die Walégga in diesem Falle »kurr« sagen.

Von den Gras-Wáwira lernten wir insbesondere die Leute Bilíppis und Madsambónis näher kennen. Diejenigen bei Bilíppi gehören zum Stamme der Wassúnno, die aus Wangarúti in ihre heutigen Sitze eingewandert sein sollen. Die Unterthanen Madsambónis stammen aus Süd-Westen und fanden bei ihrem Eintreffen im Lande die Nachkommen eines Ugánda-Mannes und zweier Frauen vor,

die aus dem fernen Osten gekommen waren. Von diesen Waganda leitet die Familie Madsambónis ihren Ursprung ab, und dieser Beimischung hat man es wohl zu danken, dass speziell bei ihnen weder die Lippen-Verunstaltung der Frauen, noch die Zahnfeilung der Männer im Schwunge ist. Die ersten vier Vorfahren Madsambónis hatten noch echte Waganda-Namen, während heut zu Tage meistens Wáwira-Namen gegeben werden. Madsambóni gab mir folgende seiner Ahnen an: Ruemérra, Mulímba (der Lügner), Balába, Babyána, Nssukāne, Nyébbele, Idsúma und endlich Ssassāna, der Madsambónis Vater war. Wahrscheinlich ist dies jedoch nicht eine fortlaufende Reihe von Vätern und Söhnen, sondern auch von Brüdern, da anscheinend in der Herrschaft zunächst die Brüder einander folgen.

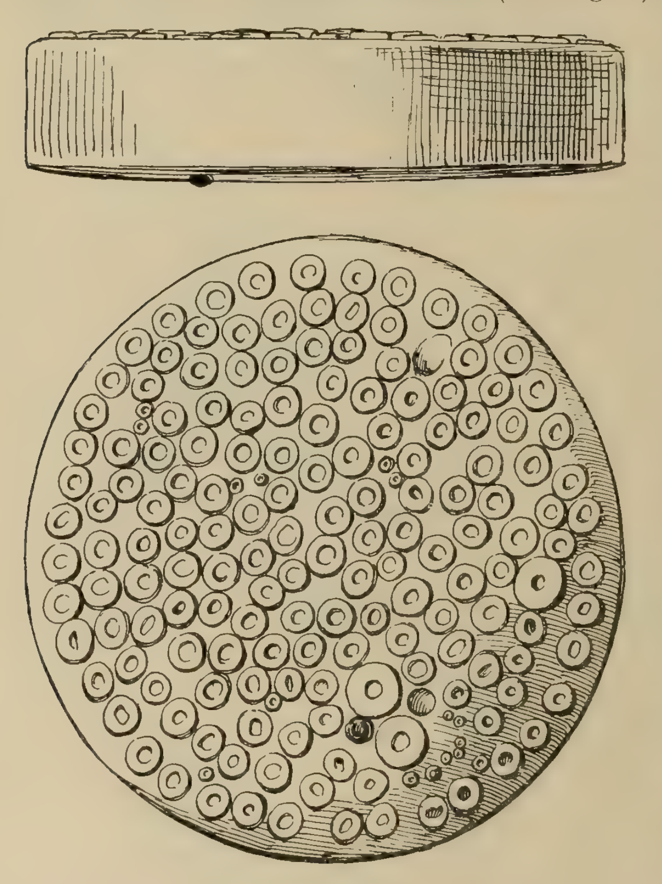


Abb. 101. Lippenpflock einer Wáwira-Frau von oben und von der Seite. (Mit Muschelperlen verziert.) Natürliche Grösse.

Die Hautfarbe der Gras-Wáwira ist kaffeebraun bis schwärzlich-chokoladefarben. Die Männer (Tafel XIV) sind gross und kräftig gebaut mit besonders starken, aber nicht übermässig langen Beinen. Die Gesichter sind ziemlich regelmässig geformt, die Köpfe meistens rund mit wenig Prognatismus, die Nasen nicht sehr platt und die Lippen leidlich schmal. Durchbohrt werden nur die Ohrlappen, nicht die Lippen (Abb. 92 und 107). Die Haare flicht man entweder in Zöpfe, die vom Wirbel aus rings um den ganzen Kopf herum fallen und häufig bis auf die Augenbrauen reichen, oder man rasirt sie ganz ab, was ein Zeichen von Trauer ist.

Als Schmuck dienen Eisenringe um Ober- und Unterarm, sowie unterhalb des Knie- und Fussgelenkes. Bisweilen werden auch Elfenbeinringe am Handgelenk getragen. Am Oberarm sieht man oft eine durch zwei Längsspangen verbundene Parthie von nebeneinander liegenden Eisenringen (vergl. die A-Lur). Gewinde aus Messingdraht sind sehr gesucht. Auch Schnüre aus groben Eisenperlen und Muschelplättchen, sowie Lederstreifen mit aufgenähten

Kaurischnecken werden getragen. Die Kleidung gleicht der der Waldstämme. Stoffe sind nur durch Stanleys und unsere Expedition in den Besitz von Wohlhabenden gekommen und werden dann meistens als Mantel auf der Schulter getragen.

Die Männer schärfen sich auch hier — mit der schon erwähnten Ausnahme des von Madsambóni beherrschten Distriktes — die oberen vier Schneidezähne zu. Sie müssen zu diesem Zwecke auf ein Stück Holz beissen: durch ein aufgesetztes kleines Eisen, auf das man leicht mit einem Stein oder einem Eisenstück klopft, werden die Ecken der Zähne weggesprengt, was sehr schmerzhaft sein soll. Diese Verunstaltung geschieht lediglich aus »Schönheitsrücksichten«. Wollte sich ihr Jemand entziehen, so bekäme er keine Frau. Eine Durchbohrung der Lippen dagegen findet weder bei Bilíppi, noch bei Madsambóni statt; mit Ausnahme von Madsambónis Unterthanen tragen aber die Frauen der Gras-Wáwira ebenfalls den abscheulichen Lippenpflock. Eine Tätowirung ist in der Regel nicht vorhanden. Nur selten werden auf der Brust zwei von den Schultern her nach unten convergirende Bahnen von je drei Reihen Punkt-Narben angebracht, ausserdem bisweilen noch unregelmässig vertheilte Einschnitte auf dem Oberarm und dem Rücken. Eine Beschneidung wird nicht vorgenommen, wohl in Nachahmung der Waganda und Wanyóro-Stämme.

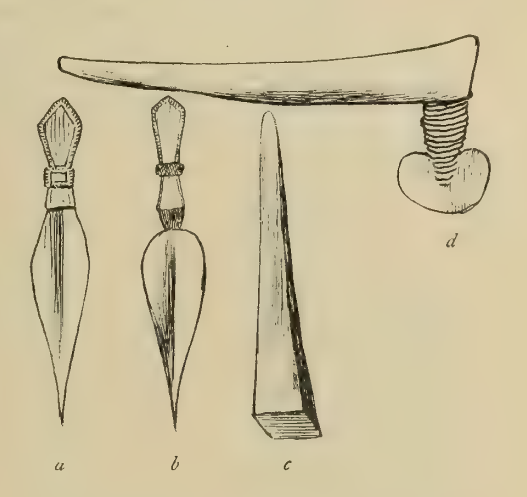


Abb. 102. Geräthe von Wáwira bei Opéssa. *a* und *b* Messer, von Frauen am Gürtel getragen, *c* Schmiedehammer, *d* Hacke.

Als Waffen dienen im Graslande vorwiegend die Bogen und Pfeile der Walégga. Erstere sind in der Art der Waldstämme ca. 85 cm lang und haben Rottangsehnen, die man jedoch meist eigenthümlich befestigt, indem man sie von hinten über eine Kerbe am Bogenholz führt (Abb. 108). Die letzteren sind 66 cm lang und, wie erwähnt, aus Rohr mit kleiner, rautenförmiger Spitze, die mit einem Dorn eingelassen und mit Bast gefestigt ist, und tragen am Hinterende eine »Befiederung« aus einem dreieckigen Lederstückchen (Abb. 109). Die Wáwira bei Bilíppi beziehen ihre Eisengeräthe von den Wadúmbo. Diese gelten als die besten Schmiede der Umgegend und liefern deshalb auch die rautenförmigen Pfeilspitzen. Als Köcher sieht man sowohl die vorhin geschilderten Rückenplatten als auch einfache geflochtene, längliche Säcke. (Tafel XIX, 1—5.) Lanzen werden allgemein getragen. Sie haben lange Schäfte und rohe, lanzettförmige Eisen ohne Blutrinnen. Hier und da kann man auch ganz aus Holz bestehende Lanzen mit im Feuer gehärteten Spitzen sehen, die nur unten eine eiserne Zwinge haben.

Die Dörfer sind offen im Graslande angelegt. Sie bestehen aus kleinen Komplexen von drei bis sechs Hütten. Ausgedehnte Ansiedlungen sah ich nirgends. Es scheint, dass je eine Familie zusammen wohnt. Die Hütten gleichen im Allgemeinen denen der Wanyóro. Es sind grosse runde, bienenkorbförmige Bauten (Abb. 110). Die überwölbte Thür ist sehr hoch, oft $2^1/_2$ m, und seitlich durch eine Reihe von Holzstämmen gestützt. Hinter diesen befindet sich die grosse Rohrthür, die durch Kreuzstäbe gefestigt und mit Kuhmist gedichtet ist. Oft sieht man vor diese noch eine etwa 1 m hohe Barrière gestellt, die in der Mitte einen rechteckigen, von einem Strohwulst eingefassten Ausschnitt trägt (Abb. 110, a). Dieser soll den Hunden den Eingang versperren. Dicht hinter der Thür ist eine fast bis zur Decke der Hütte reichende Rohrwand angebracht, die sich rechts an die Hütte anschliesst, links aber einen ins Innere führenden Gang freilässt (Abb. 111). Innen wird das Dach durch einige Pfähle gestützt. Ein besonderer Dachraum wird nicht hergestellt. In der Mitte des Hauses ist der durch 3 Steine gekennzeichnete Kochplatz angelegt. Man schläft auf Häuten oder auch auf grobgeflochtenen Matten, die ganz wie die »Virágo« der Wanyamwési aussehen. Bettstellen hat man nur sehr selten; sind sie jedoch vorhanden, so bestehen sie lediglich aus einigen Pfählen mit quer darüber gelegten Stangen. Bei der Herstellung der Hütten steckt man zunächst in einem Kreise Pfähle in die Erde, die durch drei bis vier horizontal verlaufende Ruthen verbunden werden. Dann wird das Dach als ein Trichtergestell aus strahlenförmig zusammenlaufenden Ruthen, die durch kreisförmig gebogene Gerten festgehalten werden, hergestellt, in die Höhe gehoben, von mehreren Pfählen im Innern gestützt und durch Bast mit dem erwähnten Pfahlkreis verbunden. Das Gras, das zur Bedeckung dient, wird zunächst in kleine Bündel zusammengebunden, jedoch nicht in regelmässigen, stufenförmigen Schichten aufgelegt. Die Spitze der Hütte ziert ein Grasbüschel.



Abb. 103. Lederpolster, an der radialen Seite des linken Handgelenks befestigt, zum Auffangen der losgelassenen Bogensehne.
$^1/_4$ n. Gr.
Wáwira, Zwergvölker, Wahóko-Wambúba und andere Waldstämme.

Auf dem Dorfplatze sind Sonnendächer nicht vorhanden, wohl aber viele Getreidespeicher, die ganz dieselbe Tonnenform haben wie diejenigen der Wald-Wáwira (Abb. 112). Aus Rohrgeflecht ist eine 1,2 m hohe und 0,6 m breite Tonne hergestellt. Ihr ebenfalls aus Rohr gefertigter Boden zeigt radiäre Anordnung des Materials. Ihr oberer Rand ist durch einen Graswulst gefestigt. Sie ruht auf einem aus vier bis sechs gegabelten Pfählen hergestellten Gerüst ungefähr $^1/_2$ m über der Erde, von einem kleinen Kegeldach bedeckt. Von aussen wird sie durch einen mit Ringbändern zusammengehaltenen Grasmantel vor Regen geschützt. Man bewahrt in diesen Speichern je nachdem ganze Maiskolben, ausgekörnten Mais, Sorghum, Sesam u. s. w. auf.

Die Felder liegen nicht weit von den Hütten entfernt. Sie werden von den Männern bearbeitet, während die Weiber das Getreide aussäen. Die Ernte besorgen beide Geschlechter gemeinsam. Mais pflanzt man drei Mal im Jahre, Sorghum zwei Mal; eine Ernte ist im Juli, die andere etwa im Februar. Das Land wird parzellenweise vom Häuptling an die Untergebenen vertheilt. Man baut wenige Bananen und zwar fast nur die hellstämmige Musa paradisiaca mit den kantigen Früchten. Rothes Sorghum bildet die Hauptkultur. Die Aehren dieses Getreides sind hier lose und die Körner nicht von der bitteren Varietät. Mais wird sehr viel kultivirt. In jedem Kolben ist der sechste bis achte Theil der Körner, wie hier überall im Hochlande, schwarz. Sesam wird zwischen dem Sorghum angebaut. Bataten sind pfeilblätterig und meistens rothschalig, Bohnen (Phaseolus vulgaris) braunroth mit schwarzen Strichen. Ausserdem werden noch Colocasien, einige Kürbisse und Kalebassen, sowie Tabak, Hibiscus, Gynandropsis und Númbu (Coleus sp.) gebaut.

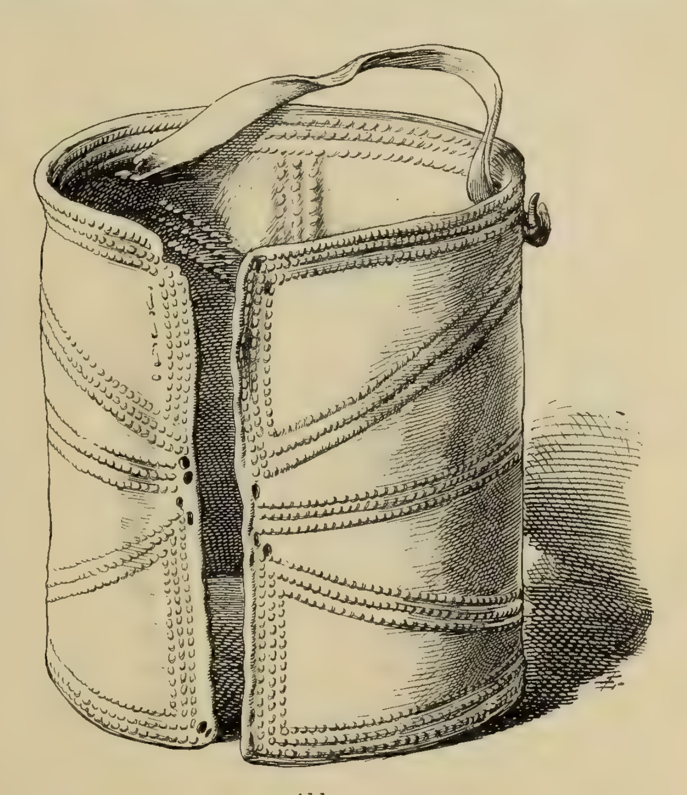


Abb. 104.
Kürass der Wáwira und anderer Waldstämme am oberen Itúri.
(Aus doppeltem, zusammengenähtem Büffelfell, 35 cm hoch.)

Die Rinder, die durch die hier zuerst bei Melíndwa aufgetretene Viehseuche fast sämmtlich zu Grunde gegangen sind, waren meist kurzhörnig, doch kamen auch Exemplare der langhörnigen Buckelochsen der Wahúmarasse vor. Die Ziegen sind klein, aber kurz und dick gebaut, ihre Hinterbeine etwas höher gestellt als die vorderen. Die kurzen Hörner sind nach hinten gerichtet; die Stirn ist stark, oft fast blasig vorgetrieben, die Nase gerade, Bart und Hautlappen fehlen meistens. Manchmal kommen einzelne Exemplare der langhaarigen Rasse vor mit sehr langem Fliess der Körperseiten, langem Bart und einem grossen Schopf, der bis in die Augen hängt. Von Hunden sahen wir solche der Paria-Rasse und der afrikanischen Windhunde, wovon die letzteren durch die Wanyóro-Stämme eingeführt zu sein scheinen.

Die Thontöpfe der Wáwira werden meistens von den Wanyóro-Völkern eingetauscht, speziell von Wagáiha und von Melíndwas-Leuten. Sie sind meist ganz unverziert; höchstens haben sie am Rande leichte Eindrücke. Die Körbe gleichen denen der Wanyóro und sind aus Grasstreifen geflochtene Kegelstümpfe, deren Rand häufig mit einem Hautstreifen benäht ist. Oft sind sie nach Wahúma-Art so eng geflochten, dass Wasser sich in ihnen hält. Als Pfeifen dienen den Männern — die Frauen rauchen nicht — Bananenrippen oder auch die grossen Thonpfeifen der Wanyóro, deren kugelige, faustgrosse, sauber geglättete und geschwärzte Köpfe sehr viel Tabak fassen. Sie sind mit einem breiten Streifen von sehr feiner Kreuzschraffirung verziert.

Trommeln werden angeblich im Lande selbst nicht fabrizirt, sondern im Bedürfnissfalle von den Wadúmbo oder Wanyóro bezogen. Ebensowenig fertigt man Stampfmörser an, denn den Mais röstet man im Kolben, und das Sorghum zerreibt man auf Steinen. Alle Waaren, die von auswärts kommen, wie Thon- und Eisengeräthschaften, Kaurischnecken und Salz (vom Albert-Nyansa) werden gegen Getreide oder Ziegen eingetauscht. Elephanten werden so gut wie gar nicht im Lande gejagt.

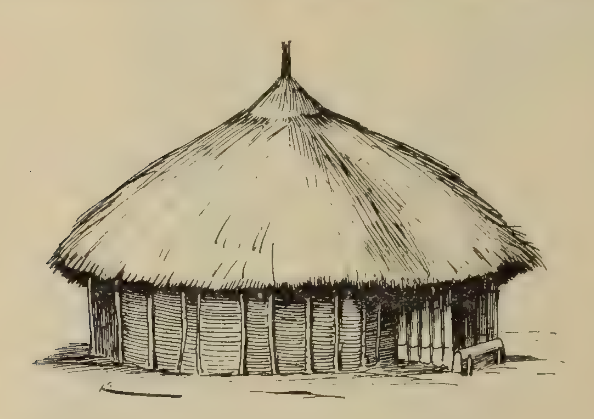


Abb. 105. Hütte der Wáwira des Waldes (bei Opéssa).

Ueber die Sitten und Gebräuche der Gras-Wáwira konnte ich bei Bilíppi einiges Wenige erfahren. Danach werden die jungen Mädchen schon in ganz zartem Alter ihrem zukünftigen Gatten versprochen, der bei jedem Mondwechsel dem Vater der Braut ein Geschenk zu senden hat; etwa drei Ziegen oder zwei Hacken, einen Speer, Messer oder Pfeile etc. Ist die Braut herangewachsen, so schickt der junge Mann einen älteren Verwandten der Braut in deren Vaterhaus: dieser holt das Mädchen ab und bringt es in das Haus des Bräutigams. Dort wird mit grossem Aufwand von Bier und Fleisch ein Fest gefeiert, dessen Kosten die Schwiegermutter zu tragen hat, die auch alle Nahrungsmittel aus ihrem Hause herbeizuschaffen verpflichtet ist, während die Mühe der Bewirthung und »Repräsentation« dem Ehemann zufällt. Stellt sich heraus, dass die Braut noch unberührt war, so bekommt der Vater der Braut eine Ziege, eine Hacke und einige Pfeile als Geschenk. Gleich nach der Hochzeit darf die Frau ausgehen. Eigenthümlich ist die Sitte, dass die Mutter der jungen Frau das erste Feuer in dem neuen Heim entzünden muss. Die Zahl der Frauen eines einzelnen Mannes ist nicht beschränkt.

Das Leben der Eheleute verläuft ziemlich einförmig. Die Frau kocht und unterhält das Feuer, während der Mann Holz herbei holt, Hütte und Getreide-

speicher ausbessert, auf die Jagd geht oder die Felder bestellt. Wird ein Leopard erlegt, so hat der Jäger das Fell an den Häuptling abzuliefern, während er das Fleisch behalten darf. Auch von anderem Wild überbringt man dem Chef ein Stück.

Zwei Mal am Tage nimmt man Nahrung zu sich, Vormittags und vor Sonnenuntergang. Wenn viele Vorräthe vorhanden sind, schiebt man auch wohl noch eine Mahlzeit ein. Ein Mehlbrei bildet das Hauptgericht, meistens mit Gemüsesauce angefeuchtet. Fleisch wird seltener gegessen; dünnflüssige Speisen nimmt man mit Muschelschalen zu sich. Männer und Frauen essen getrennt.*) Die Wáwira sind friedliche Ackerbauer und Viehzüchter, können jedoch, wenn man sie reizt, sehr ungemüthlich werden. Diese Erfahrung hat namentlich Stanley gemacht, dem sie bei seinem ersten Eindringen in Madsambónis Land heftigen Widerstand entgegensetzten. Soll der Krieg erklärt werden, so sendet jede Partei der andern durch Boten eine Hacke zu, was als Zeichen der ausgebrochenen Feindschaft gilt. Beim Friedensschluss werden diese Hacken durch zwei Frauen**) hüben und drüben wieder abgeholt, und dann der Friede durch Blutsbrüderschaft gefestigt. Diese selbst wird in der Weise abgeschlossen, dass beiderseits Messerritze in den Unterarm gemacht, und die Wunden an einander gerieben werden.

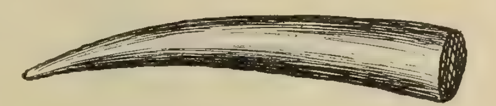


Abb. 106. Elfenbeinstück, zum Stampfen von Rindenstoff.

Bei der Geburt eines Kindes assistirt eine erfahrene Frau; der Mann darf bei dem Akte zugegen sein. Die Entbindung erfolgt in sitzender Stellung, durch Kneten, auch wohl durch Medikamente gefördert. Stirbt die Frau, so wird die Leibesfrucht mittels Kaiserschnittes entfernt, wie man mir sagte hauptsächlich, um zu konstatiren, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen war. Mutter und Kind werden dann getrennt von einander begraben. Eine Unterbindung der Nabelschnur, die man mit einem Rohrsplitter abschneidet, geschieht nicht. Das abgestorbene, vertrocknete Ende davon wird, wenn das Neugeborene leben bleibt, nach Unyóro-Manier in einer kleinen Kalebasse in der Hütte aufbewahrt. Das Kind wird mit Wasser gereinigt und gleich an die Brust gelegt. Die Placenta verscharrt man in der Mitte der Hüttenthür.

Abb. 109. Pfeil der »Walégga« (Süd-Lendú), auch bei Undússuma gebraucht. 66 cm lang. Leder-»Befiederung«.

*) Es ist zu erwähnen, dass angeblich hier bei den Gras-Wáwira sich noch Anthropophagie vorfinden soll, und zwar ward uns erzählt, dass alte Zauberinnen die Leiche von Verstorbenen ausgraben und verzehren. Bei den Wáwira des Waldes kommt Menschenfresserei zweifellos vor; wenn wir auch niemals Zeuge davon waren und die Leute es ableugneten, so fanden wir doch manchmal Menschenknochen in den Hütten vor.

**) Dass Frauen Parlamentär-Rollen spielen, ist im Gebiet der Aequatorialprovinz eine gewöhnliche Erscheinung.

Eine Frau, die zum ersten Male gebiert, bleibt drei Tage, im andern Falle zwei Tage lang zurückgezogen. Während dieser Zeit darf sie nach Belieben Besuch empfangen. Feuer darf aber weder aus der Hütte heraus, noch in sie hinein getragen werden. Geburten von Knaben werden im Allgemeinen lieber gesehen, als die von Mädchen; das Erscheinen von Zwillingen insbesondere wird mit grossen, zehn Tage lang währenden Festlichkeiten gefeiert.

Nach der Zurückgezogenheit wird das Kind vom Vater an die Hüttenthür gebracht. Dort empfängt es vom Grossvater, resp. von der Grossmutter den Namen, der nach Eigenschaften des Vaters oder des Kindes gewählt wird. So dienen als Namen für Knaben: Batínda, d. i. der immer Kranke, Sirimbábo, d. i. der Sohn dessen, der seine Kinder begräbt, Ssekissábo, d. i. der Pflegling, oder Barúku, wenn alle vorher geborenen Kinder gestorben sind. Mädchen bekommen Namen, wie Kyáli, die Verachtete, Balána, wenn der Vater ein Menschenfeind und Einsiedler ist, Isskanyándi, wenn die Mutter nur Mädchen zur Welt bringt, Mussíki, d. i. unberührte Jungfrau u. a. m. Nach der Verheirathung erhalten die Mädchen meistentheils einen anderen Namen, der ihnen von dem Manne beigelegt wird. So z. B. wird die Frau Kamúdsha genannt, wenn die erste Gattin fortlief, Kaníssa, wenn alle ihre Verwandten gestorben, oder auch Bunyakúkwa, d. h. die Muthige.



Abb. 107. Mann der Wassúnno-Wáwira (im Graslande).

Die Namen Barúku und Kaníssa sind auch hier Unglücksnamen, d. h. Benennungen, mit denen man ferneres Unglück abwenden will, ein Aberglaube, der sich bei vielen Negerstämmen, aber auch bei den Arabern findet. Zwillinge bekommen, wenn es Knaben sind, ebenso wie in Unyóro die Namen Ssíngoma und Káto; sind es Mädchen, so heissen sie Nyángoma und Nyankáto.

Im Alter von 12—14 Jahren müssen sich die Knaben der Zahnschärfung unterziehen. Bei Mädchen wird, wenn sie 6—8 Jahre zählen, die Oberlippe durchbohrt. In die Bohröffnung führt man eine täglich grösser werdende Rolle aus frischen Bananenblättern ein, später einen keilförmigen Holzklotz, der zuletzt durch die früher geschilderte Holzscheibe ersetzt wird.

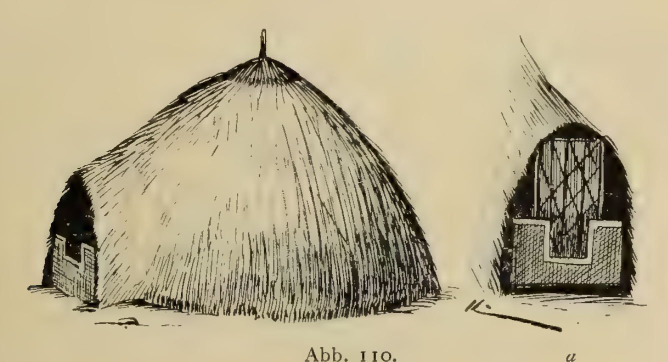


Abb. 110. *a*
Hütte bei Undússuma, *a* Thür derselben. (Wáwira des Graslandes.)

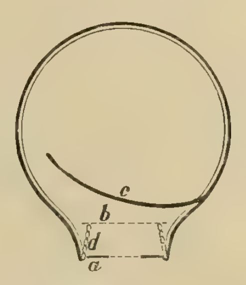


Abb. 111. Schematischer Grundriss einer Hütte in Undússuma.
a Vordere, halbe Thür, *b* Thür, *c* Scheidewand, *d* Pfähle, welche den Eingang flankiren.

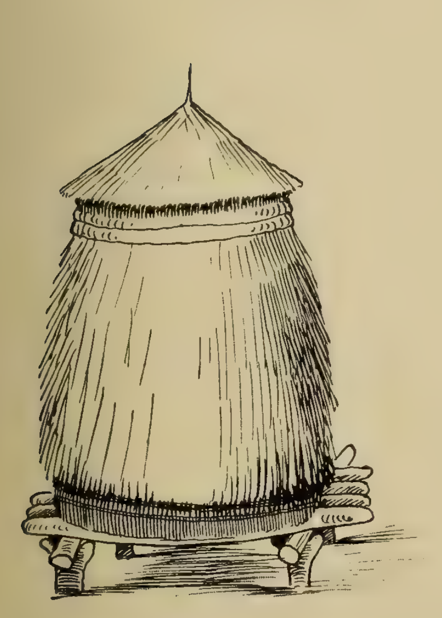


Abb. 112. Getreidespeicher der Wáwira des Graslandes in Undússuma.

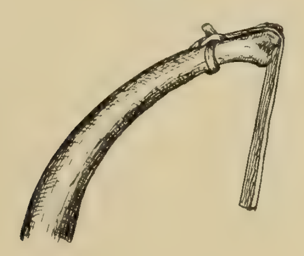


Abb. 108. Besehnung der »Walégga«- (Süd-Lendú) Bogen, die auch in Undússuma benutzt werden.

Der Tod eines Häuptlings wird sofort öffentlich bekannt gemacht. Sein ältester Sohn übernimmt die Nachfolge, oder, wenn kein Sohn oder nur ein unmündiger vorhanden ist, der Bruder. Die Leiche wird ihres Schmuckes entkleidet und in eine hockende Stellung gebracht; die Arme werden über den Knieen gefaltet, und der Kopf nach hinten übergebeugt. Der so präparirte Körper wird

in ein bis zwei frische Ochsenhäute eingewickelt und mitten im Dorfe in einer einfachen Grube beerdigt. Gewöhnliche Leute werden ohne Umwickelung begraben. Kurze Zeit nachdem der Häuptling gestorben ist, verlässt man das Dorf. Auf sein Grab werden einige Pfähle gestellt, und die Thongefässe, aus denen er bei Lebzeiten zu trinken pflegte, darauf zerschlagen, sowie die Asche seines Hüttenfeuers darüber ausgestreut. Frauen, die viele Kinder zur Welt brachten, werden ehrenvollerweise im Dorfe, solche, die wenig Nachkommen hatten, ausserhalb davon beerdigt.

Der Tod eines Menschen ist nach dem herrschenden Glauben immer durch Zauberei hervorgerufen. Meistens werden die Frauen des Verstorbenen als die Schuldigen betrachtet, woraus es sich erklärt, dass nach dem Tode des Gatten seine Frauen meistens das Weite suchen. Die Verdächtigen müssen einen Gifttrank zu sich nehmen, den die Wahúma bereiten. Geben ihn die bedauernswerthen Opfer durch Erbrechen von sich, so waren sie unschuldig, behalten sie ihn bei sich, so gelten sie für schuldig und sterben daran. Um einen Verbrecher zu eruiren, wirft man in einen mit Wasser gefüllten Topf eine Anzahl kleiner Holzstückchen oder Grashalme: bleiben diese zusammen in der Mitte des Wassers, so sind alle um den Topf herum hockenden Leute unschuldig, wendet sich eines der Hölzchen an die Seitenwand des Topfes, so ist derjenige schuldig, auf den das Hölzchen zuläuft. Die Schuldigen werden meistens nur davon gejagt. Kehren sie jedoch ohne Erlaubniss in das Dorf zurück, oder trifft man sie in dessen Nähe an, so werden sie als Vogelfreie betrachtet und getötet.

Regen wird bei Madsambóni von Katónsi gemacht, (cf. Kapitel 25), bei Bilíppi von den Burángwa in Bagégere, die jedoch zu dieser Prozedur keine Regensteine verwenden, sondern die Wolken nur durch Pfeifen herabrufen.

Der Häuptling ist der Besitzer von allem Grund und Boden. Für die Nutzniessung des Ackerlandes entrichtet jeder Mann bei guter Ernte eine Abgabe von einem Korb Getreide. Der Häuptling setzt auch die Strafen für Vergehen nach überliefertem Rechte fest. Gestohlene Gegenstände werden durchschnittlich mit etwa dem doppelten Werth ersetzt, d. h. für eine Ziege muss der Dieb zwei Ziegen herausgeben, für zwei Hacken vier Hacken u. s. w. Der Häuptling hat von diesen Strafgeldern nichts zu beanspruchen. Ein Mörder kann sich meistens mit 1—2 Ziegen freikaufen, die der Häuptling als Sühne für das auf seiner Erde vergossene Blut bekommt. Trotz dieser leichten Strafe scheinen Mordthaten selten vorzukommen. Werden sie von Angehörigen eines fremden Dorfes verübt, so überzieht man dieses zur Rache mit Krieg. Wird ein Ehebrecher auf der That ertappt, so hat der geschädigte Ehemann das Recht, den Thäter sofort zu töten. Nachträglich constatirter Ehebruch wird durch eine Ziege gesühnt.

Ueber irgend welche religiöse Gebräuche habe ich leider nichts erfahren können, auch, ausser Amuletten, nirgends Zauberhütten oder ähnliche Symbole eines Gottesdienstes wahrgenommen.

XIX. KAPITEL.

In den Urwald und zurück zum Lendú-Plateau.

Wie bereits früher erwähnt, hatte Lanyábo, der Häuptling von Buéssa, die Nachricht von unserem Kommen vorausgesandt. Auf seine Aufforderung traf der Häuptling Bilíppi von dem Distrikte Buánga bei uns ein, in dessen Gebiet wir unser nächstes Lager aufschlagen wollten, ein alter Mann mit spärlichem Barthaar, der sich eines ziemlich bedeutenden Einflusses erfreuen sollte. Auf die Frage, warum er so lange auf sich habe warten lassen, schützte er zuerst Krankheit vor, gab dann aber zu, dass andere Gründe ihn verhindert hätten. Zur selben Zeit nämlich, da wir ihn gerufen, habe ein gewisser Ndjáli ihn ebenfalls zu sich zitirt, und dieser Aufforderung sei er gefolgt, da er schon lange mit Ndjáli in Verbindung stände. Inzwischen habe er seinen Sohn beauftragt, uns aufzusuchen; dieser wäre aber aus Furcht zu Hause geblieben. Jetzt sei er von Ndjáli zurückgekommen und sofort zu uns gegangen. Auf die Frage, wer denn Ndjáli sei, und wo er wohne, gab er ihn als den Führer einer grossen Anzahl von Leuten an, unter denen es aber keine Weissen gebe. Sie kleideten sich in Baumwollenstoffe, trügen an den Füssen Holzpantoffeln, seien mit Gewehren bewaffnet und beschäftigten sich damit, Elfenbein zu sammeln. Die Ansiedelung Ndjális sei in scharfen Märschen von seinem Orte aus am dritten Tage zu erreichen. Sie liege auf einer grossen Lichtung an einem kleinen Bache, rings von Bananenpflanzungen umgeben. Die Hütten seien theils rund, theils viereckig gebaut und hätten unten Lehmwände. Ndjális Leute hätten auch eine ganze Anzahl von Waldbewohnern mit sich, die jedoch in ziemlich lockerem Verhältniss zu ihnen ständen. Ndjáli selbst habe in weitem Umkreise alle Leute von sich abhängig zu machen verstanden.

Im weiteren Verlaufe des Gesprächs wurde es uns klar, dass Bilíppi nur zu Ndjáli gegangen sei, um ihm unsern Anmarsch mitzutheilen. Ndjáli hatte ihn beauftragt, uns freundlich zu empfangen, denn, »wenn wir weisse Stoffe und Gewehre trügen, so gehörten wir zu seinen Freunden«.

Ueber den Weg befragt meinte er zunächst, dass die einzige für uns mögliche Route diejenige wäre, auf der Stanley gekommen, weil, wenn wir

weiter nördlich in den Wald eindrängen, die Wege bedeutend schlechter würden als in der von Stanley durchzogenen Gegend. Ausserdem lebten im Walde nur Zwerge, die von den Bäumen herab oder aus Gebüschen ihre vergifteten Pfeile schössen und unseren Vormarsch hindern würden. An die Zweige würden vergiftete Speere gehängt, die auf den Wanderer herabfielen und ihn tödteten. Wollten wir uns aber etwas weiter östlich halten, so würden wir in felsiges, sehr bergiges Terrain gelangen, dass mit den Trägern und Lasten nicht passirt werden könne. Einen anderen Weg wisse er nicht. Nach Norden zu gehen, wolle er uns nicht rathen.

Wir erriethen aus alledem, dass Ndjáli ihm Instruktionen für seine Angaben uns gegenüber ertheilt hatte, und dass dieser selbst ein Interesse daran hatte, uns auf den Stanleyschen Waldweg zu locken. Aus allen seinen Aeusserungen sprach das Misstrauen, dass er gegen uns hegte. Als der Pascha sich aber bereit erklärte, einen unserer Leute mit ihm Blut wechseln zu lassen, wurde er vertraulicher und machte uns Vorschläge und Mittheilungen über einen anderen Weg. Von seinem Orte aus sollten wir nach Bungenabóli, Bumbílla, Bukélla, Bóde (Häuptling Ssiganyávo) und Wangóli gehen, wo Lendú-Walégga wohnten. Dieser Weg führte über Fels und Urwald, bei den Wa-lendú sei Grasland, die dortigen Einwohner seien freundlich und dem Ndjáli verbündet. Die Route nach Bundegésso schilderte er als unpassirbar: offenbar wünschte Ndjáli unseren Marsch dorthin zu verhindern. Besonders lebhaft schilderte Bilíppi die Schlechtigkeit der Zwerge, ihre Kleinheit und ihr Aussehen und ahmte zu unserem Ergötzen pantomimisch nach, wie sie sich hinter den Büschen zu verstecken und von dort zu schiessen pflegten. Im übrigen hatte er es sehr eilig, nach Hause zurückzukehren, weil er den Nachtmarsch fürchtete. Der Pascha versprach ihm, wenn der Uebergang über den Duki möglich sei, würden wir in drei Tagen bei ihm erscheinen. Natürlich interessirte uns in hohem Grade, zu wissen, wer Ndjáli und seine Leute seien. Wir vermutheten sofort Manyéma in ihnen, die sich zum Zweck des Elfenbeinsammelns hier aufhielten. Unsere eigenen Manyéma wurden zusammengerufen, und wir konnten konstatiren, dass Ndjáli ein in ihrem Lande gebräuchlicher Personenname und gleichbedeutend mit Büffel sei. Auf der Stanleyschen Karte (sein Werk hatten wir nicht bei uns) war ausserdem eine Niederlassung des Ndjáli weit entfernt im Walde angegeben. Der Pascha beschloss also, alles zu versuchen, mit diesem Manne in Verbindung zu treten, da er von ihm Aufklärung über den Weg und Führer erwartete. Alle Verabredungen für den Weitermarsch wurden demgemäss getroffen.

Wir standen nunmehr im Begriffe, in die grossen Urwälder einzudringen, wo uns Gefahren und bedeutende Schwierigkeiten aller Art erwarteten. Für die Schilderung dieses Theiles unseres Marsches halte ich mich ziemlich genau an die Tagebuchaufzeichnungen, die ich mir in jenen Wochen an Ort und Stelle gemacht.

15. August. Da die Führer erst ziemlich spät erschienen, konnte der Vortrab nicht vor ½ 8 Uhr von Buéssa aufbrechen. Unserer 36 überzähligen Lasten wegen, die

durch Neger transportirt werden mussten, war der Pascha genöthigt, mit dem Nachtrab zwei Stunden zu warten. Lanyábo stellte wider Erwarten genügend Träger, die auch die Lasten willig aufnahmen. Für den Weitermarsch hatten wir uns vorgenommen, die Soldaten in zwei Abtheilungen zu scheiden: der Pascha nahm die Ssudanesen nebst einigen Sansibariten, und ich den Rest der letzteren. Da mir die Kartenaufnahmen und, mit Ausnahme der meteorologischen Beobachtungen, alle wissenschaftlichen Arbeiten zufielen, wollte der Pascha in den meisten Fällen mir den Voranmarsch überlassen. Für das Aufsuchen und Vorbereiten des Weges waren ausserdem die Sansibariten sehr viel geeigneter, als die trägen Ssudanesen. Allerdings war die Führung des Nachtrabs für den Pascha eine harte Arbeit; aber die Bewegung der Karawane war dort so unregelmässig, dass eine Routenaufnahme völlig ausgeschlossen schien. Um daher die wissenschaftlichen Erfolge der Expedition nicht zu beeinträchtigen, unterzog sich der Pascha selbst der äusserst mühevollen Führung des Nachtrabs. Fortwährend musste er Halt machen lassen, um ermüdete Leute vorwärts zu bringen und — was das Misslichste war — stets darauf warten, bis die unzuverlässigen Eingeborenen Träger stellten.

In N.-N.-W.-Richtung ging es über eine wellige Grassavanne hinweg, die nach Osten zum Tarárobach abfiel. Während in den hinter uns gelegenen Gebieten die Felsen aus granitischem Gestein bestanden, war hier an einer beschränkten Stelle Thonschiefer und Quarzit zu bemerken, dessen Schichten fast senkrecht gestellt einfielen und einen Strich von N. 160° W. zeigten. Nachdem wir ein kleines Dorf passirt, gelangten wir in eine unbewohnte Grassavanne, in der hier und dort kleine Bauminseln mit westafrikanischer Flora standen. Von einem erhöhten Standpunkte aus konnten wir weit im Westen den mehrere Stunden entfernten Waldrand sehen, aus dem ein Kegelberg (Stanleys Pisgah, hier Páhe genannt) emporragte. Bald gelangten wir wieder auf Granitgestein, das sich stellenweise zu grossen Hügeln erhebt. Dann fällt das Land zum Thal des Dukiflusses ab, an dessen anderem Ufer etwa 200 m hohe Höhenzüge ansteigen.

Nach einem Marsch von nicht ganz drei Stunden standen wir am Flusse selbst, der in felsigem Bett reissend dahin strömte. Während er weiter oberhalb durch die mit spärlichem Baumwuchs durchsetzte Grassavanne fliesst, bekleidet ihn hier ein malerischer Waldsaum, in dessen Pflanzenbestand uns namentlich eine Cycadee (Encephalartos) und ein Pandanus auffielen. Ziemlich steile Granitfelsen treten hier an das bewaldete linke Ufer heran, während am rechten eine sanft geneigte Grasfläche zu einem Hügel hinaufführt, auf dem einige Hütten verstreut liegen. An unserm Standort, wo sich die Furth befinden sollte, war der Fluss mindestens 50 m breit und von einigen Felsblöcken durchsetzt; durch die Regen der letzten Tage war er überdies stark angeschwollen. Ich liess zunächst einige Leute probeweise hineinwaten: das Wasser reichte ihnen bis hoch an die Brust, nur mit Mühe konnten die stärksten von ihnen sich halten und an das

andere Ufer sich durcharbeiten. An ein Passiren mit Lasten und ein Hinüberbringen der Frauen und Kinder war nicht zu denken. So beschloss ich, das Lager ausserhalb des Waldes am südlichen Ufer aufzuschlagen, um einen niedrigen Wasserstand abzuwarten. Der Ort, an dem wir uns befanden, hiess Bataíbo, der ganze Distrikt Buánga. Am Nachmittage kam Bilippi, dessen Dorf sich am anderen Ufer befindet. Er behauptete, der Fluss werde eher noch steigen als zurücktreten, und eine bessere Uebergangsstelle kenne er nicht.

16. August. Da der Fluss über Nacht nicht im geringsten gefallen war, mussten wir uns zu einem mühsamen Brückenbau entschliessen. Nach langem Suchen fand sich dicht unterhalb unseres Lagers eine Stelle, wo das Bett zwischen Felsen eingeengt, nur 30 m breit aber gleich am Ufer so tief war, dass man durch Tauchen den Grund nicht fand. Es war also nicht möglich, irgend welche Pfähle oder Böcke im Flussbett anzubringen, und so galt es eben, Stämme zu finden, die von einem Ufer bis zum anderen reichten. Einige unserer Sansibariten, sowie verschiedene der neu angekommenen Ssudanesen machten sich bei den Arbeiten im Wasser sehr nützlich und schwammen unermüdlich hin und her, trotzdem Krokodile im Flusse hausen sollten. Ich liess nun eine dicke Liane, die aus dem nahen Waldrand geholt wurde, auf das andere Ufer schaffen. An ihr wurde ein kleiner Baumstamm befestigt, dann ein grösserer Baum gefällt und ins Wasser geworfen, um bei der Arbeit als Stützpunkt zu dienen, und so eine provisorische Verbindung der beiden Ufer hergestellt. Die arbeitenden Leute konnten sich im Wasser an den Lianen festhalten, ohne befürchten zu müssen, vom Strome fortgerissen zu werden. Die eigentliche Schwierigkeit war jetzt noch, die nöthigen geraden Stämme zu finden, die als Brücke dienen konnten. Nur die allerlängsten Urwaldbäume reichten von einem Ufer bis zum andern. Einige mit Aexten bewaffnete Leute fällten einen solchen, der nicht allzu entfernt vom Ufer stand und befreiten ihn von den Aesten; dann schleppten 120 Träger den Riesen bis zum Fluss. Für solche Arbeit braucht man, nebenbei bemerkt, immer eine weit grössere Zahl von Negern als man Europäer nöthig hätte: jeder trägt nur ein bischen, manche fassen den Stamm nur lose an, aber alle singen und schreien durcheinander. Wenn die Arbeit von statten gehen soll, so muss ein Vorsänger nebenher laufen und irgend welche Verse improvisiren- deren Refrain dann sämmtliche Träger nachsingen. Von Zeit zu Zeit wird der Stamm niedergelegt. Ihn von allen Leuten gleichzeitig wieder aufnehmen zu lassen, ist keine kleine Arbeit. Ulédi leistete hier Vorzügliches im Kommandiren der Leute. Mit einem Stock bewaffnet fuhr er hin und her, und auf sein Kommando griffen alle Leute unter Gesang gleichzeitig zu.

Nach vieler Mühe hatten wir endlich den Stamm an das Ufer transportirt. Durch eine andere Abtheilung Leute waren inzwischen Lianen geholt worden, aus denen ein starkes Tau gedreht und an dem einen Ende des Stammes befestigt wurde. Dann ward das Tau durch schwimmende Leute hinübergebracht und angezogen, eine Abtheilung zog von jenseits und dirigirte das Kopfende des

Stammes, während die andern von diesseits nachschoben. Das frische Holz war sehr schwer und sank im Wasser unter; trotzdem gelang es, den Baum hinüber zu bugsiren und an beiden Seiten zu verankern. An diesen einen grossen banden wir zwei kleinere Stämme von diesseits und jenseits an. Dicke Lianenseile, die von der Mitte der Brücke nach dem Ufer gingen, verhinderten, dass die Strömung unsere Arbeit wieder vernichtete. Allerdings ging das Wasser noch über die Stämme hinweg, aber eine Grundlage war doch geschaffen. Am Abend waren noch zwei weitere lange Stämme zur Stelle, konnten aber trotz anstrengender Arbeit nicht mehr hinübergeschafft werden, da die Lianentaue immer rissen.

Die beiden grossen Balken wurden nunmehr gleichfalls über den Strom *17. August.* gelegt, und an diese eine Anzahl von kleineren angebunden, so dass eine leidlich feste, drei bis vier Fuss breite Brücke entstand. Zwei von Ufer zu Ufer gespannte und durch Stricke mit der Brücke verbundene Lianen dienten als Geländer (Abb. 113). Um 10 Uhr war Alles fertig und das Uebersetzen konnte beginnen. Unser Lager wurde abgebrochen, die Leute packten die Sachen zusammen und brachten sie an den Fluss. Zuerst ging ich selbst mit unsern Zelten hinüber, die alsbald jenseits in der Nähe einiger Hütten aufgeschlagen wurden. An der Brücke übernahm der Pascha das Kommando und liess die Leute nur einzeln übersetzen, um jeden Unfall zu vermeiden. Um $^1/_2$4 Uhr war endlich der letzte Mann am andern Ufer angelangt.

Die Sansibariten und deren Frauen erwiesen sich auch hier als leicht zu behandeln; grosse Schwierigkeiten dagegen machten uns die Ssudanesenweiber. Es ist leichter, über 500 Sansibariten Herr zu werden, als über 50 Ssudanesenweiber. Mit ihren umfangreichen Lasten von nutzlosen Kalebassen und dergleichen auf dem Kopfe kamen sie an, mussten von ihren Männern geleitet werden und fingen mitten auf der Brücke wohl sogar zu schimpfen oder ängstlich zu schreien an. Dann mussten die verschiedenen Babies auf den Armen hinüber getragen werden, und was der kleinen Freuden mehr waren. Bei alledem bewies der Pascha seine unerschütterliche Geduld, und nur wenn die Leute es ihm gar zu bunt trieben, fuhr er wohl einmal mit seinem Stocke gehörig dazwischen. Sechs Stunden so an derselben Stelle als Brückenwächter zu stehen, ist gewiss keine beneidenswerthe Aufgabe; aber der Pascha wich gewissenhaft keinen Augenblick von seinem selbst gewählten Posten.

Von dem Häuptlinge Bilíppi hörten wir, dass die Manyéma genau westlich von hier angesiedelt sein sollten. Seinen Aussagen nach, seien sie jetzt vor uns geflohen. Die Leute schienen hier übrigens abscheulich gehaust zu haben. Nach dem, was wir hörten, hatten sie allerdings mit den ihnen benachbarten Eingeborenen Freundschaft geschlossen, nach Norden in den Wald hinein aber Raubzüge unternommen. Bilíppi versprach, von dem an der Itúrifähre ansässigen Wáwirastamme, den Walúmba, Leute herbeizurufen.

Inzwischen regnete es Tag für Tag, und unsere Stoffballen drohten gänzlich zu verderben. Von ihrer ursprünglichen Umhüllung in Mattensäcken war schon

lange nichts mehr zu sehen. Etwas zerfaserter Bananenbast, der jede Feuchtigkeit ansaugte, musste ihre Stelle ersetzen. Leider waren auch die »wasserdichten« Decken, mit deren Hilfe die im Lager zusammengesetzten Lasten vor Nässe geschützt werden sollten, durchaus nicht mehr wasserdicht.

Nachmittags liess ich auf Befehl des Paschas durch die Soldaten die Brücke zerstören. Die Lianen wurden durchgehauen, und mit vieler Mühe der Hauptstamm wieder losgebracht.*) Falls nun wirklich die Ssudanesen böse Absichten auf uns hatten, so war ihnen jetzt durch den Fluss ein Hinderniss in den Weg gelegt.

18. August. Der Pascha machte einen Versuch, mit den Manyéma in Verbindung zu treten: ein Mann erbot sich, Ndjáli aufzusuchen, um ihn zu veranlassen, selbst zum Pascha zu kommen oder ihm einen Vertreter zu senden.

Des regnerischen Wetters wegen erschien Bilíppi erst Nachmittags, um mit Makyéra Blut zu wechseln, aber auch jetzt noch hatte er Furcht. Ueber den vor uns liegenden Weg erzählte er uns, er führe durch einige am rechten Itúriufer angesiedelte Wáwirastämme zu den Wambúba. Die Wáwira seien wegen des dort herrschenden Ueberflusses an Bananen aus den offenen Gebieten weg und in den Wald hinein gewandert. Es seien seine »Kinder«, und es sei nicht recht von uns, diesen den werthvollen Messingdraht zu geben, während er selbst doch nur Perlen besässe!

Einige von Norden kommende Eingeborene versprachen uns, beim Uebersetzen über den Fluss behülflich zu sein. Während dessen wurde alle freie Zeit mit Exerziren zugebracht. Jedoch konnten die mit den verschiedensten Waffen, sogar mit Vorderladern ausgerüsteten Soldaten nicht nach unserm deutschen Reglement eingeübt werden. Ich ordnete daher an, dass beim Salvenschiessen, die im zweiten Gliede postirten Vorderladergewehre ausser Thätigkeit bleiben sollten. Im Uebrigen merkte man beim Exerziren sofort, welche von den Leuten schon als Soldaten gedient hatten: das früher Gelernte war diesen meist nur schwer wieder abzugewöhnen. So machten sie z. B. stets nach ägyptischer Sitte rechtsum Kehrt. Immerhin war die Mühe, die sich Alle gaben, jeder Anerkennung werth.

19. August. Unser an Ndjáli gesandter Bote kam erfolglos zurück. Er habe nur einige Eingeborene in dessen Lager gefunden, erzählte er; Ndjáli selbst mit allen seinen Leuten sei unter Mitnahme seines Elfenbeines am Tage unserer Ankunft am Duki nach Westen marschirt. Gleichzeitig erfuhren wir, dass etwas südwestlich von uns eine Abtheilung von 20 Leuten, die uns als Wabalíndwa bezeichnet wurden, angekommen seien. An diese sowohl, als an Ndjáli versuchte der Pascha nochmals Botschaft zu schicken. In zwei von Magánga verfassten Sswahíli-Briefen theilte er ihnen mit, dass wir am Fluss Itúri einige Zeit warten wollten. Wir führten

*) Der Duki, auch Luki genannt, soll aus den Lendúbergen bei Bagégere kommen und durch die Gebiete von Kaváli und Nssíri fliessen. Er fällt bei Búko in den Itúri, an dessen anderm Ufer die Babussésse wohnen.

nichts Böses im Schilde und würden uns freuen, wenn einer von ihnen zu uns käme, denn wir hätten ihnen manches zu erzählen.*) Da der Pascha hier nicht auf die Manyéma warten wollte, sondern es vorzog, sich am Itúri selbst über den Weg zu orientiren, so wurde der Abmarsch auf den nächsten Tag festgesetzt. Ob wir jedoch dort die Regenzeit würden abwarten können, war sehr ungewiss, da uns nicht genügend Nahrung vorhanden zu sein schien.

Wir marschirten am folgenden Morgen sanft in die Höhe am Westabhange eines Querthales entlang, in dem der Naóli-Bach zum Duki fliesst. In dem hohen Grase *20. August.*



Abb. 113. Brücke über den Duki-Fluss.

lagen hier und dort kleine Gehöfte in Bananenpflanzungen versteckt, in ihrer Nähe Felder von Mais, Bohnen und Colocasien. Auf der gegenüber liegenden Seite des Thales waren die Berge (Waúgo) etwas höher. Nach $1^1/_2$ Stunden erreichten wir die Höhe. Gegen West und Nordwest zeigte sich eine wellige, leicht abfallende Ebene, von einigen Wasseradern durchschnitten, deren Lauf von Weitem an den umsäumenden Baumgruppen zu erkennen war. Wir befanden uns auf der Wasserscheide zwischen Duki und Itúri. Nach Nordwesten ragten aus dem nicht sehr entfernten Wald einzelne Felsberge hervor, die uns als Línga, Bóma, Kandilikéri und Páhe bezeichnet wurden.

*) Leider versäumten wir, eine Abtheilung unserer eigenen Leute zu den Manyéma zu senden. Ulédi kannte Ndjáli von früher; er hätte ihn gewiss ausfindig gemacht und mit ihm verhandelt. Die sämmtlichen Aussagen Bilíppis haben sich einige Monate später als ein ganzes Gewebe von Lügen herausgestellt.

Das Gestein besteht hier durchweg in Granit. Nur an einer kleinen Stelle fand sich ein geschichtetes Material, in dem Lagen von Quarzsandstein mit Brauneisen abwechselten.

In der Nähe eines kleinen Hügels schlugen wir auf einem schmalem Bergrücken, der nach Norden in das Land hineinragt, unser Lager beim Dorfe Mbámba auf. Eine prächtige Aussicht bot sich hier dar. Westlich floss dicht unter uns in nur etwa 4—5 km Entfernung der Itúrifluss dahin, dessen breite, stellenweise von Felsriffen unterbrochene Wasserfläche wie ein Silberstreifen durchschimmerte. Wo er durch Grasland strömte, bekleidete ihn an beiden Ufern ein schmaler Rand von Urwald. Weit nach Südwesten konnten wir seinen geschlängelten Lauf verfolgen.*) Im Süden war der Rand des Urwaldes ziemlich weit entfernt, weiter dem Norden zu aber näherte er sich unserm Standort, und am Fusse unseres Lagers reichte er bis an den Itúrifluss heran. Nach Norden und Nordosten war, so weit man sehen konnte, das Land mit dichtestem Urwald bedeckt. Nach Osten schlossen sich an das Flussthal ebenfalls bewaldete Höhen an, hinter denen hier und da bedeutendere grasbedeckte Berge sichtbar wurden. Vom östlichen Abfall unseres Höhen-Rückens aus, bot sich uns zwischen dem nahen, bewaldeten Túwe-Berg und dem Nordabfall der Berge, die den Duki-Fluss vom Thal des Itúri scheiden, eine Aussicht auf ein weites Grasland, aus dem sich eine Anzahl von kegelförmigen Hügeln**) erhob.

Bilíppi und sein intelligenter Sohn hatten uns hierher begleitet. Der Letztere diente uns auch als Dolmetscher, da er des Kinyóro mächtig war. Er hatte es als kleiner Knabe von den Wahúma gelernt, die vor 6—8 Jahren in diesen Ländern sich niedergelassen hatten, bis in Folge der Viehseuche und der Razzien ihre Rinder zu Grunde gegangen waren. Einige am Itúri wohnende Fährleute, Wandesáma-Wáwira, erboten sich, uns überzusetzen. Sie hofften, dass wir die bei ihnen so zahlreichen Elephanten, Büffel und Flusspferde vertreiben würden, die fortwährend ihre Pflanzungen zerstörten. Unsere Neugier erregten sie jedoch besonders durch die Mittheilung, es kämen häufig Zwerge an den Fluss, die ihre Wáwira-Sprache verständen, während niemand von ihnen selbst verstehen könne, was diese Pygmäen unter sich redeten. »Sie zwitscherten wie die Vögel.« Leider kannte von uns niemand die Wáwira-Sprache; wie wir uns also,

---

*) Unsere Führer erzählten uns, dass westlich und südwestlich von uns Wáwirastämme wohnen, im Graslande jenseits des Itúri die Babussésse, im Walde Wandetúa, Wakóma, Wanyánani, und etwas nördlicher Wandesáma und Wandedódo, an welche sich die zu einem andern Stamme gehörigen »Wahóko« schlössen.

**) Es wurden uns hier die Länder Andú (Häuptling Bukélla) und Nssíri (Häuptling Gäbe) gezeigt: hinter diesem sollen das Land Bowándi und die Bagégere-Berge liegen, auf denen schon Wanyórostämme (hier Wakóvi genannt) wohnen, während in den andern Gebieten Wáwira mit den nördlichen Lendú vermischt sein sollen. Schon jetzt wurde es uns klar, dass die Lendú-Völker und die Walégga eines Stammes sind. Sie nennen sich selbst nie Walégga, sondern Drúgu. Erstere Bezeichnung wird nur von den umwohnenden Bantu-Leuten gebraucht.

nachdem Bilíppis Sohn nach Hause zurückgekehrt sein würde, einen Dolmetscher verschaffen sollten, war fürs erste noch nicht abzusehen. Der alte Bilíppi empfahl uns dem Wohlwollen der Wandesáma: wir seien friedliche Leute, versicherten er ihnen, und hätten weder bei ihm noch bei Madsambóni Frauen oder Hühner gestohlen. Wenn die Leute uns Bananen brächten, so würden wir sie mit Perlen bezahlen. Auf Kinyóro sagte er dann zum Pascha, wir möchten ihnen nicht zu viel Perlen geben, die Leute seien seine »Kinder« und würden sonst zu übermüthig.

Der Pascha äusserte an diesem Tage gelegentlich, er fühle sich doch in letzter Zeit recht schwach, so gerne er selbst sich das auch verhehlen möchte. Der Augenblick, wo er blind und marschunfähig sein werde, sei nicht mehr all zu fern. Ehedem sei es langsam mit seinen Augen zurückgegangen, in letzter Zeit aber habe die Krankheit raschere Fortschritte gemacht, so dass ihm das Schreiben schon sehr schwer fiele. Trotzdem aber drängte er rastlos nach vorwärts, in das Ungewisse hinein, anstatt auf sicherem Wege zurück zu marschiren. Er müsse erst etwas leisten, war seine ständige Antwort auf die Vorhaltungen, die ich ihm machte; was habe er denn hinter sich? Das Werk, daran er sein Leben lang gearbeitet habe, liege in Trümmern, und seine Thätigkeit in deutschen Diensten habe man gemissbilligt. »Wozu soll mir das Leben nützen, wenn es mir nicht gelingt, jetzt etwas zu leisten, was man anerkennen wird!« Ich hielt ihm entgegen, er sollte doch wenigstens zurückgehen, um seine Augen operiren zu lassen, um dann das enorme, in seinen Tagebüchern aufgehäufte Material zu veröffentlichen. Er sei der einzige, der die Aequatorialprovinz von Grund aus kenne, die jetzt auf Jahrzehnte hinaus durch die Mahdisten-Unruhen*) unzugänglich sei. Er aber wollte von einer Schonung seiner Person nichts wissen.

Trotzdem bei Madsambóni beschlossen war, den Regen am Rande des Waldes abzuwarten, oder doch wenigstens sich der überzähligen Lasten zu entledigen, wollte der Pascha den Vormarsch. Wie sehr ihn seine Augen am Disponiren hinderten, zeigte sich deutlich, da er mich hier fragte, ob wir Wald vor uns hätten, wo man weit und breit nichts als endlosen Urwald vor uns sah.

---

*) Es scheint, nach den Erkundigungen des Paschas zu schliessen, dass die Mahdisten nicht südlich über Bor, jedenfalls nicht weiter als bis Dufilé vorgegangen sind. Den Bahr-el-Gasál und das Land Mangbáttu haben sie sich vorbehalten. In jenem scheinen sie starke Niederlassungen, in diesem dagegen nur kleine Kolonieen zu haben. Der durch Junckers Reisen so bekannte Häuptling Gambári ist dort von ihnen getötet worden. Wie es scheint, wollen die Derwische sich diese reichen südwestlichen Gebiete offen halten, da sie fürchten, eines Tages durch die Egypter und Engländer oder auch durch die Ssenussíye aus Chartum vertrieben zu werden. Es ist grosse Gefahr, dass gerade in Mangbáttu Berührungen zwischen den Mahdisten und den von Sansibar kommenden Arabern stattfinden konnten. Tippu-Tipps Leute dehnten ihre Razzien und Sklavenjagden den Népoko-Fluss aufwärts bereits bis nach Mangbáttu aus. Sollten diese Araber eines Tages sich den Mahdisten anschliessen — bis jetzt verhalten sie sich noch gänzlich ablehnend — so wäre eine grosse Gefahr für den Kongostaat und Deutsch-Ost-Afrika geschaffen. Van Kerkhovens Expedition scheint nun darin Wandel geschaffen und diese Gefahr beseitigt zu haben.

Sei es,dass er den Schilderungen Stanleys und meinen Vorstellungen misstraute, sei es dass er noch von rückwärts irgend eine Gefahr für uns sah, der Plan, den Regen abzuwarten, wurde nicht ausgeführt.

21. August. Dicht am Lager stiegen wir den Berg hinab und gelangten durch etwas Busch an die Bananenpflanzungen der Walúmba-Wáwíra,*) in denen ganz nach dem Style der Wawámba gebaute Hütten gelegen waren. Die Eingeborenen hatten einen eigenen Weg für uns frei gemacht, damit wir nicht an ihren Hütten vorbeikommen sollten. Eine kurze Strecke weiter abwärts umfing uns der Urwald, und bald gelangten wir an mehrere kleine Bäche, die zwischen Granitfelsen dem Itúri zufliessen. Viele Bäume der wilden Muskatnuss (Myristica) standen im Wald, dessen Boden mit Amomum, Aroïdeen, Sauerklee, Farnenkräutern u. dgl. bedeckt war. Nach 2½ Stunden erreichten wir eine Ansiedelung der Wandesáma, Vundenakáma genannt.**) Eine kurze Zeit später waren wir bei der »Mbáu« genannten Itúrifähre angelangt. Mitten im dichtesten Urwald fliesst der 80 bis 90 m breite Strom hier ruhig dahin. Einige hundert Schritt unterhalb haben in das Bett hineinragende Felsen Stromschnellen erzeugt. Der Wald ist hier bedeutend schöner als am Ssemlíkifluss. Nirgends treten Steppenbäume wie Akazien auf. Hart am Ufer bilden die hellgrünen Phönixpalmen einen besonderen Schmuck. Um die Zelte aufzuschlagen, mussten wir erst einen Platz aus dem Walde ausroden, bis wir im Stande waren, uns häuslich einzurichten.

Der Pascha kam erst ziemlich spät an, da die von den Eingeborenen gestellten Träger unterwegs ihre Lasten fortgeworfen hatten. Eine Abtheilung unserer eigenen Leute musste zurückgehen, um sie zu holen. Bilíppi und sein Sohn, die uns so weit das Geleit gegeben hatten, kehrten reich beschenkt zurück, nachdem sie vorher noch den vom andern Ufer mit ihrem Chef Banáne gekommenen Wandesáma unsere Wünsche kundgegeben hatten. Am Nachmittage fuhr ich über den Fluss, um am rechten Ufer einen Lagerplatz vorzubereiten. Der Itúri ist hier nirgends mehr als 2 m tief und hat steinigen Grund.

22. August. Nachdem am jenseitigen Ufer alles vorbereitet war, wurden die Lasten unter Ulédis Leitung hinüber gebracht, dann erst sollten die Träger folgen. Als aber das erste Kanu mit Menschen beladen abstiess, kenterte es durch die Ungeschicklichkeit einiger Leute, glücklicherweise aber so nahe am Ufer, dass die Leute mit nassen Kleidern davonkamen. Nachmittags war die ganze Karawane am andern Ufer angelangt, der Pascha auch diesmal als letzter.

23. August. Da wir uns mit den Eingeborenen nicht verständigen konnten, mussten wir uns durch Rekognoszirung selbst über den Weg orientiren. Ulédi wurde daher mit einer Abtheilung nach Norden gesandt, während ich selbst mit einer anderen westwärts ging. Bald gelangten wir im Urwalde auf ein solches Gewirr

---

*) Diese leben hier mit Wadúmbo-Wahóko gemischt. Der Distrikt bis zum Fluss wird Kabáli genannt.

**) Die Vorsilbe »Vunde« scheint Dorf, »Ande, Inde und Wande« Leute, Nachkommen, zu bedeuten. (S. auch Kap. 18.)

von Pfaden, die immer blind endigten und zu irgend einer Wildstelle führten, dass wir schliesslich eine nordwestliche Richtung einschlugen. Es stellte sich endlich heraus, dass alle diese Pfade wie eine Spinnennetz eine grosse Zwergenansiedelung umgaben. Auf einer Lichtung fanden wir, in vier Gruppen getheilt, an 150 winzige Hütten, die aus Blättern hergestellt waren, und in ihrer Form von allen sonst gesehenen abwichen. Bewundernd betrachteten wir die Behausungen dieser fast sagenhaften Menschen. Es waren halbkugelige Gestelle von 1 m Höhe und 2—2½ m Durchmesser, aus zusammengeflochtenen Ruthen verfertigt und sauber mit Blättern gedeckt. Oft waren zwei bis drei solcher dicht nebeneinander gelegenen Hütten unter sich verbunden. Die winzige Thür hatte nicht einmal Kniehöhe, so dass ein erwachsener Mensch höchstens auf dem Bauch rutschend hinein gelangen konnte. Die Ansiedelung selbst war unbewohnt, schien aber erst kurze Zeit vorher verlassen zu sein.

Nach einiger Zeit gelangten wir an eine Bananenpflanzung, wo die Wáwira uns freundlich aufnahmen. Von einem Hügel aus konnte man hier die Gegend überschauen. Jenseits des Itúri zogen sich grasbedeckte Höhen weit nach Osten und Nord-Nord-Osten hin. Hier und da leuchteten Bananenpflanzungen in ihrem wohlbekannten Hellgrün aus dem dunkeln Urwald heraus. Hier stiess ich mit Ulédi zusammen, als er gerade mit grossem Geschick einen Streit zwischen Eingeborenen und unseren Leuten geschlichtet hatte, die hier sich Nahrung einkaufen wollten. Durch Pantomime und vermittelst weniger vorher aufnotirter Wáwira-Worte konnte ich aus den Eingeborenen herausbringen, dass nördlich von hier einige für unser Lager passende Niederlassungen seien.

Der Ortschef des Dorfes trug in der Oberlippe einen Eisenstift, der sich nach oben blattförmig wie eine Trompete verbreiterte (Abb. 96, 3. 4.). Beim Sprechen wackelte diese etwa 3 cm im Durchmesser habende Scheibe immer hin und her. Eine noch geschmackvollere Verzierung trugen die Weiber, die sich nur von fern blicken liessen, in Gestalt der früher erwähnten Holzscheibe von etwa 6—8 cm Durchmesser, die in die Oberlippe eingelegt war, so dass sie entenschnabelartig hervorstand.

Nach der Rückkehr zum Lager erfuhr ich, dass während meiner Abwesenheit drei Zwerge beim Pascha gewesen waren, alle enorm hässlich und mager, aber etwas grösser als diejenigen, die dem Pascha aus Mangbáttu bekannt waren. Die Leute hatten versprochen, wieder zu kommen, und in der That erschienen später noch zweimal verschiedene dieser Pygmäen aus eigenem Anriebe bei uns.*)

Bei unserer Unkenntniss der Wáwira-Sprache war es uns unmöglich, mit den Eingeborenen zu irgend einem Einverständniss zu kommen. So beschloss der Pascha, einen der Aufseher mit 20 Mann zu Bilíppi zurück zu schicken, um diesen womöglich zu veranlassen, seinen Sohn herzusenden, damit er als Dolmetscher fungiren könne. *24. August.*

*) Vgl. das Kapitel 20 »Ueber die Pygmäen«.

Während der so entstandenen Wartezeit hatten wir vielfach Gelegenheit, uns auf Spaziergängen mit der sehr üppigen Flora und Fauna des Waldes zu beschäftigen. Wir befanden uns in einem mit ausserordentlich dichtem Unterholz versehenen Wald, dessen Bäume vielfach den Wuchs unserer Buchen haben. Ihre helle Rinde ist mit Flechten und Moosen bekleidet und zwar stets die West-Süd-West-Seite stärker als die anderen. Zwischen den hohen Bäumen, deren lange Stämme erst in bedeutender Höhe Aeste aufweisen, und die durch Wurzelplatten am Boden festgehalten werden, stehen Spathodeen mit ihren grossen, scharlachrothen Blüthen, andere, die herrlich duftende gelbe Blumen tragen, und am Rande des Wassers fanden wir eine dritte Baumgattung mit grossen weissen Blüthen, die an Magnolien erinnern, durch ihren prachtvollen Duft jedoch sich von diesen unterscheiden (Baikiea sp.). In dem dichten Unterholz fiel uns vor allem ein kleiner Busch mit dornigen Aesten auf. Von seinen lederharten Blättern spriesst eines aus dem anderen heraus. Seine Frucht ist eine kleine Orange mit mehreren Abtheilungen, aber nur zwei Kernen. Von unseren Limonen unterscheiden sie sich durch den süsslichen, jeder Säure entbehrenden Geschmack. Der Boden ist mit Aroïdeen,



Abb. 114. Mann und Frau der Wandesáma-Wáwira von der Itúri-Fähre.

Farnenkräutern, Orchideen und anderen Gewächsen bedeckt. Parasitische Farne und Orchideen überziehen vielfach die Bäume, an denen sie grosse grüne Nester bilden. In dem dunkelbraunen Humus des Bodens gedeihen grosse Pilze, wie Lycoperdon, feine zarte Agarcus und ein wie lackirt aussehender Polyporus. Auch das früher beschriebene rosafarbene, tannenzapfenartige Gewächs, Thouningia sanguinea, fehlt hier nicht.

Auffallend war die Stille im Walde. Seit fünf Tagen hatten wir am Nachmittage vorher zuerst wieder leichten Ostwind gehabt, sonst regten sich kaum die Blätter. Vogelstimmen hörte man nur dann und wann, nur hier und da kletterten schwarz-rote Waldweber (Malimbus sp.) zwitschernd in den Aesten umher, nach Insekten suchend; von fern her tönte das schnarrende Hacken eines Spechtes, und Morgens und Abends gaben wohl auch die Graupapageien ihr übliches Flötenkonzert. Grössere Thiere dagegen bekamen wir höchst selten zu sehen. In der Nähe des Lagers und beim Umherstreifen entstand offenbar zu viel Lärm, der das scheue Wild vertrieb. Affen und Eichhörnchen sahen wir fast gar nicht. Aber die zahlreichen Spuren von Büffeln, Elephanten und Wildschweinen sprachen dafür, dass der Wald von zahlreichen Thieren bevölkert sein musste, die allerdings zumeist nur während der Nacht auf den Beinen waren. Schmetterlinge fanden sich am zahlreichsten auf den wenigen Plätzen, auf die die Sonne scheinen konnte. Sonst war der Wald fast überall so dunkel, dass nur hier und da thalergrosse Sonnenflecke den Boden erreichten, und es in unseren Zelten zu finster war, um darin schreiben und lesen zu können. Wir mussten die Tische ins Freie stellen, um unsere Arbeiten vollenden zu können. Für Kröten und Frösche allerdings bildete die feuchte, modrige Atmosphäre und Dunkelheit des Waldes ein wahres Dorado. Eine graubraune, runzliche Krötenart war sehr zahlreich zwischen dem abgefallenen Laub zu finden, von dem sie der Farbe nach kaum zu unterscheiden ist. Auf ihrem graubraunen Rücken sind schwarze Flecke, die auf das Täuschendste vermoderten Blattmulm nachahmen, so dass das Thier vollkommen seiner Umgebung gleicht, ein einleuchtendes Beispiel für die Anpassung in der Thierwelt. Grillen mit enorm langen Fühlern, grosse flachgedrückte Mistkäfer, schwarze Laufkäfer, violette Hundertfüsser und verschiedene Schnecken krochen, hüpften und krabbelten zwischen den faulenden Blättern umher. Auf den niedrigen Kräutern hausten grüne Rosenkäfer, goldige Schildkäfer (Cassida) und zahlreiche Arten von Laubfröschen.

Die Schmetterlinge des Waldes zeigten, während sie am Ufer entlang flatterten, lebhafte Farben; hatten sie aber ihre Flügel zurückgelegt, so sahen sie graubraun aus und ähnelten vollkommen einem dürren Blatt. Bei vielen von ihnen wurde diese Aehnlichkeit noch täuschender dadurch, dass auf der Unterseite der Fiügel eine Blattlängsrippe und verschiedene Tropfenflecke nachgeamt erschienen, wie solche auf jedem in Zersetzung befindlichen Blatt sichtbar sind. Auch viele der Laubfrösche hatten nicht wie bei uus grüne, sondern graue Färbung, so dass auch sie nur schwer inmitten des absterbenden Laubes zu entdecken waren.

Die meisten Vögel zeigen, wohl ebenfalls des Schutzes wegen, matte Farben: Braun, grau, oder gelb und grün. Nur die Waldweber (Malimbus) sind grellroth und schwarz.

Die Luft war so feucht, dass beinahe nichts von unseren Sammlungen trocknen wollte. Wo nur ein kleiner Fleck von der Sonne beschienen ward, breiteten wir unsere Vogelbälge und die in Tuten gewickelten Insekten aus. Gleichwohl mussten wir sie zum grössten Theil über einem Feuer trocknen. Wenn sie auch am Tage leidlich gedörrt waren, zogen sie in der Nacht wieder so viel Feuchtigkeit an, dass die Arbeit von Neuem beginnen konnte. Am schwierigsten war es, die Pflanzenpapiere vor Feuchtigkeit zu schützen. Wir mussten uns eigene Gerüste bauen, an denen sie aufgehängt und durch ein darunter angezündetes Feuer getrocknet wurden. Den ganzen Tag über war die Temperatur kühl; am Morgen musste zuweilen ein grosses Feuer angezündet werden, um das sich die Leute frostschüttelnd niederkauerten.

Herrschte am Tage lautlose Stille im Walde, so begann es dafür nach Eintritt der Dunkelheit desto lauter zu werden. Wie auf Komando setzten Cicaden und Grillen mit ihrer Musik ein, einige mit solch scharf metallischem Klange, dass uns die Ohren schmerzten. Dazwischen musizirten die verschiedenen Laubfrösche, einige mit hellem Glockenklang, andere mit Tönen, als würde mit einem Stahlhammer auf eine grosse Metallplatte geschlagen, noch andere krächzten und schnarchten dazwischen. In dem finsteren Wald blitzten währenddessen Irrlichtern gleich die hellen Funken der zahllosen Leuchtkäfer auf, und über uns glitzerten zwischen den Bäumen die hellen Sterne der klaren Tropennacht, während dem Flusse wallende Nebel entstiegen.

Der Neger empfindet nichts von Naturschönheiten; wo es warm ist, und wo er satt ist, da befindet er sich wohl. So hatten wir, trotz der zahlreichen Leute, die in unserer Nähe lagerten, und deren Schwatzen und fröhliches Lachen das Waldkonzert oft übertönte, doch »unter Larven die einzig fühlende Brust!« Diese Abende, an denen ich im tropischen Urwald zusammen mit dem Pascha plaudernd sass, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen. Indem wir den Rauch einer aus gräulich kratzendem Negertabak und Löschpapier hergestellten Cigarette gen Himmel bliesen und hoffnungsfreudig Pläne schmiedeten, uns über naturwissenschaftliche oder ethnographische Probleme unterhielten oder unsere Erlebnisse austauschten, — wobei natürlich ich mich immer ganz passiv verhielt — hätten wir unseren billigen, aber prächtigen Blätterdom nicht mit dem reichsten Ballsaal und unsere kärgliche Bananen-, Bohnen- und Ziegenfleischtafel nicht mit dem üppigsten Diner bei Pfordte oder Dressel vertauschen mögen.

Allmählig ward es stille im Lager, die Feuer, an denen die Leute plaudernd und lachend sassen, brannten herunter und einer nach dem andern ging schlafen, so dass man das Waldkonzert noch deutlicher als früher hörte, in das bisweilen das durchdringende Trompeten eines alten Elephanten mit lautem Getöse einstimmte. Es ward kühl und feucht; auch wir zogen uns in unsere Zelte zurück,

um, auf unseren Feldbetten liegend, von neuen Thaten, manchmal aber auch von der fernen Heimath zu träumen. —

In dem Flusse entdeckten wir verschiedene Arten von Fischen. Zwei Lippenfische (Labeo), ein langes Thier mit verlängertem Oberkiefer, dessen Rückenflosse durch eine Reihe isolirter, zum Niederklappen eingerichteter Dorne gebildet wird (Mastacembelus), ferner einen Wels und verschiedene andere Arten. Versuche, mit dem Schwebnetz auch einige der kleineren Thiere zu erhalten, schlugen leider fehl.

Ein lebhafter Handel entspann sich indessen mit den Eingeborenen, die uns Bananen und Mais zum Verkaufe anboten und gegen Perlen eintauschten. Es waren Wáwira, die aber in dem Aeussern von ihren Stammesgenossen im Graslande erheblich abwichen (Abb. 114): dunkel-chokoladenbraune, kräftig gebaute Gestalten und mit Ausnahme eines kleinen Stückes Rindenstoff, das zwischen den Beinen durchgezogen und hinten und vorn an einer Lendenschnur befestigt wurde, am ganzen Körper nackt. Einige Leute trugen, wie die Wawámba und Wahóko, einen breiten Lederstreifen um den Bauch, der die wichtigen Unterleibsorgane vor den Pfeilen schützen sollte. Vielfach bemerkten wir, dass diese Schutzgürtel aus Zebrafellen*) hergestellt waren. Manche der Männer trugen wohl auch den erwähnten, aus Büffelhäuten gefertigten Kürass (Abb. 103), der an Riemen auf der Schulter hing. Die im Kapitel 18 geschilderte Lippendurchbohrung mit den verschiedenen Einlagen und die Zahnfeilung gaben ihnen ein wildes Aussehen, wie wir es bisher noch bei keinem Negerstamme beobachtet hatten. Häufig sah man auch die grossen, bei den Wawámba näher beschriebenen Eisengabeln (Abb. 84) am Halse. Die Bewaffnung der Leute bestand in kleinen Bogen und winzigen, früher erwähnten Pfeilen, von denen viele vergiftet waren.**)

Die Weiber waren noch weniger als die Männer bekleidet. An dem Lendengurt vorn und hinten hängende Blätter genügten ihnen. Ihr Gesicht war entsetzlich entstellt durch die grosse Holzscheibe (Abb. 115). Fast alle trugen einen Korb — aus Calathea-Bast***) geflochten — auf dem Rücken.†)

---

*) Zebras kommen nur im Graslande vor. Sonach beweist dies Kleidungsstück, dass irgend welche Handelsbeziehungen mit den Grasländern gepflogen werden. Auf die Frage, woher sie diese Felle erhielten, wiesen die Leute nach Nordwesten, woraus wir schlossen, dass dort ein Steppengebiet sein müsse.

**) Das Pfeilgift soll aus einer Wurzelrinde und verschiedenen Blättern hergestellt sein, die zusammen gestampft und gekocht werden. Es ist eine durchsichtige, bräunliche Substanz, die zahlreiche, mit blossem Auge wahrnehmbare Rindenpartikelchen enthält. Aus Ameisen, wie Stanley dies angiebt, ist das Gift, mit dem die Leute übrigens sehr geheimnissvoll thun, sicherlich nicht hergestellt. Jedoch gelang es uns trotz unserer Bemühungen nicht, der zur Herstellung verwendeten Pflanzen habhaft zu werden.

***) Die grossblätterigen Phrynium und Calathea sind wohl die nützlichsten Waldpflanzen. Mit ihren Blättern deckt man die Häuser; die Stengel haben so zähe Fasern, dass sie das beste Bindematerial bilden; ein ganz dünner Streifen ist kaum zu zerreissen. Man flicht Körbe und Köcher von grosser Festigkeit daraus. Lasten werden an einem über die Stirn laufenden Streifen dieses Materials, nicht auf dem Kopfe getragen.

†) Genaueres über die Wáwira findet sich im Kapitel 18 zusammengefasst.

Höchst eigenthümlich ist die Mimik, mit der die Eingeborenen Entfernungen bezeichneten. Leute im Graslande zeigen immer nach dem Stand der Sonne, um z. B. anzudeuten: »wenn die Sonne dort steht, werdet Ihr ankommen«. Hier im Walde aber, wo die Sonne nicht sichtbar ist, bezeichnet man die Zeit, die man zur Zurücklegung eines Weges nöthig hat, am linken Arme. Der Mann legt seine rechte Hand auf eine Stelle der linken Hand, des Vorder- oder Oberarmes, je nachdem er kürzere oder längere Entfernungen bezeichnen will. So deutet Fingerlänge etwa 1—2 Stunden an, Handlänge 2—3 Stunden, der halbe Unterarm einen leichten Tagesmarsch, der ganze Unterarm einen starken 5—6stündigen Marsch und der Oberarm mehrere Tage.*)

26. August. Der zu Bilíppi gesandte Aufseher war inzwischen zurückgekommen. Er hatte den Häuptling gerade getroffen, als eine seiner Frauen gestorben war und diesen Umstand schlauerweise für sich ausgenützt, indem er behauptete, der Pascha schicke ihn, damit er sich nach der Krankheit von Bilíppis Frau erkundige, eine Aufmerksamkeit, über die dieser sehr gerührt war. Er erklärte, er selbst könne der Trauer wegen nicht erscheinen, sende aber seinen Sohn; durch dessen Vermittelung wurden alsbald die Wandedódo geholt und angewiesen, uns die auf unserm Wege wohnenden Wambúba kommen zu lassen.**)

Mit der leiblichen Ernährung war es hier im Walde etwas kläglich bestellt. Unsere Küchenmeister hatten leider den von Madsambóni mitgebrachten Mehlvorrath aufgebraucht, anstatt neues Mehl aus dem gelieferten Mais machen zu lassen. Ausserdem wurde eben an diesem Tage unsere vorletzte Ziege geschlachtet. Butter und Fett waren natürlich überhaupt nicht zu bekommen; nur an Bananen war kein Mangel.

27. August. Bilíppis Sohn wollte uns durchaus wieder verlassen, trotzdem wir ihn als Dolmetscher noch sehr nöthig gebrauchten. Aber er hatte sich erst einige Tage vorher verheirathet und wollte seine Frau in diesen »Flitterwochen« offenbar nicht allein lassen. Wir beruhigten ihn schliesslich vorübergehend damit, dass wir ihm für sich und seine junge »bessere Hälfte« Perlen versprachen. Am Abend zuvor hatte ihn ein Skorpion ins Bein gestochen, wogegen er einen Schnaps als Medizin bekam.

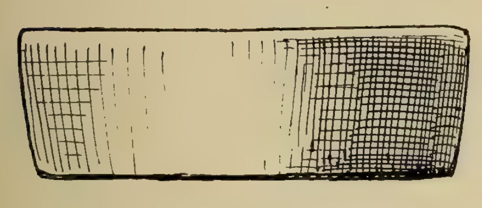
Die Eingeborenen des jenseitigen Ufers kamen allmählich seltener, um uns Nahrung zu verkaufen. Da es diesseits des Flusses noch weniger zu essen gab, mussten wir wohl an baldigen Aufbruch denken.

---

*) Ganz ähnlich machen es nach Lichtensteins Beobachtungen die Hottentotten (Ratzel, Völkerkunde I. p. 28). Sollte diese Pantomine vielleicht eine Eigenart der Pygmäen-Völker sein? Jedenfalls ist das Zusammentreffen hier im Zwergenlande und bei den Hottentotten, die doch wohl manches von Buschmäunern angenommen haben, sehr beachtenswerth.

**) Die Folge der Stämme auf unserer Route nach N.-N.-O. sollte folgende sein: Wandesáma (Häuptling Banáne), Wasínda, Wandedódo (Häuptling Bingay), Wahále, Wambúba und Wadúmbo; erstere zu den Wáwira-Völkern gehörig, die Wahále zu den Wakóndjo, und die letzten beiden zu den Wahóko und Zwerg-Verwandten.

Am Abend äusserte Bilíppis Sohn erneut den Entschluss, zurückzukehren. Man hatte ihm erzählt, dass einer von seinen Verwandten im Dukifluss von einem Krokodil verschlungen worden sei, worüber er sehr traurig ward und eine Zeit lang wirklich weinte, ein bei Negern sehr seltenes Ereigniss. So waren wir gezwungen, rasch den nächsten Ortschef kommen zu lassen, um ihm noch einmal unsere Wünsche zu verdeutlichen, so lange wir noch über den Dolmetscher verfügten. Er möchte Ulédi Führer geben, die ihn zusammen mit zwei die Wahókosprache redenden Leuten Karukwánsis zu den Wambúba brächten. Diese sollte er herbeirufen, da wir hofften, uns mit ihnen durch die Leute Karukwánsis verständigen zu können. Von den Manyéma erhielten wir keine Nachricht, so dass der Pascha, ohne Führer von ihnen bekommen zu haben, abzumarschiren beschloss.



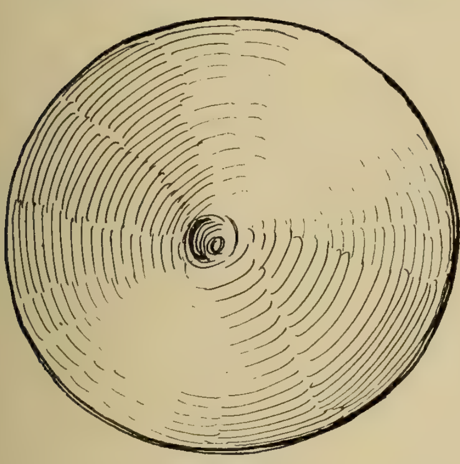


Abb. 115.
Hölzerne Lippenscheibe, von der Seite und von oben gesehen. Wandesáma-Wáwira-Frauen.
Natürl. Grösse. (Siehe auch Abb. 101.)

Nachdem Ulédi früh Morgens abmarschirt war, machten wir uns daran, wieder einige Lasten zu vertheilen, um deren Zahl zu verringern. Jeder Mann erhielt etwas Stoff. Die Fleissigen, die sich besonders bei dem Vor- und Zurückgehen ausgezeichnet hatten, wurden besonders belohnt, und auch der neu hinzugekommenen Ssudanesen gedacht. Leider hingen die Letzteren ihren zahlreichen Weibern die Stoffe um, anstatt sich Essen dafür einzukaufen. Auch etwas Seife, Cognac, Pulver und Blei wurde vertheilt. Immerhin blieben noch etwa 15 bis 20 Lasten übrig. Da es höchst unwahrscheinlich war, dass wir von den Eingeborenen Träger erhielten, blieb es auch jetzt noch dabei, dass ein Theil unserer Leute jeweils wieder zurückgehen musste, um den zurückgelassenen Rest zu holen. *28. August.*

Beim Abmarsch am andern Morgen blieben ausser den 12 derjenigen Leute, die mit Ulédi vorangeschickt worden waren, noch 18 Lasten liegen. Der Pascha blieb im Lager, um alles zu beaufsichtigen. *29. August.*

Unser Weg folgte jetzt der neulich rekognoszirten Strasse flussaufwärts. Nachdem wir eine verlassene Bananenpflanzung passirt hatten, wandten wir uns etwas nach N.-N.-O. und erreichten nach etwa $1^1/_2$stündigem Marsch Banánes Dorf Vundekáre. Der Häuptling selbst führte uns von hier weiter über ein Chaos von gestürzten Baumstämmen, auf denen wir entlang balanciren mussten,

bis er uns an einen kleinen Bach einen Lagerplatz anwies. Trotzdem der Ort sehr ungünstig mitten im Walde gelegen war, nahmen wir ihn als Aufenthalt an, da unsere Leute noch einmal der Lasten wegen zurück mussten. Ueberdies war die Karawane schon bei diesem kleinen Marsch von nur etwa $^3/_4$ Stunden durch die Schwierigkeiten des Weges so weit auseinander gekommen, dass die letzten Lasten erst $1^1/_2$ Stunden nach dem Eintreffen der Tête im Lager waren. Der Pascha kam Nachmittags mit den Uebrigen an. Etwas später erschien auch Ulédi, begleitet von einigen Wandedódo und Wambúba, mit welchen letzteren Karukwánsis Mann sich leidlich verständigte. Die Leute waren am Flusse entlang nach Norden marschirt. Auf dem Wege gelangten sie in ein grosses Zwergenlager, dessen Bewohner sie mit gespannten Bogen erwarteten. Als sie aber sahen, dass Eingeborene ihnen als Führer dienten, stellten sie ihre Feindseligkeiten ein. Die Wambúba wohnten am anderen Ufer des Flusses. Sehr tröstlich lauten die Nachrichten nicht, denn nördlich der Wandedódo sollte die Gegend weit und breit durch eine Razzia der Manyéma verwüstet, die Dörfer verbrannt, die Eingeborenen in provisorischen Hütten untergebracht und nur auf die Wurzeln der Bananen angewiesen sein, da die Räuber alles Andere zerstört hätten.

Am Nachmittage regnete es, so dass unsere Leute in den aus Blättern provisorisch errichteten Hütten vollständig durchnässt wurden.

Der Pascha war noch immer der Meinung, dass wir Träger von den Eingeborenen bekommen würden, um unsere überzähligen Lasten fortzuschaffen, die uns, wie er glaubte, noch sehr nützlich sein könnten. Als aber am Abend die Aufseher zu ihm kamen, um ihn von neuem zu bitten, die Leute nicht mehr zurückgehen zu lassen, sondern sich der Lasten auf irgend eine Weise zu entledigen, gab er endlich nach und versprach am nächsten Tage die Angelegenheit endgültig zu regeln. Die Umstände nöthigten mehr als je dazu. Wenn wir in dem grossen Walde, wo die Ernährung ohnedies schon sehr schwierig war, überall noch warten mussten, bis jedesmal unsere Leute hin- und hergegangen waren, so wurde die Verproviantirung noch bedeutend unsicherer. Es galt, den Wald möglichst rasch zu durchdringen. Dazu kam noch, dass unsere Leute durch die fortwährenden Anstrengungen, welche ihnen zugemuthet waren, stark angegriffen wurden.

30. August. Die ganze Nacht hindurch hatte es geregnet, so dass der Boden völlig durchweicht war. Unseren Schlaf hatten die fortwährend schreienden, hungrigen Esel gestört, die hier kein Gras fanden, sondern sich mit einigen spärlichen Kräutern begnügen mussten. Gleich nach dem Aufbruch fanden wir hinter einem Baumstamm einen verhungerten todten Eingeborenen liegen, der ganz zum Skelett abgemagert und schon stark von den Ameisen angefressen war, obgleich er erst in der vorigen Nacht gestorben sein konnte. Nachdem wir den Itúri erreicht, folgten wir seinen Ufern, die wir nur da auf kurze Zeit verliessen, wo der Fluss grössere Krümmungen machte. Mehrere starke Bäche vereinigen sich hier mit ihm. Nach etwa zwei Stunden war ein Wasserfall erreicht, der schäumend

über 5 m hohe Felsen herabstürzte. Ober- und unterhalb dieses, Kerémbu oder Táre genannten Falles verbreitert sich der Fluss etwas. Hier mussten wir über eine Stunde rasten, und auch dann noch war der letzte Theil der Karawane noch nicht erschienen, so sehr wurde der Marsch durch den schlammigen und schlüpfrigen Weg und durch die überhängenden Aeste erschwert. Am jenseitigen Flussufer bemerkten wir zwischen Bananen eine Niederlassung der Wadúmbo.

Bald nachdem wir von dem Wasserfall aufgebrochen, mussten wir einen steilen Hügel erklimmen, an dessen Abhange sich ein grosses verlassenes Zwergen-Lager befand. Nach kurzem Marsch durch neubestellte Felder von Mais und Bohnen gelangten wir an die Hütten des Chefs Bavingáni und etwas später an das Dorf Beyébe der Wandedódo-Wáwira. Die Eingeborenen zeigten sich freundlich und so zuthunlich, dass sie nicht einmal ihre Frauen und Kinder fortgeführt hatten. Auch zwei Zwerge, die hier Babássi genannt werden, sahen wir zwischen den übrigen Einwohnern. Der eine von ihnen war erschreckend hässlich und nur 1,34 m hoch, der andere etwas grösser und besser gestaltet. Auch hier tragen die Weiber die entstellenden Lippenscheiben. Kinder von vier Jahren wurden noch von ihren Müttern gestillt. Einige wenige Wambúba (Wahóko) sind ebenfalls hier ansässig. Sie unterscheiden sich auf den ersten Blick von den Wáwira. Die Weiber tragen keine Holzpflöcke, und sie sowohl wie die Männer sind bedeutend kleiner gebaut als die anderen Leute. Auch werden bei ihnen die Vorderzähne nicht zugespitzt.



Abb. 116.
Junger Mann der Wandesáma-Wáwira.

Als wir am Abend gemüthlich bei einer aus Eingeborenen-Tabak hergestellten Cigarrette sassen und unter Gesprächen die Zeit abwarteten, bis wir — gegen 9 Uhr — unsere Instrumente ablesen konnten, entstand plötzlich ein grosser Lärm im Lager. Wanderameisen hatten einen Angriff auf unsere Karawane gemacht und besonders die Esel heimgesucht. Diese zerrten mit aller Gewalt an ihren Strängen und wälzten sich am Boden, um sich von den lästigen Gästen zu befreien. Bald waren die nach Myriaden zählenden Feinde

auch in dem Zelte des Paschas angelangt und bemächtigten sich unserer Beine, die sie in der infamsten Weise belästigten. Hatte man eben ein paar von den festgebissenen Thieren entfernt — der Kopf reisst dabei ab — so waren schon wieder neue in doppelter Zahl am Werk. Es wurde Alarm geschlagen, Soldaten und Diener mussten mit Feuerbränden überall umherstöbern, um die lästigen Gäste zu verscheuchen. Am längsten blieben sie noch in meinem Zelte, das ich ganz mit einem »Feuerzauber« umgeben lassen musste, um ihrer Herr zu werden, so dass schliesslich Alles in einen erstickenden Rauch gehüllt war. Erst spät in der Nacht waren endlich die letzten der schwarzen Eindringlinge vertrieben. Es sind gesellig lebende Thiere, die gemeinsam in grossen Schaaren Raubzüge machen. In langen, finger- bis handbreiten Streifen wandern sie in Schlangenlinien heran, alles zerstörend, was ihnen in den Weg kommt.

31 August. Wir mussten hier*) eine Weile Halt machen, einmal um das Eintreffen der vor uns sesshaften Häuptlinge abzuwarten, sodann auch, um die überzähligen Lasten zu vertheilen. Sehr zu statten kam uns dabei, dass die neuen Ssudanesen sich bereit erklärten, 8 grosse und 3 kleine Stoffballen fortzuschaffen. Andere Lasten vertheilten wir und gaben den verschiedenen Soldaten einzelne Stoffstücke zu tragen. Damit waren wir denn endlich so weit, dass wir alle Lasten gleichzeitig fortschaffen konnten, vorausgesetzt, dass es keine Kranken unter den Trägern gab.

1. September. Ein kleiner Häuptling der Wambúba führte uns. Es war ein sonderbarer Kauz, der uns namentlich durch seine beiden Lieblingspantomimen Stoff zum Ergötzen gab. Wollte er sein Entzücken oder irgend einen hohen Grad des Erstaunens ausdrücken, so klopfte er sich mit der rechten Hand unter die linke Achselhöhle, während er den linken Arm ausstreckte. Seine Verachtung hingegen bekundete er, indem er mit der rechten Hand auf einem kleinen Fell herumwischte, das über seine Sitzparthie herabhing, — eine richtige Schusterjungenpantomime.

Auf steilem Wege ging es nun ein Thal hinab und jenseits desselben eben so steil wieder auf schlüpfrigem Wege in die Höhe zu einem Dorfe der Wandedódo, Babussáy, wo Bohnen und Mais ganz frisch gepflanzt waren. Ein hügeliger Abstieg auf schlüpfrigem Lateritboden brachte uns nach einer weiteren Stunde in das Thal eines kleinen Baches Bolibóli, der zum Itúri strömt (hier Itíri genannt). Die ganze Gegend ist mit nicht sehr hohem Urwald bedeckt, dessen Unterholz ausserordentlich dicht verfilzt und mit vielen Farnenkräutern durchsetzt ist.

*) Wir erkundeten hier über die Umgegend Folgendes: Am diesseitigen, rechten Flussufer sollte in drei Stunden Entfernung das von Wáwira bewohnte Kodútsi liegen, vier Stunden nördlich davon Kavugútsha mit Walíbba-Wáwira. Nach Nordwesten ward uns Kibilibíssi (von Wáwira und Wambúba bewohnt), Wabádso und endlich Apokáru angegeben, wo zahlreiche Leute im Graslande wohnen und viel Essen vorhanden sein sollte. Nach W.-N.-W. wohnten einen Tagemarsch von uns entfernt die Wambángu.

Nachdem wir noch das auf einem Hügel befindliche Dorf Kibilibíssi durchschritten, gelangten wir an eine kleine Bananenpflanzung Ntshángo,*) wo wir lagerten. Der Wald enthält hier namentlich viele Bäume, deren sperrige, aufstrebende Aeste riesige, fingerförmig zerschlitzte Blätter tragen (Musánga). (Tafel XV.)

Hamis bin Jándwe, den wir voraussandten, brachte den Häuptling eines benachbarten Wahókodorfes**) Vibissibíli mit zurück; dieser wiederum wurde angewiesen, den Häuptling von Wabádso kommen zu lassen, zu dem wir morgen gehen wollten.

Mit der Gesundheit des Pascha ging es fortdauernd schlecht. Schon der Marsch an und für sich strengte ihn sehr an; auf den schlechten Pfaden vollends konnte er kaum etwas sehen. Das Schreiben war ihm, nach wie vor, nur noch mit grosser Mühe möglich.

Unsere Leute fanden hier sehr wenig zu essen. Die Eingeborenen brachten nichts zum Verkauf. Auch wir hatten bereits unser letztes Huhn verzehrt und nur noch einige Bananen und etwas zerstampften Mais übrig. Den letzteren liessen wir grob zerstossen; gekocht giebt er dann ein leidliches Surrogat für Reis.

Mit der Versicherung, am andern Morgen früh mit dem ersten Hahnenschrei zur Stelle zu sein, gingen die Führer und der Chef der Wambúba Nachmittags fort, um in ihrem Dorfe zu essen und zu schlafen. Der Abend war kalt und feucht, so dass wir uns mit einem Grog erwärmten, bei dem wir gemeinsam der fernen Heimath gedachten.

Am Morgen stellten sich natürlich die erwarteten Führer nicht ein, so dass *2. September.* wir ohne sie abmarschiren mussten. Durch den Wald ging es abwärts zum Itúrifluss. Eine Stunde später lagerten wir bei Vibissibíli, das auf einer mit Bananen bepflanzten Lichtung steht. Auffallender Weise wird hier ganz lokal etwas weisser Sorghum und Tabak gebaut, Erzeugnisse, die sonst im Walde fehlen.

Um den Weg zu erkunden, ward Ulédi mit einer Abtheilung vorangesandt, kam aber nach kurzer Zeit resultatlos zurück: alle Pfade hätten ihn zu weit östlich geführt. Er war jedoch auf ein Dorf gestossen, aus dem er einen alten Mann mitbrachte. Ausserdem wurde noch der Eingeborene aufgefunden, der Tags zuvor von Hamis bin Jándwe ins Lager gebracht worden war, und der zu den Wabádso hatte vorausgehen sollen.

Während ich gerade mit dem Aufstellen meines Teodolithen beschäftigt war, knallte plötzlich ein Gewehrschuss, dem gleich darauf drei andere folgten. Sofort wurden die Soldaten zusammengerufen, eine Abtheilung im Lager gelassen, und der Rest in zwei Grupppen getheilt, von denen ich selbst eine nach der Richtung führte, aus der die Schüsse gekommen waren, während ich die

---

*) Von hier aus führt nach Nordosten eine Fähre über den Itúri nach dem Dorfe Sségbata, wo Wambúba wohnen.

**) Die Leute nennen sich selbst Wambúba, werden aber von den umliegenden Stämmen meistens als Wahóko bezeichnet.

andere etwas mehr seitwärts aussandte. Ueber gestürzte Stämme und durch dichten Wald ging ich dem Stimmenlärm nach, der in der Ferne hörbar war. Nach kurzer Zeit gelangten wir zu einigen, auf einer kleinen Lichtung stehenden Hütten. Während wir uns dort über den weiter einzuschlagenden Weg beriethen, wurden wir plötzlich von einem dichten Pfeilregen förmlich überschüttet. Mehrere der Geschosse steckten im Boden, und eines zitterte hart neben mein Ohr in einen Baumstamm. Sofort wurden einige Gewehre nach der Richtung abgeschossen, aus der die Pfeile gekommen waren. Zu sehen war der Feind nicht, da die dichte Vegetation wie eine Mauer jeden Ausblick verhindert. Unmittelbar darauf drangen wir aus den Busch hinein, aber auch jetzt war von den Feinden nichts zu entdecken. Wir konnten nur eine Ziege und einen Köcher (Abb. 117) mit etwa 40 vergifteten Pfeilen erbeuten. Da keine Eingeborenen zu finden waren, und ich durch einen zu mir stossenden Soldaten hörte, dass unsere Leute zum Lager zurückgekehrt seien, begab ich mich auf den Rückmarsch. Bald darauf hörten wir, was eigentlich vorgefallen war. Einige Träger waren zum Nahrungseinkauf ausgegangen nach einer Richtung, in der sie Menschenstimmen gehört hatten. Auch ein Aufseher und unser jetziger Dolmetscher, der eine von Karukwánsi gestellte Mann, gingen dorthin, um womöglich mit den Leuten zu verhandeln. Sie trafen die Träger mit Eingeborenen im Streit, den sie jedoch zu schlichten vermochten. Der Dolmetscher wurde darauf durch einen Boten des Paschas abberufen, um im Lager mit den beiden früher erwähnten Eingeborenen zu verhandeln. Bald darauf nahmen die Eingeborenen eine feindliche Haltung an und schossen unvermerkt auf unsere Leute, so dass einer der Träger durch einen Pfeilschuss an einer Rippe verwundet wurde. Durch mehrere Schüsse verjagten unsere Leute die Angreifer und zogen sich dann zurück. Die Verwundung des Trägers war nur leicht, doch war er für einige Tage unfähig, seinen Dienst zu verrichten.



Abb. 117. Köcher der Wahóko-Wambúba aus Vibissibíli.
(Strohgeflecht mit Leder überzogen und mit Thonpomade bestrichen.)

Die beiden Eingeborenen gehörten zu den Wambúba, die ebenso wie die im Walde wohnenden Wáwira die Beschneidung ausüben. Anstatt der aus Bast geflochtenen Rückenköcher, tragen sie ihre Pfeile in schmalen, grob gearbeiteten Ledersäcken (Abb. 117). Ihre Hütten sehen ganz so aus, wie die der Zwerge: niedrige Gestelle, die aus zusammengebogenen Ruthen angefertigt und mit Blättern gedeckt werden. Auch hier finden sich die aus Zebrafell hergestellten Lederbauchbinden.

In einer Hütte fanden wir einen ganzen Korb voll getrockneter Raupen, ein zweifelhafter Leckerbissen, von dem jedoch auch Stanleys Leute gelebt haben.

Am Nachmittage erschienen unsere früheren Führer, sowie der Sohn des alten Wambúbachefs. Sie erboten sich aus freien Stücken, im Lager zu schlafen und uns am nächsten Tage zu den Wabádso zu führen.



Stuhlmann, phot. Lichtdr. v. Frisch.

Bananenpflanzung in einer Urwald-Lichtung.
Musanga-Bäume.

Unter ihrer Leitung ging es über gestürzte Stämme durch eine neu angelegte Bananenpflanzung in den Wald hinein. Das dichte Unterholz war überall mit Moos besponnen. Zweimal überschritten wir den 8—10 m breiten Assáubach, der zum Itúri abfliesst (hier Idíri genannt). Ueber den schlüpfrigen Lateritboden des leicht welligen Waldterrains ging es in westlicher Richtung weiter, bis uns ein tiefes Thal von dem Hügel trennte, auf dem die Bananenpflanzungen der Wabádso liegen. Nach vielen Mühen ward endlich die Ansiedlung erreicht, die aber zu unserer Enttäuschung nur in einem elenden Dorfe aus kleinen, nach Zwergenart gebauten Hütten bestand. *3. September.*

Kurz nach der Ankunft wurde mir ein verwundeter Träger vorgeführt. Ein Pfeil hatte ihm den linken Oberarm durchbohrt und an der Brustseite eine Hautwunde gerissen. Er hatte sich zum Wasserholen an den Fluss begeben und war dabei aus einem Hinterhalt verwundet worden. Wenn es sich auch zum Glück nur um eine durch einen unvergifteten Eisenpfeil verursachte Fleischverletzung handelte, so hatten wir nun doch schon den zweiten dienstunfähigen Träger.

Nach den Aussagen unserer Führer heisst der Ort Wakángu und wird von dem Atilipéi-Stamm der Wambúba-Wahóko bewohnt. Die Wabádso sollen in der Nähe hausen.*) Unser dem Momfú-Stamm angehöriger Trompeter konnte sich leidlich gut mit unsern Führern verständigen, ein Zeichen, dass wir hier nicht weit von seiner Heimath entfernt sein konnten. Waren wir erst dort, so befand der Pascha sich alsbald auf bekanntem Terrain.

Unsere Wambúba waren sehr kleine und untersetzte Leute, ebenso wie auch die Momfú es sind. Wir fanden durchweg nur Hütten von der Bauart der Zwerge. Auch die früher erwähnten Zwillings- und Drillingshütten fehlten nicht. Damit wurde uns hier zuerst klar, dass die Wambúba, und wahrscheinlich auch die Momfú, mit dem Zwergstamm verwandt sein müssen. Von den umliegenden Völkern werden die Wambúba schon als Wambútti, also als Zwerge bezeichnet. Durch Einwanderung aus Norden und Süden ist offenbar dem hier im Walde uransässigen Zwergstamme die Bananenkultur übermittelt worden, und durch Vermischung und Kreuzung die heute hier angesiedelte Bevölkerung entstanden.

Spät am Nachmittage wurde noch eine Unyamwési-Frau gebracht, die beim Wasserholen durch einen vergifteten Pfeil in der Ferse verwundet worden war. Durch den Anprall war der Pfeil total zersplittert, in der Wunde schien aber nichts zurückgeblieben zu sein. Der Pascha legte selbst eine Ligatur und den Verband an.

Bei unserer Ankunft hatten wir drei Eingeborene bei uns. Zwei davon erklärten sich bereit, mit den hiesigen Bewohnern zu verhandeln und ihnen Blutsbrüderschaft anzubieten, während der dritte als Geisel bei uns bleiben sollte.

---

*) Für unsern Weitermarsch von hier wurde uns folgende Route angegeben: Adipíagwa, Matahúa, Kagúsa (dort Ende des Waldes), Vumbilísa und Apokáru, wo Momfúleute wohnen.

Die ersteren marschirten ab, während der letztere dicht vor dem Zelt des Pascha hingesetzt ward. Abends hiess es plötzlich, er sei entflohen. Der eine der Vogelpräparatoren hatte die strafbare Unvorsichtigkeit begangen, den Mann auszuschicken, um ihm Blätter zum Bau seiner Hütte zu holen. Natürlich liess er sich nicht wieder blicken. Der Pascha hatte den Mann vor sein Zelt postirt, konnte ihn aber bei seiner Kurzsichtigkeit nicht selbst überwachen. Um die Eingeborenen nicht einzuschüchtern, hatte er ihn nicht an die Kette legen lassen. Der schuldige Präparator wurde zwar gebührend bestraft, unsere Führer aber waren auf Nimmerwiedersehen verschwunden. So mussten wir Ulédi wieder einmal voraufschicken, um den Weg zu erkunden.

4. September. Morgens früh marschirte er in Begleitung von 17 Soldaten und 10 Trägern ab, mit dem Auftrage, wenn irgend möglich mit den vor uns wohnenden Eingeborenen friedlich zu verhandeln und einen Abgesandten von ihnen mitzubringen. Voraussichtlich — meinte der Pascha — würde er in Nordwestrichtung nach 6 bis 7 Stunden scharfen Marsches auf Grasland stossen.

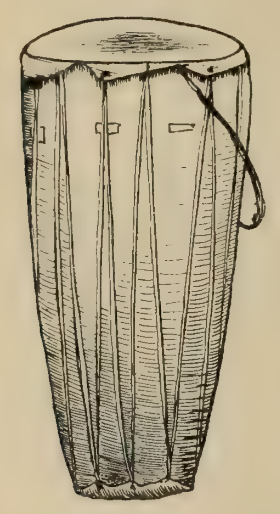


Abb. 118. Trommel der Wahóko-Wambúba aus Kibilibíssi.

Während der Abmarsch dieser Abtheilung erfolgte, wurde mitten im Lager ein am Feuer sitzender Träger von einem unsichtbaren Schützen durch einen Pfeil an der Wange verwundet. Trotzdem sofort die Leute nach der Richtung stürzten, aus der der Pfeil gekommen war, wurde der Schütze nicht gefunden. Es war schliesslich kein Wunder, dass die Leute durch derartige Vorkommnisse eingeschüchtert wurden und sich nicht so leicht aus dem Lager herausgetrauten.

Der Pascha begab sich selbst an den Platz, wo die Leute Wasser holten, da sich dort in der Nähe einige Eingeborene gezeigt hatten. Indessen blieben seine Bemühungen, mit ihnen zu verhandeln, gänzlich fruchtlos. Nur einer von ihnen antwortete aus weiter Ferne, dass seine Landsleute nichts mit uns zu thun haben wollten, — weil wir ihr Land verheert hätten. Es folgte daraus, dass man uns für Manyéma hielt, die hier ihre Razzias abgehalten hatten. Einige Monate vorher waren sie im Lande gewesen und hatten Alles verwüstet. Dörfer und Felder waren vernichtet, und die Eingeborenen aufs Aeusserste eingeschüchtert worden. Da unsere Leute, wie die Manyéma, weisse Kleider trugen, so hielt man uns ebenfalls für solche. Unser Vorgehen war uns natürlich durch dies Missverständniss sehr erschwert.

Mittags wurde eine zweite Abtheilung Soldaten unter Führung von Rihán Aga ausgesandt, um womöglich Führer aufzutreiben oder wenigstens ein bewohntes Dorf auszukundschaften. Als er nach einiger Zeit zurück kam, hatte er nur eine einsame, von einem Manne bewohnte Hütte gefunden, der ihm, sobald er seiner ansichtig wurde, einen Pfeil entgegensandte und fortlief. Auch

auf einer zweiten Rekognoszirungstour sah er nirgendwo Menschen. In den Dörfern, die vielfach die Spuren der Manyémaeinfälle zeigten, fand er nur ausgebrannte Feuerstellen, während auf Waldlichtungen noch glimmende Feuer angetroffen wurden, ein Zeichen, dass die Eingeborenen sich erst vor ganz kurzer Zeit aus den Dörfern in die Wälder geflüchtet hatten. Es war im Uebrigen ziemlich gefährlich, die Wege in der Umgegend zu passiren, denn die Eingeborenen hatten Pfeile darin verborgen, an denen unsere Leute sich verletzten.

Eine grüne Raupenart fiel uns hier auf, die mit ihrem dicken, nach hinten in vier Dorne ausgehenden Kopfe auffallend an ein junges Chamäleon erinnerte. Ein grosser todter Schmetterling ward gefunden, an dessen Leib, Kopf und Flügelwurzeln sich dornartige Auswüchse befanden. Beim näheren Zusehen stellte sich jedoch heraus, dass es Pilzwucherungen waren, die wahrscheinlich durch eine ähnliche Krankheit, wie die Empusa-Infektion der Fliegen verursacht werden.

Der Morgen im Walde war immer kalt und nebelig. Meistens fiel die Temperatur auf 13—15° C. Von dem Berge, an dessen Fusse wir lagerten, eröffnete sich uns eine schöne Rundsicht, als wir ihn zum Zwecke der besseren Rekognoszirung bestiegen. Nach Westen erstreckte sich der Wald, so weit das Auge reichte. Aus dem gewellten Boden ragten mehrere Hügel hervor. Nach Osten sah man jenseits des Itúriflusses die Grasberge des Lendúplateaus. Leider hatten die von hier aus genommenen Peilungen nur einen relativen Werth, da der Kompass durch das — aus polar-magnetischem Eisenglimmerschiefer bestehende — Gestein derart abgelenkt wurde, dass die Ablesungen völlig andere wurden, sobald man sich von einem Punkte des Berges zu einem andern bewegte. *5. September.*

Am Nachmittage kam Ulédi zurück, leider ohne Resultat. Er war genau westlich marschirt und nach fünf Stunden auf ein abgebranntes Dorf gestossen; ebenso hatte er nach weiteren drei Stunden W.-S.-W.-Marsches nur verbrannte und zerstörte Ansiedelungen getroffen. Der ganze Weg ging durch sehr dichten Wald; überall, wo er einen Hügel erstieg, konnte er nur Wald erblicken. Wo immer eine Niederlassung war, fand er sie von Manyéma zerstört, deren Raubzüge vor noch nicht allzu langer Zeit dieses Land heimgesucht haben mussten, denn hier und da konnte er noch ihre Lagerstätten sehen. Eingeborene liessen sich keine blicken.

Nach einem Kriegsrath beschlossen wir, andern Tags früh Morgens noch zwei Rekognoszirungs-Patrouillen auszusenden, und zwar nach Norden, um womöglich ein Dorf zu finden, in dem die Karawane neue Lebensmittel erlangen könne. Auf diese Weise mussten wir uns durch vorausgesandte Abtheilungen förmlich weiter tasten, bis wir aus dem Bereich der Manyéma herausgekommen waren. Mit der Karawane auf unbekanntem Wege ohne Führer vorzudringen, durften wir nicht wagen. War die Ernährung auch hier schon recht spärlich, so konnten die Leute sich doch noch immer einen Tag behelfen.

Ganz früh gingen Ulédi und Rihán Aga mit je einer Abtheilung von etwa 20 Mann nach N.-N.-W. vor. Sie wurden angewiesen, auch noch den nächsten *6. September.*

Tag auszubleiben, falls sie an diesem kein passendes Lagerdorf oder keine Eingeborenen finden sollten.

Schon am Nachmittage aber kehrten beide zurück. Ulédi war auf mehrere grosse Zwergenlager, sowie auf zwei kleinere Gehöfte gestossen, ohne jedoch weder einen Menschen noch Bananen zu finden. Rihán Aga fand mehrere verlassene Ortschaften, in denen die Eingeborenen die Bananen abgeschnitten und versteckt hatten. Beide stimmten in der Aussage überein, dass der vor uns liegende Weg sehr schlecht sei.

Es hatte den Anschein, als ob die Eingeborenen uns absichtlich in eine verheerte Gegend geführt hatten. Der Wald war hier aber allerdings so dicht, dass man bei den grössten Niederlassungen dicht vorbei gehen konnte, ohne sie zu bemerken. Man marschirte und kroch zwischen undurchdringlichen Mauern von Vegetation und konnte höchstens zwei bis drei Schritt weit sehen.

Der Pascha rief nunmehr die Aufseher zusammen und setzte ihnen auseinander, dass es für uns jetzt zwei Wege gebe, da wir hier wegen Nahrungsmangel nicht länger bleiben könnten, und ein Vormarsch mit der Karawane ohne Führer nicht thunlich sei. Erstens könnten wir nach Kibissibíli zurück und dann östlich an den Fluss marschiren, wo nach Aussage der Eingeborenen Nahrung sein sollte, dort müssten wir versuchen, mit den Einwohnern freundliche Beziehungen anzuknüpfen oder, wenn nöthig, einige Gefangene zu machen. Oder aber wir könnten auf dem von Rihán Aga erkundeten Wege nach Norden vorrücken und so den Fluss erreichen, wo wir uns dann ebenfalls nach Führern umsehen müssten. Es sei jedoch nicht sicher, ob es dort Nahrung gebe.

Nach reiflicher Ueberlegung wurde der Rückmarsch beschlossen, und so der Versuch, auf der bisher eingehaltenen Strasse vorzudringen, aufgegeben. Dieses durch die Desertion der Führer hervorgerufene Missgeschick sollte uns künftig eine Lehre sein, die Gutmüthigkeit gegen die Eingeborenen nicht zu weit zu treiben. Wenn der Pascha im Allgemeinen sehr ungern schroff gegen die Leute vorging, so war dies in den meisten Fällen gewiss sehr angebracht; in schwierigen Momenten aber ist unbedingte Rücksichtslosigkeit geboten.

Der Abend fand uns in ziemlich gedrückter Stimmung. Bis dahin war uns Alles nach Wunsch verlaufen; nun hatten wir zum ersten Male eine festgesetzte Unternehmung aufgeben müssen. Wir konnten uns nur damit trösten, dass gegen den Mangel an Nahrung schlechterdings nichts zu machen sei, durften uns aber andererseits auch nicht verhehlen, dass auf die Leute jedes Misslingen leicht demoralisirend wirkt.

Während wir noch etwas einsilbig in des Paschas Zelt zusammen sassen, schien dieser plötzlich auf einen Einfall zu kommen. Er kramte in allen seinen Koffern herum und holte schliesslich aus dem Grunde eines derselben zwei sorgsam in Papier gewickelte — Cigarren hervor, von denen er eine mir überreichte. Es waren die letzten, die er für einen feierlichen Moment aufgespart hatte. Schon früher in der Aequatorialprovinz war es seine Art gewesen, nichts

für sich allein zu geniessen. Wenn er irgend welche Kleinigkeiten bekam, so verwahrte er sie in seinen Kisten und meinte, es würde wohl schon einmal Jemand kommen, dem er damit eine Freude bereiten könnte. So konnte er Stanley bei seiner Ankunft ein Glas Pickles und den anderen Herren ähnliche Sachen zum Geschenk machen, was ihm nach seiner Aussage eine weit grössere Freude war, als wenn er sie selbst für sich benutzt hätte. Er war in allen Dingen rührend anspruchslos und dabei uneigennützig wie kaum ein Zweiter. Alles gab er für seine Kameraden hin, und nichts gönnte er sich selbst.

»Heute ist Sonntag«, sagte er, als er mir das kostbare Kraut präsentirte, »und wir wollen wenigstens versuchen, uns über unsere Trübsal hinwegzusetzen, und diesen europäischen Genuss miteinander theilen«.

Auf dem einige Tage früher gekommenen Wege marschirten wir jetzt *7. September.* zurück. Am unteren Uebergang über den Assáu liess ich die Karawane halten und sandte Ulédi mit einigen Leuten voraus, um die Eingeborenen nicht zu erschrecken. Dann erreichten wir bald das Dorf, wo wir am 2. dieses Monats das kleine Rencontre mit den Eingeborenen gehabt hatten. Hier lagerten wir etwa 10 Minuten vom Ufer des Itúri entfernt.

Am Nachmittage brachte Ulédi in der That drei Leute von Kibissibíli, die sich aber leider nicht mit uns verständigen konnten, weder in der Sprache von Momfú noch in derjenigen der Wambúba. Um ihnen Vertrauen einzuflössen, liessen wir einen von unseren Leuten mit ihnen Blut wechseln, eine Ceremonie, die hier noch durch das gemeinsame Essen von Salz bekräftigt wird. Dann versuchten wir ihnen pantomimisch begreiflich zu machen, dass einer von ihnen ihren Häuptling holen solle. Ulédi namentlich leistete Grossartiges in dieser Art des Verkehrs mit den Eingeborenen. Er redete auf die Leute in einem aus allen ihm bekannten Negersprachen zusammengesetzten Kauderwelsch ein. Wenn auch kaum zwei bis drei Worte ihrer eigenen Mundart darunter waren, so verstanden sie schliesslich immer doch, was er wollte. Hatte er dann irgend einen Erfolg gehabt, so stolzirte er jedesmal mit freudestrahlendem Gesicht im Lager umher oder liess sich sein sauer verdientes, frugales Mahl schmecken. Die Eingeborenen wurden streng bewacht, denn obgleich wir mit ihnen Blut gewechselt hatten, wollten wir ihnen doch nicht allzuweit trauen.

Die Umgegend des Lagers wurde durch einen länglichen weissen Pilz (Phallus sp.), der eine stark stinkende Flüssigkeit ausscheidet, abscheulich verpestet.

Unsere Mahlzeit bestand nur noch aus einigen Bananen, die geröstet und gekocht genossen wurden. Glücklicherweise besassen wir noch etwas Konservenbutter, von der wir uns eine Dose gönnten, da durch das lange Essen von gekochten Bananen sich ein wahrer Fetthunger bei uns eingestellt hatte. Oel-Palmen gab es hier zu Lande nicht, ebensowenig andere Oelfrüchte. Das allein vorhandene Ricinusöl konnten wir natürlich zur Herstellung der Speisen nicht verwenden. Auch unsere Esel mussten sich in diesen Tagen der Noth an

schmale Kost gewöhnen. Bei der zweifelhaften Haltung der Eingeborenen konnten wir sie nicht frei umher gehen lassen. So erhielten sie nur etwas Gras, das die Leute mühsam auf Lichtungen zusammensuchen mussten.

8. September. Das Dorf, in dem wir lagerten, lag auf dem etwas erhöhten Ufer des Itúri - Flusses. Jenseits des letzteren stieg das Terrain ebenfalls zu einer den Fluss begleitenden Terrainwelle an, hinter der eine zweite etwas höhere sichtbar war. Hier und da leuchteten hellgrüne Bananen aus dem dunkelen Wald hervor, leider aber trugen diese damals während der Regenzeit gar keine oder nur ganz kleine Früchte. Nach Südosten war in der Ferne ein grasbewachsener Höhenrücken sichtbar, ein Ausläufer des Lendúplateaus.

Um $^1/_2$8 Uhr fielen plötzlich in der Nähe des Lagers zwei Schüsse. Bald darauf kam Ulédi, von einem Pfeilschuss im rechten Arm getroffen, zu uns; es handelte sich glücklicherweise auch diesmal nur um eine durch einen eisernen, unvergifteten Pfeil hervorgerufene Fleischwunde. Er hatte resolut den in der Wunde stecken gebliebenen Pfeil sofort vollends durchgestossen und dann herausgezogen, da ein Rückziehen desselben der Widerhaken wegen nicht möglich war. Im Ganzen war es nun schon seine fünfte Verwundung während der vielen Reisen, die er gemacht hatte. Er liess sich jedoch durch dieses Missgeschick durchaus nicht anfechten und ging eine halbe Stunde später schon wieder mit seinen Leuten aus, um sich Bananen zu suchen.

Etwa um 10 Uhr kam der Häuptling von Kibilibíssi bei uns an, der dem Wandedódo-Wáwirastamm angehörte, aber der Kimbúbasprache mächtig war. Aus seiner langen Rede und seinen Pantomimen entnahmen wir, dass er und seine Leute uns freundlich gesinnt seien. Wir hätten ihm nur Gutes gethan. Die hiesigen Eingeborenen seien schlechte Menschen, weil sie uns derart behandelten. Er wolle versuchen, uns einen Wambúbachef zu bringen. An seiner äusseren Erscheinung fiel uns ein höchst eigenartiger Schmuck auf. Um das Handgelenk trug er ein Armband von aneinander gereihten getrockneten — Affenfingern.

Die Langeweile vertrieben wir uns einigermassen damit, dass wir uns die Thiere und Pflanzen der Umgegend näher beschauten. Ein Laubfrosch mit silberfarbener Oberlippe, Kehle und eben solchem Bauch (Hylarana albolabris) war uns für diese Gebiete neu, und verschiedene Netzspinnen fielen uns durch ihre intensiven Färbungen in die Augen. Auf Gebüschen, an Waldlichtungen sassen zahlreiche silbergefärbte Schildkäfer (Cassida). Grosse einfarbige gelb-braune Landschnecken (Achatina Stuhlmannii, v. Martens) waren häufig in den Gebüschen zu finden.

Wir waren bei alledem Beide in etwas trüber Stimmung. Wenn man so zur Unthätigkeit verdammt ist, kommt man leicht dazu, etwas schwarz in die Zukunft zu sehen und mit verstärkter Sehnsucht an die Heimath zu denken. Wir versuchten uns so gut es ging mit Lesen von alten Zeitungen zu unterhalten, die der Pascha zum Einwickeln seiner Vogelbälge aufbewahrt hatte, da wir uns nicht

dazu aufschwingen konnten, ein wissenschaftliches Buch vorzunehmen. In solchen Stunden zeitigt die Einsamkeit manchmal die absonderlichsten Einfälle. So stellten wir aus den Anzeigen von Delicatessen-Handlungen allerhand Menus zusammen, an denen wir uns in Gedanken erfreuten. Caviar und Rheinwein, Schinken in Burgunder und alle möglichen erlesenen Sachen prangten auf unserer imaginären Tafel. Oder wir unterhielten uns ganz ernsthaft darüber, ob ein Aufenthalt hier oder im Universitätskarcer angenehmer wäre, um uns schliesslich für das Letztere zu entscheiden.

Da Ulédi krank war, wurde ein anderer Aufseher mit einer Abtheilung stromaufwärts geschickt. Er kam am Nachmittag mit der Meldung zurück, dass er nur verbrannte Ortschaften ohne Nahrung gefunden habe. Unsere Wandedódo-Freunde behaupteten, dass die Manyéma alles verheert, und räuberische Zwerge noch den Rest zerstört hätten. *9. September.*

Die Schwierigkeit des Reisens in Afrika beginnt erst, wenn man in die Urwälder eingedrungen ist. Wo, wie meistens in Deutsch-Ost-Afrika, ein leidlicher Ueberblick möglich ist, ist das Vordringen selbst in noch ganz unerforschten Gegenden ein Kinderspiel gegen den Marsch durch den Wald. So lange man in einem Lande ist, in dem überhaupt irgend welche Handelsbeziehungen bestehen, findet man immer irgend welche Leute, die an Umgang mit Fremden gewöhnt sind und einige Tage im Umkreis Bescheid wissen. Hier aber bildet jedes Dorf eine Welt für sich; die Leute kommen kaum aus ihren Lichtungen heraus, ein paar Stunden Urwald bilden für sie eine grössere Trennung, als eine chinesische Mauer. Wenn Isolirung überhaupt im Stande wäre, neue Sprachen und neue Völker hervorzubringen, so müsste es hier der Fall sein. Zu der angeborenen Scheu und Unwissenheit über die Umgegend kam in unserm Falle noch die grosse Furcht, in die die Bevölkerung durch die Raubzüge der Manyéma versetzt worden war.

Der Nahrungsmangel fing abermals an, sich bemerkbar zu machen, und wir mussten uns auf den Abmarsch vorbereiten, falls die Verhandlungen des Wandedódo-Häuptlings mit den Wambúba ohne Erfolg bleiben sollten. Rihán Aga bekam den Auftrag, am Flussufer eine passende Uebergangsstelle ausfindig zu machen und Boote herbeizuschaffen, so viel er in der Nähe finde.

Spät am Nachmittage brachte Makyéra einen Sohn des Wambúbachefs herbei, den dieser mit der Versicherung zu uns sandte, dass er selbst morgen früh kommen wolle.

Am Abend lag eine dicke Nebelschicht, die von Süden herangezogen, dicht über dem Boden. Es war ausserordentlich feucht und dazu regnete es täglich. Zu all dem Ungemach kamen bei mir selbst noch starke rheumatische Brustschmerzen.

Waren wir nur erst wieder einmal einige Tage vorwärts gekommen, so würde, hofften wir, die Stimmung rasch eine bessere werden. Die grössten Schwierigkeiten machten uns natürlich die vielen Weiber und Kinder. Wenn

wir nur unsere Soldaten und Träger bei uns gehabt hätten, alles in allem etwa 190 Mann, so hätten wir gehen können, wo es nur immer einen Weg gab, und hätten überall dort auf lange Zeit Nahrung gefunden, wo sich nun bald Hunger einstellte, da uns noch 320 Menschen mehr begleiten, die nur ein Ballast für die Karawane waren.

10. September. Rihán Aga war am Morgen über den Fluss gegangen. Auf eine Lichtung, jenseits desselben gekommen, wurde er mit einigen Pfeilen beschossen, worauf er ein Gewehr über die Köpfe der Angreifer hinweg abschoss. Es gelang ihm, einen alten Mann zu fangen, der sich mit unserm Momfú-Trompeter halbwegs verständigen konnte. Er erzählte, dass am andern Ufer ein grosser Weg nach Nordosten führe, auf dem man in einigen Tagen in offenes Land gelange.*)

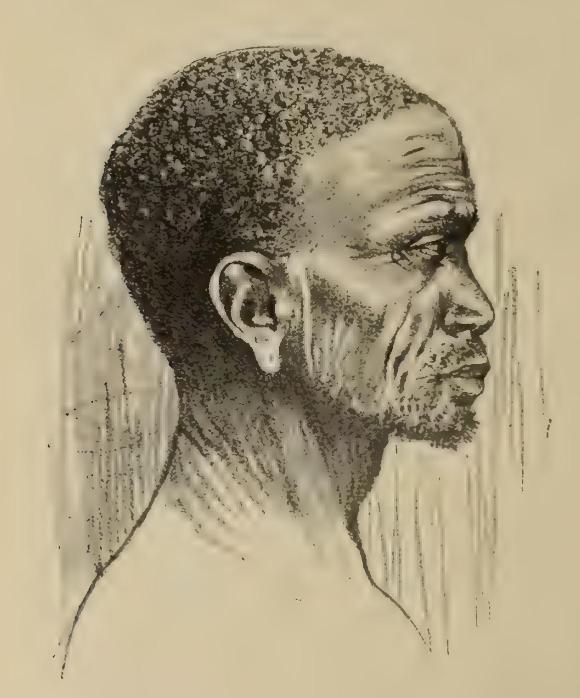


Abb. 119. Alter Mann vom Basínda-Stamme der Wambúba (»Wahóko«).

Der Mann gehörte dem Basínda-Stamme der Wambúba-Wahóko an und war ein altes Männchen (Abb. 119) von nur 1,48 m Höhe, mager und dürr, mit dünnen Beinen, wie überhaupt alle Wambúba, die wir bis jetzt gesehen, von auffallend kleiner Figur gewesen. Als Kleidung trug er ein winziges Stück Rindenstoff, das vorn und hinten an einer rohen Lendenschnur befestigt war. Sein einziger Schmuck war ein Armband aus grob gedrehtem Bananenbast. Alle Wambúba dieses Gebietes zeichnen sich, ebenso wie die Zwerge, durch völligen Mangel von Schmuckgegenständen aus. Sie feilen die Zähne nicht und tragen ihr Haupthaar einfach kurz, wie die Zwerge, nicht in zahlreiche Schnüre gedreht wie die Wáwira. Die Beschneidung wird auch bei ihnen ausgeübt.**) Seine Körperhaut war sehr faltig; besonders um Backenknochen und Mundwinkel, sowie auf der Stirn. Spärlicher Bartwuchs bedeckte Oberlippe und Kinn; erstere ragte stark vor, die Unterlippe trat etwas zurück. Die Nase war platt

*) Er nannte für den Weg Namen wie Muká, Nungóli und Undóbi, die jedoch nur Bezeichnungen für Häuptlinge, nicht für Ortschaften, zu sein schienen.

**) Dieser Mann betonte mehrfach im Laufe des Gespräches, er gehöre zu den Wambúba und nicht zu den Zwergen. Als Beweis dafür deutete er auf seine Beschneidung. Bei den von uns untersuchten Zwergen kommt die Beschneidung theils vor, theils fehlt sie, vielleicht je nach den Sitten der in ihrer Nähe ansässigen Volksstämme. (S. Kap. 20.)

und klein, die Ohren auffallend gross. Diese Wald-Stämme sind durchaus nicht sehr prognat, wenigstens ist die Stirn hoch und frei, der Oberkiefer steht aber durchweg etwas vor. Sie sind mit kleinen Bogen und mit Pfeilen bewaffnet, die sie in länglichen Lederköchern tragen. Niemals fehlen ihnen kurze, oben hakig umgebogene Buschmesser, die für die Wambúba geradezu charakteristisch sind. (Abb. 120.)

Da der Mann uns von einer Ortschaft flussaufwärts erzählte, sandten wir einige Leute unter seiner Führung dorthin. Diese fanden aber nur, dass es auch dort keine Nahrung für uns gab. Da der Wandedódo-Häuptling inzwischen nicht wieder erschien, so waren wir gezwungen, auf das andere Ufer des Flusses überzusetzen.

Nach allem, was wir erkundeten, wohnten am rechten Ufer des oberen Itúri einige wenige Wáwira- und Wambúba-Stämme; etwas weiter ins Land hinein jedoch soll das ganze Gebiet »nur von Zwergen« eingenommen sein. Es schien sonach, dass wir hier den durch Einwanderung noch ziemlich unberührten Rest der ursprünglichen zwergenhaften Urbevölkerung des Kontinents vor uns hatten.

Viele gefallene Stämme versperrten uns den Weg, auf dem wir an das Flussufer gelangten. Zu beiden Seiten des etwa 50 m breiten und 2 m tiefen Itúri strebte der dichte Urwald wie eine Mauer direkt aus dem Wasser empor. Zahllose Lianen bildeten einen dichten Vegetationsfilz, nur mit der Axt und unseren Seitengewehren konnten wir uns ein tunnelartigen Weg schlagen. Um Mittag war eben das Uebersetzen mit zwei von Rihán Aga herbeigebrachten Kanus beendigt, als ein heftiger Gewitterregen losbrach. Fast stets hatten wir in der letzten Zeit zwischen 12 und 3 Uhr Gewitterregen gehabt, während es Vor- und Nachmittags klar war. Morgens und Abends lagerten dichte Nebel in den tieferen Partieen des Waldes, so dass diese von Weitem wie Landseen aussehen. *11. September.*

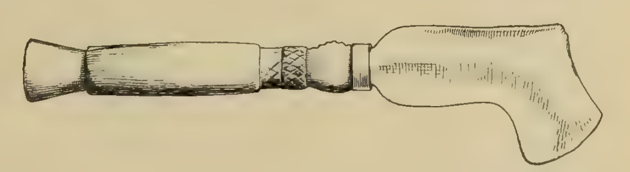


Abb. 120. Buschmesser der Wambúba im Walde am oberen Itúri.

Bei einem kleinen Dorfe Adindélu schlugen wir unser Lager auf. Zahlreiche Flöhe verleideten uns hier den Aufenthalt. Der Boden bestand auf der Höhe aus Laterit, ebenso wie auf den jenseitigen Hügeln, während unten am Fluss grauer, humusreicher Thon vorhanden war.

Am andern Morgen marschirten wir unter Führung des alten Mannes nach O.-N.-O. Verschiedene der Hügelwellen waren mit dichtem Urwald bedeckt. Endlich gelangten wir in einen verlassenen Bananenhain und in hohes Schilfsgras, das eine Terrainwelle bedeckte. Hier stand das nur einige Hüttengruppen umfassende Dorf Apotshókwa. Bei unserem Eintreffen ergriffen die wenigen Einwohner sofort die Flucht. Ich liess Halt machen und ging, nur von Ulédi, dem alten *12. September.*

Führer und zwei Soldaten begleitet, vorwärts. Nach langem Warten zeigte sich in der Ferne ein Mann, der sich jedoch nicht zu uns heranwagen wollte. Um sein Vertrauen zu gewinnen, warfen wir ihm eine Perlenkette zu. Daraufhin entfernte er sich mit dem Versprechen, seinen Häuptling zu holen. Thatsächlich erschien auch bald ein zweiter Mann auf der Bildfläche. Nach 1 ½ stündiger Verhandlung, die fortwährend per distance geführt werden musste, kamen die Leute endlich zu uns heran. Bald hatten wir durch einige Perlen ihr Zutrauen erweckt, und endlich wurde die Freundschaft auch noch durch Blutsbrüderschaft besiegelt. Der Fremde und einer unserer Leute setzten sich nebeneinander auf einen Baumstamm, machten sich jeder einen Schnitt in den rechten Unterarm und rieben nun die beiden wunden Stellen mit dem daraus hervorquellenden Blut an einander. Dann ward etwas Salz*) genommen, in zwei Hälften getheilt und von beiden Parteien verzehrt.

Die Eingeborenen dieser Gegend nennen sich Wadjóko oder Wadsóko und ähneln in Gestalt, Schmuck und Bewaffnung den Wáwira. Auch sie spitzen die Zähne zu, flechten die Haare in lange mit Thonklumpen beschwerte Strähnen, tragen Eisenringe um Oberarm nnd Unterschenkel, dicke Eisengabeln um den Hals und mit Kaurimuscheln verzierte Ohrpflöcke. Zur Begrüssung gebrauchen sie ebenso wie die von Stanley besuchten Walésse das Wort »Bódo». Hieraus, sowie aus ihrem Namen, der an Wahóko erinnert, sowie aus dem Umstand, dass sie sich etwas mit unseren Karukwánsi-Leuten verständigen konnten, mussten wir aber schliessen, dass sie nicht den Wáwira-, sondern den Wambúba-Völkern angehören.

Von hier nach Südosten liegt hinter einer etwa 4—5 Stunden breiten Waldparthie der grasbewachsene Abhang des Lendúplateaus, das zu bedeutender Höhe ansteigt.

Während des Marsches war ein Träger desertirt, ein schwächlicher Mensch, der wahrscheinlich die Anstrengungen fürchtete. Sehr viel grösseren Aerger bereitete es uns, als Abends ein Sswahílisoldat ebenfalls flüchtig wurde. Er war des Diebstahls verdächtig und fürchtete sich offenbar vor der drohenden Strafe. An dem Manne selbst, einem Zögling der englischen Mission, Namens Abdallah-Ballósi, war freilich nicht viel verloren, denn er war einer der wenigst brauchbaren Leute. Desto empfindlicher war uns der Verlust des in seinem Besitze befindlichen Mausergewehrs. Von einer sofort hinter ihm her ausgesandten Patrouille wurde er nicht mehr aufgefunden. Im Grunde war es geradezu unglaublich, wie Leute hier mitten in der Wildniss desertiren konnten, wo sie von Feinden umgeben waren, umsomehr, als sie noch die Löhnung von mehr als einem Jahre von uns zu bekommen hatten.

13. September. Wir wurden nunmehr von dem alten Mann und dem neuen Blutsbruder gemeinsam geführt. Bald gelangten wir auf eine frisch ausgehauene Lichtung,

*) Salz ist überall im Walde ein sehr gesuchter Artikel. Man hat nur das aus verbrannten Pflanzentheilen, besonders Bananenblättern, hergestellte Aschensalz, das schwarz und sehr bitter ist.

auf der unzählige gefällte Baumriesen chaotisch durcheinander lagen. Die ganz grossen Bäume werden dort theils mit der Axt umgehauen, theils legt man Feuer an ihrer Wurzel. Sie reissen dann beim Fallen kleinere, benachbarte Bäume mit sich. Nur nothdürftig werden sie von den dünneren Zweigen befreit, und vom Boden entfernt man das Unkraut. Für den Wanderer bietet eine solche »Lichtung« ein grosses Hinderniss: Er muss bald unter einem Stamme hindurchkriechen, bald auf der schlüpfrigen Rinde eines anderen entlang balanciren, um dann wieder über einen dritten hinüber zu klettern. Einige der Leute marschirten mit ihren Lasten 5—10 m über dem Boden auf dem Baum. Andere krochen darunter durch, wieder Andere, die im Klettern weniger geschickt waren, machten weite Umwege, um derartige schwierige Stellen zu umgehen. Sehr viel Mühe machte der Transport der Geschützlaffette, mehr noch das Vorwärtsbringen der Esel. Diese mussten von den Soldaten über die Stämme herüber gehoben werden, so dass es nur ein Wunder war, dass keiner ein Bein brach. Stellenweise aber blieb nur ein Umweg durch das benachbarte Unterholz die einzige Möglichkeit, sie fortzuschaffen. Den Pascha griffen bei seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit derartige Hinderniss-Touren natürlich besonders stark an.

Im Walde ansteigend gelangten wir bis zu 1400 m aufwärts. Auf der Höhe ward der Wald durch hohes Schilfgras ersetzt. Zu unseren Füssen lag ein breites, von Nord nach Süd ziehendes Waldthal, hinter dem die grasbewachsenen Höhen von Lendú anstiegen.

Hier mitten in der Wildniss fanden wir an einem Baum aufgehängt eine leere Biscuitdose, auf der sich aus einzelnen Buchstaben noch der Name des Fabrikanten (Langnese in Hamburg) entziffern liess. Ich hätte wirklich nicht erwartet, Fabrikate meiner Vaterstadt in den Wäldern westlich vom Albert-See vorzufinden. Manyéma hatten sie offenbar vom Kongo aus hergebracht.

Wir lagerten bei dem Orte Bakaméle. Leider gab es auch hier nichts zu essen, da die Manyéma alles zerstört hatten, und selbst die Eingeborenen von den Wurzeln der Bananenstauden leben mussten. Die Einwohner des Distrikts nennen sich scheinbar selbst Wassongóra.*) Sie gleichen in ihrem Aussehen den

*) Unter diesem Namen werden von den Sansibariten, den Manyéma und den Arabern fast alle Waldvölker zusammengefasst. Der Ausdruck kommt von dem Bantúworte kutshónga, kutshongóla, kutshongóra, kudjongóla, kudjónga oder kussongóra = anschärfen. Man hat diesen Namen den Stämmen beigelegt, bei denen die Sitte des Zahnzuspitzens besteht. Auf den Karten ist das Wort Wassongóra deshalb mit Vorsicht zu benutzen. Hier, wie bei anderen Gelegenheiten fassen Araber und Sansibar-Leute ganze Gruppen von Völkern unter einem, von ihnen selbst gebildeten Namen zusammen. In diesem Falle aber schien der Stamm selbst sich Wassongóra zu nennen. Wenigstens gaben die Leute auf mehrfaches Fragen uns diesen Namen an. Möglich aber ist es auch, dass die Manyéma diese Bezeichnung hierher verpflanzt haben, und dass die Eingeborenen nach Negerart diese dann selbst annahmen. Ein Neger giebt überhaupt dem Fragenden stets diejenige Auskunft, die seiner Meinung nach diesem angenehm sein muss.

O.-N.-O. von hier sollen Wangáya (vielleicht Wanyóro-Stämme), dahinter Baméngo wohnen Im Nordosten wird das Land Momfukáru oder Káru genannt, im Ost-S.-O. Ongwáli (Volk Bangwáli), im Osten Bangonéma angegeben.

Wadsóko, haben auch dieselbe Grussform »bōdo«. Die Leder-Kürasse, die wir oben bei den Wáwira des Waldes beschrieben haben, werden hier besonders sauber gearbeitet, mit kreuzweisen Näthen verziert und mit rother Lehmpomade bemalt. Die Hütten sind sehr gut gebaut; sie werden derart hergestellt, dass man im Kreise 1 m hohe Pfähle einpflanzt und diese von aussen und innen mit horizontal verlaufendem Rohr bekleidet. Der Zwischenraum zwischen diesen zwei Rohrwänden wird mit trockenen Bananenblättern ausgefüllt. Auf diesen Pfahlkranz kommt eine horizontale Schicht von gespaltenen Brettern aus sehr leichtem Holz, und auf diesen erst ruht das kegelförmige, ziemlich niedrig gebaute Dach. Der so gewonnene Dachraum dient zur Aufbewahrung von Vorräthen.

Nach Norden und N.-N.-W. sollte das Land nur von Zwergen bewohnt sein, wir mussten deshalb weiter nach Osten ausbiegen. Unsere Leute litten bereits stark unter dem Hunger und magerten zusehends ab.

14. September. Als wir Morgens mit dem Abbrechen des Lagers beschäftigt waren, kamen Rihán Aga und unser alter Ssudanesen-Unteroffizier Ali zum Pascha mit der Meldung, dass unter den neuen Ssudanesen viel übeles Gerede herrsche: sie hätten nichts zu essen, und wir Europäer pflegten sie zu schelten, wenn sie sich Nahrung von den Eingeborenen stehlen. Der Pascha meinte, es sei auffällig, dass nur die Ssudanesen sich beschwerten, während die Sansibariten es ruhig ertrügen, wenn einmal einige Tage lang die Nahrung spärlich sei.



Abb. 121. Fussangel (Rohrsplitter). Von den Waldbewohnern in die Planzungen gesteckt, um sie gegen Diebstahl zu schutzen. $^1/_4$ nat. Grösse.

Während wir uns noch unterhielten, kam einer der Ssudanesen athemlos angestürzt und meldete, dass Bachíd-Aga, Sayid-Aga und Ssalleh-Aga, die drei Majore, sowie unser alter Ssudanesen-Soldat Ssād-Mállik verschwunden seien. Sofort liess der Pascha die Ssudanesen zusammentreten und erklärte ihnen: alle diejenigen der fremden Ssudanesen, die gehen wollen, sollten es frei heraus sagen, er würde keinen halten. Aber sowohl die fremden, als unsere eigenen betheuerten ihre Anhänglichkeit.

Bei einer vorgenommenen Revision stellte sich nun heraus, dass die Deserteure eine Last Mauserpatronen, sowie eine Last Stoffe, einen Revolver und eine Tasche mit Handwerkszeug gestohlen hatten. Da des Nachts ein Doppelposten von Sswahílisoldaten bei den Lasten gestanden, so konnte dieser Diebstahl nur ausgeführt worden sein, ehe die Lasten am Abend vorher zusammengesetzt worden waren, oder während die Träger sie am Morgen aufnahmen. Die ganze Schuld wurde von den Leuten auf Ssād geschoben, der allerdings schon lange als Dieb bekannt war. Bachíd-Aga hätte — so hiess es — ihm einige Zeit vorher seine Tochter zur Frau versprochen und ihn so zur Desertion verleitet. Etwas später stellte es sich heraus, dass auch ein paar Bari-Frauen von den Deserteuren mitgenommen worden waren. Eine Patrouille kam resultatlos zurück. An ein energisches Verfolgen der Leute war natürlich nicht zu denken:

Wir konnten uns hier nicht aufhalten, da unsere Träger absolut nichts zu essen hatten.*)

Um 8 Uhr konnte endlich der Abmarsch beginnen, aber durch den Regen war der Weg so entsetzlich aufgeweicht, dass das Fortkommen äusserst beschwerlich war. Von den Grashügeln niedersteigend gelangten wir in ein breites Waldthal, durch das ein bedeutender Zufluss des Itúri, der Abúmbi, nach Süden strömt. An der Stelle, wo wir ihn überschritten, bildet er zwei 12—15 m breite und $^1/_2$ m tiefe Arme. Zahllose Baumfarne und eine sehr üppig entwickelte Vegetation geben dem ganzen Thale das Aussehen eines Treibhauses. In einem Orte Bagúna, der im hohen Schilfgrase am Waldrande gelegen war, lagerten wir; Nahrung war jedoch auch hier nicht zu bekommen.

Der Pascha hatte indessen mit der Nachhut die grössten Schwierigkeiten, da alle Augenblicke einer der durch Hunger entkräfteten Träger zusammenbrach. Der letzte Mann traf erst spät Nachmittags im Lager ein. Der Mais im Dorfe war noch ganz klein, und die Bananen hatten kaum Früchte angesetzt. So waren unsere Leute darauf angewiesen, im Walde einige Pilze und Baumfrüchte aufzutreiben, um ihren Hunger zu stillen. Viele begnügten sich auch mit den Wurzeln der Bananen. Während sie umherstreiften, zogen sich Viele schwere Verletzungen durch die zugeschärften Rohrsplitter zu (Abb. 121), wie sie die Eingeborenen überall in ihren Bananenpflanzungen in den Boden stecken, um diese vor den Räubereien der Zwerge zu schützen. Sechs von den Leuten traten sich solche fingerdicken Stacheln quer durch den Fuss.**) So hatten wir mit einem Male eine ganze Reihe nicht arbeitsfähiger Träger und waren nicht im Stande, alle unsere Lasten fortzuschaffen. Der Pascha entschloss sich deshalb, hier einen Tag liegen zu bleiben, während er mir den Befehl gab, andern Tags mit allen Leuten, die gehen konnten,



Abb. 122. A-Lūr-Mann von Ssóngo, Stamm Tí.

*) Später sind alle diese Deserteure, die uns so gemein bestohlen haben, von Capt. Lugard in die Dienste der I. B. E. A. Co. aufgenommen worden.

**) Unsere Sansibariten nannten diese Fussangeln »Tshongoléa« von »kutshonga« = zuspitzen. Sie erzählten, dass im »Manyéma«-Land stellenweise Pfeilgift auf diese Hölzer gestrichen wird, die dann natürlich noch viel bösartigere Wunden machen.

ins Grasland vorzumarschiren, wo es wahrscheinlich mehr Nahrung gebe, als hier.

Inzwischen hatte sich herausgestellt, dass ausser den früher erwähnten noch fünf weitere Ssudanesen-Soldaten während des Marsches fortgelaufen waren, nachdem sie am Morgen noch mit den anderen ihre Ergebenheit betheuert hatten. Wenn nicht das Mausergewehr von dem Ssād und die Patronen gestohlen gewesen wären, so hätte uns die ganze Desertion eher freuen können als ärgern, denn die meisten dieser Leute thaten nicht das Geringste für die Expedition. Wir waren jedenfalls über 100 Esser los geworden. Auf der andern Seite ärgerte uns natürlich die gemeine Undankbarkeit der Leute nicht wenig.

Im Laufe desselben Tages kamen noch allerhand sonstige Niedlichkeiten ans Tageslicht. Wir erfuhren, dass während unserer Anwesenheit bei Madsambóni der ägyptische Schreiber Afífi Effendi den Vorschlag gemacht hätte, unsere Karawane auszuplündern und dann ihrem Schicksal zu überlassen, dass aber die Soldaten sich geweigert hätten, dies auszuführen. Ferner hörten wir, dass Sselím Bey dem desertirten Ssād und auch Makyéra den Antrag gemacht hatte, uns zu verlassen und zu den Ssudanesen zu stossen, um ihnen den Weg bis Karukwánsi zu zeigen, von wo aus sie beabsichtigten, entweder nach Ugánda oder nach Bukóba zu ziehen. Er versprach den Leuten alle möglichen Vortheile, besonders aber Frauen und Sklaven. Sie gingen jedoch nicht darauf ein.

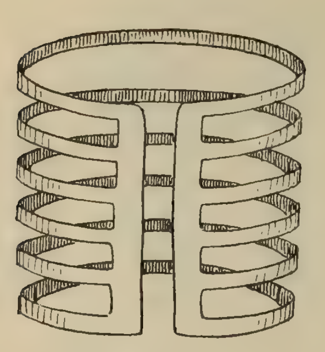


Abb. 123.
Armband von Ssóngo (Tí-Lür).
(Am Oberarm zu tragen; die einzelnen Spangen sind der Deutlichkeit halber weiter auseinander gerückt, als sie es in Wirklichkeit sind.)

15. September. Am Morgen stellten sich zeitig Führer der hiesigen Eingeborenen ein, so dass ich früh abmarschiren konnte. Der Pascha blieb mit den alten und sechs neuen Ssudanesen, sowie einigen Kranken im Lager zurück.

Unser Marsch ging nun zunächst nach N.-N.-O. Nachdem wir die Bananenpflanzungen verlassen, gelangten wir in ein Dickicht von hohem Riesengras, das uns Hindernisse bot, wie wir sie trotz unserer Waldmärsche noch nicht erfahren hatten. Der Weg war anscheinend seit langer Zeit nicht begangen, und die 12 Fuss hohen und daumendicken Grasstengel, die zu beiden Seiten ein völlig undurchdringliches Gewirr bildeten, hatten sich kreuz und quer über ihn gelegt. Alles war durchrankt und dicht verwachsen mit Schlinggewächsen, unter denen eine dornige, zähe Smilax-Art uns besonders zu schaffen machte. So mussten

a

Abb. 124. Pfeile der A-Lūr bei Ssóngo (auch von den nördlichen Lendú in Kiros Land gebraucht. 50 cm lang, Spitze 21 cm). a) Complicirte Spitze eines Pfeiles.

wir uns schrittweise mit dem Messer unsern Weg bahnen und kamen nur ungefähr 1 km pro Stunde vorwärts. Nach 3½stündigem Marsch befanden wir uns auf frisch angelegten Feldern und bald darauf an einzelnen Hüttengruppen der Wangáya.

Hier mussten wir erst warten, bis unsere Führer aus den Hütten einen Mann herbeigeholt hatten, der den vor uns liegenden Weg kannte. Alsdann gelangten wir durch etwas lichteres Gras, in dem wir rascher als vorhin vorwärts kamen, in fast nördlicher Richtung nach etwa einer Stunde an die ersten Gehöfte des Häuptlings Kiro. Auf dem stark hügeligen Terrain waren allenthalben Maisfelder sichtbar, zwischen denen kleine Gruppen von Hütten zerstreut lagen. Links unter uns dehnte sich Wald aus, während vorne und rechts von uns das Terrain zum Lendúplateau in die Höhe stieg. Die Eingeborenen kamen uns freundlich entgegen und führten uns die Grasberge hinauf einem grösseren Hüttenkomplex zu, von wo sich eine weite Rundsicht bot. Gleich nach Ankunft der ersten Leute brach ein wolkenbruchartiger, vom Wind gepeitschter Regen über uns herein, so dass Jeder sich sofort in eine Hütte verkroch. Von den Lasten konnten wir jedoch nur die zuerst angekommenen vor der Nässe schützen, die andern wurden vom Regen völlig durchtränkt. Dicht zusammengekauert, sassen wir wohl eine Stunde lang in den finsteren Hütten, bis der Regen nachliess, und wir das Zelt aufschlagen konnten. Kurz darauf hatte die Sonne den Boden wieder völlig getrocknet.

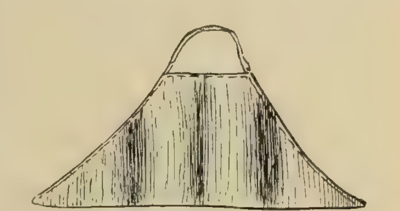


Abb. 125. Ledertasche der Lūr in Kiros Land.

Auch hier hielt man uns für die Genossen der Manyéma, die aber mit den Einwohnern dieser Gegend befreundet waren. Ich erfuhr, dass diese Räuber eine Zeit lang hier angesiedelt waren; dann seien sie weiter nördlich nach dem Lande Rá oder Andrá gezogen, wo sie überall Krieg geführt hätten. Das Dorf, in dem wir lagerten, hiess Ssángo, der zugehörige Distrikt Tí, der von einer Mischung aus Lendú- und A-lūrleuten*) bewohnt wird. Die Einwohner wollten uns Anfangs nicht viel Lebensmittel verkaufen, da ihr Häuptling Kíro ihnen noch keine Erlaubniss dazu gegeben hatte. Etwas Mais und Eleusine war Alles, was sie vor der Hand unsern hungernden Leuten brachten. Mit grosser Mühe gelang es mir auch, eine kleine Ziege für den Pascha zu kaufen.

*) Acht Tage östlich von hier in Batayíwe und Pamítu sollten nach den Aussagen der Leute viele mit Zeug bekleidete Menschen wohnen, also offenbar Ssudanesen. Nach Nordosten soll das Land Okébu und Njó oder Njú liegen. Nach Norden von Ssángo wurde uns Badjúa, Passósi, Adsó und Nrá (Ndrá) angegeben. Die Sorte der Perlen und des Messingdrahtes, die hier getragen werden, wiesen ebenfalls auf eine Provenienz aus den südlichen Ländern der Aequatorialprovinz hin. Der Pascha sah hier ein Muster von Perlen, das in der Aequatorialprovinz in den letzten Jahren gänzlich ungangbar gewesen war. Sie seien, sagte er, durch Baker einst in das Land gebracht worden, und da sie nirgends wo anders verkäuflich gewesen, habe er selbst sie nach Wadelái in die Magazine geschafft. Bei den dortigen Lūr seien selbst die ältesten, unmodernsten Sorten gangbar.

16. September. Eine Abtheilung von Trägern und Soldaten wurde hierauf zum Pascha zurückgesandt. Schon morgens früh begann es wieder zu regnen. Der Lateritboden unseres Hügels ward schlüpfrig, und der Aufenthalt im Zelt höchst unangenehm. Unsere in den Negerhütten wohnenden Leute waren entschieden besser daran als wir. In dem westlich und unterhalb von uns gelegenen Walde hingen so dichte Nebelmassen, dass sie wie ein grosses Meer erschienen, aus dem nur einige Inseln hervorragten. Ein Spaziergang auf die nördlich gelegenen Höhen zeigte, dass nach Norden ein breites Thal vor uns lag, hinter dem ein ähnlicher Ausläufer des Lendúplateaus sich nach Westen in den Wald erstreckte, wie derjenige, auf dem unser Standplatz war. In den Vertiefungen fehlte es zwar nicht an mehr oder minder breiten Waldstreifen, doch schien in nördlicher und nord-nord-westlicher Richtung der Weg leidlich frei zu sein, ein günstiges Zeichen für unseren Vormarsch. Die Eingeborenen waren zwar in ihrer Haltung freundlich, setzten uns aber im allgemeinen doch einen passiven und deshalb unüberwindlichen Widerstand entgegen.

17. September. Der Pascha traf mit dem Rest der Karawane ein. Bei den Verhandlungen über den Weitermarsch neigten die Leute dazu, uns nach Osten zu führen, entschlossen sich aber endlich doch für den Nordweg.

Die hier ansässige Bevölkerung besteht aus eingeborenen Lendú (Pa-Lendú) und aus A-lūr. Die Letzteren sind aus Nordosten eingewandert und gehören dem grossen Schíllukstamme der Nilneger an. Vor etwa zwei Generationen kamen sie von Famítu (Pamítu) in der Nähe von Bókis Land am Nordende des Albert-Sees. Durch irgend einen Zufall wurden sie zur Auswanderung von dort getrieben und haben sich dann familienweise nach Süd-Westen geschoben. Diese Auswanderung dauert noch heute fort.*) Wenngleich diese Lūr in ihrem Typus noch ziemlich rein erhalten sind, so haben sie doch manche Sitten und Gebräuche von den Lendú angenommen. Es sind sehr dunkle, fast schwarz gefärbte Leute von weit über Mittelgrösse und kräftigen, starkknochigen Gestalten. Ihre Gesichtszüge sind auffallend regelmässig gebildet (Abb. 122). Auf den ersten Blick erkannte man die völlige Abweichung von den bisher von uns berührten Bantuvölkern. Ihr länglich ovales Gesicht zeichnet sich durch ein schön abgerundetes Kinn, eine schmale gerade Nase und dünne Lippen aus. Die Stirne ist hoch und das Gesicht wenig prognat.**) Die Leute gehören, wie erwähnt, zum Stamme Tí, ein Wort, das beinahe auf ägyptische Herkunft schliessen liesse.

Nicht alle Leute tätowiren sich. Einige machen sich unregelmässige Einschnitte auf den Oberarmen und Schultern, seltener findet man eine Tätowirung der Stirn (horizontal verlaufende Narbenreihen). Bei einigen Individuen sah ich

*) Entsprechend der Herkunft aus N.-O. haben diese A-Lūr bei Ssónga auch jetzt noch ziemlich regelmässige Verbindung nach Famítu.

**) Es schien mir immer, als wenn diese Lūr, ebenso wie die verwandten Shúli und Sheffalú ihrer Physis noch etwas hamitische Beimischung haben müssten. Ihre Gesichtszüge, besonders die Nasen- und Kinnbildung sind weit edler, als diejenigen der andern Nilneger.

auf dem Bauch zwei senkrechte und zwei wagerechte Doppellinien, und seitlich von diesen gelegene grosse Dreieckszeichnungen. Alle Leute der Lūr entfernen die unteren vier Schneidezähne, die Lendú thun dies nicht. Beschneidung wird nicht ausgeübt.*)

Als Bekleidung tragen die Männer ein von den Haaren befreites Stück Ziegenfell, das zwischen den Beinen durchgezogen und an einer Lendenschnur befestigt wird. Seltener wird dieses durch grobe Rindenstoffe ersetzt. Man schmückt sich mit Messingspiralen und Ringen; im Ohrlappen hängt ein dünner grosser Messingring, auf den in den meisten Fällen eine Perle aufgezogen ist. Sehr dicke Elfenbeinringe am Oberarm, Eisenspangen um Arme und Beine sind gleichfalls beliebt. Eine besondere Art von eisernen Armringen besteht aus mehreren Reifen, die mit einander durch eine Querleiste verbunden sind (Abb. 123). Auf Rücken und Brust hängt meist ein ganzes Bündel von Eisenringen als Zierrath, dazu dünnere, die mit Holzpfeifen, kleinen Thierhörnern, Amuletten u. dgl. verziert sind. Sehr häufig sieht man auch vom Hals einen etwa zwei Finger breiten, mit 2—3 Reihen von Kaurimuscheln benähten Lederstreifen herabhängen. An der Gürtelschnur befestigen manche Leute Bündel aus dem feinen Raffiabast. Die Haare werden in Strähne geflochten, von denen man einige durch Einbinden von Bastschnüren bedeutend verlängert. Meistens wird diese Spezies von Perrücke nur auf einer Seite des Kopfes getragen (Abb. 122).

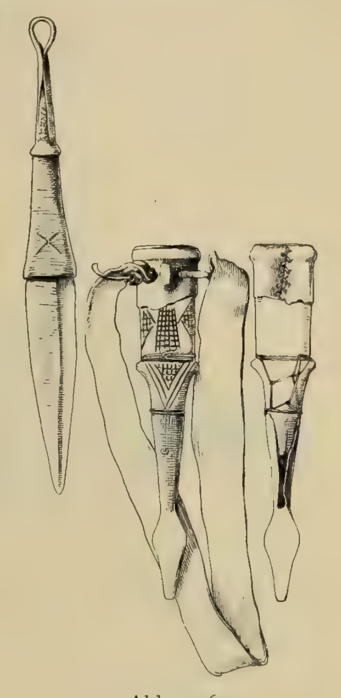


Abb. 126.
Dolch-Messer der Lūr in Kiros Land (am Riemen um den Hals zu tragen).

Die Bewaffnung besteht aus einer langschaftigen Lanze mit kleinem Blatt, wobei die Spitze oft durch eine sehr lange Zwinge mit dem Schaft verbunden ist. Die Bogen ähneln hier sehr denen der Waldvölker, nur sind sie um ein weniges grösser. Die Rottang-Sehne ist auch im Ge-

*) Ueber die Verbreitung dieser beiden letzteren ethnographischen Merkmale mag hier Folgendes bemerkt werden: 1. Beschneidung wird geübt, dagegen die unteren Zähne nicht ausgeschlagen bei den: Walégga-Lendú, Wahóko, Wassongóra, Mangbáttu, Momfú (Zwergen), vielen Stämmen des Kongogebietes, wie den Manyéma, bei den Sulu-Völkern und anderen. 2. Beschneidung wird nicht geübt, dagegen die unteren vier Schneidezähne entfernt bei: Shílluk, Shúli, Lūr, Dinka, Bári, Mádi, Wanyóro, Wassóga (bei den Leuten von Okébu ziehen die Weiber die oberen und unteren Zähne aus). 3. Die Zähne werden zugeschärft, entweder nur die obere oder beide Reihen, bei den: Wáwira, Nyamnyam und vielen Kongovölkern. Beschneidung ist hier meistens im Gebrauch. 4. Keine Beschneidung, dazu Entfernung einzelner Unterzähne, bei den: Latúka (zwei Zähne), Lángo-Wakídi (ein Zahn). 5. Beschneidung ist vorhanden, zwei Unterzähne werden entfernt in: Túru, Irángi, Irámba, Mangáti, Māssai (unvollkommene Beschneidung), Wagógo, Wakagúru, Djágga u. s. w. 6. Keine Beschneidung, aus den mittleren oberen Vorderzähnen wird ein Dreieck ausgeschlagen bei: Wasegúha, Wanyamwési, Wassukúma, Wassagára etc. Endlich 7. Weder Beschneidung, noch Zahnfeilung kennen die Waganda- und Wahúma-Völker des Zwischenseeen-Gebietes.

brauch.*) Die Köcher bestehen in länglich rechteckigen Säcken, die aus dickem Leder verfertigt und an einem ganzen Bündel von etwa 1 cm dicken Schnüren um den Hals getragen werden, so dass sie auf dem Rücken herunter hängen. Die Pfeile (Abb. 124) sind stets unbefiedert**) und mit langen, pfriemenförmigen Eisen versehen (Abb. 124, a). Häufig wird auf diese meist vierkantige und in den Schaft mit einem Dorn eingelassene Spitze eine zweite kleine Eisenspitze, die manchmal Widerhaken trägt, mittelst einer Zwinge befestigt (Abb. 124, b). Die Secundärspitze ist dazu bestimmt in der Wunde stecken zu bleiben. Die langen Eisenspitzen sind meistens dick mit einem schwarzen Giftstoff überzogen.

Breite, um den Hals hängende Messer stecken in einer hübsch geschnitzten Holzscheide, an derem unteren Theil eine Eisenzwinge, von der Form einer Lanzenspitze, befestigt ist. Der Griff läuft in ein langes, oben umgebogenes Eisen aus (Abb. 126). Sie sind für diese Gegend sehr charakteristisch.


Abb. 127.
Lūr-Hütte bei Ssónga. (Auch die in der Nähe wohnenden Lendú haben ähnliche Behausungen.)

Häufig sieht man hier den von den Waldvölkern beschriebenen Lederpanzer, sowie die lederne Bauchbinde. Ausserdem trägt jeder Mann an einem kurzen Riemen über die Schulter eine trapezförmige Ledertasche, in der er Reiseproviant aufbewahrt. Diese Tasche ersetzt bei Vielen den Panzer (Abb. 125). Am linken Handgelenk wird ferner das Lederpolster getragen, um damit die zurückschnellende Bogensehne beim Schiessen aufzufangen.

Die Weiber haben als Bekleidung entweder einen Lederschurz oder nach Landesart nur einige Blätter, die vorn und hinten an einer Gürtelschnur hängen. Ihren Hals schmücken zahlreiche Perlschnüre (oft von Muschelperlen).

Die Hütten (Abb. 127) sind geräumig, bienenkorbförmig mit breiter Basis und bis an die Erde reichendem Grasdach. Dieses selbst wird stufenförmig eingedeckt. Die Thür ist etwa $1^1/_2$ m hoch und überwölbt. Hinter ihr befindet sich eine Quer-

*) Den ursprünglichen Shilluk-Lūr-Bogen, der sehr lang gestreckt, wenig gebogen, von ovalem, aussen abgeflachtem Querschnitt ist, und der mit Hautstreifen umwickelt wird, hat man hier aufgegeben und den der nahen Waldvölker adoptirt.

**) Sämmtliche Völker der Aequatorialprovinz, demnach alle Nilneger, haben Pfeile ohne Befiederung. Erst in Mangbáttu treten die mit Ficusblättchen versehenen Pfeile auf, die man auch bei den Waldvölkern findet. Im ostafrikanischen Gebiet, also bei den Küstenstämmen, der Wanyamwési-Gruppe und in den Wahúma-Staaten, sowie auch im südlichen Kongobecken findet man fast stets die echte Befiederung. Lederstückchen am Ende des Pfeiles sollen ausser bei den Lendú-Walégga, noch am Nordende des Tanganyika vorkommen, von wo Emin einmal einen solchen Pfeil von Arabern in Ugánda zum Geschenk erhielt. Die Waganda und Wanyóro führen, wie erwähnt, von Haus aus überhaupt keine Pfeile.

scheidewand, die nur an der einen, meist der rechten Seite einen Eingang in den Innenraum freilässt und alles verdunkelt. In der linken Ecke des Thürraumes fand ich stets Brennholz aufgespeichert. Die aus drei Steinen bestehende Kochstelle befindet sich in der Mitte des Innengemaches. Die grossen, etwas über halbkugelförmigen Kochtöpfe haben einen nach aussen umgebogenen Rand. An ihrer Aussenseite sind eine Anzahl Verzierungen aus rechtwinklig sich kreuzenden und vertieften Linien angebracht, die fast stets in Dreiecksform angeordnet sind. Die enghalsigen Wassergefässe sind kugelförmig. Die Korbflechterei ist sehr ausgebildet: grosse, flaschenförmige $1—1^1/_2$ m hohe Vorrathskörbe für Korn stehen in den meisten Hütten. Eigene Kornspeicher giebt es nicht. Reibesteine, sowie kleine runde Holzschemel vervollständigen das Hausgeräth.

Von den Hausthieren waren die Rinder auch hier alle zu Grunde gegangen. Ich sah noch schwarze und weisse Häute, vermag aber nicht anzugeben, welcher Rasse die Rinder angehörten. Die Ziegen sind von kleiner kurzbeiniger Rasse mit winzigen Hörnern. Die meist braun und weiss gescheckten Schafe haben gerade Nasen und einen länglichen Fettschwanz. Hühner einer kleinen Varietät sind ziemlich selten. Kleine Hunde mit aufrecht stehenden Ohren findet man in jedem Hause; sie sind fahlgelb gescheckt.

Auf den Feldern baut man vor allem Mais, dessen Körner viel zum Melanismus neigen, nächstdem Eleusine, Bataten und Kürbisse; Bohnen (Phaseolus vulgaris) sind seltener, auch Bananen giebt es nur hier und da in den Thälern.

Die Leute klagten viel über die Einfälle der Zwerge, die hier A-pé genannt werden. Man sucht sich, so gut es geht, vor ihren Diebstählen dadurch zu schützen, dass man, wie schon erwähnt, scharf zugespitzte Rohrsplitter in die Wege und Felder steckt. Es wurde uns übereinstimmend versichert, dass in dem Waldgebiet westlich von uns nur Zwergvölker wohnten. Ihre Sprache verstände man nicht. Sie hätten, wie die Thiere des Waldes, keine festen Wohnsitze, sondern zögen dem Wild von Ort zu Ort nach.

Für den nächsten Tag versprach uns Häuptling Kiro Führer und Träger. *18. September.* Er selbst gehört mit seinem Anhang dem Lendústamme an, über den später noch genauer berichtet werden wird; er unterscheidet sich durch chokoladenfarbene Haut, kupferigen Untergrund, runde Schädel, hervortretende Backenknochen, breite und platte Nase und untersetzte Gestalt von den Lūr.

Unsere Leute hatten sich in diesen Tagen leidlich erholt, so dass wir den Weitermarsch nach Norden antreten konnten. Es war mehr als wahrscheinlich, dass der dichte Urwald nur den Itúrifluss in einer breiten Zone begleitet, so dass wir hoffen konnten, durch einen Marsch nach Norden diese unwirthlichen Gebiete zu umgehen. Der Pascha beschloss demnach, eine Strecke weit nördlich vorzustossen, um sich dann wieder nach Westen zu wenden.

XX. KAPITEL.

Das Volk der Pygmäen.

In den Mythen des Alterthums, wie in den Märchen unserer Kindertage spielen Erzählungen von Zwergen und Riesen wichtige Rollen. Wir stellen uns meistens die Zwerge als Wesen von unnatürlich kleinem Wuchs und unproportionirtem Körper, mit übermässig grossem Kopf und langen Bärten vor. So erscheinen sie in unserer Phantasie, so werden sie von den Künstlern dargestellt. Durch die Dichter und Geschichtsschreiber des Alterthums wird manche Wundersage von kleinen Menschen überliefert, die in fernen Ländern an den Quellen des altehrwürdigen Nilstromes ihr Wesen trieben. Homer spricht von den Pygmäen als von einem den Griechen längst bekannten Geschlecht. Herodot berichtet uns, dass die Nasamonier, nachdem sie durch die lybische Wüste gezogen, auf Pygmäen gestossen seien, die die Wanderer in Gefangenschaft geführt hätten. In der That scheinen die Nachrichten der Alten über dieses sonderbare Volk ziemlich positiver Natur gewesen zu sein, denn Aristoteles berichtet uns in seiner »historia animalium«: »die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Egyptens, woselbst der Nil entspringt. Dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit«. Die nüchternen beiden letzten Schriftsteller schildern ihre Pygmäen nicht als fabelhafte Zwergwesen, sondern nur als Leute, die nicht einmal mittlere Körpergrösse erreichen und »von kleiner Art« sind.

Da in der That die im Innern des Continents wohnhaften sogenannten Zwerge diese Beschreibung von Herodot und Aristoteles rechtfertigen, so wollen wir nach dem Vorgang Schweinfurths diese Völker nicht als Zwerge, sondern als Pygmäen bezeichnen, da der erstere Name leicht zu Missverständnissen Anlass geben kann; es ist also festzuhalten, dass wir uns unter ihnen nur Menschen unter normaler Grösse vorzustellen haben.

Die Geschichte der Erkundung und Erforschung der Nilquellen ist im Alterthum schon eng mit den Berichten von dort wohnenden Pygmäenvölkern verbunden. An die Seen oberhalb Egyptens, aus denen der Nil entspringt, wurden die Wohnsitze der Zwerge verlegt. Er ist interessant zu verfolgen, wie die leidlich genauen Informationen, die das Alterthum über beide Fragen gehabt hat,

im Mittelalter verloren gingen, und wie auch die Neuzeit in dieser Hinsicht ziemlich mangelhafte Kenntnisse aufzuweisen hatte, bis es erst in den letzten 2—3 Decennien Reisenden gelang, durch eigene Anschauung positive Nachrichten über beide wichtigen Fragen zu erhalten.

Zwar haben schon ältere portugiesische Forscher im 16. Jahrhundert über die Zwergvölker der Mímos und Bake-Bake von der westafrikanischen Küste, speciell vom Loango, berichtet. Etwas später wurden nördlich vom Ssette-Flusse Erkundigungen über ein Zwergenvolk eingezogen, das Matímba oder Tóngo genannt wurde. Lange Zeit ruhten dann die Forschungen, bis 1854 Rev. Koelle diese Nachrichten vermehrte, indem er durch Eingeborene an der Westküste von den kleinen Jägervölkern der Kenkób und Betsán erfuhr.

Auch im Osten des Continents wurde südwestlich von Abyssinien das Pygmäen-Volk der Dóko 1840 durch Krapf erkundigt. Andere, Kímo genannte, sollten auf Madagaskar*), andere mit Namen Mala-gilagéh im Süd-Osten von Bagírmi wohnen. Alle diese Nachrichten beruhten jedoch nur auf Erkundigungen und fanden keinen rechten Glauben.

Erst dem Reisenden Du Chaillu gelang es im Jahre 1867 in Gabun ein Zwergvolk im Gebiete der Ashóngo mit eigenen Augen zu sehen, das er als Obóngo bezeichnete. Er berichtete über ihren kleinen Wuchs und die starke Haarentwickelung am Körper, gab aber so karrikirte Abbildungen, dass seine Aussagen wenig glaubhaft erschienen. Als aber Schweinfurth im Jahre 1870 mit einem ähnlichen Volksstamme im Lande der Mangbáttu zusammentraf und minutiös genaue Beschreibungen davon entwarf, traten die Pygmäen in die Reihe der für die wissenschaftliche Welt vorhandenen Völkerschaften ein. Schon er schloss sich damals der Meinung von Fritsch an, dass die Buschmänner und diese noch fast mythischen Zwerge in Beziehung zu einander zu bringen seien: er wies auf die enge Verwandtschaft hin, die zwischen seinen Akka und den Buschmännern in Südafrika bestehe. Diese Forscher nahmen an, dass beide Völker Reste einer ursprünglich weit verbreiteten Urrasse des dunkeln Continents seien.

Bald nachher gelang es den Nachfolger Schweinfurths, dem italienischen Reisenden Miani, zwei Akka-Knaben nach Europa zu senden, die glücklich in Italien ankamen, während er selbst den Anstrengungen der Reise erlag. Es scheint jedoch, dass diese beiden nicht von reiner Rasse gewesen sind, denn in Verona, wo sie erzogen wurden, sind sie bedeutend gewachsen. Auch das einige Jahre später von Romolo Gessi nach Europa gebrachte Akka-Mädchen ist wohl von gemischter Abstammung gewesen.

Schlag auf Schlag berichteten sodann andere Reisende über Pygmäen-Völker, die im Westen und im Centrum des Kontinents verstreut sein sollten. Serpa Pinto fand im Südwesten die Mucassequére, Bastian und Falkenstein be-

*) An alle ostafrikanischen Pygmäen, mögen sie Kimo oder Waberikimo heissen, kann ich nicht recht glauben, muss aber allerdings zugeben, dass die Existenz der »Dóko« in Abyssinien noch am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat.

richteten über die Bake-Bake, Lenz bestätigte die Angabe Du Chaillu über die Obóngo. Im Innern wurden von Schütt die Zuáta-Tshitto, von Stanley, Wolf und François, Pogge, Wissmann und anderen die Bátua, und von Kund im Innern von Kamerun die Boyáeli oder Bauéc gefunden. Die Untersuchungen Schweinfurths über die Akka wurden von Juncker, Casati und Emin Pascha bestätigt und fortgeführt, und neuerdings fand Stanley im Nordwesten des grossen Kongowaldgebietes sehr zahlreiche Zwergenfamilien, die dort Wambútti genannt werden.

Sehr dankenswerthe Zusammenstellungen aller bis jetzt bekannten Nachrichten über die Pygmäen haben wir Schlichter und Panckow zu verdanken. Die genauesten Beschreibungen haben ausser Schweinfurth der Stabsarzt Wolf und Emin Pascha geliefert. Die meisten Reisenden bekamen nur wenige Individuen zu Gesicht, da die Pygmäen überall als Jägervölker in verstreuten Kolonien leben und ein ausserordentlich scheues Wesen zeigen. Stanley sah ihrer zwar viele, aber seine Beschreibungen sind wenig exakt, wenn auch aus ihnen hervorgeht, dass gerade in den undurchdringlichen Urwäldern am oberen Itúri die Pygmäen in bedeutend grösserer Anzahl vorhanden sind, als es nach den Berichten der Reisenden in anderen Gegenden der Fall ist.

Bei der ausserordentlichen Wichtigkeit des Gegenstandes, bei der Aussicht, dass in absehbarer Zeit durch die vordringende Kultur die Originalität dieser Waldkobolde verschwinden wird, ist es die Pflicht jedes Reisenden, auch die geringfügigsten Nachrichten über sie zu sammeln und kritisch zu sichten, denn nur zu bald geht die Originalität bei solchen, auf der primitivsten Stufe der Kultur stehenden Völkern verloren. In unserer Karawane fanden sich viele weitgereiste Leute, die mit besonderer Vorliebe von ihren Fahrten redeten. Unsere Sansibariten, die durch Reisen im Manyémaland sowohl, als auch durch ihre Theilnahme an der Stanleyschen Expedition in den grossen Urwäldern Bekanntschaft mit den Pygmäen gemacht hatten, wussten uns auf dem Marsch oder am Lagerfeuer von diesem merkwürdigen Volke zu erzählen; durch die Beschreibung, die der Pascha mir von ihnen entwarf, erfuhr ich Genaueres von ihnen.

So war seit Monaten meine Neugierde aufs Aeusserste angespannt, diese Pygmäen-Völker aus eigener Anschauung in ihrer Heimath kennen zu lernen. Aber lange musste ich warten, ehe dieser Wunsch erfüllt wurde.

Als wir durch die Wälder am Fusse des Schneeberges zogen, sahen wir zwar in der Nähe des Isságo-Flusses einige winzige Hütten, die uns als die Behausungen von »Wátua« bezeichnet wurden. Die Leute selbst aber an ihren Wohnorten zu sehen, sollte uns noch lange vorenthalten bleiben. — Betrachten wir zunächst einmal die Individuen, die wir genauer besichtigen konnten.

Als ich am 23. August von einer im Uferurwald des Flusses unternommenen Rekognoscirung zurückkehrte,*) erzählte mir der Pascha, dass während meiner

*) Vergl. Kapitel 18.

Abwesenheit drei Zwerge freiwillig und ohne Scheu in unser Lager gekommen seien. Von der Anwesenheit dieser Völkerschaften waren wir bereits seit einigen Tagen durch die umwohnenden, ackerbautreibenden Eingeborenen benachrichtigt worden. Ich selbst hatte mich auf dem Ausfluge durch den Anblick eines grossen, aber verlassenen Lagers der Zwerge von diesen Aussagen überzeugt. Der Pascha erzählte mir ferner, dass drei Pygmäen vom anderen Flussufer herübergekommen seien; alle seien ohne Waffen gewesen, in einer Hand hätten sie stets einen Talisman getragen, den sie ihm entgegen gehalten, um Unheil abzuwenden. Nach seiner Ansicht seien sie etwas grösser, als die früher von ihm beobachteten Mangbáttu-Zwerge gewesen. Einer war von hellerer, die anderen beiden von dunklerer Hautfarbe, alle ohne Bartwuchs und abnorm hässlich. Einer unserer Leute, der dem Momfú-Stamme angehört, hatte sich mit ihnen fragmentarisch verständigen können. Auf die ihnen gemachten Geschenke hin hatten die Leute versprochen, wieder zu kommen.

Am folgenden Morgen waren wir eben dabei, an unsere Mannschaften Perlen zum Einkauf von Nahrung zu vertheilen, als uns plötzlich einige Eingeborene vom anderen Ufer her Zeichen gaben. Gleich darauf erschien im dichten Gebüsch des Urwaldes neben ihnen eine winzige Gestalt. — Also endlich der lang ersehnte Moment! — Sofort wurden unsere eigenen Leute weggeschickt, um die Ankömmlinge nicht einzuschüchtern, dann Ulédi, der geschickteste von unseren Leuten, hinüber gesandt, um die Fremden zum Kommen zu bewegen. Wenige Augenblicke später kam neben einem grossgewachsenen Wáwiramann ein dünnes, schüchternes Männchen aus dem vom anderen Flussufer anlangenden Kanu heraus und näherte sich uns zaghaft. Als Gegengabe für die Tags zuvor erhaltenen Perlen brachte er dem Pascha einige Bananen, die er in seinem kleinen, cylindrischen Korb an einem über die Stirn laufenden Baststreifen auf seinem Rücken trug. Seine Gestalt war schmächtig und zeugte von andauernd schlechter Ernährung. Die dünnen Beine schienen im Verhältniss zum Oberkörper kürzer als bei anderen Menschen zu sein, die Füsse waren einwärts gestellt. Der Kopf hatte etwas Kindliches dadurch, dass das Untergesicht bedeutend schmäler war als die obere Hälfte. Bei näherer Betrachtung liess der ziemlich alte Mann sehr hässliche und faltenreiche Züge erkennen. Die Verständigung ging nur sehr schwer vor sich. Auf alle Fragen, die unser Momfú-Trompeter an ihn richtete, blickte er stumm und vollkommen theilnahmslos vor sich hin, als wenn ihn das gar nichts anginge. Wir schenkten ihm ein Stückchen Messingdraht und liessen ihn im übrigen zufrieden, um ihn nicht einzuschüchtern, denn wir hofften, dass in den nächsten Tagen noch andere seines Stammes uns ihre Aufwartung machen würden.

Einige Tage später kam in der That ein zweiter Pygmäe ins Lager, den ich zu photographiren versuchte. Es hielt jedoch sehr schwer, ihn dazu zu bewegen, einige Augenblicke still zu halten. In dem Dunkel des Waldes war es unmöglich, ein Momentbild zu nehmen, eine längere Aufnahme aber wurde

dadurch erschwert, dass er fortwährend wie ein wildes Thier scheu um sich blickte. Die Leute genau zu untersuchen und abzuzeichnen, war bei ihrer grossen Furchtsamkeit und Zurückhaltung sehr schwierig.

Unser Freund scheint ein Mann von etwa 40 Jahren, und nur 1,36 m hoch. Die Beine sind leicht säbelförmig, so dass beim Gehen der Körper leicht hin und her wiegt. Der Thorax ist flach gebaut, aber in den Schultern ziemlich breit. Auf einem dünnen mageren Hals ruht der Kopf, der eine breite freie Stirn hat und durchaus nicht sehr prognat ist. Die Stirnbeine treten stark hervor, und der Umfang des Kopfes hat eine fast viereckige Gestalt. An seinem sehr hässlichen Gesicht sind besonders die stark hervortretenden Superciliarbogen und sehr kräftigen Jochbogen resp. Backenknochen auffallend. Das Ohr ist verhältnissmässig gross, nach oben und hinten leicht in die Länge gezogen und unten stark abstehend. Die Zähne sind nicht zugeschärft. Die Beschneidung ist ausgeübt. Seine Hautfarbe ist etwas lichter als chokoladenbraun, mit stark gelblichem Grund (ungefähr Nr. 8 der Tafel von Fritsch). Nicht überall ist sie gleich dunkel; im Gesicht, besonders an den Wangen, in der Achselhöhle und in der Leistengegend ist sie heller. Sehr auffallend ist es, dass die nicht stark aufgeworfenen Lippen röthlich gefärbt sind und nur einen leicht bräunlichen Hauch haben, während die Lippen der Neger sonst immer dunkler als die übrige Körperhaut sind. Auch geht ihre Schleimhaut unmittelbar in die Oberhaut über; es zeigt sich hier nicht wie bei den meisten Negern eine scharfe Grenzkante. Die Kopfhaare sind fast schwarz und nicht stark gekräuselt, sie sind bis auf eine handbreite Parthie über der rechten Schläfe abrasirt, so dass sich erkennen lässt, dass die Haarwurzeln vollkommen gleichmässig auf der Haut vertheilt sind und nicht in Büscheln wachsen. Der Schnurrbart ist ziemlich langhaarig. Der Backenbart äusserst spärlich. Die Achselhaare sind sehr stark entwickelt, etwas geringer die Schamhaare.

Der Pascha macht mich besonders darauf aufmerksam, dass die ganze Körperhaut mit sehr feinen, blassen, etwa 3—5 mm langen Haaren dicht bedeckt ist (Lanugo!). Nur die Handteller und Fusssohlen und, wenn ich nicht sehr irre, auch das Gesicht sind davon frei. Ausser diesem feinen Haarfilz zeigt sich an den Beinen, besonders an den Unterschenkeln, sowie auf der Brust, eine andere dunkele, ziemlich starke Behaarung, wie sie bei vielen Negern individuell vorkommt.

Nach diesen beiden Besuchen kamen die Zwerge nicht wieder in unser Lager. Unsere Leute hatten, als sie zum Nahrungseinkauf ausgingen, einmal ihre Ansiedelung berührt; als sie diese nach einer Stunde wieder passirten, waren alle Pygmäen verschwunden. So scheu sind sie, und so unbehaglich fühlen sie sich, wenn sie beobachtet werden, dass die geringste Berührung mit Fremden sie vertreibt.

Auf unserem Weitermarsche sahen wir in dem Dorfe Beyébe am Itúri zwei andere Pygmäenmänner, die wir jedoch nur einen Augenblick zu Gesicht be-

kamen. Der eine war sehr hässlich, 1,34 m hoch, und zeigte ebenfalls das hellere Flaumhaar, ausser der sonstigen Brust- und Beinbehaarung. Das andere Individuum war bedeutend grösser und wohlgebildeter, wahrscheinlich ein Mischling. Bei beiden Leuten fehlte die Zahnfeilung.

Als wir unsere Leute am 9. November 1891 zur Rekognoszirung ausschickten, wurden sie im Walde angegriffen. Bei der Verfolgung der Feinde fingen sie einen alten Zwergmann, den sie in unser Lager brachten, Der uns befreundete Häuptling Bilíppi empfahl uns, genau auf den Zwerg zu achten: die Leute könnten sich sehr geschickt verstecken und verstünden es z. B., wenn nur etwas Gras oder Blätter am Wege lägen, sich darunter so zu verbergen, dass man sie nicht wiederfände. Nachdem er sich einen Tag bei uns satt gegessen hatte, suchte er denn auch das Weite.

Dieser etwa 50 Jahre alte Mann heisst Bubilaínu, und ist ein ziemlich grosses Exemplar seiner Rasse, etwa 1,55 m hoch. Der Mund ist fast zahnlos, so dass das Vorragen des Unterkiefers bei den zurückweichenden Lippen ziemlich augenfällig ist. Die Nase ist breit und platt, die Ohren gross, das rechte am Lappen durchbohrt. In der Nasenscheidewand findet sich ein, in der Oberlippe zwei feine Löcher. Der Schädel ist auffallend rund und klein, das Gesicht im Verhältniss dazu gross, verjüngt sich aber trotz des massiven Unterkiefers etwas nach unten. Die Haare sind wollig und, wo sie länger gewachsen sind, korkzieherartig gewunden. Wie bei den vorhin beschriebenen Pygmäen sind aber trotzdem die Haarwurzeln gleichmässig auf der Kopfhaut vertheilt. Die schmalen, ziemlich langen Hände sind runzelig und mit länglichen, leicht gebogenen Nägeln versehen. Die Beine sind im Verhältniss zum Körper kurz und dünn, der Bauch aber sehr dick. Die Haut ist kaffeebraun, stark runzelig und überall mit dem blassen Flaumhaar bedeckt, die Farbe der Lippen röthlich.

Während unseres zweiten Aufenthaltes bei Madsambóni besuchten uns für einige Tage die Sklaven eines Arabers, Manyéma, die in den Wäldern auf Elfenbein und Sklavenraub ausgingen. Sie hatten vor kurzer Zeit eine Razzia im Walde gemacht. Unter andern führten sie als ihre Beute einen Pygmäen, der an Händen und Füssen mit Eisenringen gefesselt war, sowie eine kleine Zwergenfrau mit sich. Es war seit langem der Wunsch des Paschas gewesen, einmal Vertreter dieser Rasse zur Küste zu bringen. Bei der Expedition Stanleys waren alle Pygmäen zu Grunde gegangen oder unterwegs krank zurückgelassen worden. So nahmen wir jetzt die Gelegenheit wahr, den menschenfressenden Manyéma ihre Opfer abzukaufen. Gegen eine kleine Entschädigung von Stoffen und andern Dingen wurden die beiden frei gegeben und so vor dem Schicksal, verzehrt zu werden, bewahrt.

Nach einigen Tagen entfloh der Mann, stellte sich jedoch kurze Zeit darauf wieder ein, weil er den Aufenthalt seines Stammes nicht wusste und sich vor den Manyéma sowie vor den Eingeborenen fürchtete. Beide stammten aus dem Walde, etwas nordwestlich vom Pisgahberge. Einen Monat später befreite

ich eine zweite Frau von einer andern Manyéma-Kolonie, die westlich von dem Schneeberg Runssóro am Waldrande ansässig war. Diese Frau stammte aus den Wäldern westlich dieser Kolonie. Alle drei fühlten sich sehr wohl in der Karawane und wurden bald so zutraulich, wie man es nur von Pygmäen verlangen kann; alle drei haben mich bis an die Küste begleitet, woselbst der Mann am Fieber starb, in einer Zeit, als ich selbst schwer krank lag. Sein Skelett wurde vor der Abreise nach Europa wieder ausgegraben, um durch das Auswärtige Amt Herrn Geheimrath Prof. Dr. Virchow zur Verfügung gestellt zu werden.

Der Mann war nach meiner Schätzung 20—25 Jahre alt und etwa 1,38 m hoch. Er hatte einen kurzen und nicht sehr hohen Kopf, stark vortretende Unterkieferwinkel und etwas oberen Prognatismus. Wiewohl er von Anfang an ziemlich gut genährt erschien, waren doch die Beine im Verhältniss zum Körper dünn und kurz. Die Hautfarbe war im Gegensatz zu der anderer Neger ein helles Braun mit stark gelblichem Grundton. Die röthlichen Lippen zeigten fast nur am Rande der Schleimhaut etwas braunes Pigment. Der Brustkorb war schwach entwickelt, der Bauch stärker, das Gesäss war normal und der Rücken hinten wenig eingebogen. An den kleinen und zierlichen Händen befanden sich längliche, fast weisse Nägel. Die Füsse waren schmal und parallel gestellt, der Gang leicht wiegend. Im Gesicht war die Nase kurz und platt, die Nasenlöcher von vorn stark sichtbar, der Mund, der meistentheils nicht ganz geschlossen gehalten wurde, breit, mit deutlich vorstehender Oberlippe. Das Ohr war gross, flach und breit gebaut; die grossen Augen hatten eine dunkelbraune Iris. Weder Tätowirung, noch Zahnfeilung oder Beschneidung waren vorhanden. Die schwarzen mit einem leicht bräunlichem Schimmer versehenen Kopfhaare waren sehr dicht gestellt und nach Negerart gekräuselt. Ueber dem linken Ohr hatte er einen handbreiten Streifen länger wachsen lassen als auf dem Kopf. Barthaare waren nicht vorhanden, die gut entwickelten Augenbrauen straff und die Wimpern gebogen. Achselhaare und Schamhaare waren nicht sehr ausbildet. Den ganzen Körper bedeckte ein zarter 2—3 mm langer fahlweisslicher Flaum. Wenn er sich rein gewaschen hatte, was nicht häufig vorkam, so sah es von Weitem aus, als sei die ganze Haut mit einem zarten Seidenhaar bedeckt. Am Nacken war an einigen Flecken ein Pigmentschwund eingetreten. Dort zeigten auch die Kopfhaare eine fahle Färbung.

Als Bekleidung diente nur eine Bastschnur, an der ein winziges Stück Rindenstoff befestigt war. Schmuck irgend welcher Art habe ich bei ihm, wie bei allen Zwergen nie gesehen.

Wie bei den früher beobachteten Individuen machte sich auch hier ein bedeutend intensiverer Hautgeruch bemerkbar, als man ihn gewöhnlich bei Negern findet. Bei vorhandener Furcht steigerte er sich stark. Die Hände hatte der Mann gewöhnlich vor der Brust zusammengelegt, die Handflächen gegen einander, oder er bedeckte das Gesicht mit ihnen, wie ja auch die Buschmänner es gerne machen.

Die Hockstellung bevorzugte er. Auf nicht verstandene Fragen erfolgte keine verneinende Bewegung. Das Gesicht sah vollkommen theilnahmlos aus, und die Augen starrten gewöhnlich in die Ferne. Wenn er aber eine unserer Fragen verstand, so leuchtete plötzlich sein Blick freudig auf, doch kamen auf unsere Fragen seine Antworten nur äusserst schüchtern und leise heraus. Die einzelnen Silben und Worte wurden von einander getrennt und mit sehr weichen Consonanten ausgesprochen. Der ganze Mann hatte stets etwas Verschämtes und Schüchternes an sich, als wenn er sich bewusst wäre, dass er wegen seiner kleinen Figur und seines absonderlichen Lebens von den andern Negern verachtet würde. Trotz dieser Schüchternheit zeigte sich manchmal ein verschmitzter Gesichtsausdruck bei ihm. Später wurde er etwas vertrauter mit meinen Leuten, lachte manchmal mit ihnen und lernte auch einige Brocken Kisswahíli. Sein verschlossenes Wesen hat er jedoch bis zu seinem letzten Augenblick nicht aufgegeben. Ich selbst konnte mich nach der Rückkehr zur Küste meiner Krankheit wegen nicht viel um ihn kümmern, und mein mit seiner Pflege beauftragter Sammler Mabruck starb um jene Zeit. So war der Zwerg eine Zeit lang etwas vereinsamt und sagte niemand etwas davon, dass er krank war. Eines Nachmittags wurde er in starkem Fieber gefunden und konnte trotz der besten Pflege nicht am Leben erhalten werden.

Die von uns gesehenen Frauen konnte ich weniger genau beobachten. Ueber die früher erwähnte Zwergin des Paschas versäumte ich mir genaue Notizen zu machen, da ich hoffte, sie später bei der Rückkehr zur Küste genauer untersuchen zu können. Es war ein ziemlich altes, dunkelfarbiges Individuum, sehr hässlich, mit breiter Nase, grossen Ohren und ziemlich vorstehendem Mund. Auch bei ihr war die feine Flaumbehaarung sehr deutlich zu sehen.

Bedeutend später, bei meinem Aufenthalt in der Nähe des gegenüber dem Runssóro befindlichen Manyémalagers, wurde mir eine alte Zwergendame vorgeführt, ein hässliches Geschöpf, mit langen, bis auf den Nabel hängenden, schlaffen Brüsten, stark durchgebogenem Kreuz und ziemlich ausgebildeter Steatopygie, die um so auffälliger war, da die Frau kurz und dick gebaut war, und der Bauch durch Gravidität noch aufgetriebener erschien. Der Kopf war rundlich, und die Kiefer ziemlich vorstehend, die Stirn aber frei und nicht zurückliegend. Die Oberlippe hatte fünf Durchbohrungen. Die Farbe der Lippen war röthlich, so weit man es durch den Schmutz erkennen konnte, ihre Haut setzte sich von der Oberhaut scharf ab, wie bei den anderen Negern. Die Frau war gut genährt, und Gesäss und die Oberschenkel geradezu fett. Die Füsse waren parallel gestellt, und ebenso wie die Hände, klein und zierlich. Die Haut war runzlig und hatte die Farbe von hellgebranntem Kaffee. Der ganze Körper war mit sehr starkem Flaumhaar bedeckt, das blassgraue Farbe hatte. Die Kopfhaare waren kurz gehalten und stark gekräuselt, so dass einzelne Wickel entstanden. Man konnte jedoch deutlich sehen, dass die Vertheilung der Haarwurzeln auf der Kopfhaut ganz gleichmässig war, und dass eben nur durch die eigenartige Kräuselung der Haare sich Büschel bildeten.

Die beiden Frauen, die ich mit zur Küste und im Jahre 1893 im Auftrage der deutschen Kolonial-Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung nach Europa brachte, mögen etwa 16—18 Jahre alt sein, bei 1,24 und 1,25 m Höhe. Sie sind einander ziemlich unähnlich. Während die eine kräftiger gebaut scheint und etwas wohlgebildetere Gesichtszüge besitzt, ist die andere schmächtig und ziemlich hässlich. Die eine ist dunkelfarben, die andere heller braun. Beide aber stimmen in der starken Entwickelung des Flaumhaares, sowie in der vortretenden Oberlippe mit einander überein. Eine genaue Beschreibung nach den Lebenden wird von Herrn Prof. Dr. Virchow in einer besonderen Arbeit entworfen werden. Hier seien nur ihre Portraits nach Photographien, die Herr Geheimrath Prof. Dr. G. Fritsch freundlichst aufnahm, auf den Tafeln XVI und XVII wiedergegeben.*)

Die nach Beobachtung der verschiedenen Individuen sich ergebenden gemeinsamen Merkmale der Pygmäen der oberen Itúri sind nun ungefähr folgende:

Die Körpergrösse schwankt nach unseren Wahrnehmungen zwischen 1,24 und 1,50 m, doch kann man im Allgemeinen nach Aussagen des Pascha annehmen, dass Leute über 1,40 m nicht von reiner Rasse sind. In den Körperverhältnissen macht sich ein Ueberwiegen des Oberkörpers gegenüber den Beinen bemerkbar. Diese sind meistentheils schwächlich und leicht säbelförmig, bei Frauen jedoch im Allgemeinen kräftiger entwickelt, als bei Männern. Die Füsse sind schlank und zierlich gebildet, in der Regel einwärts oder doch einander parallel gestellt. Der Gang ist wiegend, nicht unsicher, sondern eher schleichend und vorsichtig. Die Arme sind durchschnittlich gut entwickelt, die Hände auffallend klein und zierlich, mit schön gebildeten, fahl weisslichen**), oft stark gerundeten Nägeln. Der Thorax ist flach, die Schultern aber verhältnissmässig breit. Der Bauch ist je nach dem Ernährungszustand sehr verschieden geformt. Bei manchen Individuen sah ich ihn kräftiger als normal entwickelt, bei anderen jedoch wieder stark eingezogen. Die Ausschweifung der hinteren Körpercurvatur ist bei Männern kaum erwähnenswerth, bei Weibern scheint sie häufiger zu sein, zusammen mit einer stärkeren Neigung des Beckens gegen die senkrechte Ebene. Sie ist aber niemals so zur Steatopygie ausgebildet, wie bei den Buschmann- und Hottentottenfrauen. So kommt durch dies hohle Kreuz allerdings bisweilen ein stark hervorragender Hängebauch zu Stande, der durch unmässige Ernährung noch verstärkt wird. Der Kopf ist rund und hat vielfach durch seitliche Vorwölbung des Stirnbeines und der Schädelbeine eine Neigung zur viereckigen Gestalt, die Stirn ist oft hoch, fast senkrecht gestellt und häufig stark vorgewölbt (langes Offenbleiben der Frontal-Naht).

*) Die beste mir bekannte Abbildung einer Frau ist die von Richard Buchta aufgenommene, von Casati — ohne Angabe der Quelle — reproducirte Photographie (Aequatoria p. 89). Die dort Abgebildete gleicht etwas der von mir mitgebrachten dunkelfarbigen Frau.

**) Bei allen Negern sind die Nägel, Fuss- und Handteller heller, als die Körperhaut.

Die Augenbogen sind vielfach, aber nicht immer, kräftig entwickelt, ebenso wie die Backenknochen. In den meisten Fällen ist ein Ueberwiegen des Oberkopfes gegenüber der Mundparthie bemerkbar, so dass bisweilen das Gesicht nach unten dreieckig verjüngt erscheint, ein Verhältniss, das bekanntlich auch für die Buschmänner charakteristisch ist. Die Nase ist vollkommen nach dem Negertypus gebildet, niedrig mit breiter Basis, so dass die inneren Augenwinkel weit von einander entfernt sind. Die Nasenscheidewand ist bisweilen sogar kürzer als die Flügel, was einen stark katarhinen Eindruck macht. Die Ohren haben nichts Absonderliches. Die Augen sind gross, von normaler Gestalt und von dunkelbrauner Farbe, die sie umgebende Haut zeigt bei alternden Individuen Neigung zu starker Faltenbildung. Sehr charakteristisch ist die Oberlippe geformt, die sich convex etwas nach vorn erstreckt. Manchmal prominirt die ganze Mundparthie so stark, dass die Nasenbasis eingesattelt erscheint, und man dann allerdings von einem schnabelförmigen Untergesicht sprechen kann, wie Schweinfurth dieses bei seinen Akka-Leuten beobachtete. Die Lippen sind nicht dick gewulstet. Das Auffallendste ist die von Emin Pascha beobachtete Thatsache, dass die Schleimhaut der Lippe eine deutlich röthliche Färbung, oft ohne jedes braune Pigment, besitzt.

Die Haupthaare sind nach Negerart wollig, wenn sie länger (bis zu 3—4 cm) werden, so rollen sie sich in Folge des Spiralwachsthums gruppenweise zu feinen Zöpfchen von selbst auf. Die Haarwurzeln sind aber gleichmässig auf der Kopfhaut vertheilt, wie man bei allen Negern sehen kann, sobald man ihre Haare abrasirt. Ich wenigstens habe eine büschelständige, inselförmige Haaranordnung nie sehen können. Die Farbe des Haars ist oft glänzend schwarz, häufiger aber auch leicht fahlbraun. Barthaare sind häufig an der Oberlippe stark entwickelt. Emin Pascha hat in Mangbáttu auch Knebelbärte beobachtet, auf Grund deren die Ssudan-Araber die Pygmäen als Abu Shába digíntu, d. h. »Väter eines spannenlangen Bartes«, bezeichnen, und auch aus anderen Gegenden wird ähnliches berichtet. Bei den von mir beobachteten Individuen war die Bartbildung am Kinn nur eine geringe. Die Achselhaare sind gewöhnlich kräftig entwickelt, etwas weniger die Schamhaare. Sehr viel findet man einen starken Wuchs von starren schwarzen Haaren auf den Beinen und bisweilen auch auf der Brust. Ausserdem ist der ganze Körper aller von dem Pascha und von mir beobachteten Zwerge mit einem auffallend kräftig entwickelten Flaumhaar bedeckt. Sehr dünne, fahle oder weissliche, 2—4 mm lange Haare bedecken mit besonders auffallender Dichtigkeit Rücken, Schultern und Arme, fehlen jedoch auch an andern Punkten, mit Ausnahme des Gesichtes, sowie der Hand- und Fussteller, nicht. Ihre Wurzeln stehen schräge in der Haut, so dass sie sich dem Körper anschmiegen und in gewissen Strichen parallel angeordnet sind. Es ist dies eine weit dichtere und feinere Behaarung als sie sich z. B. bei erwachsenen Europäern auf den Armen, Händen u. s. w. findet. Diese Eigenthümlichkeit der Pygmäen ist in so hohem Grade auffallend, dass

unsere Neger zuerst hiernach und nach der röthlichen Lippenfarbe sahen, wenn sie entscheiden wollten, ob sie einen wirklichen Zwerg oder ein Negerkind vor sich hatten. Den Negern sind die Stammesunterschiede weit geläufiger als uns. Sie haben eine vorzügliche Beobachtungsgabe, so dass ich gerade auf das Urtheil unserer eigenen Leute hierin sehr viel gebe. Ausser dem kleinen Wuchs sind die eben erwähnten beiden Merkmale die charakteristischsten für die Zwerge, wenigstens des Itúri-Gebietes. Es mag bemerkt sein, dass man bei Lampenlicht dieses Flaumhaar nur sehr schlecht sieht, während es in der Sonne stark hervortritt, und ebenso, dass es sich durch das Tragen von Kleidern oder durch andere Gründe bei den beiden nach Europa gebrachten Frauen etwas abgescheuert hat.

Die Körperfarbe variirt sehr. Wir sahen Individuen mit dunkler, chokoladebrauner Haut (etwa No. 2 und 3 von Fritschs Tafel), häufiger allerdings war die Haut lichter mit einem stark gelblichen und röthlichen Grundton (etwa No. 6 und 8). Sie ist oft schlaff und gerunzelt, doch wage ich nicht, dieses Merkmal als irgendwie charakteristisch aufzuführen. Es scheint mir zu sehr von Alters- und Nahrungsverhältnissen abhängig zu sein. Auffallend stark ist der penetrante Geruch der Hautausdünstung, besonders im Affekt. Es mag dieser mit der Fleischnahrung der Leute zusammenhängen.

Ueber die Unterschiede der Geschlechter kann ich nicht viel angeben. Die Frauen scheinen im Allgemeinen ein wenig kleiner als die Männer zu sein und, wie erwähnt, manchmal etwas zur Steatopygie zu neigen.

Stanley hat in seinem letzten Reisewerk die Meinung ausgesprochen, dass zwei Rassen von Pygmäen in den von ihm besuchten Wäldern leben. Auch uns sind die von ihm angegebenen Unterschiede aufgefallen, jedoch glaubten wir beide, dass diese nur individueller Natur seien. Es giebt allerdings Pygmäen von schlankerem Bau mit hoher Stirn, und andere kräftigere mit breiteren Gesichtszügen. Doch halte ich die Zahl der beobachteten Individuen noch für zu gering, um definitiv derartige Unterschiede als Rassenmerkmale aufstellen zu können. Zu diesem Zwecke müsste man noch mehr Vergleichungs-Material besitzen.

Nach dem Gesagten haben wir demnach Leute vor uns, die entschieden zu den negerartigen Völkern gehören, die jedoch durch den kleinen Wuchs und durch kindliche, teromorphe Körperverhältnisse sich vor den andern Negern auszeichnen. Sie machen durchaus keinen verkrüppelten oder verkümmerten Eindruck, auch wenn sie in schlechtem Ernährungszustande sind. Es ist deshalb durchaus verkehrt, wenn man die landläufige Zwergenvorstellung, mit grossem Kopf, kleinen Beinen etc. auf sie anwenden will. Sie sind nicht schön, aber auch nicht missgestaltet, vielmehr scheinen sie in einem jugendlichen Wachsthums-Stadium stehen geblieben zu sein. Eine vererbte, rachitische Knochenerkrankung, die den kleinen Wuchs bedingen könnte, haben wir niemals gesehen. Ob die eigenartige Behaarung des Körpers dem fötalen Lanugo entspricht, wäre noch zu entscheiden.

Die Leute sind ausserordentlich geschickt. Bei ihrem schlanken Bau und den sehr beweglichen Gelenken wissen sie überall in den dichten Wäldern

umher zu streifen, wo grössere Leute kaum vorwärts kommen. Sie treten äusserst leise auf und bewegen sich vorsichtig, ohne an einen Ast anzustossen, um nicht durch sein Rascheln das Wild zu verjagen. So sind sie hervorragend geeignet, sich an Wild heranzuschleichen. Aus ihrer Lebensweise erklärt sich die grosse Beweglichkeit und Ausdauer. Im Verhältniss zu ihrer Körpergrösse sind sie kräftig. Auch die Manyéma wiesen uns auf diese Eigenschaft hin. Sie sagten, wenn man einen Menschen sähe von der Gestalt eines zwölf- bis dreizehnjährigen Knaben, der eine schwere Last aufhöbe, so sei dies wahrscheinlich ein Zwerg. Wie im Marschiren und Kriechen haben sie auch im Klettern erstaunliche Uebung. Sie verbergen sich äusserst geschickt in den Baumkronen, um von dort aus dem Wilde oder ihren Feinden Pfeile zuzusenden. Der Pascha erzählte mir, dass er einmal in einer Sklavenhändlerstation des Bahr-el-Gasal-Gebiets im Auftrage der ägyptischen Regierung auf Sklaven fahnden musste. Seine Leute hätten zweimal alle Hütten durchsucht, aber trotzdem einen Zwerg nicht gesehen, von dessen Anwesenheit sie erfahren hatten. Endlich fand man den Mann, der sich in der konischen Giebelspitze einer Negerhütte wie ein Affe festgeklammert hatte. Aus Furcht vor den fremden Leuten hatte er diesen Aufenthaltsort gewählt. Ihre Kleinheit kommt ihnen natürlich bei dem Verstecken und beim Schleichen auf Wildpfaden ausserordentlich zu statten. Wenn sie auf Wild warten, so decken sie sich häufig mit einem grossen Waldblatt zu, oder sie verbergen sich hinter einem Grasbüschel bezw. einem winzigen Strauch.

Von Charakter sind die Zwerge scheu wie wilde Thiere, dabei im höchsten Grade argwöhnisch und verschlagen. Sich beobachtet zu wissen, ist ihnen sehr unangenehm. Sowie Fremdlinge ihre Niederlassungen gesehen haben, ziehen sie an einen andern Ort.

Als echte Kinder des Waldes, als Menschen, die auf die Ergebnisse ihrer Jagd angewiesen sind, besitzen sie grosse Sinnesschärfe. Gesicht und Gehör sind vorzüglich ausgebildet. Dabei ist ihnen die Gabe scharfer Naturbeobachtung eigen. Der Pascha konnte nicht genug einen seiner Zwerge rühmen, der mit grosser Geschicklichkeit Exemplare für die Vogelsammlung seines Herrn herbeizuschaffen wusste. Er zog die Eisenspitzen von den Pfeilen und betäubte mit dem Holzschaft die Thiere, dabei immer andere Arten nach dem Wunsch des Paschas bringend. Wenn auch die Thiere nur Jagdobjekte für die Pygmäen sind, so zeigen sie doch andererseits oft eine grosse Thierliebe. Der Zwerg des Paschas war von einigen gefangenen Affen und von Hunden kaum zu trennen. Während er die Gesellschaft der grossen Neger scheute, ass er mit den Hunden aus einer Schüssel.

Wenn diese Leute auch noch so lange von ihren Stammesgenossen entfernt bei Fremden leben, so geben sie doch selten ihr zurückhaltendes Wesen auf. Nur zu einzelnen Personen fassen sie Zutrauen, sind aber auch dann wenig anhänglich. Die Liebe zur Einsamkeit und zur Freiheit, ihre Wildheit und Menschenscheu geben sie wohl nie auf. Pygmäen, die längere Zeit im Hause von Europäern

oder Arabern waren, haben sich leidlich intelligent gezeigt; man sah, dass sie durchaus nicht einen niedrigeren Geisteszustand als andere Menschen hatten. So verstand sich die eine der von mir gebrachten Frauen, die im Hause des Herrn Stabsarzt Dr. König, des deutschen Arztes in Sansibar, freundlichst aufgenommen wurde, in kurzer Zeit auf alle möglichen häuslichen Beschäftigungen. Sie lernte waschen, das Haus rein halten, Kinder hüten, ja sogar etwas nähen, wurde auch gegen Frau Stabsarzt König und gegen ein europäisches Mädchen leidlich willig und zutraulich, während sie gegen uns Männer die Scheu nie verlor. Beide Frauen lernten später in Europa sogar mit Messer und Gabel manierlich essen, haben sich an europäische Kost gewöhnt und beschäftigten sich ganz nützlich, besonders unter der liebenswürdigen Anleitung der Schwestern Helene und Amalie des deutschen Frauenvereines, die sie im Dr. Eysleinschen Institut in Blankenburg a. H. beaufsichtigten, wo sie eine Zeit lang gastfreundliche Unterkunft fanden.*) Merkwürdig war ihre Vorliebe für Uniformen. Jeder Lieutenant und jeder Kadett hatte gleich ihr Herz gewonnen. Tout comme chez nous! Sogar Koketterie trieben sie in hohem Grade.

Ihre schlechten Stammeseigenschaften, Jähzorn, Eigensinn, Rachsinn, Lügen und Stehlen, haben aber auch diese beiden nicht verloren.

Allen Pygmäen, die ich beobachtete, war es eigen, nicht einen Augenblick die Augen auf denselben Punkt richten zu können. In Erinnerung ihrer Jägerzeit und des Lebens im Walde sahen sie fortwährend um sich und beobachteten scheu die Umgebung.

Die Kulturstufe der afrikanischen Pygmäen ist die der nomadisirenden Jäger. Nirgends haben sie feste Ansiedelungen, nirgends treiben sie Ackerbau, sondern gehen, von einem Orte zum andern ziehend, dem Wilde nach. An günstigen Plätzen etabliren sie sich Wochen, bisweilen Monate lang, verlassen diese aber, sobald das Wild in der Umgegend spärlich wird. Der Ertrag ihrer Jagd bildet ihren hauptsächlichen Lebensunterhalt. Da sie aber bei ausschliesslicher Fleischnahrung nicht existiren können, so sind sie gezwungen, Früchte und Pilze im Walde zu sammeln oder, wie Stanley es bezeichnet, bei den Ackerbau treibenden Völkerschaften zu parasitiren. Entweder stehlen sie diesen die Produkte oder tauschen sie gegen die Ergebnisse ihrer Jagd ein. Durch den Tauschhandel und die Beziehungen mit gewissen Volksstämmen scheinen manche Pygmäen-Gemeinschaften an eine gewisse Gegend gebunden zu sein. Andere aber streifen, wie uns berichtet wurde, weit und breit in den Wäldern umher.

Durch die nomadisirende Lebensweise der Pygmäen ist die geringe Beständigkeit und die Dürftigkeit ihrer Ansiedelungen bedingt. Wo sie längere Zeit zu bleiben gedenken, wird durch Ausschlagen des Unterholzes eine Lichtung hergestellt, auf der in verschiedenen Gruppen winzige Hütten errichtet werden.

---

*) Am 16. August 1893 wurden sie nach Ost-Afrika zurückgesandt. Sie sollen in dem Hospital des deutschen Frauenvereins für die Krankenpflege in Bagamoyo freundlichst aufgenommen werden, wofür ich dem Verein öffentlich nochmals meinen besten Dank aussprechen möchte.



Geh Rath Prof Dr G Fritsch phot. Meisenbach Riffarth & Co Berlin grav

ASMINI, PYGMÄEN-MÄDCHEN
aus den Wäldern N W vom „Eisgan" Berg

Wir selbst sahen derartige Lager, die nur 2—4, und andere, die 100—200 Hütten enthielten, woraus man schliessen darf, dass die Gemeinschaften verschieden gross sind und wohl die Zahl von 5—600 Köpfen erreichen können. Die meisten der Hütten (Abb. 128) sind halbkugelförmig, 1,4—2,2 m im Durchmesser, bei 1—1,3 m Höhe. An der einen Seite befindet sich eine Eingangsöffnung von 50—70 cm Höhe und etwas geringerer Breite, durch die ein erwachsener Mensch nur auf dem Bauch rutschend hinein gelangen kann. Sehr häufig sieht man 2—3 dieser halbkugelförmigen Hütten hart nebeneinander stehen und zwillingsartig verbunden (Abb. 129). Andere Hütten sind wie Lauben gestaltet, vorn weit geöffnet, wieder andere, offenbar für Kinder bestimmte, bedeutend kleiner als die übrigen. Sämmtliche Behausungen sind aus einem Gerüst von dünnen, zusammengebogenen und durch einander geflochtenen, nie durch Bast verbundenen, Gerten hergestellt. Die letzteren sind in den meisten Fällen regelmässig angeordnet und verlaufen in zwei Richtungen, so dass ihr Geflecht rautenförmige Maschen bildet. Irgend eine Dachspitze in der Mitte ist niemals vorhanden. Zur Eindeckung dienen in allen beobachteten Fällen die breiten Blätter von Calathea oder Phrynium. Sie werden in einer schräg verlaufenden Querlinie gebrochen, zusammengeklappt, und dann zweizeilige Streifen daraus zusammengeflochten, indem man die Stiele des einen Blattes in die Blattfläche des nächsten hineinsteckt (Abb. 128, a). Mit so hergestellten Bändern werden die Hütten höchst sauber gedeckt. Im Innern der Wohnung findet man stets eine Feuerstelle, ausserdem aber in vielen Fällen an einer Seite ein aus parallel gelegten kurzen Aesten hergestelltes, ca. 1,5 m langes Lager, das entweder direkt dem Boden aufliegt oder 20—30 cm über ihn hervorragt. Durch eine Blätterstreu wird eine weiche Unterlage zum Schlafen hergestellt. Mehrfach fand ich in der Mitte des Hüttendaches ein kleines, grob mit sechsseitigen Maschen geflochtenes Körbchen an zwei Baststreifen aufgehängt.

Ausser den Hütten sieht man noch einfache, auf vier Stöcken ruhende, rechteckige Schutzdächer.

Häufig sind die Hütten in kreisförmigen Gruppen angeordnet. Zahlreiche Wege erstrecken sich wie ein Spinnennetz von einem längere Zeit innegehabten Zwergenlager in den Wald hinein. Die meisten von ihnen endigen blind bei einer Wildfalle. Nach Stanleys Angabe sind an den Hauptzugängen der Niederlassung kleine Beobachtungshütten, gewissermassen Schilderhäuser, anzutreffen.

In den Dörfern giebt es ausser den winzigen, vorher erwähnten Körben noch etwas grössere cylindrische Geflechte, die zum Transport von Nahrung dienen (Abb. 130), sowie einzelne Kalebassen und Kochtöpfe, welche letztere, nach Aussage der Manyéma, von den Zwergen selbst hergestellt werden sollen.

In jedem verlassenen Lager findet man einige gebrauchte Pfeifen aus Bananenblattrippen. Ausser diesen werden auch noch lange Rohrstengel, deren Scheide-

wände man durchbohrt, und die man durch Umwickelung mit Bast gefestigt hat, zum Rauchen benutzt. Auch bei der letzteren Form wird der Tabak selbst in eine kleine Blattdüte gelegt, die man in ein seitlich am Rohr angebrachtes Loch steckt.

Die Zwerge rauchen leidenschaftlich gern. Das Erste, worum sie uns immer anbettelten, war Tabak, den auch sie »Taba« oder »Bási« nennen.

Sorgsam schnitzen sie sich aus den Bananenstengeln ihren Pfeifenstiel (Abb. 131), den sie mit einer langen Gerte durchbohren. Es mag dabei erwähnt sein, dass die Zwerge nicht wie wir Europäer das Messer mit dem Zeigefinger gegen den Daumen führen, sondern in umgekehrter Richtung es mit dem Daumen drücken und nach aussen gegen den Zeigefinger anschneiden. Auch beobachtete ich nie, dass sie das Messer mit voller Faust fassen und frei in die Luft hinein schneiden.*) Selbst wenn sie ein dickes Holz durchschneiden wollen, drücken sie stets das Messer mit dem Daumen in der oben beschriebenen Weise. Mit Pathos und Andacht wird geraucht. Der Mann setzt sich hin und legt, wie ein Türke seinen Tschibuck, die Pfeife auf den Boden. Sowie er ein paar Züge aus der Bananenblattpfeife gemacht hat, schneidet er ein kurzes Stück von dem Mundansatz fort, um wieder eine frische Fläche herzustellen. Mein Zwerg zog stets den ganzen Tabaksrauch in die Lunge mit stark saugender, mehrfach wiederholter Bewegung hinein und pustete ihn erst heraus, nachdem er längere Zeit in der Lunge zurückgehalten war. Natürlich war ein heftiges Husten die jedesmalige Folge. Bei der Spärlichkeit des Tabaks wurden stets nur einige Züge gemacht, die aber den Raucher fast betäubten. Der kleinste zurückbleibende Tabaksrest wurde in ein Blattstück gewickelt, das man mit einem Dorn oder Holzsplitter zusammensteckte. Auch der aus der Blattdüte hergestellte Pfeifenkopf wird mit einem Holzsplitter zusammengesteckt.

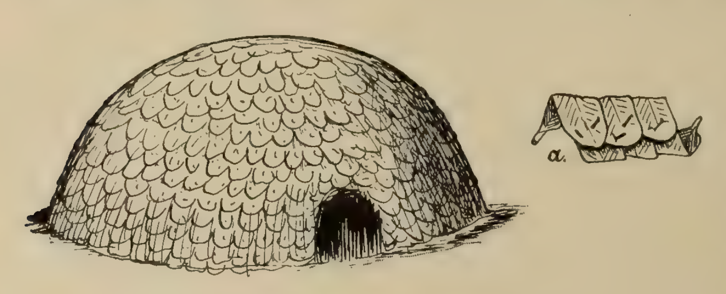


Abb. 128. Zwergenhütte aus dem Walde am oberen Itúri.
a Blätterfaltung zur Bedachung derselben.

Als Kleidung der Männer dient ein schmales Stück Rindenstoff, das zwischen den Beinen durchgezogen und hinten und vorn um eine einfache, um die Hüften geschürzte Bastschnur gewickelt wird. Niemals habe ich auch nur den geringsten Schmuck bei ihnen gesehen. Weder Armbänder, noch Ketten aus Perlen, noch um den Hals befestigte Amulette, noch die primitivste Art des Schmuckes,

*) Aehnlich schneiden und nähen auch alle ostafrikanischen Neger vom Körper weg und nicht, wie wir, gegen sich an.

Tätowirung oder Schminke ist bei ihnen zu finden.*) Die einzige Verzierung besteht aus einigen feinen, durch die Oberlippe gebohrten Löchern, in die zarte, 2—3 cm lange Grashalme eingeführt werden. Selten ist ein Loch in der Nasenscheidewand angebracht, durch das ein kleines Holzstück gesteckt wird. Gewöhnlich ist einer der Ohrlappen durchbohrt. Die Zähne werden in der Regel nicht angeschärft, in seltenen Fällen nur scheint man, in Nachahmung der Wáwiravölker, diese Sitte zu üben. Beschneidung findet sich nur hin und wieder. Von fünf im Walde beobachteten Männern waren drei am Itúri wohnende beschnitten, während zwei von den Manyéma nordwestlich vom Pisgahberge geraubte es nicht waren. Sie scheinen diesen Brauch meistentheils auch nur in Nachahmung der ackerbautreibenden Waldvölker zu befolgen.

Die Frauen tragen an einer Lendenschnur, die manchmal nur aus einfachen Baststreifen, manchmal aus einer Schnur mit »Muschelperlen« oder aufgezogenen Früchten besteht, vorn und hinten je ein winziges Blätterbüschel; sonst sind auch sie, abgesehen von der Lippen- und Ohrdurchbohrung gänzlich ohne Schmuck.

Die Haupthaare lässt man nur kurz wachsen, sehr gern wird die Hauptmasse glatt abrasirt, während man einen etwa handbreiten Streifen, meist rechtsseitig, länger stehen lässt, der sich von der Schläfe über das Ohr weg nach dem Nacken hinzieht. Wenn meinem Zwerge die Haare abrasirt wurden, so sammelte er sie sorgsam, wickelte sie in ein kleines Packet aus Bananenblättern ein und bewahrte dies bis zum nächsten Morgen auf, um es beim Abbruch des Lagers in die heisse Asche des verlassenen Feuers zu stecken. Es lässt diese Manipulation wohl auf irgend einen Aberglauben schliessen.

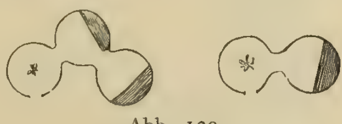


Abb. 129.
Schematischer Grundriss von Zwillings- und Drillingshütten.
Die Lagerstätten sind schraffirt.

Die Zwerge pflegen ihren Körper nur sehr wenig, sie sind im Naturzustande ausserordentlich schmutzig und haben Scheu vor Wasser, während sonst die meisten Neger leidlich reinlich sind. Es erforderte immer grosse Mühe, die Leute so zu reinigen, dass man ihre Hautfarbe erkennen konnte. Wenn sie etwas Fett bekommen können (Ricinusöl), so salben sie gern ihre Haut ein. Die Nägel werden kurz gehalten.

Beim Schlafen wird die Lage auf der Seite bevorzugt. Die Kniee sind dabei etwas angezogen, und der Kopf leicht nach hinten geneigt. Eine Hand wird unter den Kopf gelegt. Wenn der Zwerg nicht neben dem Feuer schlafen kann, ist er unglücklich.

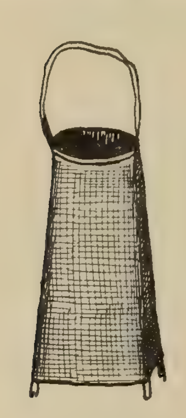
Höchst eigenthümlich ist die Sorge um die Erhaltung des Feuers. Es scheint, dass die Zwerge, wie auch von andern Reisenden berichtet wird, nicht die Kenntniss

*) Bei den von François beobachteten Bapóto-Zwergen (Tschuapa-Lulongo, S. 154) tätowiren sich die Frauen Linien auf den Bauch.

besitzen, durch Aneinanderreiben von Hölzern das Feuer neu anzufachen. Ebenso wie die waldbewohnenden Wambúba nehmen auch sie beim Verlassen des Lagers ein glimmendes, dickes Holzstück mit sich und tragen es, um an ihm im neuen Rastort Feuer anzuzünden, oft Stunden weit fort.

Als Waffen dienen vor allen Dingen kleine, etwa 85 cm lange Bogen (Abb. 132) mit Rottang-Sehnen*), die sich in nichts von denen der übrigen Waldvölker unterscheiden. Ihre Sehne wird durch einen einfachen Knoten am Ende des Bogens befestigt. Man knotet sie erst um ein Ende fest, macht dann die Schlinge für das zweite Ende in passender Entfernung, biegt den Bogen und hakt die Oese über. Die Pfeile werden in einem sehr roh gearbeiteten länglichen Ledersack aufbewahrt, der über einer Schulter getragen wird.

Ebenso wie die Waldvölker haben die Pygmäen vollständig aus Holz bestehende Pfeile und solche mit Eisenspitzen, die oft Widerhaken zeigen (Abb. 133). Die Letzteren werden von den umwohnenden Völkern gegen Jagdbeute eingetauscht. Die Zwerge scheinen nicht schmieden zu können. Für hölzerne und eiserne Pfeile haben sie verschiedene Worte. Beide Sorten, die, nebenbei gesagt, etwa 50—54 cm lang sind, haben die an anderer Stelle beschriebene Blattfiederung und keine Einkerbung im hinteren Ende. Die Holzpfeile haben ein lang zugespitztes, im Feuer leicht gehärtetes Vorderende, das mit einer $^1/_2$—1 mm dicken Lage von Gift überzogen ist. Hinter dem Giftüberzug wird der Pfeil durch eine Kerbe eingeschnitten, damit die vergiftete Spitze in der Wunde abbricht und sitzen bleibt. Der Hauptbestandtheil des Giftes ist jedenfalls pflanzlicher Natur, doch konnte ich die dazu verwendeten Pflanzen nicht feststellen.**) Diese Giftpfeile sind sehr gefürchtet. Gelingt es, sie sofort aus der Wunde herauszuziehen, so entsteht meistens nur eine starke Eiterung, die sehr langsam zur Heilung führt. Bleibt der Pfeil jedoch längere Zeit im Körper, oder lösen sich kleine Theile davon ab, so erfolgt in kurzer Zeit der Tod. Jedoch scheint es, dass sehr viel vom jeweiligen Zustande des Giftes abhängt. Ganz frisch bereitetes ist viel wirksamer, als altes. Auch wenn zunächst keine Vergiftungssymptome auftreten, kann man häufig beobachten, dass oft noch nach Tagen oder Wochen Starrkrampf eintritt. Ob dieser eine Folge des Giftes selbst oder der eiternden Wunde ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Bei sofortiger Exstirpation und gutem Auswaschen mit Sublimat und Carbolsäure, sowie bei sorgsamer, antiseptischer Wundbehandlung sind derartige Verletzungen nicht so gefährlich, wie man annehmen möchte. Die hölzernen Pfeile scheinen bei den Zwergen die ursprünglichen zu sein. Auch Major von


Abb. 130. Korb von Zwergen.

*) Bei den Pygmäen máke genannt, das Bogenholz heisst tsóba, der Bogen mángo.

**) Bei den Wakúmu am oberen Kongo wird es aus dem rothen Milchsaft eines dort Akóba genannten Baumes bereitet. Die Zwerge nennen den Giftbaum »aíli-bonga«.

Wissmann beobachtete solche westlich vom Tanganyika, und die Pfeile, welche Professor Lenz von den Abóngo an das Berliner Museum für Völkerkunde einsandte, sind sämmtlich nur aus Holz und noch viel kleiner, als die von uns beobachteten. Auch die Bogen der Abóngo sind die kleinsten, die je an das Museum gelangten. Sie sind sehr roh gearbeitet und haben Rottang-Sehnen, die in derselben Weise, wie oben (S. 387 u. 393) für die Walégga erwähnt ist, am Rücken des Bogens befestigt sind und über dessen eingekerbte Spitze weglaufen.*) Die von uns beobachteten Zwerge haben ihre Bogensehne wie die meisten Völker vor der Spitze mit einfacher Schlinge ohne Rückwickelung der Sehne befestigt; eine Einkerbung des Holzes oder eine leichte Anschwellung desselben verhindert das Zurückrutschen der Sehne (Abb. 134). Manchmal überzieht man einen Theil des Bogens mit Haut (Abb. 132, der obere Bogen). Sollte man aus diesen hölzernen Waffen nicht schliessen können, dass die Pygmäen sich noch im primitivsten Kulturstadium, in einer Art von »Holzzeit« befinden? Es scheint nur immer, als sei eine Holzindustrie die ursprüngliche in Afrika gewesen, und dass man ohne Kenntniss der Steinbearbeitung direkt zur Production von Eisen übergegangen sei.

Die genauesten Notizen über Pygmäenwaffen aus anderen Gegenden haben wir François**) zu verdanken. Die Pfeile der dortigen »Wátwa« oder »Bapóto« sind denen der »Wambútti« ähnlich, doch ist die Verbindung zwischen Eisen und Schaft eine andere. Die Holzpfeile (l. c. pg. 154) haben eine mit Widerhaken versehene, in den Schaft eingelassene Holzspitze. François Pygmäen scheinen auf einer weit höheren Stufe zu stehen, als die Wambútti, da sie Schilde, Kanus und Speere (s. 173) besitzen, sich Linien auf den Bauch tätowiren, Raphiatuch tragen und vor allem Ackerbau treiben (Manjok, Mais, Erdnüsse). Aber auch François erwähnt, dass seine Bapóto ihre Eisengeräthe von anderen Stämmen eintauschen. Aehnliche kurze Bogen findet man anscheinend bei allen Waldvölkern des Itúri-Gebietes. Wir sahen sie von den Wawámba an bis zu den Momfú. Bei den Mangbáttu haben sie dieselbe Form, nur etwas grösser, wie auch die Pfeile der Mangbáttu den hiesigen gleichen. Bis zum Kongo und wohl darüber hinaus geht diese kleine, stark gekrümmte, drehrunde Bogenform mit Rottangsehne. Baumann brachte sie von den Bakúmu mit***), die ja auch zu der Wáwira-Gruppe der Bantu gehören, und bei den Bakúba†) fand Wissmann ähnliche Formen. Auch



Abb. 131. Pfeife aus einer Bananenrippe.

*) Eine ähnliche Besehnung ist durch Cameron (Bd. I. p. 306) aus der Gegend westlich des Tanganyika bekannt. (Ratzel, Völkerk. I. p. 555).

**) Tschuapa-Lulongo p. 155.

***) cf. Ratzel, Die afrikan. Bögen, in: Abh. phil.-hist. Classe d. k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften. Lpz. 1891. Abb. 30, 31, 35.

†) Ratzel, l. c. Abb. 39.

andere Kongo-Stämme, wie die Bángala und Leute vom Kuíla und Kuango*) haben verwandte Waffen, und diejenigen der Nyamnyam scheinen mit denen der Wambútti identisch zu sein. Die Rottangsehne, die im Süden erst westlich von Lualába vorkommt, tritt demnach im Norden weit mehr nach Osten herüber und scheint, zusammen mit ähnlichen Bogenformen grösseren oder kleineren Kalibers, auf die Waldregion beschränkt zu sein. Das gleiche Material forderte zu gleichen Industrieprodukten auf. Die ausserordentliche Kleinheit dieser Bogen scheint mir aber nicht, wie Ratzel meint**), durch die Rottangsehne hervorgerufen zu sein, sondern eher glaube ich, dass die dichte Vegetation des Urwaldes den Gebrauch grosser Bogen — theils auch wohl von Lanzen — hinderte, und man deshalb kleine Bogen machte. Mit der Rottangsehne hängt das nicht eingekerbte untere Pfeilende zusammen. Ob nun die Holzpfeile, die Bogenart mit einfach geknüpfter Rottangsehne und die »Beblätterung« der Pfeile von den ursprünglich in diesen Gebieten wohnenden Zwergen den späteren Einwanderern übermittelt ist, lässt sich wohl schwer entscheiden. Die Thatsache, dass Mangbáttu, Nyamnyam, Walégga-Lendú und Wald-Wakóndjo diese Waffen besitzen, die ihnen doch ursprünglich offenbar fremd waren, giebt dieser Meinung einige Wahrscheinlichkeit. In dem Walde ward der kleine Bogen erfunden, der Wald lieferte die Rottangsehne. Ob nun aus dem offenem Lande in den Wald hinein wandernde Stämme ihre Bogen dem Walde anpassten, oder ob sie dort den kleinen Bogen schon bei den Pygmäen vorfanden, das sind vorläufig noch offene Fragen. Ich neige zur letzteren Ansicht.

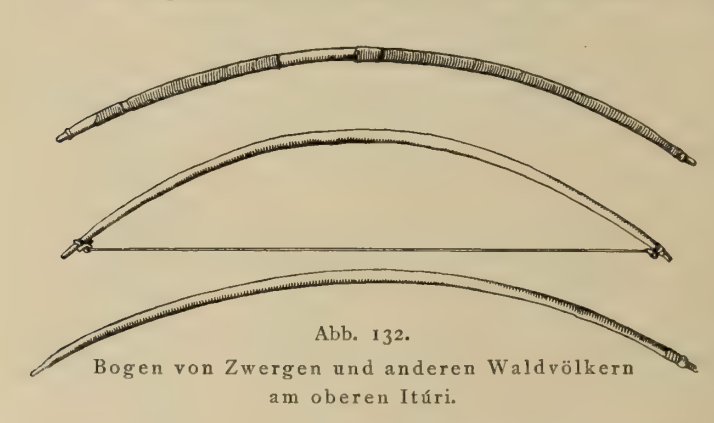


Abb. 132.
Bogen von Zwergen und anderen Waldvölkern am oberen Itúri.

Beim Schiessen werden die Bogen senkrecht gestellt, und der Pfeil zwischen der Kuppe des Daumens und dem letzten Glied des Zeigefingers gehalten. Alle drei anderen Finger der Hand liegen mit ihren Kuppen auf der Sehne, wobei der dritte und vierte leicht gebogen, der kleine Finger aber gestreckt wird. Die rückschnellende Bogensehne wird von einem am linken Handgelenk vor dem Daumen befestigten, roh gearbeiteten und oft fast faustgrossen Lederpolster aufgehalten, welches mit Bananenfasern gefüllt ist.***)

*) Ratzel, l. c. Abb. 40, 41, 42.

**) l. c. pg. 17 (317).

***) Ueber Waffen s. noch: Versuch. e. Zusammenst. d. wiss. Ergeb. v. Stanleys Durchquer. Peterm. Mitth. 1890, p. 293; u. Virchow in: Zeitschr. f. Ethnolog. 1884, p. 271.

Der Krieg mit den Zwergen wird sehr gefürchtet. Sie wissen Bogen und Pfeile mit ausserordentlicher Geschicklichkeit zu handhaben. Kleine Vögel schiessen sie sicher von hohen Bäumen herunter. Büffel und Elephanten greifen sie mit ihren vergifteten Holzpfeilen an, und bei den Menschen sollen sie hauptsächlich nach den gefährlichsten Stellen, Hals, Achselhöhle und Bauch zielen, wie uns die Manyéma versicherten, die viel mit den Zwergen zu thun hatten.

Lanzen scheinen hier und da benutzt zu werden. Ich selbst sah keine Zwerge mit ihnen bewaffnet, wohl aber erzählte der Pascha, dass sie in Mangbáttu bisweilen solche, von den Momfú bezogene, führten. Auch Stanley und François berichteten hierüber, und die Manyéma brachten mir eine Lanze, die sie angeblich den Zwergen abgenommen (Abb. 135). Sie zeigte ein sehr roh gearbeitetes, etwa fingerlanges und halb so breites, rautenförmiges Blatt, das durch eine Zwinge auf dem Schaft befestigt war. Unterhalb davon hatte man auf dem Holz eine Anzahl Schnitte angebracht, die nach Aussage meiner Gewährsleute dazu dienen sollten, Baststricke festzuhalten, mit denen die Lanzenspitze fester am Schaft gehalten wurde; vielleicht dienen sie aber nur als Verzierung. Eine untere Eisenzwinge war nicht vorhanden. Zweifellos werden die Lanzen, wo sie vorkommen, von anderen Völkern eingetauscht. Hier am Itúri, wo weder die Wambúba, noch die Wáwira des Waldes Lanzen tragen, führen auch die Zwerge keine.



Abb. 133.
Pfeile der Zwerge und anderer Waldvölker am oberen Itúri.
a. Holzpfeil, vergiftet.
b. c. Eisenpfeile, von Wambúba oder anderen Völkern eingetauscht, nicht vergiftet, 50—54 cm. lang.

Eine besondere Kriegslist der Zwerge soll es sein, dass sie plötzlich umfallen und sich todt stellen. Wenn man sich ihnen dann nähert, schiessen sie einem aus kurzer Distanz ihre Giftpfeile entgegen.

Kurze, oben hakig gekrümmte, in Holzgriffen steckende Buschmesser (Abb. 136), die denen der Wambúba gleichen, und breit lanzettförmige, roh gearbeitete Dolche (Abb. 137) sollen ebenfalls von ihnen geführt werden, sind aber zweifelsohne auch von den Nachbarvölkern eingetauscht.

Ausser mit den Waffen erlangen die Pygmäen ihre Jagdbeute durch Wildfallen, in deren Aufstellung sie ausserordentlich geschickt sind. Sehr häufig werden Fallgruben gemacht, oder es wird ein Klotz mit oder ohne daran befestigter Lanzenspitze, in der Höhe aufgehängt, der auf das Opfer herabfallt, sobald es einen über den Weg gespannten Strick berührt. Elephanten, Büffel und Schweine bilden das hauptsächlichste Wild. Wenn sie ein grosses Thier erlegt haben, siedeln sich die Leute in der Nähe, wo es gefallen, so lange an, bis es verzehrt ist. Starke Zersetzung des Fleisches verhindert nicht dessen Genuss. Raupen, grosse Maden und andere Thiere, sowie Pilze, die Bohnen von Entada u. s. w. dienen ebenfalls als

Nahrung. Diese findet ihre Ergänzung durch Bananen, Mais und Bohnen die man meistentheils aus den Anpflanzungen der Ackerbau treibenden Waldbewohner stiehlt, manchmal aber auch gegen Fleisch und Häute eintauscht.

Das Fleisch wird nicht roh verzehrt, sondern am offenen Feuer geröstet. Ebenso legt man die Bananen und Maiskolben in die heisse Asche. Mit gekochtem Mehlbrei konnte sich mein Zwerg in der ersten Zeit gar nicht befreunden, ass aber auch ihn nachher recht gern. Er wollte zuerst nichts essen, wenn nicht ein bischen Fleisch dabei war. Was nur irgendwie an einem Thiere geniessbar ist, selbst die geröstete Haut, wird verzehrt. Aus der Asche sucht man die Knochen heraus, die durch Aufschlagen auf einen Stein gespalten und dann benagt werden. Von vegetabilischen Substanzen werden Bananen und Mais stets dem Mehlbrei und den Bohnen vorgezogen. Zuckerrohr ass mein Zwerg ebenso wie die Sansibariten, indem er erst ein etwa handbreites Stück abschälte, durch senkrechte Schnitte spaltete und dann die zerkleinerten Stücke abbiss. Während des Kauens wird der Mund nicht geschlossen, wie es übrigens bei den meisten Negern Sitte ist. Für Wasser zeigen die Zwerge keine besondere Vorliebe; beim Trinken wird die Flüssigkeit schlürfend eingesogen.

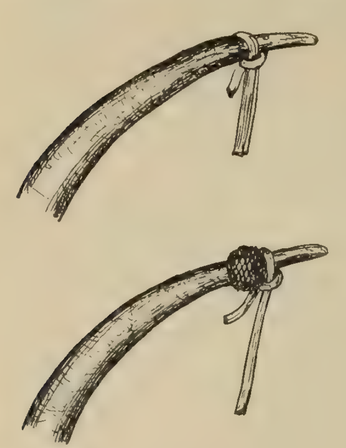


Abb. 134. Besehnungsarten der Wald-Bogen.

Ackerbau wird, wie erwähnt, in keiner Form getrieben.*) Auch von Hausthieren ist ausser Hunden kaum etwas zu finden. Wohl führen die Zwerge zeitweilig einige Hühner mit sich umher, jedoch nur zum Verzehren. Die Hunde sind hier von der kleinen, ledergelben und spitzschnauzigen Rasse, mit dreieckigen, aufrecht stehenden Ohren, wie sie durch Schweinfurth für die Nyamnyam beschrieben wurde. Die schlanken, windspielartigen Hunde, die Wissmann von den Zwergen westlich vom Tanganyika erwähnt, kommen am Itúri nicht vor, sind aber, wie wir später sehen werden, bei den Wahúmavölkern hier und da vorhanden. Die Hunde helfen ihnen beim Aufsuchen des kleinen Wildes, das sie auch ergreifen, wahrscheinlich werden sie aber auch verzehrt.

Auffallend war mir, dass die Zwerge, ebenso wie die Wambúba, sowohl im Norden am Itúri, als westlich vom Schneeberge die Hunde mit Ess-ess lockten, während die Wanyóro Tsú-ae riefen. Diese Art, die Hunde zu locken, fiel selbst unseren Sansibariten als besondere Eigenschaft jener Völker auf.

Es ist eine offene Frage, ob die Zwerge überall der Anthropophagie huldigen. Es scheint, als ob dies nicht der Fall wäre. In Mangbáttu haben wohl einzelne Zwerge es von den dortigen Leuten gelernt, nach Casatis Angabe aber verzehren sie auch dort keine Leichen. Bei den Walésse sollen, nach Aussagen

*) Ackerbau treibende »Bapóto« genannte Pygmäen beschreibt François (l. c. p. 154 ff.) vom Tshuapa-Fluss; vergl. auch oben Seite 453 u. 467.



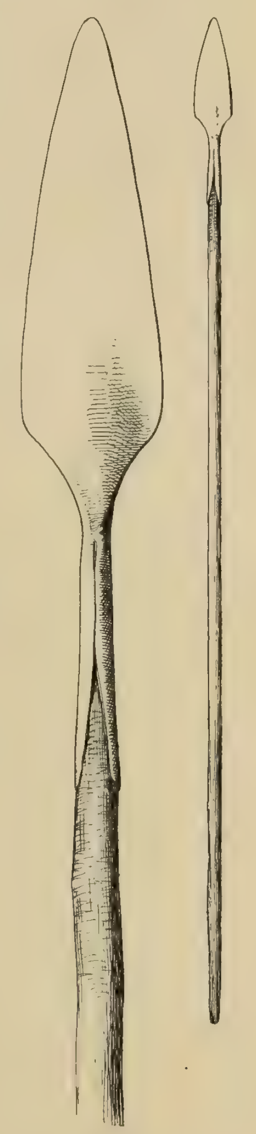
Geh Rath Prof Dr G Fritsch, phot

Meisenbach Riffarth & Co Berlin, grav

SHIKANAYO, PYGMAEN-MÄDCHEN
aus den Wäldern Westlich von Runssóro

der Manyéma, die Zwerge dieser Sitte nur bei erschlagenen Feinden huldigen; Leichen-Austausch von Verwandten soll jedoch unbekannt sein. Am Itúri-Flusse wurde uns ausdrücklich erzählt, dass die Zwerge in einer Nacht mehrere Leute erschlagen und in den Fluss geworfen hätten, was wohl dagegen spricht, dass sie Menschenfleisch geniessen. Auch westlich vom Schneeberge wurde von den dortigen Bewohnern die Anthropophagie der Zwerge geleugnet, ebenso wie unsere eigenen Pygmäen nichts davon wissen wollten. Als Curiosum sei bemerkt, dass die zwei Frauen in Europa im Hotel kein Kalbskopf-Ragout essen wollten, weil sie behaupteten, dass es Fleisch von neugeborenen Kindern sei.

Am schwierigsten ist es, über die Sprache der Pygmäen vollkommen zuverlässige Angaben zu erhalten. Alle Reisenden stimmen darin überein, dass sie ein von den umwohnenden Völkern abweichendes Idiom reden. Es war aber ungemein schwer, irgend welche Vokabularien aufzustellen, besonders wenn Dolmetscher fehlten, und wenn die Leute so scheu waren, wie die Pygmäen. Dazu gaben sie dem Fragesteller Worte der benachbarten, ackerbauenden Völker zur Antwort, weil sie gewohnt waren, mit grossen Menschen eben in dieser Sprache zu verkehren. Von ihnen entfernter wohnende Neger sagten immer nur aus, »die Zwerge zwitscherten wie die Vögel«, solche aber, die mit ihnen thatsächlich im Verkehr stehen, behaupteten allgemein, dass die Pygmäen dieselbe Sprache wie die Wambúba redeten. Sowohl die Leute bei Kiro, als auch die Manyéma und endlich auch die Leute in den Wäldern westlich vom Schneeberg stimmten darin überein, dass die Zwerge und die sesshaften Wambúba sprachlich verwandt seien, und Alle »von einem Vater abstammten.«


Abb. 135.
Lanze, angeblich von Pygmäen stammend.
(Von Manyéma erhalten.)

Ob nun die von uns erhaltenen Worte wirklich einer ursprünglichen Zwergensprache angehören, oder ob sie nur von den Waldvölkern entlehnt sind, ist sehr schwer zu entscheiden. Die Aussagen der Eingeborenen sprechen allerdings für die erstere Annahme. Doch wäre immerhin möglich, dass sie unter sich noch andere Worte haben. So viel ich mich auch bemühte, von unseren eigenen Zwergen Vokabularien zusammenzubringen, ich kam immer wieder auf Worte, die denen der Wambúba- und Momfú-Sprachen ähnlich waren. Von den zwei nach Deutschland gebrachten Frauen war sehr schwer Zuverlässiges zu erhalten: sie hatten Kisswahíli gelernt und unterhielten sich stets in dieser Sprache, die sie für gebildeter hielten, als ihre eigene; auch hatten sie

wohl schon viel von ihrer Muttersprache vergessen. Störrisch, wie sie waren, wollten sie häufig nichts sagen, man musste sie belauschen. Auf diese Weise habe ich allerdings einige Worte von ihnen erfahren, habe sie auch ein paar Mal singen hören. Eine Strophe wurde ungezählte Male wiederholt: »Assibáo, imanyányo, púa mpíti donyá«, was angeblich etwa heissen soll, »der Regen kommt, und wir haben kein Haus, um uns zu schützen«. Ob dies aber ein Lied in der Zwergensprache ist, kann ich nicht sagen.

Es ist auch noch sehr zweifelhaft, ob die Pygmäen überall dieselbe Sprache reden. Diese beiden Frauen, deren »Wohnsitze« doch weit voneinander lagen, sprachen jedenfalls den gleichen Dialekt.

Die spärlichen Proben von Zwergensprachen, wie sie Casati (Aequatoria, Bd. 1, p. 149) von den Akka giebt, die zwischen dem Bomokándi und dem Népoko wohnen, sind den von mir erkundeten verwandt, so dass immerhin mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit diese Worte als einer richtigen Zwergensprache angehörig betrachtet werden können.*) Es wäre wichtig zu erfahren, ob auch bei den in anderen Gegenden wohnenden Pygmäen ähnliche Wortstämme zu

*) Die von Stanley (Darkest Continent II. Apendix B.) gegebenen Zwergenworte gehören zweifellos einer Sprache von sesshaften Völkern des Bantu-Stammes an, wo 3 = ssáro oder táro und 5 = itano ist. Es existirt eine grosse Gruppe von Bantu-Waldvölkern, wo Wasser = libo und Feuer = mússa heisst (s. Kap. 18). Das Wort für vier, zinna, von Stanleys »ku-mbútti« stimmt allerdings mit dem von mir für die Walésse erhaltenen »etsina«, aber auch mit dem Bantuwort »inne« ziemlich überein. Wahrscheinlich sprechen in westlicheren Gebieten die Pygmäen eben die Sprache der dortigen Bantu, die offenbar dem Stamme der Wáwira angehören.

Koelle versetzt in seinen Polyplotta africana seine Betsán-Pygmäen an den Fluss »Liba«, was einfach Wasser heisst. Seine Informationen müssen demnach aus einem Lande stammen, das von Leuten der Wáwira-Gruppe bewohnt wird.

Eine ganze Anzahl von Vokabeln hat uns Stabsarzt Dr. Wolf (Wolf, Wissmann etc., Im Innern Afrikas. Leipzig 1888. p. 258 ff. auch in: Zeitsch. f. Ethnolog. Bd. 18 S. 733) übermittelt, die er von den in der Nähe der Balúba und Bakúba wohnenden Bátwa erhielt. Bei genauerer Prüfung aber sieht man, dass diese Worte durchweg den umwohnenden Negeridiomen der Bantufamilie entnommen sind, und dass sie besonders der Sprache der Wakússu und Bakúba verwandt sind, dass es demnach wahrscheinlich keine eigentlichen Pygmäen-Worte, sondern nur von den Nachbarstämmen entlehnte sind.

Einige Beispiele mögen dies erläutern, wobei ich die Wolf'sche Transkription in die von mir benutzte umwandle.

	Bátwa (nach Wolf)	
1	kosh	(kosh = 1 bei den Wakússu und vielen anderen)
2	npíndi	
3	nshetétu	(tatu = 3 bei fast allen Bantu)
4	ínéï	(inne = 4 » » » »)
5	itáno	(táno = 5 » » » »)
6	nshám	
7	shambúlo	
8	inān	(nāne 8 bei vielen Bantu)
9	dibuá	
10	ishányi	
Sonne:	dyúba	(yúa auf kisswahíli)
Mond:	kwédi	(mwési » »)
Kopf:	ítwe	(kítshwa, kítwa bei verschiedenen Bantu)

finden sind. Lenz giebt einige Abóngo-Worte, die von den durch uns erhaltenen abweichen.*)

Im Hinterlande von Kamerun scheinen die Boyaéli ebenfalls wieder anders zu reden. Der Diener Zampa des Herrn Hauptmann Morgen, der die dortige Zwergensprache zu kennen vorgiebt, konnte sich jedenfalls mit den von mir mitgebrachten Frauen nicht verständigen. Die von den Mianischen Zwergen erlangte Grammatik scheint reines »Mangbáttu« zu sein.

Ueber die Zahlen waren meine Nachforschungen ganz vergeblich. Wenn ich stundenlang versuchte, durch Vorlegen einer verschiedenen Anzahl von Gegenständen, wie Maiskolben oder Bananen, eine Zahlenreihe heraus zu bekommen, so blieb diese allerdings manchmal bei einem Individuum gleich, bei dem nächsten aber kamen vollkommen andere Worte zum Vorschein, oder man gab mir Zahlen der grossen Negervölker. So glaube ich fürs Erste annehmen zu können, dass die Zwerge überhaupt nicht zählen können, wie ja auch die Buschmänner nur Ausdrücke für eins, zwei und viel haben.

Wie gross die Aehnlichkeit zwischen den Worten ist, die ich bei den Zwergen am Itúri und bei den Wambúba und Momfú bekam, mag die folgende Liste zeigen.

	Zwerg (bei Bilíppi)	Momfú (unser Trompeter)	Wambúba-Wahóko (bei Karukwánsi)	Zwerge (nach Casati)
Feuer:	ó-quí	ógu (nach Casati gussé)	óqui	opi
Wasser:	ó-ú	ú-ú (nach Casati éou)	úi	ówú
Stein:	kí-na	kúni	hína	
Mais:	kū-u	kúsi	uissīssi	
Pfeil:	á-pé	ébi (nach Casati kébi)	(sséba?)	ábi
Bogen:	tsó-ba	—	—	sebá
Hand:	ká-di	edi	edihéhe	
Zehen:	kalu-ké-ke	kalokéke	liehéngi	
Kopf:	os-tú	ídu	ústú	
Ohr:	ó-pí	úbi	lúpi	
Nase:	tó-ki	tónsi	róngi	
Auge:	uëké-ki	éke	óuë	
Zähne:	ū-ssé	ōssé	ūsse	
Haare:	útu-ká-gu	kúdu-kade	léra	
Bart:	kō-sse	kōsse	mansébu	

Auge:	díso pl. máso	(yitsho, pl. matsho auf kisswahíli)
Mund.	molómo	(mdómo » »)
Zähne:	mānu	(méno » »)
Arm:	kobóko	(kibóko = Hand bei verschiedenen Bantu)
Fleisch:	nyáma	(nyáma auf kisswahíli)
Wasser:	mánshi	(masi, mansi, etc. bei verschiedenen Bantu)
Bogen:	búta	(uta » » ») u. a. m.

*) Lenz, Skizzen aus Westafrika, Seite 116).

	Zwerg (bei Bilíppi)	Momfú (unser Trompeter)	Wambúba-Wahóko (bei Karukwánsi)
Bauch:	keb-be	óké	háda
Rücken:	da-ku-mu-mú	tago	—
Nabel:	kó-sso	kōssa	mkúnde
Hals:	kam-ba	kamba	hamba
Korb:	bó-bo	kóu	mbómbo
Wasserkrug:	ká-da, ád-da	kádda	háddau

Der Zwerg hängte stets ein »ládi« an jedes Wort, der Wambúba-Mann ein »láï«, was wohl der Artikel oder ein Demonstrativpronomen sein muss.

Wie wenig ich über die Zahlen eruiren konnte, mag folgende Liste zeigen:

	Zwerg (bei Bilíppi)	Momfú (unser Trompeter)	Wambúba-Wahóko (bei Karukwánsi)	anderer Zwerg	Zwergen-Zahlen (nach Angabe eines Walésse-Mannes)
1	akamáïa	lédi	jédi	aborái	odíni-kua (?)
2	ā-ssi	drúe	jákwe	meme-lái	egbe-kua
3	a-di-li-tu-ri	drinu	etséna	oqui-lái	etsíto
4	kava-gé-na	dritta	yitséru	étu-lái	etsíne
5	bó-kwe (= Hand in manchen Sprachen)	drimbo	etsimbo	ébu-lái	etsífo
6	má-die	máya	mánsa	ssío-lái	etsípo
7	bua lé-gwe	nyérensé	alúdu	tíkbe-lái	máya
8	ba-kúm-pa	manyaledi	alálo	óa-lái	jalúdu
9	—	minhalédi	mansa	—	abutsóa
10	wa-diéni	míni oder múde	ambúdse	aqui-lái	abudse

Alle Worte der Pygmäen bestehen aus einzelnen, abgerissen von einander ausgesprochenen Silben, die fast alle gleich stark betont werden. Die Konsonanten werden weich gesprochen, namentlich k, g und b, während p oft scharf ist. Die Vokale sind lang und klar. Auch in ihrer Lautirung stimmen die Zwergenworte mit denen der Wambúba und Momfú überein.

Die von uns gesammelten Sprachproben scheinen mit dem, was von dem Buschmanndialekt bekannt ist, wenig übereinzustimmen. Schnalzlaute hörten wir niemals, wohl aber bestehen die Worte der Pygmäen aus einzelnen, abgerissen ausgesprochenen, auf einen Vokal endenden Silben, grade so wie diejenigen der Buschmänner einsilbig sein sollen. Ob die Sprache dieser Waldvölker, wie diejenige der Buschmänner, eine suffix-pronominale ist, kann ich nicht mit Sicherheit behaupten. Auffallend ist allerdings, dass den meisten Substantiven gleichlautende Endigungen, wie »láï,« angehängt wurden.

Die leichten Anklänge, die sich bisweilen zwischen den oben gegebenen Worten und den sogenannten Aku- oder Yorúba-Sprachen der Hinterländer von Lagos finden, sind wohl nur zufällige.

An Eigennamen für Zwerge erfuhr ich folgende:

Bubilaínu	Bulúru	Méli	Tássu
Abamyakéla	Dudúkwe	Mádi	Ngamáne
Abamíta	Shúkwa	Ssikúkwa	Tissóï
Gussábo	Alissábo	Budúdu.	

Die Zwerge selbst nennen sich E-vé oder Ba-ae-vé, werden aber von anderen, ihnen benachbarten Völkern sehr verschieden bezeichnet. So erfuhren wir für dieselben Leute

von	den	Lendú bei Kiro	den	Namen	Apé,
»	»	Momfú	»	»	Efé oder Afé,
»	»	Walésse	»	»	Ewé oder Efé,
»	»	Wáwira, Wadúmbo und anderen Waldvölkern	»	»	Wambútti,
»	»	Wandedódo	»	»	Babássi,
	bei	Madsambóni	»	»	Baisswa,
	»	Bilíppi			Wanssúa,
von	den	Walégga	»	»	bald Wánsswa, bald Aú oder Aúga,
»	»	Baíra-Wakóndjo	»	»	Wassúmba,
»	»	andern Wakóndjo und bei den Wanyórovölkern	»	»	Wátwa oder Bátwa,
»	»	Walúmbi und bei den Mangbáttu	»	»	Akka.
»	»	Mabóde	»	»	Balia.

Von andern Völkern, wie z. B. in Karágwe, hörten wir ausser Wátwa noch die Bezeichnung Báke-Báke, an noch anderen Stellen Bútti-Bútti, die Ssudanesen nennen sie Tikki-Tikki u. s. w.

Wenn alle diese Bezeichnungen für dieselben Leute vorhanden sind, so kann es uns nicht wundern, wenn auch in andern Gegenden verschiedene Namen für die Pygmäen erkundet wurden. Das Wort Bátwa oder Wátwa findet sich überall wieder, es scheint eine Bezeichnung für kleine Volksstämme in den Bantusprachen zu sein.*) Die aus Wiederholungen bestehenden Namen, wie Báke-Báke und Tikki-Tikki sind zweifelsohne ebenso wie der Ausdruck Wambútti nur diminutive Wörter.**) Dass die Bennenung Akka bei den Mangbáttu und den ihnen eng sprachverwandten Walúmbi dieselbe ist, kann uns nicht Wunder nehmen. Ein ähnliches Wort, nämlich Akóa erkundete Lenz bei den Okánde Völkern am Ogowé.

Die Mittheilungen von Juncker und Casati stimmen darin mit den unsrigen überein, dass die Zwerge selbst sich Éwé nennen, und dass diese Bezeichnung ebenfalls von den Momfú, Wambúba und Walésse gebraucht wird.

*) Die Sswahíli unterscheiden sehr zwischen Pygmäen (Wátwa, Wambwoniléhi, Wambútti u. s. w.) und verwachsenen, missgebildeten Zwergen (kiwēte).

**) Verdoppelung bedeutet im Kisswahíli stets Verkleinerung oder Verstärkung von Ausdrücken.

Ueber das Gemeinschaftsleben der Zwerge konnten wir nur wenig erfahren. Nach den Aussagen der sesshaften Waldbewohner und der Manyéma leben die Pygmäen in verschieden grossen Gesellschaften, aber ohne engeren staatlichen Verband. Der Geschickteste unter ihnen, der im Bogenschiessen, in der Erlangung von Wild oder im Kampfe gegen die Feinde sich auszeichnet, wird als Führer anerkannt. Er hat über den einzuschlagenden Weg und den Aufenthalt der Kolonie zu bestimmen. Ob er irgend welche Gerichtsbarkeit ausübt, ist mir nicht bekannt.

Das eheliche Leben scheint nach unseren Erkundungen sowohl, als nach dem, was Casati und Lenz berichten, ein höchst lockeres zu sein. Trotzdem aber scheinen regelrechte Heirathen vorzukommen. Man erzählte uns, dass nach Art der sesshaften Völker der Mann seine Frau durch ein Hochzeitsgut von deren Vater zu erstehen habe. Den aus Ziegen, Hühnern, Pfeilen oder Aexten bestehenden Kaufpreis tauscht er sich ein oder stiehlt ihn bei den sesshaften Völkern. Die Geburt eines Kindes erfolgt im Walde, wo man sich gerade befindet, und an Ort und Stelle wird auch die Placenta begraben.*)

Ihre Todten beerdigen die Pygmäen nach einigen Gewährsleuten in hockender Stellung in einem runden Loch. Von Madsambónis Leuten wurde mir dagegen erzählt, dass die Zwerge lang ausgestreckt begraben werden, und dass man vor der Beerdigung dem Todten eine Pfeife aus Bananenblattstielen in den Mund steckt. Ein Mann bläst in die Blattdüte derselben so lange hinein, bis der Rauch durch den Pfeifenstiel in den Mund der Leiche hineinkommt und schliesslich aus der Nase hervordringt. So müsse er erst noch einmal rauchen, ehe er begraben wird. Es ist dies wahrscheinlich nur eine Anekdote, die auf das leidenschaftliche Rauchen der Zwerge anspielt.

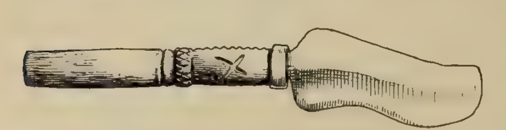


Abb. 136. Buschmesser der Wambúba, auch viel von Zwergen benutzt.

Ueber Religions-Vorstellungen bei den Pygmäen ist mir nichts bekannt geworden. Eigenthümlich ist die Sage der Walésse, dass die Zwerge nach ihrem Tode sich in Schweine verwandeln sollen.

Der Verkehr der Pygmäen mit den ansässigen Völkern beschränkt sich auf den erwähnten Tauschhandel. Ueberall redet man von den Zwergen mit einer etwas lächelnden und spöttischen Miene, man macht ihre kleine Gestalt, ihren Gang, das Kriechen und ihr Bogenschiessen nach, überall aber sind sie als heimtückische, rachsüchtige Waldkobolde gefürchtet. An manchen Stellen ist man zwar in friedliche Beziehungen zu ihnen getreten. Man liefert ihnen vegetabilische Nahrung und Eisenpfeile, wofür sie als Gegenleistung Fleisch bringen und bei Kriegen ihren Freunden behilflich sind. Das Verhältniss der Mangbáttu zu den

---

*) Zu bemerken ist, dass bei einer der zwei Zwergenfrauen die Menstruation alle 3 Wochen auftrat, was ja auch in Europa beobachtet wird. Bei der anderen sind seit mehreren Monaten keine Blutungen aufgetreten, was wohl mit Nahrungs- und Klima-Wechsel zusammenhängen mag.

Zwergen ist durch Schweinfurths, Casatis und Junckers Erzählungen bekannt. Auch am Itúri waren die Zwerge den Wandedódo befreundet. An den meisten Plätzen aber fürchtet man sie und sucht, wo nur immer möglich, sie zu verjagen oder zu tödten. Bei kleinen Gemeinschaften gelingt dies, grosse aber werden respektirt, weil man die Pfeile fürchtet. Wenn ein Dorf mit einem nahen Zwergenlager im Kriege ist, so kann kein Mensch auch nur über den Dorfplatz, geschweige denn in den Wald gehen, ohne von den Pfeilen belästigt zu werden. Als Zeichen der Kriegserklärung gegen ein Dorf sollen die Pygmäen einen Pfeil in den zum Dorfplatz führenden Weg stecken. Gegen die Diebereien der Zwerge, die meistens bei Nacht ausgeführt werden, sucht man sich durch die erwähnten, zugeschärften Holz- oder Rohrsplitter-Fussangeln (Abb. 121), die in den Bananenpflanzungen in den Boden gesteckt werden, zu schützen. Sie verletzen die nackten Füsse der Räuber. In den Grenzgebieten der Zwerge werden kleine Zwergenkolonien, wenn möglich, verjagt. Als Beispiel dafür mag folgendes dienen. In dem Wald westlich vom Schneeberg trafen wir auf ein grosses verlassenes Zwergenlager. Wir hörten, dass die dort Bassúmba genannten Pygmäen in der Nähe vier Monate vorher einige Wochen lang gehaust hatten. Keine Bananenpflanzung sei sicher vor ihnen gewesen. Schliesslich habe man vier von ihnen getödtet, und ihre Köpfe zu beiden Seiten einer Hüttenthür halb in den Boden eingegraben, damit sie als Abschreckungsmittel dienten. (Diese Schädel fand ich noch vor und nahm sie für Herrn Prof. Virchow mit mir.) Schliesslich seien sie vor einer Razzia der Manyéma geflohen. Ich erfuhr von den dortigen Wakóndjo, dass die Zwerge die Sprache der Wambúba und Walésse geredet hätten. Ein Mann ihres Dorfes habe diese Sprache gut gekannt und viel mit ihnen verkehrt. Später hätten die Einwohner diesem vorgeworfen, dass er die Wassúmba und dadurch das Unheil in das Land gebracht. Man habe ihn mit dem Tode bedroht, so dass er mit den Zwergen zusammen fortgezogen sei (vergl. Kap. 26).

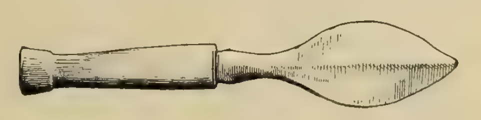


Abb. 137.
Dolchmesser, angeblich von Pygmäen.
(Von Manyéma erhalten.)

Das Verbreitungsgebiet der in der Nordostecke des grossen Kongowaldes hausenden Pygmäen ist nach den Aussagen der Manyéma, die den ganzen Wald durchstreifen, ein ziemlich beschränktes. Nach Südwesten sollen sie bis an das Walúmbiland, etwa bei Tingílla-Wásu am Lindi-Fluss, reichen. Nach Stanleys Angaben gehen sie westlich bis an den Ngáyu, einem linken Nebenfluss des Itúri. Wie weit sie sich nach Süden ausdehnen, ist gänzlich unbekannt. Wir erkundeten nur, dass westlich vom Albert-Edward-See und von Ruánda auch Wátwa wohnen sollten*), haben jedoch keine völlig sicheren Angaben erhalten

*) Dr. Baumann traf Kolonien von »Wátwa« genannten Leuten in Urúndi, wo sie als inferiore Rasse zwischen den Warúndi lebten und hauptsächlich mit Töpferei beschäftigt waren.

Nördlich gehen sie bis nach Mangbáttu und Momfú, an den Bomokándi und Uélle-Fluss, welchen letzteren sie jedoch nie zu überschreiten pflegen. In die Wälder am Fusse des grossen Schneeberges gelangen sie nur selten einmal auf ihren Streifzügen. Im Allgemeinen dürfte der Ostrand des grossen Waldes auch die Grenze ihres Verbreitungsgebietes sein.

Alle Aussagen stimmen darin überein, dass die Zwergenvölker früher weit grössere Gebiete bewohnten.

Die Völker der Bantufamilie zwischen Kassái und Tanganyika erzählen, dass sie, selbst von Südosten oder Nordwesten kommend, einen schwächeren Stamm verdrängten.*) Nach den Angaben der Herero haben einst die Buschmänner einen bedeutend grösseren Raum als jetzt eingenommen.**) Herr Hauptmann Kund erzählte mir persönlich, dass man auch im Hinterlande von Kamerun von den dort Boyaéli genannten Pygmäen erzähle, sie hätten in früherer Zeit eine regere und weiter ausgedehnte Thätigkeit gezeigt. Man sagt, dass sie alle nach der Küste führende Fusspfade angelegt hätten, auf denen später die andern Völker ins Innere drangen.

Sowohl die Tradition der sesshaften Völker in den von uns berührten Wäldern, als auch die Verbreitung der Kulturpflanzen zeigen an, dass die Einwanderung der dortigen Bantuvölker von Westen oder Südwesten her stattgefunden hat. Andere Völker sind von Norden her in das Land eingedrungen. Von den Mangbáttu ist dieses durch Schweinfurth und Juncker erkundet worden. (Ueber die Wanderung der Shílluk-Lūr-Familie vgl. Kapitel 22.)

Der Pascha hatte schon vor Jahren am Westufer des Albert-Sees gehört, dass in alten Zeiten Zwergvölker das Land bis zum Seeufer bewohnt hätten, und dass sie allmählich durch von Norden sich einschiebende Leute nach Westen gedrängt wurden. Diesen Zwergvölkern wird die Anlage der noch heute am Ufer des Albert-Sees vorhandenen Bananenpflanzungen zugeschrieben. Eine ähnliche Ueberlieferung wurde uns bei Kiro erzählt:

Die Urvorfahren der Lendú und A-lūr sind aus den Ebenen im Norden gekommen. Sie haben einem Stamme angehört. Ein in den dortigen Ländern wohnender Häuptling hatte zwei Söhne, Namens Lūr und Lendú, von denen Lūr die Herrschaft erbte. Der benachtheiligte Lendú ging mit seinem Anhang auf die Berge und traf hier in dem Lande, wo jetzt die Lendú wohnen, Zwerge an, die sich vor den Einwanderern zurückzogen. Die Lendú brachten aus ihrer Heimath das Feuer mit, das den Zwergen noch unbekannt war. Letztere sahen neidisch auf die Ankömmlinge, die sich am Feuer wärmten und ihr Essen kochten. Eines Nachts stahlen die Zwerge etwas von dem Feuer und zündeten es bei sich im Walde an. Sie theilten es auch den von Süden her einge-

*) Die Bakúba sollen von N.-W., die Balúba von S.-O. eingewandert sein und Wátwa verdrängt haben. (François, Tshuapa-Lulongo p. 271.)

**) Vergl. Fritsch. Die Eingeborenen von Süd-Afrika, pg. 386, 396; Merensky, Beiträge zur Kenntniss Süd-Afrikas. 1875. pg. 64 ff. u. a.

wanderten Wassongóra (Ndjáli) mit, die ebenfalls kein Feuer kannten. Früher schon, während die Zwerge das Land bis ans Ufer des Albert-Sees bewohnten, hatten sie von den Leuten aus dem fernen Osten (Unyóro?) Bananen erhalten, die sie kultivirten und ebenfalls den Wassongóra gaben. Als eines Jahres die Bananen der Zwerge vertrocknet, und sie selbst hungrig waren, baten sie die Wassongóra um neue Pflanzen, was diese ihnen aber verweigerten. Die Zwerge wurden von der Zeit an die Feinde der Wassongóra. Die Zwerge bauen seitdem keine Bananen mehr, sondern stehlen sie nur noch bei den Wassongóra.

Auf die Frage, wie es denn käme, dass die Lendú und Lūr jetzt ganz verschiedene Sprachen redeten, erwiderte der Erzähler, sie sässen eben seit langer Zeit entfernt von einander, und die Sprachen seien aus einander gegangen. Er fuhr dann wörtlich fort: »Es sind doch aber alle Menschen eins, alle stammen von einem Paar ab, wenn sie auch noch so verschiedene Sprachen reden.«

In dieser Sage ist offenbar Dichtung und Wahrheit mit einander vermischt. Die gemeinsame Abstammung von Lūr und Lendú ist zum mindesten nicht wahrscheinlich, die Einwanderung beider aus Norden aber anzunehmen. Das für uns Interessanteste ist die Ueberlieferung, dass einst Zwerge diese Gegenden bewohnten, zumal wir wissen, dass auch von andern Orten eine grössere Verbreitung der Pygmäen berichtet wird. Die Annahme, dass die Pygmäen einst Bananenbau trieben und demnach jetzt als »verkümmerte« Rasse, als »Paria« oder dergleichen anzusehen seien, scheint mir zum mindesten unwahrscheinlich. Die Bananensage ist wohl erfunden, diejenige vom Feuer aber beruht vielleicht auf Thatsachen. Noch heute wird, wie erwähnt, bei den Zwergen und bei den Wambúba ein Feuerbrand ängstlich gehütet. Immer wurde betont, dass die Wassongóra von Süden eingewandert sind aber schon in diesen Ländern ansässig waren, als die Lendú und Lūr von Norden her erschienen.

Dieses Zurückweichen der Pygmäen scheint hauptsächlich durch die Einwanderungen von fremden Völkerschaften bedingt gewesen zu sein, möglich ist es jedoch auch, dass auch andere Faktoren mitgewirkt haben. Die Zwerge sind echte Waldbewohner. Zwar sollen auch südwestlich von Abyssinien und an anderen Punkten des ostafrikanischen Steppenlandes Pygmäen vorkommen. doch ist dies noch nicht im Entferntesten sicher gestellt. So viel wir beobachtet haben, leben Zwerge nur im Walde, und wenn auf dem Lendúplateau einst Zwergenvölker hausten, so wird eben aller Wahrscheinlichkeit nach früher hier Wald gewesen sein. Der Umstand, dass an den Ufern des Albert-Sees, beim Msswá und Mssóngwa, sowie auch in einzelnen Thalfalten bei Madsambóni und Kaváli sich heutzutage noch kleine Parzellen eines westafrikanischen Urwaldes finden, der Umstand, dass ähnliche isolirte Parthieen in Süd-Unyóro, in Ugánda, in Búddu, ja sogar bis nach Bukóba vorkommen, macht es mehr als wahrscheinlich, dass in früheren Zeiten das Gebiet der westafrikanischen Waldflora und -Fauna sich bedeutend weiter nach Osten erstreckt hat als heutzutage. Hier in dem Zwischenseengebiet befindet sich eine ganz eigenartige Region. Der Steppenwald, der für die

östlichen Gegenden so charakteristisch ist, fehlt in diesem Gebiet fast gänzlich; die grossen Thiere, wie Zebras, Giraffen, Löwen, viele Antilopen und Strausse, kommen hier nicht vor. Stellenweise sind an geschützten Stellen der weiten Grasflächen kleine Parthieen westlichen Urwalds erhalten, die von westafrikanischen Thierarten bevölkert werden. Es ist demnach wohl möglich, dass im Laufe der Zeit der Urwald in Folge irgend welcher geographischen oder klimatischen Veränderung (z. B. Nachlassen der Regenmenge nach der Eiszeit) sich zurückgezogen und nur an einzelnen Stellen kleine Ueberreste hinterlassen hat. Eine breite Graszone, die mit Galleriewäldern und kleinen Waldparzellen durchsetzt ist, befindet sich sowohl im Norden als auch im Osten und Süden des grossen Waldgebietes.

Es wäre nun wohl denkbar, dass hier, westlich vom Albert-See, wegen der hohen Lage auf den Bergen der Wald nicht gedeihen könnte. Im Süden und Norden aber sind die erwähnten Gebiete durchaus nicht so hoch gelegen und trotzdem nicht bewaldet. Deshalb scheint mir die Annahme, dass der Wald durch spätere Erhebung des Lendúplateaus zurückgegangen sei, etwas unwahrscheinlich. Mehr hat die Theorie für sich, dass säculäre Klimaschwankungen im Spiele gewesen sind. Bei allen innerafrikanischen Seen lässt sich ein Zurückgehen der Wassermenge nachweisen, und zwar nicht nur ein periodisches Fallen und Steigen, sondern ausserdem eine dauernde Verminderung. Ich glaube demnach annehmen zu müssen, dass durch irgend eine allgemeine, noch unbekannte klimatische Ursache die Regenmenge auch in diesem Gebiete geringer wurde,*) so dass der Urwald dort seine Existenzbedingungen nicht mehr fand, denn das Gedeihen des Waldes ist in Afrika nicht von der Temperatur, sondern von der Feuchtigkeit abhängig. Nur im Walde aber konnten die Zwerge sich halten. So haben sowohl klimatische Ursachen, als auch das Andrängen anderer Völkerschaften die Pygmäen auf ein immer kleineres Gebiet zurückgetrieben.

Die letztere Ursache ist heute noch vorhanden, und die Zeit wird nicht zu fern liegen, wo auch hier in diesen Gebieten nur noch einzelne versprengte Pygmäen-Familien von dem Dasein eines einst zahlreichen Volkes Zeugniss geben.

Ich möchte hier zum Schlusse noch einige Erkundigungen mittheilen, die wir von unseren eigenen Manyéma- und Wakússu-Leuten über die in ihrem Lande lebenden Pygmäen erhielten. Natürlich kann ich nicht für die Richtigkeit aller Aussagen einstehen.

Westlich von dem Lande der Wakússu am Lomámi-Flusse sollen unter dem Schutz des grossen Häuptlings Yíwe Leute von kleiner Figur leben, die

*) Ausführlich sind diese Klimaschwankungen von Brückner (Klimaschwankungen, in: Penks geograph. Abhandl. 4. 2. 1890) bearbeitet worden. B. nimmt eine periodische Schwankung des Klimas an, die wohl von der Sonne, nicht aber von der 11- resp. 55jährigen Sonnenfleckenperiode abhängig ist (S. 240). Ausserdem aber muss während der »Eiszeit« bei einer nur sehr geringen Temperaturverminderung der grösste Theil der Landschaft feuchter gewesen sein, als heute; der Regenfall war damals sehr viel stärker als jetzt (S. 306—308). Zu jener Zeit, wo die Wadi der Wüste noch Wasser führten, wird auch der Wald in Afrika weit grössere Verbreitung gehabt haben.

sowohl von den uns begleitenden Leuten als auch von den Elfenbeinjägern mit den in grösseren Wäldern wohnenden Wambútti-Pygmäen identifizirt wurden. Von den Manyéma bei Kassóngo werden sie Tungútti, von den Wakússu Wambwoniléhi oder Bwoneréhe genannt. Unter letzterer Bezeichnung wissen manche Einwohner von Tabóra und alle Manyéma von ihnen zu erzählen.

Das Land, in dem diese Leute wohnen, ist mit viel Wald und wenig Gras bedeckt. Sie sollen in etwa 20 Dörfern und vielen Hütten ansässig sein. Sie selbst sind sehr klein, meist von brauner, oft sehr heller Hautfarbe. Ihr Haar soll weich wie das der Araber sein. (?) Sie lassen, wie die Wakússu, einen breiten Haarstreifen, von einem Ohr über den Kopf zum andern Ohr laufend, stehen, während sie sich das übrige Kopfhaar abrasiren. Das Haar wird mit Palmenöl, dem ein wenig Thon beigemengt ist, eingesalbt. Der Körper ist sehr stark behaart, besonders wurde die Entwickelung der Achselhaare betont. Kräftiger Bartwuchs soll häufig sein. Im Ohr trägt man einen Pflock. Die Lippen sind undurchbohrt. Aus den zwei mittleren oberen Schneidezähnen wird ein Dreieck herausgeschlagen. Beschneidung findet statt. Die Männer tragen an einer Gürtelschnur ein Stück aus Raphiafaser geflochtenen Baststoffes, das nur etwa $^2/_3$ des Körperumfanges bedeckt und eigenthümlicher Weise unterhalb des Gesässes befestigt wird, wie bei den Sulu-Mädchen von Natal und bei den Frauen von Vitshúmbi. Das linke Bein soll bei dieser Art der Bekleidung unbedeckt bleiben. Perlen von grosser Form sind als Halsschnüre beliebt. Die Frauen tragen vorn und hinten ein kleines Stückchen Baststoff. Die Leute sollen sehr geschickt mit Bogen schiessen, die eben so gross wie sie selbst sind. Die ziemlich langen Pfeile haben eine breite, blank gehaltene Eisenspitze, deren Mitte beiderseits mit scharfem Gift bestrichen wird. Hinter der blattförmigen Spitze stehen zwei grosse Widerhaken. Einige Leute sollen auch kleine Lanzen haben. Ihre Hütten sind rund: aus leichtem, gespaltenen Holz ist eine Wand erbaut, und auf diese ein rundes Kegeldach gesetzt. Alles soll angeblich von aussen mit dunklem Lehm bestrichen werden »in der Art, wie die Māssai es thun«. Die Hütten sind so klein, dass ein Mann nicht aufrecht darin stehen kann. Vorräthe in den Hütten werden nicht auf Gerüste gestellt, sondern in Thontöpfen aufbewahrt, die man in Netzen neben einander an die Wand hängt. Diese Leute heirathen niemals mit den Wakússu. Sehr überraschte mich die Aussage meiner Gewährsleute, die vor einigen Jahren einmal im Lande dieser Pygmäen Krieg geführt haben. Während sonst alle Zwergenvölker nomadisirende Jäger sind, sollen diese weisses Sorghum, Mais, Erdnüsse, Manjok und Oelpalmen bauen.*) Sie fangen Fische, beschäftigen sich jedoch nicht viel mit Jagd. Anthropophagie wird geübt. Ueber die Sprache sagte man mir nur so viel, dass die Manyéma sie nicht verständen.

Wie weit hier die Thatsachen mit dem Erkundeten übereinstimmen, ist schwer zu entscheiden. Möglicherweise wohnt dort am Lomámi ein ähnliches

*) Sie scheinen demnach mit den Bapóto François' Aehnlichkeit zu besitzen.

Volk, wie hier die Wambúba. Ihrem Aussehen nach scheinen die Wambwoniléhi aber ganz den Wambútti zu gleichen.

Schon oben wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass die Wambútti-Pygmäen und einige der in den Wäldern ansässigen Stämme sehr grosse Aehnlichkeit mit einander haben. Die Wambúba, die von den umwohnenden Leuten vielfach als Wahóko bezeichnet werden, die Walésse und die Momfú haben unter sich und mit den Pygmäen manche Verwandtschaft in anthropologischer, linguistischer und ethnographischer Hinsicht. Sie sind alle von Untermittelgrösse, besonders zeigen die Wambúba ähnliche Gesichtszüge und ähnliche Kleinheit der Gestalt, wie die Pygmäen. Auch sie haben die gleiche primitive Kleidung. Beide entbehren jedes Schmuckes und jeder Tätowirung. Auch üben sie nicht die bei den andern Waldvölkern übliche Zahnfeilung aus. Dass sprachlich diese Volksstämme mit den Zwergen verwandt sind, wurde oben bereits erwähnt.

Die nördlichen Momfú und die südlichen Wambúba sind allerdings körperlich von den Pygmäen ziemlich abweichend; in dem Quellgebiet des Itúri aber muss Jedermann die zwergenhafte Gestalt der sesshaften Wambúba-Leute, die eigenthümliche Bauart der Hütten, die ganz denen der Pygmäen gleichen, und die sehr primitiven Ackerbauverhältnisse (wenig Bananen und Mais, keine Bohnen und Tabak) auffallen. Am meisten frappirte es uns, dass von den umwohnenden Eingeborenen diese Wambúba mit den Pygmäen als stammeseins bezeichnet wurden. Bei Kiro erzählten die Leute, dass diese beiden Völkerschaften eine Sprache redeten. Die Wandedódo sagten uns, dass in den betreffenden Gebieten nur Wambútti wohnten, während in der That auch ackerbautreibende, kleine Wambúba dort vorhanden sind. Die Wakóndjo westlich vom Schneeberg bestätigten die Zusammengehörigkeit der Wambúba mit den Pygmäen. »Beide reden eine Sprache und stammen von einem Vater ab«, sagten sie. Dass in den Grenzgebieten vielfach Vermischungen mit anderen Stämmen stattgefunden haben, und dadurch eine grössere Rasse erzeugt wurde, ist nicht wunderbar. Die Momfú weichen körperlich von den Wambúba etwas ab, sind aber sprachlich und auch durch ihre untersetzte Statur mit ihnen in Beziehung zu bringen. Die Pygmäen gehen mit den Wambúba Mischehen ein, während ein gleiches weder mit den Lendú, noch mit den Wáwira vorkommt. Dabei mag erwähnt werden, dass nach den Beobachtungen des Paschas Zwerginnen häufig an Geburtsschwierigkeiten zu Grunde gingen, wenn sie mit Soldaten der Aequatorialprovinz oder mit Aegyptern zwangsweise Mischehen eingegangen waren.

Das Verbreitungsgebiet dieser Walésse, Wambúba und Momfú scheint mit dem der Wambútti-Zwerge ziemlich zusammen zu fallen, wenn auch hier und da Kolonien der Letzteren es überschreiten. Auch von Juncker wurde es betont, dass die Akka-Zwerge den Aufenthalt unter den Momfú besonders bevorzugen.

Ich glaube deshalb mit der Annahme nicht fehlzugreifen, dass in dem Waldgebiet, das sich vom Líndifluss bis an den Bomokándi und von dem Ngáyu

bis an die Ostgrenze des Waldes ausdehnt, ursprünglich eine Pygmäenbevölkerung ansässig gewesen ist. Wahrscheinlich hat diese sogar einst eine viel grössere Verbreitung gehabt und das ganze Waldland eingenommen, das in der Urzeit sich wohl weiter ausdehnte, als heutigen Tags. Von Süden und von Norden sind Völkerschaften in diese Gegenden eingedrungen und haben den nomadisirenden Jägerfamilien der Pygmäen das Eisen, die Rindenstoffe, sowie die Kultur von Bananen und Mais, vielleicht auch das Feuer gebracht. Sie haben sich mit ihnen vermischt oder auch einen Theil von ihnen veranlasst, Ackerbau zu treiben und feste Ansiedelungen zu errichten. Von Süden aus kamen Bantustämme, die in die heute von den Wambúba und Walésse bewohnten Gebiete eindrangen und sich mit der dortigen Zwergenbevölkerung mischten. Die Wambúba haben entschieden heute noch etwas von dem Bantu-Typus behalten. Nach allen Ueberlieferungen kamen diese letzteren aus dem Südwesten, von wo aus auch in verhältnissmässig junger Zeit die Wáwira-Völker ihnen nachrückten. Auch für andere Gebiete des Kongobeckens, wie die von François, Pogge und Wissmann bereisten am Kassái befindlichen Länder, wird, wie erwähnt, eine Einwanderung von Süden, Südosten oder Südwesten her berichtet.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass ein grosser Völkerstrom in dieser Richtung das Waldland durchzogen hat und noch immer durchzieht. Die Kulturpflanzen, wie Mais, Bananen und Colocasien wurden offenbar auf diesem Wege importirt, etwas später der Manjok und die Oelpalme, die noch nicht so weit nach Osten vorgeschritten sind, wie die ersteren Gewächse. Wenn man vor der Hand einmal mit vielen Forschern annehmen will, dass die Bantubevölkerung ursprünglich von nördlicheren Gegenden in ihre heutigen Sitze in Central- und Süd-Afrika eingewandert ist, so scheint es mehr als wahrscheinlich, dass sie — vielleicht erst nach Rückgang der oben erwähnten Waldmassen — ihren Weg in der Osthälfte des Kontinents nach Süden genommen hat, woselbst dichte Urwälder ihrem Fortschreiten keine Hindernisse entgegensetzten, dass sie aber später an den Wüsten des Kaplandes umkehrte, sich in der Westhälfte des Kontinents nach Norden wendete und so in diese Waldgebiete hinein strömte. Neue Völkerschaften drängten von Norden aus nach, ja rücken heute noch, auf derselben Bahn nach Süden, wie die Galla, Ssomáli, Māssai, Wahúma, Sulu u. a. Die Umkehr der im Süden des Kontinents angelangten Völker nach Westen und Norden lässt sich zwar im einzelnen schwer nachweisen. Geschichtlich ist höchstens ein Vorstoss von südafrikanischen Völkerschaften in die westlichen Gebiete überliefert. Ich meine die Wanderung der als Wadjágga (Wadshágga) bezeichneten Völker.*) Andere Rückfluthungen haben offenbar nicht nach Westen, sondern direkt nach Norden stattgefunden. Noch vor kurzer Zeit

*) Herr Missionsdirector Merensky theilte mir mit, dass Djágga oder Dshágga in den Bassúto-Sprachen einfach »Krieger« bedeute, und dass seiner Meinung nach diese auf das Königreich Kongo einstürmenden Wadjágga, die von Wissmann und Pogge besuchten Baluba und verwandte Lunda-Völker gewesen sein müssten.

fanden die Einfälle der Suluvölker (Mafíti, Watúta, Wangóni) aus dem fernen Süden bis in die Gebiete an den grossen Seen statt.

Diese Völkerwanderung ist natürlich fürs erste eine Hypothese, die ich hier nur angeregt haben will. Wenn sie sich bestätigen sollte, so müssten die jetzt in den westafrikanischen Wäldern wohnenden Völker die ersten, die heutigen ostafrikanischen Bantu die letzten Einwanderer sein. Bei den Westafrikanern sieht man dementsprechend noch eine weit originellere Industrie und einen tieferen Geisteszustand als bei den östlichen, wo richtiger Fetischismus und Anthropophagie sich kaum finden. Bei letzteren aber kann möglicherweise eine höhere Kultur durch die leichtere Zugänglichkeit ihres Gebietes und durch asiatische Beeinflussung bedingt sein.

Eine andere Einwanderung in den Wald hat von Norden aus stattgefunden. Die Momfú haben ihrem Aussehen nach viel Blut von den Ssudannegern erhalten, vielleicht sind die Mabóde mit ihnen verwandt. Ueber die Wanderung der Lendú und Shílluk-Lūr wird an anderer Stelle (Kap. 22) berichtet werden. Eine dritte Völkergruppe, die von Norden aus in das Waldgebiet eindrang, sind die Mangbáttu. Sie selbst weisen bei der Frage nach ihrer Herkunft nach Norden. Ihnen sprachlich eng verwandte Völker, die Walúmbi, wohnen mitten im Walde am Líndiflusse, sind also wahrscheinlich ebenfalls von Norden her eingedrungen. Mangbáttu-Waffen findet man an der Arúwimi-Mündung wieder, zusammen mit Wurfmessern, die denen der Nyamnyam, Fañ Tíbbu, u. s. w. gleichen. Möglich auch, dass sie dorthin durch Tausch gelangten.*) Vielleicht stammen andere Waldbewohner, wie die Wakússu am oberen Kongo, von Westen her. Sprachlich sind sie wenigstens mit den Fañ und anderen Völkern der Westküste verwandt.

Da sowohl von Süden eingewanderte, als auch von Norden gekommene Völkerschaften verschiedener Rassen in dieses Pygmäengebiet eingedrungen sind, und alle jetzt, trotz verschiedener Beimischung, eine ähnliche Sprache reden, so glaube ich annehmen zu dürfen, dass dieses Idiom nicht von ihnen in das Land gebracht, sondern hier vorgefunden wurde, dass es sich also mit anderen Worten um die Sprache der Pygmäen handelt, die bei ihnen selbst, bei den Wambúba u. s. w. sich erhalten hat. Die südlichen Wambúba und Walésse ähneln den Bantu-Waldvölkern, die Momfú aber zeigen den Typus der dunkelfarbigen Ssudanesen. Trotzdem reden sie eine verwandte Sprache, während die Völker,

---

*) Bei ethnographischen Stücken aus diesem Gebiete muss man sehr vorsichtig nach der Provenienz an Ort und Stelle forschen. Sklavenjäger sind von den arabischen Stationen am Kongo aus weit vorgedrungen, haben überall nicht nur Menschen, sondern auch deren Waffen geraubt, so dass man gerade am oberen Kongo und am Arúwimi ein ganzes Museum von Gegenständen findet, deren Provenienz bis nach Mangbáttu und den Nyamnyamländern reicht. Nach Fundstücken in den Sammlungen auf die ethnographische Vertheilung schliessen zu wollen, würde hier sehr leicht zu Irrthümern führen. Dazu kommt die Ungenauigkeit, mit der die Sansibariten geographische Provinzen bezeichnen. Sie nennen z. B. sämmtliche Länder westlich des Tanganyika »Manyéma«, während dort zahllose, verschiedene Völkerschaften wohnen.

von denen sie wahrscheinlich — vor ihrer Vermischung mit Pygmäen — abstammen, einander sprachlich gänzlich verschieden sind.

Der Wald ist hauptsächlich von Süden her durch Bantustämme besiedelt, während von Norden her die Ssudanvölker nur auf eine kurze Strecke vorgedrungen zu sein scheinen. Es nimmt also kaum Wunder, wenn bei der Vorwärtsbewegung der Völkermassen von Süden nach Norden die ursprünglich im ganzen Waldgebiet heimischen Pygmäen in den südlicheren Distrikten bedeutend spärlicher vertreten sind, weil sie dort zuerst durch den Ansturm »grosser« Völker verdrängt oder aufgesaugt wurden, und dass hier in der Nordostecke des Waldgebietes der Hauptrest von ihnen beobachtet wird. Nirgends scheinen so viele dieser kleinen Leute zu wohnen als gerade hier, und nirgends ist bis jetzt eine ähnliche Mischbevölkerung mit ihnen konstatirt worden, wie wir dieselbe hier gefunden zu haben glauben.*) Das Vorhandensein dieser Mischbevölkerung scheint mir ziemlich zweifellos. Die Sprache allein aber beweist nichts für die Zusammengehörigkeit von Völkern, sie kann wie ein Anzug an- und abgelegt werden. Es müssen anthropologische Daten dazukommen, und auch diese sprechen, wie wir sahen, für die Mischung dieser Stämme mit Pygmäen.

Fragen wir uns jetzt nach der viel erörterten Frage vom Urrassenthum der Pygmäen.**) Es kann kaum bezweifelt werden, dass die von einander räumlich weit getrennten Familien der Zwerge einen einheitlichen Charakter tragen. Es wäre aber denkbar, dass diese Leute durch Verkümmerung aus normalen Negern entstanden sind. Die schlechte, unregelmässige Ernährung und die durch das Leben in kleinen isolirten Familien unabwendbare Inzucht könnten möglicherweise eine Degeneration der Rasse herbeigeführt haben. Gegen diese Annahme spricht jedoch der Umstand, dass alle Pygmäen einen vollkommen wohlgebildeten Körper haben, der nur kindliche Verhältnisse zeigt, und dass rachitische Verkümmerung nicht nachzuweisen ist. Zweitens wäre möglich, dass die Pygmäen nicht durch Verkümmerung, sondern durch Anpassung (im Sinne Darwins) an das Leben im dichten Urwalde von einst grösserer Statur zu einem derartig kleinen Wuchs gelangt sind. Es leuchtet ein, dass ein winziger, schlanker Körper bei dem Kriechen zwischen den Schlinggewächsen des Urwaldes und beim Anschleichen an Wild von Vortheil sein musste, und dass deshalb Individuen mit diesen Eigenschaften im Kampfe ums Dasein bevorzugt wurden. Dieser Annahme widerspricht jedoch der Umstand, dass es andere, ebenfalls zwergenartige Völkerschaften giebt, die

---

*) Aehnliche Mischvölker bezw. sesshaft gewordene Pygmäen sind, wie erwähnt, die Bapóto François' und die Wambwoniléhi am Lomámi. Mischungen von Pygmäen mit andern Stämmen sind auch sonst noch beobachtet: nach Wissmann sind seine Bátwa mit den Bassónga und Wabúdschwe vermischt, Wolf sagt, dass die Bátwa Lukengos sich mit Bakúba mischten, nach François haben Bátwa und Inkúndo fast einen Typus u. s. w.

**) Ich muss vorausschicken, dass ich unter »Urrasse« nur ein Volk verstehe, das vor den heutigen Einwohnern in den betreffenden Gebieten lebte und das sich körperlich und durch primitivere Kultur auszeichnet. Eine Urrasse strengsten Sinnes besteht natürlich nirgends mehr, da überall Beziehungen mit anderen Völkern stattfanden.

nicht im Walde leben. Die Buschmänner sind fast eben so klein und haben ähnliche Körpereigenschaften und auch in Süd-Asien sind Stämme gefunden, die, wie die Mynkopies auf den Andamanen, die Orang-Semang und Orang-Pangpang auf Malakka, trotz einer weniger dürftigen Lebensweise, kleine Figuren aufweisen. Ebenso gewagt scheint mir die umgekehrte Hypothese, dass die heutige grosse Negerbevölkerung Afrikas durch direkte Umbildung aus den Pygmäen hervorgegangen ist, etwa in Folge besserer Ernährung, durch Annahme des Ackerbaues etc. Wenn auch Neger und Pygmäen manche Eigenschaften gemeinsam haben, so scheinen letztere doch eine einheitliche Rasse zu bilden. Ich glaube auch nicht an die Theorie, dass die Zwerge als eine Paria-Rasse, als »Out casts« aufzufassen sind, dass sie früher auf höherer Kultur gestanden haben, und dass sie nur der miserablen Lebensweise ihren kleinen Körper zu verdanken haben.*)

Es ist somit im höchsten Grade wahrscheinlich, dass wir in den Pygmäen eine Urrasse vor uns haben, die in der Vorzeit die tropischen Gebiete von Afrika und Südasien bewohnte, bevor die heutigen Bewohner dort einwanderten. Es ist ferner möglich, dass die südafrikanischen Buschmänner und die den Wald bewohnenden Pygmäen zwei verschiedenen Typen angehören, ja, dass sogar unter letzteren noch mehrere Gruppen nachzuweisen sind. Die grosse räumliche Entfernung, die immerhin etwas verschiedene Lebensweise und die gänzlich unvermeidliche Vermischung mit anderen Völkern mögen zur Erzeugung von Differenzen beigetragen haben.

Wenn wirklich die Pygmäen die afrikanischen Autochthonen sind, ist es denn ein absolutes Erforderniss für sie wie für die anderen Neger eine Einwanderung aus Asien anzunehmen? Es ist wohl noch nicht die Zeit gekommen, auf derartige Fragen nach der Herkunft der Afrikaner näher einzugehen, wir müssen noch viel mehr Material sammeln, ehe wir ein Urtheil abgeben können. Anthropologie und Ethnographie bieten in Afrika zwar die interessantesten Aufgaben für den Forscher, aber sie liegen noch sehr im Argen. Für mich ist es kein absolutes Bedürfniss, die Einheitlichkeit des Menschengeschlechtes anzunehmen. Warum sollen verschiedene Rassen nicht an verschiedenen Punkten der Erde unabhängig von einander aufgetreten sein? Solche theoretischen Fragen zu entscheiden, muss ich aber den Fachleuten überlassen, und auch diese werden uns schwerlich Sicheres darüber mittheilen können, so lange man keine Praehistorik von Afrika kennt. Uns Reisenden kommt es nur zu, das Material an Ort und Stelle zu sammeln. Aus diesem aber geht hervor, dass wir in den Pygmäen negerartige Völkerschaften einer niederen Kulturstufe zu erblicken haben. Sie sind Jägernomaden, die eigentlich noch in der »Holzzeit« stehen, und eine

---

*) Eher könnte man annehmen, dass die heutigen »Bantu«-Völker Afrikas entstanden sind durch Mischung und Assimilirung der ursprünglich im ganzen tropischen Afrika wohnhaften Pygmäen mit den Völkerschaften, die aus Norden, respektive aus Nordosten einwanderten.

niedere ethnologische Entwickelung haben, wie sie sich in dem Mangel an Gefallsucht und Eitelkeit, in der Abwesenheit von Schmuck und Tätowirung zeigt. Trotzdem sind sie bildungsfähige Menschen, mit Geistesgaben, die denen der Neger ähnlich sind. Sie bleiben aber Zeit ihres Lebens in kindlichen Körperverhältnissen, so wie der Neger sein ganzes Leben hindurch in kindlichem Geisteszustand verharrt. Von irgend einer Affenähnlichkeit ist bei den Pygmäen nichts zu finden.

Wenn durch diese Zeilen die landläufige Vorstellung von Zwergen mit grossen Köpfen, hässlichen Gesichtern und kurzen Beinen zerstört wird, wenn es fortan unmöglich wird, dass in Europa (wie vor einiger Zeit in einem Panoptikum in Berlin) missgebildete, rhachitische Wesen als centralafrikanische Zwerge bezeichnet werden, so ist der Zweck dieses Kapitels erfüllt. Von allen Leuten verachtet und auch wieder gefürchtet, verdienen diese Waldkobolde unser Interesse in hohem Grade, weil vielleicht die Zeit nicht zu fern liegt, wo andere Negerstämme oder sogar die europäische Kultur sie absorbiren werden. Wir müssen auch das Kleinste zusammentragen, um die Kunde von diesen Völkern zu vervollständigen, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Urbewohner des dunkelen Kontinents sind. Woher sie gekommen, weiss Niemand. Fragt man die ansässigen Neger nach ihrer eigenen Herkunft, so weisen sie in den meisten Fällen in eine Richtung nach Norden oder Süden. Fragt man aber nach den Pygmäen, so heisst es, »die Wambútti sind immer da gewesen, und früher waren es ihrer sehr viele«. Sie sind eine Rasse, die den Negern offenbar selbstständig gegenübersteht und wahrscheinlich vor den heutigen Negern den Wald bevölkerte. Durch das Anstürmen der grossen, jetzigen Bewohner des dunklen Kontinents scheint sie dem Untergang geweiht zu sein.

Die Spärlichkeit der Notizen über Sitten und Gebräuche dieser Zwerge mögen ihre Entschuldigung finden durch die ausserordentliche Schwierigkeit, die Leute zu behandeln und zu beobachten. Möchten unsere Nachfolger glücklicher hierin sein.

* * *

Einige Literatur über die Pygmäen.

(Ohne die Buschmänner.)

d'Abbadie, in: Ann. de voyage. 1845. I. p. 261, u.: The Athenaeum. 12. Apr. 1845. (Bezweifelt das Vorkommen von Zwergen in Ostafrika.)

Antinóri, Brief von, in: Petermanns Mitth. 1882. p. 71.

Aristoteles, Historia animalium. lib. VIII. c. 2.

Bastian, Die deutsche Expedition a. d. Loango-Küste. I. S. 342.

Battel, Purchas Pilgrimage. London 1625. II. p. 983. (Dóngo oder Matímba am Ssette-Fluss.)

Behm, Ueber Zwergvölker in Afrika. Petermanns Mitth. 1871. p. 139.

Beltrame, Studio sulla lingua degli Akka, in: Boll. della soc. geograf. italiana. Roma. 1877. p. 14.

Boteler, Narative of a voyage of discovery to Africa and Arabia 1821—26. 1835. II. p. 212.

Casati, Zehn Jahre in Aequatoria. 1891. I. p. 148 u. a. (Acca oder Efe, gute Abbildung nach Buchta.)

du Chaillu, A journey to the Ashongo Land 1867. p. 269 u. 315.

— Equatorial Africa with an account of a race of pygmies., in: Journ. americ. geogr. Soc. II. 1870. p. 99. (Berichtet über die Ashóngo.)

de Commerson, Supplement au voyage de M. de Bongainville. Paris 1772. p. 253. (Ueber die Kimo v. Madagascar.)

Crampel, petits hommes de la grand forêt équatoriale. C. R. Soc. Geogr. 1890. p, 548—554.

Cust, Modern Languages of Africa. 1883. II. p. 448 ff.

Dapper, Africa. p. 527. 571. (Ueber die Mimos und Bácke-Bácke.)

Emin Pascha, Reisebriefe. 1888. p. 192. 201. 315—316.

— Sur les Akkas et Baris. Zeitschr. f. Ethnologie. Bd. 18. S. 145.

Escayrac de Lauture, Mémoire sur le Soudan: Bull. de la soc. de géogr. Paris. 1855. X. p. 108—135. (Ueber die Mala-Gilageh.)

Falkenstein, Westküste Afrikas vom Ogowe bis Damaraland. 1885. S. 287 ff. (Ueber Bácke-Bácke.)

Felkin u. Wilson, Uganda and Sudan. I. p. 99. Angebliche Zwerge von Ukara am Victoria-Nyansa. II. p. 141. Ssudan-Zwerge in Rohl.

Flacourt, Etienne de, Histoire de la grande isle de Madagascar. Paris 1661.

Forster, Ueber die Pygmäen. Sämmtl. Schriften. 4 Bde. 1843. p. 340—373.

Flower Pygmy races of Man. Journ. anthropol. Instit. XVIII. p. 73—91 (Beschreibung von einem Skelett, das Emin eingesandt).

François, Tschuapa-Lulongo. p. 135 ff. (Gute ethnogr. Notizen von ansässigen Bátwa.)

Grenfell, Voyage of s. s. »Peace«, in: Missionary Herald. 1. March 1886. p. 117. (Kurze Notiz über Bátwa am Lomami.)

Harris, Gesandtschaftsreise nach Schoa. Stuttgart 1846. II. p. 148.

Hartmann, Die Nigritier. I. p. 496. (Ueber die Doko.)

Herodot, II. 32.

Homer, Iliade. Buch III. 2.

Jephson, Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. 1890. p. 341 ff. (Eigene Notizen und Mittheilungen Emins.)

Juncker, Wissenschaftl. Ergebnisse etc. Petermanns Mitth. Erg.-Hft. No. 92. pg. 37.

— Reisen in Central-Afrika. I. S. 278. 354. III. 85. 91. 103. etc.

Koelle, Polyglotta africana. pg. 12. (Kenkob und Betsan am Flusse Liba.)

Krapf, Reisen in Ostafrika. Kornthal 1858.

— (C. Ritter) in Monatsber., Ges. f. Erdk. Berlin. IV. 1843. p. 181.

Kund, in: Mitth. aus d. deutsch. Schutzgeb. II. 1889. p. 108. (Boyäli oder Baucc.)

Lenz, Skizzen aus Westafrika. 1878. p. 103 ff. (Ueber Obongo.)
— in: Mitth. d. k. k. geogr. Ges. Wien. 1878. p. 28.
Long, Central-Africa. London 1876. p. 266. (Dürftige Notiz.)
Marno, Sitzungsberichte der Wiener anthropol. Gesellschaft. 1875. p. 157. (Schlechte Abbildungen von Akka.)
Matteuci, Gli Akkah e le razze Africane. Bologna 1877.
Miani, Tagebuchnotizen in: Schweinfurth »Im Herzen Afrikas«. II. p. 320.
Panckow, Ueber die Zwergvölker in Afrika und Südasien. Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. Berl. 1892. XXVII. p. 75.
Petheric, Egypt. Soudan and Central Africa. London 1861. p. 375.
Plinius, Naturae historia. VI. sec. 35.
Ratzel, Völkerkunde. 1887. I. p. 117 ff.
— Versuch einer Zusammenstellung d. wiss. Ergebnisse von Stanleys Durchquerung. Petermanns Mitth. 1890. p. 293.
Rochon, Voyage à Madagascar. an 10. de la république. I. p. 134.
Serpa Pinto, Wanderung quer durch Afrika. I. p. 296 ff. (Mucassequere.)
Sievers, Afrika. 1891. p. 254.
Schlichter, The Pygmy tribes of Africa. Scot. Geogr. Magazine. 1892. VIII. p. 289—301. 345—356.
Schütt, »Die Schütt'sche Expedition« in: Mitth. d. afrik. Ges. in Deutschl. I. 1878—79. p. 183. (Zuata-Chitu.)
Schweinfurth, Im Herzen Afrikas. 2. Aufl. 1878. p. 304 ff. (Auch Notiz über Gessis Akkamädchen.)
Stanley, Durch den dunklen Kontinent. II. p. 240 etc. (Ueber Bátwa.)
— Im dunkelsten Afrika. I. 1890. (Wambútti. Messungen Emins.)
Strabo, II. 1.9. X. 1.57. XVII. 2.1.
Stuhlmann, Ueber die Zwergvölker von Afrika. Zeitschr. f. Ethnologie (Verhandlg.) 25. März 1893. p. 185.
Virchow, Die Pfeile der Ticki-Ticki, in: Zeitschr. f. Ethnologie (Verhandlg.) XVI. 1884. p. 271.
Wissmann, Bericht in Mitth. d. afrik. Gesellsch. IV. p. 45.
— Meine zweite Durchquerung Afrikas.
Wolf, Völkerstämme Central-Afrikas, in: Zeitschr. f. Ethnologie. (Verhandlg.) Bd. XVIII. 1886. p. 725.
Wolf, Wissmann, v. François u. Müller, Im Innern Afrikas (Kassai-Erforschung). 1888. p. 258 ff. (Sprachproben.)

XXI. KAPITEL.

Vorstoss nach Norden und Rückkehr bis zu Kiro.

19. September. Morgens früh waren zwar Führer vorhanden, aber kein Mann zum Tragen unserer Lasten zu bewegen, von denen einige wegen der Erkrankung mehrerer Leute nicht fortgeschafft werden konnten. Viele Eingeborene standen umher, und der Häuptling redete eifrig auf sie ein, sie behaupteten aber, wir seien ohne Hilfe zu ihnen gekommen, nun sollten wir auch unsere Lasten allein wieder weiter bringen. Erst um acht Uhr waren durch friedliches Verhandeln fünf Mann gewonnen worden.

Gleich von Ssónga aus ging es nun den steilen Plateau-Abhang hinab und dann über welliges, nach Westen abfallendes Terrain an diesem entlang. Drei kleine nach Westen fliessende Bäche mit waldigem Uferrand wurden überschritten. Der Boden war durchweg mit hohem Schilfgras bedeckt, in dem mehrere, mit Adlerfarnen bestandene Lichtungen sich befanden. Nachdem wir einen breiten, von zwei kleinen Quellflüssen des Abúmbi durchschnittenen Waldrand passirt hatten, gelangten wir nach kurzem Abstieg an den kleinen Ort Balíbo. Das ganze wellige Terrain ist hier von bewaldeten kleinen Thälern durchzogen. Es ist das Quellengebiet des Abúmbi. Weiter nördlich umgreift ein westlicher Ausläufer des Lendúplateaus dieses Quellgebiet und setzt sich unmittelbar in dem Höhenzug fort, der die sekundäre Wasserscheide zwischen Itúri und Abúmbi bildet.

Die Leute Kiros hatten unterwegs bis auf zwei ihre Lasten fortgeworfen, so dass diese von den Soldaten der Nachhut und den Wanyampára getragen werden mussten. Auch unsere Führer weigerten sich, weiter mit uns zu gehen. da sie angeblich den Weg nicht mehr wussten. Glücklicherweise fanden sich einige Eingeborene, die den Waldvölkern angehörten und von den Leuten Kiros als Wandjáli bezeichnet wurden. Es schienen Lendú zu sein. Alle trugen Kürass, Bogen und Pfeile, einige auch Lanzen, und waren mit der für die Waldbewohner charakteristischen Halsgabel (Abb. 138) geschmückt. Auch ihr Häuptling stellte sich ein. Er bestätigte, dass seine Leute echte Lendú wären, die nur viele Sitten der Waldvölker angenommen hätten. Als Unterscheidungszeichen gab

er an, dass die Lendú an der Oberlippe nur eine, höchstens drei Durchbohrungen haben, (Abb. 139, a) während die Waldvölker (»Wassongóra«) deren eine ganze Reihe anbringen (Abb. 139, b). Ein Mann, der sich uns als Führer anbot, überliess uns als Zeichen seiner guten Absicht seinen Kürass als Pfand.

Langsam über die Felder ansteigend, kamen wir wieder in hohes Gras und überschritten nach 1 1/2 Stunden einen breiten Höhenrücken, jenseits dessen sich ein breites Waldthal vor uns aufthat. In diesem wurde ausser einigen kleinen halb versumpften Bächen der kräftige Wasserlauf Bóa überschritten. An den jenseitigen Hängen lagerten wir bei der aus wenigen Hütten bestehenden Niederlassung Badjúa. Es hatte den Anschein, als ob wir uns hier an der Waldgrenze auf einem Gebiet befänden, das landschaftlich dem durch Schweinfurth und Juncker aus Mangbáttu beschriebenen glich. Das wellige Terrain wird von zahlreichen Galleriewäldern durchzogen, die in den Terrainfalten halb versteckt liegen. *20. September.*

Bei unserem Lagerort wurde Mais, etwas rothes Sorghum und Bananen, sowie wenige Kürbisse, Ricinus und Tabak (Nicotiana rustica) gebaut. Einige sehr abgemagert aussehende Eingeborene stellten sich bei uns ein. Der grösste Theil von ihnen gehörte den Lendú an, wenige den Waldstämmen. Ihre Hütten haben aus Rohr bestehende Seitenwände und ein Kegeldach.

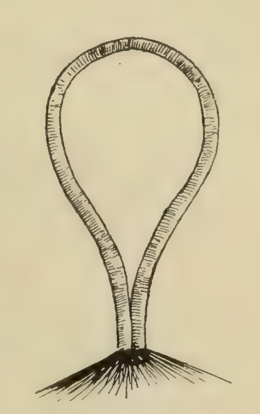


Abb. 138.
Halsgabel der Waldvölker.
(Daumendicker Ring aus Bastgeflecht, mit Thonpomade beschmiert und mit einem Kranz aus den rothen Borsten des Waldschweines verziert. Häufig auch ganz aus Eisen gemacht.)

In jedem Dorfe dieser Gegend fabriziren die Eingeborenen Salz, die grösste Delikatesse Central-Afrikas. Aus einigen Gerten und kreisförmig darum gelegten Bastringen wird eine Art Trichter hergestellt, den man mit Bananenblättern auslegt und in eine dicht über dem Boden befindliche dreitheilige Astgabel stellt. Dann füllt man Pflanzenasche hinein, begiesst sie mit Wasser und fängt die durchsickernde salzhaltige Lauge in einem untergestellten Topf auf, in dem man sie später abdampfen lässt.

Die Vegetation der Waldränder ist aus den Vertretern der westafrikanischen Hylea zusammengesetzt. Besonders an dem schlammigen Grunde der Gallerie-Wälder herrscht sehr üppiger Pflanzenwuchs. Eine kleine Wasserader fliesst langsam auf sandigem Grund mitten in Schlammterrain thalabwärts. In der Nähe unseres Lagers standen einige prachtvoll blühende und tadellos gewachsene Spathodeen, die jedem Park zur Zierde hätten dienen können.

Unser Führer vom Tag vorher begleitete uns auch diesmal. Er versicherte, dass es nördlich im Distrikte Bangbálla*) reichliche Nahrung gäbe. Vom Lager aus ging es in einen Galleriewald hinab und nach kurzem Marsch *21. September.*

*) Derartige Namen, in denen Consonanten-Zusammenstellungen wie »ngb« vorkommen, sind hier häufig und erinnern an Mangbáttu-Namen.

durch Gras in einen zweiten Waldstreifen, durch den der jetzt nur 5 m breite Abúmbi nach Süden strömt. Seine Sohle ist hier etwa 1,75 m höher als an dem Punkte, wo wir ihn einige Zeit vorher überschritten hatten. In dem Walde ist die am Boden befindliche Krautvegetation besonders reich entwickelt: Aroïdeen mit braun- und weissgescheckten oder stahlblauen Beeren, Amomum, zahlreiche Farne, sowie mindestens vier Arten von Balsamineen mit grossen, rosa und weissen Blüthen fielen uns besonders in die Augen. Aus dem Walde ging es bergauf, bis wir in eine von zahlreichen Adlerfarnen durchsetzte Graszone gelangten. Am Abhange eines Granithügels trafen wir auf einen Bananenwald, der in der vorangegangenen Nacht von einer Elephantenheerde total zerstampft war. Ein weiteres Ansteigen brachte uns auf eine mit vielen Granitfelsen besäte Anhöhe. Violetter Steinbrech und zwei Orchideen-Arten hatten sich hier in den Felsritzen angesiedelt. Auf der Höhe stand das Gras etwas weniger hoch, aber immerhin noch 6—8 Fuss, dazwischen zahlreiche Senecien, blass-violette Winden und etwas Akaziengestrüpp. Nach dreistündigem Marsch schlugen wir bei dem kleinen Dorfe Bakúna ein Lager auf. Von den versprochenen Kornvorräthen war jedoch leider nichts zu finden. Der Führer verschwand alsbald, zusammen mit einem Lendú-Jungen, den wir als Dolmetscher mit uns genommen, da er der Lūr-sprache mächtig war, die einige unserer Ssudanesen verstanden. Die Eingeborenen von Bakúna sind sehr hässlich, stark prognat, mit platter Nase und fast ohne jeden Schmuck. Ihre Haare haben sie in kleine Zöpfchen geflochten. Als Bekleidung dient ein grober Rindenstoff von meist grauer Farbe. Die Oberlippe wird ein- bis dreimal in der Mitte und manchmal auch noch einmal an den Mundwinkeln durchbohrt. Es wurde uns erzählt, dass der Itúri von N.-N.-O. komme; wo wir ihn zu überschreiten haben, sollte er nur 30—40 cm tief sein. An seinem jenseitigen Ufer liege das Land Ndrá (Andrá); jenseits dessen wohnten die Momfú, deren Land ein grosser Fluss (Bomokándi?) durchziehe.

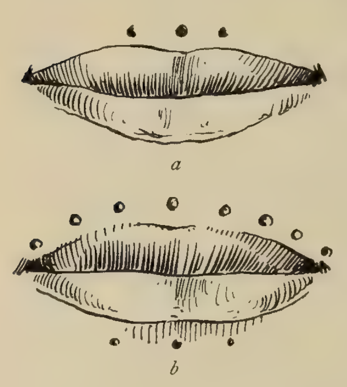


Abb. 139. Lippendurchbohrung *a)* der Lendú, *b)* der »Wassongóra« (Ndjáli).

Es kam uns zu statten, dass einige der neuen Ssudanesen ein wenig von der Lendú-Sprache verstanden, die sie auf den vom Ufer des Albert-Sees aus unternommenen Razzias gelernt hatten.

Dicht bei unsern Zelten lag im hohen Grase eine alte verlassene Hütte, unweit deren ich auf einem freien Platz eine grosse Holzpuppe weiblichen Geschlechtes fand (Abb. 140). Ihre Lippen waren in der characteristischen Weise, wie bei den Waldvölkern, mit zahlreichen Durchbohrungen verziert, und ebenso wie bei den Eingeborenen hatte man Strohhalme in diese Durchbohrungen gesteckt. Der Mund war durch eine weite Höhle nachgebildet; Stirn, Nase und

Beine waren im Verhältniss zu den übrigen Körpertheilen zu klein gerathen, das Haar durch eine stilisirte Schnitzerei nachgeahmt.*)

In der Hütte selbst fand ich ein noch primitiveres Bildwerk, das eigentlich nur aus einem Kopf mit Riesenmund und durchbohrten Lippen, sowie aus zwei Beinen bestand (Abb. 141). Seine Bestimmung war mir nicht klar; möglich ist, dass es sich um ein löffelartiges Instrument handelte. Allerhand in der Hütte vorgefundene alte Geräthe, Töpfe, Kalebassen, Amulette, 20—30 geschnitzte Holzpfeifen u. a. deuteten darauf hin, dass nach dem Tode des Besitzers Hütte und Geräthe im Stich gelassen worden waren. Ein aufgefundener Schenkelknochen eines 4—5 jährigen Kindes machte den Verdacht der Anthropophagie wahrscheinlich.

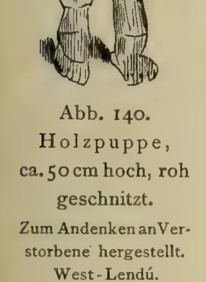


Abb. 140. Holzpuppe, ca. 50 cm hoch, roh geschnitzt. Zum Andenken an Verstorbene hergestellt. West-Lendú.

Von den Eingeborenen war über die Bedeutung dieses Platzes nichts zu erfahren. Wir brachten nur soviel heraus, dass es sich um eine Zauberei handle, und dass man diese Art von Figuren unter Feierlichkeiten und Pombetrinken aus Holz zu schnitzen pflege. Die Frauen dürfen eigenthümlicher Weise derartige Bildwerke nie zu Gesicht bekommen.

In den Feldern waren Stöcke aufgestellt, deren Enden durch Einkerbungen verziert und roth bemalt waren (Abb. 142). Sie sollten angeblich Felddiebstahl verhindern.

Da ich an diesem Tage den Schluss der Karawane zu leiten hatte, hatte ich unterwegs viel Aufenthalt. Zunächst brachte uns der Abstieg wieder in einen mit üppigster Vegetation erfüllten Galleriewald. In einem über moosbewachsenen Felsen plätschernden Bach, dessen Wasser eine Temperatur von nur $16^1/_2{}^0$ C. hatte, fand ich ausser Insektenlarven auch eine Anzahl von Süsswasser-Planarien.**) *22. September.*

Unsere Leute waren wieder ganz ermattet und konnten sich nur mit grosser Mühe auf den steilen, durch Regen schlüpfrigen Abhängen vorwärts bewegen. Obgleich ich nach den Abmarsch der Karawane zwei ganze Stunden im Lager gewartet hatte, hatte der letzte Mann erst nach

*) Es ist im höchsten Grade auffallend, wie wenig sowohl in Ostafrika als auch in diesen centralen Gebieten die menschliche Figur durch Zeichnung oder Modellirung nachgebildet wird. Im Westen findet man überall Pfeifenköpfe und Fetische mit menschlichen Gesichtern, während im Osten nur sehr selten Holzpuppen vorkommen. Solche sind bis jetzt nur bei wenigen ostafrikanischen Völkern (Wasarámo, Wabónde, Wakámba, Wadigo bis Mombas, Wagalla, »Nyassa-Stämme«) und bei den Bári und Dinka der Aequatorialprovinz gefunden worden. Hier bei den Lendú, ebenso wie bei den Bári, stellen sie keine Götzen vor, sondern dienen zur Erinnerung an verstorbene Vorfahren.

**) In allen zum System des Nil und der ostafrikanischen Küstenflüsse gehörigen Bächen habe ich vergeblich nach Süsswasser-Planarien gesucht. Nur in Quellflüssen des Itúri, sowohl am Duki, als hier, fand ich diese zur Gattung Dendrocoelon gehörigen Thiere. Sie können nur in kühlem Wasser leben und gehen sofort zu Grunde, wenn dieses sich erwärmt. Die Temperaturverhältnisse allein können jedoch für ihre Verbreitung nicht massgebend sein, denn in den kalten Bächen am Schneeberge fand ich keine.

ferneren zwei Stunden einen Punkt erreicht, der nicht weiter als 1 km in der Luftlinie von unserm Lager entfernt war. Ein Aegypter warf sich fortwährend stöhnend hin und behauptete, er könne keinen Schritt weiter marschiren, so dass ich ihn schliesslich von zwei Sansibar-Soldaten führen liess. Unter solchen Umständen kamen wir an diesem Tage nur eine ganz kurze Strecke vorwärts und lagerten bei dem kleinen Dorf Massíbba.

Bald nach Mittag verdunkelte sich der Himmel und heftiger Donner fing an zu grollen. Des Windes wegen musste ich das Zelt schliessen lassen, so dass ich in der Dunkelheit kaum schreiben konnte. Plötzlich brach ein derart entsetzliches Unwetter unter orkanartigen Erscheinungen los, dass ich kaum im Stande war, mein Zelt vor dem Umfallen zu schützen. Hagelkörner mischten sich in den fast horizontal gepeitschten Regen ein, und binnen kurzer Frist bedeckte eine mehrere Centimeter dicke Eisschicht von bis zu 1 Zoll grossen Schlossen den Boden. Das Zelt des Paschas, das den Winden eine grössere Widerstandsfläche bot, als das meinige, fiel um und begrub ihn unter sich. Ein ganzer Giessbach stürzte von einem Bergabhange herunter und den Boden meines Zeltes entlang, so dass verschiedene meiner Sachen fortzuschwimmen drohten. Alles, was nicht in den Blechkoffern verwahrt war, wurde gänzlich durchweicht. Die Temperatur sank während des Regens von 28 auf 15° C.

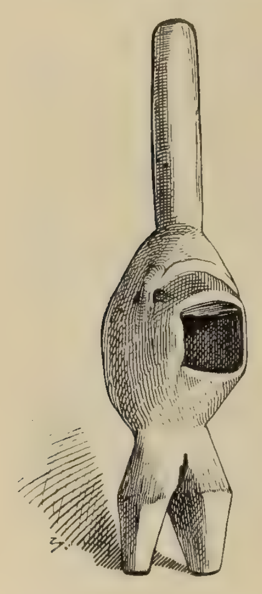


Abb. 141.
Löffelartige Figur, ebenfalls zum Ahnenkultus dienend. West-Lendú.

Als das Unwetter endlich etwas nachgelassen hatte, konnten wir das Zelt wieder aufschlagen und den Schaden besehen, den der Hagel an den Feldern und Bäumen angerichtet hatte. Der Boden war mit abgeschlagenen Blättern und Zweigen wie übersät, und die Maispflanzen sahen aus, als hätte man mit Schrot in sie hineingeschossen. Unsere Sachen waren alle zum weitaus grössten Theil durchnässt, und eine Möglichkeit, sie zu trocknen, nicht vorhanden, da der Regen bis zum Abend andauerte.

23. September. Wir mussten hier verweilen, um den Leuten Zeit zu gönnen, sich Nahrung zu verschaffen. Um Mittag stellte sich ein gleich heftiges Unwetter ein, wie Tags zuvor, aber ohne Hagel.

24. September. Ein Spaziergang auf eine nördlich gelegene Höhe gewährte eine weite Aussicht. Nach Nordosten dehnte sich, durch einige Hügel von uns getrennt, eine grosse, von zahlreichen Galleriewäldern durchzogene Ebene aus, in der der Fluss Adjába zum Itúri (hier Idyíri genannt) fliessen soll. Hinter dem Thal ward eine Hochebene sichtbar. Nach N.-N.-O. erheben sich in einiger Entfernung zwei hohe Kegelberge Abába, vor denen das Land Ansíba sich befinden soll. Nach Norden liegt das Gebiet von Andrá, wo angeblich Momfú-Stämme wohnen. Einige isolirte



Geräthschaften der Lendú und Lūr bei Ssónga.
(Matte, Körbe, Töpfe, Schemel, Mörser, Köcher, Schilde.)

Berge und ein kleines Bergplateau waren im Norden und N.-N.-W. am Horizont erkennbar. Während das Terrain nordöstlich von uns mit Gras und Gallerie-wäldern bedeckt war, war nach Nordwesten und Westen weit und breit nur Wald zu sehen. Nach Süden schweifte der Blick über die weite, soeben von uns durchschrittene Wellenebene des Abúmbi, auf das hohe Plateauland von Lendú und Bagégere. Das Lendú-Plateau fällt steil zum Abúmbiflusse ab.

Die Einwohner des Platzes gehören zu den Lendú; sich selbst nennen sie Dúdu oder Drúdu. Hier im Westen haben sie in ihrem Aeusseren viel von den Waldvölkern angenommen. *24. September.*

Im Lande herrschte allenthalben Nahrungsmangel; überdies war die Gegend sehr dünn bevölkert, so dass unsere Leute weit gehen mussten, um einiges noch an den Halmen befindliche Eleusinekorn zu erhalten. Der Mais war wenigstens noch einen Monat von der Reife entfernt. — Für die Ernährung unserer grossen Karawane hatten wir eben gerade die ungünstigste Zeit des Jahres getroffen. Seit Tagen hatten unsere Leute nur sehr wenig zu essen, und die Schwierigkeiten der Reise waren durch die fortwährenden Regen und die Nässe, sowie durch die versumpften, schlüpfrigen Wege noch vermehrt. Trotz der Entkräftung der Träger konnten wir aber hier nicht länger bleiben, da der Nahrungsmangel allmählich dringender fühlbar ward. Zu anderen Zeiten musste es hier reichlich mit den Kornvorräthen bestellt sein; jetzt aber war alles verzehrt und die neue Ernte noch nicht gereift. Im Dorfe fanden sich höchst originelle Getreidespeicher: — allerdings völlig leer — eine grosse cylindrische Schachtel aus Baumrinde von $1^1/_2$ m Höhe und 1 m Breite auf ein Untergerüst aufgestellt und mit einem Schutzdach aus Stroh versehen. Unsere Leute betrachteten den gähnend leeren Raum mit traurigen Blicken. Einer von ihnen aber kam auf die schlaue Idee, dieses Fass nach dem Vorbilde des seligen Diogenes als Wohnhütte zu benutzen. Das übliche Mittagsgewitter trat auch an diesem Tage wieder ein, so dass unsere Leute dieses Lager als »Kámbi ya mvúa lá maue«, das heisst das »Lager mit dem Steinregen« bezeichneten.

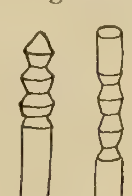


Abb. 142.
Geschnitzte und bemalte Stöcke.
In den Feldern zum Schutz gegen Diebe aufgestellt.
West-Lendú.

Nachdem wir Morgens früh die Wasserscheide zwischen dem Abúmbi und einem anderen Zuflusse des Itúri passirt hatten, durchschritten wir einen Gallerie-wald, hinter dem ziemlich niedriges Gras den Boden bedeckte. Rosablühende Schmetterlingsblüthler (Vicia?), rosafarbene Balsamineen, violette Malven mit gelben Staubbündeln, gelbe Senecien und gelbblühender Sauerklee waren im Grase verstreut. Wo die Vegetation höher stand, wurde der Marsch durch die zahlreichen dornigen Ranken der Sassaparille (Smilax) sehr erschwert. Nachdem wir noch $2^1/_2$ Stunden in nördlicher Richtung weiter gegangen waren, lagerten wir bei dem kleinen Orte Nssóba. *25. September.*

Nach einigem Bemühen gelang es, Eingeborene heranzurufen. Sie erzählten, dass etwa 5 Monate vorher Manyémahorden die ganze Umgegend verwüstet und

Menschen und Elfenbein fortgeschleppt hätten. Sie nannten diese Leute Táli (wohl aus Ndjáli verdreht).*) Die Räuber seien bis zu einem grossen Flusse, Namens Zili, vorgedrungen und hätten den am anderen Ufer wohnenden Leuten in Móba viele Kühe weggenommen. Die vor uns liegenden Eingeborenen gehörten dem Stamme der Momfú an, deren Sprache einer der Eingeborenen beherrschte.

Von unserem erhöhten Standpunkte aus überblickten wir nach Westen und Nordwesten eine breite bewaldete Ebene. Nach N. 20° W. aber löste sich der geschlossene Wald nach Osten in Galleriewälder auf. Jenseits des Waldes ward in bedeutender Entfernung ein grasbedecktes Plateau sichtbar, das ohne Zweifel zu Momfú gehörte.

Die Leute erzählten, dass das nördlich von uns liegende Gebiet durch die Manyéma gänzlich verwüstet sei. Unsere Leute könnten dort keine Nahrung finden. Sie boten sich aber an, uns in W.-N.-W.-Richtung zu führen, um das verwüstete Gebiet zu umgehen. Vier Tagemärsche von hier sollten wir angeblich das Land Andemaére erreichen, in dem wir den Bomokándi vermutheten.

Auf dem Marsch während des Tages waren Rihán Agas sämmtliche Diener unter Mitnahme seines Gewehres, seines Gepäcks und einer Unyamwési-Frau desertirt. Von zwei zurückgeschickten Patrouillen wurden sie nicht mehr aufgefunden.

Unsere Leute waren nachgerade aufs äusserste abgemagert, nur einige der Kräftigsten konnten ihre Lasten noch ohne Anstrengung tragen und nach der Ankunft im Lager ausgehen, um für ihre Angehörigen Nahrung zu suchen. Auch der Pascha und ich hatten schon seit mehreren Tagen ausschliesslich von einigen aus Eleusine hergestellten Mehlfladen gelebt. Fortwährend jammerten die Leute nach Essen, ohne dass wir im Stande waren, ihnen zu helfen. Da die Aussichten, wenn wir direkt nach Norden marschirten, höchst traurig waren, so beschloss der Pascha sich den Führern anzuvertrauen und zu versuchen, in westlicher Richtung den Wald zu durchkreuzen.

26. September. Unter der Führung der Eingeborenen marschirten wir also zunächst ein Stück auf dem Grasplateau entlang nach W.-N.-W., um dann über 100 m in den Wald hinabzusteigen. In einem mitten im Dickicht gelegenen Dorf standen etwa 30 Eingeborene, von denen sich jedoch keiner entschliessen konnte, in unsere Nähe zu kommen. Nur aus der Ferne wiesen sie uns auf einen nach Norden führenden Weg. Es waren untersetzte Gestalten mit breiten Zügen. Haut und Kopfhaar hatten sie mit Thonpomade gesalbt. Alle trugen den Fellkürass, kleine Pfeile und Bogen nebst ziemlich roh gearbeiteten, viereckigen Hautschildern auf dem Rücken. Sie gehörten dem Stamme Badjúko der Momfú an, so dass sich unsere eigenen Momfúleute leicht mit ihnen verständigen konnten.

Wir überschritten einen starken, nach Norden fliessenden Bach Akwí und lagerten auf einer hügeligen Waldlichtung in dem Dorfe Andebáli, in dessen

*) Weiter vor uns wurden sie, wie wir später erfuhren, Bódo genannt.

Umgebung viele, aber leider unfruchtbare Bananen standen. Die Hütten waren nach Art derjenigen der Wahóko aus einer aus Bananenblättern hergestellten Seitenwand gebaut, auf der ein Kegeldach aus Phrynium-Blättern mit kleinem Vorbau über der Thür ruhte. (Abb. 144.)

Eingeborene liessen sich nicht mehr sehen. Der mitgebrachte Führer versprach jedoch, uns noch zwei Tagemärsche vorwärts zu führen. Um des Mannes sicher zu sein, liessen wir ihn durch einen Soldaten nach einer Hütte geleiten, wo er schlafen sollte. Während er sich, äusserlich ruhig, dorthin begab, schien er sich plötzlich eines anderen zu besinnen: mit einem grossen Satz war er in dem nahen Busch verschwunden, und alle Anstrengungen, ihn im Dickicht zu verfolgen, erwiesen sich leider als vergeblich. Der Soldat war nur etwa $^1/_2$ Schritt von ihm entfernt gegangen, hatte jedoch vom Pascha keine Erlaubniss bekommen, den Mann zu binden.

So waren die Aussichten, rasch vorwärts zu kommen, wieder stark gesunken. Zu essen gab es nichts, trotz des grossen Bananenhaines. Die wenigen, gänzlich unreifen Früchte waren rasch aufgegessen, so dass es völlig ausgeschlossen war, hier noch längere Zeit liegen zu bleiben. Wir mussten uns deshalb entschliessen, auf gut Glück mit der Karawane vorwärts zu dringen.

Zunächst richteten wir unseren Marsch nach Norden. Auf leidlich gebahnten Wegen kamen wir über einige Bäche, und dann an den gestern überschrittenen Akwí, wo der Weg aufhörte. Ich liess die Leute halten und sandte rechts und links Patrouillen aus, die jedoch nur auf verlassene Zwergenlager stiessen. Alsdann wurde der Versuch gemacht, nach Nordosten vorzudringen, ebenfalls ohne Erfolg. $4^1/_2$ Stunden lang suchten wir so mit der Karawane einen Pfad, aber allenthalben starrte uns undurchdringliches Dickicht entgegen, in dem nur einige Elephantenpfade und blind verlaufende Wege gefunden wurden. *27. September.*

So blieb uns nichts übrig, als in unser altes Lager zurückzukehren. Da die Leute hier jedoch nicht mehr das Geringste zu essen fanden, mussten wir weiter in das Grasland zurück, aus dem wir gekommen waren.

Bei feuchtkaltem (12° C.) Wetter gelangten wir nach Nssóba zurück, was bei den ausgehungerten Leuten nicht geringe Schwierigkeiten kostete. Alle Soldaten der Nachhut mussten mittragen helfen. Am meisten Mühe machten uns eine alte, 75-jährige Ssudanesen-Frau und ein Sswahíli-Soldat. Ein Träger war schon in der Nacht verschwunden, um sich den Anstrengungen zu entziehen. Andere Leute, die sich auf dem Wege versteckt hatten, wurden von der Nachhut aufgefunden und ins Lager befördert. *28. September.*

Gleich nach der Ankunft in Nssóba sandte der Pascha Leute aus, die, wenn irgend möglich, Eingeborene herbeischaffen und sich nach Nahrung umsehen sollten. Auch wir Europäer hatten nichts mehr zu essen. Am Nachmittage kam glücklicher Weise Mambo, einer meiner Diener, mit etwas halbreifem Eleusinekorn zurück, so dass wir wenigstens für den anderen Tag einen Imbiss hatten. Die zum Nahrungsuchen ausgesandten Leute kehrten am selben Tage nicht mehr

zurück. Hier war eine Schmiede-Werkstatt etablirt. Als Blasebälge dienten diesmal Thontöpfe, die in langen Röhren, welche als »Dusen« fungirten, ausliefen (Abb. 145). Ein Felsblock ersetzte den Ambos und ein vierkantiges Eisenstück den Hammer.

29. September. Am Mittag kamen die Wanyampára der Expedition zum Pascha. Sie meldeten ihm, dass schon seit drei Tagen allerhand Redensarten wegen des Hungerns unter den Leuten umgingen, und dass sie sogar dahinter gekommen seien, dass 15 Mann in corpore desertiren wollten. Die Träger weigerten sich weiter zu gehen, da es hier nichts zu essen gäbe, und sie zu verhungern fürchteten. Wenn wir durchaus zum Kongo gehen wollten, so würden die Leute uns gern über Nyángwe oder auf einem anderen Wege begleiten. — Der Pascha setzte ihnen auseinander, dass wenige Tage nördlich von uns das reiche Land Kalliká läge, und dass er noch heute Abend 50—60 Mann nach Nordost auszuschicken gedächte, um Nahrung zu suchen.



Abb. 143. Momfú-Mann.
(Zweiter Trompeter der Expedition.)

Zuerst waren Alle damit einverstanden, den Erfolg dieser Sendung abzuwarten. Als aber von den ausgegangenen Leuten einer nach dem andern zurückkehrte, ohne Nahrung gefunden zu haben, schlug die Stimmung wieder um. Man bestand auf den Rückmarsch. Die Leute waren dabei aber durchaus ruhig und bescheiden, und von irgend welchem Aufruhr war keine Rede. Alle Vorstellungen, noch einmal nach Nordosten vorzustossen, halfen jedoch nichts, man wollte um jeden Preis auf den Südweg zurück. Nur Ulédi, der reiseerfahrenste unter ihnen, sah ein, dass ein Marsch nach Osten oder Norden bessere Aussichten für uns hatte, als ein Zurückgehen nach Süden durch Gegenden, in denen, wie wir kurz zuvor erst mit eigenen Augen gesehen, sicherlich keine Nahrung vorhanden war; er konnte aber diesmal mit seiner Meinung nicht durchdringen.

Wir überlegten lange hin und her, ob wir die Leute nicht mit Gewalt zwingen sollten, uns zu folgen; doch kamen wir zu der Ueberzeugung, dass ein solches Vorgehen gänzlich zwecklos sei, da wir mit Sicherheit erwarten konnten, nach Anwendung von Gewalt in wenigen Tagen von allen Leuten verlassen zu sein. So mussten wir definitiv an den Rückmarsch denken. — —

Der Pascha war sehr deprimirt und hatte alles Vertrauen zu den Sansibarleuten verloren. Wenn die Aufseher ihm derartige Vorstellungen machten, erklärte er, so sollten sie auch ferner die Karawane selbst führen, und er würde einfach hinterher gehen. Ich stellte ihm vor, dass damit überhaupt Alles verloren sei. Da die Sachen einmal so ständen, so scheine es mir das Beste, wenn er den Leuten sage: »gut, ich führe euch zurück, aber nur auf dem Wege über den Tanganyika«. So könnten wir auf dem Rückmarsch jedenfalls noch alles Mögliche leisten und auch wissenschaftliche Erfolge haben.

Ich hatte diese ganze Wendung der Dinge schon seit längerer Zeit befürchtet, denn seit dem 19. des Monats hatten die Leute fast nichts mehr gegessen. Bananenwurzeln und gekochte Kürbisblätter waren ihre ganze Nahrung gewesen. Ich hatte mich häufig durch Umhergehen im Lager persönlich davon überzeugt, dass wirklich Niemand etwas hatte. Allerdings wäre es ganz wohl möglich gewesen, dass wir mit dem Führer in das offene Momfúland hätten durchstossen können, doch war es mir mehr als zweifelhaft, ob wir mit der grossen Anzahl von Leuten und den wenigen Patronen in den südlichen Mahdistenkolonien und anderen Gegenden durchgekommen wären, zumal wir erst etwa den dritten Theil des Weges nach Kamerun zurückgelegt hatten. Von dem südwestlichsten Punkt Dr. Junckers waren wir allerdings nur etwa 120 km, also 8—10 Tagemärsche entfernt, aber gerade das dazwischen liegende Land bot noch die meisten Schwierigkeiten. Dazu kam noch, dass gerade jetzt die denkbar ungünstigste Jahreszeit war: Regen und Nahrungsmangel waren gegen uns im Bunde, ausserdem die Eingeborenen durch die Raubzüge der Manyéma misstrauisch und gereizt.

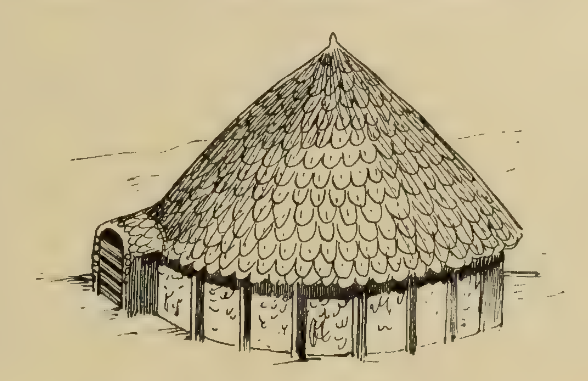


Abb. 144. Hütte der Momfú in Andebáli.

Von den Soldaten hatte kein einziger auch nur mit einem Wort über Hunger geklagt. Abends beim Apell machte ich ihnen klar, dass nur die Träger Schuld an dem Rückmarsch seien. Es habe uns sehr gefreut, dass keiner der Soldaten sich an deren Umtrieben betheiligt habe.

Der Pascha entschloss sich also zunächst, auf dem Lendúplateau bei Kiro Rast zu machen, damit die kranken und halb verhungerten Leute sich erholen konnten. Von dort aus dachte er, auf dem Plateau nach Südwesten vorzudringen, Undússuma westlich zu umgehen und sich später westlich vom Albert-Edward-See zu halten, um von dort aus die Vulkane zu besuchen.

Der Pascha wollte versuchen, die bei Kaváli ansässigen Ssudanesen nun doch nach Süden zu führen, denn er war der Meinung, dass trotz des vor- *30. September.*

gekommenen Diebstahls und der Desertation Bachíd Agas die Leute uns folgen würden, wenn wir nur warteten. Er glaubte nicht, dass die Leute uns angreifen könnten, meinte aber, selbst nicht in die Station gehen zu dürfen, da man ihn dort möglicherweise zwingen könnte, länger zu warten, als ihm angenehm sein würde. Bei nebeligem Wetter und Regen, der den ganzen Nachmittag anhielt, marschirten wir auf den schlüpfrig gewordenen Wegen bis nach Adsó.

1. Oktober. Am Morgen desertirten abermals drei Träger. An diesem Tage marschirten wir bis zu dem Dorfe Bakúngu. Viele unserer Leute waren bereits entsetzlich abgefallen und zu reinen Skeletten geworden. In grossen Kochtöpfen kochten wir aus Knorrschen Suppentafeln und etwas Fleischextrakt eine Suppe, mit der wenigstens die schwächsten Leute ihren schlimmsten Hunger stillen durften. Viele konnten ihre Lasten nicht mehr tragen: so vertheilten wir eine Anzahl Stoffballen unter die Soldaten, deren jeder ein kleines Packet tragen musste.

2. Oktober. Auf unserem alten Wege erreichten wir Badjúa. Auch hier war für die erschöpften Leute keine Nahrung zu finden. Eingeborene liessen sich nicht sehen. Und der Regen strömte jeglichen Tag. . . .



Abb. 145.
Schmiede-Blasebalg aus Thontöpfen, mit Bananenbast bespannt.
Momfú in Nssóba.

3. Oktober. Ueber unser altes Lager Nssabána hinaus gelangten wir folgenden Tages bis zu dem Dorfe Tshusadré. Der Weg war durch die Regengüsse total verschlammt, der Marsch daher für die geschwächten Leute besonders angreifend. Manche konnten selbst ohne Lasten kaum noch weiter gehen. An Essbarem war jetzt überhaupt nichts mehr vorhanden als junge Maisstengel, die die Leute theils roh verzehrten, theils zerhackten und kochten. Dadurch hatten sich ihrer viele den Magen so verdorben, dass sie sich fortwährend erbrachen. Wir Europäer hatten schon seit einer Reihe von Tagen keine andere Nahrung mehr gehabt, als täglich einen gerösteten Mehlfladen von der Grösse einer halben Semmel, von Fleisch wurde höchstens noch geträumt, denn auch Wild war nicht zu finden. Nur wenige Leute, wie Ulédi, waren immer vergnügt, und Mabruck vermehrte während dieser Tage sogar noch unsere Sammlungen.

Am Abend zuvor hatten wir Rihán Aga zu Kiro vorauf geschickt, um dort Nahrung bereit zu stellen. Durch den Regen war er jedoch aufgehalten worden und konnte uns noch nichts entgegen senden.

4. Oktober. Alle Soldaten bis auf zwei mussten nun Lasten tragen, und auch diese beiden wurden bald mit den kranken Leuten beschäftigt, so dass ich ganz allein die Nachhut übernehmen musste. So war ich ausser Stande, einige am Wege liegende Lasten, deren Träger verschwunden waren, fortzuschaffen, ich musste mir deshalb die letzten Träger der Karawane zurückrufen, mich bei den Lasten

etabliren und von dem voran marschirten Pascha Ersatzleute erbitten. Nach langem Warten kamen meine beiden Soldaten wieder an, die inzwischen die Erkrankten vorauf gebracht hatten. Mit ihrer Hilfe konnten wir die Lasten weiter transportiren. Dabei musste ich jedoch, um den Soldaten das Tragen zu ermöglichen, deren Gewehre und kleines Gepäck selbst auf mich nehmen. Erst später kamen uns noch Leute vom Lager entgegen. Am Nachmittage endlich erreichte ich den Pascha bei dem Lager, das er etwas unterhalb des früher von uns eingenommenen Platzes aufgeschlagen hatte.

Mit geheimnissvoller Miene rief er mich in sein Zelt und lud mich dort feierlich zu einem Gericht von etwa acht gekochten süssen Kartoffeln ein. Er selbst hatte noch nichts zu sich genommen, weil er auf mich gewartet hatte, eine Rücksicht, zu der eben nur der sich Freunden gegenüber aufopfernde Pascha fähig war. Mit wahrem Heisshunger verzehrten wir diese kärgliche Mahlzeit, »denn dieser letzten Tage Last war gross«.

Unsere Leute waren bis zum äussersten erschöpft. Viele von ihnen litten an Dysenterie und hatten infolge der schlechten Ernährung skorbutische Ausschläge am Munde bekommen. Es war die höchste Zeit, dass wir diesen Platz erreichten: ich glaube kaum, dass die Karawane noch einen Tag länger zusammenzuhalten gewesen wäre.*)

Unsere ausgehungerten Leute waren sofort über die Maisfelder hergefallen und hatten dort geerntet, ohne die Besitzer erst lange zu fragen. Als Kiro dies sah, flüchtete er, und es kostete uns viel Mühe, ihn wieder heranzurufen. Um ihm Vertrauen einzuflössen, liessen wir Rihán Aga Blut mit ihm wechseln. Dann sah er schliesslich ein, dass »verhungernde Leute keinen Verstand haben konnten«.

Kiro wollte uns einen Ort zeigen, an dem unsere Leute ausreichende *5. Oktober.* Nahrung finden sollten, denn in seinem eigenen Lande war davon nicht genug vorhanden. Nur in diesem Nothfall konnte der Pascha sich dazu entschliessen, Kiro gegen einen seiner Feinde zu helfen und mit Gewalt den Eingeborenen etwas fortzunehmen. Er wollte jedoch keinesfalls, dass ich als Europäer mich daran betheiligte, da das dem Namen der Europäer noch mehr schaden müsste.

Von einem kürzlich aus Osten gekommenen Manne erfuhren wir bald nach der Ankunft, dass Ssudanesen einige Tagemärsche östlich von hier nach Süden gezogen waren und arg geplündert hatten.**)

---

*) Wir verloren durch Hunger, Anstrengungen und Verwundungen 25 % der Träger auf dem Marsch von Undússuma und dorthin zurück.

**) Durch ihre Razzias verwüsteten die Soldaten der Aequatorialprovinz das ganze Land. Jetzt, wo alle Bande der Disziplin gelockert waren, war es natürlich noch schlimmer als früher; aber auch während der Pascha noch als alleiniger Europäer im Lande war, kamen viele Ausschreitungen vor. Er musste eben Aegypter als Stationschefs einsetzen, die das Land nur zu ihrem eigenen Vortheil aussaugten. Als Beispiel mag dienen, dass in Fatíko im Jahre 1876 noch ein enormer Ueberfluss war; auch 1878 musste der Pascha ganze Speicher voll Korn dort verschleudern lassen, da man die

6. Oktober. Unter Führung einiger Eingeborenen gingen die meisten Leute unserer Karawane unter dem Kommando Rihán Agas fort, um sich Nahrung zu verschaffen. Vor dem Ausmarsche gab der alte Kiro Rihán Aga einige Blätter in die Hand, die er nicht wegwerfen dürfe, wenn seine Leute Erfolg haben sollten. Dann hing er an einen Pfahl vor das Zelt des Paschas ein Stück Büffelhaut, einen aus Bast geflochtenen Sack und eins der oben beschriebenen Handgelenkspolster auf, eine Vorrichtung, die ebenfalls Unglück verhindern sollte. Die Eingeborenen brachten nur wenig Essen zum Verkauf. Fleisch hatten wir schon seit vielen Tagen nicht mehr gesehen.

Bei einer Revision der Leute stellte sich heraus, dass wir ausser den drei Deserteuren noch den Verlust von drei Leuten zu beklagen hatten, die an Hunger gestorben waren.

7. Oktober. Das wellige 1400—1500 m hohe Plateau ist hier mit runden Hügeln besetzt. Der Boden besteht durchweg aus Laterit, nur hier und da tritt grauer Granit oder etwas Raseneisenstein auf; alles ist mit ziemlich kurzem Gras (meistens Paniceen) bedeckt, hie und da sieht man auch niedrige Gebüsche von Cassia, sowie in der Nähe der Hütten einzelne Ficusbäume, die zur Rindenstoffbereitung dienen. Das Brennholz muss von weit her geschafft werden. Hier Holzmangel und einige Stunden weiter westlich der Urwald! Die Dörfer bestehen aus offenen Gruppen von 10—20 Hütten und sind meist auf den Höhen angelegt.

Morgens war das Wetter immer heiter, Mittags fielen starke Gewitterregen bei wechselnden Winden. Dann wurde es empfindlich kalt und unbehaglich. Auch Nachts blies oft ein steifer Wind, meistens aus Südosten. Nach den Aussagen der Eingeborenen soll die Gegend nur zwei Monate im Jahre regenfrei sein. Da der schlammige Boden den Aufenthalt in den Zelten unbehaglich machte, so liessen wir uns einige Grashütten bauen.

8. Oktober. Mittags kamen unsere Leute zurück. Sie hatten nichts als grünen Mais bekommen. Viele hatten sich überdies durch die mehrfach erwähnten Stacheln an den Füssen verwundet. So gewann es den Anschein, als habe der Häuptling sie nur dorthin geschickt, um sie für eine Privatstreitigkeit mit seinem Nachbarchef auszunützen.

9. Oktober. Nach vielen Bemühungen erhielten wir glücklicherweise etwas Fleisch für unsere Küche.

11. Oktober. Kiro erzählte uns, dass die Ssudanesen der Aequatorialprovinz garnicht weit von hier sässen. Gleich nach unserm ersten Abmarsch, sei eine Abtheilung von ihnen in ziemlicher Nähe gesehen worden, und von seinen Hügeln aus habe man ihr Schiessen gehört. In zwei Tagen könne man dort sein, wo sie jetzt sässen.

Vorräthe nicht bewältigen konnte. Für eine Besatzung von 60 Mann Soldaten waren 12 Hütten voll Korn, 300 Rinder und ungezähltes Kleinvieh vorhanden. Kaum 3 Jahre später herrschte dort bittere Hungersnoth: die Rinder waren alle geraubt und die Eingeborenen verscheucht. So unmenschlich hatte man dort gehaust.

Wenn es auch schwer schien, die Expedition hier noch auf 8—10 Tage zu verproviantiren, so wollte der Pascha es doch versuchen, Rihán Aga mit einigen Leuten unter Kiros Führung auszusenden, um sich mit den Ssudanesen in Verbindung zu setzen. Kiro übernahm auch wirklich in Begleitung seiner Lieblingsfrau und vier seiner Jungen die Führerschaft. Am selben Tage noch sollten sie in einem Dorfe Namens Famítu übernachten und am andern Mittag in Fandóro*) voraussichtlich die ersten Ssudanesen treffen. Eine von Neuem ausgesandte Abtheilung von Trägern und Soldaten hatte inzwischen glücklicherweise etwas Mais und Bohnen aufgetrieben.

Mit den Augen des Paschas ging es indessen fortdauernd schlechter. Er konnte nur noch mit grosser Anstrengung schreiben, auch das Gehen wurde ihm schwer, weil er den Weg nicht mehr deutlich sah. Ueberdies bildete er sich ein, an Diabetes zu leiden. Seine Schlaflosigkeit, den ziemlich starken — jetzt doch erklärlichen — Hunger und auch das Augenleiden selbst wollte er darauf zurückführen. *14. Oktober*

Als ich am Nachmittag in meiner Hütte sass, um Notizen über die Sitten und Gebräuche der Wanyamwési niederzuschreiben, brach plötzlich ein starkes Gewitter herein. Ein greller Lichtschein und sofort darauf folgender Donnerschlag liess uns alle in die Höhe fahren. Ich stürzte heraus und sah, dass eine lange Stange, die neben der Hütte des Paschas stand und von den Manyéma als Flaggenmast aufgerichtet worden war, fast der ganzen Länge nach gespalten war. Die Splitter davon lagen in weitem Umkreis rings am Boden verstreut. Der Strahl war zwischen unsern dicht neben einander stehenden Hütten hart vor der Thür des Paschas in den Boden gefahren. Als ich zu meinem Chef kam, fand ich ihn noch halb betäubt. Er hatte die weisslich-blaue Feuermasse etwa 3 m vor sich in die Erde fahren sehen, nachdem sie von der Stange nach Osten abgesprungen war. Auf einem Durchmesser von etwa 1 m waren 25 kleine Löcher von 2—3 mm Weite in dem feuchten Erdboden sichtbar, alle kreisrund und mit etwas röthlichen, offenbar angesengten Rändern. Ein starker Ozongeruch machte sich bemerkbar. Glücklicherweise hatte der Blitz weiteren Schaden nicht angerichtet, aber das Unglück hätte unabsehbar werden können; denn 300 Pfund Pulver und eine Menge Patronen lagen in nächster Nähe der Stelle, an der es eingeschlagen hatte.

Unsere Wanyamwési nahmen sich sofort einen von den Blitz getroffenen Holzsplitter mit, der als gute Medizin gegen Kopfschmerzen geschätzt wird.**)

---

*) Nicht identisch mit dem Orte desselben Namens, der bei Arédja liegt.

**) Die Araber schlachten in diesem Falle eine Opferziege, mit deren Blut die vom Blitz getroffene Stelle bestrichen wird. Sowohl in Aegypten, als auch in Maskat und Sansibar meint man, dass mit jedem Blitz ein Block von sehr hartem Eisen vom Himmel herabstürze. Gewöhnlich gelänge es jedoch nicht, diesen Stein zu finden. Das betreffende Eisen sei kaum schmiedbar. Wenn jedoch einem geschickten Handwerker seine Bearbeitung und die Herstellung eines Schwertes daraus gelinge, so werden dieser Waffe besondere Kräfte zugeschrieben. Sie schützt den Träger und sein Haus vor jeglicher Blitzgefahr; man kann Eisen mit ihr durchhauen und andere Wunder verrichten. Man sagt, dass der Sultan der Núba von Tákala in Süd-Kordofán einem solchen Schwert seine Unabhängigkeit von den Arabern verdankte.

Nach einer vorgenommenen Zählung hatten wir noch 115 Lasten und 120 Träger, von denen jedoch sechs augenblicklich dienstunfähig waren.

15. Oktober. Bei ganz klarem Wetter nach einem Regenguss waren in Südrichtung (N 203° O) sehr hohe Bergmassen sichtbar, die nichts anderes sein konnten als der Nordabhang des Runssóro. Ein weiter Blick eröffnete sich von unserm Lager über die weiten von Wald erfüllten Thäler, aus denen die Nebelmassen nur selten verschwanden.

Die westlich von hier wohnenden Waldvölker haben dieselben kleinen, stark angespannten und mit Rottangsehne versehenen Bogen, die wir bei den südlicheren Stämmen beobachtet hatten. Ihre kleinen Pfeile tragen lanzettförmige Eisenspitzen, hinter denen sich beiderseits 2—3 nach rückwärts gerichtete Widerhaken befinden. Die Verbindung der Spitze mit dem Schaft wird durch schmale, plattgeschlagene, um das obere Ende des Schaftes gewickelte Eisenbändchen hergestellt, die über die »Tülle« der Spitze gewickelt sind.*) Die Befiederung aus Ficusblättern gleicht der früher beschriebenen. Der Pfeil wird zwischen dem Daumen und dem ersten Gelenk des Zeigefingers festgehalten, während die beiden folgenden Finger der Hand mit auf die Sehne gesetzt werden, um diese zu spannen.**) Den Bogen hält man senkrecht und bewegt ihn während des Abschiessens etwas nach vorn.

Die Zwerge kamen häufig an den Waldrand, und waren, wie sich zeigte, mit Kiro gut befreundet. Immer wurden die eigentlichen Zwergvölker und die westlich von hier wohnenden, Ackerbau treibenden Waldbewohner zusammengefasst.

Wir benutzten unsern hiesigen, unfreiwilligen Aufenthalt, um Vocabularien verschiedener Stämme, sowie allerhand Notizen über Sitten und Gebräuche der Lūr, Lendú, Manyéma und Wanyamwési zu sammeln.

18. Oktober. Am Nachmittag kehrte Rihán Aga mit seinen Leuten zurück, ohne die Ssudanesen getroffen zu haben. Nach einer kurzen nördlichen Ausbiegung war er nach Osten marschirt und hatte am dritten Tage den Dukifluss erreicht, der sonach weit aus Norden herkommen muss. Er war dann etwa 20 Stunden weit (40—45 Miles) durch Grasland gegangen, das nur an wenigen Stellen von Wald unterbrochen wurde. Am Endpunkt seines Marsches aber hatten sich ihm so zahlreiche Lendú im Verein mit Wahúmaleuten Melíndwas und mit A-Lūr entgegengestellt, dass er sich zur Umkehr gezwungen sah. Er glaubte, dass man den Marsch durch diese Gebiete nur mit 100—200 Gewehren erzwingen könne. Von einer A-Lūr-Frau des Häuptlings Umma in Msswá, die den Pascha von früher kannte, hatte er gehört, dass wenige Tage vorher die Ssudanesen dagewesen seien. Sie hatten eine Razzia gemacht, sich dann aber mit Verlusten nach Msswá zurückgezogen. Ihr Ziel sei offenbar, so sagte die Frau, einen Weg zu

*) Bei den Lendú sahen wir diese vielfach durch Rottangfasern ersetzt.

**) Sie haben demnach eine Pfeilhaltung, die von Morse (Arrow-release Bull. Essex, Instit. XVII, 1885 p. 8) als »secundäre Spannung« bezeichnet wird und nach ihm hauptsächlich für Indianerstämme charakteristisch sein soll.

finden, um aus der Aequatorialprovinz fortzukommen. Munition besässen sie nicht mehr genügend. Da sie den Weg nach Süden nicht gefunden hätten, beabsichtigten sie, sich nach Mruli zu wenden. Also wieder eine Enttäuschung mehr für uns!

Kiro hatte sich als Führer sehr zuverlässig erwiesen. Er hatte u. a. rechtzeitig einen Hinterhalt bemerkt und unsere Leute um diesen herum geführt. Wir machten mit ihm aus, dass wir am zweitnächsten Tage abmarschiren würden. Er wollte uns noch einige Tagemärsche weit begleiten und rechnete dafür auf ein gutes Geschenk von uns, »da wir grosse Leute im Verhältniss zu seinem Freunde Ndjáli wären. Von diesem habe er 10 Gewehre, Messingdraht, einen Teller und Sklaven als Geschenk bekommen. Auch von uns wünschte er einige Gewehre, Teller, Kerzen, Zündhütchen und Baumwollenstoffe. Unsere Leute hätten doch auch viel in seinem Lande aufgegessen und das Meiste ohne Bezahlung weggenommen. Wir seien sehr gute Menschen, aber viele unserer hungrigen Leute hätten sich schlecht benommen«. *19. Oktober.*

Wie wir hörten, hatte er von den Manyéma zwei Remington-Gewehre der Stanleyschen Expedition, sowie einen andern Hinterlader und 10 Sklaven erhalten. Mit den verlorenen Gewehren der Stanleyschen Expedition, die massenhaft den Manyéma zusammen mit Patronen in die Hände gefallen waren, wurde also der Sklavenraub unterstützt. Kiro bot uns seinerseits einen angeblichen Zwergenknaben zum Geschenk an, den der Pascha jedoch ausschlug, einmal weil er hier sehr gut aufgehoben schien und mit uns wegen eines etwas missgebildeten Beines doch nicht recht hätte fortkommen können, dann aber auch, weil er offenbar nicht von reiner Rasse war.

An Munition besassen wir um diese Zeit ausser 97 Granaten noch 4033 Mauser-Patronen, d. h. 109 Schuss pro Gewehr und 327 Remington-Patronen oder 49 Schuss pro Gewehr. In Anbetracht dessen, dass bei einem ernstlichen Rencontre in 1—2 Stunden 2000 Patronen und mehr verschossen werden, waren dies nur sehr geringe Vorräthe.

Um die Karawane zu erleichtern, beschloss der Pascha, den Bitten der Leute nachzugeben und ihnen Stoffe als Vorschuss auf ihren Gehalt auszutheilen. Mit Ausnahme weniger Leute bekam in dieser Weise die ganze Karawane für einen Monat Gehaltsvorschuss, und den ganzen Morgen verbrachten wir mit dem Vertheilen der Stoffe. *20. Oktober.*

Nach der Aussage von Kiro hatten wir auf dem Vormarsch Kämpfe zu erwarten. Er behauptete gehört zu haben, dass viele Lendú sich dazu vereinigt hätten, uns den Durchgang zu verwehren. Der Pascha zog deshalb den Weg am Rande des Plateaus entlang nach Süden einer südöstlichen Richtung vor, da er nicht glaubte, dass wir uns bei dem jetzigen Zustand unserer Karawane auf Kämpfe mit Melíndwas Leuten einlassen konnten. So wurde für den anderen Tag alles zum Abmarsch vorbereitet. Kiro erhielt ein altes Vorderladergewehr, eine kleine Menge Pulver, Blei und Zündhütchen, etwas Messing, einen Schirm und einen alten Teller als Geschenk.

XXII. KAPITEL.

Die A-lūr.

Nach Beobachtungen in Wadelái von **Dr. Emin Pascha.***)

In der südwestlichen Gegend des oberen Nils wohnen die A-lūr auf einem ziemlich beschränkten Gebiet, das von allen Seiten von anders sprechenden und anders gearteten Völkern eingeschlossen wird. Nach Norden, nur wenig über Wadelái hinausreichend, dehnt sich ihr Land nach Süden bis Kahánama an dem Albert-See entlang aus; nach Westen sind ihre Grenzen nicht genau bekannt, und nach Osten bewohnen sie einen schmalen Streifen auf dem Ost-Ufer des oberen Nils. Ihre Nachbarn im Norden sind die Mādi, im Süden aus Osten eingewanderte Wanyóro und A-lendú, im Osten Mādi, Shúli und wohl auch einzelne Lángo,**) die sich zwischen sie und die stammverwandten Sheffalú eingeschoben haben. Im Westen dürften jedenfalls A-lendú und vielleicht Kakuák (Bári), ganz nach N.-W. hinauf vielleicht Kalliká, also wieder Mādi ihre Nachbarn sein. Die A-lūr nennen ihr Land Lūr oder Lūo, sich selbst A-lūo, ein Name, der merkwürdigerweise auch bei weit nördlicheren Stämmen ihrer Sprache vorgefunden wird und vermuthlich der eigentliche alte Stammesname für diese Völkergruppe ist.

Fragt man die A-lūr nach ihrer Herkunft, so erzählen sie, geradeso wie die verwandten Shúli, dass sie vor circa 100 Jahren von Norden her eingewandert seien. Diese Wanderer hätten die Breite von Dufilé überschritten (3° 37' N.), seien aber dann zum Stillstand gekommen und hätten sich nach längerem Aufenthalt in zwei Gruppen getheilt, von denen die eine den Fluss überschritten und sich nach S.-O. gewandt habe. Zu diesen Einwanderern seien dann andere desselben Stammes gestossen, die, gleichfalls von Norden her, auf dem Ost-Ufer des Flusses

*) Diese ethnographische Monographie wurde mir von Dr. Emin Pascha während unseres Aufenthaltes bei Kiro in die Feder diktirt. Er war bei seinem staunenswerthen Gedächtniss im Stande, über jede der zahllosen Völkerschaften seiner Provinz eine ähnlich ausführliche Arbeit ohne Hilfe früherer Aufzeichnungen zu machen, wenn er sich vorher einen bis zwei Tage darüber besonnen hatte. Der Pascha erzählte mir, dass die von Jephson in seinem Buch (»Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria«, deutsche Ausg. pg. 116) gegebenen Schilderungen der Bári, diesem fast wörtlich vom Pascha in die Feder diktirt seien.

**) Mit den Massai verwandt.

ihren Weg nach Süden genommen hätten, und aus beiden Abtheilungen seien die heutigen Shúli hervorgegangen, die sich selbst Atshól nennen, ein Name, der gleichfalls bei den Shílluk als Bezeichnung für einen ihrer Haupttriben vorkommt. Von den Shúli stiess eine Abtheilung nach Süden vor, drang über den Somerset-Nil in das heute von Wanyóro besetzte Gebiet und besiedelte das Land zwischen Fauwéra im Osten und dem Albert-See im Westen, während sie nach Süden nur einen 15 bis 20 Meilen breiten Streifen für sich beanspruchten. Die Bewohner dieses Landstriches, die sich ihre eigene Sprache bewahrten, sonst aber viele Sitten und Gebräuche von den Wanyóro entlehnt haben, werden Sheffalú (Shifalú) genannt.*) Die auf der Westseite des Flusses gebliebenen Einwanderer verfolgten ihren Weg gegen Süden bis auf die Höhe von Wadelái, von wo aus eine Abtheilung nach W. oder S.-W., die andere direkt südlich an dem See vordrang und die ganze Seeküste bis Kahánama besetzte, ohne jedoch im Stande zu sein, das Plateau über dem See in grösserem Umkreis zu besiedeln.**)

Es lässt sich gerade über die Fortschritte und die Ausbreitung dieser letzteren Einwanderer wenig Genaues sagen, da das von ihnen besetzte Land, den Streifen am See ausgenommen, bis jetzt eigentlich noch nie erforscht oder besucht worden ist. Ebenso lässt es sich nur schwer feststellen, welches die ursprünglichen Bewohner der heute von den A-lūr bewohnten Länderstrecken gewesen sind. Die Einwanderung der Mādi, durch die die vorgerückten A-lūr von ihren nördlichen Verwandten abgetrennt wurden und die sich, von Westen kommend, sogar über den Fluss hinüber nach Ost-Shúli erstreckte, scheint allen Angaben nach erst bedeutend später stattgefunden zu haben und dürfte dadurch bedingt worden sein, dass die A-Ssandé, von Westen kommend, auf die Mādi-Stämme der Abukáya, der Lóggo und der Eugíga eindrängten, und diese wiederum ihre südlichen Stammverwandten nach Osten schoben. Weiter im Süden wieder erzählen die am Albert-See angesiedelten A-lūr übereinstimmend, dass an den Seerändern Zwergenvölker gehaust hätten, die durch die eindringenden A-lūr zunächst auf das Plateau und von dort aus später ganz in den Wald geworfen worden seien. Auf diese Zwergenvölker führt man noch heute die ausgedehnten Pflanzungen von Bananen zurück, die am Westufer des Sees bis Kahánama hinunter vorkommen.

Wir haben demnach in A-lūr, Shúli und Sheffallú die Abkommen nördlicher Stimme zu suchen, und da diese von allen um sie wohnenden Völker-

*) Mit derselben Wanderung sind offenbar auch noch andere Stämme der Shílluk-Völker nach Südosten gelangt, die Ussóga und die Gegend im Nordosten des Victoria Nyansa besetzten. Die südlichen, »unteren« Kawiróndo reden noch heute dieselbe Sprache wie die Shílluk-Lūr (vergl. Thomson, Durch das Māssai-Land. Deutsche Ausgabe 1885 p. 433), während die »oberen« Kawiróndo, sowie die Wassóga, Bantu-Sprachen annahmen, die dem Kiganda sehr ähnlich sind. Das Ausschlagen der unteren Schneidezähne und manche andere ethnographischen Eigenthümlichkeiten wurden aber noch beibehalten. Ein neuer Beweis dafür, dass ein Volk seine Sprache oft ablegt.

**) Erst in den letzten Jahren sind die Lūr vom See aus familienweise auf das Plateau nach Westen gewandert.

schaften durch ihre Sprache geschieden sind, während andererseits ihre Sprachen sie untereinander verbinden und nur dialektische Abweichungen aufweisen, so erscheint es gerechtfertigt, ihre nächsten Verwandten da zu suchen, wo ihre Sprache wieder auftritt, um so mehr, als sich zwischen den von ihnen bewohnten Gebieten und dem Gebiet, in dem ihre Sprache wieder auftritt, auch andere Bindeglieder finden lassen, wie dies schon durch die Forschungen Dr. Schweinfurths für den Westen, durch Andere für den Osten festgestellt worden ist.

Schon früher ist darauf hingewiesen worden, dass die Sprache der unter 12°—13° N. wohnenden Shílluk mit der Sprache der hier behandelten Völkerstämme identisch ist; schon früher auch wurde erwähnt, dass die Traditionen von grossen Shíllukwanderungen unter ihnen und ihren Abkommen fortleben. Als Resultat fortgesetzter Untersuchungen dürfte nunmehr hierzu etwa Folgendes als begründet anzunehmen sein.

Als vor ungefähr 150—200 Jahren das grosse Shíllukreich, das von Fashóda aus bis weit nach Ssennār hinüberreichte, theilweise durch Jnvasion arabischer Stämme von Nord-Osten her, theilweise durch das Andrängen der Abyssinier und die mit ihnen verbündeten Gallastämme, theilweise endlich durch das Vordringen einzelner Núbastämme zertrümmert wurde, wandte sich naturgemäss die Ueberzahl der Bevölkerung, die sich im Stammlande nicht mehr zu ernähren vermochte, auf den allein noch offen gebliebenen Wegen nach Süden und zwar auf beiden Seiten des Nilstroms zugleich. Zunächst wurden die Landstrecken zwischen dem blauen Nil und dem Ssóbat occupirt, mussten jedoch später wieder geräumt werden, weil die Abu-róf von Norden andrangen und die Shílluk immer weiter gegen den Ssóbat drängten, wo sie heute noch an beiden Ufern wohnen. Von diesen auf der sogenannten Gesīre befindlichen Shílluk drang nun ein Strom gegen Süden vor, bahnte sich einen Weg zwischen den am Südfuss der abyssinischen Abhänge wohnenden Stämmen und den Dinka und Nuēr, liess eine Anzahl Kolonien am Djubbaflusse zurück und gründete dann ein ziemlich ausgedehntes Reich im Norden von Latúka, das heute unter dem Namen Ber oder Bérri bekannt ist. Von hier aus drangen jene Auswanderer vor, die, nach Vereinigung mit dem an der Westseite des Flusses heraufgekommenen und über den Fluss gesezten Shíllukhaufen, das Shúli und Sheffalú-Volk bildeten. Wir haben demnach von den ursprünglichen Sitzen der Shílluk auf der Ostseite des Flusses bis hinauf zu den Stromschnellen des Somerset-Nils eine fortlaufende Reihe von Shílluk-Niederlassungen, die die Wegspur der Einwanderer deutlich bezeichnen. Dasselbe gilt auch für den Westen. Von dem ureigenen Sitze ihres Stammes, also unter 12 bis 13° n. Br., wo wir sie noch heute finden, überflutheten die Shílluk das Land nach Süden, überschritten den Bahr-el-Gasál und liessen auf ihrer Wanderung nach Süden die beiden noch heute existirenden Stämme der Démbo und Bellánda zurück. Von dort aus wandten sie sich jedoch wieder östlich und gingen den Fluss hinauf, zersprengt und dezimirt durch Bári- und Dinka-Angriffe, bis sie endlich, aus dem Gebiet

des Bahr-el-Gébel heraustretend, Ruhe fanden und nun ihren Weg nach Wadelái und dem Albertsee ungestört fortsetzen konnten. Noch heute sind, besonders unter den Bári, Erzählungen von dieser grossen Invasion und fabelhafte Vergrösserungen der von den Bári damals bewiesenen Tapferkeit im Umlauf. Noch heute aber ist es möglich, dass Shílluk-Soldaten im Lūr- und Shúli-Lande mit den Eingeborenen ohne Weiteres verkehren können; denn trotz aller fremden Beeinflussung, trotz der Aufnahme einzelner Fremdworte ist die Sprache nahezu dieselbe geblieben, und was man am Somerset-Nil als Sheffalú spricht, ist genau dasselbe, was in Fashóda als Shílluk geredet wird.

Etwas anders haben sich unter dem Einflusse klimatischer Verhältnisse und dauernder Vermischung die somatischen Eigenschaften der südlichen Shílluk-stämme gestaltet. Zeichneten sich schon die Shílluk im Norden durch Rundköpfe und geringen Prognatismus aus, so hat sich dies bei den südlichen Verwandten noch entschiedener entwickelt. Die langen Gestalten sind kürzer geworden, das Ueberwiegen des Unterkörpers über den Oberkörper tritt weniger auffallend hervor, Muskulatur und Fettpolster haben grössere Ausbildung und Rundung gewonnen.

Viel mag hierzu beigetragen haben, dass die von den A-lūr, Shúli und Sheffalú bewohnten Länder in ihren klimatischen Bedingungen von dem von den Shílluk bewohnten Lande bedeutend verschieden sind, da in diesem entweder ausgesprochene Regenzeit oder völlige Trockenheit herrscht, während im Süden, neben zwei Regenzeiten, auch die übrigen Monate des Jahres eine Anzahl Niederschläge zu verzeichnen haben. Zu diesen meteorologischen Einflüssen treten in beschränktem Maasse Nahrungsveränderung und Nahrungsüberfluss, insofern als an die Stelle der im Norden ausschliesslich gebrauchten Milch- und Kornnahrung hier auch ein grosser Theil pflanzlicher Stoffe verbraucht wird, und die im Norden öfter vorkommenden Hungerjahre hier so in Wegfall kommen, dass im selben Jahr öftere Ernten erzielt werden können. Da die anthropologische Betrachtung der in Frage stehenden Völker eine spezielle Behandlung erfordert, mag es hier wenigstens gestattet sein, etwas näher auf ihre Sitten und Gebräuche einzugehen, und zwar zunächst auf die der A-lūr, neben denen dann vorübergehend auch die Shúli und Sheffalú berücksichtigt werden sollen.

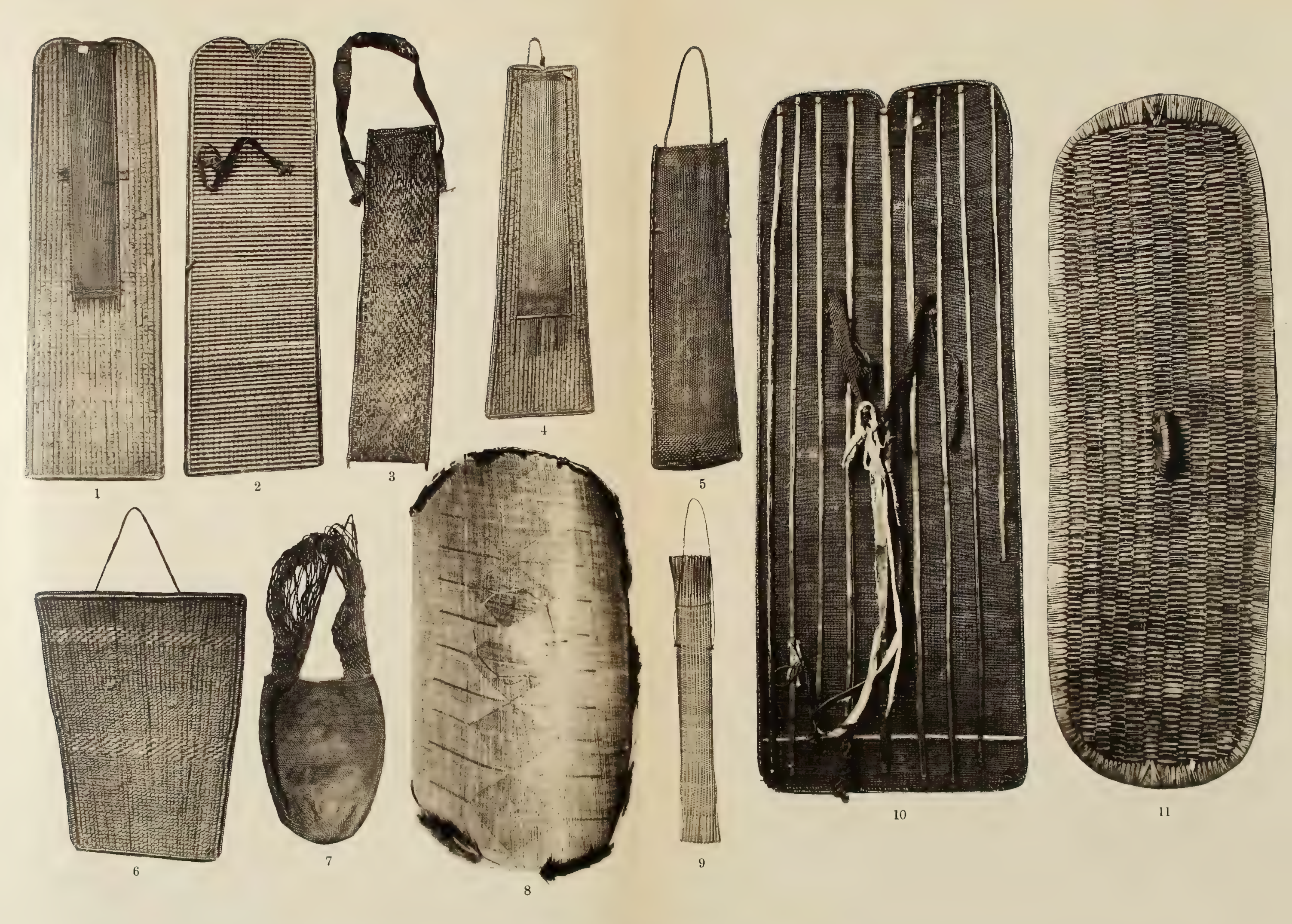
Die Dörfer der A-lūr sind, soweit es sich um grössere Ansiedelungen handelt, gewöhnlich auf Hügelwellen in der Nähe von fliessendem Wasser erbaut; bevorzugt werden dabei solche Orte, denen der Wald nahe ist, ohne jedoch unmittelbar an die Niederlassung anzustossen.

Die Anlage der Dörfer geschieht in der Weise, dass ein freier Platz gewählt oder durch Lichten des Hochgrases geschaffen wird, und auf diesem dann die einzelnen Hütten so angeordnet werden, dass diejenigen jedes einzelnen Besitzers einen Hofraum einschliessen, der zu häuslichen Arbeiten und geselligen Vereinigungen benutzt wird. Nur in seltenen Fällen sind die Ansiedelungen von starken Umzäunungen umgeben und dann zumeist der Sitz eines Chefs.

Kleinere Dörfer, die Privateigenthümern und einzelnen Personen gehören, setzen sich nur aus den für die einzelnen Familien nöthigen Hütten, Sonnendächern etc. zusammen und bleiben in den meisten Fällen ohne Umzäunung. Zum Dorfe eines Chefs dagegen gehören nicht allein seine eigenen und seiner Frauen Hütten, sondern auch die seiner Söhne und derer Familien, sowie die seiner unmittelbaren Anhänger und Verwandten. Es stellt demnach ein solches Dorf in den meisten Fällen nur einen Familienkomplex dar; selten findet man viele Familien in grösseren Dörfern vereinigt.

Anlagen zum Schutze des Gehöftes gegen Feinde finden sich, ausser den eben erwähnten Heckenumzäunungen bei den Dörfern der Chefs, in der Ebene gar nicht, während man auf den Bergen öfters Dornenzäunen als nothdürftiger Abwehr gegen Leoparden und anderes Raubzeug begegnet. Die Bauart der einzelnen Hütten ist genau dieselbe, wie sie Dr. Schweinfurth von den Shílluk entworfen hat, meist flach gedrückte, halbkugelige Hütten mit ziemlich grosser Thür (s. Abb. 127), die durch ein eigenes Vordach geschützt ist und Abends durch Vorschieben von Rohrthüren geschlossen wird. Bisweilen findet man auch die Spitze der Hütte etwas lang ausgezogen und dann mit grossen Landschnecken oder dreizinkig auseinanderstehenden Zweigen verziert. Das innere Gerüst besteht aus Holz und Rohr, verbunden durch Baumbast, die äussere Bedeckung aus trockenem Grase, das in concentrischen Lagen übereinandergelegt, stufenweise nach oben steigt und durch darübergebundene biegsame Ruthen zusammengehalten wird. Das Innere der Hütte ist durch mehrere Scheidewände von etwa Manneshöhe, die aus Rohr zusammengebunden und öfters mit Lehm gedichtet sind, in verschiedene Räumlichkeiten getheilt, deren vorderste gewöhnlich zur Küche und zum Aufspeichern verschiedener Sachen bestimmt sind. Die aufzubewahrenden Dinge werden zumeist in grossen Körben oder in Säcken, die aus Stricken geknüpft werden, untergebracht, theilweise auch an Hölzern aufgehängt, die einfach in die Scheidewände oder in die Hauswand eingetrieben sind; öfters sieht man auch ein hakenförmig gekrümmtes kleines Holzstück, an einen dicken Faden gebunden, in der Mitte des Raumes herabhängen: an dieses werden Dinge gehängt, die vor Ratten und Mäusen geschützt werden sollen. Der Küchenraum ist mit Lehm glatt gestrichen und an den Wänden mit demselben Material sorgsam gedichtet; in seiner Mitte liegt die etwas ausgehöhlte Feuerstätte, über der auf drei aus Lehm geformten Kegeln das Kochgefäss Aufstellung findet. Brennholz wird hier nicht aufgespeichert, sondern nur der nöthige Vorrath für einige Tage bereit gestellt. Zum Feueranzünden dienen zwei Hölzer von ungleicher Härte, durch deren Reibung Feuer hervorgerufen wird. Ein besonderer Rauchfang ist nicht vorhanden, doch gestattet die Geräumigkeit der Hütte und die hohen Thüren dem Rauche genügenden Abzug. Nachts wird beinahe stets Feuer unterhalten.

Im hinteren Theile der Hütte befindet sich der Schlafraum. Ein Gerüst aus festgerammten Pfählen und übergelegtem Rohrgeflecht mit Aufpolsterung von Heu, worüber verschiedene Häute und Felle gelegt werden, bildet das Bett,



Dr. v. LUSCHAN phot.

Schilde, Köcher u. s. w. aus dem Waldgebiete (Wakondjo, Wávira, Wambúba, Lendú) und von Bukoba.

1 Lendú-Schild, Vorderseite; 2 Rückseite. 3 Lendú-Köcher. 4 Wassongora-Schild. 5 Lendú-Köcher. 6 Lendú-Schild. 7 Wakondjo-Tasche. 8 Wahoko-Schild. 9 Wakondjo-Köcher. 10 Lendú-Schild. 11 Bukoba-Kajora-Schild.

Kissen existiren nicht. Zum Zudecken werden in manchen Landestheilen Rindenstoffe aus Unyóro, anderswo bearbeitete Häute und Felle gebraucht. Man geht gewöhnlich zeitig zu Bett, steht aber gleichwohl spät auf, weil hier, wie überall in diesen Breiten, die Abend- und Morgenluft gefürchtet wird. Eine innere Ueberdachung des Wohnraumes zur Bildung eines Vorrathsraumes über der Wohnstätte kommt nur selten vor. Wie die Hütte des Hausherrn, so sind auch die seiner Frauen und Angehörigen eingerichtet, nur ist in ihnen dem Vorrathsraum ein grösserer und dem Schlafraum ein kleinerer Platz gewährt, falls nicht Kinder da sind, die mit der Mutter zusammenwohnen. Die Hütten werden ziemlich sauber gehalten und sind ausser von Mäusen und Ratten nicht sonderlich von Ungeziefer heimgesucht. Vor jeder Hütte liegt ein sauber gehaltener kleiner Platz, auf dem die Hausfrau Küchenkräuter, Kürbiskerne, Getreide und Fische trocknet und säubert. Neben der Hütte ist auch gewöhnlich ein umzäuntes Gärtchen, worin Tabak gepflanzt wird. Haben die Dörfer Bananenpflanzungen, so sind diese gewöhnlich, der besseren Beaufsichtigung wegen, dicht bei den Hütten angelegt. Die sonstigen Felder liegen oft recht weit von den Wohnstätten entfernt. Rings um das Dorf mäht man gewöhnlich die Hochgräser nieder, um Feuersgefahr zu vermeiden. Liegen die Dörfer auf der Höhe, so findet man auch ziemlich breite Wege, die sie mit dem Wasser verbinden. Ueberall zwischen den Hütten werden einfache Sonnendächer errichtet, unter denen bei Tage bisweilen gekocht wird; auch dienen sie zu Versammlungen, für die keine besonderen Räumlichkeiten existiren. Aborte sind ein unbekannter Luxus. Miniaturhütten, in denen man gelegentlich etwas Korn, Mehl oder sonstige Gaben niederlegt, sind die einzigen Zeichen, die auf einen religiösen Kultus schliessen lassen. Zu den Umzäunungen, die sich bei manchen Dörfern finden, wählt man mit Vorliebe Ficusbäume. Bei der Herstellung von Viehhürden kommen gelegentlich Euphorbien zur Anwendung. Mitten zwischen den Hütten erhebt sich gewöhnlich ein dürrer Baum, an dem zeitweise Jagdtrophäen aufgehängt werden, und an dessem Fusse allerhand heilsame und zauberkräftige Kräuter gepflanzt sind.

Wie schon gesagt, liegen die Felder oft weit ab, ihre Bestellung fällt Männern und Frauen in gleicher Weise zu, derart, dass das Behacken und Bearbeiten der Erde, das mit eisernen, herzförmigen, an einzelnen Orten auch mit oben umgeknickten Schaufeln verrichtet wird, den Männern obliegt, während das Beseitigen des ausgegrabenen Unkrauts und Wurzelwerks, sowie späterhin das Jäten und Umpflanzen Sache der Frauen ist. Das Säen hingegen ist wieder den Männern vorbehalten und geschieht in der Weise, dass der Säende beim Vorwärtsschreiten eine bestimmte Menge Samen, die er in einem Körbchen hält, halbkreisförmig vor sich hinstreut. Am Ende des Feldes angekommen, kehrt er in der entgegengesetzten Richtung zurück. Die Zeit der Aussaat richtet sich nach dem Eintritt der Regenperiode, findet also im Allgemeinen vor den Aequinoctien statt. Nur der Mais, der eine kurze Entwickelungsperiode hat,

wird dreimal jährlich gesät. Eine Uebersicht über die üblichen Getreidearten und Feldfrüchte mag hier folgen:

Mais wird bei den im Tieflande wohnenden A-lūr spärlicher gebaut und eigentlich nur unreif geröstet und gegessen, während er bei den das Plateau bewohnenden Stämmen ziemlich die Hauptkultur darstellt. Der Mais des A-lūr-Landes ist von guter Qualität, jedoch ziemlich kleinkörnig, weil kein Samenwechsel stattfindet, und neigt besonders in den hoch gelegenen Gegenden sehr bedeutend zu Melanismus; auch röthliche und rein gelbe Varietäten kommen vor.

Sorghum wird von den das Tiefland bewohnenden A-lūr in grossen Mengen gebaut, seine Säezeit fällt vor das Frühjahr-Aequinoctium. Die Pflanzen werden hier nie so hoch, wie man sie weiter nördlich antrifft, tragen jedoch reife Büschel roth und weiss gemischter Körner, während die einfach rothe, bittere Varietät, wie sie im Bári-Lande bevorzugt wird, hier kaum auftritt. Das Sorghum wird zur täglichen Nahrung verwandt, liefert jedoch ausserdem den Hauptstoff zur Bereitung von Getränken, soweit solche nicht an besonders bevorzugten Orten aus Bananen bereitet werden.

Eleusine, gewöhnlich im August gesät, bildet den Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung. Frisch und reif ist sie von heller, braunröthlicher Farbe und nicht besonders bitter, nimmt aber durch längeres Liegen einen eigenthümlichen, dumpfigen Geruch und grössere Bitterkeit an. Getränke daraus bereiten nur wohlhabende Leute.

Sesam wird in grossen Mengen angebaut und zum Essen meist in zerquetschtem Zustande verwendet. Wirkliches Oel wird selten daraus gepresst.

Erdnüsse (Arachis) sind erst spät*) eingeführt worden und werden meist geröstet gegessen, nie aber zur Oelbereitung verwandt.

Bananen, die hier nur in einer Art existiren, werden an allen günstig gelegenen Orten gepflanzt, doch nirgends in so ausgedehntem Maasstabe, dass sie im Haushalt eine bedeutende Rolle spielen. Sie werden sowohl grün zum Kochen verwandt, als in reifem Zustande roh gegessen.

Bataten werden im Jahre zweimal und zwar in grossen Mengen angebaut; sie kommen sowohl in der weissen, als auch in der rothschaligen Varietät vor, werden aber gewöhnlich vor der vollen Entwickelung aus der Erde genommen und sind deshalb nicht recht süss.

Ausser diesen Früchten werden Kürbisse, eine Art Corchorus und einige andere Kräuter in Mengen für die Küche verwendet und deshalb nahe den Hütten angebaut. Hierzu gesellt sich von Genussmitteln der Tabak, dessen beide Arten, Nicotiana virgineana und rustica, sehr viel gezüchtet werden, aber nur ein mittelmässiges Kraut liefern, weil auch hier die Blätter nicht zur vollen Entwickelung kommen. Ricinuspflanzen finden sich bei allen Dörfern in Menge, weil man das Oel

*) Von Emin Pascha aus dem Norden gebracht. St.

zum Einreiben der Haut gebraucht. Colocasien, Jams und Helmia werden hin und wieder gebaut, auch findet man bei den am östlichen Nilufer ansässigen A-lūr bisweilen eine Maniokstaude, die jedenfalls vom Süden her, aus Ugánda und Unyóro, hierher gebracht worden ist. Bäume werden — abgesehen von Ficus — nicht gepflanzt, doch gebraucht man die Früchte einzelner zu bestimmten Zwecken, z. B. wird aus den Myristica-Früchten Oel zum Hauteinfetten bereitet.

Für die Feldwirthschaft im Besonderen herrschen keine bestimmten Gebräuche: Jeder pflanzt sich an, wo er ein passendes Stück Land findet. Ist dieses nach einigen Jahren erschöpft, so wird ein anderes besetzt, das dann natürlich weiter entfernt liegt, und dies ist auch der Grund, weshalb man bei den A-lūr-Dörfern die Felder manchmal eine Stunde weit vom Dorfe abgelegen findet. Ein bestimmtes Besitzrecht auf ein Stück Land existirt nicht, alles verfügbare Land ist Eigenthum der Gemeinde unter Oberhoheit des Chefs, der für die Benutzung der Ländereien eine bestimmte Naturalabgabe erhält.

Mit dem Ackerbau Hand in Hand geht bei den A-lūr die Viehzucht, und wenngleich auf das Vieh selbst nicht die peinliche Sorgfalt verwendet wird, wie sie die Dinka und Bári ihren Heerden angedeihen lassen, so war doch das A-lūr-Land, bevor es durch Razzias und Rinderseuchen dezimirt wurde, sehr reich an Viehstand aller Art. Das Rind der A-lūr ist von ziemlich schlanker Mittelgrösse, hat einen wenig hervorstehenden Buckel und nicht sehr lang herabhängende Wamme, einen hübsch gebildeten Kopf und meist ziemlich lange Hörner, deren Spitzen auseinander stehen. Die Färbung ist verschieden, meist braun und weiss oder gescheckt, doch kommen auch tiefere Töne von grau und braun bis schwarz vor. Der Milchertrag der Kühe ist, wie überall in den Negerländern, ein minimaler und nur durch Salzfütterung einigermassen zu erhöhen. Die Fruchtbarkeit der Kühe ist nicht bedeutend, obgleich häufig genug Kühe mit zwei Kälbern gesehen werden. Neben den Rindern werden sehr viele Ziegen, weniger Schafe gehalten; diese letzteren sind meist ziemlich grosse Thiere, hoch gestellt, nicht stark behaart und mit grader Nase, die Schwänze meist oben dick und nach der Spitze hin bedeutend verjüngt. Richtige Fettschwanzschafe finden sich nur selten. Obgleich die Schafe recht fruchtbar sind und sich demnach bedeutend vermehren könnten, sind sie doch nicht zahlreich, da sie für Krankheiten, ganz besonders für solche, die durch Parasiten veranlasst werden, bedeutend empfänglicher sind als die Ziegen und deshalb auch häufiger zu Grunde gehen. Ihre gewöhnlichen Krankheiten sind Maul- und Klauenseuche. Ihre Häute, gleichviel ob von kranken oder gesunden Thieren, sind ein begehrter Artikel für Frauenbekleidung.

Von Ziegen kommen zwei Varietäten vor, eine hochbeinige, schlanke mit gewölbter Nase, kurzer Behaarung, zwei kleinen Hautkarunkeln am Halse und starken Hörnern, und eine kleine, die sich ganz speziell durch längere Behaarung und hoch gebuckelten Widerrist auszeichnet und nach Westen hin häufiger

wird. Ausserdem züchten die auf dem Bergplateau wohnhaften A-lūr eine Art Ziegen mit sehr langer, besonders an Rücken, Seiten und Kopf stark entwickelter Behaarung (Abb. 146), doch findet man diese Art nur selten; wo aber solche gehalten werden, verwendet man ganz besondere Sorgfalt auf sie, erbaut ihnen kleine Gerüste zum Schlafen und wäscht sie häufig um das Fell vor Verunreinigung zu schützen. Die Häute dieser Thiere sind ganz besonders zur Verzierung von Waffen, Musikinstrumenten und zu Bekleidungsstücken für die Chefs gesucht. Die Ziegen sind durchweg abgehärteter und genügsamer als die Schafe, auch nicht so vielen Krankheiten unterworfen, und werden deshalb mit Vorliebe in den Berggegenden gehalten.

Ausser den genannten Hausthieren findet man bei den A-lūr eine ganze Menge Hunde, fleckige, lederbraune, semmelgelbe, schwarze mit braunen Abzeichen, die alle derselben Paria-Rasse angehören. Einzelne unter ihnen dienen zur Jagd, die meisten aber treiben sich ziemlich zwecklos in den Dörfern umher, wo Niemand auf sie achtet. Als Wächter sind sie kaum zu verwenden; denn abgesehen davon, dass sie hin und wieder kläffen, fehlt ihnen zum Vorgehen gegen Fremde der Muth. Ebenso sind sie zum Angriff auf Raubthiere unnütz. Sie sind sehr viel von Parasiten heimgesucht, und man findet kaum einen Hund, der nicht an einem Bandwurm leidet.

Neben den Hunden finden sich hier und da noch Hauskatzen, die ihren Weg aus dem arabischen Ssudan bis hierher genommen haben. Sie sind jedoch selten und verwildern obendrein sehr leicht, weil sie darauf angewiesen sind, sich ihre Nahrung selbst zu suchen, und sie sich dann leicht mit den Wildkatzen (Felis maniculata) vermischen. Schon in der dritten Generation ist die Hauskatze meist zur echten Wildkatze geworden. Eigenthümlich ist, dass die Hauskatzen die so ungemein zahlreichen Mäuse und Ratten ziemlich unbelästigt lassen und sich dafür desto mehr auf Vogelfang verlegen, mit ganz besonderer Vorliebe aber die zum Trocknen ausgelegte Fische stehlen.

Wie bei den meisteu Negerstämmen findet man auch bei den A-lūr nur selten gezähmte und zum Vergnügen oder des Nutzens wegen gehaltene Thiere. Es wäre hier vielleicht Herpestes zu erwähnen, der sich sehr leicht eingewöhnt und an der Stelle der Katzen gegen die Mäuse zu Felde zieht. Die Hühner der A-lūr bieten nichts erwähnenswerthes. Sie gehören der gewöhnlichen kleinen Rasse an, sind gute Leger, verschleppen aber meist ihre Eier. Auch sie sind sehr viel von Ungeziefer geplagt, das sich mit ganz besonderer Vorliebe an Augenlider und Kamm ansetzt und öfters völlige Erblindung herbeiführt. Die Hühnerzucht wird mit Vorliebe betrieben, weil die Eier sowohl als die Hühner selbst beliebte Speisen abgeben. Andere Arten Geflügel werden nicht gehalten, und von Vögeln geniessen nur die Schwalben und die Wittwenbachstelzen eines gewissen Schutzes, während alle anderen entweder gar nicht beachtet, oder erlegt und gegessen werden. Ein ziemlich reiches Kontingent zu den Tafelfreuden der A-lur liefern die zahlreichen Webervögel, die ihre

Hängenester am Flussufer über dem Wasserspiegel aufhängen. Wenn die Jungen halb erwachsen sind, werden die Nester vom Boot aus ausgenommen, und die ziemlich fetten jungen Thiere zu Hunderten gegessen. Auch Wachteln (Coturnix Deligorguei) und Laufhühnchen (Turnix leporana), sowie Francoline (F. Grantii) und Perlhühner, die sämmtlich sehr zahlreich vorhanden sind, werden häufig gefangen und gern gegessen. Fische sind überall eine beliebte Speise, sowohl in frischem als in getrocknetem Zustande; besonders bildet die Fischbrut, die von der Sonne einen sehr unangenehmen Geruch annimmt, einen geschätzten Leckerbissen. An mannigfaltigen Fischen sind die Flüsse überall reich, und die A-lūr wissen ihrer auf die verschiedensten Arten habhaft zu werden. Schildkröten, Schlangen und Frösche werden verschmäht, Schmetterlingsraupen dagegen geröstet gegessen; ebenso werden die Larven einiger Insekten, Termiten und auch wohl Heuschrecken eifrig gesammelt und theilweise sogar getrocknet.



Abb. 146.
Langhaarige Ziegenrasse vom Lūr-Lendú-Plateau.
(Auch in Ussóga gezüchtet.)

Die Familienverhältnisse der A-lūr sind ziemlich patriarchalische. Wie schon gesagt, vereinigt ein Chef alle seine Angehörigen und Anhänger um sich, und falls diese an einem Orte nicht unterzubringen sind, errichtet man andere Ansiedlungen und Dörfer, die jedoch zu dem ersten Orte in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse bleiben. Jeder grössere Distrikt stellt demnach ursprünglich die Abkommen einer Familie dar. Diese einfachen Verhältnisse werden indess durch Zwischenheirathen von Familie zu Familie und durch Auswanderungen mitteloser Leute, die sich bei einer anderen Familie niederlassen, etwas verwickelter.

Freien und Heirathen ist hierzulande ziemlich einfach. Die Mädchen geniessen vor ihrer Verheirathung ziemliche Freiheit, und meist werden Verhältnisse zwischen jungen Leuten ohne Wissen der Eltern angeknüpft. Beabsichtigt nun ein junger Mann seine Erwählte zu heirathen, so wendet er sich zunächst an deren Mutter mit einem Geschenk, das je nach den Umständen des Gebers aus einigen Ziegen, Schafen oder auch nur aus deren Häuten besteht, wozu man noch einige Eisenschaufeln oder kleine Frauenmesser fügt. Ist die Mutter einverstanden, was daraus hervorgeht, dass sie das Geschenk nicht zurückweist, so wendet sich der Werber am zweiten Tage an den Vater der Erwählten, und

mit diesem wird bei etlichem Bier über den Brautpreis verhandelt. Zur Zeit, wo im A-lür-Lande noch viele Rinder und Kleinvieh existirten, waren die Brautpreise noch entsprechend hoch. Wollte man ein hübsches Mädchen freien, so musste man an den Vater 10—30 Kühe bezahlen, dazu kamen 6 Schafe oder Ziegen, 1 Bündel eiserne Geräthe, — einige Lanzen, 10 Grabschaufeln — und ausserdem für Mutter und Onkel (mütterlicherseits) der Braut je eine Milch-Kuh. Seitdem jedoch der Viehstand zurückgegangen ist, sind auch die Brautpreise reduziert worden: statt der Rinder giebt man heute Kleinvieh, während die sonstigen Geschenke sich gleich geblieben sind. Von dem Brautvater hängt es ab, ob der Brautpreis unmittelbar erlegt oder in Raten bezahlt werden soll; im letzteren Falle, hat der Freier gewöhnlich noch eine Zugabe zu leisten.

Sobald die Verhandlungen wegen des Preises zum Abschluss gekommen sind, beginnen die Vorbereitungen zur Hochzeit, vor allem der Bau einer neuen Hütte für das junge Paar und die Anlegung eines kleinen Gartens. Ist auch dies erledigt, so bereitet man Sorghumbier in Menge vor, lädt die Verwandtschaft ein, und an einem bestimmten Tage, gewöhnlich in der ersten Hälfte des Mondmonats, versammeln sich Angehörige und Freunde der beiden Parteien im Hause des Brautvaters, der sie mit Fleisch und Bier reichlich bewirthet. Dazu wird Musik gemacht, und die Mädchen tanzen und singen. Ist der Abend gekommen, so wird die Braut, die sich in neue Ziegenfelle gehüllt hat und gewöhnlich mit Myristica-Oel gesalbt worden ist, von allen gegenwärtigen Mädchen und Frauen in die Mitte genommen und in das Haus ihres Erwählten geleitet, das eine Auspolsterung von frischem Heu empfangen hat und durch brennende Spähne erleuchtet ist. Sobald der Bräutigam eintrifft, ist es seine Pflicht, für ein Haus zu sorgen, worin die mitgekommenen Frauen und Mädchen Unterkunft finden. Diese ziehen sich dann dorthin zurück, und Braut und Bräutigam werden allein gelassen. Für 10—20 Tage bleiben Frauen und Mädchen Gäste des jungen Paares, das verpflichtet ist, sie mit Sorghumbrei und gelegentlich Bier, wenn möglich auch mit Fleisch zu bewirthen. Zur Gegenleistung sind während dieser Zeit die Frauen und Mädchen der jungen Vermählten bei ihren Haushaltungsgeschäften behülflich, holen für sie Wasser und arbeiten auch mit ihr in den Feldern ihres Mannes. Nach Ablauf von 20 Tagen ziehen sie ab, und wenn der erste Monat, vom Tage der Hochzeit an, verstrichen ist, macht die junge Frau allein im Hause ihres Vaters ihren ersten Besuch, der nie länger als einen Tag dauert, während dessen sie bewirthet werden muss.

Das Leben der Eheleute verfliesst nun unter den üblichen Beschäftigungen ziemlich einförmig. Die Sache der Frau ist es, für den Haushalt zu sorgen und die Felder reinzuhalten, die des Mannes, das Essen zu beschaffen und nach der Heerde zu schauen. Sind die jungen Eheleute miteinander zufrieden, so beschenkt der Ehemann seine Frau mit Messingringen für Arme und Beine, Ohrringen, Perlen u. dergl. Im entgegengesetztem Falle kommt es manchmal zu etwas stürmischen Auftritten.

Der Geburtsakt, der gewöhnlich zu Hause stattfindet, wird von alten erfahrenen Frauen bewacht, und da falsche Lage oder andere Schwierigkeiten im allgemeinen bei Negern sehr selten vorkommen, so wird männliche Hülfe beinahe nie in Anspruch genommen. Zeigen sich aber bei der Entbindung für die Anwesenden unüberwindliche Hindernisse, so wird wohl ein Beschwörer oder Zauberer zur Hülfe gerufen, der durch Räucherungen, Kneten, Ausspucken und anderem Hokuspokus die Geburt zu beschleunigen sucht. Verläuft aber die Geburt normal, wobei die Gebärende, von Frauen unterstützt, in halbstehender Stellung gehalten wird, so wird nach dem Austritt des Kindes die Nabelschnur gewöhnlich kurz am Leibe mit einem scharfen Rohrsplitter durchschnitten und durch Auflegung eines Stückes Kürbisschale comprimirt, während an der Nabelschnur selbst leichte Zerrungen vorgenommen werden, um den Abgang der Placenta zu beschleunigen. Diese selbst wird in ein reines Thongefäss gethan und zunächst beiseite gestellt. Das Neugeborene wird sodann mit Rindenstofffetzen abgerieben, aber nicht gewaschen, dann sofort von Kopf bis zu Fuss mit einer Mischung aus Thonerde und Pflanzenöl bestrichen und so an die Brust der Mutter gelegt.

Inzwischen ist der junge Vater von dem freudigen Familienereigniss benachrichtigt worden, und am selben Abend noch wird eine kleine Festlichkeit veranstaltet, an der die Nachbarn theilnehmen. Ob das Neugeborene männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, bleibt sich hierfür gleich. Am nächsten Morgen findet sodann die Namengebung statt und zwar vor der Thür der Hütte, worin die Geburt stattgefunden hat. Je nachdem das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ist, erhält es den Namen vom Grossvater (väterlicherseits) oder der Grossmutter. Sind die Grosseltern gestorben, so erhalten die Kinder durch ihren eigenen Vater den Namen ihrer Grosseltern. Die Namen selbst sind recht mannigfaltig und knüpfen zumeist an eine hervorstechende Eigenschaft, ein Ereigniss oder Vorkommniss zur Zeit der Geburt an, wenn sie nicht — der seltenere Fall — der Thierwelt entlehnt werden. Als Beispiele mögen die folgenden Namen dienen:

Männliche Namen: Okéllo koko = der Schreier, Akót = der Regen, Djéttin = der Wald (wenn die Geburt im Walde geschehen), Okédj (Okédsh) = der Hunger, Amádj (Amádsh) = das Feuer, Djéllobo' = der Verachtete.

Weibliche Namen: Apóya = im vorgerückten Alter der Mutter geboren, Yándra = mit dem Eihäutchen auf dem Kopf geboren, Abólo = die Feuchte, Niéro = die Lachende, Pamún = die Frau, Ndjellák = die Zauberin, Érima = die Verachtete.

Die Namen Djéllobo und Érima kommen nur dann zur Anwendung, wenn einem Ehepaare mehrere Kinder hintereinander geboren und gestorben sind. Man wählt dann diese Namen gleichsam als ein Schutzmittel gegen den bösen Blick, gerade wie bei den Ssudanarabern die Namen Kónn und Kúnna zu demselben Zweck gebraucht werden (Unglücksnamen).

Für die ersten acht Tage nach der Geburt gelten die früher öfters angeführten Bestimmungen: kein Mann darf das Haus betreten, kein Feuer daraus entfernt oder hinein gebracht werden. Nach Ablauf dieser Zeit, während der die Mutter zu keiner Arbeit gehalten ist, erfolgt der erste Ausgang, zu dem gewöhnlich das Haar der Mutter neu geordnet und gesalbt, Körper und Gesicht gewaschen und ebenfalls gesalbt werden. Das Kind wird neuerdings mit Thonerde roth bemalt, und ihm an einer Schnur einiges zauberkräftiges Wurzelwerk um den Hals gehängt, das gegen den bösen Blick schützen soll.

Am dritten Tage nach der Geburt wird die Nachgeburt, die bis dahin in ihrem Topfe aufbewahrt geblieben war, von der Mutter der jungen Frau und einigen anderen Frauen in den Wald gebracht und dort verscharrt.

Zwillingsgeburten sind nicht selten und werden, da sie als glückbringend gelten, durch Festlichkeiten und Geschenke an die Mutter gefeiert. Sind die Zwillinge männlichen Geschlechts, so wird der Erstgeborene stets Ápio, der Nachgeborene Adóngo genannt. Für weibliche Zwillinge gelten die Namen Atchén (Atjén) und Nyakáto; sind sie verschiedenen Geschlechts, so heisst der männliche Ápio und der weibliche Atchén. Die Ernährung an der Brust und die Zahnung, während deren übrigens viele Kinder sterben, verfliesst in der üblichen Weise. So lange die Kinder noch klein sind, werden sie in einer Art Ledersack von der Mutter auf dem Rücken getragen, wenn diese das Haus verlässt; werden sie grösser und müssen mitgenommen werden, so werden sie auf die Hüfte gesetzt. Wiederholte Salbungen mit Oel und manchmal auch mit rother Thonerde halten ihre Haut geschmeidig. Als Nahrung wird ihnen zunächst einfach Mehlbrei, späterhin alles von dem, was die Eltern essen, verabreicht, und die Kleinen bei Zeiten daran gewöhnt, Kälte und Wärme ohne Unterschied zu ertragen. Im Allgemeinen mag jedoch bemerkt sein, dass die A-lūr, obgleich viele von ihnen das Hochland bewohnen, gegen niedere Temperatur und besonders feuchte Kälte sehr empfindlich sind und bei solchem Wetter ihre Hütte nur ungern, oder wenigstens erst spät am Tage verlassen.

Sind die Kinder zum Alter von 10—12 Jahren herangewachsen, so erfolgt die Aushebung der unteren Schneidezähne ohne weitere Festlichkeit. Eine abgebrauchte Grabschaufel wird zwischen den Eckzahn und den äussersten Schneidezahn der unteren Kinnlade eingeschoben, und durch hebelnde Bewegungen zunächst der äussere Schneidezahn innseits und dann der der anderen Seite zum Wackeln gebracht und entfernt. Die zwei mittleren Schneidezähne werden dann ohne Schwierigkeit herausgenommen. Scharfe Salzlösungen aus Pflanzenasche dienen zur Stillung der Blutung, und schon in wenigen Tagen ist die Vernarbung erfolgt; doch kommen gelegentlich auch recht heftige Blutungen vor. Knaben und Mädchen wachsen vereint auf und geniessen jede mögliche Freiheit, doch werden die Knaben, sobald sie einigermaassen herangewachsen sind, angehalten, nach Kräften an der Arbeit ihrer Eltern theilzunehmen, bei Jagden mitzugehen und sich sonst nützlich zu machen, während die Mädchen unter Aufsicht der

Mutter häuslichen Arbeiten obliegen. Beide Geschlechter sind gewöhnlich nicht vor dem vierzehnten Jahre reif, die Mädchen aber gewöhnlich etwas eher entwickelt als die Knaben. Ueber die Heirathsgebräuche ist schon gesprochen worden, und es bleibt nur hinzuzufügen, dass die ehelichen Verhältnisse im A-lūr-Lande ziemlich lockere sind, und die meisten Streitigkeiten und Fehden davon herrühren, dass Frauen ihren Männern entlaufen und bei anderen Männern Unterkunft suchen. Gewöhnlich werden aber solche Fehden durch Zahlung irgend einer Gabe und Rückerstattung der Frau beglichen, wobei der betreffende Ortschef keinerlei Gebühren zu verlangen hat. Verstossungen sind eben deswegen, weil die Verhältnisse lax sind, nicht häufig. Sendet aber ein Ehemann seine Frau ihrem Vater zurück, so ist er berechtigt, ihre Kinder zu behalten und empfängt für jedes Kind zwei Rinder von dem ursprünglich gezahlten Brautpreis zurück, während der Rest dem Vater der Frau verbleibt. Unfruchtbarkeit gilt für gewöhnlich nicht als Grund, eine Ehe aufzulösen, kommt es aber vor, so hat der Mann nur die Hälfte der von ihm gegebenen Rinder zu beanspruchen, und die Frau hat dann das Recht, sich anderweitig wieder zu verheirathen. Todtschlag wegen eines in flagranti entdeckten Ehebruchs kommt äusserst selten vor und wird nicht bestraft. Die Zahl der Frauen für jeden einzelnen Mann hängt ganz von dessen Vermögensverhältnissen ab, ist also faktisch unbegrenzt, doch begnügen sich die meisten Leute mit drei bis vier Frauen. Ein den A-lur eigenthümlicher, früher übrigens auch bei Shúli und Shílluk geübter Gebrauch ist der, dass, wenn ein fremder Distriktschef zu einem Ortschef zum Besuch kommt, dieser gehalten ist, fünf bis sechs Mädchen aus seinem Dorfe dem Fremden zur Verfügung zu stellen. An solchen Mädchen haftet später keinerlei Makel.

Unter Krankheiten scheinen die A-lūr nicht sonderlich viel zu leiden. Am häufigsten kommen Hautausschläge und starke Katarrhe vor. Augenkrankheiten sind nicht häufig und beschränken sich meist auf starke Conjunctivitis oder Verwundungen. Entozoen findet man sehr häufig und zwar sowohl Ascariden als Taenien. Von anderen Parasiten ist die Filaria, die weiter im Norden so sehr häufig ist, hier recht selten. Die gewöhnlichen Schmarotzer, Läuse und Wanzen sind eine Landplage, Flöhe aber seltener, während sie südlich vom 2. Grade sehr häufig werden. Gegen die letztgenannten Parasiten werden Räucherungen der Kleider und Hütten mit Wurzelstücken von Pápyrus oder, wenn diese nicht zur Hand sind, mit Blättern von Ocymum canum angewandt. Gegen die sehr häufigen Zecken werden ebenso wie gegen Filaria auch öftere Fetteinreibungen gebraucht. Ein ziemlich gewöhnliches Vorkommniss sind partielle Lähmungen, gegen die man Kauterisation anwendet. Frauenkrankheiten kommen sehr wenig zur Beobachtung, ebenso wie schwere Geburten eigentlich nur bei Mischehen auftreten. In solchen Fällen wendet man sich, wenn warme Umschläge und Räucherungen nicht den gewünschten Erfolg bringen, an die Ortszauberer, die dann eine Ziege schlachten und allerlei pflanzliche Arzneistoffe theils innerlich, theils äusserlich zur Anwendung bringen, bei sehr lang verzögerter Geburt wohl

auch durch Zerren und Ziehen die Sache zu beschleunigen suchen. Zu den gebräuchlichen Medikamenten gehören die überall häufigen Senna (Cassia) in Abkochung, die Blätter und Scheiben der Früchte von Kigelia aethiopica, zerquetschte Aststücke von Euphorbia candelabrum und auch wohl Blätter von Adenium venenosum. Ein sehr empfohlenes Mittel ist das Fett von Python africanus, das gegen Ohren- und Rückenschmerzen helfen soll. Knöchelchen einer kleinen Fledermaus werden gebrannt und als Pulver gegen Koliken verordnet, das Blut einer Igelart gilt als sehr heilkräftig bei verzögerten Geburten. Fleisch vom Flusspferd sowie Fische dürfen bei Hautkrankheiten nicht gegessen werden, ebenso soll das Fleisch der Zwergantilope bei empfindlichen Personen einen Ausschlag hervorrufen. Das Fleisch des Schakals dagegen gilt als besonders heilsam bei Brustkrankheiten. Einreibungen mit erwärmtem Ricinusöl, das ja auch sonst zur Hautpflege viel zur Verwendung kommt, helfen bei Verstauchungen und Schwellungen. Die überall häufige Lues wird nur durch reichlichen Genuss von Getränken und Fetteinreibungen behandelt, zeigt aber auch in den schwersten Fällen stets Neigung zur Selbstheilung. Ungemein selten finden sich Exfoliationen oder Caries, gewöhnlich beschränkt sich der syphilitische Prozess auf Geschwüre und folgende Exantheme. Von chirurgischen Eingriffen ist sehr selten die Rede, doch sind Fälle bekannt geworden, in denen Finger im Gelenk amputirt wurden. Zur Blutstillung dient dann, wie bei den Arabern des Ssudans, siedende Butter, während bei gewöhnlichen Blutungen nur Holzmulm zur Anwendung kommt. Geschwulste irgend welcher Art kommen wenig vor und werden dieselben auch kaum beachtet. Krüppel und Lahme sind minder selten, meist aber nicht auf angeborene Gebrechen, sondern auf Unglücksfälle bei der Jagd zurückzuführen. Buckel kommen vor, auch überzählige Zehen wurden beobachtet: in einigen Fällen auch überzählige Backenzähne. Caries der Zähne ist selten, und die Behandlung beschränkt sich auf Ausspülen mit heissem Wasser. Blindheit wurde öfters konstatirt. Von epidemischen Krankheiten sind Ausschlagkrankheiten wie Masern und Scharlach recht häufig, nehmen aber gewöhnlich einen günstigen Verlauf. Fieber in allen Formen kommen am meisten in der Nähe des Wassers vor und werden durch Schwitzen behandelt, Pocken sind häufig und richten oft grosse Verheerungen an. Inoculation der Pocken von einem Individuum zum andern ist bekannt, wird jedoch selten geübt und scheint auf einer sehr alten Gewohnheit zu beruhen. Cholera, Typhus und Pest scheinen unbekannt zu sein, doch spricht man von sehr starken Epidemien, die der Beschreibung nach auf einer Art Dysenterie beruhen dürften. Irrsinn ist nicht selten; seine eigenthümliche Behandlung besteht darin, dass man den Kranken ziemlich tief da eingräbt, wo es viele Ameisen giebt, und ihn daselbst unter Bewachung geraume Zeit liegen lässt. Hilft das nicht, so wird der Patient einfach wieder in Freiheit gesetzt, und man erlaubt ihm, nach Belieben herumzustreifen. Unglücksfälle, die durch Irrsinn veranlasst wurden, scheinen noch nie vorgekommen, Tobsucht und Raserei überhaupt unbekannt zu sein.

Führt eine Krankheit den Tod herbei, wobei zu bemerken ist, dass die A-lür im Allgemeinen ein sehr hohes Alter erreichen, so werden, falls es sich um einen Chef handelt, zunächst alle nahen Familienhäupter zusammengerufen, von dem Todesfall unterrichtet, und der älteste Sohn des Verstorbenen am Todtenbette seines Vaters zum Nachfolger bestellt. Seine erste Sorge ist es dann, den Vater zu begraben, und zwar geschieht dies in der Weise, dass zunächst die Leiche alles abziehbaren Schmuckes entledigt und von Kopf bis zu Fuss dick mit Fett eingerieben wird. Dann werden bis zu zehn Rinder geschlachtet, deren Häute nothdürftig rein geschabt und um die Leiche gewickelt werden, derart, dass ihre Arme an der Seite ausgestreckt, die Knie jedoch bis ans Kinn heraufgezogen sind. In ein ganz kleines Thongefäss wird etwas Mehl oder Sorghum gethan, in vielen Fällen auch ein wenig Tabak in ein Bündel gewickelt und mit dem Topf zusammen dem Todten in seine Hülle mitgegeben. Sodann wird Haut über Haut gewickelt, und das Ganze mit Stricken fest verschnürt und auf ein Gestell über Rauch gelegt. Inzwischen sind Boten nach den umliegenden Dörfern abgegangen, um Freunde und Untergebene zu entbieten. In einer der Hütten des Verstorbenen, gewöhnlich etwas abseits, oft aber auch in einer Ecke des Gehöftes, wird eine etwa $1^1/_2$ m tiefe Grube hergerichtet, die zum Grabe bestimmt ist. Sie muss genau so lang sein, wie das Packet, in das der Todte eingeschnürt ist. Nach Eintreffen der Gäste werden diese zunächst mit dem Fleische der geschlachteten Rinder und mit Bier bewirthet, und, nachdem dies Gelage zu Ende, wobei man dem neuen Chef Glückwünsche darbringt, wird unter dessen Aufsicht in das Grab zunächst eine Schicht trockenes Gras, über diese eine Rinderhaut, dann das Todtenpacket, dann wieder eine Haut, schliesslich eine andere Lage trockenes Gras und endlich die Erde aufgefüllt, die sich gewöhnlich zu einem kleinen Hügel aufwölbt. Steine oder Hölzer einzupflanzen, wie es andere Negerstämme thun, ist bei den A-lür nicht Sitte. Ist der Todte in seiner eigenen Hütte beerdigt worden, so wird diese natürlich verlassen, nachdem alles Hausgeräth ausgeräumt worden ist. Hat man ihn dagegen irgendwo im Gehöfte beerdigt, so wird über dem Grabe sofort eine Hütte errichtet, bei deren Bau sich die Gäste betheiligen, und in der man Gaben von Mehl, Honig, Tabak u. dergl. niederlegt. Drei Tage lang werden die Gäste bewirthet, dann kehren sie heim. Am siebenten Tage nach dem Tode wird nochmals ein Rind geschlachtet, etwas Blut davon auf das Grab des Todten gestrichen, noch eine kleine Quantität Korn nebst anderen Gaben daneben gelegt und das übrige Fleisch von den Angehörigen aufgezehrt. Dann ist Alles vorüber, und es wird nur noch für die Instandhaltung der Hütte über dem Grabe Sorge getragen.

Stirbt irgend ein Untergebener, so geht die Bestattung erheblich einfacher vor sich. Je nach seinen Mitteln schlachtet man auch für ihn ein oder mehrere Thiere und bewirthet die Nachbarn. Sein Grab wird gewöhnlich in seinem eigenen Gehöfte in einer seiner Hütten gemacht, die dann von ihren Insassen ver-

lassen wird. Der Todte wird in eine Haut eingeschlagen, mit trockenem Gras eingepolstert, und das Grab geschlossen. Die Stellung der Leiche im Grabe ist übrigens niemals genau wagerecht, sondern stets so geneigt, dass der Kopf etwas höher zu liegen kommt. Eine besondere Richtung des Gesichts ist nicht vorgeschrieben. Wenn eine Frau stirbt, so erfolgt deren Begräbniss unter denselben Gebräuchen, wie den eben geschilderten, jedoch werden die Gräber in einer Ecke des Gehöftes angelegt oder, wenn es sich um Lieblingsfrauen eines Chefs handelt, auch an der linken Seite vor der Hausthüre; eine Hütte wird jedoch nicht darüber aufgerichtet. Den A-lūr allein eigenthümlich ist der Gebrauch, weiblichen Todten ein leeres Körbchen mit ins Grab zu geben. Kleine Kinder werden stets neben der Thür des elterlichen Hauses ausserhalb desselben beerdigt, die grösseren werden wie Erwachsene beigesetzt. Ein Unterschied zwischen dem Tod im Kampfe und Tod durch Krankheit, wie er bei manchen Völkern gemacht wird, besteht hier nicht, im Gegentheil gilt es für ehrenvoll, ein hohes Alter zu erreichen, und man findet bei den A-lūr mehr alte Leute, als anderswo.

Die A-lūr sind im Allgemeinen häuslicher Natur, ihr Familienleben ist ein engeres, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei ihnen ein ausgebildeteres, als bei vielen andern Völkern; Frauen sowohl als Männer sind sehr häufig unterwegs und legen oft für dortige Begriffe ziemlich weite Entfernungen zurück, um Verwandte und Bekannte zu besuchen. Die Beschäftigungen der Männer sind, soweit nicht kriegerische Vorgänge oder Fehden sie in Anspruch nehmen, nicht eben mannigfaltig. In erster Linie stand früher die Sorge für das Vieh, das täglich geweidet und getränkt, vor den Angriffen der sehr zahlreichen Hyänen und der weniger häufigen grösseren Raubthiere geschützt und von den überall wimmelnden Zecken gereinigt werden musste und so sowohl gesund als krank eine Menge von Arbeit gab. Sind auch die A-lūr keine so erfahrene und sorgsame Viehzüchter und Viehhalter, wie z. B. die Dinka, so geben sie sich doch viele Mühe damit, und ihre Sorge erstreckt sich auch auf das Kleinvieh. Kranke Thiere werden gewöhnlich geschlachtet und gegessen, an welcher Krankheit sie auch immer leiden mögen. Für kalbende Kühe und jüngere Kälber werden besondere Hütten errichtet, in denen des Nachts Feuer brennt; die Viehhürden sind hoch mit Dornen umzäunt, im Innern geebnet, und in ihrer Mitte brennt stets ein grosses Feuer aus dem früh morgens aufgesammelten Dünger, im Rauche dessen die Thiere sich in der Nacht zusammendrängen und Schutz vor Fliegen und Mosquitos finden. Stets sind Wächter in einer eigenen Hütte gegenwärtig. Das Austreiben des Viehs geschieht früh morgens, sobald die Sonne den Thau getrocknet hat, vorher werden die Kühe gemolken, und dann den Kälbern der Zutritt gestattet; beim Austreiben der Kühe jedoch werden die Kälber zurückgehalten und können sich später im Viehhofe frei herumtummeln. Aeltere Kälber werden unter Aufsicht von 3—4 Knaben auf die Weide getrieben. Sobald die Kühe ihren Hof verlassen, werden sie zur Tränke geführt, weiden

bis gegen Abend, werden um 5 Uhr zurückgetrieben, dann ein zweites Mal gemolken, nochmals den Kälbern für eine halbe Stunde überlassen, worauf diese für die Nacht isolirt werden. Das Castriren der Bullen ist bei den A-lūr eben sowohl bekannt, als das Schneiden von Kapaunen: sie mögen diese Sitte, die auch bei den Shílluk geübt wird, aus ihrer Heimath mitgebracht haben.

Nächst der Sorge für das liebe Vieh folgt die Sorge für das tägliche Brot, d. h. Bestellung der Felder, Jagd und Fischfang. Ueber die gangbaren Kulturgewächse ist bereits gesprochen worden. Die Jagd wird überall mit grossem Eifer betrieben und erstreckt sich auf alles, was jagdbar ist; nur kleinere Vögel werden nicht viel beachtet. Abgesehen von den überall vorkommenden grossen Raubthieren, von denen der Löwe ziemlich selten, der Leopard häufiger, am häufigsten jedoch Hyänen — meist in einer beinahe schwarzen Varietät — Servalkatzen, Steppenkatzen und Ichneumone sind, und deren Erlegung wohl mehr zum eigenen Schutze geschieht oder des Pelzwerkes wegen, finden sich im Lande auch eine ganze Anzahl von Antilopenarten, Zwergantilopen, zahlreiche Wildschweine (Phacochoerus), seltener Zebras, Giraffen, Elephanten und Rhinocerosse, dazu am Flusse der Hipopotamus in sehr grosser Zahl. Alle diese Thiere werden eifrig gejagt, und sowohl ihr Fleisch als ihre Decken auf mannigfache Weise verwendet. Fleisch wird sowohl frisch als getrocknet gegessen, mit Ausnahme desjenigen vom Hipopotamus, das sich nicht gut trocknen lässt. Felle und Häute dienen zur Bekleidung, zur Anfertigung von Sandalen, Schilden, Panzern, Köchern, von Säcken zur Aufbewahrung von Korn und als Bettzeug. Sie sind als Bekleidung der Männer gesuchter als Ziegen- und Schaffelle, die man den Frauen überlässt, während Rindshäute, nach der Methode der Wanyóro bearbeitet, auch von Männern gern getragen werden.

Von jagdbaren Vögeln seien zunächst Wachteln und Laufhühner erwähnt, die in Mengen gefangen werden, daneben Francoline, Tauben und einzelne Wasservögel. Die am Flusse wohnenden A-lūr essen neben Gänsen und Enten auch sehr gerne Pelikane, die ziemlich häufig vorkommen. Raubvögel dagegen werden verschmäht. Dass man die Eier aus den Nestern der Webervögel sammelt, wurde früher schon angeführt. Strausse kommen im A-lūr-Lande kaum vor, doch werden durch Vermittelung der Shúli Straussenfedern aus Osten eingeführt und als Schmuck vorzugsweise getragen, namentlich schwarze; weisse werden zunächst mit rother Thonerde gefärbt. Eine anderweitige Verwendung von Federn oder Vogelbälgen, aus denen man weiter im Osten ganze Kappen herstellt, kennen die A-lūr nicht.

Der Fischfang wird mit grosser Vorliebe betrieben und zwar gewöhnlich nicht mit Angeln sondern entweder mit Netzen oder mit Reusen. Die Netze, die oft von bedeutender Länge sind, werden entweder aus den Fasern von Hibiscus canabinus oder aus einheimischer Baumwolle, gemischt mit Aloë oder Feldheimia-Fasern, hergestellt und sind sehr dauerhaft; sie werden nie in der Form von Wurfnetzen, sondern stets nur als Ziehnetze gebraucht, wobei man

das untere Ende mit Steinen beschwert. Aehnliche Netze werden bisweilen auch gebraucht um das Wild im Hochgrase zu umstellen. Die Reusen sind meist aus gesplittertem Bambus oder in Streifen geschnittenem Rohr sehr sauber geflochten und oft beträchtlich gross. Sie werden entweder einfach im Flusse verankert, und zwar mit Vorliebe an den Einmündungsstellen von Bächen, oder man erbaut aus Hölzern und Baumzweigen in Bächen und kleinen Flüssen ganze, quergestellte Wehre, die nur an 2—3 Stellen durchbrochen sind. Vor diese werden die Reusen gelegt. Wo Schwimmer nothwendig sind, um die grossen Reusen festzuhalten, verwendet man Stücke von Ambatsh (Herminiera). Vielfach fängt man auch Fischbrut in eigens dazu hergestellten feinmaschigen Netzen. Am Albert-See, in dem Fische von sehr bedeutender Grösse vorkommen (Lates niloticus), werden sie an eisernen grossen Angelhaken gefangen, die mit kleinen Fischen geködert sind. Der Angelhaken wird durch Schwimmer in Bewegung erhalten, und der an ihn geknüpfte Strick ist am Lande befestigt. Sind die Fische von bedeutender Grösse, so ist es nöthig, sie mit Speeren zu tödten oder durch Keulenschläge zu betäuben und dann ans Land zu bringen, bei welcher Gelegenheit oft genug das Boot zum Kentern kommt. Die Ausbeute von Fischen ist stets sehr reichlich, hängt jedoch einigermassen von der Jahreszeit ab. In der trockenen Periode werden mehr Fische gefangen als zur Regenzeit.

Die Fische werden entweder frisch gegessen und dann gewöhnlich mit einer Pflanzen-Sauce, vielem Aschensalz und etwas rothem Pfeffer angemacht, oder sie werden nach Oeffnung des Bauches und Entfernung der Eingeweide getrocknet, wenn sie grösser sind über dem Feuer, kleinere einfach an der Sonne. Fischbrut wird auf Matten in der Sonne ausgebreitet und so gedörrt in Thongefässen zum Gebrauche aufbewahrt; dabei tritt gewöhnlich eine partielle Fäulniss ein, die jedoch den Verbrauch nicht hindert. Alle an der Sonne getrockneten Fische haben einen unangenehmen Geruch und sind für unsere Begriffe ungeniessbar, während die über Feuer getrockneten nach späterer Auswässerung auch für uns essbar werden. Getrocknete Fische bilden am Albert-See einen bedeutenden Export-Artikel nach den Walégga- und Lendú-Ländern, in denen man im Austausch dafür Körnerfrüchte und Ziegen einkauft.

Die grossen im Albert-See vorkommenden Schildkröten werden von den Anwohnern des Sees häufig gefangen und gegessen; die weiter im Lande wohnenden A-lur verschmähen diese Nahrung, wie sie auch Landschildkröten nicht berühren. Eier dieser Seeschildkröten (Pelomedusa?) die man öfter zu 60—70 im Januar und Februar in Gruben an sandigen Rändern findet und die vollständig rund, hartschalig, etwas kleiner als Hühnereier und von weisser Farbe sind, werden von den Eingeborenen gerne gegessen und bilden eine ganz gute Speise. Ihr Eiweiss gerinnt beim Kochen nicht. Krokodile sind sowohl im Albert-See als in dessen Zuflüssen und allen grösseren Bächen sehr häufig und an vielen Orten äusserst gefährlich. Sie werden nur gejagt, wenn sie sich durch Wegschleppen von Menschen bemerklich machen, und zwar harpunirt man sie

oder fängt sie mit enormen eisernen Angelhaken, die mit gefallenen Ziegen oder Schafen geködert sind. Ein sehr eigenthümlicher Gebrauch ist dabei der Folgende: wenn man Krokodile fangen oder sie zum schnellen Anbeissen bringen will, so schafft man Hunde an das Ufer und bringt diese durch Prügel oder sonstwie zum Heulen. Die A-lūr behaupten nämlich, dass die Krokodile Hundefleisch bevorzugen und sich dadurch herbeilocken lassen. Krokodilfleisch wird nur von den allerärmsten Leuten gegessen. Die Moschusdrüsen des Thieres werden getrocknet und gestossen zu Medikamenten verwendet; als solche bilden sie einen Handelsartikel sowohl zwischen den Einwohnern selber als den Fremden gegenüber. Krokodileier, die man sehr häufig bekommt, werden von Fischern gern gegessen, sind aber für den Europäer kein sonderlicher Leckerbissen. Auch unter den A-lūr herrscht, wie bei den Bári, Dinka etc. der Glaube, dass, wer jemals Krokodileier ausgenommen habe, bei Gängen in der Nähe des Ufers sehr auf seiner Hut sein müsse, da die Krokodile ihn aus Rachsucht unfehlbar zu erfassen suchten. Zünftige Krokodiljäger, wie bei den Bári, giebt es bei den A-lūr nicht.

Bei den Jagden hat man Einzeljagden von gemeinsamen Unternehmungen zu unterscheiden. Die ersteren, bei denen ein einzelner Jäger oder zwei bis drei zusammen ausgehen, sind die einfachsten, weil Jedem das gehört, was er erlegt. Eine Ausnahme machen nur Elephanten, Büffel und Flusspferde. Wird nämlich ein Elephant getödtet, sei es auf Einzel- oder gemeinsamen Jagden, so gehört ein Stosszahn und ein ganzer Vorderfuss dem Gemeindechef, der andere Zahn gehört dem, der den ersten Speer auf den Elephanten geworfen hat, und das Fleisch des Thieres wird unter die Theilnehmer der Jagd so vertheilt, dass jeder nimmt, was er bekommen kann und was ihm genug dünkt. Wird ein Büffel erlegt, so gehört der Kopf und der Hinterschenkel dem Chef, der Rest des Fleisches dem, der den Büffel zuerst verwundete. Vom Flusspferd gehört ebenfalls ein Bein und ein Stück von der Brust dem Chef und der Rest den Jägern. Bei gemeinsamen Jagden walten dieselben Regeln ob, nur erfolgt die Vertheilung des Fleisches an alle verschiedenen Theilnehmer durch Vermittelung des Chefs oder der beiden ältesten anwesenden Männer. Ein Theil der Eingeweide fällt stets für die Hunde ab.

Während bei Einzeljagden das Jagdziel gewöhnlich ein einzelnes Thier ist, die Jagd also, je nach der Gegend, entweder mit Pfeil und Bogen oder mit der Lanze betrieben wird, handelt es sich bei gemeinsamen Jagden gewöhnlich um die Einbringung von grösseren Mengen Fleisch. Schon während der Regenzeit schont man deshalb grosse Strecken mit Gras bewachsenen Landes, in denen sich das Wild unbehelligt sammeln kann. Ist die Regenzeit vorüber, so brennt man kleine Strecken trockenen Hochgrases nieder, um Raum zu gewinnen und kurzes grünes Gras zu erhalten, das an solchen Stellen schnell aufspriesst. Dann vereinigen sich die Bewohner eines oder mehrerer Dörfer, umgeben die abgebrannten Stellen mit Netzen, die an festgerammten Stangen

angeknüpft werden, und hinter denen ein Theil der Jäger Aufstellung nimmt. Eine grosse Anzahl von Männern vertheilt sich dann, von der entgegengesetzten Seite her, über die Strecke und dringt mit möglichst viel Lärm in ziemlich geschlossener Kette und von laut kläffenden Hunden begleitet durch das Hochgras vor, um so alles Wild gegen die mit Netzen umstellten Plätze zu drängen. Sowie die Thiere sich dem Netze nähern, werden von allen Seiten Speere auf sie geworfen und so eine grosse Anzahl erlegt. Bei grösseren Raubthieren passirt es natürlich häufig, dass sie die Netze überspringen und mitten unter ihre Angreifer einfallen, wobei sie jedoch regelmässig diesen erliegen. Freilich setzt es dabei oft böse Verletzungen. Ein Umstand, der namentlich häufig zu Verwundungen Anlass giebt ist der, dass grössere Antilopen, in einiger Entfernung vor den Netzen angekommen, plötzlich umdrehen und sich gegen die Treiber wenden, dann entweder über sie wegspringen oder Einen und den Andern mit gesenktem Geweih zu Boden rennen und entlaufen.

Von dem Ergebniss solcher Jagden gilt ausser den eben genannten Regeln noch als Norm, dass das Fleisch an alle Theilnehmer der Jagd, Treiber und Jäger, so gleichmässig als möglich vertheilt wird: eine keineswegs leichte Arbeit, bei der es häufig zu ernstlichen Zänkereien kommt. Die Häute der erlegten Thiere gehören den einzelnen Jägern, so weit sie ihr Erstrecht darauf nachweisen können. An den Chef werden die für ihn bestimmten Fleischstücke auch dann abgegeben, wenn er bei der Jagd nicht selbst gegenwärtig war.

Zu der Zeit, in der man die Gräser niederbrennt, wird ebenfalls ein Menge Wild erlegt, doch wird es hier mit der Vertheilung nicht so genau genommen, weil kaum festzustellen ist, wie viel Wild und wo es getödtet wurde. Fallgruben kommen selten zur Anwendung. Andere Fallen werden dem Raubzeug gestellt, die in nichts von den anderwärts üblichen abweichen. Schlingen sind entweder gewöhnliche Laufschlingen oder die auch in Unyóro gebräuchlichen Kreise von feinen Ruthen mit konzentrisch nach innen zulaufenden Stacheln, auf die das Thier tritt, und die ihm dann am Fusse hängen bleiben. Beide Arten von Fallen werden besonders für Rebhühner und Trappen angewendet. Knaben fangen in Schlingen und eigenen, langbeuteligen Geflechten eine Menge Ratten und Mäuse, die von ihnen gegessen werden, während Erwachsene dergleichen nicht berühren. Ein sehr beliebtes Gericht dagegen ist das Fleisch der Rohrratte (Aulacodes swinderianus), die sich überall in der Nähe der Flussufer findet; auch Cricetomys gambianus wird gern gegessen. Eigenthümlicherweise berühren die A-lūr nur sehr ungern Affenfleisch.

Es erübrigt noch, der Jagdhunde zu gedenken, die sich von den übrigen Hunden äusserlich nicht unterscheiden, aber von Jugend an auf die Jagden mitgenommen werden und dadurch Wildspuren kennen lernen. Zum Suchen sind sie wohl anzuleiten, verlieren aber häufig die Spur und werden beim Stellen des Wildes aus Uebereifer sehr oft verwundet. Zum Apportiren ist kein Negerhund zu bringen.

Neben Viehzucht, Jagd und Fischfang, die das Haus mit Lebensmitteln zu versehen haben, ist natürlich auch für die Erhaltung der Hütten und den Bau neuer Gehöfte Sorge zu tragen. Wenn es auch praktischerweise Jedem erlaubt ist, sich da anzubauen, wo er einen unbesetzten Platz findet, so liegen doch die einzelnen Wohnstätten im Allgemeinen nicht über bestimmte Strecken hinaus zerstreut. Zwischen einem und dem anderen dieser bevölkerten Gebiete liegen gewöhnlich grössere Flächen von Hochgras oder Steppenwald.

Die Sorge für die Erhaltung der Hütten und deren Bau liegt den Männern ob, die Holz, Ruthen, Rohr und Bast herbeischaffen und den Bau ausführen, während es Sache der Frauen ist, das zur Bedachung nöthige trockene Gras zur Stelle zu bringen und, wo es nöthig ist, das Verdichten der Wände mit Lehm, das Ausstreichen der Feuerstelle und das Säubern nach der Arbeit zu besorgen. Jede Familie hat so viele Hütten, wie sie Frauen zählt; eigene Hütten für Kinder giebt es nicht. Sind die Kinder herangewachsen, so werden sie sobald als möglich verheirathet und haben dann ihren eigenen Hausstand. Die Besorgung der manchmal bei den Hütten liegenden kleinen Gärtchen, in denen Tabak und Küchenkräuter gezogen werden, liegt den Frauen ob.

Neben der Schlafstelle ist der wichtigste Platz im Hause die Feuerstelle, um die sich die Einwohner früh und Abends versammeln. Bei gutem Wetter wird wohl auch unter den Sonnendächern gekocht.

An Hausrath ist in den Hütten meist recht wenig vorhanden. Ausser den verschiedenen Thontöpfen, Kürbisgefässen und Körben sind die Waffen-, Jagd- und Fischereigeräthe des Hausherrn an den Wänden aufgehangen. Dazu kommen Packete von trockenen Bananenblättern, die getrocknetes Gemüse und Sämereien enthalten, insbesondere eine Art Hibiscus mit rosa Samenkapseln. Ueber der Thür hängt gewöhnlich ein kleines Packetchen Mehl oder Sorghum, das nicht berührt werden darf. An Thongefässen, die oft bedeutende Dimensionen aufweisen, giebt es nicht allein die runden, überall üblichen Negertöpfe mit ziemlich engem Munde, sondern vorwiegend solche mit sehr weiter Oeffnung, die von den umwohnenden Stämmen gern eingetauscht werden. Die Gefässe selbst sind henkellos und tragen um den oberen Rand gewöhnlich eine mit Strichen verzierte, 2—3 Finger breite Kante. Gewöhnlich sind die Gefässe in der Form belassen, wie sie aus Thon geformt werden, aber gut gebrannt; man findet jedoch auch kleine, zum Milch- und Biertrinken bestimmte, die aussen sauber geglättet sind.

Die Kürbisgefässe sind von sehr verschiedenen Formen, von der einfachsten Schale an bis zu den aus grossen Flaschenkürbissen hergestellten Bierbehältern. Sie werden ebenfalls dicht am Rande vielfach mit eingebrannten Strichen und Punkten verziert, die den Gefässen ein hübsch gemustertes Aussehen geben. Auch diese Kürbisse bilden einen bezahlten Handelsartikel. Sie werden ausschliesslich von Männern angefertigt, während die Thonarbeiten, Pfeifenköpfe ausgenommen, Frauenarbeit sind. Neben diesen Gefässen, spielen noch die Körbe eine grosse

Rolle im Haushalt (vergl. auch Tafel XVIII). Sie kommen in allen Grössen und Formen vor, vom viereckigen kleinen Mehlkörbchen an, das man oft auch auf den Kopf stülpt bis zu den grossen, manchmal bis zu 100 kg fassenden Behältern, in denen man das Getreide aufbewahrt. Meist sind sie von Männern gearbeitet und aus dünn gespaltenen, jungen Bambusstämmen, theilweise auch aus zerschnittenen Rohr- oder Sorghumstengeln hergestellt. Sie sind äusserst dauerhaft und bilden einen bekannten Ausfuhrartikel der A-lūr. Gemusterte Geflechte bei denen braune und gelbliche Stellen abwechseln, kommen häufig vor; man färbt die braunen Stücke durch längeres Liegenlassen in dunklem Schlamm. Körbe, die auf dem Rücken zu tragen sind, werden bei den A-lūr nicht gemacht.

Einen wesentlichen Theil des Hausraths bilden ferner die Matten, die von Frauen aus den eben erwähnten Materialien, gewöhnlich nur klein, oft aber auch so gross hergestellt werden, dass 5—6 Personen bequem darauf Platz finden. Sie sind selten gemustert und auch nicht so dauerhaft wie die Körbe, weil das Material zu brüchig ist. Palmen, aus denen man Matten flechten könnte, sind im Lande nur ganz vereinzelt zu finden.

Die A-lūr speisen gewöhnlich zweimal, oft aber auch dreimal täglich. Zum Essen finden sich die Bewohner jeder Hütte zusammen, während der Hausherr abwechselnd Gast seiner verschiedenen Frauen ist. Die Grundlage der Mahlzeiten bildet, je nach der Jahreszeit, Sorghum- oder Eleusine-Brei, der bei wohlhabenden Leuten frühmorgens und Abends mit warmer Milch übergossen und mit etwas Aschensalz gewürzt wird. Ist keine Milch vorhanden, so tritt an deren Stelle etwas Sesam oder Erdnussöl oder ein Brei, der durch Zerquetschen dieser Produkte hergestellt wird. Fleisch oder Fisch bildet einen zweiten Gang, oft wird jedoch der Fisch mit dem Mehlbrei zusammen gekocht und dann ziemlich scharf gewürzt. Fleisch dagegen wird öfters mit Bananen zusammen bereitet und zwar so, dass die Bananen völlig zerkocht werden. Früchte, Maiskolben und dergl. werden auch ausserhalb der Mahlzeiten häufig gegessen. Bei ärmeren Leuten wird in Ermanglung von Milch der dicke Mehlbrei mit steifen Saucen aus verschiedenen Pflanzen, Kürbissen, Corchorus, Gynandropis oder Hibiscus übergossen und mit Salz gewürzt. Ist reichlich Nahrung vorhanden, so genehmigt man sich ausser dem Frühstück und Abendbrot noch ein Mittagbrot. Ehe das Essen aufgetragen wird, wird zuerst eine Stelle sauber gekehrt, darauf eine ausgeklopfte Matte ausgebreitet und in deren Mitte ein schüsselähnlicher Topf gestellt, der das Essen enthält. Um dies Gefäss herum setzen sich die Hausfreunde mit ihren Kindern und Gästen. Ist der Hausherr gegenwärtig, so nimmt auch er seinen Platz zwischen den anderen ein. Die Bedienung, soweit sie nothwendig ist, versieht die Hausfrau selbst, ebenso wie sie auch die jüngeren Kinder zu füttern hat. Wasser wird erst nach dem Essen getrunken, auch werden gewöhnlich die Hände gewaschen. Zum Essen dünnflüssiger Speisen, unter denen eine gekochte und mit Aschensalz gewürzte Mischung von Blut und zerquetschtem Sesam die erste Stelle einnimmt, bedient man sich im Binnen-

lande hölzerner Löffel mit ziemlich breitem Blatte, am Flusse und am See der Schalen von grossen Flussmuscheln. Sonstige Geräthe werden beim Essen nicht gebraucht, nur in der Küche giebt es ausserdem noch grosse Holzlöffel mit sehr seichter Höhlung zum Einrühren des Mehlbreies.

Um die Geräthschaften der A-lūr vollständig aufzuzählen, sei noch ihrer Boote gedacht, die sämmtlich Einbäume sind. Grössere Boote, die eine Anzahl Leute tragen können, finden sich nur am See und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nur dort grosse Bäume vorkommen, während die Flussufer im A-lūr-Lande gewöhnlich nur Steppenwald aufweisen. Die Herstellung der Boote geschieht durch Ausbrennen der Baumstämme und Aushacken der verkohlten Stellen mit den kleinen landesüblichen Beilen. Gewöhnlich sind die Boote ziemlich unregelmässig gestaltet und brüchig, halten auch selten längere Zeit. Ihre Fortbewegung geschieht theils durch Stossen mit langen Bambusstangen, theils durch kurze Ruder, die an der Unterseite löffelförmig auslaufen. Uebrigens sind die A-lūr, wenn man von den am See wohnenden absieht, nicht sonderlich gewandt in der Handhabung der Boote, und alljährlich hörte man von Unfällen, die durch Kentern der Fahrzeuge hervorgerufen wurden.


Abb. 147.
Lendenschnur mit Eisenperlen.
A-lūr bei Ssónga.

Zur Bekleidung gebrauchen die Männer, wo immer es möglich ist, Felle verschiedener Thiere und bearbeitete Rinderhäute, Wohlhabendere auch Rindenstoffe aus Unyóro. Nackte Leute sieht man sehr selten, und schon kleinere Kinder werden angehalten, wenigstens eine Bedeckung der Scham zu tragen. Auch die erwachsenen Männer tragen unter den Fellen, die sie um die Hüften schlagen, gewöhnlich noch eine Schambedeckung aus weichem Leder oder Stoffen, die an einer oft mit Eisenperlen verzierten Schnur hängen. (Abb. 147.) Wird über die Schulter nicht eine Rindshaut geschlagen, so schlingt man wenigstens kleine Felle darüber und bevorzugt hierbei bunte Ziegenfelle oder solche von Zwergantilopen, Colobus und verschiedenen kleinen Wildkatzen. Das Fell einer grauen Affenart wird gewöhnlich zu Beuteln verarbeitet, die ebenfalls über den Rücken gehängt werden. Kopfbedeckungen werden selten gebraucht; nur im Kriege versteckt man gern den Kopf in einer Affenhaut. Als Fussbekleidung, jedoch nur für weitere Märsche, dienen Sandalen aus Büffelhaut, die mit kleinen Riemen aus demselben Material über und um den Fuss geknüpft werden. Sie sind ziemlich roh und zeigen keinerlei besondere Verzierungen.

Halten die Männer darauf, stets bekleidet zu sein, so beschränkt sich die Kleidung der Frauen nur auf das Allernothwendigste. Frauen von Chefs und wohlhabenden Leuten bedecken sich mit Rindenstoffen, die gewöhnlich unterhalb der Achseln über die Brust um den Körper gerollt und durch Einwulstung des

oberen Randes festgehalten werden. Als Unterkleid dient in solchem Falle ein um die Hüften gebundenes, etwa fussbreites Stück Rindenstoff. Neben dem Rindenstoff und häufiger als dieser — denn er ist theuer — werden Häute von Ziegen und Schafen, die man enthaart und durch Oeleinreibungen geschmeidig macht, als Schürze getragen oder um die Schultern geschlungen. Oefters werden sie an den Rändern durch kleine Glasperlenschnüre oder Eisenstäbchen verziert. Man trägt die Schürzen so lange, bis sie abgenutzt sind und schützt sich gegen das sich darin einnistende Ungeziefer durch Räucherungen oder Einreibungen mit rother Thonerde. Ausbesserungen zerrissener Stellen kommen niemals vor. Die grosse Masse der weiblichen Bevölkerung verzichtet übrigens nahezu auf jede Bekleidung. In die Gürtelschnur, die nirgends fehlt und häufig mit Perlen oder mit Blättchen von Conchilienschalen (Muschelperlen) verziert ist (Abb. 148), wird vorn ein kleineres, hinten ein grösseres Bündel frischer, belaubter Zweige gesteckt die übrigens nicht einmal oft erneuert werden. Kleine Mädchen sind meist nur mit einer Gürtelschnur bekleidet. Aus dieser Bekleidungsart mag es sich erklären, dass die Füsse der A-lūr-Frauen, sowie die aller solche Laubbüschel brauchenden Negerstämme etwas nach innen gerichtet sind.



Abb. 148.
Lendenschnur mit Muschelperlen.
A-lūr bei Ssónga.

Ist die Bekleidung beider Geschlechter im Allgemeinen etwas dürftig, so wird dafür um so mehr auf äusseren Schmuck gehalten. Zunächst gehört hierher die Frisur, die bei Männern und Frauen meist aus zopfartigen, an der Basis dickeren und an der Spitze dünneren, verfilzten Haarwulsten besteht, die ziemlich regellos um den Kopf herumhängen. Mädchen und jüngere Frauen streben danach, alle diese Haarwulste glatt nach hinten zu richten, salben sie zu diesem Zwecke häufig mit Ricinusöl und legen auch wohl als Cosmetique eine Partie Thon darauf, um die Haare durch dessen Gewicht nach hinten zu drängen. Frauenhaare abzuschneiden gilt als sehr schimpflich und wird nur bei festgestelltem Ehebruch vollzogen. Stirbt ein Familienmitglied, so sind sowohl Frauen als Männer der Familie verpflichtet, ihre Haare abzurasiren. In früheren Zeiten fabrizirte man aus solchen abgeschnittenen Haaren, gemischt mit Schafwolle und Ziegenhaar, eine Art groben, weitmaschigen Filz und stellte Kappen daraus her, die man später mit Kaurimuscheln und den Früchten von Abrus precatorius verzierte. Solche Kappen sieht man noch heute bei den östlichen Shúli, während sie bei den A-lur nahezu aufgehört haben. Abgeschnittene Haare sowohl, als

Nägel, die man entweder abbeisst oder mit kleinen Messern abschneidet, werden jetzt sorgfältig gesammelt und an sicheren Orten verscharrt.

Eine besondere Festlichkeit ist es allemal, wenn kleinen Kindern zum ersten Male die Haare geschnitten werden. Man lädt dazu die ganze Verwandtschaft ein, und reichliche Spenden an Bier befördern die allgemeine Fröhlichkeit; die Ceremonie findet in der Regel statt, wenn das Kind den dritten bis vierten Monat erreicht hat.

Das Ohr wird nur in seltenen Fällen am Rande durchbohrt und dann meist von eitlen Frauen, während das Durchstechen des Ohrläppchens und Tragen grosser Ohrringe von Eisen oder lieber noch von Messing eine bei Männern und Frauen allgemein übliche Sitte ist. Die Ringe selbst sind gewöhnlich einfache Reifen, manchmal aber auch gewunden oder breitgeklopft. Einschnitte in die Ohrmuschel oder Ausschnitte aus derselben sind unbekannt. Die Oberlippe wird gewöhnlich in der Mitte durchbohrt, und dann von Frauen oft ein kleiner, mit Perlen verzierter Ring darin getragen. Das Ausziehen der unteren vier Schneidezähne wurde bereits erwähnt. Die A-lūr behaupten, dass diese Sitte erst seit etwa 60 Jahren üblich geworden sei. Eine Frau habe einmal ihren Mann im Aerger gebissen, und seit dieser Zeit sei, um ähnliches Unglück zu verhüten, zunächst für Frauen und dann auch für Männer das Ausziehen der Schneidezähne üblich geworden. Die Erzählung muss aber jedenfalls, wenigstens bezüglich der Zeit, sehr weit zurück datirt werden, denn alle Stammverwandten der A-lūr ziehen ebenfalls die vorderen Zähne aus.

Abb. 149.
Armband, für den Oberarm.
A-lūr bei Ssónga.

Weitere »Verschönerungen« des Gesichts werden dadurch vorgenommen, dass auf der Stirn einige von der Glabella ausstrahlende Einschnitte und zwischen Ohr und Auge einige im Augenwinkel zusammenlaufende Narben gemacht werden. Schnitte auf den Wangen sind nur da üblich, wo engerer Verkehr mit Fremden stattgefunden hat. Bei besonders »eleganten« Frauen findet man auch die Oberarme mit wulstigen Narben tätowirt, und richtige »Gigerln« tätowiren sich wie die Frauen Brust und Bauch über dem Nabel mit einer Reihe kleiner, bestimmte Muster bildender Narben, die durch Einreiben von Salz in die Einschnitte erzeugt werden. Beschneidung wird nicht geübt.

Unter den verschiedenen Gegenständen, die als Schmuck verwendet werden, nehmen allerhand Ringe von Eisen den ersten Platz ein, gewöhnlich glatt und von Fingerdicke, oft aber auch gereift und bedeutend dicker. Manchmal sind nach der Phantasie des Besitzers Spangen an ihnen befestigt (Abb. 149). Sie werden sowohl am Halse als am Ober- und Unterarm und Unterschenkel getragen, vielfach auch so, dass ihrer eine ganze Anzahl aufeinander folgen. Auf ihre Reinhaltung verwendet man viel Sorgfalt. Eisenkravatten, wie die Shúli sie tragen, d. h. nach oben und unten sich erweiternde Ringe, die einen Panzer um den Hals bilden, sind hier nicht Sitte. Geschätzter als Eisen ist das Kupfer, das ebenfalls in

Ringen getragen und wohl auch zur Ausschmückung von Lanzen und Tabakspfeifen verwendet wird. Messing wird jedoch stets vorgezogen, und besonders sind ganze Gewinde fingerdicken Messingdrahtes, die den Unterarm von der Hand bis zum Ellenbogen oder den Unterschenkel bis gegen das Knie hinauf bedecken, überall gesucht. Ihr Preis beträgt oft 3 — 4 Ziegen. Gewöhnlich werden sie von wohlhabenden Chefs ihren Lieblingsfrauen als Angebinde verehrt. Neben den Metallarmbändern sind solche aus Elfenbein bei Männern sehr üblich, ohne dass sie jedoch eine besondere Bedeutung für den Träger hätten. Es sind entweder volle Scheiben, die in der Mitte durchbohrt sind, oder breitgedrückte Ringe, die gewöhnlich aus der Zahnhöhlung geschnitten werden und bedeutend häufiger sind, als die ersteren. Die Politur und Glättung wird durch rauhe Blätter besorgt. Ohrringe und Lippenringe werden ebenfalls getragen, zumeist solche aus Metall. Bei den ersteren wäre besonders einer Form zu gedenken: ein einfach umgehakter Draht, an dessen unterem Ende ein halbmondförmiges Kupferstück angehängt ist. Auch in die Haare werden öfters kleinere Kupferstücke gebunden, gewöhnlich von rhombischer Form und flach geschlagen. Ein den A-lūr eigenthümlicher Kopfschmuck sind dünne, diademartige Eisenplatten, die, in der Mitte breit und nach den Seiten spitz zulaufend, in Form eines Visirs von der Stirn nach den Ohren laufen und durch dünne Fäden am Hinterkopfe zusammengehalten werden (Abb. 150). Ausser den genannten kommen noch eine Menge anderer Schmuckgegenstände vor, die zumeist dem Thier- und Pflanzenreich entnommen sind. Zähne von Nage- und Raubthieren werden zu Ketten vereint und in das Haar gehängt oder um den Hals getragen, ebenso kleine Schildkrötenschalen, Klauen oder Nägel von Raubthieren und Anderes mehr. Aus Flussmuscheln geschnittene dünne runde Plättchen werden auf Fäden aufgereiht und besonders von Frauen als Hals- und Gürtelschnüre (Abb. 148) getragen, Federn verschiedener Vögel werden in die Haare gesteckt. Eine Menge kleiner Wurzeln und verschiedene Holzstückchen dienen, auf Fäden gereiht und am Halse getragen, sowohl als Zierde, als auch als Amulette gegen bösen Blick, Skorpione, Schlangenbiss, Angriffe von Krokodilen und dergleichen. Auch in den Hütten pflegt man solche Amulette aufzuhängen. Felle von Affen, schön gezeichneten Katzen und auch bunten Ziegen sind sehr gesucht. Schmuckwaffen aus Kupfer oder Messing existiren nicht, dagegen sucht Jeder seine Lieblingswaffe durch Kupfer- oder Messingstreifen soviel als möglich zu verzieren. Um dem Körper einen angenehmen Geruch zu verleihen, gebraucht man die gepulverte Wurzel einer Smilax - Art, die ziemlich häufig vorkommt. Endlich wäre noch zu erwähnen, dass Stücke von Glas, besonders Spiegelglas, stets sehr begehrte Artikel sind; auch diese werden mit Vorliebe in das Haar eingeflochten.



Abb. 150. Eiserner Stirnschmuck. A-lūr bei Ssónga.

Von Waffen werden bei den A-lūr Schilde von langer, ovaler Form, gewöhnlich aus Büffelhaut, gebraucht, die schon vor dem Trocknen in der Mitte der Hinterfläche nach unten und oben durchbohrt und mit einem Holzstabe durchstochen worden sind, um dem Schilde Festigkeit zu geben. Der Rand ist an allen Seiten nach hinten umgeschlagen. Verzierungen durch Strichelmuster kommen vor, farbige kaum. In Kriegszeiten herrscht der sonderbare Brauch, dass die hervorragendsten Krieger eine ganze, völlig gestreckte Ochsenhaut, die in der Mitte der Hinterfläche durchbohrt worden ist und eine Art von Griff erhalten hat, neben ihren Lanzen tragen. Damit dieser Schild auf die Dauer nicht so schwer wird, gesellen sich stets 5—6 Leute zusammen, die mit dem Träger des Schildes und unter dessen Deckung vorwärts gehen. Es gewährt einen eigenen Anblick, wenn man im Gefechte 6—8 solcher Ochsenhäute vor sich sieht, hinter denen sich die Träger verstecken.

Ausser den Schilden trägt man auch Panzer, d. h. rechteckige Stücke dicker Büffelhaut, die die Brust umschliessen und auf einer Seite offen sind. Sie werden bei den im Tieflande wohnenden A-lūr durch Schulterriemen festgehalten und gewöhnlich auf dem Rücken festgebunden. Ihre Vorderfläche trägt Punkt- und Linienmuster und wird häufig mit Oel, oft auch mit rother Thonerde eingerieben. Auf der Flucht entledigen sich die A-lūr zunächst dieses Panzers, dann erst des Schildes. (Vergl. den Panzer der Wáwira. Abb. 103.)

Lanzen soll ein richtiger A-lūr-Krieger, wenn er nicht Pfeil und Bogen führt, zwei grössere und eine kleinere tragen. Diese sind von ziemlich roher Arbeit und haben gewöhnlich etwa handlange Blätter, die in der Mitte erhaben gerieft sind und durch eine ziemlich lange Zwinge mit dem Schafte — einem Bambusstabe — verbunden werden.*) Das untere Ende trägt gewöhnlich noch eine spitz zulaufende Eisenzwinge. Das Aufsetzen der Spitze und der unteren Zwinge geschieht unter Anwendung von Feuer und durch Klopfen mit Stein- oder Eisenstücken. Sehr selten sind ganz eiserne Lanzen, die man gewöhnlich nur als Erbstück im Besitze grösserer Chefs findet. Die Uebersendung einer solchen Lanze an einen Fremden, der das Gebiet eines Chefs zu betreten wünscht, sichert diesem freies Geleit, Unterhalt und Stellung von Trägern zu. Bei der Ankunft ist die Waffe wieder zurückzugeben. In der Handhabung der Lanze sind die A-lūr sehr geschickt, was besonders beim Harpuniren von Flusspferden zu Tage tritt. An der hierzu gebräuchlichen Lanze sitzt dicht unter dem Blatt ein nach abwärts gebogener, kleiner Haken; zwischen diesem und dem Blatt ist ein langes Seil angebunden, das der Jäger aufgerollt in der Hand trägt. Ausserdem ist die Lanzenspitze mit dem Schafte nur leicht verbunden, so dass sie beim Eindringen in den Körper des Thieres sich vom Holze trennt und stecken bleibt. An das untere Ende des Seiles wird, während es sich abrollt, ein Schwimmer befestigt.

---

*) Die A-lūr von Ssónga nehmen Holzschafte für ihre Lanzen.

Pfeil und Bogen sind überall gebräuchlich, die Bogen von mittlerer Grösse und gewöhnlich aus Diospyrus-Holz gemacht, die Sehne sehr scharf gespannt. Auch der Bogen wird gelegentlich an den Seiten mit kleinen Haut-, Eisen- oder Kupferstreifen umwunden. Ausserdem trägt er an einer Seite als Zeichen seines Besitzers ein oder mehrere Einschnitte. Die Pfeile sind, dem Bogen entsprechend, von mittlerer Länge, haben gewöhnlich breite, lanzettförmige Spitzen, unter denen sich bisweilen zwei nach unten gerichtete Stacheln auf einer oder beiden Seiten finden. Die Verbindung der Pfeilspitze mit dem Rohre geschieht in der Regel ohne Tülle, durch einfaches Umschnüren mit Bast. Breite eiserne Pfeile sind nicht vergiftet, solche mit dünnen, pfriemförmigen Spitzen dagegen tragen oft einen Giftüberzug (Abb. 124). Nach den Erfahrungen, die wir an verwundeten Soldaten machten, wirkt das Gift, wenn frisch, ziemlich heftig und bringt oft Tetanus hervor. In der grossen Mehrzahl der Fälle, und wenn nicht gerade eine empfindliche Stelle verletzt wird, stellen sich jedoch nur ausgedehnte Vereiterungen, Schwellungen und starke Schmerzen ein. Eine Befiederung tragen die Pfeile nicht. Schon kleine Knaben üben sich im Bogenschiessen und bekommen zu diesem Zwecke einen Miniaturbogen und hölzerne Pfeile, die an der Spitze etwas verdickt sind, um keinen Schaden anzurichten. Mit diesen werden gelegentlich auch Vögel erlegt.



Abb. 151.
Kleines Messer, ohne Scheide, von A-lūr-Frauen im Gürtel getragen. (Ssónga.)

Verschiedene Arten von Messer ergänzen die Ausrüstung von Mann und Frau. Speziell für die Frauen giebt es kleine Messerchen, deren Blatt nach der Scheide concav gebogen, und deren Holzgriff öfter verziert ist, wenn sie nicht ganz aus Eisen sind (Abb. 151). Sie werden gewöhnlich an der linken Seite der Gürtelschnur befestigt, begleiten die Frau auf allen ihren Wegen und dienen zunächst zum Abschneiden des reifen Kornes, aber auch zu allen Küchenarbeiten und manchmal sogar als Rasirmesser, wozu sonst im Allgemeinen scharf geschliffene Speerblätter benutzt werden. Die Männer tragen Messer von verschiedenen Formen. Wenn sie zum Abschlagen der Zweige beim Reisen oder zum Schlagen von dünnem Holzwerk für den Hausbedarf bestimmt sind, haben sie eine ziemlich breite Klinge, die nach oben umgebogen ist. Sie werden ohne Scheide getragen und stecken im festen Holzgriff. Als Messer für den täglichen Gebrauch werden gewöhnliche Lanzenspitzen benutzt, die in einem meist mit Draht umwundenen Holzgriff stecken. Für die Scheide verwendet man mit Vorliebe Antilopenhaut und trägt das Messer selbst an einem Lederriemen etwas oberhalb des Ellenbogens. Messer für den Kriegsgebrauch oder Luxuswaffen zeigen dieselbe Speerform und sind an Griff und Scheide mit Metalldraht umsponnen. Besonders sorgfältig gearbeitete Stücke zeigen auf den Scheiden

aufgelegte dünne Metallplättchen. Das untere Ende des Futterals läuft in eine Art Lanzenspitze aus (vergl. Abb. 126). Ganz kleine Messerchen mit breiter Klinge und eisernen Stielen an beiden Enden dienen zum Abrasiren der Augenbrauen.

Die Köcher sind entweder aus Ziegen- oder Antilopenhaut oder — im Tieflande seltener — aus Korbgeflecht und werden häufig an den Rändern mit Pelzwerk verziert.

Feuerwaffen sind im A-lūr-Lande hier und da zu finden, doch ist bei den Eingeborenen, wenigstens im Tieflande, nie ein sonderlicher Eifer dafür bemerkt worden, solche zu besitzen, während die Shúli darauf mit allen Mitteln erpicht sind. Es mag dies daran liegen, dass es für die Shúli durch Vermittelung der Sheffalú leichter war, sich aus Unyóro die nöthigen Munitionen zu besorgen.

Neben ihren übrigen Beschäftigungen widmen die A-lūr namentlich der Musik grosse Theilnahme. Wie überall findet man auch hier allerlei Pfeifen aus Holz und Rohr, Trompeten und Hörner aus wirklichen Hörnern und aus künstlich langgezogenen Kürbissen, wobei oft ein dünnerer in einen dickeren eingelegt und dann gedichtet wird; seltener sind Hörner aus Elfenbein. Hierzu kommen Klappern aus Rohrgeflecht, mit Steinchen oder Schneckenhäusern gefüllt. Jeder grosse Chef besitzt seine eigene Musikkapelle, gewöhnlich 8—10 Mann stark, die verschiedenartige Pfeifen, Flöten und Hörner blasen. Bei einer Vorführung dieser Musikanten, die in langsamem Schritt, nach allen Seiten sich beugend und verneigend, vorwärts schreiten und öfter ihr Geblase durch Gesang unterbrechen, gehen regelmässig ein paar mit Wedeln oder Kuhschwänzen ausgestattete Leute voraus, die den Boden vor derjenigen Person reinfegen, der diese »Serenade« gilt. Es ist Sitte, in solchen Fällen die Leute mit einer Gabe von Bier, einer Ziege oder Glasperlen zu beschenken. Chorgesänge kommen ebenfalls vor, sowohl bei Männern als bei Frauen, namentlich zur Zeit des Neumondes und bei der Feldarbeit. Kinder hört man dagegen gerade so selten singen, wie bei anderen Negerstämmen. Pfeifen — mit dem Munde allein — ist ganz ungebräuchlich.

Kinderspiele und Kinderspielwerk sind ziemlich allgemein verbreitet; abgesehen von den ernsten Uebungen mit Pfeil und Bogen, findet man die Kleinen häufig damit beschäftigt, in kleinen Thonfiguren Rinder oder Ziegen nachzubilden. Regelmässig ist dann der Kopf im Verhältniss zum Körper bedeutend zu gross, während die sonstigen Verhältnisse ganz gut getroffen sind. Oder es werden Holzstücke eingehüllt und als Puppen behandelt. Auch existirt ein Spiel, das an unser heimisches Versteckspiel erinnert. Daneben werden Wettläufe gemacht und aus Ruthen und Heu kleine Hütten, aus weichem Thon kleine Wassergefässe hergestellt. Besonders üben sich die Mädchen hierin, denen ja auch später die Fabrikation der Gefässe im praktischen Leben anheimfällt.

Den grossen Trommeln, die in ihrer Form von den übrigen Negertrommeln nicht abweichen und theils an Seilen um den Hals getragen, theils auf der Erde stehend geschlagen werden, sind die kleinen Trommeln der Kinder ähnlich.

Man verfertigt sie gewöhnlich aus grösseren Stammstücken leichter Hölzer, wie Rubiaceen, die durch Feuer und Auskratzen gehöhlt werden. Ueberspannt werden sie, wenn sie nicht zu gross sind, mit Häuten von Varanus, oft aber auch mit dünn geschabten Antilopen- oder Ziegenfellen. Um die gespannte Haut vor Feuchtigkeit zu schützen, wird sie bisweilen mit Hyänenkoth oder verwittertem Feldspath weiss oder roth getüncht. Mit den Trommeln werden die üblichen Signale zum Aus- und Eintreiben der Heerde, zu den Rathsversammlungen der Männer und zum Kriege gegeben, und zwar wird das Signal vom Hause des Chefs ausgesandt und von Gehöft zu Gehöft wiederholt. Trommeln spielen auch beim Tanz eine grosse Rolle, dem Männer und Frauen mit grossem Eifer huldigen, so jedoch, dass die Frauen in eigenen Kreisen tanzen, die von Männerkreisen umringt werden, und dass beide Geschlechter sich gewöhnlich im entgegengesetzten Sinne bewegen. Aus dem Kreise treten einzelne Männer hervor, die in der Mitte der übrigen Tanzenden hohe Sprünge und Solotänze ausführen. Die Bewegungen bestehen dabei in Neigungen des Körpers nach verschiedenen Seiten. Das Schütteln des Beckens wird nie vor Fremden geübt, wohl aber, wenn die Leute unter sich tanzen. Oft dauern diese Vergnügungen stundenlang, ermüdete Tänzer treten aus und andere an ihre Stelle, und nur wenn die Musik erschöpft eine Pause macht, halten auch die Beine auf kurze Zeit in der Bewegung inne. Oft sieht man Frauen mit Säuglingen auf dem Rücken, sehr häufig auch Kinder von 6—8 Jahren eifrig mittanzen. Bei allen festlichen Gelegenheiten werden solche Tänze ausgeführt, und will man fremden Besuch ehren, so musizirt und tanzt man vor ihm.

Genussmittel haben die A-lūr eigentlich nur zwei: Tabak und Bier. Ueber den Tabak wurde bereits gesprochen. Man raucht ihn aus Thonpfeifen, die oben weit und unten spitz sind und an Rohren von nicht ganz $^1/_2$ m Länge befestigt werden. Die Rohre verschafft man sich durch Ausbrennen leichter Hölzer; eine grosse Menge werden auch aus Unyóro eingeführt. Häufig werden sie mit schmalen Eisen-, Kupfer- oder Messingstreifchen verziert, auch tragen die Pfeifenköpfe manchmal Verzierungen in Linien- oder Punktmustern. Sie sind übrigens ziemlich roh gearbeitet und stets schwarz. Doppelte Pfeifenköpfe werden von Chefs und den Zauberern gern gebraucht, Abwechselungen in der äusseren Form giebt es nicht. In die Köpfe kommt gewöhnlich zunächst etwas Kohle, auf diese erst der Tabak. Ausserdem sind auch Wasserpfeifen im Gebrauch, deren Wasserbehälter ein kleiner Kürbis bildet. Alle A-lūr, Männer wie Frauen, sind leidenschaftliche Raucher, doch beginnt man gewöhnlich erst nach dem Ausbrechen der Scheidezähne sich dieser Passion hinzugeben. Dass eine Pfeife — wie die Friedenspfeife der Indianer — von Mund zu Mund geht, und dass Jeder ein paar Züge daraus thut, ist häufig zu sehen. Die Frauen sind gewöhnlich stärker im Rauchen als die Männer. Das Reinigen der Pfeifen wird durch Durchstossen von aufgefasertem Bast besorgt. Tabakkauen ist völlig unbekannt, ebenso das Schnupfen.

Das Bier wird aus Bananen, Sorghum oder Eleusine hergestellt. Als bestes gilt das letztere, das einen ziemlich bitteren, kräftigen Geschmack hat, während das aus Sorghum hergestellte stets nach Kleister riecht und schmeckt, und das Bananenbier schon wegen der verhältnissmässigen Seltenheit der Bananen nur als Delikatesse genossen werden kann. Man trinkt alle drei Sorten stets erst dann, wenn die Gährung der Flüssigkeit so weit fortgeschritten ist, dass sie sauer riecht, ist aber dann im Stande, sehr bedeutende Quantitäten zu bewältigen, ohne dass sich Trunkenheit einstellt, die überhaupt selten vorkommt.

Alle Leute, die grosse Quantitäten Bier zu sich nehmen, sind um so sparsamere Esser, und es scheint demnach, dass dieses Getränk eine sättigende Wirkung ausübt. Oft setzt man dem Bier etwas Honig bei, der überall zu haben ist, manchmal sogar frische Milch. Eigentliche Trinkgelage kommen nur bei festlichen Gelegenheiten vor und beginnen dann gewöhnlich schon zeitig in der Frühe. Frauen nehmen an solchen Festlichkeiten nur so weit theil, als man ihnen gelegentlich eine Schale des Gebräus zukommen lässt, von dem gezecht wird; im Hause aber trinken sie gerade so gut Bier wie die Männer, und auch schon ziemlich kleine Kinder bekommen ihr Maass reichlich zugetheilt.

Politisch zerfällt das A-lūr-Land in eine ganze Anzahl von Bezirken, die unter verschiedene grosse und eine ganze Anzahl kleiner Chefs vertheilt sind. In alten Zeiten sollen nur 3—4 grosse Chefs das ganze Land unter sich getheilt und jeder aus seinen Anhängern eine Anzahl zu Vorstehern kleinerer Länderstrecken gemacht haben. Im Lauf der Zeit jedoch und infolge der Bevölkerungszunahme ist es dahin gekommen, dass einzelne dieser Unterchefs sich unabhängig gemacht und kleine Distrikte für sich in Anspruch genommen haben. Auch Söhne von Häuptlingen haben sich entweder unbesetzte Landestheile angeeignet oder im Kriege erobert. So ist es gekommen, dass heutigen Tages neben Chefs, die allgemein anerkannt über 5—6 Tage weite Länderstrecken herrschen, noch eine Anzahl kleiner Häuptlinge existirt, deren Gebiet sich auf wenige Stunden Ausdehnung oder gar auf einige wenige Gehöfte beschränkt.

Die Herrschaft all dieser Häuptlinge über ihre Untergebenen ist insofern eine unbeschränkte, als ihnen die Entscheidung über Tod und Leben zusteht. Jedoch müssen sich die Häuptlinge althergebrachten Gebräuchen fügen, die von Generation zu Generation überliefert werden, und es besteht demnach faktisch auch für sie ein — allerdings ungeschriebenes — Gesetz. Wo ein Häuptling nicht selbst urtheilen will, ruft er die Aeltesten des Dorfes zur Hülfe, und auch wenn er sein Richteramt ausübt, sind gewöhnlich zwei der ältesten Leute zugegen. Jede Klage muss ihm unterbreitet werden, und er besitzt das faktische Recht zu urtheilen und zu entscheiden, ohne dass es einen Apell gäbe. Ausgenommen ist nur der Fall, dass ein Mörder mit der Genehmigung des Chefs und der Verwandten des Gemordeten sich loskaufen darf.

Die zum Spruche kommenden Klagen sind nicht gerade mannigfacher Natur. Diebstahl kommt nicht häufig vor. Handelt es sich um Viehraub, und ist der

Dieb ermittelt, so wird er verurtheilt, das gestohlene Thier zu ersetzen und ausserdem zwei gleiche Thiere herbeizuschaffen, von denen das eine Eigenthum des Chefs wird, während das andere dem Bestohlenen unter der Bedingung übergeben wird, dass er eine Ziege schlachte und den Chef und die Schöffen bewirthe. Handelt es sich um den Diebstahl eines Hundes, so muss der Hund zurückgestellt werden, und der Thäter wird geprügelt. Wird Hausrath gestohlen, so muss der Thäter dem Beschädigten ausser den entwendeten Stücken noch eine junge Ziege geben. Diebstähle von Getreide und Lebensmitteln kommen nur zu Hungerszeiten vor und werden dann kaum verfolgt.

Zufällige Verletzungen, seien sie in der Trunkenheit oder sonst wie verübt, werden dadurch gesühnt, dass der Beschädigte vom Thäter eine Kuh mit Kalb, der Chef eine Ziege erhält. Mord wird eigentlich mit dem Tode bestraft, und zwar Tod durch Lanzenstiche. Kann aber dem Mörder kein absichtlicher Todtschlag nachgewiesen werden, so ist es ihm gestattet, wie oben angedeutet, sich freizukaufen. War das Opfer ein Mann, so erhält die Familie vier und der Chef eine Kuh, war es eine junge, zeugungsfähige Frau, so erhält die Familie fünf Kühe und der Chef eine Ziege, war es eine ältere Frau, so genügen drei Kühe für die Familie und eine Ziege für den Chef. War der Ermordete ein Chef oder der Verwandte eines solchen, so ist die Strafsumme natürlich entsprechend höher gestellt.

Ehebruch soll ursprünglich mit Tod bestraft worden sein, doch ist man davon völlig abgekommen. Wird der Ehebrecher auf frischer That ertappt, so wird er so lange geprügelt, bis er sich mit einer Kuh oder zwei Ziegen auslöst oder, falls er dies nicht thun will oder kann, dem Ortschef übergeben, der darauf sieht, dass der an seinem Besitz Gekränkte seine Entschädigung erhält. Die Frau kommt gewöhnlich mit einer tüchtigen Tracht Prügel davon und wird nur äusserst selten verstossen.

Eine Quelle fortwährender Streitigkeit und oft sehr komplizirter Rechtsfälle bildet das Entweichen der Frauen, die ihrem Manne entlaufen und sich oft zweimal anderweitig verheirathen, ehe es gelingt, ihren Aufenthaltsort zu ermitteln und sie zurückzufordern. Es leuchtet ein, dass der zweite Ehemann für die Ausgaben, die er für die Frau gehabt, entschädigt sein will, bevor er das Streitobjekt dem ersten Besitzer zurückerstattet, und noch komplizirter wird die Frage, wenn die Frau zu ihrem ersten Manne zurückzukehren sich weigert, und dieser sich mit dem neuen Manne abzufinden hat. In solchen Fällen entscheidet ohne Einmischung des Chefs eine Versammlung von drei bis vier alten Leuten aus den beiden Dörfern, und der Brauch verlangt, dass dem ersten Ehemann, damit er seinen Rechten auf die Frau entsage, falls sie von ihm Kinder gehabt hat, ein Dritttheil der von ihm ihrem Vater gegebenen Kaufsumme, im Fall sie aber jung und kinderlos ist, die Hälfte der gezahlten Summe zurückerstattet wird. Der Rest der Kaufsumme verbleibt dem Vater der Frau. Etwaige Kinder, falls sie nicht Säuglinge sind, bleiben bei dem Vater, Säuglinge unter einem Jahre gehen mit der Mutter.

Häufig kommt es vor, dass das freie Zusammenleben beider Geschlechter bei den Mädchen Folgen hinterlässt; in diesem Falle will es die Sitte, dass der betheiligte Mann, bevor die Geburt erfolgt, den Vater entschädigt und das Mädchen heirathet. Die Entschädigungssumme ist der gewöhnliche Brautpreis für das Mädchen, und für das zu erwartende Kind wird er auf zwei Schafe festgestellt. Dazu bekommt die Mutter des Mädchens ein Geschenk von Rindenstoffen, Ziegenhäuten zur Kleidung oder eisernen Schaufeln. In den wenigen Fällen in denen der Verführer sich weigert, das Mädchen zu heirathen, ist er der Rache des Vaters und seiner männlichen Angehörigen verfallen und darf ohne weiteres getötet werden. Es ist ihm jedoch erlaubt, sich durch eine Gabe von vier Kühen an den Vater, einer Kuh an den Chef und zwei Schafen an die Mutter des Mädchens freizukaufen. An dem Mädchen selbst haftet dann nach vollzogener Entbindung kein weiterer Makel, und sie darf sich sofort weiter verheirathen; doch ist bezeichnender Weise der für sie zu zahlende Brautpreis in diesem Falle geringer. Das Kind bleibt bei den Eltern der Mutter, und falls diese todt oder nicht im Stande sein sollten, das Kind zu erhalten, bei einem Oheim von Mutterseite. Heirathen unter Verwandten kommen nicht oft vor und werden im Allgemeinen gemissbilligt.

Prügeleien giebt es oft genug, doch kümmert man sich, falls es nicht zu Verwundungen kommt, nicht sonderlich viel darum.

Das Erbrecht der A-lūr ähnelt dem der meisten Negerstämme insofern, als auch hier der älteste Sohn Universalerbe wird, jedoch dazu angehalten ist, seine Brüder durch Antheile am Erbe, soweit es beweglich ist, abzufinden. Alles unbewegliche Gut dagegen gehört ausschliesslich ihm. Ebenso sind die Frauen seines verstorbenen Vaters sein Eigenthum mit der Verpflichtung, ihre Kinder, falls sie klein sind, zu erhalten. Die Mutter des Erben nimmt natürlich eine Sonderstellung ein, auch ist es meist Gebrauch, dass der Erbe neben Rindern, Ziegen, Schafen und allerhand anderer beweglicher Habe an seine Brüder auch Frauen seines Vaters vertheilt, die dann deren eigene Frauen werden. Sind bei Ableben des Vaters keine Söhne vorhanden, so fällt alles Besitzthum zunächst seiner Frau und deren Töchtern zu, und zwar unter Aufsicht des Bruders der Frau. Da nun aber bei der Verheirathung der Tochter die unbewegliche Habe des Verstorbenen herrenlos würde, so will es der Gebrauch, dass diese Habe in vier Theile getheilt wird, wovon einer dem Chef als dem Landeseigenthümer, zwei den Männern der zu verheirathenden Töchter und ein Theil der Wittwe zufällt, der sich von dieser dann auf ihren Bruder vererbt. Die Reversion an den Chef beruht darauf, dass dieser als ursprünglicher Eigenthümer und oberster Verwalter alles seinem Stamme gehörigen Landes betrachtet wird. Das Eigenthum der im Kriege Gefallenen unterliegt denselben Gesetzen, wie das der Verstorbenen. Ist ein Nachlass bedeutend, so kommt es häufig vor, dass der Chef, auch bei Vorhandensein von Erben, eine Abgabe für sich beansprucht, die manchmal in Vieh, manchmal in Schaufeln besteht, nie aber mehr betragen kann, als 6 Kühe oder 24 Schaufeln.

Findet sich für eine Hinterlassenschaft kein gesetzlicher Erbe, oder haben Getötete keine Angehörigen, was dadurch vorkommen kann, dass Zugewanderte sterben, ehe sie sich verheirathen, so fällt deren Eigenthum ohne Weiteres dem Chef zu.

In allen Fällen in denen der Chef zu der Ausführung dieser Gebräuche oder der Auffindung von Uebelthätern eine Unterstützung nöthig haben sollte, werden die Aeltesten des Dorfes herangezogen, die bei der Berathung eine deliberative Stimme haben.

Zu bemerken wäre noch, dass zur Ermittelung unbekannter Diebe und Mörder oder solcher Personen, die durch Zauber Krankheit, Tod, Regennoth oder Missernten hervorbringen könnten, die da und dort im Lande ansässigen und, wie überall, mit allerlei Fellen, Schwänzen, Wurzeln und Skeletttheilen behangenen Beschwörer herbeigeholt werden. Zur Ermittelung der Missethäter wird entweder eine Ziege geschlachtet und aus deren Eingeweiden je nach deren Röthung oder Fleckung der Schuldige errathen, oder es werden Hähne — aber nie Hühner — durch Aufschlitzen des Bauches getötet und über die rechte Schulter geworfen. Je nach dem der Hahn auf den Rücken oder Bauch fällt, je nachdem seine Eingeweide aus dem Leibe hervorquellen oder nicht und je nachdem das Brustbein gefärbt ist, werden die nöthigen Schlüsse gezogen. Hat der Beschwörer eine Person als die Gesuchte bezeichnet, so hilft dieser alles Leugnen nicht: ist es ein Mann, so wird er mit Lanzenstichen getötet, ist es eine Frau, so wird sie verbrannt. Geht die Klage wegen Zaubers von einer Privatperson aus, so hat diese an den Chef eine Kuh oder zwei Ziegen und an den Zauberer eine Ziege als Prozesskosten zu entrichten. Ist der Chef selbst der Kläger, so bekommt nur der Beschwörer eine Ziege aus dem Eigenthum des Verurtheilten, dessen Rest den Chef zufällt.

Bei grossen wie kleinen Chefs vererbt sich die Herrscherwürde gewöhnlich auf den ältesten Sohn. Eine Ausnahme wird nur gestattet, wenn dieser sich missliebig gemacht hat, und man ihn nicht haben will, was oft zu längeren Streitereien führt. Wirkliche Revolten, in denen ein jüngerer Bruder sich gegen den älteren auflehnt und diesen vertreibt, sind bei den A-lūr nicht bekannt. Dagegen kommt es häufig genug vor, dass jüngere Brüder neue Gemeinden begründen; sie unterstehen aber stets dem gemeinsamen Chef und unterscheiden sich in nichts von anderen kleinen Häuptlingen. Die Leistungen, zu denen die Häuptlinge dem Chef gegenüber und die Landeseinwohner ihren Häuptlingen gegenüber verpflichtet sind, bestehen zunächst in festen Abgaben, als Getreide aller Art, Vieh, Salz, Rindenstoffen, eisernen Schaufeln u. s. w. Von Getreide wird je nach dem Ausfall der Ernte für jedes Haus ein gewöhnlicher Korb voll als Abgabe verlangt. Aus diesem an die Häuptlinge abgeführten Vorrath bezieht der oberste Chef die Hälfte, während die andere Hälfte dem Häuptling verbleibt. Beide sind dafür verpflichtet, etwaige Fremde zu beköstigen und sonstige Ausgaben, die zur »Repräsentation« gehören, zu bestreiten. Eine feste Abgabe

an Vieh existirt nur in sofern, als jeder Häuptling gehalten ist, seinem Chef jährlich wenigstens 10 Kühe und das Doppelte an Kleinvieh zu liefern. Er bezieht hierzu von seinen Untergebenen überall, wo zwei Junge von einem Thier geworfen werden, eins davon und hat den Rest, falls er ihn nicht erpressen kann, aus seinem eigenen Vermögen zu bestreiten. Ueber die auf Elephanten und anderes Wild zu entrichtenden Abgaben wurde bereits berichtet.

Salz wird von den A-lūr nur am Flussufer und längs des Sees hin bereitet, und zwar existiren nahe bei Fanyóro ausgedehnte Flächen, auf denen man die Erde wegscharrt, in Töpfe mit Wasser thut und durchseiht. Durch Verdunstung wird sodann daraus ein sehr gutes, weisses Salz gewonnen, dass bei den A-lūr hoch geschätzt und gewöhnlich von den Häuptlingen an ihre Chefs als Tribut geschickt wird, falls ihr anderweitiger Tribut seinen Anforderungen nicht genügen sollte. Ein mittelgrosser Korb solchen Salzes gilt als Aequivalent für zwei Ziegen oder eine Kuh. Aschensalz wird überall zubereitet, ist aber meist bitter. Salz von Kíbiro wird vielfach über den See gebracht und durch die A-lūr ins Land hinein verhandelt; doch deckt es nicht den Bedarf. Rindenstoffe kommen ebenfalls nur aus Unyóro, und bei Tributzahlungen werden zwei Stücke davon einer Ziege gleich gerechnet. Eiserne Schaufeln sind im A-lūr-Lande überall gesucht, weil das Eisen selten, und die Schmiedekunst nicht sonderlich fortgeschritten ist. Man nimmt deshalb von den umwohnenden Stämmen, den Mādi, Shúli und Wanyóro, solche Schaufeln, bevorzugt jedoch die der Shúli, deren Form der A-lūr-Form am nächsten kommt.

Die Schmiedewerkstätten liegen stets ausserhalb des Dorfes und bestehen gewöhnlich nur aus einem kegelförmigen Sonnendach, unter dem sich die mit flachen Steinen umlegte Feuerstätte befindet, dazu zwei Blasebälge, d. h. flache Thontöpfe mit dünn auslaufendem Halse, die oben mit schmiegsamer Ziegenhaut zusammengebunden sind. Ein Knabe handhabt diese Bälge und bringt durch abwechselndes Auf- und Niederziehen der zwei Stäbe einen dauernden Luftstrom hervor. Als Ambos dient gewöhnlich ein flacher Stein, als Hammer ein Eisenstück, das auf der unteren Seite glatt ist, als Zange ein paar gespaltene Hölzer. Mit diesen primitiven Instrumenten verfertigen die A-lūr nicht allein Schaufeln, Scheeren, Messer aller Art und Pfeilspitzen, sondern auch gegliederte Eisenketten, die man gerne um den Hals trägt. Das Schärfen der Schneideinstumente wird zunächst durch Klopfen und dann durch Abschleifen auf Steinen bewirkt. Das Löschen des Eisens ist den A-lūr wohl bekannt. Das Eisen selbst ist verhältnissmässig weich, jedoch von guter Qualität, und besonders die kleinen Beile, deren man sich zum Abhauen von Stämmen und bei der Bootfabrikation bedient, sind sehr sauber und dauerhaft.

Eine bestimmte Abgabe an Tabak existirt nicht, jedoch ist es gestattet, statt eines nicht aufzubringenden Schafes oder einer Ziege an seinem Oberen Tabak zu entrichten und zwar im Verhältniss von $1^1/_2$ Korb voll für jedes Stück Kleinvieh. Da die A-lur leidenschaftliche Tabakraucher sind, und sowohl Männer

als Weiber diesem Genusse huldigen, so wird der Tabak überall kultivirt und ist deshalb vielfach leichter zu bekommen, als Thiere. In früheren Zeiten wurde aus dem A-lūr-Lande sehr viel Tabak zu den Mādi ausgeführt, deren Kraut nicht so kräftig ist, als das hier gebaute. Von derartigen Ausfuhrartikeln beziehen weder Chefs noch andere Leute irgend welche Tantième.

Wenn es selbst nach langem Zusammenleben mit Negern äusserst schwierig bleibt, sich in ihr Geistesleben hinein zu versetzen und so zu sagen mit ihnen zu fühlen, so gilt dies ganz besonders von dem, was man gewöhnlich als ihre religiösen Anschauungen bezeichnet. Ist der Neger im ganzen ein Wesen, das nach einigen Jahren der Kindheit sich geistig sowie körperlich sehr rasch entwickelt, so tritt dann eine Stillstandsperiode ein, über die die Meisten ihr Lebelang nicht hinwegkommen. Sie haben bis zu dieser Zeit alles, was ihre Stammesverwandten und die alten Leute sie zu lehren im Stande waren, in sich aufgenommen, und bei dieser bestimmten Summe von Kenntnissen hat es dann auch meist sein Bewenden, da sie dem Bedarf genügen und über den Bedarf hinaus Neger überhaupt nicht denken, weder in geistiger Beziehung noch für körperliche Bedürfnisse. Wir haben es demnach bei den Negern mit traditionellen Vorstellungen zu thun, die für die Aelteren gut genug waren und vermuthlich noch für Generationen ausreichen werden. Der Begriff eines über alles erhabenen Wesens existiert so ziemlich bei allen Negerstämmen, so auch bei den A-lūr, und man schreibt diesem Wesen, da die Neger überhaupt keine Abstracta kennen, sondern sich nur an concrete Dinge halten, ein unmittelbares Eingreifen in die Verhältnisse der Menschen nur in soweit zu, als man für gewisse Vorfälle keine Erklärung zu finden vermag und demnach zu einem Eingriff von irgend welcher übernatürlichen Seite her seine Zuflucht nehmen muss.

Stirbt z. B. Jemand in voller Kraft und ganz plötzlich, ohne dass man einen Grund zu finden weiss, bricht in einem Dorfe Feuer aus, ohne dass ein Schuldiger dafür zu bezeichnen wäre, vermehren sich die Heerden des Einen bedeutend, während seines Nachbars Vieh schwindet, so misst man die Schuld hieran eben diesem höchsten Wesen zu, das bei den A-lūr Rubánga genannt wird. Es stellt demnach dieses Wesen, dem man übrigens keine körperlichen Attribute beilegt, und als dessen Wohnsitz man im Allgemeinen den Himmel oder die Luft bezeichnet, eine Art Sündenbock dar, der für alle unerklärlichen Vorkommnisse herhalten muss. Oft genug hört man im täglichen Leben die Redensart: »das hat der Rubánga gethan«; oder: »bist Du vielleicht Rubánga, dass Du so stolz thust«? Von einem Cultus aber oder einer bestimmten Art Verehrung existirt nur der Gebrauch, dass, wenn die Ernte gut abgelaufen ist, öfters mehrere Gemeinden sich vereinen und unter schattigen Bäumen eine Art Fest abhalten, an dem Männer und Frauen theilnehmen, und bei dem man zu Ehren des Rubánga singt, isst und besonders — trinkt.

Neben dieser mystischen Persönlichkeit glaubt man noch an Geister, denen als Wohnsitz der Wind, der Fluss, der Wald und die Steppen zuge-

wiesen werden. Manche Leute wollen beim Marsch durch abgelegene Gegenden, besonders in den Morgen- und Abendstunden, von allen menschlichen Wohnungen entfernt, von weitem Heerden und menschenähnliche Stimmen gehört haben; beim Näherkommen aber löste sich der Spuk auf und verschwand. Die Flussgeister besonders werden sehr gefürchtet, weil ihren Winken die Krokodile gehorchen. Alle die Geister nennen die A-lūr Alongrú und suchen sie, falls man ihnen Krankheiten oder Unglücksfälle zuschreibt, durch kleine Gaben an Korn, Mehl, Honig u. s. w. zu besänftigen, die in Miniaturhütten, in den Steppen, im Walde oder neben den Wohnhütten niedergelegt oder in den Fluss geworfen werden. Im letzeren Falle fügt man gewöhnlich einige Perlen zum Opfer. Im See bringen Reisende an gewissen Orten, besonders wo starker Wind weht, eine Opfergabe dadurch dar, dass sie einige Perlen in den See werfen.

Von einem Fortleben nach dem Tode ist nichts bekannt, doch behauptet man, dass die Abgeschiedenen in Träumen den Lebenden erscheinen und mit ihnen verkehren. Den Geboten dieser Traumgebilde muss, will man Unglück vermeiden, Folge geleistet werden, auch kommt es vor, dass, falls Verstorbene zu wiederholten Malen im Traume den Lebenden erscheinen, diese eine kleine Gabe auf dem Grabe des Verstorbenen niederlegen, um sich so seines Besuches zu entledigen. Träume werden im Allgemeinen nicht gern gesehen, woraus zu schliessen ist, dass man ihnen doch eine Beziehung zu Geistern unterschiebt. Eine besondere Verehrung für Tote giebt es kaum, nur hier und da findet man, dass ihnen kleine Gaben auf das Grab gebracht werden, doch erstreckt sich dies nur auf kurze Zeit nach ihrem Tode. Holzfiguren zum Andenken an Verstorbene, wie bei den Bári vorkommen, findet man hier nicht. Doch sieht man gelegentlich ähnliche Schnitzereien, die zu Zauberkünsten benutzt werden. Von Geistern sprechen die A-lūr nur mit grosser Scheu und stets in gedämpftem Tone; schon die Kinder werden hieran gewöhnt.

XXIII. KAPITEL.

Das Volk der Lendú.*)

Auf dem Hochlande nordwestlich vom Albert-Nyansa wohnt das Volk der Lendú, das sich von allen anderen umliegenden ethnographisch und sprachlich unterscheidet. Die Grenzen seines Wohnsitzes sind noch nicht überall genau festgelegt. Am Ufer des Albert-Sees schiebt sich ein schmaler Streifen von Lūr und Wanyóro-Wahúmavölkern entlang, so dass die Lendú heutzutage den See nirgends berühren. Nach Norden hin bildet das Gebiet der A-lūr und der Bewohner von Kalliká die Grenze. Nach Westen reichen die Lendúvölker bis an die grossen Wälder heran, nur in der Höhe des Dukithales schiebt sich ein breiter Streifen von Wáwira in das Grasland nach Osten vor, so dass die nördlichen Lendú von den ihnen stammverwandten Walégga fast getrennt sind. Das ganze von ihnen bewohnte Gebiet ist eine von Gras bedeckte, wellige Hochebene, die zur Viehzucht vorzüglich geeignet ist.

Die nördlichen »Lendú« und die südlichen, »Walégga« genannten Leute gehören dem Aussehen und der Sprache nach einem Stamme an. Während diese beiden unter sich nur dialektisch verschiedene Idiome sprechen, weicht ihre Sprache von der aller umliegenden Stämme ab. Die nördlich von ihnen wohnenden Völker nennen sie Lendú, Pa-Lendú oder Ra-Lendú, die südlichen, Wanyórostämme aber Walégga, ein Name, mit dem man alle Bergthal- und Waldbewohner bezeichnet, und der häufig, z. B. am Schneeberg und im Urwalde am oberen Kongo vorkommt.**) Sich selbst nennen sie im Norden Dúdu oder Drúdu, im Süden Drúgu. Eine kleine Kolonie, die als Enclave mitten in Unyóro liegt, ist auf den Karten mit Londú bezeichnet.

---

*) Die hier gesammelten Notizen beziehen sich auf die westlichen, an die Waldvölker grenzenden Lendú, die manches von diesen angenommen haben. Die Angaben über Sitten und Gebräuche wurden in Kiros Dorfe von den dortigen Eingeborenen erkundet.

**) Auch in den westlichen Galla-Ländern bedeutet Walégga »die Bewohner der Thäler«. Vergl. Paulitschke, Ethnographie N.-O.-Afrikas. Berlin 1893. p. 62. Wieso dieselbe Bezeichnung im Galla-Lande, bei den Lendú und am Kongo wiederkehrt, darüber werden hoffentlich die Philologen ein Urtheil abgeben.

Alle Umstände sprechen dafür, dass diese Völkerschaften nicht dem Bantustamme, sondern eher den Nilnegern oder Ssudannegern angehören. Der Pascha hegte früher die Vermuthung, dass die Lendú ursprünglich in Unyóro angesiedelt und durch die von Norden und Nordosten her vordringenden Sheffalú und Wahúma, sowie durch die von Süden her eingewanderten Bantuvölker aus ihren Wohn-

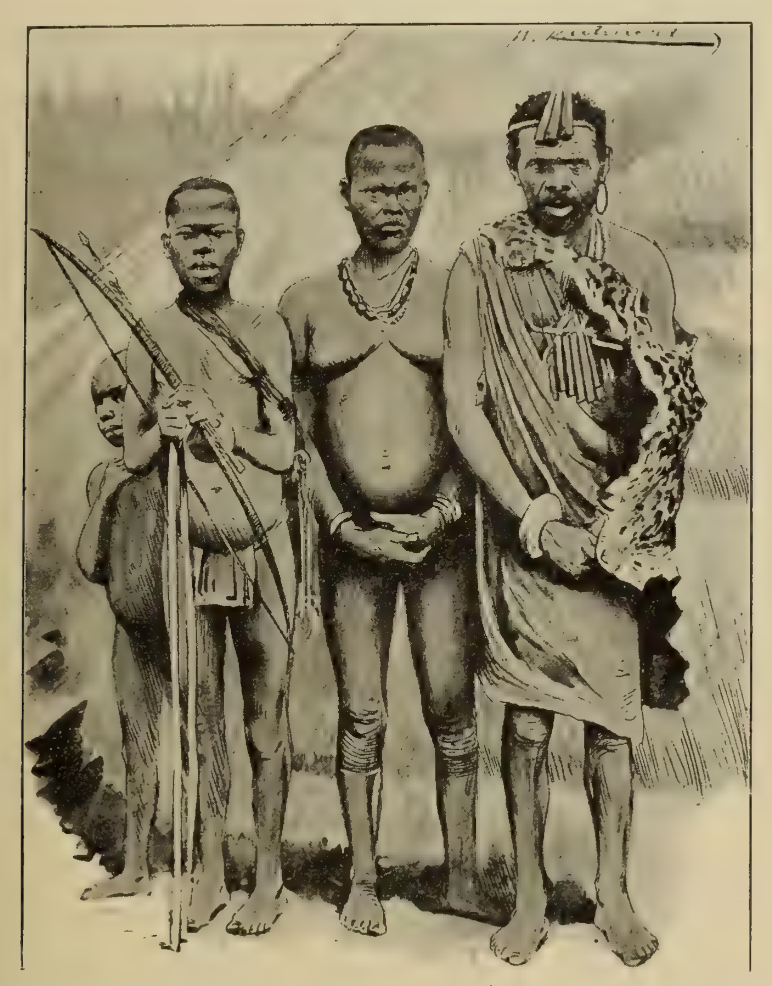


Abb. 152. Häuptling Kiro mit Frau und Sohn, sowie mit einem angeblichen Pygmäen (vergl. S. 491).
Lendú-Leute von Ssónga, der Häuptling selbst mit A-lūr vermischt.

sitzen vertrieben und über den See gedrängt worden seien. Diese Ansicht scheint aber irrig zu sein. Auf Fragen nach ihrer Herkunft behaupteten die Leute selbst, dass sie von Norden in das Land eingedrungen seien und hier die ursprünglich angesiedelten Zwergbewohner zurückgedrängt hätten.*) Im Besonderen

*) Vgl. die im Kapitel über die Zwerge (S. 464) wiedergegebene Sage. Auf die Sprache der Lendú wird Herr Dr. Büttner nach dem von uns ausgearbeiteten Wörterverzeichniss im wissenschaftlichen Theil des Reiseberichts näher eingehen.

geben sie an, dass sie am See entlang marschirt und, nachdem die dortigen Gebiete übervölkert gewesen, auf das Plateau hinauf gestiegen seien. Bei ihrem Eintreffen am Walde seien sie auch auf die sesshaften Waldbewohner die dort mit den Zwergen zusammen wohnten, gestossen; man berichtet, dass diese den Gebrauch des Feuers damals noch nicht gekannt hätten.

Die Lendú sind von untersetztem Körperbau. Ihre unteren Gliedmassen sind im Verhältniss zum Oberkörper ziemlich kurz, wodurch sie sich allerdings von den Nilnegern unterscheiden. Ihre Köpfe sind rund und breit und zeigen selten auffälligen Prognatismus. Die Nase ist breit und plattgedrückt, die Lippen ziemlich stark gewulstet, die Supraciliarbogen meist kräftig entwickelt. Die Hautfarbe ist dunkelchokoladebraun, nimmt jedoch häufig durch Beschmieren mit Thon- oder Rothholzpomade einen röthlichen Schimmer an. Die Haare sind in zahlreiche Stränge geflochten und dick mit Thonpomade beschmiert, die man häufig in fingerdicken Klumpen aufträgt. Der spärliche Bartwuchs beschränkt sich in den meisten Fällen auf das Kinn.

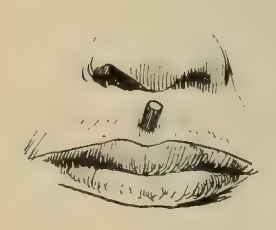




Abb. 153. Lippendurchbohrung der westlichen Lendú-Männer.

Die Oberlippe durchbohrt man mit ein bis fünf kleinen Löchern, in deren mittelstes bei den Frauen ein sauber abgeschliffener, 5 cm langer und 3 mm dicker, sauber gerundeter Quarzstift eingeführt wird. Bisweilen tritt an seine Stelle ein kleiner mit Perlen verzierter Messingring. Auch Grashalme werden häufig hinein gesteckt (Abb. 153). Die Unterlippe durchbohrt man selten. Manchmal wird bei den westlichen Lendú-Stämmen die Zahnschärfung der Waldvölker nachgeahmt.

Die Bekleidung der Männer besteht aus einem schmalen Stück Rindenstoff, der wie bei den benachbarten Völkern an einer Lendenschnur befestigt ist. Dieser aus den Ficusbäumen hergestellte Stoff ist sehr stark roth oder purpurroth gefärbt (mit Pterocarpus?). Als Lendenschnur benutzt man entweder einfache Baststreifen oder schmale Lederriemen, auf die dicke Eisenperlen aufgezogen sind, oder auch eine Schnur aus den früher beschriebenen Muschelperlen. Im Uebrigen sind als Schmuck namentlich Eisenringe an Hand- und Fussgelenken sehr beliebt. Sie sind meistens 3—4 mm dick, glatt und selten schraubenförmig gedreht. Die an den Wald grenzenden Lendú tragen bisweilen auch die Halsgabel der Waldbewohner. Wohlhabendere Leute führen ausser ihrem Schurz noch einen Fellmantel aus den Häuten des an den Waldrändern sehr häufigen Cercopithecus Schmidtii oder aus dem braunen Fell der vorkommenden Katzenarten, seltener von Leoparden (Abb. 152). Kiro trug sogar etwas Baumwollenstoff. Um den Hals hängen an einer Schnur zahlreiche Amulette, unter denen viele als Pfeifen benutzte, circa 15 cm lange Holzröhren, die oft geschnitzt sind, nicht fehlen dürfen (Abb. 152, 154). Sehr oft sieht man ein ganzes

Bündel von Eisenringen auf dem Rücken hängen, offenbar ein Vorrath an Kapital, das mit der Zeit veräussert wird. Zur Verschönerung des Kopfes werden am Haarwirbel Federbüschel von Musophaga, Corythaix oder Graupapageien, bisweilen auch eine Rosette aus den rothen Borsten des Pinselschweins befestigt.

Als Waffen dienen lange Lanzen mit kleinen lanzettförmigen Eisen.*) Die Bogen sind hier im Westen nur wenig grösser, als diejenigen der Waldvölker. Ihre Sehne besteht aus Rottang; um sie zu befestigen, wird an ihrem Ende eine oft mit Bast umwickelte Schlinge hergestellt, die auf das zugespitzte Ende des Bogens gelegt wird. Dicht vor der Bogenspitze ist ein Wulst aus Bastgeflecht angebracht, um ein Heraufrutschen der Sehne zu verhindern (Abb. 134), meistens wird auch die Mitte des Bogens, wo der Pfeil aufliegt, mit Bast umwickelt. Bei den »Walégga« ist die Befestigungsart der Sehne etwas anders. Das Ende des Bogenholzes ist eingekerbt, der Rottangstreifen läuft darüber hinweg und ist von rückwärts hinter einem Wulst des Bogens befestigt (Abb. 108). Die Pfeile sind **ohne** Befiederung und haben ein langes, häufig mit vielen kleinen Widerhaken versehenes, vorn oft zu einer kleinen, lanzettförmigen Schneide sich verbreiterndes Eisen. Auch die langen, pfriemenförmigen Pfeilspitzen der A-lūr (Abb. 124) werden benutzt. Die westlichen Lendú haben die Pfeile der Waldvölker angenommen. Ueber diejenigen der Walégga, die mit einem Lederstückchen »befiedert« sind, wurde an anderer Stelle gesprochen. Die Köcher sind aus fein zerspaltenem Rohr geflochtene, länglich abgeplattete Säcke und werden an einer um den Hals laufenden Schnur auf dem Rücken getragen (Tafel XVIII u. XIX, 3. 5. 9). Auch Lederköcher ähnlicher Form kommen vor. Die bei den Waldbewohnern beschriebenen Panzer sind hier weit verbreitet, bis hin zu den Stämmen am Albert-See. Als weitere Schutzwaffe trifft man hier bei den Waldleuten häufig ein kurzes trapezförmiges oder länglich rechteckiges Rohrgeflecht, auf dem bisweilen der Köcher befestigt ist (Tafel XIX, 4. 6). Einige Male sah ich auch ein riesiges, ovales Schild aus biegsamem Rottang-Geflecht (1,6 × 1,2 m), auf dessen Aussenseite man schwarze Muster aus senkrecht gestellten Linien und langgezogenen Dreiecken anbringt, (Tafel XIX. Fig. 8.) Es scheint von den Wahóko-Wambúba übernommen zu sein. Die 15—30 cm breite Bauchbinde aus Rindshaut ist hier ebenfalls gebräuchlich. Die Handgelenkpolster zum Auffangen der Bogensehne sind sauberer hergestellt als bei den Waldvölkern, besonders bei den südlichen Walégga sind

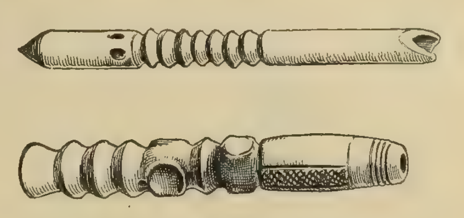


Abb. 154. Holzpfeifen der Lendú, besonders von Regenzauberern benutzt.

*) Die bei den östlichen Lendú vom Pascha beobachteten »Häuserlanzen« kommen hier nicht vor. Es sind dies sehr lange und starke Speere mit kolbig verdicktem Unterende, die von den Trägern in die Grashütten hinein gestossen werden, um darin verborgene Feinde zu tödten.

sie klein und mit Lederflechtwerk verziert (Abb. 155). Messer in Holzscheiden von ordinärer Arbeit und gekrümmte Buschmesser sind kaum als Waffen zu bezeichnen.

Die Weiber sind vollkommen nackt bis auf kleine Gras- oder Blätterbüschel, die vorn und hinten an der Hüftschnur befestigt werden. Sie tragen eiserne Ringe, selten aber Amulette. Der Mangel an Kleidern lässt ihren ebenmässigen Wuchs erkennen. Steatopygie oder starke Einbuchtung der Wirbelsäule sieht man selten. Als einzige Vervollständigung der Kleidung dient, wie bei den Lūr, ein kleines, in der Fläche gekrümmtes Messer ohne Scheide, dessen Griff oft hübsch verziert ist (Abb. 151). Es dient zum Abschneiden des Getreides oder zu häuslichen Verrichtungen. Bei jungen Mädchen findet man bisweilen wohl auch einen winzigen Schurz aus Eisenkettchen oder schmalen Eisenstäben, der an einem um die Hüften geführten Lederriemen hängt und völlig dem der Bári gleicht.

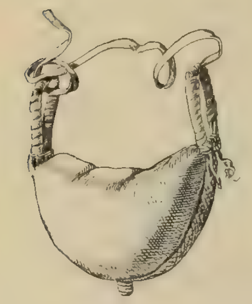


Abb. 155.
Handgelenkpolster der südlichen Lendú (Walégga).

Die Dörfer der westlichen Lendú, die in einem von Galleriewäldern durchzogenem Gebiete wohnen, sind regelmässig auf den mit Gras bestandenen Bodenwellen angelegt, jedoch in unmittelbarer Nachbarschaft von Wald und fliessendem Wasser. Die Hütten stehen zu 8—10 unregelmässig neben einander, bisweilen von einem roh aus Rohr hergestellten Zaun umgeben. In der konischen Form gleichen sie denen der A-lūr. Ein bienenkorbartiges, mit Bast zusammengehaltenes Stangengerüst wird mit Gras staffelartig in der Weise gedeckt, dass man armdicke Grasbündel zusammenbindet und reihenweise, von unten beginnend, auf dem Dachgerüste befestigt. Die hoch überwölbte Thür hat ein firstartiges Dach. In anderen Dörfern ist die Stufenanordnung der Bedachung verwischt und die westlichsten Lendú haben die Bauart der Waldvölker angenommen. Hinter dem Eingange rechts und links sind mit Kuhdung oder Lehm bestrichene Seitenwände angebracht, hinter denen eine, durch zwei Pfosten festgehaltene Rohrthür vorgeschoben wird (vergl. Abb. 156). In dem Raum zwischen diesen Seitenwänden und der Aussenwand der Hütte speichert man Feuerholz auf. Eine Anzahl, meistens in zwei Längsreihen angeordneter Pfähle stützt das Dach von Innen. In jedem Hause ist der Innenraum durch einen horizontalen Boden aus parallel neben einander gelegten, grob gespaltenen Hölzern in zwei Geschosse getheilt. In dem oberen Dachraum werden Vorräthe in Körben und Thongefässen aufgespeichert. In der unteren, nur 1½ m hohen Abtheilung sind bei grossen Hütten durch Rohrwände 1—2 Sectoren abgetrennt, die ebenfalls zur Aufnahme von Vorräthen, bisweilen auch als Schlafzimmer benutzt werden. Der Hauptraum dient sowohl zum Wohnen als auch zum Kochen. In seiner Mitte bilden drei Steine den primitiven Herd. Für den Rauch ist kein Abzug vorhanden. Er erfüllt in Folge dessen den ganzen Raum und überzieht alle Gegen-

stände mit einer glänzenden, theerartigen Farbe. Man schläft auf einem niedrigen Pfahlgerüst, über das ein langes Brett gelegt wird; Felle oder aus gespaltenem Rohr geflochtene Matten dienen als Unterlage. Auf diesen Matten werden häufig durch Einflechten von Rohrstreifen, die man durch Fermentation in humusreichem Schlamm braun färbt, saubere Muster hergestellt (Tafel XVIII).

Besondere Getreidespeicher sah ich selten, höchstens einmal eine riesige Rindenschachtel, deren Inhalt durch ein Grasdach vor dem Regen geschützt wird; Extrahütten zum Kochen oder zum Abhalten von Versammlungen, sowie Sonnendächer scheinen zu fehlen. In der Nähe der Wohnungen stehen häufig, wie bei vielen anderen Negerstämmen, winzige Zauberhütten, in denen ein kleines Kochgeschirr mit Gaben aufgestellt wird.

Die Töpfe sind sauber und regelmässig geformt und alle mit erhabener Punktskulptur verziert (Abb. 157 u. Tafel XVIII). Kleinere Thonkrüge, die zum Wasserholen bestimmt sind, werden vielfach mit Baststreifen umgeben, an denen zwei Handhaben befestigt sind. In grossen Thongefässen ist in der Hütte der Vorrath an Wasser oder Getreide aufgespeichert.

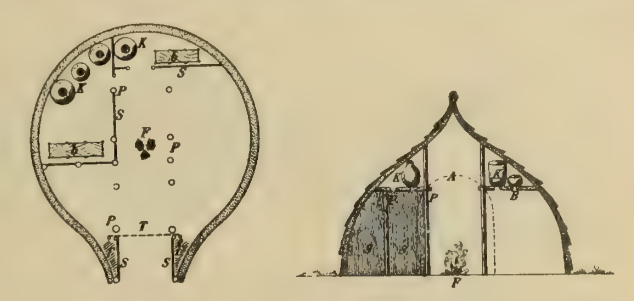


Abb. 156. Hütten der Lendú und A-lūr bei Ssónga. *b* Bettstellen. *F* Feuerstelle. *K* Vorrathskörbe. *P* Stützpfähle. *T* Thür. *f* Feuerholz. *S* Scheidewände. *A* Projection der Thürwölbung. *B* Dachboden.

Besondere Sorgfalt verwenden die Lendú auf das Flechten der Körbe (Taf. XVIII), die in solchen Massen hergestellt werden, dass sie geradezu einen Handelsartikel bilden. Von den geflochtenen Köchern und grossen Matten wurde bereits gesprochen. Die letzteren haben einen fest umgenähten Rand und ein diagonal verlaufendes Streifenmuster. Die Körbe sind von mannigfachster Form und Grösse, meistens oben cylindrisch und mit festem, rundem Rand, unten quadratisch auslaufend.*) Siebartige Bastteller, kleine Körbe mit enger Oeffnung, grosse aus dicken Grasstreifen zusammengenähte flaschenförmige Körbe und pantoffelförmige**) Geflechte werden hergestellt. Letztere dienen zum Auslesen und Ausstäuben von Früchten oder um diese aufzuschaufeln. Grosse runde flache Teller, aus dünnen Gerten geflochten und mit Lehm gedichtet, gebraucht man zum Trocknen des Getreides. In roh hergestellten, bienenkorbförmigen Körben mit seitlicher Eingangsöffnung werden Hühner transportirt. Ein eigenartiger, etwas

*) Es sind dies die Formen, wie sie für die Völker der Aequatorialprovinz charakteristisch scheinen, wo selbst die flachen Teller am Boden in vier Ecken auslaufen. Aehnliche Körbe findet man auch bei den Wambúba und Wadúmbo; die Bantu flechten meistens cylindrische und kegelstumpfförmige Körbe, wenn ich auch Modelle, wie oben beschrieben, von Usambára sah.

**) Diese sind auch bei den Bári vorhanden.

nördlich von Ssónga gefundener Korb (Abb. 158) erinnerte an die der Sswahíli. Die Form der verschiedenen Flechtwerke ist auf einer an Ort und Stelle aufgenommenen Photographie (Tafel XVIII) zu sehen.

Die hölzernen Stampfmörser sind klein, von länglicher Gestalt und haben bisweilen einen mit roher Schnitzerei verzierten Fuss. Trogförmige Holzgefässe dienen zur Herstellung von Bananenwein; Reibsteine und Kalebassen vervollständigen den Hausrath. An sonstigen Geräthen findet man noch Musikinstrumente, wie zierliche Guitarren (Abb. 159), die ganz den bei fast allen Negern vom Ssudan bis weit nach Süden üblichen gleichen, kleine Trommeln von circa 40 cm Länge, sowie Hörner aus Elfenbein mit seitlicher Oeffnung. — Zum Tabakrauchen benutzt man meistens Thonpfeifen, seltener solche aus Bananenblattstielen. Die Pfeifen werden von den Männern, die Kochtöpfe von den Frauen hergestellt.

Die Felder sind in unmittelbarer Nähe des Dorfes angelegt und häufig mit einem dünnen Rohrzaun umgeben, oft auch nur mit einem Geländer aus Stöcken,

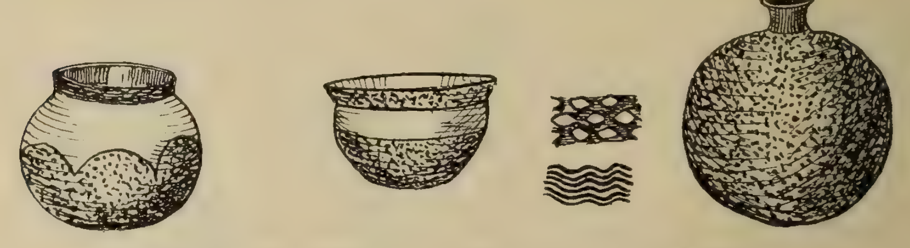


Abb. 157. Thontöpfe der Lendú und A-lūr bei Ssónga.

die mit einem Baststreifen verbunden sind. Hauptsächlich kultivirt man Mais, dessen Körner vielfach schwarz sind; man pflanzt ihn meist sauber in Reihen. Nächstdem giebt es Eleusine, Bataten, die alle rothschalig sind, Númbu (Coleus sp.), Kürbisse und wenige Bohnen (Phaseolus vulgaris), Oelfrüchte — ausser Ricinus — sind unbekannt. Im Westen des Landes werden viele Bananen gebaut und zwar in beiden Arten. Tabak (Nicotiana rustica) und verschiedene Gemüsekräuter, wie Amaranthus und Gynandropsis pentaphylla*) werden in der Nähe der Häuser gezogen.

Auf dem Plateau sind die Dörfer als Hüttenkomplexe auf einem erhabenen Punkt im Grase angelegt. Das Gras ist hier sehr niedrig und braucht nicht erst besonders umgeschlagen zu werden. Die Felder sind in diesem Falle oft weit von den Dörfern entfernt.

Vor der grossen Rinderpest wurde von den Lendú die Viehzucht eifrig betrieben. Wenn der Thau abgetrocknet war, trieb man die Thiere Morgens etwa um 7 Uhr auf die Weide, während man die Kälber zurückhielt. Um 8 wurden die Kühe auf der Weide von den Männern gemolken, während die Frauen das Kalb

*) Die schleimige Sauce aus dieser Pflanze ist auch bei den Arabern, Küstenleuten und Wanyamwési beliebt (Kisswahíli-Mwánga, Kinyamwési-Mgagáni).

in der Nähe festhalten mussten, »damit die Mutter es zu sehen bekam«, denn auch hier herrscht wie bei anderen Negern der Glaube, dass ohne diese Vorsicht die Kuh keine Milch giebt. Darauf liess man die Kälber eine kurze Zeit zu den Kühen. Am Nachmittag, etwa um 4 Uhr, wurde zum zweiten Male gemolken, und Abends die Thiere in das Dorf getrieben. Verschneidung der Bullen war nicht bekannt.

Die Ziegen sind stark gebaute, gedrungene Thiere mit kräftigen Beinen. Sie haben gerade, fast spitze Schnauzen, kurze, nach hinten gerichtete Hörner, grosse, nach vorn stehende Ohren und keine Hautläppchen am Halse. Ihr Fell ist kurz und glatt, von schwarzer und chamois-gelber Farbe oder schwarz und weiss gefleckt. Eine andere Ziegenrasse mit dickerem Kopfe, starken aber kurzen, nach hinten gekrümmten Hörnern, mit Bart und langen Haaren auf der Stirn und an dem Halse und Körperseite ist seltener. Ihr Fell wird wohl um dieser Seltenheit willen sehr geschätzt.

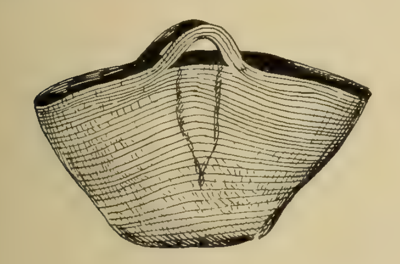


Abb. 158.
Korb, bei den Lendú in der Nähe von Ssónga gefunden.

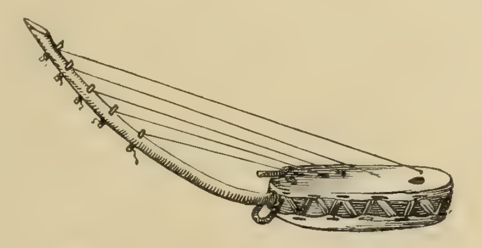


Abb. 159. Harfe der Lendú.
Kalebasse mit Haut bespannt und durch ein Längsholz gestreckt. Saiten aus Thiersehnen.

Die Schafe sind gradnasig mit struppigem, wenig wolligem Fell und länglichem, nicht sehr fettem Schwanze. Sie sind vorwiegend braun und weiss gefärbt und ziemlich mager.

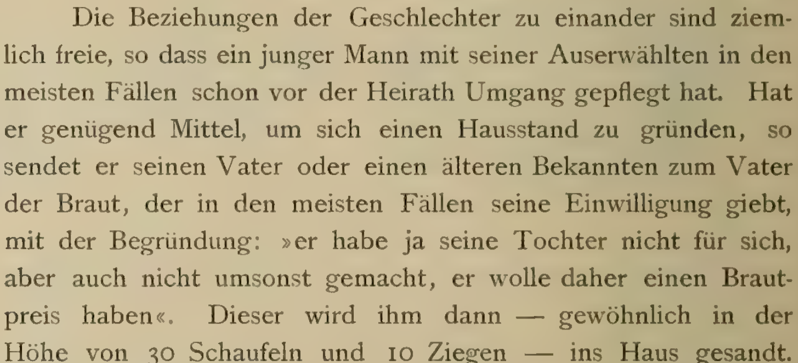
Die wenigen Hühner sind nicht so klein, wie an anderen Orten. Ihre Läufe sind unbefiedert. Die Hähne zeigen einen gut ausgebildeten Kamm mit grossen Lappen-Karunkeln und tragen meistens einen kurzen Federschopf auf dem Kopfe. Ihre Farbe ist goldroth mit schwarzem Schwanz, während die Hennen weiss und braun gefleckt sind.

Die Hunde sind auffallend klein. Sie haben eine spitze Schnauze, die sich scharf gegen die Stirn absetzt. Die grossen Ohren sind dreieckig und aufrecht stehend. Der struppige Ringelschwanz ist nach rechts aufgewickelt, selten einfach gebogen. An Farbe sind sie gelb, weiss und gelb gescheckt, seltener schwarz mit braunen Abzeichen an Pfoten, Oberlippe, Augen und After. Sie scheinen ganz den von Schweinfurth beschriebenen Nyámnyám-Hunden zu gleichen. Vielen hängt man eine breite, mit drei Klöppeln versehene Holzglocke um (Abb. 160).

Die Beschäftigung der beiden Geschlechter vertheilt sich folgendermassen. Beim Häuserbau fällen die Männer das Holz, das dann von beiden Geschlechtern

fortgeschafft wird. Die Frauen besorgen dünne Ruthen und Gras, während ihre Männer die Hütten bauen. Ist ein neues Haus errichtet, so müssen die Männer das erste Feuer darin anmachen (eine Ausnahme hiervon bildet das Haus Neuvermählter) und es drei Tage unterhalten. Erst dann darf das Haus definitiv bezogen und dürfen Kohlen von dem Hausfeuer hinausgebracht werden. Ausser der erwähnten Herstellung der Thongefässe fällt den Frauen die Bereitung des Essens zu. Sie müssen Mehl reiben und kochen, sowie die Hütten sauber halten. Bei der Feldarbeit helfen sie beim ersten Hacken und Roden, das spätere Ausjäten des Unkrauts aber besorgen sie allein. Die an einem durchbohrten Stiel befestigten Eisenhacken haben herzförmige Gestalt. Die Männer säen das Korn aus, während die Frauen es ernten.

Die Jagd ist ein beliebter Sport. Strausse, Zebra, Giraffen, Löwen und Rhinocerosse kommen im westlichen Theil des Landes nicht vor, wohl aber Leoparden, Servalkatzen, Elephanten, Büffel und auch einige Antilopen, so weit



sie nicht durch die Viehseuche dahingerafft worden sind. Auch in Fallgruben und Schlingen sucht man das Wild zu fangen.

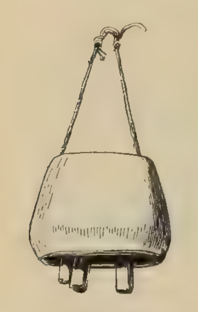


Abb. 160. Holzglocke der Lendú-Hunde.

Die Beziehungen der Geschlechter zu einander sind ziemlich freie, so dass ein junger Mann mit seiner Auserwählten in den meisten Fällen schon vor der Heirath Umgang gepflegt hat. Hat er genügend Mittel, um sich einen Hausstand zu gründen, so sendet er seinen Vater oder einen älteren Bekannten zum Vater der Braut, der in den meisten Fällen seine Einwilligung giebt, mit der Begründung: »er habe ja seine Tochter nicht für sich, aber auch nicht umsonst gemacht, er wolle daher einen Brautpreis haben«. Dieser wird ihm dann — gewöhnlich in der Höhe von 30 Schaufeln und 10 Ziegen — ins Haus gesandt. Darauf versammeln sich zahlreiche junge Leute, besonders Mädchen, beim Vater der Braut, der sie mit Bier und Essen bewirthen muss. Unter Gesang und Tanz führen sie die Braut zu den Eltern des Bräutigams ins Haus, woselbst das junge Ehepaar einen Monat bleiben muss, ehe es seine eigene Wohnung beziehen darf. Bevor der Gatte seine junge Frau zum ersten Male berührt, setzen sich beide mit ausgestreckten, gegen einander gerichteten Beinen auf die Erde. Der Mann muss nun ein Huhn zwischen ihnen schlachten, das von den Dorfältesten verzehrt wird. Zwei bis drei Tage nach der Verheirathung verschafft sich die junge Frau einige Hühner von ihrem Schwiegervater und schickt sie zu ihrer Mutter. Diese bewirthet damit eine Anzahl Gäste, die sich bereit erklärt haben, Gras und Reisig zum Bau einer neuen Hütte herbeizuschaffen. In guten Jahren, wenn viele Nahrung vorhanden ist, lebt die Frau fünf, in schlechten Zeiten aber nur drei Tage nach der Vermählung in der Zurückgezogenheit. Ist dann nach etwa Monatsfrist die neue Hütte fertiggestellt, so versammelt sich die Jugend des Dorfes abermals, um die Frau aus der Hütte ihrer Schwiegereltern in die neu errichtete überzuführen. Hier muss sie sofort das erste Feuer — und

zwar stets durch Quirlen eines harten Holzes auf einem weichen — anzünden, und den ganzen Tag über belustigen sich die Gäste mit Tanz und Biergelagen.

Während der Geburt eines Kindes sind in der Hütte, in der die Entbindung stattfindet, nur Frauen gegenwärtig. Auch wenn Schwierigkeiten bei der Geburt eintreten, dürfen weder der Gatte, noch andere Männer Hilfe leisten. Höchstens wird ein Zauberer hinzugelassen, der die Frau mit heissem Wasser bespritzt oder sie in solches hineinsetzt. Hilft dieses nicht, so schlachtet er ein Huhn und bestreicht ihre Stirn mit dessen Blut oder schlägt sie mit dem geschlachteten Huhn auf den Kopf. Probatum est! Während der Geburt nimmt die Frau eine knieende Stellung ein, den Körper halb nach rückwärts gebeugt, während sie hinten von einer Frau unterstützt wird. Sollte sie sterben, so wird das Kind nicht durch einen Kaiserschnitt entfernt, sondern mit der Mutter begraben. Die Nachgeburt wirft man sofort in einen neuen Thontopf. Dieser wird von den Frauen rechts vom Ausgange der Hütte begraben. Die Nabelschnur schneidet man mit einem Rohrsplitter ab und comprimirt den Stumpf auf dem Leibe des Kindes durch eine darüber gelegte Bastbinde. Unterbindung und Anwendung von adstringirenden Medizinen ist unbekannt.

Das Kind wird sodann auf frische Blätter neben die Mutter gebettet und mit warmem Wasser gewaschen. Sollte es betäubt sein und nicht sofort schreien, was als schlechtes Zeichen angesehen wird, so legt man es zwischen zwei Bastteller und klingelt mit einer Glocke so lange darüber, bis der erste Schrei erfolgt. Zehn Tage lang bleiben Mutter und Kind in der Hütte zurückgezogen. In dieser Zeit darf die erstere ihr Haar nicht ordnen. Auch hier herrscht die Sitte, die wir schon bei anderen Völkern fanden, dass glühende Kohlen weder aus der Hütte heraus, noch in diese hinein getragen werden dürfen. Am 10. Tage putzt sich die Mutter und setzt sich an die Thür, woselbst die Namengebung des Kindes erfolgt. Wenn es ein Knabe ist, so kommt der Vater mit den Männern des Dorfes heran und legt dem Säugling einen kleinen Bogen, einen Pfeil und ein Messer in die Hand, während der Grossvater väterlicherseits ihm den Namen giebt. Ist es ein Mädchen, so erfolgt die Namengebung durch die Grossmutter mütterlicherseits.

Die Namen werden nach irgend einem Ereigniss bei der Geburt, nach Eigenschaften des Kindes oder der Eltern gegeben. So z. B.:

Männliche Namen: Assényе, der Zauberer, d. h. Schwierigkeiten bei der Geburt wurden durch den Zauberer gehoben. Tshóko, der Versammler, d. h. der Vater ist Häuptling. Mabélle, der Zurückgesetzte, (so seinen Verwandten zum Spott genannt, von denen der Vater sich zurückgesetzt glaubt). Bekáto, (ohne nachzuweisende Bedeutung). Ein Mädchen wird Nsabóli genannt, wenn schon vorher viele Mädchen von denselben Eltern zur Welt kamen, Nsakún, d. h. die Unglückliche, wenn es das einzige Kind ist, denn die Geburt von Knaben wird lieber gesehen. Zwillinge bekommen ihre besonderen Namen.

Unter grossen Festlichkeiten erfolgt am 11. Tage der erste Ausgang von Mutter und Kind. Es findet eine Art Pick-nick statt, zu dem alle Bekannte und Verwandte Kleinigkeiten wie Mehl, Korn, Bier und andere Dinge zum Essen mitbringen. Alles wird sofort präparirt. Die Gäste essen in der Hütte an der Stelle, wo die Geburt stattgefunden, am Hüttenfeuer oder auch in den Nachbarwohnungen, je nach ihrem Range. Unter Gesang und Tanz vergeht der Tag. Am Abend zeigt der Vater sein Kind herum, fragt die Gäste, ob es ihm ähnlich sei und bittet um ihre Meinung, ob sie es — für sein eigenes Kind halten: ein für europäische Begriffe recht kurioser Gebrauch.

Die Kinder werden sehr lange gestillt, Säuglinge trägt man rittlings auf dem Rücken, wo sie durch ein rothes Antilopenfell (vom Springbock) festgehalten werden. Das Fell selbst wird oben und unten durch starke Riemen um den Leib und auf den Schultern der Frau befestigt. Sogar kleine Kinder sieht man selten nackend gehen.

Ist ein Knabe 7—8 Jahre alt geworden, so findet seine Beschneidung ohne besondere Festlichkeit statt. Diese Ceremonie wird jedoch nicht im Dorfe, sondern in einer einsamen Waldlichtung oder im hohen Grase vorgenommen und mit einem Messer ausgeführt. Die entfernte Parthie wird in der Wildniss begraben, und die Knaben müssen alsdann so lange vom Dorfe entfernt bleiben, bis die Heilung erfolgt ist.

Ist ein Häuptling gestorben, so wird sein Sohn oder, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, sein Bruder der Nachfolger. Dieser hat auch das Begräbniss zu leiten. In dem Hause des Verstorbenen wird eine grosse lange Grube hergestellt, von wo aus man eine Höhlung nach vorn in die Erde hinein gräbt. Der Leichnam wird in sitzende Stellung gebracht, zunächst mit Rindenstoff, dann mit frischen Häuten umhüllt, und das so entstandene Leichenpacket in die Höhle gebettet. Sobald die Grube geschlossen ist, wird ein grosses Totenfest mit Ochsenschlachten und Biertrinken gefeiert. Auch Leute niederen Standes und Frauen werden ebenso begraben. Letztere aber bisweilen ausserhalb der Hütte. Das Haus, in dem Jemand beerdigt ist, wird verlassen, das ganze Dorf höchstens, wenn ein angesehener Häuptling dort gestorben oder wenn zahlreiche Todesfälle hinter einander vorgekommen sind. Leute, die des Zaubers verdächtig sind, werden bisweilen im Walde getötet und dort liegen gelassen.

Anthropophagie konnten wir mit Sicherheit nicht konstatiren. Es scheint aber, dass sie bisweilen vorkommt, und wir erfuhren auch, dass bei den Walégga die Zauberer noch Menschenfleisch essen.

Das ganze Lendúland zerfällt in kleine, von selbständigen Häuptlingen beherrschte Distrikte. Erbliche Oberhäupter über grössere Gebiete scheinen nicht zu existiren. Der Stärkste hat jeweils die Macht. Da die Lendú, besonders die im Osten, kräftige und entschlossene Leute sind, haben sie lange Zeit den Soldaten der Aequatorialprovinz Widerstand entgegengesetzt, trotzdem diese

wegen der zahlreichen Viehherden häufige Razzias in ihr Gebiet unternahmen. Sie sind eine der wenigen Völkerschaften, die ihren Feind auch Nachts angreifen. Der Pascha erzählte mir, dass einmal nach einem Raubzug die Feinde sich in den Hütten eines Lendúdorfes etablirten, und dass die Bewohner in der Nacht den unvorsichtigen Eindringlingen die Hütten über den Köpfen anzündeten.

Je nach der Hüttenzahl haben die Unterthanen ihren Häuptlingen Abgaben an Vieh und Getreide zu liefern.

Ueber die Rechtspflege konnte ich nur wenig erfahren. Es wurde mir gesagt, dass Diebstahl mit dem Tode bestraft werde. Mord unter Stammesangehörigen scheint nicht vorzukommen, wenigstens verstanden mich die Leute nicht, als ich sie danach fragte. Totschlag von Feinden wird durch Kriege gerächt.

Auch über die religiösen Vorstellungen konnte ich so gut wie nichts erfahren. Zauberer und Zauberhütten sind jedenfalls vorhanden. Eine besondere Rolle spielt die Regenmacherei. Kiro ist weit und breit einer der berühmtesten Regendoktoren: häufig kommen Leute von weit her zu ihm, um sich Regen zu bestellen. Während unserer Anwesenheit, wo es nur zu viel regnete, versuchte er uns zu Gefallen die Wolken zu vertreiben, indem er auf seinen zahlreichen Amulettflöten stundenlang pfiff und einen Wedel von besonderen Kräutern in der Luft umherschwenkte. Ueber die Holzpuppen, die zum Andenken an Verstorbene in deren Hütten aufgestellt werden, wurde bereits (S. 478) berichtet. Derartige Figuren, die auf einen besonderen Ahnenkultus hinzuweisen scheinen, fanden wir mehrfach.

XXIV. KAPITEL.

Rückmarsch bis Bilíppi.

21. Oktober. Wie schon im Kapitel XXI erwähnt wurde, hatten sich unsere Leute während des Aufenthalts bei Kiro so weit erholt, dass wir am 21. October 1891 von dort abmarschiren konnten. Die uns von dem Häuptling versprochenen Leute liessen, da trübes und feuchtes Wetter herrschte, bis gegen 9 Uhr auf sich warten. Als sie zur Stelle waren, stiegen wir von unserem hochgelegenen Lager nach S. S. W. herab und gelangten auf eine wellige, nach Süden sich erstreckende Grasebene. Nach Westen blieb in einer Entfernung von 6—10 km der Wald unter uns liegen, während nach Osten das Terrain leicht zum Lendúplateau anstieg. Nachdem wir einen starken Bach Namens Mubáki, der von Nordosten kommend in einem mit Buschwerk bestandenen Thal dem Abúmbi zufliesst, überschritten hatten, lagerten wir auf verlassenen Feldern. Stellenweise tritt grauer, grober Granitfels in Mamelons zu Tage. Kiro selbst begleitete uns mit sechs Leuten und zwei seiner »Reisefrauen«, die mit neuer Blattkleidung geschmückt waren.

22. Oktober. Durch starken Regen ward folgenden Morgens der Abmarsch verzögert. In hohem Schilfgrase marschirend, erreichten wir bald eine kleine Terrainwelle, auf der einzelne verlassene Wassongóra*)-Hütten standen. Ein steiler Abstieg führte uns zu dem in einem Waldrande mit Baumfarnen fliessenden Bach Ssán. Das Wasser war nur 17,7° C. warm. Nach dem Abstieg auf der anderen Seite des Gewässers marschirten wir eine kurze Strecke im Grase und lagerten am Westfusse eines Kegelberges bei einigen Lendúhütten Pangódjo.**) In diesen Gegenden wohnen Lendú und Wassongóra durcheinander.

Eingeborene, die uns Nahrung hätten verkaufen können, waren nirgendwo zu finden. So mussten wir unsere Träger unter der Führung von Kiro aussenden, um sich Vorräthe zu verschaffen, wo und wie sie sie fanden. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Träger aus dem Hinterhalt mit einem Pfeil durch die

---

*) Ich gebrauche der Kürze halber die Manyéma-Sansibar-Bezeichnung »Wassongóra«; die Leute gehören wahrscheinlich den Wambúba-Völkern an, von Kiro wurden sie »Ndjáli« genannt.

**) Westlich von hier sollen die Wangwáli, ein Wassongóra- resp. Ndjáli-Stamm, wohnen. Auf dem Wege zu ihnen hin die Bogenamóla.

Brust getroffen. Das Geschoss drang unter dem linken Schlüsselbein ein und kam rechts neben der Wirbelsäule zum Vorschein. Es war ein reines Wunder, dass keine grossen Gefässe verletzt wurden. Der äusserst schwache Mann wurde verbunden, erholte sich aber bald wieder. Da vor uns absolut feindliche Gegenden lagen, so schien es nicht rathsam, mit unserer, durch viele Frauen und Kinder beschwerten Karawane grosse Märsche zu machen, zumal, da durch das schwierige Terrain die Leute sich sehr verzetteln und die Fühlung verlieren mussten. Wir mussten daher wieder daran denken, durch vorausgesandte Rekognoszirungen den uns unbekannten Weg zu erforschen.

Ueber eine, von dem Kegelberge Gámbi ausstrahlende Hügelwelle gelangten *23. Oktober.* wir nach kurzer Zeit auf die Maisfelder, auf denen Tags vorher der Träger verwundet worden war. Sobald die dort wohnenden Eingeborenen uns erblickten, erhoben sie ein Kriegsgeschrei und stiessen in ihre Hörner. Während wir noch einige Schritte weiter gingen, schossen sie aus 2—300 m Entfernung ihre Pfeile auf uns ab. Indess schon nach wenigen Schüssen unsererseits flohen sie alle in wilder Hast in den nahen Wald. Auf einer leichten Terrainwelle lagerten wir sodann bei dem Lendúdorfe Badjókwe; gleich nach der Ankunft sandte ich zwei Patrouillen von Soldaten aus, um die Umgegend zu durchforschen und zu säubern.



Abb. 161. »Wassongóra«-Mann bei Badjókwe.

Von hier aus erblickten wir im Südosten den nahen, an dem Abhange bewaldeten Berg Tsubilíndsa, der den Anfang einer fortlaufenden Reihe von Erhebungen im Plateaulande bildet, die von N. O. nach S. W. streichen und mit dem höchsten derselben, Bógu, oberhalb des Ortes Banyóro enden. Nach Westen war jenseits des Ssán ein Rundhügel Bobilíndja*) am Waldrande sichtbar, der durch eine von dem Lendúplateau ausgehende Höhenwelle mit diesem in Verbindung steht.

Kiro wollte uns durchaus zu einem Kriegszug gegen die hiesigen Eingeborenen veranlassen. Er wollte nach allen seinen Leuten senden, um uns zu unterstützen. Um uns einen Gefallen zu thun, versuchte er wieder durch Pfeifen

---

*) Bei diesem Berge soll der Ort Bogenáli liegen, hinter dem die Wangwáli wohnen sollen.

und Schwenken seines Kräuterbüschels den Regen zu verscheuchen, diesmal aber wollte es ihm nicht gelingen: trotz seiner Beschwörung fiel den ganzen Tag der Regen in Strömen. — Am Nachmittage wurde der Häuptling plötzlich anderer Meinung und erklärte, er wolle noch am Abend zurückkehren, um mit seinen Leuten im Osten Krieg zu führen. Ueberdies behauptete er, uns nicht weiter begleiten zu können, da er sonst nicht ungefährdet allein zurückkehren könne, bat uns aber nochmals, die hiesigen Eingeborenen zu bekämpfen. Natürlich konnten wir uns auf derartige Streitigkeiten der Neger unter einander nicht einlassen.

Bei seinem Abmarsch hinterliess Kiro dem Pascha einen Regenzauber: er bestand in einem Kraut- und Grasbusch, der an einem Stock befestigt werden musste. Wedelte man damit, so vertrieb das nach dem herrschenden Aberglauben unfehlbar den Regen, sofern man die Vorsicht beachtete, Gesicht und Hände nur mit warmem, nie mit kaltem Wasser zu waschen.

24. Oktober. In der Nacht hatte es stark geregnet, so dass alles durchweicht war; dazu war der Morgen stets kalt und nebelig. Wenn es noch mehrere Tage so weiter ging, so war zu befürchten, dass wir kaum noch einen gesunden Menschen in der Karawane hatten: alle litten an Katarrhen und rheumatischen Schmerzen. Dabei waren viele Leute durch die schon erwähnten Stacheln an den Füssen verletzt. Wir mussten Einzelnen manchmal zolllange und $^1/_4$ Zoll dicke Holzsplitter aus den Füssen herausschneiden, die darin abgebrochen waren.

Am Nachmittag brachten einige der umherstreifenden Ssudanesen zwei gefangene Eingeborene, von denen sie Auskunft über den Weg erhofften. Unsere Soldaten waren angegriffen worden, hatten aber schnell entschlossen drei Eingeborene gefangen. Bei dem Ringen mit ihnen, hatten sie von ihren Gewehren Gebrauch machen müssen und einen der Eingeborenen erschossen. Die Angebrachten waren »Wassongóra«, an denen jeder Versuch, sich zu verständigen, kläglich scheiterte.

25. Oktober. Da Ulédi, der zur Rekognoszirung Tags zuvor ausgesandt worden war, erst gegen Mittag zurückkehrte, mussten wir noch hier bleiben. Nach langem Suchen hatte er einen Weg gefunden, ohne von den Eingeborenen belästigt worden zu sein.

Am Nachmittag brachte unser Ssudanesen-Offizier einige Lendú-Eingeborene herbei, die aus freien Stücken gekommen waren, um uns einen Weg zu zeigen, unter ihnen einen verwachsenen Mann mit S-förmig skoliotisch gekrümmter Wirbelsäule. Sie sagten uns, dass sie sich bisher nur vor Kiro gefürchtet hätten, und wollten uns zu den angeblich nur vier Stunden entfernten Walúmba führen, auf einer Route, die östlich von Ulédis Rekognoszirung liege.

Während wir noch mit ihnen verhandelten, kam ein Sswahíli-Soldat mit zwei Pfeilwunden an. Er hatte einen giftigen Holzpfeil in den Rücken und einen eisernen in den Arm bekommen. Gleich darauf hörten wir mehrere Schüsse fallen, ein Zeichen, dass unsere Leute wieder angegriffen worden waren, obgleich die Eingeborenen uns hier Frieden anboten. Bald darauf trafen drei Verwundete

im Lager ein, die in einem grossen »Wassongóra«-Dorfe süd-süd-östlich von hier angegriffen worden waren. Einer hatte einen Schuss durch die Schulter, ein anderer durch den Oberarm und ein dritter quer durch den Leib, unter der letzten Rippe erhalten. Nur durch die Besonnenheit von drei Sswahíli-Soldaten war es verhütet worden, dass unsere Leute grössere Verluste erlitten hatten. Sie waren aus einer Entfernung von nur 5—8 m durch eine grosse Zahl von Negern angegriffen worden, die sich im hohen Grase verborgen hatten. Einer von den Angreifern wurde erschossen und die Dörfer zerstört. Wie immer, zeichneten sich auch hier unsere Manyéma-Leute besonders aus.

Alle diese Vorfälle machten uns zwar etwas misstrauisch; dennoch beschloss der Pascha, sich der Führung der Eingeborenen anzuvertrauen, wenn diese am nächsten Morgen freiwillig wieder kommen würden.

Unsere eigene Ernährung war indessen noch immer sehr kümmerlich. Schon mehrere Tage lang hatten wir nichts anderes als Brotfladen aus dem bitteren Eleusine-Mehl gegessen. Wir versuchten sie durch etwas Butter schmackhafter zu machen, aber der geringe Rest der jetzt nachgerade schon anderthalb Jahre in der Hitze mitgeschleppten Conservenbutter war halb verdorben. Er bestand nur noch in einer öligen Flüssigkeit mit salzigem, käsigem Bodensatz und wurde überhaupt nicht mehr fest, trotz einer Temperatur von nur 14—16° C.




Abb. 162.
Thongefässe aus Badjókwe.
(Lendú mit »Wassongóra« vermischt.)

Bei alledem vermissten wir schmerzlich jede geistige Anregung. Ohne Lektüre wurden die Abende doppelt lang. Trotzdem aber bestand der Pascha darauf, erst um 9 Uhr, wie immer, die Instrumente abzulesen. Die wissenschaftliche Beschäftigung war schliesslich das einzige, woran man sich bei so vielen Misserfolgen anklammern konnte. Diese aber erhielt uns aufrecht. Der Pascha betonte immer wieder, dass jeder Strich, den wir wissenschaftlich notirten und nach Hause brächten, jedes Thier oder jede Pflanze, die wir sammelten, für die Ewigkeit sei, während alle sonstigen Erfolge an Verwaltung und Expeditionen nur für den Augenblick da seien und jeden Moment durch die Ereignisse vernichtet werden könnten. Das habe er selbst mit seiner Provinz erfahren.

Ich kann nicht genug dem Pascha dankbar sein, dass er auf wissenschaftliche Beobachtungen hielt, obgleich keiner von uns dazu verpflichtet war und wir alles, was wir von Anfang der Reise an gethan hatten, nur aus freien Stücken und in den Mussestunden des Lagerlebens erledigen mussten.

Wider alles Erwarten erschienen am Morgen die Lendú-Leute wieder, die *26. Oktober.* sich uns als Führer angeboten hatten. Wir setzten über einen kräftigen Bach und liessen alsbald den Tsubilíndsa-Berg hinter uns. Der Bergabhang, dem wir folgten, war meist waldig, während die Kuppen mit Gras bedeckt waren. Nach kurzem Marsche lagerte der Pascha, der die Karawane führte, etwas hinter dem

Dorfe, bei dem Tags vorher unsere Leute verwundet worden waren. Auf den nahen Bodenerhebungen standen Gruppen von Eingeborenen, die sich gegenseitig durch Zurufe verständigten. Sie wurden fortgejagt, gleichwohl erhielt eine Frau Nachmittags beim Wasserholen drei Pfeilschüsse zu gleicher Zeit, eine andere kam mit einem davon; glücklicherweise waren alles nur Fleischwunden. Der am Tage vorher durch den Bauch geschossene Träger verstarb, während der andere, der einen Lungenschuss erhalten hatte, ganz wohlauf war, nicht die geringsten Fiebererscheinungen hatte und ohne Beschwerden mitmarschirte.

Die diese Gebiete bewohnenden »Wassongóra« (Abb. 161) sind durchweg unter Mittelgrösse und von dunkel-chokoladenbrauner Farbe; nur wenige zeigen etwas helleres Kolorit. Sie haben einen länglich gebauten Kopf, der häufig stark prognat ist. Ihre breite Nase, deren Sattel zwischen den Augen sehr eingebogen ist, fällt auf, ebenso die starke Oberlippe. Der Ohrlappen wird durchbohrt und darin ein mit Kaurimuscheln geschmückter Pflock oder auch ein Ring angebracht. In der Oberlippe befinden sich stets ein oder mehrere (meist fünf oder sieben) Durchbohrungen, in die man dünne Hölzchen steckt. Die Frauen haben diese Lippenlöcher ebenfalls. Die Zähne werden selten geschärft, niemals ausgeschlagen. Beschneidung wird geübt.

Die Männer sind mit einem Stück vorn und hinten an der Lendenschnur befestigtem Rindenstoff bekleidet; selten wird ein kleines Fell auf der Schulter getragen. Der Oberarm und der Unterschenkel unter dem Knie sind wie bei den Wakóndjo mit Grasringen, zuweilen auch mit Eisenringen verziert, von denen manchmal dünne, mit einigen kleinen Eisenperlen besetzte Lederstreifen niederhängen. Die Frauen tragen nur die schon mehrfach beschriebene Gras- oder Blätterbekleidung. Als Lendenschnur dient ihnen vielfach ein etwa daumendicker, aus feinen Bastschnüren zusammengeflochtener Ring, der dick mit Thonpomade beschmiert ist. Sie tragen die gleichen Schmuckringe, wie die Männer. Bei beiden Geschlechtern fehlt fast nie die um den Hals gelegte Eisengabel, die hier verschiedene Formen annimmt. Es kommt der bei den Wakóndjo beschriebene, 3—4 mm dicke Eisenring vor, dessen Enden in zwei flachen Spiralen von etwa 5 cm Durchmesser aufgerollt sind. Häufiger ist die Eisengabel dicker, etwa von der Form eines Hufeisenmagneten. Ihre Enden haben eine kleine kegelförmige Verbreiterung oder sind leicht verjüngt und zu einem kleinen Kreise nach aussen

Abb. 163. Pfeile der »Wassongóra«. (52—55 cm lang.)

umgebogen. Eine andere Art von Halsschmuck zeigt dieselbe Form, besteht aber entweder aus zahlreichen, eng zu einem daumendicken Wulst verflochtenen Grasschnüren, die so angeordnet sind, dass auf der Oberfläche dieses Gebildes eine spiralig verlaufende Skulptur entsteht. Manchmal sind auch zahlreiche Muschelscheibchen, wie sie oben beschrieben wurden, in diesen Wulst eingeflochten. Das Ganze wird mit Thonpomade dick bestrichen und häufig an den freien Enden mit Kaurischnecken oder einer Rosette aus den rothen Borsten des Pinselohrschweines verziert (Abb. 138).

Das Haar der Männer wird gewöhnlich in kleine Zöpfe geflochten, die mit Klumpen rother Thonerde beschwert sind. Bisweilen rasirt man an der Stirn, über den Schädel weg, oder auch auf dem Nacken Parthieen heraus, während man das übrige Haar mehr oder weniger lang stehen lässt. Man findet auch bisweilen, dass das Haar, wenn kurz gehalten, mit einer dicken Schicht von Thonerde belegt wird; die Frauen dagegen rasiren sich fast stets den ganzen Kopf kahl.

Die Thonerde bildet auch hier das wichtigste Cosmeticum. Eine Quantität rother eisenhaltiger Thonerde oder zerriebenen Rothholzes findet man in jeder Hütte als Vorrath aufgespeichert. Dieses Pulver wird mit Ricinusöl zu einem dicken Brei angerührt, mit dem man den ganzen Körper einsalbt. Unsere eigenen Leute benutzten praktischer Weise diesen Farbstoff, um ihren weissen Baumwollenstoffen eine rothbraune Färbung zu geben. Auch wir liessen unterwegs genähte Röcke auf diese Weise präpariren.*)

Als Waffen führt man Lanzen mit kurzem, schlecht gearbeiteten Schaft und kleinen, kurzhalsigen, lanzettförmigen, mit einer Tülle aufgesetzten Klingen ohne Blutrinne. Die Hauptwaffen bilden Bogen und Pfeile. Der Bogen hat die bei den Waldvölkern beschriebene Form und eine Rottang-Sehne. Die Pfeile, (Abb. 163)

*) Wir mussten mit unserer Kleidung sehr sparsam umgehen. So liessen wir nach dem Muster eines zerfetzten, auseinander getrennten Rockes durch kundige Sswahíli-Soldaten neue aus weissem Baumwollenstoff schneidern, die allerdings nicht eben tadellos sassen. Sie wurden mit dem in Wasser angerührtem Thonbrei getränkt und dann getrocknet, worauf durch Klopfen der überschüssige Farbstoff entfernt wurde. Sogar bei mehrmaliger Wäsche behielten die so gefärbten Kleidungsstücke ihre Eisenoxyd-Farbe noch leidlich. Dieser Thon ist im Innern, z. B. in Karágwe besser zum Färben als an der Küste, da hier die Farbe sich gleich auswäscht. Ein anderes von dem Pascha in der Aequatorialprovinz viel benutztes Färbemittel liefert die zerschnittene Rinde einer Akazienart. Diese wird in Wasser gekocht, die Kleidungsstücke darin eingetaucht und langsam getrocknet. Durch Zusatz einer kleinen Quantität Alaun kann man diesen Farbstoff bedeutend haltbarer machen. Diese Akazienbäume findet man nur in Steppengegenden. Wir liessen alle unsere Soldaten ihre Anzüge auf die eine oder die andere Art färben, da die weissen Baumwollenstoffe während der Expedition zu schmutzig aussahen. Die von der Küste mitgeführten Karkey-Uniformen durften nie getragen werden, weil wir gern diese guten Kleider für feierliche Gelegenheiten aufsparen wollten. Die Leute sahen aber auch in ihren braunen, unterwegs zusammen genähten Röcken und Hosen recht gut aus. Die blauen, aus einem langen Streifen Wollzeug bestehenden Beinwickel erwiesen sich sehr brauchbar und halten, wenn sie aus guter, dicker Serge hergestellt sind, für eine ein- bis zweijährige Expedition, während die aus indigo-gefärbten Baumwollenstoffen hergestellten nur wenig dauerhaft sind und bald abfärben. Als Ersatz für verloren gegangene oder zerrissene liessen wir jedoch auch solche aus Sansibar-Kaniki anfertigen.

die mit Blattbefiederung versehen sind, haben meistens lange Eisenspitzen, hinter deren Blattfläche zwei oder mehrere Widerhaken stehen. Diese Spitze wird mit einer kleinen Zwinge auf den dünnen Schaft gesteckt und durch Umwickelung mit dünnem, plattgeschlagenem Eisenband oder auch mit Bast befestigt. Um eine richtige Gewichtsvertheilung herzustellen, legt man manchmal andere dünne Eisenbänder um das hintere Ende, da dieses sonst so leicht wäre, dass der abgeschossene Pfeil nach kurzer Strecke sich nach vorn über senken und so zur Erde fallen würde. Andere Pfeile sind ganz aus Holz. Hinter ihrer vergifteten Holzspitze ist eine leichte Einkerbung angebracht, um ein Abbrechen in der Wunde zu bewirken. Bei der Herstellung des Giftes scheint der weissliche, an der Luft zu einer klebrigen Masse gerinnende Milchsaft einer Ficusart, die von den Wanyamwési und Küstenleuten »Mkúyu« genannt wird, als Bindemittel zu dienen. Ueberall sahen wir die glatte, helle Rinde dieses Baumes mit zahlreichen Einschnitten versehen, durch die ihm der Milchsaft abgezapft wurde. Das Lederpolster am Handgelenk gehört auch hier zur Ausrüstung jedes Pfeilschützen.

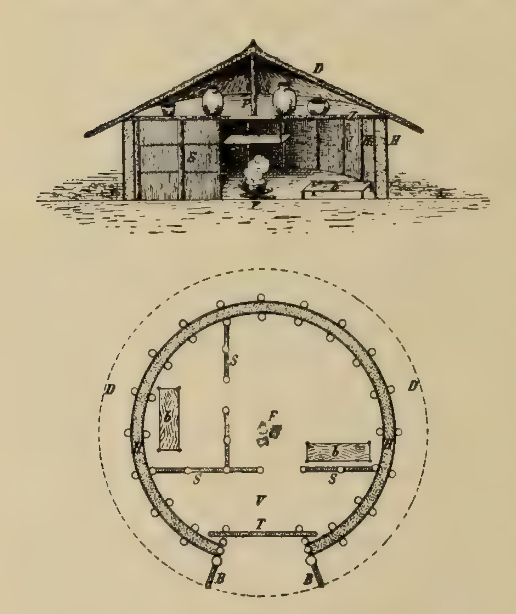


Abb. 164. Schematischer Durchschnitt und Grundriss der Hütten von »Wassongóra« und Wadúmbo.

T Thür. *B* Holzplanken. *S* Scheidewände. *F* Feuerplatz. *b* Bettstellen. *D* Dach. *H* äussere und innere Hüttenwand. *V* Vorderraum. *P* Stützpfahl (Dachreiter). *Z* Dachboden.

Als Schutzwaffen dienen Lederpanzer und Bauchbinden, häufig auch eine trapezförmige, aus Rohr geflochtene Platte von etwa 40 cm Seitenlänge (Tafel XIX, 6), die auf dem Rücken an einer um den Hals laufenden Schnur hängt und durch einen dicken Rand und kreuzweise über sie weglaufende Stäbe die nöthige Festigkeit erhält. Die Köcher sind zugleich auch Schutzwaffen. An einer langen Rohrgeflechtplatte ist ein schmaler, platter, aus weicherem Material hergestellter Sack aufgenäht, der die Pfeile aufnimmt. (Tafel XIX, 1. 2. 4.) Ausserdem findet man auch einfache schmale Köcher aus Korbgeflecht (Tafel XIX, 3. 5. 9). Beide Arten werden auf dem Rücken getragen.

Der Körperbildung, Kleidung und Bewaffnung nach gehören die »Wassongóra« zu den Waldstämmen. Sie ähneln am meisten den Wahóko, sprechen aber einen Bantudialekt. Stanley hat zweifellos recht, wenn er behauptet, dass die ganzen Waldvölker sich zu einem besondern Menschentypus entwickelt hätten. Die Gleichheit der Lebensbedingungen, wie Ernährung, Temperatur, Feuchtigkeitsverhältnisse, und wohl auch des Materials, das ihnen allen bei der Verfertigung

ihrer Gebrauchsgegenstände zur Verfügung steht, hat sie ethnographisch einander ziemlich assimilirt. Die Lendú unterscheiden sich von ihnen in der Bewaffnung und in ihrem Aussehen ziemlich erheblich.

Die Dörfer der Wassongóra sind meistens auf Erhebungen im Walde angelegt, wo das Hochgras der Errichtung der Hütten weniger Schwierigkeit entgegensetzt, als der dichte Urwald. Ein grösserer Platz wird jeweils von aller Vegetation befreit und ausserordentlich sauber gehalten. Vielfach sieht man in der Mitte des Dorfes eine lange Stange errichtet, von deren Spitze einige weisse Maisblätter gewissermassen als Flagge herabwehen. Die Hütten (Abb. 164) sind rund, mit einer Seitenwand von 1—1,3 m Höhe. Sie haben bis zu 10 Schritt Durchmesser. Man stellt in Abständen von 30—60 cm eine doppelte Kreisreihe von Pfählen in die Erde, von denen die inneren oben gegabelt sind. Die äussere Pfahlreihe erhält von innen, und die innere von aussen eine Bekleidung von horizontal liegenden, genau parallel laufenden Rohrstäben; der etwa 10 cm breite





Abb. 165. Thongefässe der Bagwéma-»Wassongóra«.

Raum zwischen diesen wird mit getrockneten Bananenblättern ausgefüllt. Das kegelförmige Dach ist sehr flach und ragt über die Hüttenwand noch etwa $^1/_2$ m hinaus. Gedeckt ist es mit Gras oder Phryniumblättern. Durch grob gespaltene Bretter oder Stangen die horizontal auf die Gabelpfähle gelegt werden, ist ein Dachraum von dem unteren Theil der Hütte abgetrennt. Auf diesem Horizontalgerüst steht in der Mitte ein dachreiterartiger Pfahl, der das Stangenwerk des Daches von innen stützt. Niemals reicht diese Stütze *(P)* bis an den Boden. Durch ein viereckiges Loch wird die Kommunikation des Dachraums mit der unteren Parthie hergestellt. Unter dem Horizontalboden hängt in allen Hütten an vier Basttauen ein viereckiges Gerüst über der Feuerstätte; es dient zum Aufbewahren von Gegenständen, die vor Feuchtigkeit geschützt werden sollen. Unter dem von dem Holzrauch wie getheert erscheinenden Dache hängt ein Vorrath von Maiskolben: das Saatgetreide für die nächste Pflanzperiode. In dem Dachraum sind Feuerholz, Kalebassen, Thontöpfe und grosse Körbe mit Vorräthen untergebracht. An die Hüttenwände hängt man Kalebassen und sonstigen kleinen Hausrath. Eine Ueberwölbung der Thür existirt nicht, dafür ist über dem Eingange das Dach etwas regelmässiger gebaut, und sein Rand durch einen Wulst von Gras gefestigt. Den Eingang zur Hütte flankiren ein paar senkrecht

gestellte, rohe Bretter *(B)*. Die Thür *(T)* wird aus dünnen Holz- oder Rindenplatten hergestellt, die durch zwei Stäbe zusammengehalten werden. In anderen Dörfern besteht sie aus zwei Rohrschichten die senkrecht zu einander verlaufen. Sie wird von innen vor den Eingang geschoben und durch zwei in den Boden gerammte Pfähle festgehalten.

Der Unterraum der Hütte ist durch eine Wand aus Rohr oder Holzplatten in ein kleines Vorderzimmer und ein grösseres Hinterzimmer eingetheilt. Jenes dient als Empfangsraum, dieses zum Kochen und Schlafen. Die Kochstelle liegt in der Mitte des Hinterraumes. Ausserdem finden sich oft ein oder zwei grosse Verschläge als Schlafraum abgetheilt. Ein Gerüst aus niederen Pfählen, mit zwei Brettern belegt, dient als Bettstelle.

Ausser den Wohnhütten sieht man im Dorfe noch ein bis zwei Sonnendächer, die bisweilen von derselben Form wie die Hütten sind, nur dass sie nach aussen keine Dichtung durch Rohrwände haben. Getreidespeicher*) findet man überall in den Dörfern verstreut. Auf jede Hütte kommen ein bis zwei dieser cylindrischen, etwa $^3/_4$ m breiten und 2 m hohen Vorrathskammern. Zur Zeit unserer Anwesenheit stellte man sie gerade für die bevorstehende Ernte neu her. Auf zwei Balken, die dem Boden aufliegen, wird eine dichte Schicht von andern Balken querüber gelegt. Auf ihr ruht ein langer cylindrischer Korb, der aus doppelt gelagerten, senkrecht gestellten Rohrstangen hergestellt wird. 6—8 in den Boden gesteckte und an ihm festgebundene Pfähle verhindern sein Umfallen. Auf ihren zugespitzten, hervorstehenden Enden ruht das sonnenschirmförmige, aus Gras oder Blättern hergestellte Dach.

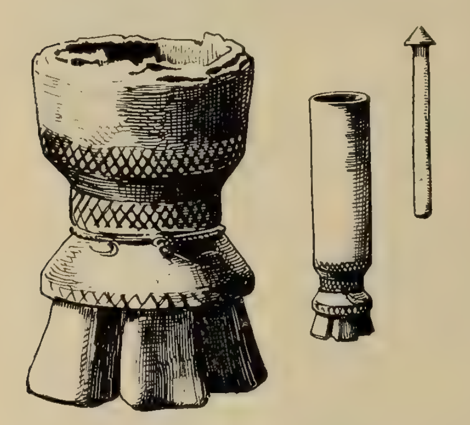


Abb. 166. Kleiner Stampfmörser mit vier Füssen von Badjókwe. 35—40 cm hoch.

An Geräthen findet man in den Hütten Kalebassen, die sowohl zu flachen Schalen, als auch zu Flaschen verarbeitet sind. Um sie zu gewinnen, lässt man

*) Getreidespeicher giebt es fast nur bei den Völkern, die das Grasland bewohnen oder doch daran angrenzen. Im feuchten Walde gedeihen Bananen und Mais das ganze Jahr hindurch; zur selben Zeit kann man reife und ganz junge Maispflanzen sehen. In den Gras- und Steppenländern nöthigt der Wechsel zwischen Regenzeit und der trockenen Periode Vorräthe für die letztere aufzuspeichern. Die Waldwáwira und -Wambúba, ebenso, wie die im Walde wohnenden »Wassongóra« haben keine Getreidespeicher. Die Lendú bewahren ihre Vorräthe in Körben, innerhalb des Hauses auf, in Unyóro werden die Schätze an Eleusinekorn gewöhnlich in trocken gelegenen Gruben konservirt, wodurch das Korn einen etwas modrigen Geschmack erhält. In den Grasländern der Wáwira, der Wakóndjo sowie in Mpóroro u. s. w. sieht man überall Getreidespeicher, während an der Westküste des Viktoria-Sees und in Ugánda die dortige Bananenkultur und die vielen Regen ein Aufspeichern von Vorräthen unnöthig machen. In Unyamwési, Ugógo, Irángi etc. dienen wieder Körbe zur Aufbewahrung des Getreides.

den Inhalt der reifen Frucht ausfaulen und entfernt ihn durch Schaben und Schütteln. Die Kalebassen haben nur ein kurzes Halsstück; häufig sind sie mit Baststreifen umgeben und mit Handhaben versehen (Abb. 169). Kleine Flaschen, die oft sehr sauber mit Bast benäht sind, dienen zur Aufbewahrung von Oel und werden stets auf Reisen mitgeführt. Um ein Verschütten des Oeles zu verhindern, lässt man es in einen Lappen von Rindenstoff einziehen, der dann zum Einfetten des Körpers dient.

Die Thontöpfe sind zum Theil aus Norden importirt; wenigstens zeigen sie dasselbe erhabene Punktmuster wie bei Kiro (Abb. 162). Sie haben einen breiten, aber selten umgebogenen Rand. Andere von einheimischer Industrie sind dickwandig und nicht sehr regelmässig geformt. Sie haben einen starken Rand, unterhalb dessen aus Punkten und Strichen eine Verzierung angebracht ist (Abb. 165). Auch enghalsige Wassergefässe sind häufig. Man umgiebt sie mit meridional verlaufenden Baststreifen, die sich oben und unten zu einem Ringe derart vereinigen, dass man eine Handhabe daran anbringen kann. Der Thon ist schlecht geschlemmt, die Kieseltheile meist nicht entfernt und nachlässig gebrannt, so dass die Erzeugnisse recht brüchig und mangelhaft sind.

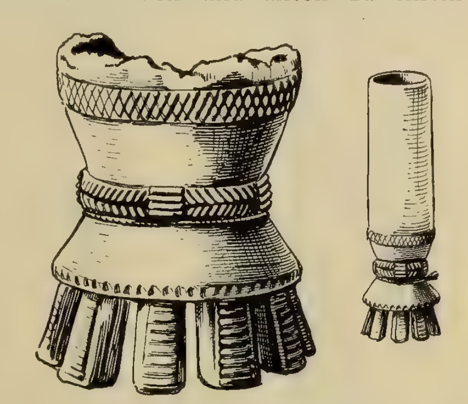


Abb. 167. Stampfmörser mit neun geschnitzten Füssen.

Sehr mannigfaltig nach Art und Form sind die Körbe. Ausser grossen, 1 m hohen Vorratskörben, die aus spiralig aneinander genähten Graswulsten gefertigt sind, hat man andere, die oben eine runde weite Oeffnung haben, und unten quadratisch auslaufen. Andere von kubischer Form zeigen an den vier unteren Ecken stets aus Rohr geflochtene, flache Füsschen. Siebartige Bastteller ergänzen den Hausrath. Als Produkt der Flechtkunst sind endlich noch die fischreusenartigen Rattenfallen zu erwähnen.

Zum Zerkleinern von Gemüse und Ricinussamen dienen kleine cylindrische Holzmörser, die oft hübsch geschnitzte Füsse zeigen. Meistens sind es vier freie oder mit einander verbundene, oft durch Kerbschnitt verzierte Fusszapfen (Abb. 166). In einem Falle sah ich einen Mörser, der neun solcher Zapfen hatte, über denen ein verzierter Wulst angebracht war (Abb. 167). Das kurze Stampfholz zeigt keine besondere Arbeit.

Trommeln sind lang und schmal, oft 1½ m lang bei 30 cm Durchmesser, und oben und unten mit Fell geschlossen, das durch lange Hautstreifen gespannt wird (Abb. 168.)

Die aus Holz geschnitzten Sitzschemel bestehen stets aus zwei Scheiben, deren obere leicht konkav ist (Abb. 169). Sie können auf sehr verschiedene Weise mit einander verbunden sein. Bald gleichen sie einer Sanduhr, wobei die Ver-

bindungsstelle der beiden Kegel aufgewulstet und mit Kreuzschnitten verziert ist. Bald gehen von dieser Verbindungsstelle zwei einander senkrecht gegenüber gestellte Platten aus, die mannigfaltig durchbrochen sind. In den seltensten Fällen findet man zwei Beine als Verbindung der Sitz- und Fussscheibe.

An Feldfrüchten baut man Bananen und zwar meistens die braunrindige Musa paradisiaca, ausserdem viel Mais und einige Bohnen. Bei den im Grasland wohnenden »Wassongóra« wird auch rothes Sorghum kultivirt. Colocasien und Gemüse, wie Amaranthus und Corchorus olitorius, sowie etwas Tabak werden in der Nähe der Hütten gezogen. Eine Präparirung der Tabaksblätter kennt man nicht. Man pflückt sie frisch ab und trocknet sie halb am Feuer, halb in der Sonne; selten findet man eine kleine Quantität als Vorrath aufgespeichert. Geraucht wird gewöhnlich aus der Bananenblattstielpfeife oder aus einer ähnlichen, bei der die Blattrippe durch ein Rohr ersetzt ist. Thönerne Pfeifenköpfe sahen wir nur einige Male. Zuckerrohr wird vielfach angegebaut und gedeiht gut, sowohl die violett-, als die weissschalige Varietät.



Abb. 168. Trommel aus Bagwéma. 1,5 : 0,3 m.

Rinder sahen wir überhaupt nicht. Ziegen, die von denen der Lendú nicht wesentlich abweichen, sind häufig, Schafe hingegen seltener. Hühner giebt es in jedem Dorfe. Ein sonderbares Gericht fanden wir in einer der von uns besuchten Hütten. In eine gespaltene Gerte werden behaarte Raupen von Spinnern in langer Reihe mit ihren Köpfen eingeklemmt; um ein Herausrutschen zu verhindern, ist das Ganze mit einem zwischen den Raupen verlaufenden Bastfaden umwunden. So befestigt werden den Thieren am Feuer die Haare abgesengt und sie selbst geröstet. Von dieser eigenartigen Delikatesse wurde eine grosse Menge vorgefunden, von unseren Leuten aber verschmäht.

Auf einen Ahnenkultus lassen die auch hier vorgefundenen Holzpuppen schliessen. Wir sahen solche männlichen sowie weiblichen (Abb. 170) Geschlechts, die sich stets durch zu kurz gerathene Beine auszeichneten. Die Stammesabzeichen der »Wassongóra« waren an ihnen durch sieben Ober- und eine Unterlippendurchbohrung deutlich gemacht.

Die Kriegführung der Leute ist sehr hinterlistig. Man greift niemals in offenem Kampfe an, sondern schiesst aus einem geschützten Versteck, von dem man sich ungesehen wieder zurückziehen kann. So hatten wir fortwährend Verwundungen durch Pfeilschüsse, ohne die Urheber entdecken zu können. Nur in weiter Entfernung zeigten sie sich bisweilen auf den Hügeln. Es war jedoch unmöglich, sie zu verfolgen, weil unsere Leute in dem dichtesten Urwald oder hohem Grase nicht vordringen konnten. Ueber die Sitten und Gebräuche der

»Wassongóra« konnte ich im übrigen nichts erfahren, da sie uns feindlich waren. Ein Vocabular ihrer Sprache stellte der Pascha bei Kiro zusammen.

Morgens früh beim Aufnehmen der Lasten schossen die »Wassongóra« aus etwa 250 m Entfernung in unser Lager hinein, wobei ein Träger leicht am Fusse verletzt wurde. Wir waren erstaunt, wie weit ihre winzigen Pfeile trugen und wie sicher sie schossen. Das Niederträchtige war, dass man die kleinen Pfeile nicht ankommen sah, wie die grossen des Graslandes. Man hörte nur das Aufschlagen der Sehne auf das Lederpolster und hatte plötzlich die Verwundung, ohne zu sehen woher der Pfeil kam. Durch Schüsse und sofortiges Vorgehen wurden unsere Belästiger allerdings verjagt; aber bald darauf ertönte rings um das Lager das Geschrei der Eingeborenen, so dass wir zur Sicherung der Karawane eine Hälfte der Soldaten nach Norden, die andere nach Süden aussenden mussten, um die Gegend zu säubern. Zu sehen war natürlich keiner unserer Gegner. Mit Hilfe der Sswahíli-Soldaten verjagte ich die Neger, wobei drei von ihnen verwundet wurden und liess zur Strafe einige Dörfer anzünden. Die Ssudanesen säuberten indessen eine vor uns gelegene Ansiedelung. Erst nach 8 Uhr konnten wir aufbrechen. Der Weg war durch die fortwährenden Regen abscheulich glatt und schlammig geworden. Nach $1^3/_4$stündigem Marsche (ca. 3 km Entfernung!) mussten wir schon wieder lagern, da wir wegen der vielen Kranken bei den schlechten Wegen nicht mehr am selben Tage noch auf die vor uns liegenden Höhen steigen wollten. Da auf den umliegenden Grasbergen wieder eine Anzahl unserer Feinde lärmten, wurden sofort Soldaten ausgesandt, um die Gegend zu reinigen. Trotzdem hörten wir Mittags am Bache, wo die Leute Wasser holten, Geschrei und bald darauf drei Schüsse. Es stellte sich heraus, dass eine Unyamwési-Frau, — entgegen unseren ausdrücklichen Befehlen, nur in Begleitung von bewaffneten Leuten auszugehen, — ganz allein das Lager verlassen hatte. Sie erhielt für ihren Leichtsinn einen Pfeil durch den Bauch und einen andern durch den Arm. *27. Oktober.*

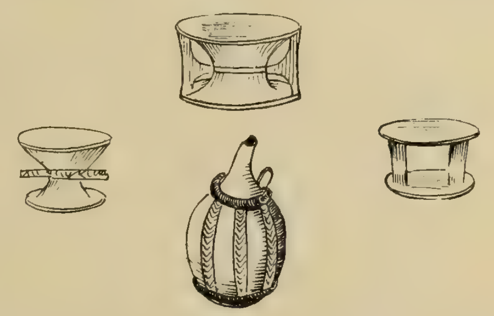


Abb. 169. Holzschemel und Flaschenkürbis der »Wassongóra« in Bagwéma.

Während wir beim Essen sassen und ein lucullisches Mahl einnahmen — bei der Annäherung an das Dorf hatten wir eine Ziege gefangen und durften somit nach langer Zeit wieder einmal Fleisch geniessen —, begann ein heftiges Schiessen dicht am Rande unseres Lagers. Die »Wassongóra« waren im dichten Walde bis an dieses herangekommen und hatten einen Träger leicht an der Schulter verwundet. Sie wurden natürlich sofort verjagt und durch ausgesandte Streifpatrouillen weit zurückgetrieben. Da jedoch die ganze Gegend mit dichtem Wald bestanden war, aus dem nur hier und da einige Graskuppen

hervorragten, so war ein Uebersehen des Terrains unmöglich und eine Sicherung schwer zu erreichen. Unsere Tafel durch Jagd zu verbessern war unmöglich, allein durften wir uns nicht in den Wald begeben und unsere Begleitung vertrieb das Wild.

Wir hatten nun schon 10 Verwundete, ohne dass wir im Stande gewesen waren, den Negern irgend welchen beträchtlichen Schaden zuzufügen. Wir versuchten deshalb, durch vier vorgeschobene Feldwachen von je 14 Mann das Lager zu sichern. Die Leute bekamen den besonderen Auftrag, sich versteckt zu halten, um, wenn irgend möglich, einige Eingeborene zu fangen, im andern Falle aber die Leute niederzuschiessen, da wir sonst keine Ruhe bekommen konnten. Indessen erfolgte weiter nichts, und kein Neger liess sich mehr sehen. Am Abend mussten wir die Aussenposten einziehen, weil sie im Dunkeln zu isolirt und gefährdet schienen. Wir umstellten dafür das ganze Lager mit einem dichten Cordon von Soldaten und Trägern. Sieben Posten zu sechs Mann wurden eingerichtet; von jeder Gruppe hatten je zwei Mann zu wachen, während die übrigen sich an den Feuern ausruhten. Um die Wachsamkeit zu steigern, mussten die Leute sich ihre Postennummern laut zurufen, wodurch man sie stets controlliren konnte, ohne selbst allzu häufig die Runde machen zu müssen.

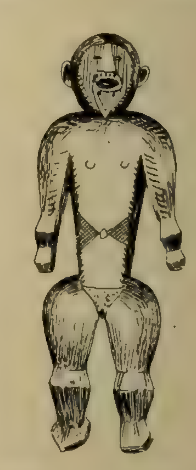


Abb. 170. Weibliches Ahnenbild von »Wassongóra« aus Bagwéma.

28. Oktober. Der Abmarsch ging ohne Beunruhigung von statten. Wir bestiegen zunächst einen Grashügel, von wo eine Rundsicht uns Gelegenheit zur Kompasspeilung gewährte. Unter uns lag nach Norden hin ein mit Wald bedecktes Terrain, in dem einzelne Dörfer und Bananenpflanzungen auf kleinen Lichtungen sichtbar waren. Im Nordosten erschien in 15—18 km Entfernung ein flaches Hochplateau, auf dem Wanyórovölker*) wohnen sollten. Im Süden sahen wir die Kegelberge, die wir schon früher erblickt hatten, als wir zuerst in den Wald hinabgestiegen waren. Von den Grashügeln aus führte uns der Weg am Abhange des Plateaus entlang auf so schlechten Pfaden durch Wald und tiefe Einschnitte, dass wir mit den ganz erschöpften Leuten erst nach 4½ Stunden das nur 4 km entfernte Dorf Dinséle erreichten. Unter fortwährend herabströmendem Regen ging es sodann auf schlüpfrigem Lateritboden auf- und abwärts. Walúmba sollen hier mit Wassongóra gemischt wohnen.**)

Bei der Ankunft im Lager fand sich zunächst kein Wasser vor. Erst nach stundenlangem Suchen entdeckten wir ein entfernteres Sumpfbett. Auch die

*) Diese Wanyóro von Melíndwa (Melíndua) werden hier immer als Magúngo bezeichnet, ein Ausdruck, der wohl auf ihre Herkunft aus dem Distrikt Magúngo im Nordwesten von Unyóro hinweist.

**) Unten am Plateaurand, westlich von hier, wurde uns durch unsere Führer das Gebiet des Wassongóra-Stammes Banyóro gezeigt. Am Rande des Plateaus sollten Walúmba, in der Höhe aber Wadúmbo und Wáwira wohnen.

Nahrung für die Leute ging schon wieder zu Ende. Einige fanden nur noch etwas Zuckerrohr, die meisten lebten schon von Bananenwurzeln, Maisstengeln und den Knollen einer stacheligen Waldliane (Coccinea sp.), die lappig gestaltet und kopfgross sind und 10 Pfund schwer werden. Ihr rother, faserig holziger Inhalt ist sehr bitter, und nur durch langes Kochen bei Wasserwechsel wird sie nothdürftig geniessbar: ein greuliches Essen. Auch bei uns wurde durch die schlechte Ernährung die Verdauung gestört. Morgens bekamen wir nur noch selten einige ganz unreife geröstete Bananen, Mittags und Abends dasselbe, manchmal etwas Fleisch und Gemüse. Das genügte kaum, um bei dem Stoffwechsel die nöthigsten Kräfte zu ersetzen. Dabei machte uns die fortwährende Aufregung und Unsicherheit so nervös, dass wir unruhig schliefen und bei dem geringsten Geräusch aufschreckten. Es war auch nichts weniger als ein angenehmes Gefühl, so tagelang in einer Gegend zu marschiren, die keine Uebersicht gestattet, und in der man aus jedem Busch alle Augenblicke giftige Pfeile zu gewärtigen hatte, ohne den Feind zu sehen. Unsere an offenes Gelände gewöhnten Ssudanesen waren hier ganz besonders gedrückt und rathlos; am besten bewährten sich die Manyéma, die überhaupt vorzügliche Soldaten abgeben.

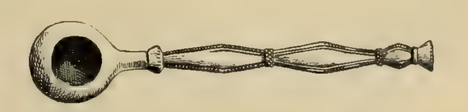


Abb. 171.
Kalebassen-Löffel mit geschnitzem Holzstiel. Wadúmbo.

Ein Träger bekam, nachdem er sich einige Tage fiebrig fühlte, einen Ausschlag auf dem ganzen Körper; wir hofften, dass nicht etwa die Pocken bei ihm auftreten würden, obgleich die Anzeichen sehr dafür sprachen.

Bei schönem heiteren Wetter wurde der Marsch fortgesetzt. Anfangs be- *29. Oktober.* lästigten uns die Neger nicht weiter, als dass sie rings auf den Höhen ihr Geheul ertönen liessen und durch Zurufe die vor uns wohnenden Eingeborenen auf unser Kommen aufmerksam machten. Der Marsch führte uns, voran den Pascha, am Abhange von drei Bergrücken entlang. Weiterhin schieben sich die Randberge des Plateaus kulissenartig nach Nordwesten vor, durch tief eingeschnittene, bewaldete Bachthäler getrennt. Das Vorwärtskommen war äusserst beschwerlich und ging nur schrittweise von statten. Um 1½ Uhr Nachmittags erreichte ich mit der Nachhut ein grosses Dorf der Banyóro-Wassongóra. Da nun zu allem Unglück noch Regen auf uns herniederprasselte, wurde der Weg besonders an den Abstiegen geradezu unpassirbar. Wer es nicht aus eigener Erfahrung kennt, kann sich schlechterdings keinen Begriff machen von der enormen Schwierigkeit, mit der beladene Träger solche steil abführenden und von Laterit schlüpfrigen Wege zu passiren haben. Ganz besonders waren die Wanyamwési, die bei sich zu Haus nur an ebenes, trockenes Land gewöhnt sind, oft völlig hilflos und kollerten, alle Augenblicke ausgleitend, mit ihren Lasten die Abhänge hinab, Andere dabei stossend und mitreissend. Unsere Geschützlafette konnte nur mit Hilfe der Soldaten der Nachhut auf die Berge hinauf geschafft werden. Auch der Transport einer kranken Wanyamwési-Frau machte viele Schwierigkeiten.

Dabei hatten manche Leute noch Fussverletzungen, die sie empfindlich am Gehen hinderten. Mehrere konnten schliesslich absolut nicht mehr weiter und mussten gestützt werden. Der Regen machte jede Aussicht unmöglich. Glücklicherweise liess der Pascha vom Lager aus fortwährend das Trompetensignal »Sammeln« blasen, so dass wir schliesslich doch, mit Ausnahme einiger Verirrter, den Weg fanden. Ganz durchnässt und aufs Aeusserste erschöpft kam ich nach $8^1/_2$stündigem Marsch im Lager an, wo der Pascha mich mit einer Tasse Thee empfing. Er erzählte mir, dass unterwegs die Tête der Karawane angegriffen wurde, und zwei Ssudanesen, sowie ein kleiner Junge verwundet worden seien.

Eine ausgesandte Patrouille kehrte zurück, um Verstärkung zu erbitten. Man meldete, dass eine Menge von Negern in der Nähe seien. Dicht am Lager wurden noch zwei Träger verwundet, einer durch den Hals und einer leicht am Rücken. Erst spät am Nachmittag kam der letzte der verirrten Träger, von Soldaten eskortirt, im Lager an. Er trug meinen Koffer mit den Tagebüchern und Routenaufnahmen, deren Verlust für mich völlig unersetzlich gewesen wäre. Ein Mann, der sich schon lange schwach fühlte, war unterwegs dicht vor dem Lager umgefallen, wo er nach wenigen Augenblicken starb. Eben so gingen zwei kleine Ssudanesenknaben dicht beim Lager an Hunger zu Grunde. Erst nachdem wir die zahlreichen im Walde versteckten Eingeborenen zurückgetrieben hatten, konnten wir die Leichen beerdigen.

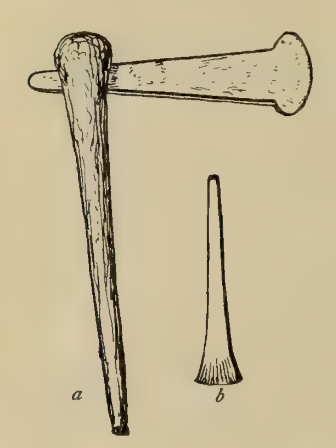


Abb. 172. *a)* Axt, *b)* Meissel der Wadúmbo.

Am Abend überraschte mich der Pascha mit einer Flasche Champagner und einer werthvollen Uhr. Bei all dem Ungemach hatte er doch daran gedacht, dass mein Geburtstag war, eine Aufmerksamkeit, die mich aufs innigste rührte und erfreute.

30. Oktober. Wir mussten hier liegen bleiben, um den Weg zu erkunden: Ulédi wurde zu diesem Zwecke mit einer Abtheilung von 32 Mann vorausgesandt. Die Disziplin in der Karawane war inzwischen wieder recht befriedigend geworden. Wenn je einmal ein Träger sich seinen Verpflichtungen zu entziehen suchte, wurde er vom Pascha strenge bestraft.

Mittags um $2^1/_2$ Uhr ereilte uns ein starkes Erdbeben,*) das langsam anfing, sich dann steigerte und langsam wieder verlief. Es dauerte etwa eine halbe Minute. Die Bewegung war zitternd mit der Richtung von N.-N.-O. nach S.-S.-W., und von einem leise rollendem Geräusch begleitet, als wenn in der Nähe ein Eisenbahnzug vorbei führe. Kurz vorher war ein Regen mit starkem Gewitter niedergegangen.

*) Nach den Aussagen des Paschas sollen Erdbeben in der Gegend des Albert-Sees nicht sehr selten sein. Sie treten aber meistentheils während der Regenzeit auf. Auch unsere Karawane sollte noch zweimal während des Rückmarsches Erderschütterungen erleben. Wenn solche eintreten, stimmen die Neger ein eigenthümlich trillerndes Geschrei an.

Abends kam Ulédi mit den Leuten zurück. Er hatte den Banyóro-Berg westlich umgangen und war noch eine Strecke weit vorgedrungen. In einem Dorfe waren die Leute stark mit Pfeilen beschossen worden und hatten bei der Vertheidigung einen Wáwira-Mann getötet, dessen Kopf sie uns als Trophäe mitbrachten. Er wurde für unsere Sammlung von Mabruck präparirt. Dem Pascha gegenüber äusserte Ulédi, wenn wir noch lange durch die Eingeborenen so beunruhigt würden, so müssten wir »eine grosse Medizin machen«. Wir müssten die Eingeborenen in Furcht jagen, derart, dass wir uns als Menschenfresser aufspielten. Er schlug vor, das nächste Mal, wenn wieder einer von unsern Feinden gefallen sei, einige von dessen Gliedern abzuhacken und in einen grossen Negerkochtopf so zu thun, dass sie daraus hervorguckten. Diesen sollten wir mitten auf den Dorfplatz stellen, ein Feuer darunter anmachen und dann weiter gehen. Die nachrückenden Eingeborenen würden dadurch in Furcht gejagt, die Kunde von unserer Anthropophagie würde sich schnell auch vor uns her verbreiten, und die Neger sich alsdann hüten, uns noch weiter zu belästigen. Der Pascha wollte sich aber fürs Erste auf eine derartige Taktik nicht einlassen.

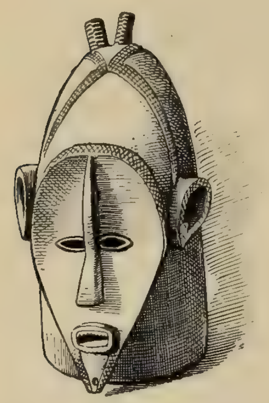
Durch eine Schlucht aufwärts steigend, gelangten wir auf den Berg und lagerten oben in demselben Dorfe Bagwéma, in dem Ulédi mit seinen Leuten beschossen worden war, und von wo man nach Südwesten ziemlich freies Land vor sich hatte. In der Nacht starb eine von den früher verwundeten Frauen. *31. Oktober.*

Drei Verwundete mussten noch immer getragen werden, was den Sswahíli-Soldaten zur Last fiel. Wir marschirten indessen nach Südwesten durch ein mit hohem Grase bedecktes Land, das von mehreren, mit Waldrändern bekleideten Bächen durchfurcht ist. Damit hatten wir die Wasserscheide hinter uns, denn von hier aus strömten alle Gewässer nach Süden dem Duki zu. In einem Dorfe Bamagúndi, wo Wadúmbo-Wahóko wohnen sollten, wurde gelagert. So langsam ging es vorwärts, dass wir zur Zurücklegung einer Strecke von $3^1/_2$ km $4^1/_2$ Stunden brauchten. *1. November.*

Durch Grasland nach Südwesten, gelangten wir folgenden Tages nach 4 Stunden an den Ort Wabótchi (Wabōtji, auf der Karte »Wabotkhi« bezeichnet). Hier endlich sahen wir westlich von uns in ziemlicher Entfernung die Berge der Walúmbi, von denen aus wir am 21. August in den Wald hinabgestiegen waren. Dabei stellte sich heraus, dass ich mit meinen Kartenaufnahmen im Irrthum gewesen war. Ich glaubte mich schon nahe bei Bilíppis Dorf, während dieses noch zwei Tage weiter südwestlich gelegen war. So sehr kann man sich bei den Wegschwierigkeiten und den fortwährenden Krümmungen über die Marschgeschwindigkeit täuschen. Unterwegs bemerkten wir in einem seitlich vom Wege gelegenen Dorfe einige Eingeborene, die wir nach vieler Mühe veranlassten, uns in ein Dorf zu führen, wo Wadúmbo wohnten. In der Umgegend waren viele Wáwira angesiedelt, von denen manche uns bei dem früheren Aufenthalt an der Itúrifähre Bananen verkauft hatten. An ihrem Halse sahen wir denn auch die Perlen wieder, die wir ihnen bei unserem Hermarsch über- *2. November.*

lassen hatten. Auch diesmal war bald ein freundliches Verhältniss mit Tauschhandel hergestellt: wir befanden uns wieder auf sicherem Boden, ein lange schmerzlich entbehrtes Gefühl.

Die Wadúmbo sind ziemlich untersetzte Leute von dunkelbrauner Farbe, die gleich den Wáwira und »Wassongóra« ihr Haar in dick pomadisirte Stränge flechten und die Beschneidung ausüben. Sie haben eine ziemlich prognate Gesichtsbildung mit breitem Mund und platter Nase. Männer wie Frauen tragen fast keinen Schmuck, nur die Oberlippen sind durchbohrt. Nach Aussagen unserer Freunde sind die Wadúmbo »Wahóko«, gehören also zum Stamme der Wambúba etc. Die Bauart ihrer Hütten ist ganz gleich derjenigen bei den »Wassongóra«, ebenso finden sich Getreidespeicher und kleine Sonnendächer. Der Vorderraum der Hütte ist oft nur unvollkommen abgetheilt. Die Thongefässe sind alle glatt, nur mit einem umgewulsteten Rande verziert. Kalebassen werden wie bei den »Wassongóra« mit Baststricken umgeben, andere stecken in einem vollständigen Korbgeflecht. Halbirte Kalebassen geben ein kahnförmiges Schöpfgeschirr, an dem als Handhabe ein quer von einer Seite zur andern verlaufender, sauber geschnitzter Holzgriff angebracht wird. An anderen Kalebassen ist ein geschnitzter Stiel derart befestigt, dass sie als Löffel fungiren können (Abb. 171). Der Gürtel zum Festhalten des Rindenstoffschurzes ist aus vielen feinen Schnüren hergestellt. Die Köcher sind lange, schmale Säcke aus Rohrgeflecht, die mit dünnem Leder bezogen und oft mit einer Lederklappe geschlossen sind.*) Die Pfeile mit Eisenspitzen sind theils einfach lanzettförmig, theils mit zahlreichen Widerhaken versehen. Eiserne Beile, die hier besonders viel fabrizirt werden, haben ein langes, schmales und dünnes Blatt, das unten eine $^2/_3$kreisförmige Verbreiterung trägt (Abb. 172, a). Sie werden in dem kolbig verdickten Ende eines Stieles durch Einbrennen befestigt. Die in der Fläche gekrümmten Hackmesser gleichen völlig denen der Wambúba-Wahóko. Als Schmiedegeräthe dienen lange eiserne Hämmer ohne Stiel, sowie ein ziemlich harter, an der Kante geschärfter Meissel (Abb. 172, b), mit dem die Widerhaken von dem Stiel der Pfeilspitzen ausgeschlagen werden. Hölzerne Hundeglocken kommen hier ebenfalls vor (Abb. 160). Geraucht wird aus Bananenrippen oder aus den primitiven Rohrpfeifen, die ebenfalls Köpfe aus Blattdüten haben. Ein sehr gebräuchliches, kleines Musikinstrument besteht aus einer viereckigen, ausgehöhlten Holzplatte, über die sechs aus Bast gedrehte Saiten gespannt werden, genau so, wie man sie bei vielen Stämmen Ostafrikas findet. In einer Hütte fand ich auch eine grosse glockenförmige Kriegsmaske mit stilisirtem Gesicht (Abb. 173).


Abb. 173. Holzmaske der Wadúmbo. 46 : 20 cm.

*) Sehr grosse Rückenschilde aus geflochtenen 1,33 m hohen Platten fielen uns besonders auf (Tafel XIX. 1, 2). Seltener waren kleinere zu finden, an denen der Köcher befestigt war.

An Stelle des Mundes und der Augen waren Löcher vorhanden, die Tätowirung war ziemlich genau markirt und das Ganze schwarz und roth bemalt. Auch Holzpuppen wurden gefunden, deren Proportionen hier noch schlechter getroffen sind, als bei den Wassongóra. Während bei diesen nur die Unterschenkel auffallend kurz hergestellt werden, fehlen hier die Beine beinahe ganz. Beide 50—60 cm hohe Figuren, die wir sahen, waren männlichen Geschlechtes, bei der einen war das Scrotum gar nicht, bei der andern dagegen sogar die Beschneidung markirt. Die Tätowirung auf Armen und Rücken der Puppen wird durch Strichelung hergestellt, die Lippendurchbohrungen fehlten bei der kleineren, ebenso die Augen, während die grössere Puppe Lippen- und Ohrlappendurchbohrungen zeigte und auch die Augen durch ovale Gruben mit darunter befindlichen Strichen (Augenbrauen?) angedeutet waren. Nabel und Brustwarzen waren, wie bei den meisten Negerpuppen, deutlich zu sehen. Im übrigen wurde uns auch hier bedeutet, dass diese Figuren nur zum Andenken an Verstorbene hergestellt werden.*)

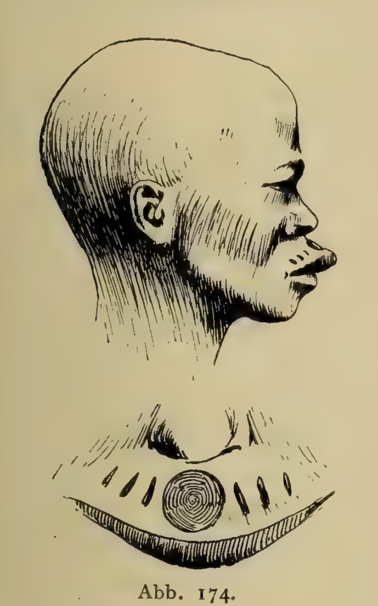


Abb. 174.
Wahóko-Sklavin bei Bilíppi.
(Sie hatte ursprünglich 7 Lippendurchbohrungen, wurde aber später durch Einlegen einer Holzscheibe zur Wáwira-Frau gemacht.

Einige Eingeborene, mit denen wir uns dürftig auf Kinyóro verständigen konnten, übernahmen unsere Führung. Auf unserm Wege lag jetzt fast ein Dorf neben dem andern; Wadúmbo und Wáwira hatten hier ihre Ansiedlungen. Ausgedehnte Mais- und Sorghumfelder wechselten mit Bananenhainen ab, in denen riesige Fruchttrauben reiften. Wir waren wieder in einem dicht bevölkerten und reich bebautem Land, und nach all den Tagen der Aufregung kam ein begreifliches Gefühl der Sicherheit über uns. *3. November.*

Von unserm Lager aus marschirten wir zunächst westlich durch Bananenpflanzungen und eine breite Waldmasse hindurch um dann nach Süden abzuweichen. Der Weg führte uns nach einigen Umwegen auf Grashöhen hinauf, von wo im Westen in beträchtlicher Entfernung der Wald sichtbar ward, aus *4. November.*

*) Alle gefundenen Figuren gehören den Wahóko-Wambúba, resp. den Lendú an. In Ostafrika fehlen meistens derartige Nachbildungen der menschlichen Gestalt. So viel ich weiss, sind nur wenige Exemplare aus Usarámo und Uyáo (Ratzel, Völkerkunde, Bd. I. pg. 129), von Ukámba und Mombas (Hildebrandt), von Ugálla (Reichard) und Wabonde (Fischer), sowie bei Súlu (geschnitzte Axtköpfe) bekannt, und auch diese sollen nach den Aussagen der Neger meist nur ein Mtschéso, d. h. Spielzeug, oder Ahnenbilder sein. Auch die Bári haben ähnliche Ahnenbilder. Erst jenseits des Tanganyika finden sich Menschen- oder Menschenköpfe darstellende Holz- und Thonfiguren als Pfeifenköpfe und Idole, sowie Tanzmasken. Die in Marángwa (S. W. Tanganyika) zahlreich vorkommenden kleinen Figuren sind nach Reichard ebenfalls nur Ahnenbilder, während Fetische aus irgend welchen Gegenständen hergestellt werden.

dem die früher erwähnten Felsberge hervorragen. Um die Mittagsstunde lagerten wir bei dem Dorfe Wavássa, das von Wandélu-Wáwira bewohnt wird. Westlich trennte uns eine mit Gras bedeckte Höhenmasse von dem Itúrithal. Diese hängt ihrerseits mit dem östlichen Lendúplateau durch eine niedrige Brücke zusammen, über die von Norden aus ein Streifen Waldes hinübergeht.

Trotzdem die Eingeborenen sich freundlich zeigten und uns viel Lebensmittel zum Verkauf anboten, konnten sie nicht unterlassen, in unserm Lager einige Diebstähle zu versuchen. Einige von den Trägern mitgebrachte eiserne Schaufeln erregten ihre Begierde in hohem Grade und verschwanden unversehens. Auf unsere Vorstellungen schaffte jedoch der Ortschef die entwendeten Sachen wieder zur Stelle.

5. November. Die ganze Nacht hindurch hatte es geregnet, so dass morgens noch dichte Nebel über dem Walde lagen. Wir befanden uns nun schon seit Wochen in der Regenzeit. Unter Führung eines uns von Bilíppi her bekannten Mannes, überstiegen wir einen mit niedrigem Gras bedeckten Höhensattel und gelangten in ein Thal, das uns von früher her noch erinnerlich war. Ueberall war der Boden reich kultivirt. Zwischen Feldern hindurch, auf denen Sorghum, Sesam, Hibiscus, Bananen und Colocasien gezogen wurden, erreichten wir unser altes Lager Bataïbo am rechten Ufer des Duki-Flusses wieder und erfuhren hier alsbald, dass zwei Abtheilungen unserer Leute kurz vorher hier durch gekommen seien. Es konnten nur die Deserteure der Karawane gewesen sein.

Die Manyéma von Ndjáli sollten sich nach der Aussage von Bilíppi alle in den Wald zurückgezogen haben, ohne einen Menschen zurück zu lassen.

Da wir völlig darüber im Unklaren waren, wie sich inzwischen die Verhältnisse bei Madsambóni und in der Ssudanesen-Station gestaltet hatten, so sandte der Pascha seinen Dolmetscher Makyéra mit drei Leuten vorauf, um Erkundigungen einzuziehen und den Bruder Madsambónis, Káto, herbeizurufen.

XXV. KAPITEL.

Zweiter Aufenthalt in Undússuma. — Ausflug zum Albert-See. — Abschied vom Pascha.

Bei Bilíppi schien uns ein längerer Aufenthalt bevorzustehen. Der Dúkifluss war stark angeschwollen und augenblicklich unpassirbar, auch war anzunehmen, dass die Verhandlungen über unser weiteres Fortschreiten sich noch einige Tage hinziehen würden. So bauten wir einige Hütten für die Lasten und ebensolche für uns selbst zum Wohnen. *6. November.*

Einige Tage vorher war bereits, wie erwähnt, bei einem Träger ein sehr verdächtiger Ausschlag aufgetreten, der ganz die Symptome der Pocken zeigte. Wir hofften, dass es sich nur um einen vereinzelten Fall von Wasserpocken handelte: der Pascha aber fürchtete doch, dass eine Epidemie sich einstellen möchte, die denn auch in der That kam, um zu allem Missgeschick noch ein weiteres hinzuzufügen.

Bilíppis Sohn kam erst im Laufe des Tages zu uns. Er war krank gewesen und hatte sich bei einem einige Stunden entfernten Zauberer Medizin bereiten lassen. Wir fragten, worin diese bestanden habe, und erfuhren, dass ihm der weise Mann einen Strang aus Gras um den Hals und einen Baststreifen um die Füsse gelegt hatte, was einen Brustkatarrh vertreiben sollte.

Am Abend kamen die ausgesandten Leute mit der überraschenden Meldung zurück, dass kurz nach unserer Abreise von Undússuma eine Karawane, von zwei Engländern geführt, bei Kaváli angekommen sei. Es wurde sogar über ihren Zug berichtet, dass sie bei Karukwánsi Leute zurückgelassen und mit den Warassúra gekämpft hätten. Nach einmonatigem Aufenthalt bei Kaváli seien sie wieder abgezogen, zusammen mit allen Ssudanesen und verstärkt durch eine grosse Menge Leute, die unter der Führung von Férradj-Aga-Adjók von Norden angekommen wären. Zu Madsambóni selbst seien die Europäer nicht gekommen, nur ihre Leute hätten sich dann und wann dort Nahrung für Salz ausgetauscht. Die Engländer seien vorangegangen, und einige Tage später sei ihnen die ganze Schaar der Ssudanesen gefolgt. Aus den Angaben der *7. November.*

Leute, der Abmarsch der Expedition sei »in der Dunkelheit des vorigen Monats« erfolgt, schlossen wir, dass er vor 20—30 Tagen stattgefunden haben müsse.*) Ferner wurde uns erzählt, dass die Engländer vor ihrem Abmarsch einen Brief bei einem der Häuptlinge deponirt hätten. Nach ihrem Fortgange sei eine grosse Zahl der Ssudanesen noch einige Tage lang zurückgeblieben und hätten diese Zeit dazu benutzt, Madsambóni mit seinen zwei Brüdern zu sich kommen zu lassen, ihn in Fesseln zu legen und ihm die wenigen Sachen zu rauben, die er von Stanley und dem Pascha zum Geschenk erhalten hatte. Dann hätten sie eine Menge Leute in sein Dorf gesandt, die die Hütten in Brand steckten und zwei Frauen von Káto fortschleppten. Ueberdies hätten sie die Umgegend bis Budjúngwa geplündert und 50—60 Leute eingefangen, die ihnen als Träger dienen sollten.

Dies alles schien ein persönlicher Racheakt Sselím Beys gegen Madsambóni gewesen zu sein, weil dieser ihm keine Geschenke gegeben hatte, als er beim Pascha zum Besuch gewesen war. Nur drei kranke Frauen waren, den Berichten zufolge, in der Station zurückgeblieben. Sselím Bey aber habe gesagt, er werde voraussichtlich wiederkommen, man solle darum seine Hütten nicht zerstören. Indessen war es nach Allem, was wir hörten, sehr unwahrscheinlich, dass die Leute hierher zurückkehren würden. Wir vermutheten, dass sie quer durch Unyóro nach Ugánda marschirten, und dass die Sorge für ihre hiesigen Vorräthe und Hütten darauf deute, dass sie noch einen Nachtrab aus Norden erwarteten.

Der Pascha und ich waren natürlich im ersten Augenblick durch diese Nachrichten sehr überrascht und einigermassen niedergeschlagen, da wir immer noch gehofft hatten, wenigstens die Leute zurückbringen zu können, nachdem unsere anderen Absichten gescheitert waren. Um die vielen sogenannten Offiziere und die vollkommen verwahrlosten Soldaten brauchten wir die Engländer allerdings nicht zu beneiden. Die zahlreichen Diener und Sklaven jedoch hätten wir gern zur Küste geführt, da sich aus ihnen voraussichtlich eine gute Truppe hätte formiren lassen. Der Erfolg der Engländer schien hauptsächlich dem alten Ssudanesen-Offizier des Paschas, Shúkri Aga, zu verdanken, der vor längerer Zeit in den Dienst der englischen Kompagnie getreten war.

8. November. Ein längerer Aufenthalt am Orte hatte unter diesen Umständen für uns keinen Zweck. So machten wir uns daran, oberhalb unseres früheren Brückenplatzes eine neue, diesmal einfachere Brücke herzustellen. Auf einer Seite wurde ein grosser Baum gefällt, der sich am jenseitigen Ufer in den Aesten eines andern Baumes verwickelte und so festgehalten wurde. Nachdem eine Anzahl Zweige abgeschlagen worden waren, war um Mittag eine primitive Verbindung zwischen beiden Ufern hergestellt.

Der Pascha beschloss bei Madsambóni eine Zeit lang liegen zu bleiben, um unsern Kranken Ruhe zu gönnen. Von dort aus hoffte er Gelegenheit zu finden, sich mit dem Rest der Ssudanesen in Verbindung zu setzen.

---

*) In der That stellte sich später heraus, dass eine Karawane unter Captain Lugard am 6. September dort angekommen und am 5. Oktober abmarschirt war.

Unsere Leute hatten einen Ausflug in die Umgegend gemacht, um Nahrung zu kaufen. Dabei waren sie angegriffen worden, hatten jedoch ihre Feinde zurückgeschlagen und einen Zwerg gefangen. Von ihm erhielt ich die bei der Beschreibung der Zwerge angeführten Wörterverzeichnisse. Er schien gar nicht furchtsam, vielmehr ganz zutraulich und hatte eine grosse Schwäche für Tabak. *9. November.*

Nachdem ein Platz am andern Ufer für unser Lager vom Gestrüpp gereinigt worden war, setzten wir Morgens früh über den Fluss und lagerten bei einem Mambíssi genannten Ort. *10. November.*

Der Aufenthalt bei Bilíppi wurde in den letzen Tagen dazu benutzt, einige Notizen über die Sitten der dortigen Wáwira zu sammeln, die dem Stamme der Wassúnna angehören, und über die in einem besonderen Abschnitt berichtet worden ist. (Kap. 18).

Man war hier noch für etwa einen Monat auf Regen gefasst. Ssíngoma antwortete auf die Frage, wann der Regen aufhöre: »Sobald die ersten Heuschrecken erscheinen«. In der That waren um diese Zeit ausser vereinzelten Gottesanbeterinnen, Marienkäferchen, Rosenkäfern und verschiedenen Baum- und Wiesenwanzen, keinerlei Insekten zu finden.

Nach kurzem Marsch erreichten wir unsere alte Strasse wieder und verfolgten diese bis zu unserm früheren Lager Gunguléï in Buéssa. Lanyābo war inzwischen gestorben und sein Bruder Häuptling geworden. Bei unserm ersten Aufenthalt waren hier nur wenige Kulturen zu sehen gewesen, während jetzt die Felder voll von Sorghum standen, und der Mais schon abgeerntet war. Eine neue Maissaat war bereits wieder aufgeschossen. Colocasien, Bananen, Bataten, Helmien und Bohnen gab es in Menge. Die Regenzeit schien im übrigen hier etwas kürzer zu dauern, als nördlich von uns und sich jetzt bereits ihrem Ende zu nähern. Stellenweise war das Gras schon gelblich, der Himmel aber zeigte noch immer den ganzen Tag seine eintönig bleigraue Farbe. *11. November.*

Durch Grasländer und Sorghumfelder kamen wir ziemlich auf unserm alten Wege und an zahlreiche verbrannte Hütten vorbei nach Undússuma. Wir lagerten hier 1 km östlich von unserm früheren Platz in einer verlassenen Bananenpflanzung. *12. November.*

Madsambóni und die meisten seiner Leute hatten sich aus Trauer um einen seiner Söhne die Haare abscheeren lassen. Es herrschte eine etwas gedrückte Stimmung, da der Häuptling alle seine Sachen durch die Ssudanesen verloren hatte, manche Leute entführt und viele Vorräthe gestohlen worden waren. Zwei Tage hatte die ssudanesische Soldateska hier gewüthet und auch unser altes Lager niedergebrannt. Nach der Aussage einiger Leute sollen sie von Sselím Bey, nach andern von Férradj Aga ausgeschickt worden sein. Von drei bei Kaváli zurückgelassenen kranken Ssudanesinnen war eine Person gestorben. Die Wáwira von Mpínga, eines Häuptlings, der zwischen Kavális und Madsambónis Land angesiedelt ist, hatten ihrerseits die Ssudanesen-Station verbrannt. Wir hörten ferner, dass die von Norden gekommenen Ssudanesen auf ihrem Marsche

das Dorf Mpígwas zerstört hatten, dasselbe, in dem Stanley am See gelagert hatte. Ferner wurde uns die überraschende Nachricht, dass die Manyéma nicht fortgezogen seien, sondern vielmehr einen Monat später, einen nördlich wohnenden Häuptling Nssíri heimsuchen wollten. Bilíppi hatte uns also thatsächlich zweimal belogen. Wir bedauerten jetzt, dass wir bei unserer ersten Anwesenheit nicht unsere eigenen Leute, anstatt derjenigen Bilíppis als Boten zu ihnen geschickt hatten, sonst hätten wir uns wohl Führer verschaffen können. Um näheres zu ermitteln, wurden jetzt sofort Eingeborene zu Katónsi und Bakaiwúga geschickt, um diese zu uns zu bestellen.

13. November. Zu gleichem Zwecke, schickte der Pascha unseren Trompeter mit 8 Ssudanesen zu Kaváli. Sie sollten hauptsächlich die beiden dort zurückgebliebenen Ssudanesen-Frauen ausfragen.

Nachdem inzwischen der früher erwähnte Träger fast gesund geworden, traten nunmehr bei zwei anderen Leuten Pockenerkrankungen auf. Auch vier Ssudanesen-Frauen waren verdächtig: wir hatten also in der That eine schwere Epidemie zu gewärtigen, ein neues betrübendes Missgeschick in dieser Zeit schwerer Prüfungen.

14. November. Auch der Pascha selbst hatte zu leiden. Er hatte sich am 5. dieses Monats eine Abschürfung am Knie zugezogen und sie unvorsichtigerweise einige Tage lang vernachlässigt. Die Wunde entzündete sich alsbald und bereitete ihm viele Schmerzen. Schon seit längerer Zeit heilten derartige kleine Verletzungen bei ihm sehr schwer. Ausserdem hatte sich eine solche Schlaflosigkeit eingestellt, dass er bereits ganz erschöpft war. Er musste häufig auf dem Bette ruhen, was sonst niemals seine Art gewesen, und die Schmerzen, der Mangel an Schlaf und die Anstrengungen hatten ihn schliesslich derart geschwächt, dass er kaum noch allein durch das Zelt gehen konnte. Sein linkes Auge war jetzt fast ganz erblindet. Es war daher kein Wunder, dass er durch sein körperliches Befinden und alles Missgeschick, das ihn in letzter Zeit betroffen hatte, sehr deprimirt und entmuthigt war. Trotzdem setzte er seine Beobachtungen mit eiserner Konsequenz fort.

Nachmittags kam der Trompeter zurück. Aus den eingezogenen Erkundigungen ging hervor, dass bald nach unserem Abmarsch zahlreiche Leute von Norden gekommen waren und zwar auf Veranlassung des ersten Briefes, der vom Pascha an Sselím Bey gerichtet und von diesem vorauf gesandt worden war. Als sie vom Abmarsch des Paschas gehört, hätten sie zunächst von Sselím Bey nichts wissen wollen und sich in einiger Entfernung von diesem gelagert. Der Bey sei dann selbst zu ihnen gegangen und habe lange mit ihnen verhandelt. Während dieser Zeit seien die Engländer mit Shúkri Aga angekommen. Die ihrer Krankheit wegen zurückgelassenen beiden Frauen erzählten dem Trompeter ausserdem die kaum glaubhafte Mähr, dass Férradj Aga sowohl als auch der flüchtige Bachíd Aga den Gedanken gehabt hätten, hinter dem Pascha her nach Mangbáttu zu gehen. Auch Shúkri Aga habe mit allen seinen Leuten ihnen folgen wollen.

Als jedoch die Absicht, Sselím Bey hierfür zu gewinnen, zu Ohren des einäugigen Schreibers, Mohammed Machmúd, gekommen sei, habe dieser einen Soldaten bestochen, Férradj Aga in einem Glase Schnaps Gift zu reichen. Der betreffende Soldat soll darauf von seinen Kameraden, bei denen Férradj Aga sehr beliebt gewesen, gelyncht worden sein, den Schreiber aber habe Sselím Bey vor ihrer Rache geschützt.

Aus den Erkundigungen ging nicht hervor, ob diese Vorfälle während oder nach der Anwesenheit der englischen Karawane stattgefunden hatten. Ich möchte das letztere annehmen. Die Aussage, das Shúkri Aga mit den Soldaten der englischen Expedition dem Pascha zu folgen beabsichtigt habe, schien mir im höchsten Grade zweifelhaft. Wahrscheinlicher schon ist die Meldung, dass die Leute Férradj Agas nur ungern mit Sselím Bey gehen wollten und dass sie enttäuscht waren, als sie den Pascha hier nicht mehr vorfanden. Der alte Ssálleh Aga war inzwischen gestorben. Sein und des angeblich vergifteten Férradj Agas Grab hatten unsere Leute in der Station gesehen. Von dieser selbst sollen nur noch die Wälle vorhanden sein. Bei den Negern der Umgegend sind noch Stühle, Bettstellen und andere Dinge zu finden. Unser Trompeter brachte uns von diesen beaux restes einen eisernen Klappstuhl und einen Kater mit, den er als philosophirenden Hiddigeigei auf den Trümmern gefunden hatte.

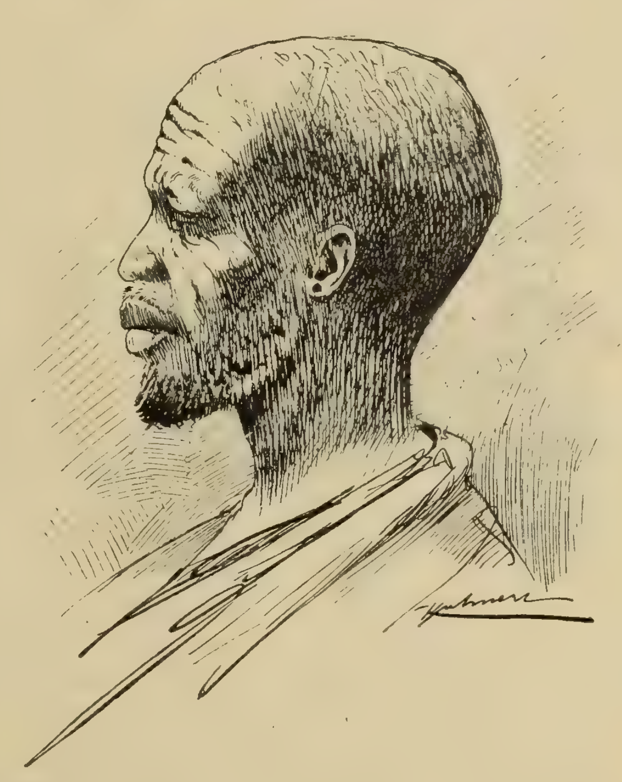


Abb. 175. Wáwira-Mann aus Madsambónis-Land.

Nahrungsmittel waren in der Umgegend sehr spärlich, da die grosse Menge der Ssudanesen alles aufgezehrt hatte. Kaváli schickte uns durch einige Leute zwei Ziegen als Geschenk. Er selbst fürchtete sich, zu kommen, weil, wie er erfahren hatte, Madsambóni ihn als Intriguanten und Anstifter jener Beraubung bezeichnete. Die Leute Kavális sagten, dass es auch bei ihnen wenig zu essen gebe, dass sie aber gern bereit seien, unsere Leute an den See zu führen, wo sie sich Fische fangen könnten. Madsambóni meinte, gegen Kaváli habe er nichts; die Ansicht, dass dieser der Anstifter des Raubzuges gewesen sei, stamme nicht

von ihm, sondern von Katónsi, der mit Kaváli verfeindet sei. Katónsi liebe nur sich selbst, sonst Niemand; ob es »ein Gerücht von der Strasse« oder wahr sei, wisse er nicht.

»Ich bin immer gut Freund mit allen Nachbarn gewesen«, meinte er, »seitdem sie mit mir zusammen den Bruder von Kimberáni (Chef von Budjúngwe d. i. Bundjúngwa Stanleys) vertrieben haben, der die ganze Gegend beunruhigt hat. Die kleinen Zänkereien der Wahúma machen diese unter sich ab, sonst ist Frieden im Lande.« Er war überhaupt ein gutmüthiger, liebenswürdiger Geselle, dem es ordentlich leid that, dass er uns keine Geschenke machen konnte. Nur zwei Ziegen hatten die Ssudanesen ihm übrig gelassen. Sonst konnte er uns nur etwas Mais verschaffen.

15. November. Inzwischen waren sechs weitere Pockenfälle eingetreten. Der Pascha versuchte deshalb, die ganze Karawane zu impfen. Er hatte mit einer Post in Tabóra etwas Lymphe erhalten, die aber damals schon als »wahrscheinlich unwirksam« bezeichnet wurde und jetzt gewiss keinen Erfolg mehr haben konnte.

16. November. Wir bekamen nunmehr die sichere Nachricht, dass die Manyéma in sechs bis acht Stunden von Buéssa aus zu erreichen seien. Ulédi wurde daher mit zehn Leuten zu ihnen hin gesandt und beauftragt, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen.

Der Pascha war bei alledem sehr elend. Er hatte etwas Blut gebrochen, und an dem Ohr, auf das er früher gestürzt war, hatte sich ein Ausfluss eingestellt. Trotz seiner Schwäche wollte er jedoch keinen Wein zu sich nehmen. So kochten wir ihm wenigstens eine starke Fleischbrühe und setzten noch etwas Fleischpepton hinzu, das sich in den Lasten vorfand. Er meinte, dass an seiner rechten Kopfseite, dort, wo vordem die Bruchstelle gewesen, ein Exsudat entstanden sei. Schon seit einiger Zeit fühle er dort einen Druck, der sich jetzt gegen den Scheitel zu ausgebreitet habe. Manchmal komme es ihm vor, als wenn Sprachstörungen auftreten wollten. Das Schlimmste bei alledem aber war, dass er gar nicht schlafen konnte. Ein Feind von allen Medikamenten, wollte er um keinen Preis Narcotica zu sich nehmen. Erst nach langem Zureden gelang es endlich, ihn zu bewegen, alle 2—3 Tage etwas Chloral zu gebrauchen, damit er wenigstens für einige Stunden die nothwendige Ruhe fand.

Am Abend kam der Häuptling Bakaiwúga im Lager an und präsentirte einen Schutzbrief, der ihm am 19. September 1891 von Capt. Lugard ausgestellt war. Als sein Name war darin Bakágwe bezeichnet. Er sollte der »Chef der Hügel« sein, »die eine Fortsetzung vom Ruwenzóri und Mbógo bilden«.

Es mag hier erwähnt sein, dass verschiedene Wanyóro-Häuptlinge am West- und Südwestufer des Albert-Sees wohnten; von Norden beginnend, zunächst Melíndwa (Melíndua), dann Mpígwas Sohn, Kaváli (Kavalli), Katónsi (Katónsa), Nsságara und Bakaiwúga. Die ersten drei unabhängigen Häuptlinge werden später noch näher zu erwähnen sein. Unter den letzten dreien hatte Katónsi zur Zeit das grösste Ansehen, hauptsächlich in Folge seines Umganges mit den Europäern

und Ssudanesen. Der ursprüngliche Herr des Landes aber war Nsságara, der von der angesehenen Königsfamilie der Wawítu abstammte.

Früher wohnten hier nur Walégga unter kleinen, von einander unabhängigen Häuptlingen, bis der dem Königsgeschlechte der Wawítu entsprossene Häuptling Kafúmo sich hier ansiedelte, der durch allerlei Reibereien aus seinem Vaterlande Unyóro vertrieben worden war. Die Walégga-Chefs unterwarfen sich ihm und erkannten ihn als ihren obersten Häuptling an. Noch jetzt giebt es hier einzelne der alten Walégga-Häuptlinge, darunter einer Namens Kadémo. Kafúmo kaufte sich bei Gelegenheit einen Wahúma-Sklaven von jenseits des Sees, Namens Mágala, und da dieser intelligent war, so erzog er ihn zusammen mit seinen eigenen Söhnen, unterrichtete ihn in der Kunst Regen zu machen und verheirathete ihn schliesslich mit einer Walégga-Frau. Mágala wurde als Unterchef an das Südende des Albert-Sees versetzt.*) Aus dieser Mischehe ging als ältester Sohn Kahiankóndjo hervor, der nach der Uebernahme der Herrschaft seinen Namen in Katónsi umwandelte. Ein reiner Nachkomme des Stammvaters Kafúmo ist jedoch nur Nsságara, der somit der eigentliche legitime Herrscher des Landes ist. Ein entfernter Verwandter dieser Häuptlinge ist Bakaiwúga, der von Rechtswegen ein Unterchef von Nsságara ist, durch seinen Verkehr mit Emin Pascha und Stanley aber etwas an Ansehen gewonnen hat. Der Name Mugényi, d. h. der Fremde, mit dem er hier bezeichnet wird, deutet schon an, dass man ihn nicht für voll anerkennt. Capt. Lugard aber hatte bei seiner Anwesenheit hauptsächlich ihn und Katónsi geschützt und mit beiden Blut gewechselt. Er hatte sie zu unabhängigen Häuptlingen in gewissen Distrikten eingesetzt, und zwar Bakaiwúga am Ssemlíki-Flusse und Katónsi an den Walégga-Bergen. Nach dem Abmarsch der englischen Expedition aber war sofort viel Unfrieden im Lande entstanden, weil der eigentliche, von Capt. Lugard ignorirte Häuptling Nsságara den »Fremdling« nicht als unabhängig anerkennen wollte. Thatsächlich kann man wohl einen Häuptling ab- und einen andern einsetzen, stiftet damit aber nur Unfrieden, sofern man nicht auch eine Station im Lande hinterlässt, die die getroffenen Anordnungen aufrecht erhält. Bakaiwúga war mit Capt. Lugard dadurch in Beziehung getreten, dass er ihm als Abgesandter Nsságaras Elfenbein als Geschenk überbrachte. Die Belohnung dafür, die allerdings, wie immer bei den Engländern, sehr spärlich ausgefallen war, hatte Bakaiwúga für sich behalten, was natürlich einen weiteren Grund zu Streitigkeiten gab.

Bakaiwúga, ein schlanker Mann mit Wahúma-Gesichtszügen, von 30 bis *17. November.* 40 Jahren, erzählte uns Weiteres von der englischen Expedition, die nach seinen Aussagen aus 100 Ssudanesen, 60 Sansibariten, 100 Waganda, unter dem Häuptling Kagóro, 20 Leuten Karukwánsis, 20 Leuten von Nkóle und 10 von Sságama, dem Häuptlinge von Tóru, zusammengesetzt war. Bei dem Abmarsch des Zuges

*) Hier fand ihn Mason Bey bei seiner Umfahrung des Sees vor und hat merkwürdigerweise den ganzen Distrikt nach ihm benannt. Aus diesem Irrthum entstand auf älteren Karten hier der Name Mgálla.

sei eine Abtheilung vorangegangen, die andere 10 Tage später gefolgt. Katónsi und er selbst hätten sie bis über den Ssemlíki-Fluss hinüber gebracht. Von Tóru aus sei Sselím Bey nach Süden und Capt. Lugard nach Osten gezogen. Gleich nach dem Abmarsch der Expedition habe Bakaiwúga am Ssemlíki Dörfer gegründet, sei aber alsbald von den Warassúra Kabrégas beunruhigt worden. Nicht einmal ein Gewehr habe man ihm geschenkt, mit dem er sich gegen Kabrégas Leute vertheidigen könnte. Mit dem Abzuge der Ssudanesen seien sie völlig schutzlos hier zurückgelassen worden. Die Engländer hätten eine im Südosten des Albert-Sees gelegene Insel (Umbakūkwa?) angegriffen, wo Kabréga früher seine Vorräthe an Elfenbein und Munition deponirt habe. Sie hätten dort jedoch nichts gefunden. Eine bei dieser Gelegenheit gefangene Frau Kabrégas sei Bakaiwúga übergeben worden. Nur wenige Tagemärsche vom Ssemlíki entfernt sei ein grosser Theil der Ssudanesen, die nicht weiter marschiren konnten, durch die Engländer angesiedelt worden. Aber auch zwischen diese Ansiedelung und die hiesige Gegend hätten sich bereits Warassúra geschoben, so dass eine Verbindung dorthin nur unter dem Schutze bewaffneter Leute möglich sei.

Auch einige Leute von Nsságara sowie von Katónsi erschienen im Lager, um den Pascha zu begrüssen und die Ankunft ihrer Herren anzukündigen. Alle beklagten sich schwer über die geringe Freigebigkeit der Engländer, die, weil sie die vielen Ssudanesen zu versorgen hatten, an die hiesigen Häuptlinge natürlich keine Geschenke vertheilen konnten. Für das überbrachte Elfenbein hätte Bakaiwúga nur drei, Katónsi zwei Doti Baumwollenstoff zum Geschenk erhalten. Noch schlechter war Madsambóni weggekommen. Wie aus Stanleys Reisebeschreibung zu ersehen ist, schenkte dieser den Häuptlingen etwa ein Dutzend grosser Elfenbeinzähne, da er selbst nicht im Stande war, sie fortzutragen. Es waren Zähne, die der Pascha zur Bezahlung der Manyéma-Träger geliefert hatte. Dieses Elfenbein wurde Madsambóni von der englischen Expedition abgefordert, ohne dass man ihm, wie er behauptete, ein Geschenk dafür machte. Ihre Nahrung hätten die Leute der Engländer sich mit Salz gekauft, und die Eingeborenen hoben es rühmend hervor, dass Niemand von Capt. Lugards Leuten Nahrungsmittel mit Gewalt genommen habe. Beim Abmarsch hatten die Ssudanesen den hiesigen Häuptlingen erzählt, sie würden zurückkehren, ehe zwei Saaten vergangen seien. Auch erwarteten sie, was wir bereits vermuthet hatten, noch eine Abtheilung ihrer Kameraden unter einem ssudanesischen Offizier, Namens Abdállah-Aga von Norden her, einem Menschen, der nach den Erfahrungen des Pascha zu den schlechtesten der ganzen Provinz gehörte.

* * *

Hier mag ein kurzer Abriss über die Expedition Capt. Lugards seinen geeigneten Platz finden, deren Einzelheiten ich dem offiziellen Parlamentsbericht*) entnehme.

*) Papers relating to Ugánda, Report No. 3, January 1893. Africa No. 2.

Im Juni 1891 marschirte Capt. Lugard von Ugánda ab, nachdem er, wie früher erwähnt, zusammen mit Capt. Williams die mohammedanischen Waganda und die Wanyóro zurückgetrieben hatte und dann in südlicher Richtung nach Búddu marschirt' war. Capt. Williams ging nach Ugánda zurück, woselbst Mr. de Winton in der Zwischenzeit das Kommando gehabt hatte. Mit Lugard gingen Mr. Grant, eine grössere Anzahl Ssudanesen und Sswahíli unter der Führung von Shúkri Aga, sowie Unterstützungsmannschaften der protestantischen Waganda unter dem Häuptling Kagóro. Der besondere Zweck der Expedition ging dahin, mit den Ssudanesen der Aequatorialprovinz in Verbindung zu treten. Von Massáka, dem Hauptorte Búddus, ging der Marsch durch Nkóle, woselbst mit dem Könige ein Freundschaftsvertrag geschlossen wurde. Ueber den engen Kanal, der die beiden, den Albert-Edward bildenden Seen verbindet, gelangten sie nach Ussongóra, wo am Salzsee eine kleine Befestigung, »Fort George«, angelegt wurde. Auf einem Ausfluge nach Nordwesten besuchte Capt. Lugard die Manyéma-Niederlassung beim Häuptling Mbéne und von dort aus unser Lager Karévia, woselbst ein Ssudanesen-Unteroffizier mit einigen Leuten stationirt wurde, um dem Pascha einen Brief zu übergeben, falls dieser dorthin zurückkommen sollte. Nach dem Salzsee zurückgekehrt, drang man weiter nach Norden vor. Nachdem die Warassúra zurückgeschlagen worden, erbaute man am Nordende des »Russángo«-Sees eine zweite Pallisade, »Fort Edward«, das unter dem Kommando eines Ssómalis, Namens Ali, verblieb. Der von den Warassúra vertriebene Sohn des rechtmässigen Wahúma-Häuptlings Nyíka, Sságama,*) wurde in seine Rechte eingesetzt. Am Ostfusse des Schneeberges entlang marschirend, gelangte man in das Ssemlíkithal, überschritt den Fluss, folgte den Mbóga-Bergen und traf schon am 6. September in der Nähe von Kaváli ein. Sselím Bey war gerade abwesend, weil er mit den von Norden gekommenen Leuten Férradj Agas verhandelte. Nach einigem Bedenken willigte Sselím Bey ein, mit seinen Leuten in den Dienst der Kompagnie zu treten, falls der Khedive dies erlaubte. Capt. Lugard beruhigte seine Bedenken, »da die Engländer augenblicklich sehr befreundet mit dem Khedive seien.« Sselím Bey wünschte jedoch unabhängig von Capt. Lugard zu bleiben, worauf dieser sich nicht einlassen konnte. Am 17. September wurde sodann der Vertrag zwischen den Engländern und den Ssudanesen geschlossen. Nach den eigenen Aussagen Capt. Lugards (Report pg. 17) hat er seine Erfolge hauptsächlich Shúkri Aga zu verdanken, demselben, der durch Stanley mit Gewalt gezwungen worden war, nach Aegypten zu gehen, obgleich er bei dem Pascha in Bagamoyo zu bleiben wünschte. Auch die eingeborenen Häuptlinge erzählten uns, dass sie nur mit diesem Ssudanesen-Offizier verhandelt hätten.**)

*) Capt. Lugard nennt in seinem Bericht diesen Häuptling Kasságama. Wie ich schon früher bei der Beschreibung von Ugánda erwähnte, ist das Präfix »Ka« eine Diminutivform, die man gern Wahúma-Knaben wegen ihres mädchenhaften Aussehens beilegt.

**) Alle nicht mit Stanley abmarschirten Leute hatten bekanntlich nach dem Erlass des Khedive ihre Ansprüche auf Gehalt verloren, so dass der Pascha bei seiner Offenheit und Gradheit ihnen bei

In dem Bericht von Capt. Lugard heisst es, dass der Pascha bei seiner Ankunft zunächst gesagt habe, er stände in deutschen Diensten, und den Ssudanesen zugeredet habe, ebenfalls in deutsche Dienste zu treten. Die Leute hätten aber den Pascha misstraut, weil sie in ihm die Ursache ihres Verlassenseins gesehen, und seine Vorschläge abgelehnt. Etwas später habe dann der Pascha seine ersten Angaben widerrufen und erklärt, er habe nur ihre Treue erproben wollen. Er sei in der That von dem Khedive gesandt und werde sie zur Küste bringen, entweder auf dem Kongoweg oder durch deutsches Gebiet, oder aber sie an einem passenden Platz ansiedeln und dem Khedive darüber schreiben. Sie hätten ihm jedoch geantwortet, dass sie nicht mit ihm gehen könnten, »bis eine grosse Abtheilung von Norden angekommen sei«. Darauf habe er warten wollen und um einige Leute gebeten, um »für ihn Häuser zu bauen.« Geblendet »durch grosse Geschenke an Stoff und Versprechung hoher Bezahlung« hätten die Leute schliesslich eingewilligt, in seine Dienste zu treten. Plötzlich sei er jedoch abgereist, nachdem er ihnen noch eine Botschaft übersandt habe, worin er behauptete, dass seine erste Aussage die wahre gewesen sei, und dass er nach »Guruguru« und dann nach »Bernowie« *) marschire, wohin alle, die Lust hätten, ihm folgen könnten. »Mir wurde ausserdem berichtet,« fügt Capt. Lugard dem hinzu, »dass seine plötzliche Abreise zu derselben Zeit erfolgte, als sich das Gerücht von meiner eigenen Annäherung verbreitete. Die Ssudanesen waren sehr erzürnt darüber, dass er die Leute mit sich genommen hatte, die nur zu ihm gesandt waren, um für ihn zu bauen«. (Report p. 5.)

Wie weit dieser Bericht von der Wirklichkeit abweicht, können die Leser, durch Vergleichung mit den im Kapitel 17 mit nackter Wahrheit geschilderten Ereignissen ohne Mühe beurtheilen. Dass der Pascha von Anfang an durchaus bei seinen ersten, richtigen Aussagen geblieben ist, dürfte wohl aus dem früher Gesagten hervorgegangen sein.

Am 20. September kamen die uns desertirten Majore, die uns bestohlen hatten, bei den Engländern an. Sie erzählten, dass Hunger und Unzufriedenheit bei unsern Leuten herrsche, »dass ich gegen ein weiteres Vordringen protestirt habe, dass aber der Pascha sich taub gegen alle Vorstellungen zeige. Sie sagten, dass der Pascha sie verlassen, nachdem er ihnen zuerst versprochen, er werde sie zur Küste bringen, und sie gesehen hätten, dass er dies nicht thue. Ausserdem behaupteten sie, er habe die Verpflichtung, ihnen Gehalt zu bezahlen abgeleugnet, die er ausdrücklich übernommen hatte, als sie zu ihm stiessen . . .« Man sieht also, dass aus den Dieben auch noch Lügner geworden waren.

unserer ersten Anwesenheit erzählen musste, dass sie in Kairo nichts zu erwarten hätten, was sie natürlich etwas vom Marschiren abschreckte. Trotzdem hatten sich ja damals (s. Kap. 17) Alle bereit erklärt, uns zu folgen, wenn der Pascha nur den Weg nach der Küste wählen wollte.

*) Zur Erklärung sei nur bemerkt, dass Guruguru (Gúrguru) die Ssudanesen-Bezeichnung für Mangbáttu und dass Bernowie (= Bernaui) eine Bezeichnung für Bornú ist.

Capt. Lugard seinerseits berichtete, dass die Ssudanesen am 20. September (als wir nördlich von Kiro waren!) im Begriffe gewesen seien, uns anzugreifen, dass er dies aber verhindert habe.

Am 5. Oktober verliess die englische Expedition Kavális Land, nachdem sie vorher einen Vortrab ausgeschickt hatte, um den Uebergang über den Ssemlíki-Fluss zu sichern. Ausser Lugards eigenen 430 Leuten waren beim Uebersetzen über den Fluss noch 8200 Ssudanesen, Weiber und Kinder mitgerechnet, bei der Expedition. Er selbst marschirte östlich, Sselím Bey etwas weiter südlich. In Süd-Unyóro wurden zwei Forts gegründet, das eine, »Wawertree« genannt, unter Rihán Aga (wahrscheinlich Rihán Aga Hammed-en-Nil), das andere »Fort Lorne« unter einem andern Ssudanesen. In jedem wurden 160 Gewehre zurückgelassen. Nachdem die Expedition sich vereinigt, wurde Mr. Grant krank und viele Leute bekamen die Pocken. In Kivári wurde sodann noch eine dritte Verschanzung gebaut, ehe man nach »Fort Edward« zurückkam. Inzwischen war Mr. de Winton aus Ugánda an den Salz-See gekommen. Ihm wurde jetzt das Kommando über die Süd-Unyóro-Stationen gegeben und am Salz-See in Kátwe Ali-Ssomáli mit 17 Sansibariten und 14 Ssudanesen stationirt. Capt. Lugard selbst marschirte noch einmal nach Kivári zurück (23.—28. November) und liess dort 4 Kompagnieen Ssudanesen. Nach Süden marschirend baute er im Lande Kitakwénda beim Häuptling Rínjo noch zwei kleine Forts (No. 4 bei Utára und No. 5 »Fort Grant«). Auf die Nachricht von einem neuen Einfall der Manyéma wurde Mr. Grant mit 137 Mann nach dem Salz-See gesandt. Es gelang ihm, in friedlicher Weise einen Vertrag mit den Manyéma-Elfenbeinjägern zu schliessen, worin diese sich verpflichteten, keine Sklaven-Razzias mehr abzuhalten und besonders anerkannten, dass alle Elephanten und alles Elfenbein östlich des Issángo-Ssemlíki-Flusses Eigenthum der englischen Kompagnie sei.*)

Die Mehrzahl der neuen Ssudanesen hatte Lugard somit in Süd-Unyóro gelassen. Er marschirte mit nur 300 seiner eigenen Leute und 1024 Ssudanesen nach Búddu ab. An der Küste des Victoria-Nyansa bei Luámbwa liess er einen ssudanesischen Offizier mit 16 Sansibariten und egyptischen Handwerkern zurück und traf am 31. Dezember 1891 in der Hauptstadt von Ugánda wieder ein, wo Capt. Williams mit seinen wenigen Leuten den Frieden zwar gewahrt, jedoch nicht hatte verhindern können, dass Mwánga seine eigene Flagge hisste.

---

*) Ueberhaupt geht aus dem ganzen Report hervor, dass die Engländer so weit es irgend möglich ist, sich ein Handelsmonopol für ihre Kompagnie zu sichern wünschten. So p. 15: »Durch einen Vertrag mit Kassánga habe ich das Recht, Elephanten in Tóru zu schiessen, für die Kompagnie reservirt«. p. 24: »Alles Elfenbein auf der Ostseite des Ssemlíki ist das Eigenthum der I. B. E. A. Comp. und in Zukunft will ich (Milémba, der Häuptling der Manyéma) nicht versuchen, östlich von der oben erwähnten Grenze zu handeln«. Es ist eine besondere Erlaubniss nöthig, in dem Gebiet der Kompagnie, d. h. also in der ganzen englischen Interessensphäre, Handel zu treiben. Wenn diese nur in der Hauptstadt Ugándas erhältliche Erlaubniss nicht vorhanden war, so wurde (p. 26) die Karawane mit Gewalt zu Capt. Lugard gebracht, gleichviel ob sie Pulver mit sich führte oder nicht. Ein von den deutschen Behörden ausgestellter Pass genügte nicht.

Capt. Lugard bezeichnet (pg. 17) als Haupterfolg seiner Expedition, dass er die deutsche Expedition unter Emin lahm gelegt habe, wenigstens soweit als es die Kompagnie anging, dies zu besorgen.*)

* * *

18. November. Meiner Meinung nach war für uns hier nichts mehr zu erreichen. Wir mussten die Kräftigung des Paschas abwarten, darauf aber ohne Verzögerung nach dem Süden marschiren. Am Albert-Edward-See konnten wir uns dann ja überlegen, ob wir uns nach Bukóba oder nach dem Tanganyika wenden sollten. Die Absicht des Paschas, mit den Leuten, die noch im Norden in der Station Msswá u. s. w. sich befinden sollten, anzuknüpfen, schien mir wenig Aussicht auf praktischen Erfolg zu haben. Es war allerdings nicht des Paschas ursprünglicher Plan gewesen, die Ssudanesen zu holen, doch wäre es ihm jetzt, wo der Plan nach Westen zu marschiren missglückt war, sehr willkommen gewesen, wenn er sie hier bei Kaváli noch hätte antreffen können. Da nun auch hieran nicht zu denken war, und ein Warten auf eventuell noch zurückgebliebene Ssudanesen keine Wahrscheinlichkeit eines Resultats für sich hatte, so mussten wir uns, meiner Meinung nach, möglichst rasch auf den Heimweg machen und dabei versuchen, wenigstens die wissenschaftlichen Resultate der Expedition zu retten und zu vermehren. Dem Pascha aber war die jetzige, durch die Erkrankungen hervorgerufene Verzögerung wohl nicht ganz unerwünscht, weil er sich immer noch an eine Hoffnung auf Erfolg anzuklammern schien.

Die Gesandtschaften kehrten zurück. Neue Erkrankungen an Pocken traten im Lager auf.

19. November. Morgens früh erschien Nsságara selbst, ein reiner Wawítu-Mhúma (Abb. 176), schwarz von Farbe, aber mit langem Gesicht und schmaler Nase. Er beklagte sich über Bakaiwúga, der sich Hoheitsrechte anmasse, trotzdem er ein Fremdling sei. Der Pascha erwiderte ihm jedoch, dass er sich auf innere Streitigkeiten hier nicht einlassen könne. Mit dem Häuptling kam eine ganze Reihe seiner Leute, die fast alle Wahúma-Gesichtszüge hatten (Abb. 177). Einige hatten die charakteristische gerade Nase und grosse Augen, aber verhältnissmässig kleine Ohren. Wie überall bei den Wahúma fehlte jede Feilung der Zähne und Durchbohrung der Ohren, nur die aus Unyóro stammenden Leute hatten die unteren Schneidezähne ausgebrochen. Die Haare waren glatt abrasirt oder in vereinzelte, aufrecht stehende kurze Wickel zusammen gedreht. Wenige Eisen- und Messingringe an Hand und Fussgelenken bildeten den üblichen Zierrath. Alle waren in feine, nach Unyóro-Weise präparirte Häute gekleidet, die, an zwei Zipfeln zusammen

*) Nachträglich mag hier noch die neueste Nachricht erwähnt sein, dass Sselím Bey, nachdem er sich zunächst leidlich nützlich gezeigt hatte, gleich nach dem Abmarsche von Sir Gerald Portal eine Verschwörung mit den mohammedanischen Waganda gegen die Engländer machte — natürlich auf Anstiften irgend welcher Aegypter, denn er selbst war zu nichts fähig. Nach seiner Niederwerfung brachte man Sselím Bey als Gefangenen fort; er starb auf dem Wege zur Küste.

geknüpft, über der rechten Schulter hingen und auf diese Weise die rechte Körperseite mehr oder weniger entblösst liessen. Einige von ihnen hatten ausserdem unter dem Fellmantel eine Gürtelschnur mit kleiner Rindenstoffbekleidung wie die Waldleute. Die Lanzen hatten einfach lanzettförmige oder auch mit Blutrinnen versehene Spitzen. Ein Mann aus Melíndwas Land trug eine Lanze, die unter dem Blatt zwei Reihen kleiner Widerhaken zeigte, und die mir aus dem Norden durch die Ssudanesen eingeführt zu sein schien. Die Bogen sind nach Waléggaart, klein mit Rottangsehne. Auch die Pfeile gleichen denen ihrer Walégga-Nachbarn (Abb. 109). An dem aus einfachem länglichem Korbgeflecht bestehenden Köcher hängt ein Busch aus Hahnenfedern.

Mittags kam auch Katónsi (Kahiánkondjo) selber; ein hoch und schlank gewachsener Mann von etwas hellerer Hautfarbe als unsere eben beschriebenen Gäste. Seine breite Nase jedoch deutete auf die erwähnte Vermischung mit Waléggablut. Er kam mit einer englischen Flagge an, die aus einem Stück von schlechtem Kaniki gemacht war, worauf in einer Ecke durch Aufnähen von weissen und rothen Zeugstreifen die britischen Abzeichen hergestellt waren. Natürlich bettelte er uns um Zeug an. Der Pascha sei ja sein »alter Vater«, der ihn bereits früher gekannt habe und sogar schon bei seinem Vater gewesen sei. Eigenthümlicherweise verwechselte er den Pascha (Mlídju) mit dem ebenfalls bärtigen Mason Bey, der auch den Beinamen Mlídju, der Bärtige, führte.

Katónsi bestätigte uns leider die Aussage der andern Leute, dass unten am See für unsere Karawane nicht genügend Nahrung vorhanden sei. Er versuchte jedoch, uns zu einer Razzia auf Leute zu veranlassen, die angeblich viele Ziegen besässen und sich auf einer Insel festgesetzt hätten. Selbstverständlich wies der Pascha dieses Ansinnen kurzer Hand zurück.

Inzwischen traten neue Pockenerkrankungen auf, und zahlreiche andere Leute *20. November.*
liessen die Symptome beginnender Erkrankung (Fieber und Rückenschmerzen) erkennen. Es war ein Jammer, die Leute zu sehen, die am ganzen Körper mit Geschwüren bedeckt waren und gräuliche Qualen auszustehen hatten. Wir hatten alle Erkrankten weit vom Lager entfernt und in Strohhütten untergebracht; doch war es unmöglich, die Isolirung vollständig aufrecht zu erhalten. Aerztliche Hilfe konnte hier nur wenig thun, besonders da wir kaum noch Medikamente hatten. Ueberdies haben gerade bei Pocken die Neger ihre eigenthümliche Behandlungsweise, von der sie nur sehr ungern abweichen und in die sie nur ungern einen europäischen Arzt Einspruch erheben lassen.*)

---

*) Die Leute werden vor Allem möglichst warm gehalten. Sobald dann die Blasen in Eiterung übergegangen sind, werden sie mit einem spitzen Hölzchen (nie mit einem Messer) geöffnet und ausgedrückt, dann die wunde Haut mit frischer Holzasche bestreut, in der die Patienten die ganze Zeit über am Feuer sitzen müssen. Es bilden sich dicke Krusten und häufig treten durch Konfluctionen umfangreiche Geschwüre auf. Als Nahrung giebt man, wie übrigens bei allen Erkrankungen, vor Allem Mehlsuppe (Udyi). Zur Wartung der Patienten werden Leute bestimmt, die die Krankheit schon einmal überstanden haben. An der Küste impft man gern die Gesunden mit dem Eiter aus echten Pockenpusteln auf der Stirn. Häufig entstehen hierdurch nur einzelne Pusteln, häufig aber auch eine totale, aber leichte Erkrankung.

Die gesunden Leute hatten sich indessen bei reichlicher Maiskost erholt, doch mussten wir noch die Genesung unserer Patienten abwarten. Leider aber verschlimmerte sich der Zustand des Paschas in besorgnisserregender Weise. Schreiben war ihm kaum noch möglich, er musste sich schon so weit vorbeugen, dass nur ein Raum von 3—5 cm zwischen Papier und Auge blieb. Die Sehkraft beschränkte sich auf einen seitlichen Theil der Pupille des einen Auges, sonst sah er nur Nebel. Dabei fühlte er sich körperlich nach wie vor äusserst schwach und warf fast jede Nacht eine nicht unbeträchtliche Menge Blut aus. Auch meinte er, das Exsudat am Ohre nehme zu. Mich bedrückten die allerschlimmsten Befürchtungen, doch wollte er sich absolut nicht helfen lassen. Medikamente nahm er überhaupt nicht zu sich und Stärkungsmittel lehnte er ebenfalls ab, weil, wie er meinte, andere Leute sie später nöthiger haben könnten. Er hatte glücklicherweise eine so zähe Natur, dass er möglicherweise die Erkrankung schon in einigen Tagen überwunden haben konnte. Er selbst glaubte, eine leichte Brustfellentzündung zu haben, einen Rückfall einer alten Erkrankung, die er sich einmal bei einem Sumpf-Marsche in der Aequatorialprovinz geholt hatte, doch war bei der vollkommen ungenügenden Ernährung hier die Heilung natürlich ungleich schwieriger, als in einem Hospital.



Abb. 176. Nsságara, ein Wawítu-Mhúma.

Die Flora dieser Gegend ist nicht reich. Fast das ganze Land ist von niedrigem Gras bedeckt. Nur vereinzelte Erythrinen, Akazien, Kigelien, seltener auch Spathodeen bringen etwas Abwechselung in das landschaftliche Bild. Im Grase finden sich an blühenden Pflanzen hauptsächlich Compositen, kleine violette Formen, die wie Scabiosa aussehen, und andere gelbe Arten. Am Bache Ati, der dicht an unserem Lager vorbeifloss, ist die Vegetation etwas dichter. In Thalschlünden am Abhang des Walégga-Plateaus steht stellenweise sogar ein Waldstreifen, in dem die westafrikanische Flora vorherrscht. Der Graupapagei zwar lebt hier noch nicht, wohl aber Musophaga Rossae; sonst ist die Vogelwelt meistens durch Steppenformen vertreten. Der graue Fliegenschnäpper und der Gartenlaubsänger waren als europäische Gäste während dieser Zeit ziemlich häufig. Die Leute brachten Baumschlangen (Dendraspis), Frösche, Kröten und andere Thiere herbei. Säugethiere bekamen wir ausser Ratten keine zu sehen. Elephanten brachen zwar häufig in die Bananenpflanzungen am Abhange des Plateaus ein, doch kamen uns keine zu Gesicht. Zwischen den abgestorbenen Blättern und in den Stämmen der Bananen hielten sich zahlreiche Spinnen und zwei Arten von Landschnecken auf (Trochonanina jenynsi, var. elatior, Tr. mossambicensis und Limicolaria sp.). Im grossen Ganzen war jedoch für unsere wissenschaftlichen Arbeiten hier nicht viel zu holen. Der Pascha forderte mich daher auf, die

Wartezeit, die uns noch bevorstand, zu einem kleinen Ausfluge nach dem Albert - Nyansa zu benutzen, den ich jedoch seines beunruhigenden Zustandes wegen noch für einige Tage aufschob.

Auch unsere Leute hatten nicht viel zu thun. Infolgedessen kam es häufig zu Streitereien und Betrunkenheit, wofür die Strafe natürlich nicht ausblieb. Verschiedene von den neuen Ssudanesen, insbesondere der Kopte Auwad Effendi und der frühere Diener des Paschas, Murssál, hatten eine förmliche Bierbrauerei angelegt. Sie kauften sich Getreide, fabrizirten Pombe und verkauften diesen mit grossem Nutzen an die Leute, bis wir dem Treiben unnachsichtlich ein Ende machten. Im Allgemeinen waren die Leute zufrieden und bei guter Stimmung. Nur unter den neuen Ssudanesen, die nicht Soldaten waren, regte sich dann und wann der Geist der Insubordination. Ganz besonders that sich darin der koptische Magazinverwalter Auwad Effendi hervor. Der ssudanesische Offizier Rihán Aga dagegen hielt sich in jeder Weise vorzüglich. Mit den anderen Soldaten war ich sonst leidlich zufrieden und liess sie stets tüchtig exerciren.

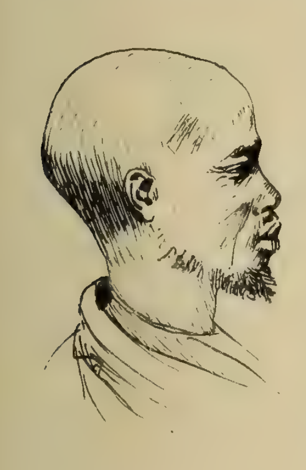


Abb. 177. Ein Mann Nsságaras, ein Mhúma, aber etwas mit Walégga-Blut gemischt.

21. November. Am folgenden Tage schon hatten wir den ersten Todesfall an Pocken zu beklagen.

22. November. Des Paschas Zustand blieb unverändert. Ich mochte rathen und reden so viel ich wollte, er that nichts für sich. Schliesslich stellte ich ihm unsere letzte Flasche Portwein entkorkt auf seinen Tisch; aber er weigerte sich hartnäckig, auch nur einen Tropfen davon zu nehmen mit der Behauptung, dass durch Wein vielleicht das Blut noch stärker in die Lungen getrieben und die Blutungen vermehrt würden. Täglich stellten sich mehrmals leichte Blutungen ein. Bei seiner Kurzsichtigkeit und Schwäche wurde es ihm schon schwer, nur wenige Schritte zu gehen. Er konnte auf dem Wege unter sich Wurzeln oder Löcher nicht mehr unterscheiden. Trotzdem gab er seine naturwissenschaftliche Beschäftigung auch jetzt noch nicht auf, schrieb sogar mit grosser Anstrengung noch einige Etiquetten und Messungen seiner Vogelbälge und leitete täglich die Verhandlungen mit den Häuptlingen, die im Lager erschienen. Neuerdings bildeten sich, wohl in Folge schlechter Ernährung, Pusteln an seinem Körper, die sich zu unangenehmen, sehr schmerzhaften Geschwüren entwickelten. Er begann die Lust am Leben mehr und mehr zu verlieren und meinte, es sei schon am besten, wenn er zu Grunde gehe. . . .

Ein neuer Todesfall an Pocken trat ein. Gegen Mittag kehrte Ulédi zurück. Er war auf sehr schlechtem Wege dreimal über den Dúki-Fluss geführt worden. Als er dann am Itúri angekommen sei, hätten sich am andern Ufer etwa 60 mit Gewehren bewaffnete Leute gezeigt, die er jedoch von seinen friedlichen Absichten

überzeugt habe. Der Chef der Manyéma-Station, Namens Ssmáili, (Ismáili) genannt Ndjáli, sei augenblicklich abwesend, um sein Elfenbein bei seinem Vorgesetzten Kilongalónga — einem Mgíndo-Sklaven des Arabers Ssaid bin Abēd — abzuliefern. Man habe ihm erzählt, dass die Manyéma früher unsern Brief bekommen und 10 Leute zu uns gesandt hätten, die uns jedoch verfehlten. Dieser Herr der Manyéma wolle, so berichtete Ulédi weiter, uns gern sehen und mit uns zur Küste gehen. Falls wir ihm einen Brief sendeten, werde er zu seiner Niederlassung bei dem Häuptling Mbéne kommen, von wo aus er sein Elfenbein zur Küste bringen wolle. Eine Expedition von Tippu-Tipp, die den Népoko-Fluss aufwärts gegangen war, um eine Razzia zu machen, sei auf eine Anzahl mit Stoffen bekleideter und mit Gewehren bewaffneter Leute gestossen, von denen sie zurückgeschlagen worden sei. Hundert Zähne Elfenbein habe man im Walde zurück lassen müssen. Es konnte, wie wir damals meinten, sich dabei nur um Mahdisten oder um zurückgelassene Soldaten der Aequatorialprovinz in Süd-Mangbáttu handeln. Offenbar aber sind diese weiss gekleideten Leute die Mannschaften der van Kerkhovenschen Expedition gewesen, von der wir natürlich nichts wussten. Diese haben den Arabern viele grosse Verluste zugefügt und ihr Misstrauen gegen die Europäer vermehrt.

23. November. Am Morgen erschienen einige Walégga im Lager. Die Männer waren lang aufgeschossen und trugen, nach Unyóro-Art, Felle um die Schultern. Von den Wanyóro und andern Leuten werden sie »Walégga«, von den Wáwira »Walendú« und von sich selbst »Drúgu« genannt (s. Kap. 23). Sie trugen lange Speere mit ordinären, lanzettförmigen Eisen. Die Haare waren in kleine Zöpfe gedreht und mit Thon beschmiert. Die Weiber trugen an einer ledernen Gürtelschnur einen Schurz aus kleinen Eisenketten.

Um 10 Uhr 30 Minuten trat eine starke Erderschütterung mit von Ost nach West fortschreitender leichter Wellenbewegung ein. Natürlich wurde sie von dem üblichen Triller-Geschrei der Weiber begleitet. Bei dieser Gelegenheit hörten wir, dass das Erdbeben vom 30. Oktober auch hier sehr stark verspürt worden war, so dass auf der Erde sitzende Leute ordentlich hin und her geschüttelt wurden.

* * *

Ausflug zum Albert-See.

24. November. Da der Pascha etwas wohler war, konnte ich den beabsichtigten Ausflug an den See unternehmen, hauptsächlich um einen Anschluss unseres Höhen-Nivellements an die durch langjährige Beobachtungen des Paschas festgelegte Höhe des Albert-Sees zu erhalten, dann aber auch, um etwas für unsere Sammlungen zu erbeuten.

Unter Führung von zwei Leuten Kavális, die am Tage zuvor angekommen waren, marschirte ich mit ca. 30 Mann ab. Bald waren die Bananen- und Sorghumpflanzungen Undússumas verlassen. Wir bestiegen eine leichte gras-



Vegetation am Südende des Albert-Sees von Kassénye.

bedeckte Terrainwelle, auf der es nach Osten weiter ging, immer an dem 3—5 km südlich von uns gelegenen Abfall der Walégga-Berge entlang. Eine Anzahl kleiner Bäche fliesst nach Norden dem Dúki zu. Niederes Gras gestattet eine weite Aussicht auf die Randberge des Lendú-Plateaus, unter denen mir die kegelförmigen Höhen von Mssíri (oder Unssíri) und Bukélla auffielen. Auch der Banyóro-Berg war sichtbar.

Nach drei Stunden Marsch passirten wir die rechts von uns gelegenen Dörfer Mpíngas, desjenigen Wáwira-Chefs, der am weitesten nach Osten vorgedrungen ist. Sein Hauptort Ushánsa wurde uns am Bergabhange gezeigt. Eine zwei Stunden breite, unbewohnte Strecke trennte uns von Kavális Land Bugwéra. Zwei starke Bäche mussten überschritten werden, die tief in den Laterit eingeschnitten waren. Die Berge südlich von uns wurden weiterhin etwas niedriger. Ein allmählicher Anstieg brachte uns zu dem auf einem Hügelrücken liegenden Ssudanesenlager, das sich total ausgebrannt zeigte. Eine Viertelstunde später waren Kavális Hütten erreicht.

Der Häuptling wohnte zu der Zeit, als Stanley und der Pascha bei ihm lagerten, bedeutend weiter nördlich als 1891. Ein entfernter Baum wurde uns als der Lagerpunkt der Stanleyschen Expedition bezeichnet. Kaváli selbst brachte uns eine Ziege und Bataten zum Geschenk. Auf die Frage, ob er etwas von den im Norden noch zurückgebliebenen Ssudanesen wisse, leugnete er Alles ab. Es hätten ihm zwar Leute erzählt, dass noch Soldaten in Msswá angesiedelt seien, er glaube es aber nicht. Er könne keinen Brief nach Msswá oder nach Mssóngwa (Msóngua d. Karte) befördern, da die von Norden gekommenen Ssudanesen dort die Gegend stark beunruhigt hätten.

Die Station der Ssudanesen liegt an dem Südabhange eines langen, von Ost nach West ziehenden Höhenrückens. Sie bildet ein weites Viereck, an das sich auf drei Seiten ein Aussendorf unmittelbar anschliesst. Drei Seiten sind von einem liederlich aufgeworfenen Erdwall von $1^1/_2$ m Höhe mit davor befindlichem Graben umgeben. Die vierte, obere Seite ist durch eine 1—2 m hohe Steinmauer geschützt. Runde unregelmässige Felsblöcke sind zu einer Mauer aufgeschichtet, was, nebenbei gesagt, eine Riesenarbeit gewesen sein mochte. Auffallend war, dass keine Seite eine gerade Linie zeigte, und dass das Ganze durchaus nicht sturmfrei angelegt war. Weder war von Bastionen etwas zu sehen, noch vor den Wällen freies Schussfeld vorhanden, da die Hütten des äusseren Dorfes unmittelbar an dem Graben lagen. Da das Lager am Abhange eines Berges gelegen war, so konnte man es überdies von einer nahen südlichen Terrainwelle bequem ganz übersehen und beschiessen. Innen sah man nur noch grosse runde, verkohlte Flecke, wo vordem Hütten gestanden hatten, alte Thontöpfe, von denen viele mit Schrot angeschossen waren, Körbe etc. Auch eine dicke Messingstange — ein Maschinentheil des Dampfers — wurde gefunden. Die englische Expedition hatte ihr Lager auf einer etwa 1 km südlicher gelegenen Terrainwelle gehabt.

Die Lage der Station war höchst unglücklich und die Gegend ganz trostlos. Weit und breit war kein Baum zu sehen, und ein heftiger Ostwind strich über die Landschaft. Welche Zwecke mit der Anlage dieser Station verfolgt sein mochten, blieb mir ganz unklar. Während seiner nahezu zweijährigen Anwesenheit hatte Sselím Bey hier weder mit den nur vier bis fünf Tage entfernten Manyéma, noch mit den Arabern bei Kabréga irgendwelche Beziehungen angeknüpft, obgleich er von beiden Munitionszufuhr hätte erhalten können. Auf den Trümmern der Station wuchsen Tomaten, die wir uns schmecken liessen; nachdem wir lange Zeit Früchte entbehrt hatten, assen wir grosse Mengen von ihnen in rohem Zustande. Die Sorghum-Felder in der Nähe waren übrigens sehr schlecht gehalten.

Früh Morgens marschirten wir bei der Station vorbei und gelangten nach einer Stunde leichten Ansteigens auf die Wasserscheide zwischen dem Albert-See und dem Dúki. Auf der Höhe steht niedriges Gebüsch von Protea. Von hier aus ging es zunächst sanft abwärts auf ein Grasplateau, bis uns links der Kegelberg Kisogéri und dahinter der Ost-Abfall der Walégga-Berge zu Gesicht kamen. Von hier aus hatten wir einen leider durch Nebel getrübten Ausblick auf den Albert-See, dessen Südufer südöstlich von uns lagen. Die weite, bis an sein Ufer reichende Ebene ist mit grauem Steppenwald bedeckt, den einige lichtere Parthien unterbrechen.

Ein steiler Abstieg führte uns weiter. Das Gestein hat eine undeutliche Schichtung mit nord-südlichem Strich und westlichem Fall. Quarzfragmente, Pegmatit und Kieselschiefer liegen zwischen den Granitblöcken. Der mit Gesteingeröll besäte Weg war ziemlich beschwerlich, die letzte Parthie sogar sehr steil. Unten angekommen rasteten wir in einem trockenen Bachbett, das sich tief in das Terrain eingegraben hatte. An der Südseite des Baches war eine 5—6 m hohe, völlig senkrechte Wand stehen geblieben, die aus alluvialen Sanden und Konglomeraten zusammengebacken war, und in die ganz kleine abgerollte Kiesel eingebettet waren. Nach dem Aussehen zu schliessen, war es eine frühere Strandbildung. Das Regenwasser hatte Rillen im Sande ausgewaschen, zwischen denen stalagmiten- oder karrenartige Parthien stehen geblieben waren.

Von hier aus ging der Weg völlig eben bis zum See weiter. Auf dem grasbedeckten Boden standen grössere und kleinere Inseln von Steppenbusch. Die Bäume waren meist niedrige Akazien. Nach insgesammt sechsstündigem Marsch war das Seeufer erreicht. Hart am Wasser befand sich ein dichter Vegetationsgürtel von Schilf- und Ambatsh - Gebüsch, in dem Milliarden von Mosquitos hausten.

Ich liess mein Zelt etwa 800 m landeinwärts auf einer Sanddüne unter dem »Schatten« einer Kandelaber-Euphorbie aufschlagen. An diesen Ort hatte ein Unterchef Kavális, Namens Ndjára, sein Dorf Kassénye verlegt, da er von der gleichnamigen Insel durch die Warassúra vertrieben worden war.

Der Strand ist theils sandig, theils schlammig. Eine dichte Schicht von Algenmassen und zersetzten Wasserpflanzen, wie Vallisneria, Potamogeton und

anderen Kräutern, bedeckte den Strand, an dem sich zahlreiche Wasservögel ihre Nahrung suchten.

Auf meine Fragen behauptete Ndjára, ebenso wie sein Herr, von zurückgebliebenen Ssudanesen nichts zu wissen, und weigerte sich ebenfalls, eine Botschaft zu Mpígwa zu senden.

In der Nähe unseres Lagers befanden sich die jetzt verfallenen Baumwollenpflanzungen der Ssudanesen. In dem Garten wuchs so gut wie nichts mehr. Ausser diesen Kulturen hatten die Ssudanesen kaum irgend welche Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen. Höchstens konnte man hören, wie die Wanyóro-Eingeborenen beim Bretspiel arabisch zählten.

Die zoologische Untersuchung des Seeufers war so gut wie ergebnislos; ich fand fast nichts anderes als etliche Insektenlarven und eine Reihe von Schnecken und Muscheln, darunter hauptsächlich zahlreiche Corbicula. Vor allem gaben Versuche mit dem Schwebenetz keinerlei Ausbeute; nur Massen von spiraligen Algenfäden, ganz winzige Räderthiere, Trompeten-Infusorien (Stentor) und winzige Copepoden kamen zu Tage.

Man fängt hier hauptsächlich zwei Fischarten, eine kleine Chromis (Ctenochromis af. strigigenae Pffr.), die man mit Regenwürmern, und einen Riesenfisch (Lates niloticus Gmelin) *), den man mit kleinen Fischen ködert. Eine sehr lange und ziemlich dicke Angelleine wird mit dem einen Ende an einem in seichtes Wasser eingetriebenen Pfahl befestigt; indem man in den See hinaus rudert, rollt man die Leine ab. Das Ende hat der Fischer in der Hand, in einigem Abstand sind an kurzen Schnüren 10—20 eiserne Angelhaken an der Hauptleine befestigt. Sobald ein Fisch angebissen hat, spürt der Fischer den Ruck in der Hand. Andere Angelschnüre werden an grossen runden Schwimmern von leichtem Ambatshholz befestigt und bleiben die Nacht über liegen.

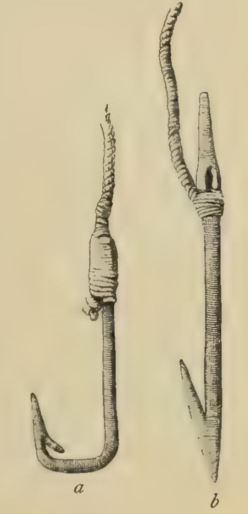


Abb. 178. Angelhaken von Kassénye am Südwestufer des Albert-Sees. (1/2 nat. Grösse.)

Die Angelhaken werden von den Walégga geschmiedet. Sie haben entweder einfache Hakenform mit Widerhaken (Abb. 178, a) oder es ist am Ende der Schnur ein eiserner, an beiden Seiten zugespitzter und etwa 10 cm langer Stab so befestigt, dass er etwa zu einem Viertel an der einen, zu drei Vierteln an der anderen Seite der Schnur hervorsteht (Abb. 178, b). Ein Ende des Eisens ist mit einem Widerhaken versehen. Wenn der Fisch den hieran befestigten Köder hinunter geschluckt hat und an der Leine zieht, so stellt sich das Eisen in seinem Schlunde quer.

Die Fische erreichen enorme Grösse. Exemplare von einem Meter Länge und bedeutender Breite wurden mir als klein bezeichnet. Am Strande lagen

*) Abgebildet in: Baker, Albert-Nyansa II. p. 131. Vergl. auch Günther in: Petherik's Travels II. p. 207.

Fischwirbel, die der Grösse nach einem kräftigen Kalbe hätten angehören dürfen. Ihr Fleisch wird in lange Platten geschnitten. Ein Stück des Seitenfleisches wird durch tiefe, abwechselnd von oben und unten geführte Einschnitte so zerlegt, dass eine Art gefaltetes Band entsteht, das man auseinander breitet. Da beim Trocknen kein Salz verwendet wird, und man das Dörren meistens nur in der Sonne, seltener über dem Feuer vornimmt, so nimmt das Fleisch einen unangenehmen ranzig-fauligen Geruch an. Es bildet jedoch eine sehr beliebte Nahrung, ja sogar einen ergiebigen Handelsartikel.

Die Bevölkerung lebt von der Fischerei und der Salzfabrikation. Die Hütten sind sehr liederlich gebaut. Hinter der Thür befindet sich eine Scheidewand, die links einen Eingang zum Innenraum freilässt; in diesem ist der Feuerplatz angelegt. Ueberall bei den Hütten sieht man grosse Thonhaufen; vor diesen steht auf einem dreiseitigen Holzgestell ein halbkugelförmiger Thontopf, der mit Thon und Pflanzenasche gefüllt ist (Tafel XXVI). Um das Salz herzustellen, verbrennt man Wasserpflanzen, vor allem Schilfblätter, eine Juncus-Art, und ein nach Melissen duftendes Kraut. Die Asche wird mit grauem, etwas salzhaltigem Thon gemischt, wie man ihn am Seeufer findet. Diese Komposition bringt man in die mit feinen Poren versehenen Thontöpfe — Gradirhäuser en miniature — und giesst sodann Wasser darauf. Die durchsickernde Lauge wird in untergestellten Töpfen aufgefangen und zum Verdampfen gebracht. Den ausgelaugten Thon wirft man hinter das Filtrirgestell, sodass dort allmählich eine ganze Mauer aus diesem Material gebildet wird, die dazu dient, das Feuer vor Wind zu schützen. Gleich neben den zur Herstellung der Lauge dienenden Vorrichtungen wird Feuer angemacht, um die erstere verdampfen zu lassen. Das Salz ist grau und von stark bitterem Geschmack. Aus dem Thon wird das wenigste gewonnen, das meiste kommt aus der Pflanzenasche. Die Salzverpackung geschieht derart, dass auf dem Boden eines kleinen, eigens hierfür bestimmten, halbkugelförmigen Thongefässes flache, zähe Grashalme radial ausgebreitet werden. Die Enden der Halme stehen nach allen Seiten weit hervor. In die Mitte werden Blätter und auf diese das Salz gelegt, je etwa 1—1 1/2 Pfund. Nun fasst man die hervorstehenden Grashalme zusammen und umschnürt das Ganze mit erst radial verlaufenden und dann um den Hals des ganzen Gebildes gewickelten Bastfäden. Die birnenförmigen, so entstehenden Packete sind ziemlich haltbar und werden weithin gesandt, namentlich zu den Walégga, den Lendú und den Wáwira. Von den Walégga tauscht man Eisen dagegen ein, besonders Angelhaken, von den auf dem Plateau wohnenden Wanyóro Thongefässe und von den andern Stämmen Bohnen und Mais. Einen ferneren Tauschartikel bilden, wie schon gesagt, die getrockneten 10—15 cm breiten Fischfleischstreifen.

Die Kanus dieser Leute sind Einbäume mit flachem Boden, der vorn etwas in die Höhe strebt. Geborstene Stellen werden auf höchst primitive Weise durch angepflöckte Brettstücke und Pflanzenbast gedichtet. Die Fahr-

zeuge gelten für sehr werthvoll, weil Bäume entsprechender Grösse hier selten sind.

Die Eingeborenen sind meistens reine Wanyóro, zum Theil prächtige Gestalten mit hübschen, regelmässigen Zügen und dunkler Hautfarbe. Viele haben Aehnlichkeit mit den Sheffalú oder Shúli. Die angenehmen Gesichtszüge der Wahúma verbinden sich mit der kräftigen Gestalt jener der Shílluk-Familie angehörigen Ssudanstämme. Alle brechen die unteren vier Vorderzähne aus. Die hiesigen Wahúma gehören zur Familie der Wanyássi. Ausserdem finden sich unter ihnen noch andere von den Familien der Wawíssa und Wassámvo. Viele Walégga sind ihnen untergeben. Die Wahúma von Mpígwa heissen Wanywági, diejenigen Melíndwas Wangégere.*)

Ich versuchte Erkundigungen über die Witshwési zu erhalten, die nach der Annahme des Paschas die Urbevölkerung von Unyóro bilden sollen. Man wusste jedoch nicht viel von ihnen zu sagen. Am Ssemlíki-Fluss soll früher ein Ort Muta-ngési unter einem Witshwési-Häuptling Mwánga gelegen haben, der aber von den Warassúra verjagt worden sei. Der Name Muta-ngési deutet auf Wakóndjo, aber hier, ebenso wie früher, erfuhr ich, dass Witshwési gleichbedeutend mit Zauberern sein soll. Möglich ist es immerhin, dass diese Leute einst die Urbevölkerung bildeten und zu den Wakóndjo-Völkern oder einem anderm »authochtonen« Stamme des Zwischenseengebietes gehörten, ehe Fremdlinge von Norden und Nordosten her in das Land eindrangen. Von einer eigenen Witshwési-Sprache kennt man nichts. In dem jenseits des Ssemlíki-Flusses liegenden Distrikt Utúku sollen Wagáïha-Wahúma wohnen.

Die Wahúma dieses Landstrichs sind von langer Gestalt, mit langem, schmalen Kopfe und langer Nase. Das Kinn ist sehr schmal, die Unterlippe tritt infolge der ausgeschlagenen Zähne stets etwas zurück. Alle tragen die Stammesabzeichen der Wanyóro: eine Reihe von Brandnarben auf den Schläfen und auf der Stirn.**)

In den Hütten von Kassénye findet man viele Thontöpfe, die zur Salzbereitung dienen. Sie werden auf den Plateauhöhen angefertigt. Bei halb-

*) Folgende Orte sollen am See liegen: In Melíndwas (Melíndua) Land: Kahánama und Mbóge. In Mpígwas Land: Mwíta, Nssábe, Nyamssánsi und Ndíggi. In Kavális Land: Kassénye. In Katónsis (Katónsa) Land: Nyamávi und Mkándi. Es mag erwähnt sein, dass Emin Pascha im März 1890 eine detaillirte Aufnahme des Westufers vom Albert-Nyansa bis hinunter nach Kavális Land an »Petermanns Mittheilungen« einsandte, die aber bis heute noch nicht veröffentlicht worden sind, ebenso wie seine, demselben Institut anvertrauten, vieljährigen meteorologischen Beobachtungen heute, also nach drei Jahren, noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben sind. Man wollte erst noch schriftliche Mittheilungen des Paschas abwarten, ehe man an die Ausarbeitung ging; so kommt es, dass diese äusserst werthvollen Arbeiten noch nicht von mir benutzt werden konnten.

**) Die in Casatis Reisewerk (Band II, p. 49) abgebildete Wahúma-Prinzessin, sowie die Shúli-Negerin, die Ratzel (Völkerkunde, Band I, p. 490) reproduzirt und endlich die Wanyóro-Prinzessin (p. 452 desselben Werkes) sind vorzügliche Darstellungen von Wanyóro. Alle sind nach Photographien von Richard Buchta wiedergegeben. Meiner Ansicht nach kommen unter den Wanyóro überhaupt einige der schönsten Negertypen vor. Ausser den wohlgebildeten Individuen, die entschieden Shúli- und Wahúmablut in sich haben, findet man andere mit ganz negroïden Gesichtszügen.

kugeliger Form (Tafel XXI) haben sie einen etwas verdickten Rand und unterhalb dessen eine Strichzeichnung als Verzierung. Diejenigen, die zum Kochen von Nahrung und zum Wasserholen dienen, sind oben etwas verengt, meistens ohne Hals, ohne Ornament und ziemlich roh gefertigt. Sie sind in neuem Zustande gelb, erst durch den Gebrauch am Feuer werden sie geschwärzt.

An Körben kennt man diejenigen von Kegelstumpfform, die aus eng aneinander geflochtenen spiralförmig gelegten Grasstreifen hergestellt sind. Sie dienen auch zum Auftragen des Essens. Um einen solchen mit gekochten Bohnen gefüllten Korb, der auf die blosse Erde gesetzt wird, gruppiren sich die Männer, mit denen die Untergebenen, sowie die Frauen nicht zusammen essen dürfen. An sonstigen Geräthen findet man noch Kalebassen und die kahnförmigen, oft mit vier Füssen und einer Fussplatte versehenen Holzschüsseln der Wanyóro (Tafel V), sowie das Spielbrett, das mit einer Reihe von Löchern versehen ist, in die man nach bestimmten Regeln Bohnen oder Steine legt. Es ist in diese Gegend von den Ssudanesen eingeführt worden.

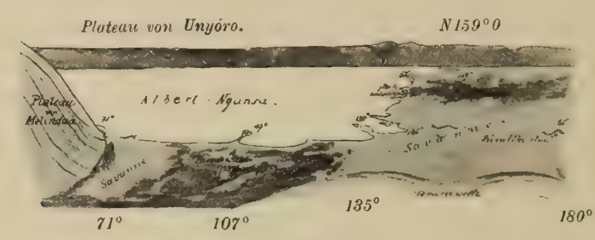


Abb. 178. Anblick des Süd-Endes vom Albert-See vom Plateau-Rande bei Kaváli aus.

Der See muss früher ein weit höheres Niveau gehabt haben. In alten Zeiten hat er fraglos bis an den Fuss der Berge gereicht. Abgesehen von einem grossen, säkularen Zurückweichen ist, zusammen mit dem Schwanken des Wasserstandes im ganzen Nilgebiet, auch hier ein periodisches Steigen und Fallen in einem Turnus von mehreren Jahren zu konstatiren; in den letzten Jahren z. B. ist er um ein Bedeutendes gesunken und erst 1891 schien er wieder etwas im Steigen zu sein. Die Inseln Kassénye und Nyamssánsi sind nach den Aussagen der Eingeborenen jetzt zu Halbinseln geworden, während sie zur Zeit von Stanleys Anwesenheit noch rings von Wasser umgeben waren. Etwas von dem Ufer entfernt befanden sich ausserdem, wie wir von der Berghöhe aus erkennen konnten, drei Sandbänke, die angeblich erst in letzter Zeit entstanden waren.

Ueber das Zurücktreten des Seeniveaus erzählte mir der Pascha nachträglich Folgendes: Ende 1876 befand sich bei Túnguru eine Untiefe, über die man mit Booten hinüberfahren konnte. Das Jahr 1878 zeigte den höchsten von ihm beobachteten Wasserstand in den Aequatorialseen und im oberen Nil. Die Station Ladó wurde damals beinahe weggeschwemmt, so hoch ging das Wasser. Jedoch schon 1880 war an Stelle der einstigen Untiefen bei Túnguru eine Sandbank zu finden, 1886 eine kleine Insel, deren höchste Stelle etwa 1 m über dem Seeniveau lag, und die durch einen schmalen sumpfigen Kanal vom Festlande getrennt war. 1888 war sie zu einer Halbinsel geworden, die 2 m über dem See lag. Mithin ist der See von 1876 bis 1888 mindestens um 3 m gefallen.

Mitten in dem nördlichen Theil des Albert-Sees hatte sich eine lange Sandbank gebildet, die etwa 1/2 m hoch ist, und um die man herumfahren muss, wenn man von Túnguru nach Magúngu gelangen will. Jetzt (1891) hörten wir, dass auch diese Sandbank bewachsen sei, und dass sich bereits Wanyóro auf ihr angesiedelt hätten. Am Westufer des Sees kann man nach der Angabe des Paschas an den Felsen überall eine 2—3 m über dem Wasser befindliche Linie beobachten, die den früheren Wasserstand anzeigt. An der Ostseite, wo bedeutend weniger Felsen sind, ist ein gleiches nicht deutlich zu erkennen. Der Einfluss des »Somerset«-Nil in den Albert-See, in den man früher ohne Schwierigkeiten mit dem Dampfer hineinfahren konnte, ist jetzt gänzlich durch eine Schilfbarre verstopft. Nur ein schmaler Kanal soll noch für Kanus passirbar sein.

Im Laufe der Tage wurden mir noch verschiedene Fische gebracht, so mehrere Welse, Chromis-Arten, und andere, die ich abzeichnete, da ein Konserviren aus Mangel an Alkohol leider nicht möglich war. Meine Soldaten erlegten einige Antilopen, darunter einen Ducker (Cephalolophus), hier »Nssa« genannt, und eine graubraune Antilope mit einfachen konischen Hörnern (Oreas?), die hier »Nssámma« heisst. Ausser ihnen giebt es noch eine helle rehbraune Spezies mit weissem Bauch (»Mpára«), auch zahlreiche Hyänen, Hyänenhunde und Paviane.

Die ganzen Tage war trübes Wetter und fortwährend grollte ein dumpfer Donner. So konnte ich leider nicht viel Fernpeilungen erhalten. Am andern Ufer des Sees trat in scharfer Linie das Unyóro-Plateau hervor. Nach Süden hin erschienen die Umrisse eines Berges, der offenbar den nördlichsten Ausläufer des Runssóro darstellt.*) Auf den Dünen am Ufer des Sees wechselt Grasvegetation mit Inseln von Steppenbusch, in denen dünn belaubte Akazien, Kigelien und Kandelaber-Euphorbien vorkommen. (Taf. XX.)

Da die zoologische Ausbeute nur sehr gering war, trat ich schon am *29. November* 29. November den Rückweg an. Unterwegs zeigten sich mehrere Antilopen, wie denn überhaupt die Ebene noch sehr wildreich ist, trotzdem die Ssudanesen hier grosse Verheerungen angerichtet haben. Sie sollen Tausende von Patronen auf der Jagd verschossen haben. Etwas nördlich von hier hatten die Herren der englischen Expedition drei Elephanten geschossen. Zweimal kamen uns Heerden von je 30—50 Stück grosser dunkelbrauner Paviane mit langer Mähne zu Gesicht, die auf den Bäumen umher kletterten. Die älteren Männchen von ihnen setzen sich stets auf einen Punkt, der weite Umsicht gestattet, um zu wachen und im Nothfalle die fliehenden Heerden zu schützen.

Bei der oben erwähnten Lehmwand am Bache Kisségge lagerten wir. Die hier gefundenen Gerölle bestanden aus grauem und röthlichem granitischem Gestein, Pegmatit, Quarzbrocken und Dioritblöcken, auch Stücke von schwarzem und grünem Kieselschiefer kamen vor. Der Boden des Bachbettes besteht

---

*) Offenbar der Berg, der auf der Stanleyschen Karte Adjíf bezeichnet wird (s. S. 298).

aus wenig abgerollten Gesteinsbrocken, offenbar Schotter, der von den Bergen herstammt.

Auf unserm früheren Wege stiegen wir den Berg hinab. Unterwegs bot sich uns ein lohnender Blick auf den Albert-See (Abb. 178), wobei wir erkennen konnten, dass der Ssemlíki-Fluss ganz an der Südwestecke einmündet, dicht hinter einer breiten Landzunge. Deutlich konnten wir das silberne Band seines Laufes verfolgen, so weit die Krümmungen es gestatteten. Etwas vor der Einmündung des Flusses erhob sich eine leichte Terrainwelle, bis zu der das Steppenland und die Parklandschaft sich erstreckten. Oestlich von dieser Welle war nur Savanne sichtbar, die jenseits des Flusses bedeutend breiter als diesseits ist. Weiter östlich schneidet eine lange schmale Bucht dicht an den Bergen entlang in das Land hinein; sie ist es offenbar, die Stanley für die Flussmündung angesehen hat. Der See ist im Süden sehr flach, kleine Grasinseln sind allenthalben im Wasser verstreut.

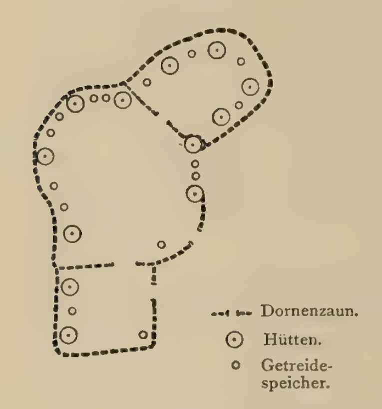


Abb. 179. Schematischer Grundriss eines Wahúma-Gehöftes bei Kaváli in Bugwéra.

Wir lagerten in Kavális Gehöft. Aus den Aussagen der einen kranken Ssudanesenfrau, die sich hier aufhielt, erfuhren wir, dass die Ssudanesen sich früher im Norden unter Férradj Aga angebaut hatten und später allmählich nach Süden gezogen waren. Fadl-el-Múla Aga, der mit Sselím Bey verfeindet war, sei nach Wadelái zurückgegangen. Noch viele Leute hätten sich der aufrührerischen Parthei angeschlossen. Eine Zeit lang hätten die nach Süden marschirenden sich unter dem Führer Belál Bey im Lendú-Lande*) etablirt. Als Sselím Bey von ihrer Anwesenheit dort gehört, habe er Kaváli mit einer Anzahl Soldaten zu ihnen gesandt, der sie bei Butsére traf und mit zurückbrachte. Die Frau behauptete, noch hier und da durch Vermittlung von Eingeborenen Nachrichten von ihren Genossen zu bekommen, die im Distrikte Ugára (wohl an der Grenze zwischen Tóru und Unyóro) angesiedelt seien. Von einer Anwesenheit anderer Ssudanesen wusste sie nichts.

Kavális Gehöft gleicht denen der Wahúma in Karágwe und Mpóroro. Fünf bis zwanzig in einem unregelmässigen Kreis gruppirte Hütten sind von einem Dornenzaun umgeben (Abb. 179). Der Hofraum ist höchst unsauber gehalten; überall

*) In schrecklicher Weise hat man dort bei den Lendú gehaust, alle Rinder gestohlen und die Leute massenhaft zu Sklaven gemacht. Ganze Gegenden wurden so entvölkert, und in anderen die Einwohner so gegen alle Fremden erbittert, dass für lange Zeit ein Passiren des Landes nur mit grosser Macht möglich sein wird. Alle diese geraubten Menschen wurden mit den Ssudanesen nach Unyóro und Ugánda gebracht. Die Lendú waren nicht, wie Capt. Lugard meinte, ein armes hungerndes Volk, das sich in den Schutz der Ssudanesen begeben hat, sondern hatten reiche Rinderheerden. Durch die maasslosen Uebergriffe der Ssudanesen nach Emins Abmarsch sind sie allerdings verarmt und mehr als dezimirt.

liegen Thonscherben und Holz umher. Die Hütten selbst sind ziemlich niedrig gebaut. Das bienenkorbförmige Dach reicht bis an die Erde und ist über der Thür schirmartig gewölbt. Die Spitze des Daches schmückt ein Grasbüschel. An der Thür liegt stets ein Stamm als Schwelle; in der Hütte selbst wird Gras auf den Boden geschichtet. Da man die alte Streu nie forträumt, wenn man die neue aufschüttet, bildet sich nach und nach eine 1—1 1/2 Fuss dicke Lage, ein Tummelplatz für Ungeziefer. In ca. 1—1 1/2 m Abstand von der Thür zieht sich eine mit Lehm und Kuhdung gedichtete Rohrwand von 1 3/4—2 1/4 m Höhe hin (s. Abb, 180). An einer Seite stösst sie an die Hütte an, auf der andern lässt sie einen etwa 1 m breiten Durchgang frei, der zum hinteren Hauptraum der Hütte führt. An der geschlossenen Seite wird stets durch eine kleine Wand ein winziger Nebenraum abgetheilt, dessen Boden etwa 1/2 m erhöht ist. Er dient zur Aufnahme von Hausgeräthen, wie Töpfen, Kalebassen, Trommeln, Häuten etc. Das hintere grosse Gemach hat in der Mitte die Kochstelle. Im vorderen Raume, dessen Boden meistens mit Fellen belegt ist, hält sich die Familie während des Tages auf und empfängt dort die etwaigen Gäste. Ueber der Thür sind stets Amulette aufgehängt, kleine Ringe aus Bast oder Gras, eine Kalebasse, ein Thonklumpen oder dergl. Eines von diesen verschiedenen Dingen wird morgens zur Thür hinausgeworfen, ehe man das Haus verlässt, und später wieder an seinen Platz gehängt. An einer Wand sah ich gelegentlich ein Holzbrett hängen, das mit Sand bestreut wird und zum Putzen der Speere und Messer dient.



Abb. 180. Schematischer Grundriss einer Hütte Kavális in Bugwéra. *C* Schwelle, *a* Empfangsraum, *b* erhöhter Vorrathsraum, *S* Scheidewand, *F* Feuerstelle.

Bei jeder Hütte befinden sich ein oder zwei Getreidespeicher, die denen der Wáwira ähnlich sind. Unter ihrem hohen Fussgestell werden einige neue oder augenblicklich nicht im Gebrauch befindliche Thongefässe aufbewahrt. Ebenso wie der Hof, so ist auch die Umgegend der Niederlassung sehr schmutzig. Jedermann verrichtet seine Bedürfnisse am Wege.

Die Einwohner sind theils echte Wahúma, theils aber Wáwira und Walégga. Kaváli selbst und seine Angehörigen gehören zur Wahúma-Familie der Waviássi Der Ueberlieferung nach sind sie vor nicht langer Zeit aus dem Distrikte Bugóma von jenseits des Sees in das Land eingewandert. Kaváli und seine Nachfolger müssen noch jetzt, so heischt es die Sitte, im Lande Bugóma begraben werden. Die Männer sind durchweg nach Wanyóro-Art mit den auf der rechten Schulter zusammengeknüpften Fellen bekleidet, haben aber alle eine meist aus Eisen- oder Muschelperlen bestehende Gürtelschnur von den Eingeborenen angenommen. Auch Eisenringe um Arme und Beine sind beliebt. Seltener sieht man ein kleines Stückchen Holz als Amulett an den Hals oder die Beine gehängt. Die älteren Frauen tragen um die Lenden einen Schurz aus Ziegenfell, Wildfelle sind

für die Männer bestimmt. Der Oberkörper ist nackt. Um den Hals werden Schnüre aus Perlen, Kauris oder Muschelscheibchen getragen und eben solche um die Hüften gelegt. Um die Unterschenkel binden reiche Frauen viele auf feine Lederstreifen aufgenähte Perlschnüre. Ein Stück jedes Lederstreifens hängt hinten an der Wade herab und ist mit einigen Eisenperlen beschwert. Eine solche Garnitur erreicht oft Fussbreite. Lange manschettenartige Gewinde aus Messingdraht am Unterarm sind sehr geschätzt. Junge Mädchen bis zu 12 oder 13 Jahren gehen nackend und tragen nur eine Hüftschnur aus Kauri-Muscheln oder Perlen, die auf Lederstreifen aufgenäht sind, und eben solche Halsschnüre. Einige Eisenringe vervollständigen die Toilette.

Während die erwachsenen Männer nach Wahúmaart fast ohne jeden Schmuck gehen, sind ganz kleine Knaben oft mit zahlreichen Perlenschnüren um den Hals und um die Hüften behängt.

Man baut Eleusine-Korn und rothes Sorghum, Bohnen (Phaseolus vulgaris) und Bataten, die alle rothschalig sind. Mais und Kürbisse gelten ihrer Seltenheit wegen als Delikatesse. Die von den Ssudanesen gezogenen Tomaten und Gurken werden verschmäht. Von Salz und Fischen war bereits oben die Rede. Die Rinder waren sämmtlich umgekommen. Sie gehörten theils der langhörnigen Wahúma-Rasse an, theils waren es nicht sehr grosse, kurzgebaute und kurzhörnige Thiere mit kleinem Fetthöcker. Die Ziegen sind gedrungen von Gestalt, mit grader Nase, kurzen nach hinten gerichteten Hörnern und durchweg ohne Hautläppchen am Halse. Es kommen fahlgelbe, schwarze und gescheckte Exemplare vor. Am auffälligsten sind die fahlen, die einen schwarzen Rückenstreifen und eine andere schwarze Zeichnung haben, die von der Schnauze durch das Auge nach der Hornbasis geht. Ausserdem giebt es eine schwarze kleine Ziegenrasse, die hinten bedeutend höher gestellt ist als vorn und zwischen den kleinen Hörnern eine fast blasig aufgetriebene Stirn zeigt. Schafe sah ich gar nicht. Die Hühner sind von ordinärer Rasse, die Hähne oft ziemlich gross mit goldigem Rücken, Seitengefieder und langem grün-schwarzem Schwanz. Die Hennen sind gewöhnlich weiss gefleckt. Diese Thiere werden von den Wanyóro bekanntlich niemals gegessen, sondern nur zu Orakeln, Gottesurtheilen etc. verwendet. Die Hunde sind gelb oder gescheckt, selten rein weiss. Sie werden gerne gehalten aber wenig gepflegt. Ihre Rasse weicht von der gewöhnlichen Pariaform bedeutend ab: sie sind hoch, nicht sehr lang, aber schlank gebaut, mit hohem schmalem Brustkorb, einer geraden langen Schnauze, vornüberhängenden kleinen Ohren und einem langen Schwanz, der nur leicht gekrümmt,



Abb. 181. Thongefässe der Wahúma (Karágwe, Mpóroro bei Kaváli u. s. w.), besonders das äusserste rechts ist sehr charakteristisch; es dient zum Aufbewahren von Milch und wird manchmal aus Holz nachgebildet.

nicht aufgerollt getragen wird.*) Diese windhundartigen Thiere sind zwei- bis dreimal so gross als die Lendúhunde. Mehrfach sah ich, dass ihnen der Schweif gestutzt war. Es kommt auch vor, dass sie kastrirt werden. Die Leute behaupteten, sie seien dann eifriger bei der Jagd. Im übrigen sind sie nicht sehr muthig und lassen sich durch eine blosse Handbewegung verscheuchen.

Unter den Hausgeräthen stehen naturgemäss die Töpfe an Wichtigkeit voran (Abb. 181). Die meisten sind gross mit enger Mündung, nur selten mit Skulpturen verziert. Kleine Gefässe, die zum Wassertrinken benutzt werden, sind sauber mit kieselhaltigen Blättern abgeputzt und im Feuer geschwärzt. Verfertigt werden sie von den Frauen; Arbeit der Männer dagegen ist es, die grossen Pfeifenköpfe zu formen, zu denen ein fein geschlemmter, graubrauner Thon verwendet wird. Sie sind oft faustgross, aussen sauber mit Blättern abgeputzt und tragen am Rande einen fingerbreiten Streifen von Schraffirung, die mit Pfeilspitzen eingekratzt wird. Durch Brennen werden sie schwarz. In den Kopf wird ein zwei bis drei Fuss langes Rohr hinein gesteckt und durch dieses geraucht. Der Mann lässt seine Pfeife nie aus dem Munde, und auch die Frauen rauchen fast unmässig viel. Mahlsteine und wenige Kalebassen vervollständigen den Hausrath. Stampfmörser giebt es nicht.

Bei der Heirath**) werden dem Brautvater jetzt, nach der Rinderseuche, 16 Ziegen gezahlt, früher eben so viele Ochsen. Bei der Geburt eines Kindes dürfen nur Frauen helfen, die Kreissende sitzt auf der Erde, die Kniee an sich gezogen und von hinten unterstützt. Die Placenta wird innerhalb des Hauses an der Thür begraben, das Kind gleich nach der Geburt mit Wasser gewaschen. Die Sitte, dass während des vier Tage währenden Wochenbettes kein Feuer aus der Hütte heraus oder in sie hinein getragen werden darf, herrscht auch hier. Während der Zurückgezogenheit darf der Mann seine Frau besuchen, das Kind aber nicht berühren. Am fünften Tage werden Mutter und Kind an die Sonne geführt, das Baby wird mit Oel gesalbt und ihm die Haare geschnitten. Dann erfolgt die Namengebung, die, wenn es ein Knabe ist, vom Onkel väterlicherseits, wenn es ein Mädchen ist, von der Tante mütterlicherseits vollzogen wird. Zwillinge bekommen auch hier besondere Namen. Sind es Knaben, so wird der Erstgeborene von fremden Leuten Káto, von den Angehörigen Warόngo, der Nachgeborene immer Ssíngoma genannt. Sind es Mädchen, so heisst die erste Nyakáto, die zweite Nyakísa.

---

*) Die Rasse gleicht ganz der südarabischen, von der einzelne Exemplare manchmal nach Sansibar kommen. So liegt die Vermuthung nahe, dass sie direkt oder vielleicht auf dem Umwege über Abyssinien durch Semiten oder Hamiten eingeführt ist, besonders da ich sie nur im Gebiet der Wahúma, besonders in Kabrégas Land traf. Dagegen spricht aber, dass Wissmann ähnliche Thiere bei den Wátwa im südlichen Kongobecken sah.

**) Ueber die Sitten der hiesigen Wanyóro habe ich nur wenige Notizen gesammelt. Genaueres findet man in Emins klassischer Arbeit (Reisebriefe) und bei Casati.

Sind die Kinder etwa 8 — 10 Jahre alt geworden, so werden ihnen die unteren vier Schneidezähne ausgebrochen und die Brandnarben auf Schläfen und Stirn angebracht.

Bleibt einmal der Regen aus, der für das Gedeihen der Saaten nothwendig ist, so wird Katónsi oder einer seiner Leute gerufen. Nur er hat über den Regen Macht; er kann ihn rufen oder auch zurückhalten. Natürlich muss man ihm entsprechende Geschenke geben. Wenn diese genügen, so stellt er einen grossen Thontopf in die Sonne und thut einen dunkeln, etwa faustgrossen Stein hinein,*) den er mit sich gebracht hat. Alsdann wird in den Thontopf Wasser gegossen. Sprudelt dieses leicht auf, so ist der Regen nahe. Der Zauberer thut nun noch zerstossene Pflanzen und das Blut einer schwarzen Ziege in den Topf. In dies Gemisch taucht er einen Büschel von zauberkräftigen Kräutern und spritzt das daran haften bleibende Wasser gegen den Himmel. Der Regen wird dann »sicher« unmittelbar danach kommen.

Eine interessante Episode mag hier erwähnt sein. Madsambóni kam zum Pascha und beklagte sich, dass Katónsi den Regen zurückhalte. Der Pascha antwortete ihm: »Aber Katónsi ist doch nicht der einzige Mann, der den Regen rufen kann!« — »Ja, wir wissen keinen anderen«. — »Ich könnte schon den Regen rufen, aber Ihr wisst ganz gut, dass man umsonst derartiges nicht leistet«. Natürlich kam Madsambóni sofort mit einigen Ziegen an, die uns bei dem Mangel an Fleisch sehr willkommen waren, und noch am selben Nachmittag fing es an zu regnen: der Pascha hatte nämlich vorher die Schwankungen an seinem Aneroïden gesehen und daraus leicht seine Schlüsse gezogen.**)

Die Waffen hat man meistens den Walégga entlehnt: von ihnen stammen Bogen und Pfeile, sowie Köcher, die alle sonst von den Wanyóro nicht benutzt werden. Auch echte Wanyóro-Lanzen mit Blutrinnen sieht man nur selten Die zur Landwirthschaft benutzten Hacken sind wie bei den Wáwira an ein Knieholz gebunden.

Die meisten Sitten stimmen mit denen im Mutterlande überein, über die der Pascha (Reisebriefe p. 70) auf das Ausführlichste berichtet hat. Erwähnen möchte ich noch den eigenthümlichen Gebrauch, den eingetrockneten Nabelstrang in einer kleinen Kalebasse aufzubewahren, die an die Seitenwand der Hütte gehängt wird, eine Sitte, die bekanntlich auch in Ugánda und in Unyóro vorkommt und durch die hiesigen Wáwira (bei Madsambóni und Mpínga) vielleicht von diesen Völkern übernommen worden ist.***)

---

*) Vergleiche die Notizen über »Regensteine« im Kapitel 13 und 27 (Wahúma) und 32 (Latúka).

**) Vor Eintritt eines Regens steht das Aneroïd, wie der Pascha sagte, gewöhnlich etwas höher, als sonst zur selben Tagesstunde.

***) Hochinteressant ist es, dass die Conservirung der Nabelschnur auch bei anderen hamitischen (kuschitischen) Völkern Gebrauch ist. So bei den Ssómali (Paulitschke, Ethnogr. Nord-Ost-Afrikas. S. 192. Guillain, Voyage. II. S. 434 ff.), wo man sie mit Leder benäht und als Amulet für Kameelstuten verwendet; bei den Oromó (Galla) (s. Paulitschke l. c. S. 193) wird sie als Amulet an die

Nachts und Morgens regnete es in Strömen, so dass ich erst nach 10 Uhr aufbrechen konnte. Kaváli wollte mich zum Pascha zurückbegleiten. Nach 3/4 Stunden Marsch gelangten wir an den Bach Kanyamkényi, der auf unserem Abmarsch nur ein winziges Rinnsal bildete, jetzt aber durch die Regengüsse sich in einen fünf Fuss tiefen, reissenden Strom verwandelt hatte. Ich musste also warten, liess mein Zelt aufschlagen und unterhielt mich mit Kaváli über die eben angeführten Sitten in seinem Lande. Nach einigen Stunden war der Bach wieder so weit gefallen, dass die Leute, bis an die Brust watend, hindurch gehen konnten. Gleich nach der Ankunft am anderen Ufer jedoch stürzte ein neuer, sintfluthartiger Regen auf uns herab, und vor uns lag ein noch erheblich grösserer und sehr hoch angeschwollener Giessbach, Tínde genannt. So konnten wir nichts anderes thun, als triefend nass in einige zerfallene Hütten flüchten, durch deren Dächer überall der Regen eindrang. Wie auf einer Insel eingeschlossen, sassen wir so zwischen zwei angeschwollenen Bächen. Erst Nachmittags wurde es wenigstens einigermassen trocken. Zum Ueberfluss zog ich mir noch durch den Rauch, der in der Hütte herrschte, eine leichte Augenentzündung zu. Nach Kavális Aussagen sollte die Regenzeit noch bis zum Ende dieses Monats dauern. *1. Dezember.*

Am Morgen fanden wir, dass der Tínde-Bach um mehr als 3 m gefallen war, so dass wir ihn durchwaten konnten. Wenn irgend möglich, liess ich mich bei solchen Gelegenheiten über das Wasser hinüber tragen, da Durchnässungen vielfach Fieber nach sich ziehen.

* * *

Um Mittag kam ich endlich in Undússuma wieder an und fand den Pascha leider in unverändertem Zustande. Sein Bein und sein Finger wollten nicht heilen, und nach wie vor gab er täglich Blut von sich, ohne dass dabei Hustenerscheinungen auftraten. Seine Sehkraft hatte in den letzten 14 Tagen bedeutend abgenommen. Er sah nur noch mit dem äussersten Seitenrand der rechten Linse etwas, sonst lag alles in dichtem Nebel vor ihm. Bei genauerem Zusehen bemerkte man deutlich, dass hinter der Pupille eine graue Wolke lag, ein Zeichen, dass es sich wahrscheinlich um eine Staarerkrankung der Linse handelte.

An den Pocken waren in den wenigen Tagen meiner Abwesenheit sieben Leute gestorben und ungefähr zwanzig lagen noch krank, darunter zwei Diener des Paschas. Meine eigenen, aus Sansibar und Ugánda stammenden Diener waren alle in ihrer Jugendzeit auf Negermanier geimpft worden und blieben verschont. Glücklicherweise hatten die Leute wenigstens genügend zu essen, nur Fleisch war nicht zu erhalten. Wir mussten streng darüber wachen, dass sie bei den Eingeborenen keine Diebstähle verübten.

Thüre gehängt, und in Harár bindet man sie als Amulet um den Hals von Kühen und Pferden. Dieser Gebrauch spricht doch gewiss für die Zugehörigkeit der Wahúma-Wanyóro zu den hamitisch-kuschitischen Völkern Nord-Ost-Afrikas.

Kaváli, der mit mir angekommen war, leugnete dem Pascha gegenüber jede Kenntniss von noch im Norden befindlichen Ssudanesen, vertraute jedoch seinem Blutsbruder Rihán Aga an, dass noch einige von ihnen in den nördlichen Stationen angesiedelt seien. Durch die Ssudanesen und die Europäer sei er, Kaváli, der Angesehenste hier geworden, jetzt aber, nach ihrem Abzug, sei er wieder zum gewöhnlichen Neger herabgesunken, und die anderen Häuptlinge hassten und verfolgten ihn, weil er sich früher zu den Fremden gehalten habe. Deshalb sei ihm selbst viel daran gelegen, wieder Ssudanesen in sein Land zu bekommen. Er wolle versuchen, Botschaften nach Msswá zu senden, und hoffe in 10 Tagen mit der Antwort zurück zu sein. Auf diese Weise glaubte der Pascha, noch mit jenen Leuten in Verbindung treten zu können.

Wir wohnten jetzt in recht annehmbaren und gemüthlichen Hütten; wo immer wir auf der Expedition einige Tage bleiben mussten, liessen wir uns grosse runde Grashütten bauen, in denen es sich weit ruhiger lebte, als in den Zelten, in denen man jedes Geräusch von aussen hörte. Auch boten die kegelförmigen Grashütten gegen den Regen einen weit besseren Schutz.

3. Dezember. Rihán Aga interpellirte mich folgenden Tages wegen der Krankheit des Paschas und fragte, welches ihre Aussichten seien und wann wir abmarschiren würden. Ich erklärte ihm, dass wir so lange warten müssten, bis der Pascha sich wieder besser befände.

Dem Pascha begann es nun wieder täglich etwas besser zu gehen. Er überraschte mich bei meiner Rückkehr mit einigen Flaschen Schnaps, die aus Negerbier unter seiner Leitung destillirt worden waren. Aus einem grossen und einem kleinem Negerthontopf und einem langen Rohr, die alle mit Lehm verbunden wurden, hatte er einen Destillirapparat improvisirt. Das Getränk*) war zwar dünn und etwas räucherig von Geschmack, aber immerhin eine willkommene Abwechselung für manchen der Abende, die wir plaudernd zusammen verbrachten. Dazu wurde eingeborener Tabak geraucht, ein entsetzliches Kraut, das pulverisirt in Papierröhren gebracht und so von uns konsumirt wurde.

Auf Befehl des Paschas sollte ich am folgenden Morgen zu den Manyéma marschiren, um mit ihnen darüber zu berathen, wie die Verbindung mit ihrem Chef herzustellen sei, der mit uns zur Küste marschiren wollte. Schon in aller Frühe erschien jedoch Káto und erzählte, dass die Manyéma in Buéssa angekommen

*) Früher schon, bei unserm Aufenthalt in Bussíssi, hatten wir Spiritus destillirt, damals aber aus Bananenwein und mit Hilfe einer von den Missionaren entlehnten Kupferblase. Das gewonnene dünne Destillat wurde nochmals rectifizirt und auf diese Weise ein ziemlich starker Alkohol gewonnen, der uns zum Konserviren von Thieren diente, und den wir während der ganzen Reisezeit benutzten. Das aus Bananenwein hergestellte Destillat ist bedeutend wohlschmeckender, als das aus Sorghum-Bier bereitete. Jenes hat einen Geschmack nach Fruchtbranntwein. Während unserer Abwesenheit hatte Langheld die Erfindung gemacht, zu dem doppelt destillirten Spiritus etwas Honig und zerquetschte Gewürze — insbesondere Kümmelsamen — zu thun. So wurde ein vortrefflicher »Gilka« erzeugt. Für Stationen im Innern ist die Ausrüstung mit einem kleinen kupfernen Destillirapparat jedenfalls empfehlenswerth, ebenso wie man eine Oelpresse nicht vergessen sollte, da man durch sie sich Oel für die Küche bereiten und so die Heraussendung von vieler Butter ersparen kann.

seien, um uns zu besuchen. Er bat den Pascha, einige Soldaten zu ihnen zu senden, um sie am Stehlen zu verhindern. Der ihnen entgegengesandte Ulédi kam bald wieder zurück und erzählte, dass der Anführer der Manyéma, Ssmáili, mit einer grossen Menge von Eingeborenen ankomme. Sie hätten Lebensmittel für einige Tage mitgebracht, so dass sie unser Land »nicht aufzuessen brauchten«. Die Fremden lagerten etwa 1 km von uns entfernt bei einer Hüttengruppe. In wenigen Minuten hatten sie diese wohnlich eingerichtet, Sonnendächer für die Angesehenen und primitive Schutzvorrichtungen für die Untergebenen hergestellt. Das Gehöft des Anführers wurde sogar mit einem Strohzaun umgeben.



Abb. 182.
Ssmáili (Ismáili, Ndjáli), der Anführer der Wakússu am Pisgah-Berge.
Derselbe Mann, der später Emin Pascha auf seinem Marsch an den Kongo als Führer diente und der ihn am 20. Oktober 1892 getötet haben soll.

Um 12 Uhr erschien denn auch dieser Anführer, Ssmáili, (Ndjáli) [Abb. 182], und sein Unterchef mit einer grösseren Anzahl von Wakússu, die wohl mit 50 Gewehren bewaffnet sein mochten. In langem Zuge kamen sie heran, voran drei Trommler mit den grossen, aus einem Stück hergestellten, hölzernen Manyéma-Trommeln (Abb. 183), deren zwei prismatische Formen mit trapezförmigem Querschnitt zeigten. In der schmalen oberen Fläche befand sich ein langer Spalt, von dem aus das ganze Gebilde ausgehöhlt worden war. Es wird mittels eines Halsbandes getragen und zwar ruht die Kopfseite des Prismas am Körper des Trägers. Die dritte Trommel war cylindrisch und hatte oben zwei durch einen Spalt verbundene Löcher. Sie ruht quer vor dem Leibe des Trommlers, wird aber durch einen Holzbügel von ihm abgehalten.*) Beide Sorten werden mit je zwei Trommelstöcken bearbeitet, deren Enden mit Kautschuk überzogen sind. Als Kriegszeichen sind diese Instrumente den Leuten heilig; sie weigerten sich daher, mir eine davon zu verkaufen. Die meisten Wakússu waren mit einem Schurz bekleidet, der aus feinen, zerschlitzten Raffiapalmenfasern gewebt war. Häufig wird er dunkelviolettroth gefärbt, bei anderen sind nur die eingewirkten Borten farbig. Alle waren stattliche, kräftige Leute, die ihrem Führer aufs Wort gehorchten.

---

*) Ebensolche Trommel ist schon von Monteiro (O Muata Cazembe, Lisboa 1854, Tafel S. 276) als von Mondo im Hinterland von Angola stammend, abgebildet. Dort (S. 82) findet man auch, dass die Maráve-Frauen einen grossen Lippenpflock nach Art der Wáwira tragen, neue Beweise für die von mir vermutheten Beziehungen der Waldvölker zum fernen Südwesten.

Ssmáili sagte, dass sein Herr Ssaid-bin-Abēd, der Sohn Abēd-bin-Ssálims und der Enkel Ssálim-bin-Abēds, des bekannten Rivalen Tippu-Tipps in Nyángwe, gerne mit uns zur Küste gehen würde. Er bitte uns nur um einen zusagenden Brief. Einen solchen versprach der Pascha auch, da es uns ja nur angenehm sein konnte, wenn die grossen Elfenbeinvorräthe des Arabers — man sprach von vier ganzen Häusern voll — in das deutsche Gebiet gelangten. Ganz bescheiden bat sodann Ssmáili den Pascha um Erlaubniss, ob seine Leute den unsrigen Nahrungsmittel für Stoffe verkaufen dürften, was der Pascha zusagte unter der Bedingung, dass sie keine Sklaven zum Verkauf anböten, und dass unsere Leute weder Pulver noch Gewehre verkaufen dürften. Ssmáili wollte im Ganzen nur zwei Tage hier bleiben und erklärte, es würde 6—10 Tage dauern, ehe der Brief des Paschas den Araber erreichen könne.

Diese Manyéma,*) deren Hauptkontingent Wakússu bilden, die aber durch alle möglichen Waldvölker verstärkt werden, sind gehorsam und vorzüglich dis-

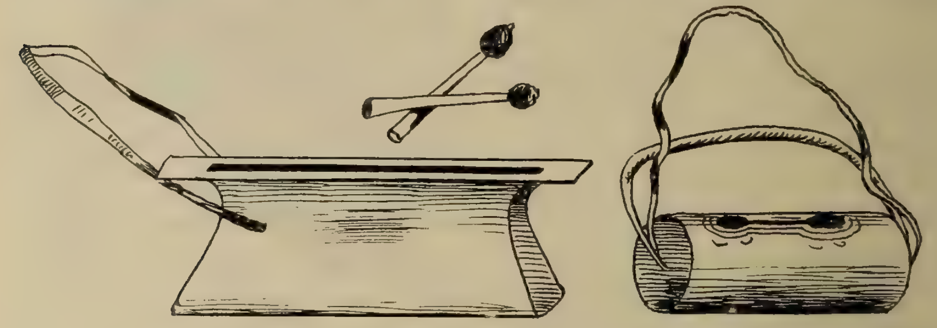
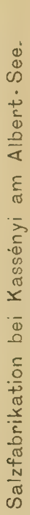


Abb. 183. Zwei Wakússu-Trommeln aus leichtem Holz mit Kautschukschlägern.

ziplinirt, allerdings nicht in der Art, wie man es von Soldaten verlangt, sondern mehr, wie etwa eine Räuberbande ihrem Führer blindlings gehorcht. Wegen Ungehorsams und Vergehen sind strenge Strafen Sitte. Nach einem Gefecht wird Jeder, der der Trommel nicht auf der Stelle folgte, oder vor dem Feinde zögerte, unfehlbar erschossen. Viele von Ndjális Leuten sind halberwachsene Jungen, die bekanntlich das beste und muthigste Kriegermaterial abgeben. Es müssen sich prächtige Soldaten aus diesen Leuten erziehen lassen, wenn sie nur in die richtigen Hände gelangen und nicht durch die arabischen Einflüsse, namentlich durch den Raub von Elfenbein und Sklaven, verdorben werden.**)

*) Mit dem Ausdruck »Manyéma« wird ein ethnographischer Missbrauch getrieben, da von den Sansibariten sämmtliche Stämme westlich bis Tanganyika mit diesem Namen belegt werden, während die Manyéma doch nur ein ganz beschränktes Gebiet bei Nyángwe bewohnen. Diese sind den östlichen »älteren« Bantu viel mehr verwandt als den westlichen Lúnda-Völkern. In den Karten stehen oft die Wakússu unter dem Namen Manyéma, während sie sich ethnographisch sprachlich und körperlich strenge von ihnen unterscheiden. So kommt es, dass, wie S. 470 erwähnt, in den Museen viele Sachen als von Manyéma stammend bezeichnet sind, die aus dem ganzen südlichen und nordöstlichen Kongogebiet stammen.

**) In der That haben die Belgier, besonders Capt. Long, mit Manyéma-Truppen kürzlich sogar gegen die Araber gefochten. Die Leute sind nur sehr schwer im Zaume zu halten, sie gehen zu scharf vor und kommen einem leicht aus der Hand. Ihre Anwerbung in grösserer Menge würde sich auch für uns empfehlen.



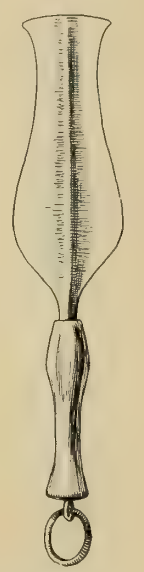
Stuhlmann. phot.

Lichtdr. v. Frisch.

Salzfabrikation bei Kassényi am Albert-See.

Im Lager entwickelte sich alsbald ein schwunghafter Handel, besonders mit Hühnern und Ziegen. Uns selbst wurde eine Anzahl Ziegen, sowie Zwiebeln, Reis und Erdnüsse als Geschenk gebracht.

Ein Bote Katónsis schenkte uns einige langhaarige Ziegen, die ich hier überhaupt zum ersten Male sah (Abb. 146). Die grossen kräftigen Thiere haben einen starken Haarbüschel zwischen der Stirn, der bis über die Augen hängt. Ein langer Bart, eine ebensolche Mähne und Behaarung zu beiden Seiten des Rückens zeichnen sie aus. Nach der Angabe des Paschas sollen derartige Ziegen im nördlichen Lendúlande, sowie in Bussóga noch häufiger vorkommen und dort sehr geschätzt sein. Sie gehören entschieden einer besonderen Rasse an, die in wenigen Exemplaren jedoch ziemlich weit verbreitet ist. *5. Dezember.*


Abb. 184.
Messer der Wakússu.

Die Manyéma gingen im Lager ungehindert aus und ein und verkauften ihre Sachen recht theuer. Dabei überboten sie sich in Betteleien, wollten am liebsten Alles haben, was sie sahen, und zählten uns lange Wunschzettel von begehrenswerthen Artikeln auf. Der Chef Ndjáli, selbst ein Mkússumann, war ebenfalls nicht wenig arrogant und unverschämt. Freilich, wenn ein Negersklave, wie er es war, Hunderte mit Gewehren bewaffnete Leute und zahllose Eingeborene unter seiner Botmässigkeit hat —, als unumschränkter Herr über deren Leben und Tod walten kann —, dabei grosse Kriegszüge unternimmt und das Land weit und breit terrorisirt, so muss ihm der Kamm wohl schwellen. Einen bescheideneren Eindruck machte einer der Unterchefs, Namens Kirangósi.

Mir kamen die Leute gleichwohl sehr gelegen. Sie wussten im Walde vorzüglich Bescheid und konnten mir manche wichtige Auskunft geben. Auch wurden unsere ethnographischen Sammlungen durch ihre Waffen (Abb. 184. 185. 187. 188) bereichert. Sie gaben mir die ganze Route an: von den Stanley-Fällen flussaufwärts bis Kwa Kibónge und von da durch den Wald an den Líndifluss, Léndafluss, schliesslich an den Itúri und bis zu ihrer Station, die in der Nähe des Pisgah-Berges liegt.*) Dort wohnen Walésse, die dem Stamme nach mit den Wambúba verwandt sind, in ihren Sitten aber, sowie in der Anlage ihrer Häuser mancherlei Abweichungen von jenen zeigen. Von den Walésse aus nach Südwesten wohnen die Volksstämme der Walaníngo, Walúmbi oder Warúmbi (am Líndiflusse), Wakúmu, Walengóle, Wáwira oder Warégga am Kongo. Der ganze Weg führt durch Wald. Auffallend war mir die Angabe meiner Gewährsmänner, dass die Wambútti-Pygmäen ihre Grenze bei den Walúmbi haben und den Kongo nicht erreichen. Sie wussten mir auch von dem in ihrem Lande ansässigen Wambwoniléhi zu er-

*) Es ist dies offenbar derselbe Weg, den der Pascha später zu nehmen gezwungen war (s. unten), und auf dem er auch umkam.

zählen.*) Zwischen diesen und den Wambútti sollen keine Zwerge wohnen. Dort im westlichen Walde sollen die Schimpansen angeblich sehr selten, bei den Wakúmu und den Manyéma am Kongo, wo sie »Ssóko« heissen, dagegen ziemlich häufig sein.

Im ganzen Waldgebiet baut man nur Bananen, Mais, Colocasien, seltener Bohnen. Die Oelpalme wird westlich bis zu den Wagómbe (wohl etwas südlich von Kinéna) und bis zum Orte Koménya in der Nähe von Yambúya am unteren Aruwími kultivirt. Der Anbau von Maniok scheint etwas weiter nach Osten vorgedrungen zu sein. Bei Kilongalóngas Station am Itúri soll es noch viel davon geben, auch diesseits noch in einzelnen Dörfern. Nach den übereinstimmenden Angaben der Manyéma kommen wilde Oelpalmen vereinzelt im Walde vor, in wenigen Exemplaren auch noch im Graslande etwas südöstlich vom Pisgahberge. Ihre Benutzung kennen die Eingeborenen hier weit und breit nirgends.**) Ziegen und Hühner giebt es überall im Walde, letztere in einer ziemlich grossen Rasse. Die Ziegen sind schmächtig mit grader Nase und kleinen, vorne gekielten, nach hinten gerichteten Hörnern. Meistens sind sie ohne Bart und Hauttroddeln. Die fahlgelbbraune Farbe herrscht vor, doch sind auch schwarze und gescheckte Exemplare vorhanden.



Abb. 185. Dolchmesser der Wangénya am oberen Kongo.

Noch manche sonstige Angaben liess ich mir von den Fremden machen, namentlich auch aus dem Wörterschatze von mehreren Sprachen. Unter diesen gehört die Sprache der Walésse zu der Gruppe der Wambúba und Momfú, während die der Walengóle und Wabonyéle zur Gruppe der Wáwira gehört, die durchweg Bantuworte aufweist. Ihre Zahlen sind die bei den Bantu allgemein üblichen. Wasser wird líbo (ríbo, ríba)***), Feuer ússa oder mússa genannt, eine unter den Westafrikanern sehr weit verbreitete Bezeichnung. Am interessantesten ist die Sprache der Walúmbi, die stark an die von Mangbáttu erinnert. In allen diesen Waldsprachen kommen die nasalen Konsonantverbindungen gb und ngb besonders häufig vor. »Menschen« heisst in dem Dialekt der Wakúmu und Wabonyéle »bágba«, bei den Walésse »abángba«, was wiederum sehr an die Ureinwohner von Mangbáttu, an die »Abángba« erinnert. Das Völkergewirr im Walde scheint ein sehr verwickeltes zu sein, doch muss sich bei näherem Eindringen wohl bald Klarheit darüber gewinnen lassen. Jedenfalls sind sowohl von Norden als von Süden her Völkerschaften dahin eingewandert.

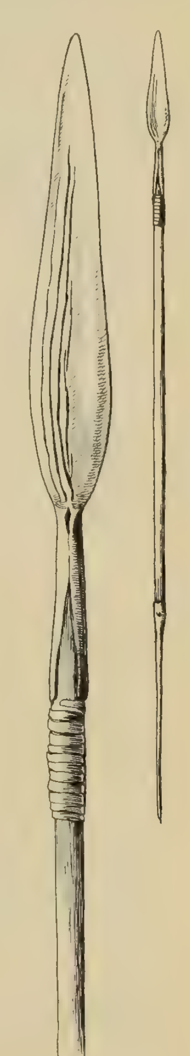
Einiges von dem, was ich durch Erkundigungen bei den Manyéma über die Waldvölker erfahren konnte, sei hier wiedergegeben. Unter den Sklaven

*) Vergl. Kapitel 20, Seite 467.

**) Vergl. auch Kap. 26.

***) Vergl. Koelle (Polyglotta africana) über die Betsán »am Flusse Liba«, die wohl in diese Sprach-Gruppe gehören.

der Manyéma sah ich eine Reihe von Individuen vom Stamme der Walúmbi. Sie sind von verschiedener Hautfarbe, manche hellbraun, manche fast schwarz. Meistens sind sie schlank gebaut und haben ziemlich angenehme Gesichtszüge. Sie schärfen sämmtliche Zähne zu und bringen sich auf der Stirne drei Schnitte bei, die manchmal auch durch Doppelpunktreihen ersetzt sind und von der Nasenwurzel aus radial verlaufen. Ausserdem werden auch auf der Schläfe einige Narben angebracht. Als Bekleidung trägt man Rindenstoffe an der Gürtelschnur. Auch Beschneidung wird geübt. Ihre Waffen sind kurze Speere mit langer eiserner Zwinge und einer länglichen Spitze, die durch verschiedene Längslinien verziert wird (Abb. 186). Die kleinen Pfeile gleichen denen der übrigen Waldbewohner. Durchbohrungen werden anscheinend weder an den Lippen, noch an den Ohren vorgenommen. Das Gesicht ist etwas prognat, bei einigen ragen auch die Lippen vor, doch sind sie gut gebildet. Die Kopfbildung ist rund. Anthropophagie kommt vor. Zwerge sind an der Grenze des Landes vorhanden und werden Akka genannt. Ein Mann der »Manyéma«, der angeblich ein Mkússu-Sklave sein sollte (?), hatte einen Ausschnitt am Ohr ganz nach Mangbáttu-Art. Es ist unzweifelhaft, dass den Mangbáttu verwandte Stämme tief südlich in den Wald gedrungen sind. Die Walúmbi speziell scheinen ein weites Gebiet zu besitzen und hängen nach Norden über den Itúri (dort wo der Fluss Névva heisst?) wohl mit den echten Mangbáttu zusammen.


Abb. 186. Lanze der Walúmbi.

Die Walengóle haben Tätowirung auf der Stirn, entweder drei zweireihige Bahnen von kleinen Schnitten, die sich von der Nasenwurzel strahlenförmig über die Stirne ziehen oder drei parallele, senkrecht gestellte Narbenreihen. Regelmässig setzt sich die mittlere über das Jochbein bis zur Nasenspitze fort. Durchbohrungen finden hier nicht statt. Das Gesicht ist breit, der Kopf rund, Mund und Nase gross und breit. Die Farbe der Haut ist ein helles Kaffeebraun oder Ockergelb. Alle Zähne werden zugeschärft und Beschneidung geübt. Wie bei allen anderen Waldvölkern werden Rindenstoffe getragen. Als Waffen dienen Speere, Bogen und Pfeile, dazu Schilde, die aus einer länglichen Holzplatte hergestellt sein sollen.

Die Wabonyéle sind von kurzer kräftiger Gestalt. Ihre Hautfarbe ist ähnlich hellbraun, wie die der Vorigen. Tätowirung scheint selten zu sein. Zahnfeilung und Beschneidung gleicht den Vorigen ebenso wie ihre Sprache. Bis Kwa Kibónge am Kongo und bis herab zu den Stanley-Fällen sollen eng verwandte Dialekte gesprochen werden. Alle Völkerschaften, die dieses Idiom reden, werden von den Manyéma mit dem Namen Wáwira oder Babíre, auch

Walégga resp. Warégga bezeichnet. Dieselben Völkerschaften wohnen im Walde westlich von dem grossen Schneeberg.

Bei Kibónge am Kongo soll der Stamm Wandigíli oder Wandikowóla wohnen. Ueber die Walaningo konnte man mir nichts angeben, da die Manyéma nur im Kriege durch deren Gebiet zu ziehen pflegen. Nach den wenigen Andeutungen jedoch zu schliessen, scheinen sie entweder den Walúmbi oder den Walésse zuzugehören. Die Wakúmu zählen offenbar ebenfalls zu den Babíre-Völkern. Sie wohnen ausser in dem Gebiet zwischen den Walúmbi und Walengóle auch am oberen Kongo etwas oberhalb der Stanley-Fälle.

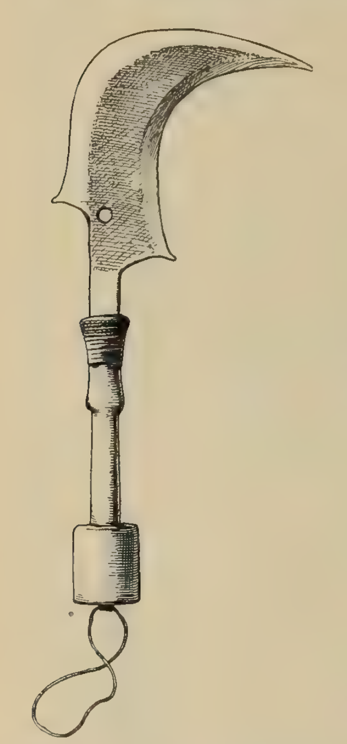


Abb. 187. Messer von den Wakússu erhalten und angeblich vom unteren Aruwími stammend.

An der Mündung des Aruwími scheinen Völkerstämme zu wohnen, die sowohl mit den Mangbáttu, als mit den Nyamnyam eng verwandt sind. Die Waffen, die ich von dorther erhielt (Abb. 187), gleichen vollständig den eigenthümlichen gekrümmten Hackmessern, die Schweinfurth für Mangbáttu als charakteristisch angiebt.*) Aus den Tagebüchern von Jameson**) geht ferner hervor, dass dort auch die säbelförmigen Waffen und Wurfeisen vorkommen, die von den Nyamnyam beschrieben werden.***) Leider sind in den ganzen Berichten der Stanleyschen Expedition so wenig genaue ethnographische Angaben vorhanden, dass man nicht im Stande ist, sichere Schlüsse daraus zu ziehen. Auf einer solchen Manyéma-Station könnte ein kritischer Sammler ein unvergleichlich umfangreicheres Material über die Volksstämme des Waldgebietes sammeln. Viele Hunderte von Sklaven der verschiedensten Völkerschaften sind bei ihnen zu finden, die alle noch über die Gebräuche und über die Sprache ihrer Heimath Bescheid wissen. Man könnte dort ethnographisch, anthropologisch und linguistisch reiche Forschungen anstellen und eine ganze Anzahl der Waffen erstehen, die von den Manyéma anderwärts geraubt worden

---

*) Vergl. seine Abbildung von Múnsa.

**) Vergl. Jameson, Forschungen und Erlebnisse im dunkelsten Afrika. Deutsche Uebersetzung. Die Abbildung p. 234, auch Upóto, Abbildung p. 187.

***) Wurfwaffen scheinen demnach bei den Tuareg, den Nyamnyam, den Stämmen am untern Aruwími und bei den Fañ vorzukommen. Tipu-Tip brachte nach Bagamoyo einige Wurfmesser, die Herr Kompagnieführer Rochus Schmidt jetzt besitzt, deren Herkunft sich jedoch nicht sicher ermitteln lässt. Das Berliner Museum für Völkerkunde bewahrt 2 Wurfmesser, die Mackay mit der Angabe »Unyóro« einsandte. Wie sie dort hinkamen, ist mir ganz unklar, weder Emin noch ich hörten je etwas von solchen Waffen bei den Wanyóro-Stämmen.

sind. Eine kritische Sichtung ist erforderlich und wird sehr lohnende Resultate haben.*)

Die Wakússu bewohnen am linken, oberen Kongoufer, etwas unterhalb Nyángwe, ein grosses Gebiet, das sich bis an den Lomámi-Fluss erstreckt. Auch hier scheinen verschiedene Völkerschaften sich zu mischen. Die meisten Männer dieses Stammes sind hellbraun, von kräftiger Gestalt und mit breiten Gesichtern, an denen die oberhalb des Ohrs gelegene Schläfenparthie sehr stark hervortritt und durch eine schräg von hinten oben nach vorn unten verlaufende Furche (Muskelansatz) von der Stirn abgesetzt ist. Der Oberkopf scheint nach hinten gedrückt, vielleicht durch künstliche Deformation. Andere sieht man unter ihnen, die fast pechschwarz sind und regelmässige, geradezu hübsche Gesichtszüge haben. Zu der letzteren Gruppe gehörte z. B. mein Soldat Ssabúri. Die Manyéma-Sklavinnen sind wegen ihrer wohlgeformten Gestalt und ihrer anziehenden Gesichter bei den Arabern sehr beliebt. In ihrem Lande lässt man angeblich einen Haarwulst stehen, der von Ohr zu Ohr quer über den Schädel verläuft. Ein Kopfschmuck von rothen Papageienfedern ist sehr beliebt. Aus den zwei mittleren oberen Vorderzähnen wird eine dreieckige Lücke herausgesplittert, selten auch alle Zähne geschärft. Man ist mit Bogen und Pfeilen, die jedoch eine grössere Form, wie bei den Waldvölkern und Befiederung haben, mit Speeren und länglichen Holzschilden bewaffnet. Dazu trägt man einen Schurz aus Palmenfaserstoff.

Mit welchen Völkerstämmen diese Wakússu verwandt sind, ist schwer zu eruiren. Ihrem Aeusseren nach scheinen sie eine Beimischung von nördlichem Blut zu haben. Ihrer Industrie nach weisen sie sowohl auf die Nyamnyam, als auch auf viele westafrikanische Völker hin, mit denen sie insbesondere Tanzmasken und häufige Darstellungen der menschlichen Figur gemeinsam haben. Ihre Waffen sind mit die schönsten, die man in Afrika sehen kann. In die eiserne Klinge sind Kupferstücke eingelegt und sauber verziert. Besonders zeichnen sich darin die lanzettförmigen, breiten grossen Messer aus, die in Holzscheiden getragen werden. Hübsch gearbeitet sind auch die schon mit Kupfer eingelegten und skulpturirten Aexte mit halbkreisförmiger Schneide und einem Stiel, der oft gänzlich mit Kupferblech überzogen ist. Anthropophagie ist noch stark im Schwunge; im westlichen Theile des Landes ist sogar der Austausch von Leichen eigener Verwandten üblich.

Die Sprache der Wakússu gehört ganz und gar derjenigen der Bantuvölker an, doch enthält sie vereinzelte Worte, die in keinem der angrenzenden Sprachgebiete vorzukommen scheinen. Beispielsweise heisst Vater shiém, was vielleicht an das ssián der Fañ-Völker (Nkéle) erinnert. Die Bezeichnung für eins ist ketsh, ein Wort, das meines Wissens noch ähnlich (kosh) bei den Balúba und deren Nachbarn sich findet. Die übrigen Zahlen von 2—8 gleichen

*) Ein fernerer wichtiger Punkt zur Erwerbung derartiger Sammlungen sind die arabischen Stationen am oberen Kongo, sowie auch Ujíji, wohin jedoch weniger ursprüngliches Material kommt.

denen der Bantu; dagegen heisst zehn »vom«, was an das »tiom« oder »ayom« der Fañ oder an das »tom« (gum, uwóm, rom, koróm, tióm u. s. w.) der westafrikanischen Völkerstämme in der Nähe von Kamerun anklingt. Wie die Worte für Wasser = áshi und Feuer = ntshó, etymologisch zu erklären sind, ist mir nicht klar. Die Flexionen und die Pronomina gehören entschieden den Bantu-Sprachen an. Es ist mir mehr als wahrscheinlich, dass noch mehr Verwandtschaften mit den Fañ und den Kamerun-Negern nachgewiesen werden können. Ob nun die Wakússu von Westafrika her in ihre heutigen Sitze eingewandert sind, oder umgekehrt jetzige Westafrikaner aus dem Innern stammen, lässt sich nicht entscheiden, ehe man nicht irgend welche Ueberlieferungen gesammelt hat. Die Balúba und ihnen benachbarte Stämme scheinen sich ihnen ethnographisch und linguistisch anzuschliessen.

Von Arabern und Europäern werden die Wakússu gewöhnlich mit den Manyéma zusammen mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet. Ihren Sitten und ihrer Sprache nach sind es jedoch vollkommen verschiedene Völkerschaften; denn die Manyéma bei Kassóngo haben eine reine Bantu-Sprache und huldigen nicht der Anthropophagie.

Diese letztere wird im Uebrigen ausgeübt bei den Walengóle, Wakúmu, Wabú, Makukwána, Walúmbi, Wabonyéle, Wabiléo, Walégga, allen Wáwira-Stämmen, sowie oft auch bei den Zwergen. Die Wakússu, Nyamnyam, Mangbáttu und Fañ huldigen bekanntlich ebenfalls dieser Sitte.

Alle Schneidezähne — oben und unten — werden zugespitzt von den Wabonyéle, Walúmbi, Wangói bei Kinéna, den Wakúmu, Walengóle und den Wáwira-Walégga-Stämmen. Die Walésse feilen nur eine Lücke in die mittleren oberen Schneidezähne, ebenso wie die Wakússu, die Manyéma und viele ostafrikanische Völkerschaften.

Die Beschneidung ist im Walde allgemein der Brauch, mit Ausnahme angeblich der Walingíti bei Kilongalóngas Station jenseits des Ihúru und der Walisúi, die unterhalb der Walúmbi am Líndi-Flusse wohnen sollen. Auch die Zwerge kennen nicht alle die Beschneidung. Ebenso sollen nach Stanleys Angaben die Eingeborenen am mittleren Itúri keine Beschneidung üben, die nach einer anderen Stelle seines Reisewerkes den Dialekt der Momfú reden.

6. Dezember. Die »Manyéma« brachten mehrere hundert Eingeborene mit, die ihnen auf ihren Razzias behilflich waren. Die Kerntruppe bestand aus 100—150 mit Gewehren bewaffneten Leuten.

Das Treiben dieser Elfenbein-Jäger ist entschieden verwerflich. Bei der fortschreitenden Vernichtung der Elephanten ziehen sie von Jahr zu Jahr tiefer in die Urwälder hinein; insbesondere haben sie sich zur Zeit des deutsch-ostafrikanischen Küstenaufstandes, als zahlreiche Araber von der Küste vertrieben wurden, in die grossen Wälder gewandt, die sich nördlich und nordöstlich vom Manyéma-Lande ausdehnen. Bei den Manyéma und Wakússu seit fast drei Jahrzehnten angesiedelt, haben sich die Araber nach und nach mit einem grossen

Stamme von Sklaven aus diesen Ländern versehen, die ein vorzügliches Soldatenmaterial bilden. Einzelne grosse Araber haben sich besondere Ausbeutungsgebiete monopolisirt, so z. B. Tipu-Tip (»Mtipūla«) die Gegenden nördlich der Stanley-Fälle und westlich bis zum Népoko-Fluss. Er hat seine Sklaven- und Elfenbein-Razzias bereits bis nach Mangbáttu ausgedehnt. Der berüchtigtste, der sogenannte »Araber« Mwéni Muhárra — ein Küstenmann aus Wíndi — terrorisirt das Gebiet um Nyángwe, derselbe, der in letzter Zeit hauptsächlich den Krieg gegen die Europäer geführt hat.*) Unabhängig von den Leuten in Nyángwe hat sich der Enkel des früher hoch angesehenen Ssálim-bin-Abéd, Ssáid-bin-Abéd, in dem nordöstlichen Waldgebiet angesiedelt. Vor Jahren hat er sich mit Mwéni Muhárra überworfen, so dass er nicht wagen darf, nach Nyángwe zurückzukehren. Sein Vater verarmte total, ihm selbst dagegen gelang es durch die Vermittelung von Tipu-Tips Sohn, Ssef-bin-Muhámmed, genannt Bwana Sséfu, in dem arabischen Handelsort Kwa Kibónge eine grössere Menge Pulver und Gewehre zu erhalten, mit denen er seine zahlreichen Sklaven bewaffnete. Er zog darauf nach Nordosten und siedelte sich selbst am Líndi-Flusse an, während er von dort aus seine Leute wieder nach Nordosten vorschob. Ein Hauptplatz wurde durch seinen Sklaven Kilongalónga (einem Mgíndo-Mann) am oberen Itúri errichtet. Von hier aus schob er eine Station nach Osten an den Pisgah-Berg vor, eine andere nach Südosten bis zum Ssemlíki-Thal. Ausser diesen Vieren sollen sich noch mehrere andere Niederlassungen vorfinden, und in allernächster Zeit gedachte Ndjáli eine Zweigniederlassung in der Nähe unserer Itúrifähre bei den Walúmba und eine andere bei Kiro anzulegen. Alle diese Stationen werden mit je 60 bis 100 Gewehren bewaffnet. Der Araber liefert seinen Sklaven nur Pulver, Gewehre und ganz wenig Messingdraht und Perlen als Geschenk für befreundete Häuptlinge.

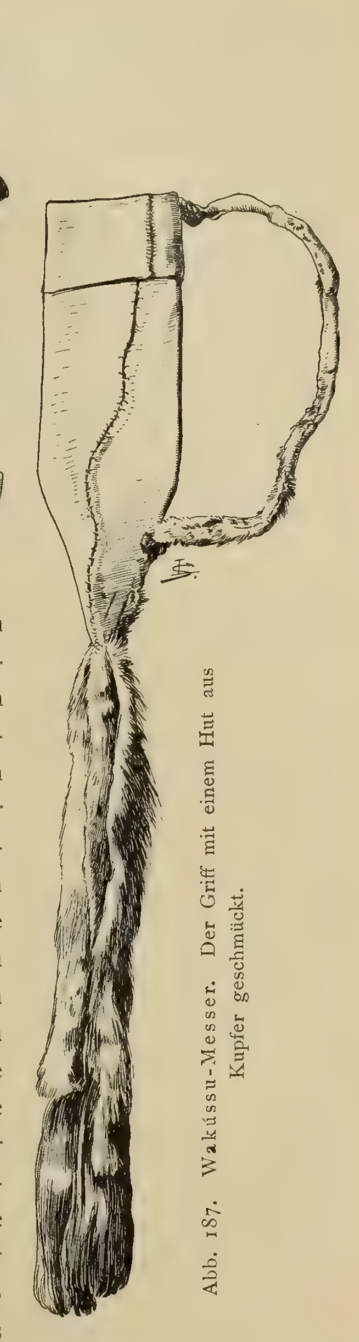


Abb. 187. Wakússu-Messer. Der Griff mit einem Hut aus Kupfer geschmückt.

*) Er soll neuerdings bei den letzten Kriegen der Belgier (Oberst Dhanis) gefallen sein.

Das Elfenbein, das die Leute massenhaft erbeuten, wird niemals gekauft. Um es zu erlangen, giebt es mehrere Methoden. Entweder werden befreundeten Häuptlingen Gewehre und etwas Pulver gegeben, mit denen sie Elephanten schiessen sollen. Oder es werden auf den Raubzügen, die sie von Zeit zu Zeit bis in weite Entfernungen unternehmen, in allen Dörfern die Elfenbeinvorräthe geplündert. Oder aber man schleppt zahllose Frauen und Kinder fort und etablirt sich in einem Dorfe mitten in der verwüsteten Gegend und schützt das Lager durch einen Verhau aus abgeschlagenen Bananenstämmen. Sodann werden unausgesetzt Streifkolonnen in die Umgegend geschickt, die Alles verbrennen und ausplündern, und im Uebrigen wartet man, bis die entflohenen Eingeborenen sich zu irgend welchen Verhandlungen herbeilassen, um ihre Frauen und Kinder mit Elfenbein auszulösen, das sie im Walde vergraben hatten. Die meisten Sklaven werden jedoch nicht auf diese Weise ausgelöst, sondern bei anderen Negerstämmen gegen Elfenbein verkauft. Ein Transport der hier im Walde gefangenen Sklaven nach der Küste findet nur in den seltensten Fällen statt. Denn erstens ist der Weg sehr weit und die Ernährung zahlreicher Menschen im Walde schwierig, zweitens ist das Absatzgebiet durch die Europäer an der Küste sehr beschränkt worden, und drittens sind die Waldsklaven mit ihren Tätowirungen und ihren zugeschärften Zähnen eine wenig gesuchte Waare. Deshalb wissen auch die Sklaven an der Küste von den Verwüstungen und dem Menschenraub, der in diesen Gegenden an der Tagesordnung ist, wenig zu erzählen. Jeder Elfenbeinzahn aber, der aus dem Kongogebiet kommt — und dieses entsendet bei weitem die grösste Masse des nach Tabóra und nach der Kongomündung gelangenden Elfenbeins — ist mit zahlreichen Menschenleben erkauft. So lange es einen Elfenbeinhandel im Kongogebiet giebt, so lange werden auch diese Greuel nicht aufhören, und so lange noch ein Pfund Pulver, sei es auch nur von der ordinären Negersorte, in den Kongostaat gelangt, so lange wird mindestens die Hälfte davon auf Menschen abgeschossen. Wer von uns in Europa mit elfenbeinernen Bällen Billard spielt oder die weissen Tasten eines Bechsteinflügels bearbeitet, hat keine Ahnung, dass jedes kleinste Stück dieses kostbaren Materials mit Menschenblut erkauft worden ist. Das Elfenbein, das aus dem Mässai-Lande, aus Ugánda und Unyóro stammt, ist allerdings auf rechtmässige Weise erworben. Das kleinste Stück aber, was aus dem Kongogebiet kommt, hat mindestens einem Menschen das Leben gekostet, und wegen eines grossen Zahnes sind zum wenigsten einige Dörfer verwüstet und ihre Einwohner getötet oder in die Sklaverei verkauft worden.



Abb. 189. Messer der Wambúba.
Wahrscheinlich zur Beschneidung und Tätowirung benutzt.

Wer einmal, wie wir, gesehen hat, wie hier weite Gebiete ausgebrannt und verödet liegen, wie die Menschen gehängt oder dahingeschlachtet werden, und wer vollends, wie wir, durch eine solche in Folge der Zerstörungen von

Hungersnoth geplagte Gegend hat marschiren müssen und durch den Hunger zur Umkehr gezwungen wurde, der wird gewiss aus ganzer Seele wünschen, dass diesem abscheulichen Treiben thunlichst bald ein Ende gemacht werde. Durch europäische Expeditionen in den Urwald ist dem Unfug allerdings schwer zu steuern. Die Elfenbeinjäger sind mit Weg und Steg vertraut und überdies mit den nächst umwohnenden Eingeborenen befreundet, so dass sie lange vor dem Einrücken einer Expedition benachrichtigt werden und in den dichtesten Wald flüchten können. Eine gegen diese Jäger im Walde kämpfende Expedition würde daher unfehlbar erfolglos arbeiten. Es giebt a priori nur zwei Möglichkeiten, um hier nachdrücklich einzuschreiten. Entweder man müsste zahlreiche feste Stationen in diesen Gebieten errichten; diese würden jedoch sehr kostspielig, ihre Verbindung mit der Küste ausserordentlich schwierig und ihre Ernährung beinahe unmöglich sein; oder aber — und dies ist das eigentliche Radikalmittel zur Bekämpfung der hiesigen Razzias — man müsste die Zufuhr von Pulver nach jenen Gegenden mit allen möglichen Mitteln hintertreiben und unterbinden. Wenn man auch den Import von Hinterladergewehren verboten hat, so ist doch dem Unfuge damit in keiner Weise abgeholfen, denn die Sklavenkriege werden nicht mit Hinterladern geführt, zu denen die Munition schwer erhältlich ist, sondern nur mit Vorderladern und ordinärem Negerpulver. Die Verhinderung der Pulvereinfuhr wäre jedoch nur durch ein gemeinsames Zusammenwirken sämmtlicher in Afrika betheiligten Mächte zu erreichen, was ja leider politisch so gut wie ausgeschlossen zu sein scheint.*) Durch ein partielles Einfuhrverbot würde man nur den Elfenbeinhandel in andere Gegenden lenken, denn dieser geht dem Pulver nach und ist ohne Pulver nahezu unmöglich. Elfenbein bildet aber augenblicklich das einzige Produkt, das aus dem Innern des Kontinents exportirt wird. Man würde somit den ganzen Handel im Innern überhaupt unterbinden.



Abb. 190. Kleines Messer der Walésse.
(Vergl. Abb. 189.)

Dass hier im Innern Pulver von den Negern selbst verfertigt wird, scheint ausgeschlossen, da Salpeter in genügender Menge schwer zu fabriziren, Schwefel aber nur an wenigen Stellen im Māssai-Lande zu haben ist.**)

*) Während der Blokade der ostafrikanischen Küste hat die African Lakes Co. am Nyassa-See ihre grossen Vorräthe von Pulver verkauft und dadurch eine Menge von Karawanen an sich gezogen. Es ist vorgekommen, dass Elfenbein führende Expeditionen in der Nähe der Küste umkehrten, weil sie dort kein Pulver bekamen, nach dem Nyassa-See zurückgingen und in den Shire-Gegenden Pulver von der genannten Gesellschaft einkauften. So wenigstens wurde mir im Januar 1888 von Kaufleuten in Quilimane erzählt.

**) Die Araber in Südarabien, sowie wahrscheinlich auch in Sansibar stellen allerdings eine Pulversorte von grau-grüner Farbe her, die man an der Ssómali-Küste und manchmal auch bei Händlern in Sansibar sehen kann. Die Ingredienzien seiner Bereitung scheinen jedoch von Europa und Indien gebracht zu sein. Es zieht sehr viel Wasser an, da die Leute die Politur der Pulverkörner nicht kennen. Auch bei den Mahdisten ist viel Pulver fabrizirt worden. Salpeter und Schwefel scheinen zum Theil aus den dortigen Ländern, zum Theil aus Südarabien zu stammen. Es dürfte

So lange der Elfenbeinhandel im Vordergrunde steht, werden auch die Sklavenrazzias nicht aufhören. Sobald aber durch Herstellung von fahrbaren Wegen oder von Eisenbahnen das Schwergewicht des Handels auf andere Gegenstände verlegt und den arabischen Händlern und Eingeborenen die Möglichkeit gegeben wird, auch andere Produkte als Elfenbein zur Küste zu bringen, werden auch die Sklavenkriege im Kongogebiet mehr und mehr aufhören. Die Araber gänzlich vertreiben zu wollen, wäre ein gewagtes Unternehmen, da man fürs Erste nichts an ihre Stelle zu setzen hat. Sie sind zur Zeit die einzigen Leute, die den Kleinhandel im Innern betreiben können. In die richtigen Bahnen geleitet, würden auch sie an den grossen Kulturaufgaben theilnehmen können. Nur durch Herstellung von Kommunikationen und möglichste Unterstützung des legitimen Handels mit den Ackerbauprodukten der Neger kann somit dem Sklavenraub ein Ziel gesetzt werden.*)

7. Dezember. Der Zustand des Paschas hatte sich abermals verschlechtert, ganz abgesehen von seinen Augen. Er sah nur noch einen dichten Nebel vor sich, und die Netzhaut war so empfindlich geworden, dass er kaum noch ins helle Licht blicken konnte. Dabei war er körperlich so schwach, dass er seit unserer Ankunft seine Hütte noch nicht verlassen hatte, wenn es nicht ganz nothwendig war. Von Zeit zu Zeit steigerten sich die Athembeschwerden, bis er wieder Blut verlor. Gleichzeitig mit dem Blutauswurf stellte sich häufig Erbrechen ein. Die Blutungen verschafften ihm jedoch bedeutende Erleichterung. Schlafen konnte er ohne Chloral gar nicht mehr und häufig fieberte er stark. Er hatte sich offenbar in letzter Zeit allzu viel Anstrengungen zugemuthet. Die Entbehrungen und der Hunger im Verein mit den vielen Enttäuschungen hatten

---

aber nicht allgemein bekannt sein, dass Jahr für Jahr auch Segelschiffe vom rothen Meer aus der Umgegend von Sswakim oder Massaua nach Sansibar kamen, um dort Schwefel einzukaufen. Offenbar hat auch dieser den Mahdisten zur Pulverbereitung gedient.

*) Nach unserem Aufenthalt in diesen Gegenden sind die Belgier auf das Energischste gegen die Araber vorgegangen und haben sie aus ihren Hauptsitzen am Kongo vertrieben. Sie werden sich nun wohl um so mehr in die unzugänglichen Wälder zurückziehen. Van Kerkhoven im Norden und Dhanis im Süden haben Befehl erhalten, jeden Araber und Sswahíli aus dem Kongostaat mit Waffengewalt zu vertreiben. So wird die Ausbeutung des Kongogebietes den belgischen Handelskompagnien vorbehalten bleiben; für Deutsch-Ost-Afrika aber wird nun mit Riesenschritten der Durchzugshandel für Elfenbein, das Agens aller arabischen Unternehmungen, zerstört werden, da sie aus dem Kongogebiet nichts mehr erhalten können, und in unserem Gebiet wenig vorhanden ist. Einen neuen Handel durch Anlage von Strassen an Stelle des alten zu setzen, muss demnach unsere Hauptaufgabe sein. Bemerkenswerth sind bei diesen Kämpfen der Belgier gegen die Araber zwei Umstände, einmal, dass Manyéma — also Sklaven der Araber und z. B. von Tipu-Tip in Sansibar engagirte Leute — mit ihnen gegen die Araber gefochten haben. Es bestätigt dies meine Ansicht, dass aus den Manyéma sich vorzügliche, nur etwas zu heftige Soldaten erziehen lassen. Zweitens sollen alle Kriegsgefangenen — angeblich schon 1600 — auf die belgischen Stationen transportirt und unter die Soldaten des Kongostaates eingereiht werden. Es ist dies jedenfalls eine starke Machtvergrösserung für die Belgier, aber es bleibt zu erwägen, ob es human ist und mit unseren Anschauungen übereinstimmt, diese Gefangenen — die doch nur befreite Sklaven der Araber sind — zwangsweise bei den Soldaten einzureihen. Auf unserer Expedition wenigstens haben wir Kriegsgefangene immer als frei angesehen, sobald die Streitigkeiten beigelegt waren.

die Krankheit zum Ausbruch gebracht. Ins Bett wollte er sich nicht legen, weil er behauptete, dass er dann überhaupt nicht mehr aufstehen würde. Selbstverständlich war er durch seinen Zustand etwas empfindlich und hyper-nervös geworden, so dass ich mich bemühte, alles Unangenehme von ihm fern zu halten. Gleichwohl liess er es sich nicht nehmen, sich täglich lange Zeit mit den Eingeborenen und den eigenen Leuten zu unterhalten. Zu seiner speziellen Pflege war hauptsächlich der Tscherkesse Síver Effendi den ganzen Tag in seiner Nähe.

Am Morgen wurden nicht weniger als sieben neue Pockenfälle gemeldet und bei anderen Leute zeigten sich die Symptome der beginnenden Erkrankung. Der Pascha liess mich zu sich rufen und sagte, dass er ein längeres Verbleiben der Expedition hier nicht mehr verantworten könne. Bei dem unvermeidlichen Verkehr im Lager würden immer mehr Leute angesteckt und die Seuche somit nie aufhören. Durch Isolirung der Gesunden von den Kranken aber sowie durch tägliche Bewegung und Luftveränderung sei zu hoffen, dass die Krankheit erstickt werde. Ich solle deshalb so bald als möglich mit sämmtlichen gesunden Leuten bis zum Schneeberg marschiren, während er selbst bei den Kranken ausharren wolle, um mir zu folgen, sobald sie hergestellt seien. Ich protestirte zunächst aufs heftigste gegen diesen Vorschlag und erklärte, ihn in seinem leidenden Zustande unmöglich allein lassen zu können. Ich drang in ihn, entweder selbst mitzugehen und alle Leute marschiren zu lassen, die dazu im Stande seien — denn, ob die Kranken hier oder auf dem Marsche stürben, schien mir gleichgiltig — oder aber noch eine Zeit lang hier die Genesung der Erkrankten abzuwarten. Darauf wurde der Pascha sehr heftig, wiederholte seinen Befehl und erklärte, er werde mir eine schriftliche Ordre zukommen lassen. Ich versuchte nochmals, ihn zu bewegen, die Gesunden nur einige Tage entfernt auszuquartiren, vielleicht in Budjúngwe oder bei Bilíppi. Er wollte aber jeden Verkehr aufgehoben und die Leute möglichst weit entfernt wissen. Er habe genügende Erfahrung mit Pockenepidemieen in seiner alten Provinz gesammelt und wisse, dass man nur auf diese Weise der Sache ein Ende machen könne.

Ich verliess ihn, doch gab ich den Gedanken noch nicht auf, ihn zum Mitgehen zu bewegen oder dazu, mir das Hierbleiben zu gestatten. Sein leidender und nervöser Zustand verbot es mir, mit Gewalt mich ihm zu wiedersetzen. Ich hatte die feste Ueberzeugung, dass er seinen Befehl nur nach bestem Gewissen ertheilt hatte, und dass keinerlei persönliche Gründe dabei im Spiele waren. Gleichwohl hielt ich es für unpraktisch und gewagt, einen Theil der Karawane mit den Kranken hier zurück zu lassen und der Gnade der Neger und Manyéma zu übergeben; denn in diesen Ländern ist es schon bei einer Entfernung von wenigen Tagemärschen unmöglich, die Verbindung aufrecht zu erhalten.

Auf meine erneuten Vorstellungen erwiderte mir der Pascha jedoch kurzweg, wenn ich mich weigerte zu gehen, so hätte ich die Folgen selbst zu tragen; denn ich sei vom Reichskommissariat ausdrücklich unter seinen Befehl gestellt

worden. Ginge ich nicht, so würde er Ulédi den Befehl geben, mit sämmtlichen gesunden Leuten abzumarschiren, und ich könne alsdann allein mit ihm und den Kranken hier sitzen bleiben.

Kurze Zeit darauf stellte er mir folgenden schriftlichen Befehl zu, den ich hier in Faccimile wiedergeben will:

m. JD.

Njangabo, Ndussuma, 7. Dezember 1891.

Herrn Lieutenant Dr. Stuhlmann

Hochwohlgeboren

hier

Angesichts der Zunahme der herrschenden Blattern und der Abnahme der Lebensmittel im Lande ersuche ich Ew Hochwohlgeboren ohne Verzug alle gesunden Träger und Soldaten sowie die der Expedition zugehörigen Güter zu nehmen u. geradeaus bis Tenge Tenge vorzugehen. Ich selbst werde mit den Kranken, deren Angehörigen und einigen mir zur Bedienung von Ihnen zuzutheilenden Soldaten hier bleiben, bis die Kranken genesen sind und wollen Sie mir zu diesem Zwecke 2 Stücke Stoffe, einige weisse Stoffe als Geschenke für die Ortschefs und eine kleine Munitionsmenge sowie einiges Pulver für Vorderlader hierlassen.
Sollten binnen einem Monate vom Datum Ihres Abmarsches keine Nachrichten von mir bei Ihnen angelangt sein, so wollen Sie ohne jeden Aufenthalt die Station Bukoba zu erreichen suchen und nicht auf unser Kommen warten.

Der Expeditions Chef
Dr. Emin

Ich bat ihn schriftlich um speziellere Instruktionen. Er entgegnete jedoch, er sei augenblicklich nicht im Stande, mehr zu schreiben, auch könne er mein Ersuchen, mir einen Bericht an das Reichskommissariat mitzugeben keine Folge leisten, da er bei seinem jetzigen Zustande einen solchen abzufassen nicht im Stande sei.

Ich gab hierauf dem Pascha zu verstehen, dass ich zwar als Offizier des Reichskommissariats genöthigt sei, seinem Befehle zu gehorchen, dass ich aber in diesem Augenblick bedauern müsse, in das Reichskommissariat eingetreten und dadurch gezwungen zu sein, ihm Folge zu leisten, da sich alles in mir dagegen auflehne, ihn unter den gegenwärtigen Umständen auszuführen. Der Pascha seinerseits meinte, dass die Trennung ja nur kurze Zeit dauere, da er mich hoffentlich bald einholen werde. Er selbst erkenne es für seine Pflicht, hier zu bleiben und die Karawane nicht länger aufzuhalten. Er habe die Leute ins Innere geführt, und darum sei es auch seine Schuldigkeit, jetzt bei ihnen auszuharren, wäre es auch sein Verderben. Er könne unmöglich die Kranken

hier ihrem Schicksal überlassen, noch weniger die Expedition länger aufhalten, die dem Reiche täglich eine Menge an Gehalt koste. Nur wenn er mit den Kranken hier bliebe, sei zu hoffen, dass keine neuen Ansteckungen vorkämen.

Ich hielt ihm nochmals entgegen, dass der Ansteckungsstoff nun einmal in der Karawane Boden gefasst habe, und dass voraussichtlich während des Marsches in meiner Abtheilung neue Erkrankungen vorkommen würden. Zugleich wies ich darauf hin, dass schon in sehr vielen Karawanen derartige Pockenepidemien aufgetreten seien, ohne dass sie deshalb hätten liegen bleiben müssen. Der Pascha war jedoch von seinem Plan nicht um ein Jota abzubringen und wies mich an, bei meinem Anmarsch auf Bukóba dem Herrn Reichskommissar zu melden, dass er mich vorauf geschickt habe. Ich sollte einstweilen über die Vorgänge während des Marsches meiner Abtheilung Bericht erstatten, über die ganze Expedition zu berichten, behielt er sich auf alle Fälle selbst vor. Etwaige neu erkrankte Leute sollte ich, wenn möglich, zu ihm zurücksenden, andernfalls bei den Eingeborenen unterzubringen suchen, damit ich die Epidemie nicht in die deutsche Station einführte.*)

Ich hatte die Ueberzeugung, dass der Pascha sich wirklich der Hoffnung hingab, mir in kürzester Frist folgen zu können, und dass er diesen Befehl lediglich der Unterdrückung der Seuche wegen gab. Man könnte allerdings leicht vermuthen, dass er in Anbetracht des Misslingens seiner ursprünglichen Idee aus Selbstverbitterung und Lebensüberdruss allein im Innern bleiben wollte. Nach allen Aeusserungen und seinen ausdrücklichen Versicherungen zu schliessen, war dies jedoch keineswegs der Fall. Um solches zu wollen, hing er viel zu sehr an seinem in Bagamoyo zurückgelassenen Kinde, von dem es sein oft geäusserter Wunsch war, dass es in Deutschland erzogen werden solle.**) Und ich entsinne mich deutlich seiner Worte: »Wenn ich doch einmal sterben muss, so möchte ich wenigstens nicht unter fremden Menschen sein, möchte in Europa meine Verwandten und vor allem vorher mein Kind noch einmal wiedersehen«. . . .

Nunmehr wurden Rihán Aga, Tshausch Ali und die Obersten der Wanyampára gerufen und ihnen auseinandergesetzt, dass wir durch die Ueberhandnahme der Krankheit und das Schwinden der Lebensmittel gezwungen seien, die Gesunden von den Kranken zu trennen. Ich solle die ersteren weiterführen; der Pascha werde in Kurzem nachkommen, sobald die Kranken marschfähig seien. Alle Leute, die gehen könnten und wollten, sollten mit mir

---

*) Sein Verbleiben im Innern war meiner Meinung nach zwecklos, da es doch bedeutend wichtiger war, sein Leben sicher zu stellen, als das einiger Pockenkranker, die ohnedies mit grosser Wahrscheinlichkeit auch im Lager zu Grunde gehen würden. Er war aber durch nichts zu bewegen, gleich mit mir abzumarschiren und ihn dazu zwingen, das konnte ich doch nicht, obgleich mir manchmal in diesen schweren Tagen der Gedanke durch den Kopf schoss, den Befehl über die Expedition zu ergreifen und ihn gewaltsam mit zur Küste zu bringen. Ich hätte aber, abgesehen von allen andern Bedenken, riskiren können, dass er sich ein Leid anthäte.

**) Inzwischen ist, wie bekannt sein dürfte, die kleine Férida im Sommer 1893 thatsächlich nach Deutschland gebracht worden, um hier erzogen und unterrichtet zu werden.

marschiren: es solle sich daher jeder überlegen, ob er sich für marschfähig halte, da ich in zwei Tagen aufzubrechen gedächte.

Zu den Kranken gehörte eine Reihe von Trägern, ebenso zwei der neuen Ssudanesen. Ferner musste der Aufseher Shabán hier bleiben, dessen Frau krank war. Ulédi, der selbst gerade ein heftiges rheumatisches Fieber hatte, hatte vier Pockenkranke im Hause und wollte beim Pascha bleiben, ebenso Emins früherer Diener Murssál, von dessen Angehörigen acht erkrankt waren, der Tscherkesse Síver Effendi, Auwad Effendi und andere mehr.

8. Dezember. Neue Erkrankungen traten auf. Nach fast 14tägigem Stillstand brach die Seuche plötzlich mit erneuter Heftigkeit aus und ergriff immer neue Opfer.

Die Soldaten, die hier bleiben sollten, wurden ausgesucht. Die meisten neuen Ssudanesen und einige der alten erboten sich freiwillig, unter der Führung von Rihán Aga beim Pascha auszuharren. Dann wurden die Lasten ausgesucht, und nur mit grosser Mühe konnte ich den Pascha bewegen, die Hälfte des uns noch bleibenden Proviants bei sich zu behalten; zuerst wollte er überhaupt nichts davon.

Es blieben danach in Undússuma zurück: 3 ssudanesische »Offiziere«, 19 Soldaten (18 Ssudanesen und 1 Sswahíli), 2 Aufseher, 1 Dolmetscher, 9 Träger und 4 Leute von Karukwánsi, im Ganzen 38 Mann, dazu Murssál, Auwad Effendi, Siver Effendi und Daud, sowie viele Frauen, Kinder und Diener. An Waffen: 10 Mausergewehre, 7 Remingtongewehre, 1 Winchestergewehr, 1 Schrotgewehr, 22 Vorderlader, sowie Munition (974 Patronen) und 1½ Lasten Pulver*) Mit mir gingen 27 Soldaten, 98 Träger, 5 Aufseher und 3 Jäger, Präparatoren etc., die zusammen mit 24 Mausergewehren, 1 Remingtongewehr, 4 Schrotgewehren, 95 Vorderladern und 1 Schnellfeuergeschütz bewaffnet waren. An Munition entfielen auf mein Theil drei Lasten Pulver, 3066 Mauserpatronen und 45 Remington-Patronen. Ich bat den Pascha aufs Dringendste, doch mindestens die Hälfte der Patronen bei sich zu behalten, er wollte jedoch sein Gepäck auf das Möglichste erleichtern: er wolle keine Träger zurückbehalten und sei somit zum Tragen der Lasten auf die Eingeborenen angewiesen.

Ausserdem hatte sich aus einer angestellten Berechnung ergeben, dass wir seit dem 1. April bei allen Scharmützeln und mit sämmtlichen Soldaten nur 720 Patronen verschossen hatten, und da der Pascha mich spätestens in einem Monat einzuholen hoffte, auch nur halb so viel Soldaten bei sich behielt,

*) Von diesen sandte der Pascha (cf. Kap. 29) 3 Soldaten, 1 Aufseher, 9 Träger und 4 Karukwánsi-Leute einen Monat später zurück, und der Sswahíli starb, so dass ihm thatsächlich nur etwa 20 Mann blieben und ausserdem die unbrauchbaren Aegypter, von denen er noch dazu Auwad nach den Unyóro-Stationen entlassen zu haben scheint. An Waffen blieben ihm 7 Mauser-, 6 Remington-, etwa 12 Vorderladergewehre und 930 Patronen. Dass er mit dieser schwachen Ausrüstung nicht an grosse Unternehmungen denken konnte, sondern ein Spielball in den Händen der Manyéma sein musste, ist klar; besonders muss man sich bei Erwägung seines Schicksals vergegenwärtigen, dass diese Leute von einem fast blinden Mann kommandirt wurden, und dass es wohl kaum anzunehmen ist, dass er auf eigene Veranlassung und allein mit ihnen nach Norden oder Westen gezogen ist.

wie wir ursprünglieh hatten, so war er nicht zu bewegen, mehr Patronen zu behalten.

Morgens wurden abermals neue Pockenerkrankungen gemeldet. Wir trafen indessen mit Bakaiwúga Anordnungen wegen der Stellung von Führern für mich. Der Zustand des Paschas war seit dem Tage vorher ganz bedeutend besser geworden. Wenn er auch noch immer etwas Blut verlor, so war doch wenigstens die enorme Schwäche gehoben. Er war heiterer und kräftiger als früher, und ich hoffte, dass es nicht nur die Aufregung vor meinem Abmarsche war, die diese Veränderung herbeigeführt hatte. *9. Dezember.*

Abends tranken wir auf ein baldiges Wiedersehen ein Glas Portwein. Der Pascha traf noch eine Reihe von Anordnungen für den Fall, dass er nicht wieder zur Küste zurückkehren sollte. Ganz besonders lag ihm das Schicksal seiner Tochter am Herzen: Wahrscheinlich, meinte er, würde ich sie an der Küste gar nicht mehr vorfinden, da sie wohl schon nach Europa gebracht worden sei. Bei alle dem vergingen die Stunden nur allzu rasch. Im Laufe der Unterhaltung trug mir der Pascha noch die besten Grüsse an den Herrn Reichskommissar auf und meinte, er nehme es ihm garnicht übel, wenn er jetzt sehr ärgerlich darüber sei, dass Stanley ihn nicht ruhig hätte im Innern sitzen lassen, anstatt ihn, den Reichskommissar, so indirekt dazu zu veranlassen, ihm diese Expedition zu übertragen, mit der er so wenig Glück gehabt habe. Und aus allen seinen Reden leuchtete deutlich das Bewusstsein hervor, dass er keine anderen Absichten mit der Expedition gehabt habe, als für sein Vaterland Erfolge zu erringen. Dass sein Plan nicht geglückt ist, hat wahrlich nicht an ihm, nur an den äusseren Umständen gelegen: er hat von Anfang sein Bestes freudig dafür eingesetzt.

Am letzten Abend unseres Beisammenseins war das Gespräch noch einmal auf Stanley zurückgekommen, mit dem der Pascha an ganz demselben Ort einen Monat lang gesessen und schwere Stunden durchgemacht hatte. Wiederum erkannte er dessen schätzenswerthe Eigenschaften als Expeditionsführer an, bemerkte aber auch jetzt, dass er ihn als Menschen nicht achten könne. Jemand habe ihm gegenüber sehr treffend von Stanley gesagt: »May he be, what he is, a gentleman is he not.« Wenn Jemand seine eigenen Offiziere so brutal behandeln könne, wie Stanley es gethan, wenn Jemand von dem verstorbenen Major Bartelot an Jephson schreiben könne: »He fell a victim of his own perversity«, so sei dies wahrlich kein Zeichen einer edlen Gesinnung. Den Geographen Stanley schätzte der Pascha als den Vater grosser Entdeckungen, wenn diese auch leider stellenweis mit wenig Gewissenhaftigkeit aufgenommen worden seien. Seine Karten seien zwar brauchbar, und seine Auffassung des Terrains leidlich, aber die Beobachtungen schematisch und unpräcise. Besonders wenig hielt der Pascha von Stanleys Höhenberechnungen. Stanley habe nicht die geringste naturwissenschaftliche Vorbildung, zu seiner Charakterisirung genüge es anzuführen, dass er es für einen Blödsinn »aus einem deutschen Winkellehrbuch« erklärte, dass Gebirge

durch Faltungen allein, nicht durch Vulkanismus entstehen könnten, wenn er es für unmöglich hielt, was der Pascha ihm sagte, dass man durch Operation die Staarlinse eines erkrankten Auges entfernen könne u. s. f. Er habe aber sehr viel gesehen und erlebt und könne brillant erzählen, wenn er einmal aus seiner Reserve heraustrete.

Es giebt in der That wohl kaum zwei grundverschiedenere Charaktere, als der selbstlose, wissenschaftliche und bescheidene Emin und der egoistische, anmassende und unwissenschaftliche Stanley. Dass so heterogene Naturen nicht zusammen passten, ist klar. Der Pascha aber war der Klügere, der nachgab und sich zurück zog.

10. Dezember. Alle Anordnungen für den Abmarsch waren nun getroffen. Morgens früh fielen noch einige Erkrankungen vor, so dass verschiedene Soldaten ausgetauscht werden mussten. Eine halbe Stunde verbrachten wir noch plaudernd beim Kaffee, dann liess ich meine Leute antreten, das Gewehr präsentiren, meldete dem Pascha, dass alles in Bereitschaft sei und gab das Signal zum Aufbruch. Des Paschas letzte Worte waren: »Hoffentlich auf Wiedersehen in einem Monat! Wenn ich durch Gewalt gezwungen nicht kommen sollte, so denken sie an mein Kind!«

Noch ein warmer Händedruck und fort ging es. Mir war traurig zu Muthe, es fiel mir schwer aufs Herz, meinen ausserordentlich verehrten Chef hier so im Ungewissen zurückzulassen. Wer mochte wissen, ob wir uns jemals wiedersahen? Er selbst hatte allerdings die besten Hoffnungen und dachte von den hiesigen Eingeborenen Leute zu bekommen, die seine wenigen 20 Lasten bis zum Schneeberge befördern würden. Er sagte mir aber, dass, falls die hiesigen Eingeborenen ihn im Stiche lassen sollten, seine Absicht dahin ginge, sich an die Manyéma zu wenden, um von ihnen Träger zu engagiren, die ihn, wenn möglich, nach Süden zu Karukwánsi schaffen sollten.

Ich selbst marschirte als letzter im Zuge ab: an einer Wegecke konnten wir uns noch ein letztes mal zuwinken, dann entschwand er meinen Augen. — — — Meine Leute waren im Gegensatz zu mir froh und guter Dinge; sie sangen und riefen: »Jetzt geht's nach Sansibar zurück!« — — — — — — —

* * *

Man hat viel für und wider Emin Pascha geschrieben, manchen Leuten hat seine ganze Art und Weise missfallen, andere schätzen ihn sehr hoch. Wenige aber haben Gelegenheit gehabt, ihn so lange Zeit in unmittelbarem Verkehr und als Vorgesetzten kennen zu lernen, wie ich. In meiner Eigenschaft als Untergebener sollte es mir allerdings nicht zukommen, irgend ein Urtheil über ihn abzugeben. Wo es daher nur irgend möglich war, habe ich mich im Vorhergehenden bemüht, nur zu referiren und eine objektive, nüchterne und wahrheitsgetreue Schilderung der Expedition zu geben. Nur um die unendlichen



In unserem Lager bei Madsambóni.
(Abschied vom Pascha.)

Mühen der letzten, mit dem Pascha zusammen verlebten Monate darzustellen, entschloss ich mich dazu, meine Erzählung unmittelbar an meine Tagebuchnotizen anzuknüpfen, eine vielleicht etwas umständliche und für den Leser ermüdende Methode, aber jedenfalls die genaueste.

Die Thaten Emins gehören der Geschichte an, sie wird über ihn und sein Wirken ein geläutertes Urtheil fällen. Was wir von seinem Leben und seiner Thätigkeit in der Aequatorialprovinz noch nicht kennen, werden wir in hoffentlich nicht allzu langer Zeit durch seine Tagebücher erfahren, die in Dar-es-Ssalām deponirt sind. Durch sie wird alsdann auch das Dunkel über den Zug zur Küste gelöst werden, über den Stanley und sein Anhang ohne Zweifel oft parteiisch urtheilten. Hier sei es mir wenigstens mit einigen Worten gestattet, dieses an Charakter wie Fähigkeiten gleich selten begabten Mannes verehrungsvoll zu gedenken.

Als einfacher Militärarzt in türkischen Diensten kam Emin weit in der Welt umher und eignete sich frühzeitig eine reiche Lebenserfahrung und Menschenkenntniss, besonders aber ein tiefgehendes Wissen über orientalische Sitten an. Durch Verkettung von manchen Umständen veranlasst*), wandte er der Türkei den Rücken und suchte, ziemlich mittellos, eine neue Stellung. Was war natürlicher, als dass er sich wieder nach dem Orient wandte und zwar diesmal nach dem Pharaonenlande, wohin der Ssudan und seine Geheimnisse ihn lockten. Im Jahre 1876 trat er in ägyptische Dienste und ward zur Verfügung des damals als Gouverneur der Aequatorialprovinz fungirenden Gordon gestellt, der bald seine grossen Fähigkeiten erkannte und ihn mit wichtigen politischen Sendungen betraute. Nachdem dann Gordon Generalgouverneur vom Ssudan geworden und der zuerst eingesetzte Stellvertreter sich nicht bewährt hatte, machte er Emin, damals noch »Effendi«, zu seinem Nachfolger in der Aequatorialprovinz. Was er dort geleistet, organisatorisch, wissenschaftlich und als Mensch, das grenzt an das Wunderbare; es war nur Jemandem von den glänzenden Geistes- und Charaktergaben Emins möglich.

Einem Manne wie Gordon musste namentlich das wirklich hervorragende diplomatische Talent und der seltene Takt Emins auffallen, mit dem er die Eingeborenen zu behandeln verstand und wodurch er so besonders geeignet war, wilde Völkerschaften zu beherrschen. Es mag sein, dass er im europäischen Sinne nicht als Politiker hätte gelten können; aber der Verkehr mit Negern erfordert eben eine ganz andere Art der Intelligenz und Geschicklichkeit, als der mit civilisirten Menschen. In dem Augenblick, da er eine Gegend betrat, wusste er auch sofort mit den Verhältnissen Bescheid, kannte die verschiedenen Interessen der Häuptlinge und verstand es, diese gegen einander auszuspielen

*) Emin erzählte mir mehrfach, dass gerade nach Beendigung seiner Studien, die türkische Militärverwaltung in Berlin eine Reihe von Aerzten zu engagiren suchte; theils, da er selbst unbemittelt war und seinen Liebhabereien nicht nachgehen konnte, theils aus Thatendrang liess er sich anwerben, besonders da er hoffte, dort seinen geliebten naturwissenschaftlichen Studien sich widmen zu können.

und doch dabei alle Fäden in der Hand zu behalten. Mit wahrer Engelsgeduld konnte er die Redereien der Neger anhören, ohne eine Miene zu verziehen, dabei den Blick ins Weite gerichtet, als ob er gar nicht aufpasste, derart, dass die Leute nie erkennen konnten, wie und was er dachte. Er hörte Alle an, ohne sich früher für eine Parthei zu entscheiden, als bis er seiner Sache ganz sicher war. Er kannte viele Negersprachen, that aber immer so, als sei er ganz vom Dolmetscher abhängig, um die Leute besser kontrolliren zu können. Man muss es gesehen haben, um es zu begreifen, wie er verstand, mit den Negern zu unterhandeln, sie zu leiten und arbeiten zu lassen und sie stets bei ihrer Eigenart zu fassen, freundlich und dabei doch wieder streng zu sein.

Ueber sein Verwaltungstalent herrschen sehr getheilte Ansichten. Ich meinerseits bin der Meinung, dass es schon ein ganz ungewöhnliches Geschick erfordert, ohne Hilfe eines anderen Europäers, nur auf Aegypter und Neger angewiesen, die stets zu lügen und zu betrügen geneigt waren, zu gleicher Zeit nicht weniger als 40 Stationen von einem Punkte aus zu verwalten.*) Von Morgens bis Nachmittags war der Pascha täglich mit der ausserordentlich komplizirten Rechnungsführung und Korrespondenz der Provinz beschäftigt, bei der er ein wahres Heer von Schreibern zu kontrolliren hatte. Auf eine europäisch-büreaukratische Verwaltung war er allerdings nicht eingeübt, und der dort übliche Schematismus war ihm nicht geläufig.

Man hat ihm ferner, vielfach auch von nahestehenden Personen, vorgeworfen, dass er sich zu wenig um unsere Expedition selbst gekümmert habe. Richtig hieran ist nur so viel, dass er sich häufig zurückzog, weil von Anfang an in die Expedition ein unglückseliger Dualismus hineingekommen war. Er sollte als Civilist der Chef der Expedition sein, und ihm ein Offizier beigegeben werden, dem die Soldaten unterstellt waren. Eine derartige Beiordnung der Kompetenzen ist in Afrika unmöglich, nur Einer kann und muss der unbedingte Herr des Ganzen sein, wenn ein Erfolg erzielt werden soll, und man nicht fortwährende Verwirrungen heraufbeschwören will. Um solchen aus dem Wege zu gehen, zog der Pascha sich stets zurück, wenn dann und wann Differenzen auftraten. Wenn in solchen Fällen Jemand energisch auftrat, so gab er oft nach, aber nicht aus Schwäche, sondern als der Klügere und um Unannehmlichkeiten zu verhindern, die nur dem Ganzen schaden konnten. Im Grunde hielt er stets mit Zähigkeit an seinem Plan fest und konnte manchmal, wenn nöthig, auch eine Energie entwickeln, die keinen Widerspruch duldete, wie das Beispiel des letzten Befehles zeigt, den er mir gab.

Er war eben in erster Linie ein Mann des Friedens, der durch Verhandlungen alles zu erreichen suchte; führten freilich diese nicht zum Ziele, so griff er rücksichtslos zur Gewalt. Er besass keine kriegerische Gesinnung, und sein

*) Stanley macht ihm den Vorwurf, dass er sich lieber mit naturwissenschaftlichen Liebhabereien, als mit Verwaltungsarbeiten beschäftigt habe; thatsächlich gab es einfach damals bei der Revolution nichts zu verwalten.

Muth ging nicht bis zur Tollkühnheit, im gegebenen Falle aber wusste er sich durch seine Willenskraft so zu beherrschen, dass er keine Gefahr achtete. Sein Leben hat er stets für sich selbst gering geschätzt und nur im Interesse seiner Leute bewahrt. Und welche unbeugsame, heroische Willenskraft muss dazu gehören, wenn ein Mann, wie er es gethan, trotz der sicheren Aussicht auf baldige, völlige Erblindung in Ungewissheit und Gefahr hinauszog, nur um seinem Vaterlande nützlich zu sein und der Welt zu zeigen, dass er auch allein, ohne Stanleys Hilfe, eine Expedition zu leiten im Stande sei! Wie viel Selbstlosigkeit und Muth mag erforderlich sein, so allein mit einer Schaar von kranken Leuten im Innern zurückzubleiben und alle gesunden Leute fortzusenden. Emin war nicht ruhmsüchtig, und der Beifall der Welt liess ihn immer ziemlich kalt; dennoch war er von einem gewissen Ehrgeiz beseelt, und viele seiner letzten Thaten mögen durch gekränkte Eitelkeit zu erklären sein. Ganz besonders aber war er eifersüchtig auf seine Stellung und seine Gewalt, woraus oft die oben erwähnten Differenzen entstanden.

Der unbedingte Verzicht auf alle persönlichen Vortheile war seine charakteristische Eigenschaft. Er war der uneigennützigste und aufopferndste Mensch, der sich denken liess. Nie hat man ihn schwerer und gründlicher verkannt, als da man das abenteuerliche Gerücht verbreitete, er sei wegen seines Elfenbeins nach Norden gegangen. Als ob Geld und Geldeswerth jemals nur einen Augenblick sein Thun und Lassen hätten bestimmen können! Wenn ja einmal die Erwerbung von Elfenbein in Betracht kam, so dachte er nie an etwas Anderes, als dadurch einen Theil der grossen Expeditionskosten zu decken.

Alles that er für Andere, nichts für sich selbst. Was er konnte, sparte er sich selbst am Munde ab, um Anderen eine Freude damit zu machen. Neidlos gönnte er Jedem seine Verdienste und liess auch Untergebene gerne selbstständig arbeiten, um ihnen einen Antheil an dem Erfolge zu gewähren. Sein Fehler war höchstens der, dass er oft allzu liebenswürdig war und die Zuvorkommenheit und Höflichkeit in dem Bestreben, es Jedem recht und angenehm zu machen, bisweilen etwas zu weit trieb. Er setzte eben zu grosses Vertrauen in Jedermann und seine optimistische Anschauung und Weichherzigkeit haben ihm nicht selten Enttäuschungen bereitet. Wo es aber Noth that, konnte er von äusserster Srenge sein, und manche seiner Leute wissen von scharfen Strafen zu erzählen. Er war durchweg milde und nachsichtig und konnte bei Unregelmässigkeiten lange zusehen und nur Verwarnungen ertheilen; wenn aber diese nichts nutzten, so verhängte er alsbald äusserst nachdrückliche Strafen, die denn auch ihre Wirkung nicht verfehlten.

Ganz hervorragend war die Genauigkeit und Rechtschaffenheit, mit der er über ihm anvertrautes Staatseigenthum wachte. Scharf kontrollirte er die Lasten und, um aus ihnen nichts für seine persönlichen Bedürfnisse zu entnehmen, kaufte er sich in Tabóra seine eigenen Stoffe, mit denen er seine Leute einkleidete und mit denen er naturwissenschaftliche Sammlungsgegenstände bezahlte, die dann nachher doch dem Staate anheim fielen.

In der äusseren Erscheinung machte der Pascha einen schmächtigen, etwas zarten Eindruck, doch gab es kaum eine widerstandsfähigere Konstitution, als die seine. Nie machten Märsche in Wind und Wetter ihn müde, nie konnten ihm Hunger oder Durst etwas anhaben, und wenn er wirklich einmal müde war, so liess er es gewiss Niemand merken. An Ausdauer übertraf er uns Alle bei weitem. Auch nach den längsten und ermüdendsten Märschen setzte er sich unverzüglich an die Arbeit und schrieb bis spät Abends, während jüngere Leute sich der Ruhe hingaben. Jede Müdigkeit ward bei ihm durch die phänomenale Willenskraft überwunden, über die er verfügte.

Sein Anzug war stets peinlich sauber, ganz à quatre épingles, so weit es die Umstände zuliessen. Dazu trug am meisten bei, dass er seine Sachen ungemein sorgsam schonte; alles musste seinen bestimmten Platz haben. Nur so war es ihm möglich, sich vor Verlusten, die im Innern des Landes unersetzlich sind, zu schützen.

Man glaube nicht, dass der Pascha ein kulturfeindlicher Waldmensch gewesen sei, wie ihn sich gewiss Manche vorzustellen pflegen; er lebte im Gegentheil gerne recht gut und hielt auch im Innern darauf, so europäisch wie nur möglich zu sein. Sein Zelt und sein Bett mussten immer ganz akkurat hergerichtet sein, und er war unglücklich, wenn nur der Tisch oder ein Koffer schief stand oder das Essen schlecht zubereitet war. Für seine Person war er äusserst genügsam, das wenige, aus den Landesprodukten hergestellte Essen aber wollte er sauber und gut bereitet haben. Mit Wenigem viel zu leisten und sich in der Wildniss ein relativ wohnliches Heim zu schaffen, verstand er wie kaum ein Zweiter. »Gut essen und besonders gut schlafen«, pflegte er zu sagen, »sind die ersten Bedingungen, auf Reisen gesund zu bleiben. Man meine nur nicht, dass man im Innern möglichst wild und negerartig leben müsse, im Gegentheil, man sollte noch mehr als in Europa auf das leibliche Wohl achten«. Er war denn auch durchaus kein Temperenzler. Wenn er eine passende Gelegenheit hatte, so trank er gern ein gutes Glas Wein, besonders Rheinwein, oder rauchte eine Cigarre; hatte er sie aber nicht, so war es auch keine Entbehrung für ihn.

Sein Blick war scharf, manchmal fast lauernd, jede seiner Bewegungen berechnet und abgemessen. Auch hierin äusserte sich seine grosse Selbstbeherrschung, ebenso wie in den genau erwogenen Worten, wenn er eine Ansprache an die Leute hielt. Dieses Gleichgewicht verliess ihn nur in seltenen Fällen: dann aber wurde er gereizt und nervös, wohl in Folge der vielen Missgeschicke, die ihn betroffen, und hierdurch mögen auch die in seinem Charakter bisweilen auftretenden Gegensätze zu erklären sein.

Alle diese Eigenschaften machen ihn als Menschen bewundernswerth; zum gewaltigen Führer grosser Menschenmassen machten sie ihn minder geeignet. Er war nicht der Mann, die Massen durch seine Persönlichkeit zu begeistern und fortzureissen; wohl aber erwies er sich als ein ausgezeichnetes Vorbild, das zur Nacheiferung ansporntc. Seine eigenen Soldaten verstand er minder gut zu

behandeln, wie die Eingeborenen. In der letzten Zeit besonders war er häufig etwas ungleich und launisch, bald zu heftig, bald zu milde, bald zu leichtgläubig, bald zu misstrauisch.

Wenn er auch somit nicht sehr viel »aktive« Energie, keine — oft übel angebrachte — »Schneidigkeit« besass, so erfüllte ihn doch stets grosse Unternehmungslust. Alles nur irgend erreichbare wollte er fertig bringen; weite Ziele steckte er sich vor und ermüdete nicht, wenn er sich ihnen täglich auch nur ganz wenig nähern konnte. Sein Wahlspruch, den er mir oft genug citirte und der darum das erste Kapitel dieses Buches zu schmücken gewählt ward, lautete: »Und wenn es glückt, so ist es auch verzieh'n.« Er versuchte und wartete den Erfolg ab, durch den er vielleicht auch etwas zu weit gegriffene Unternehmungen gut zu machen hoffte. Ganz besonders betonte er, dass der Erfolg in den Augen der Neger das Wesentliche sei, und mit diesen hatte er zu rechnen.

So war er wohl befähigt, eine Expedition zu leiten und gute Beziehungen mit den Eingeborenen anzubahnen; nur musste er irgend welche Organe haben, die ihm die kleineren Arbeiten, vor allem die Beaufsichtigung der eigenen Leute, abnehmen konnten.

Was Emin Pascha wissenschaftlich geleistet hat, das wissen nur die Fachleute nach vollem Werthe zu würdigen. Den Geographen, Ethnographen, Linguisten, Zoologen und Botanikern, allen hat er in gleicher Weise Neues herbeigebracht. Seine Lieblingsbeschäftigung war es überhaupt, Material zu sammeln; die Verarbeitung überliess er den Gelehrten in der Heimath. Was er aber durch dieses Sammeln und Notiren zusammengetragen hat, davon sprechen die zahllosen Sendungen, die er nach Hause gehen liess. Dabei hatte er noch dicke Bände mit ornithologischen Notizen und Reisetagebücher bei sich. Ein wahres Muster an Sorgsamkeit und Fleiss waren namentlich seine Wegaufnahmen und seine meteorologischen Beobachtungen. Wenn einmal eine Ablesung der Instrumente aus irgend welchen Gründen versäumt werden musste, so war er unglücklich; präcise und gewissenhaft nach der Uhr wurden die Notizen täglich genau zur selben Zeit gemacht. Was er aufgeschrieben, war über jeden Zweifel an Zuverlässigkeit erhaben. Und mehr noch, als er der Oeffentlichkeit übergeben hat, trug er im Kopfe umher und war, wie früher schon bemerkt, im Stande, nach kurzem Ueberlegen über jeden der zahlreichen Volksstämme der Aequatorialprovinz einem eine lange Monographie zu diktiren, die eine Fülle eigener Beobachtungen enthielt. Zwei dieser Monographien sind in diesem Bande veröffentlicht, ihre Fortsetzung wurde durch meinen Abmarsch unterbrochen. Die Wissenschaft hielt ihn in schweren Stunden aufrecht und war seine einzige Erholung. Ohne sie wäre er bei der langen Einsamkeit wohl geistig zu Grunde gegangen. Auch für alle Fragen des Lebens bewahrte er ein reges Interesse, über Religion, Politik, Philosophie, Naturwissenschaft und Industrie wusste er gleich anregend und eingehend zu sprechen.

Was wir endlich nicht zum wenigsten an ihm schätzen müssen, ist die Thatsache, dass ihn trotz des langen Aufenthaltes im Auslande stets eine warme Vaterlandsliebe beseelte. Der Heimath zu Liebe schlug er die glänzendsten Anerbietungen Fremder aus, denn er hoffte, dass er durch seine Erfahrung der jungen Kolonie dienen, vielleicht auch, dass er durch seinen Einfluss im Lande die früher von ihm besetzten Gebiete dem Vaterland dienstbar machen könnte, eine Erwartung, die leider vereitelt wurde. Und aus dem gleichen Grunde verzichtete er — obgleich er sein Augenübel genau kannte — damals in Karágwe und Mpóroro auf den sicheren Rückweg, da er durch weiteres Vordringen neue Gebiete für Deutschland erschliessen zu können hoffte.

Wenn er nun zu Grunde gegangen ist, so ist er es nicht im Verfolg eigennütziger und eitler Ziele, sondern im Interesse einer Aufgabe, die er nach seinem besten Gewissen als zum Wohle des Vaterlandes betrachtete.

Bei allen glänzenden Eigenschaften können wir uns aber auch einigen seiner Schwächen nicht verschliessen. Durch den langen Verkehr mit den verlogenen Aegyptern, die ihn überall zu betrügen suchten, war er mit der Zeit etwas argwöhnisch und misstrauisch geworden und blieb es oft, selbst seinen Freunden gegenüber, so dass er wohl manchmal Eingeborenen mehr als Europäern traute; zuweilen war er auch verschlossen und nicht ganz offen in seinem Thun und Reden. Man konnte Jahre lang mit ihm zusammen sein, ohne über seine letzten Ziele klar zu werden, ohne ihn ganz kennen zu lernen. Etwas mehr aktive Energie, weniger Verhandeln und etwas mehr Rücksichtslosigkeit wären zeitweilig vielleicht am Platze gewesen. Aber wenn er auch äusserlich nachgab, verfolgte er doch innerlich stets mit grosser Konsequenz seine einmal vorgenommenen Pläne, und die wahrhaft eiserne Beharrlichkeit, mit der er, unbekümmert um äussere Zufälle, an dem festhielt, was er einmal für richtig erkannt, war in hohem Masse bewundernswerth.

Alles in Allem muss Emin Pascha als ein Mann von ungewöhnlichen Gaben des Geistes und Charakters gelten, die durch kleine Schwächen, wie sie jedem grossen Manne eigen sind, nicht verkleinert werden können, ein Mann, wie er selbst von Juncker sagte, »den der liebe Gott in einer Feiertagslaune geschaffen hat«, dem Nörgler und Feinde nichts anhaben können, und den die deutsche Nation mit Stolz den Ihrigen nennen darf. Pflichttreue, Selbstverleugnung und Beharrlichkeit, Milde gegen andere und Strenge gegen sich selbst, wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit und eine fast zu weit getriebene Bescheidenheit zeichneten ihn aus. Seine ritterliche Gesinnung hielt ihn ab, jemals öffentlich gegen die Anklagen Stanleys und anderer aufzutreten. Er hüllte sich grossherzig in Schweigen und überliess es dem unbefangenen Beurtheiler, in den Angaben Stanleys und anderer das Wahre von dem Falschen zu scheiden. Dass dies bereits in weiteren Kreisen geschehen, dafür spricht die jetzt allgemein gegen seine Angreifer gerichtete Meinung, die selbst in England Wurzel gefasst

hat, und spricht noch deutlicher der Ausspruch, mit dem Professor Kirchhof seine Broschüre über Stanley und Emin schliesst: »Wir sagen uns wohl alle, was muss das für ein wackerer Mann sein, dessen edles Charakterbild selbst aus den oft zweideutigen Lobestiraden, Stichelungen und offenen Anklagen für jeden Tieferblickenden so klar hervorleuchtet.«

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem!

XXVI. KAPITEL.

Der Rückmarsch.
Von Undússuma bis zum Schneeberge.

Unter der Führung von Bakaiwúgas Bruder marschirten wir am 10. Dezember über die Vorhügel der Walégga-Berge ab. Auf den Feldern stand überall viel Sorghum einer auffallend hellröthlichen Varietät, die theils volle, theils sperrige Aehren trug. Von den Bergen hernieder steigend, gelangten wir in das grosse Bananendorf des Häuptlings Kimberáni (Stanleys Burdjambiri), in dem meistenstheils die Bananensorte Musa paradisiaca gepflanzt wird. Nachdem wir die früher erwähnte Wasserscheide zwischen dem Dúki und Lú überschritten, sahen wir nur noch selten Bananenpflanzungen. In der breiten Thalmulde fliessen einige von Waldrändern bekleidete, kleine Bäche nach Südwesten dem Lú zu. Jenseits des Thales verläuft ein nach Norden sich abflachender Höhenzug. Wir agerten an diesem Tage zwischen Sorghumfeldern bei dem kleinen Orte Wadínda, woselbst noch Wáwira wohnen. Von hier aus mussten noch zwei Leute, darunter ein Sswahili-Soldat, zum Pascha zurückgesandt werden, da auch sie an den Pocken erkrankt waren.

Auf unserer früheren Route marschirten wir sodann nach Budjúngwe Bundjungwa) weiter. Vielfach wurde der Marsch durch Riesengras gehemmt, das einige Zeit zuvor durch Feuer abgetötet, aber nicht verbrannt worden war. Die mächtigen Stengel hatten sich in Folge dessen kreuz und quer über einander gelegt, so dass sie den Weg versperrten. Hier erreichte mich ein Bote vom Pascha mit der Nachricht, dass bei ihm noch vier weitere Pockenfälle aufgetreten seien, und dass ferner die aus unserm Lager abgezogenen Manyéma im Lande Nssīri eine Razzia abgehalten hätten, wobei sie selbst vier, die Eingeborenen nur drei Mann verloren hätten.

Kurz darauf erreichten wir unser altes Lager Nyongógi wieder. Von der Höhe der Berge, auf denen wir uns befanden, sah man deutlich, dass von den Walégga-Bergen mehrere Höhenrücken nach Westen sich erstreckten, und dass das südlich von uns gelegene Mbóga-Plateau bedeutend weiter nach Westen

reicht, als das Walégga-Plateau. Die Abhänge sind durchweg mit Riesengras bestanden, wie es überall in der Nähe des Waldes heimisch ist. Die Eingeborenen liessen sich nur von Weitem sehen. Auf ihren Feldern standen hellrother Sorghum, Mais, Colocasien, Bananen, einige Bohnen, Eleusine, Numbu, Bataten, etwas Tabak und stellenweise auch violettschaliges Zuckerrohr. Als Tabakspfeifen dienen ihnen Rohrstengel mit Blattdüten. Die Hütten wurden bereits früher beschrieben (Kap. 15, S. 323. Abb. 90). Ihre Dachspitze wird hier entweder mit einem Strohwisch oder mit einer dreitheiligen Astgabel geziert, in die ein kleiner Kochtopf hinein gesetzt wird. Allenthalben liegt vor der Thür ein flacher Stein, auf dem die zur Bereitung der Thonpomade dienende rothe Erde fein zerrieben wird; ähnliche Reibesteine giebt es auch für Getreide. Die Thontöpfe sind meistens ohne jede Verzierung (Abb. 91); wie bei Madsambóni nur einige wenige haben eine rohe Strichelung am Rande. In den winzigen, aus 2—3 Hütten bestehenden Gehöften sieht man auch primitive Sonnendächer, die auf vier Stangen ruhen; desgleichen sind überall grosse dicke cylindrische Kornspeicher vorhanden, d. h. aus Rohr geflochtene Cylinder, die auf einer Unterlage von parallel gelegten Balken ruhen und durch einen äusseren Grasmantel gegen Regen geschützt werden. An ihrer Seite sind 10—12 oben zugespitzte Stangen befestigt, die sie um etwa $^1/_2$ m überragen: auf diesen wird das schirmförmige Dach aufgesetzt. Die Felder sind häufig durch einen Rohrzaun eingefriedigt. Bei allen Hütten findet man Ficusbäume, die zur Herstellung des Rindenstoffes gebraucht werden. An Geräthen und Instrumenten fiel mir nur eine Art von Rasseln oder Klappern mit einem etwa 20 cm langen Stiel auf, an dessen beiden Enden kleine, mit gehackten Eisenstücken angefüllte Korbgeflechte befestigt werden.

Wir liessen nun unsere alte Route westlich liegen und marschirten von Nyongógi auf die Vorberge des Walégga-Plateaus hinauf, bis wir das Stanleysche Lager Buwówo erreichten, ein altes verlassenes Wahúma-Gehöft, in dem gleichnamigen Distrikte der Walégga gelegen. Der Häuptling der letzteren brachte uns eine Ziege und einige Bananen zum Geschenk dar. Nach Aussage der Leute sollen auf den westlich von uns sichtbaren Bergen noch einzelne Walégga wohnen, hauptsächlich aber Wahóli oder Wahólio, ein Stamm der Wakóndjo, sowie »Wahóko«. Jene scheinen die am weitesten nach Norden vorgeschobenen Wakóndjo-Familien zu sein.

Die Wakóndjo-Wahóli sollen erst in der jetzigen Generation aus Südosten in den Wald eingewandert sein. Hier in Buwówo wohnen Wawítu-Wahúma, die aus Tóru stammen und, eben so wie die jetzt in Mbóga wohnenden Wawítu, bei ihrer Einwanderung im Lande schon Wakóndjo und Wahóko vorgefunden haben.

Die hier ansässigen Wahúma haben eigenartige, aus Tóru stammende Pfeifenköpfe: einen nach oben sich erweiternden, sauber gearbeiteten Cylinder, der hübsch mit punktirten Zickzacklinien verziert ist.

Das Wetter war trübe und regnerisch. Jeden Tag stellte sich gegen Mittag ein Gewitterregen ein. So bekamen wir die südwestlich von hier gelegenen hohen Bergkegel nur undeutlich zu Gesicht.*)

Von Buwówo an liessen wir Stanleys Weg links und unsern alten rechts liegen und marschirten eine Zeit lang der Wasserscheide entlang, von der die Bäche nach Westen zum Lú, nach Osten zum Ssemlíki fliessen. Stellenweise war das hier ziemlich niedrige Gras abgebrannt und hatte jungem, frischem Nachwuchs Platz gemacht. Phönixpalmen und Riesenkugeldisteln waren häufig an den Bachläufen zu sehen. Ueber Granitfelsen stiegen wir in ein tiefes Thal hinab, in denen der Felsbach Kakikóyi zum Lú fliesst. In dem Thale liegen kleine Gehöfte in Bananenhainen versteckt. An den Bergabhängen gedeihen Mais und Bataten in vorzüglicher Qualität. Die Eleusine war gerade eingeerntet. Der Abstieg auf der andern Seite brachte uns wieder auf das Plateau, wo wir bereits bei dem kleinen Gehöfte Mtégo lagerten, als uns der Regen den Weitermarsch verleidete.

Man merkte hier schon an der Bauart der Hütten und an den Feldern, dass man sich im Unyóro-Gebiet befand. Die hohen, runden Hütten haben eine grosse überwölbte Thür. Hinter ihr ist aus Rohrgeflecht eine Scheidewand hergestellt, die den Innenraum der Hütte neugierigen Blicken entzieht und vorn ein ziemlich grosses »Entrée« freilässt. Ueber der Thür sind stets einige Amulette aufgehängt: eine kleine Kalebasse, ein Grasbusch, ein Stück Haut oder dergleichen. An der Thür selbst wird gern eine Glocke befestigt, die aus einer grossen ausgehöhlten Frucht und zwei Holzklöppeln hergestellt ist. Im Innenraum ist über der Feuerstelle ein viereckiges Rohrgeflecht aufgehängt, auf dem man Thongefässe, Kalebassen etc. aufbewahrt. An der Seite ist oft noch ein kleiner Raum durch eine Rohrwand abgetrennt, der als Vorrathskammer dient. Im Hintergrunde befindet sich stets die Bettstelle des Hausherrn, ein sauberes Rohrgeflecht, das auf etwa $^1/_2$ m hohen Pfählen ruht und seitlich ebenfalls durch Rohrwände abgeschlossen ist (vergl. auch Abb. 89). Der Boden der Hütte ist mit weichem Gras gedeckt. An den Seitenwänden ist in langen Bündeln aus Stroh unenthülste Eleusine aufgehangen. Ausgedroschenes Korn wird in Thontöpfen aufbewahrt, da es Getreidespeicher nicht giebt. Gebaut werden vor allem Bataten und Eleusine, nächstdem auch Mais, Númbu (Coleus) und Bohnen, sowie ein wenig Sesam, das man halb reif abpflückt und in Bündeln zum Nachreifen aufhängt. Die kleinen Bananenhaine sind ziemlich verwahrlost. Zauberhütten sah ich nicht, wohl aber am Eingange des Bananenhains zwei kleine Rohrgeflechte von etwa einem Fuss Durchmesser, auf die drei Steinchen gelegt werden.

*) Auf der Stanleyschen Karte ist dort ein Bergzug mit einem hohen Kegel verzeichnet. Auf der Karte von Capt. Lugard ist, offenbar nach Stanleys Tagebüchern, an derselben Stelle ein Schneeberg eingetragen. Ich selbst habe diese hohen Berge mehrfach gesehen, die mir aus mehreren Kegeln zu bestehen schienen, bemerkte jedoch keinen Schnee auf ihnen. Immerhin dürften sie so hoch sein, dass möglicherweise periodischer Schneefall eintreten kann.

Der Hausrath der Eingeborenen besteht aus grossen ziemlich roh gearbeiteten Thongefässen mit weiter Oeffnung und breitem, flachem Rand. Die meisten sind ganz ohne Verzierung. Schön geflochtene Körbe von Kegelstumpfform, sowie Grasteller sind nach Unyóro-Manier hergestellt. Ebenso findet man die in Unyóro üblichen kahnförmigen Holzschüsseln (s. Taf. V.). Ein kleiner Wetzstein für Speere und Messer, sowie Reibsteine liegen vor der Hütte, Stampfmörser dagegen fehlen. Zum Enthülsen wird die Eleusine mit Stöcken geschlagen und dann durch Werfen gegen den Wind von den Hülsen befreit.

In jedem Gehöft findet man eine kleine Hütte, die angeblich dazu dienen soll, den Pépo (d. s. hysterische Krämpfe) bei Weibern auszutreiben. Man erzählte mir, dass darin Fleisch gekocht und die Trommel geschlagen werde, um den bösen Geist aus dem Kopfe der Besessenen auszutreiben. Hühner werden häufig in Rohrgeflechten aufbewahrt: man benutzt diese Thiere jedoch nur zu Wahrsagezwecken, nicht zum Essen.

Der geringe Handel richtet sich fast ausschliesslich nach Osten, besonders wurde dorthin das durch Erpressungen der Warassúra den Eingeborenen abgenommene Elfenbein abgeführt. Tabak wird in kleinen aus Bananenbast gefertigten Päckchen verschickt. Die Rindenstoffe, die hier vielfach getragen werden, sind meistens aus den östlichen Ländern eingehandelt, doch findet sich auch hier der Ficusbaum, aus dem sie bereitet werden. Am liebsten trägt man Felle, die nach Unyóromanier schön weich gekratzt werden, bis sie wie weisses Handschuhleder aussehen, und an denen man nur auf einem fingerbreitem Rande die Haare stehen lässt. Als Schmuck sind sauber abgeschliffene Elfenbeinringe von zierlicher Form bei den Männern besonders beliebt. Daneben trägt man auch solche aus Messing, Kupfer oder Eisen am Handgelenk. Dünne Eisenketten von Walégga-Arbeit werden gelegentlich um den Hals getragen, öfter ein Amulett an einer Schnur. Die Nägel der Finger und Zehen werden — ganz nach europäischer »fin de siècle«-Mode — spitz zugeschnitten.

Die hiesigen Wahúma sind schöne, hochgewachsene, schlanke Leute von unverfälschten Gesichtszügen. Ihre Speere haben ein langes schmales Blatt, das oft nach Wakóndjo-Art eine Mittelrippe, nie aber eine Blutrinne trägt. Pfeile und Bogen, sowie geflochtene flache Säcke für Lebensmittel haben sie von den Walégga angenommen.

Bei diesen Wawítu kommt der Handkuss als Bewillkommens- oder Ergebenheitszeichen vor. Die Wawítu-Frau isst mit ihrem Manne zusammen und arbeitet nichts; Rauchen und Schwatzen ist ihre einzige Beschäftigung.

Die Speisen werden meistens mit der rechten Hand zum Munde geführt, doch sieht man auch, dass grosse sauber abgeschliffene Flussmuscheln dazu benutzt werden. Sorghumbrei wird oft gegessen, Bataten und Eleusine aber vor gezogen. Als Zukost werden gerne geröstete Termiten und Heuschrecken (Ssenéne) genossen. Ein langer, kanuartiger Holztrog dient zur Bereitung des Bananenweines. Darin werden die über dem Feuer oder durch Eingraben schnell

zur Reife gebrachten Bananen zerquetscht, indem man sie mit feinem Gras durchknetet. Zu dem Brei fügt man etwas Wasser, bedeckt den Trog mit Bananenblättern und gräbt ihn oft auf kurze Zeit in die Erde ein, wodurch die Gährung beschleunigt wird.

Der hier in Rede stehende Distrikt heisst Mtégo, das Gehöft Kanyamíhio. Das Land steht unter dem am Ssemlíki wohnenden Wawítuhäuptling Kasswáre. Die Einwohner waren vor den Warassúra in den Wald geflüchtet und erst zurückgekehrt, nachdem die letzteren durch die englische Expedition vertrieben worden waren.

Nachdem wir den unvermeidlichen Morgenregen abgewartet hatten, marschirten wir auf Grashügeln langsam bergab und gelangten nach etwa einer Stunde an den Bach Andrá und an dieselben Bananen wo wir bei unserem Hermarsch beschossen worden waren. Einzelne Erythrina und Candelaber-Euphorbien standen im Grase, die vor uns sichtbare Ebene aber war mit lichtem Steppenwald bedeckt. Da neue Regengüsse herabstürzten, so lagerten wir schon in dem Gehöfte Mīssa und marschirten erst am nächsten Morgen weiter thalabwärts. Das trübe Wetter gestattete leider keine Aussicht auf den Schneeberg. Auf den mit mässig hohem Adropogon-Grase bedeckten Terrainwellen zeigten sich einzelne Akazien- und Euphorbienbüsche, hier und da auch eine Borassuspalme. Bald befanden wir uns auf einem Terrainrücken, deren eine ganze Anzahl in westöstlicher Richtung von den Bergen in die Ebene ausstrahlten. Zu beiden Seiten waren durch die von den Höhen herabströmenden Bächen 50 bis 60 m tiefe Thäler ausgewaschen. Stellenweise stürzten auch die Hänge völlig senkrecht ab und liessen erkennen, dass der Boden hier aus geschichteten Sandmassen besteht. In diesen hatte das Regenwasser tiefe Furchen gegraben, zwischen denen das Sandkonglomerat oft gleich Stalagmiten stehen geblieben war. Offenbar hatten wir hier eine alte Alluvialbildung vor uns (vergl. Kap. 14, S. 299). Die Thalsohle dieser Rinnen war völlig eben und mit hohem Schilfgras bestanden.

Nach kurzem Weitermarsch stiegen wir in das nördliche Thal hinab und gelangten in grosse Bananenpflanzungen, durch die der früher berührte Andrá-Bach fliesst. Der ganze Distrikt heisst Kiriyámo (Kiryama) und ist ebenfalls dem Häuptlinge Kasswáre unterthan. Es wohnten hier noch einzelne Wahúma, nachdem der hiesige Unterchef von den Warassúra fortgeschleppt worden war. In seinem verlassenen Gehöfte richtete ich mich wohnlich ein. Die übrigen Hütten waren je zu 1—3 mit hohen sauberen Rohrzäunen umgeben; bei grösseren Häuptlingen bildeten die in einander geschachtelten Zaunhöfe wahre Irrgärten. In dem fruchtbaren Thale gedeihen die enormen Bananenhaine ganz vortrefflich, ebenso wie Massen von rothschaligen Bataten. Ausser ihnen baut man etwas Sesam, Eleusine und Amaranthus. Meine grosse Hütte hatte wohl 20—25 Schritt im Durchmesser. Sie war sehr sauber aus Rohr geflochten, im vorderen Raume richtete ich mir ein Arbeitszimmer ein, in dem hinteren wurde mein Bett aufgeschlagen.

Von hier aus gingen die Leute Bakaiwúgas zurück und nahmen einen Brief an den Pascha mit. Zwei an den Pocken erkrankte Kinder wollten sie jedoch nicht mit sich führen.

Nachdem wir hier einen Tag gerastet hatten, marschirten wir nach Süden weiter. Von der Höhe aus hatten wir einen kurzen Ausblick auf den Schneeberg, von dem drei Kuppen deutlich wahrzunehmen waren. Nach Norden tritt ein bedeutender Höhenzug von ihm aus in das Land hinein, der sich vor den Abfall des Unyóro-Plateaus schiebt. Noch dreimal ging es nun in ähnliche eingeschnittene Thäler hinab, durch die stark schlammige Bäche nach Osten fliessen. Ihre Abhänge bestehen theilweise aus mergeligem Thon, theilweise aus Sand und kleinen Kieseln; die zwischen den Thälern stehen gebliebenen Rippen zeigen an ihrer Oberfläche Lateritboden, auf dem sich dünner Steppenwald ausbreitet. In den Thälern ist der Grund mit Schilf bedeckt, die Abhänge stellenweise mit dichtem Dornbusch. Etwas weiter östlich sahen wir geschlossenen Urwald, der sich bis an den Fuss des Schneeberges fortsetzt, dessen Hänge jedoch freilässt.

In dem hohen Schilfgrase eines solchen Thales sahen wir aus der Höhe eine Heerde von 10—12 Elephanten weiden, die gemächlich, mit den Ohren fächelnd, spazieren gingen. Ich liess die Karawane halten und ging mit einigen Leuten den Thieren nach. Aber ehe ich mich durch das hohe Gras hindurcharbeiten konnte, hatten sie bereits das Weite gesucht. Eine Verfolgung liess meine geographische Arbeit nicht zu.

Nach $4^1/_2$ stündigem Marsch kam ich in dem Dorfe Oránis (s. auch S. 322) an, der von seiner früheren Niederlassung durch die Warassúra vertrieben war und sich etwas weiter westlich angesiedelt hatte. Hier erfuhr ich, dass sich viele Ssudanesen an den jenseitigen Bergen im Lande Nssóro angesiedelt hätten; von Kiriyámo aus sollte man sie in zwei starken Märschen erreichen können. Ich fertigte einen Boten ab, der den Pascha von diesen Erkundigungen unterrichten sollte.

Die Leute Oránis gehören zum Stamme der Wahóko (Wambúba). Angeblich sollen in dieser Gegend von den Wahóko nur bei Oráni in Bugúndi die Familie der Abubomambíli, bei Bewáu die der Wabogáni sein. Ueberall westlich von hier wohnen ebenfalls Wambúba. In der Nähe von Bewáu z. B. die Bíndi und Lahúgo genannten Familien derselben. Die hiesigen Wahóko sind abhängig von den auf den westlich von hier gelegenen Mbóga-Bergen wohnenden Wanyóro- (Wakóve-) Häuptling Kamánya.

Die Wahóko Oránis, (Abb. 191) sind grosse, starke, dunkel-chokoladenbraune Leute von breiter Statur mit runden Köpfen und meist stark hervortretenden Backenknochen. Sie sehen den »Wassongóra« am Banyóro-Berge ziemlich ähnlich. Alle tragen einen starken Kinnbart, die Augenbrauen und Wimpern dagegen werden abrasirt.*) Die oberen vier Schneidezähne schlägt man spitz. In der Oberlippe bringt man eine oder zwei Durchbohrungen an, in die bis-

*) Die Zwerge entfernen ebenfalls die Wimpern, was ich oben zu erwähnen unterlassen habe.

weilen Messingringe oder gekrümmte Messingnägel eingelegt werden. Seltener wird in den Ohrlappen ein dünner Messingring getragen. Beschneidung ist allgemein eingeführt. Als Kleidung dient ein ziemlich breites Stück Rindenstoff, das zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten in breiter Fläche an einer Lendenschnur aus ein- oder mehrfachen Baststricken befestigt wird. Um den Hals trägt man bisweilen einen massiven mit Thonpomade beschmierten Bastkranz, häufiger die bekannte, an den Enden spiralig aufgewundene Eisengabel oder einfache dicke Eisenringe. Grasringe an Armen und Beinen trug nur Oráni selbst. Die Haare werden meistens kurz getragen; doch lässt man manchmal eine kleine Scheitellocke stehen. Andere Leute aber lassen sie auch lang wachsen und flechten sie in zahlreiche, vom Wirbel ausstrahlende Zöpfe. Bisweilen wird eine Federrosette (aus den rothen Federn von Musophaga Rossae) am Haarwirbel als Schmuck befestigt. Zur Bewaffnung dient ein kleiner Speer mit zierlichem, schlankem, lanzettförmig geschweiftem Blatte. An der dünnsten Stelle, da wo das Blatt in die Zwinge übergeht, ist das Eisen häufig schraubenförmig gedreht oder mit einigen eingeritzten Linien- und Dreiecksmustern verziert. Das untere Ende des meist dunklen Lanzenschaftes ist mit einer langen Eisenzwinge versehen (Abb. 192, 193). Zur Befestigung des Eisens auf dem Holz wird der Schaft mit dem Harz des Mpáffu*)-Baumes (Canarium edule) eingerieben, und dann die erhitzte Zwinge darauf gesetzt. Die Bogen sind denen aller Waldvölker ähnlich. Die Pfeile haben wie bei den Wawámba eine einfache, schaufelförmige Spitze, ohne Widerhaken, und Blattbefiederung. Als Köcher dienen die mehrfach beschriebenen Rohrplatten mit aufgenähtem kleinen Rohrsack. Die Schilde sind gross, fast kreisrund, aus biegsamem Rottanggeflecht und aussen mit langgezogenen schwarzen Dreiecken bemalt. Ihr Rand wird mit Colobusfell benäht, und an ihrer Hinterseite befestigt man eine ovale Holzplatte, an der ein Holzgriff angebracht ist. (Tafel XIX. 8.) Jeder Mann



Abb. 191. Mhóko-Mann von Bugúndi. (Oránis Dorf.)

*) Es ist auffällig, dass der »Mpáffu« bis weit nach Westen den gleichen Namen trägt, so am Tanganyika (Cameron), bei den Bashilánge »Mupáfu« und in Angola »Mubáfu« (Pogge) s. Engler, botan. Jahrb. 15. p. 99.

trägt auf dem Rücken ein kurzes Elfenbeinhorn mit einer seitlich vor der Spitze angebrachten Blasöffnung, das oft ganz oder theilweise mit Varanhaut überzogen ist (Abb. 86). An seinem unteren Ende pflegt eine Haarquaste angebracht zu sein. Buschmesser sieht man häufig: Klingen von langgezogener Sichelform stecken in rohem Holzgriff. Unentbehrlich für jeden Mann sind die Thonpfeifen. Ihre Köpfe haben, wie bei den Wawámba, zwei Füsse (Abb. 79) und auch die Thongefässe haben dieselbe Form wie bei den Wawámba. Die zum Kochen dienenden sind weitmündig, oft mit fast senkrechten Seitenwänden und haben einen umgeschlagenen, wenig oder gar nicht verzierten Rand (Abb. 192, d, e). Die Wasserkrüge sind langhalsig und mit allerhand Strichen geschmückt (Abb. 192, f).

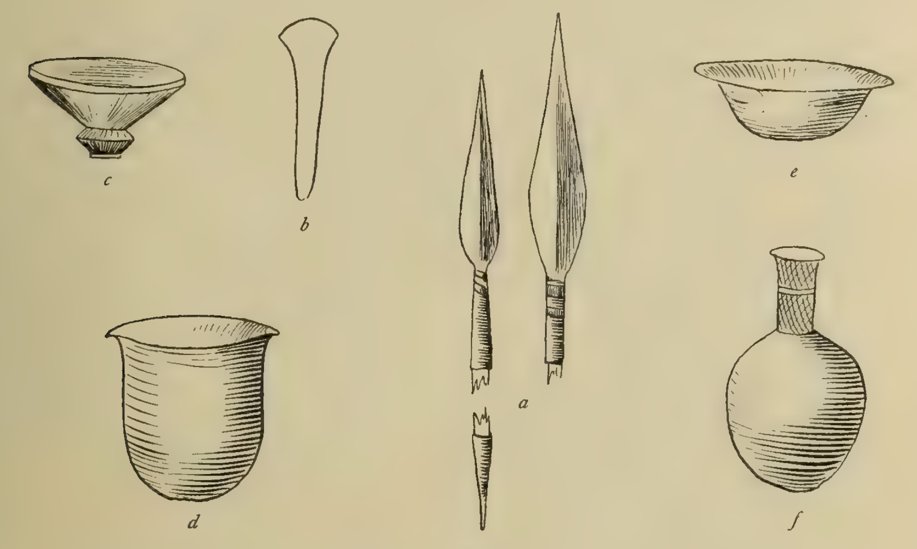


Abb. 192. Geräthe aus Oránis Dorf (Wahóho). *a* Lanzen, *b* Meissel, *c* Schemel, *d, e, f* Thongefässe.

Sie sind sehr regelmässig und oft geschmackvoll geformt. Endlich sind auch Reibsteine und breite, aber kurze Holzmörser sowie Holzschemel im Gebrauch.

Man baut besonders Bananen und Mais, etwas Eleusine, dazu angeblich auch Sesam. Die Dörfer sind stets auf den Höhenzügen angelegt, die zwischen den Bachthälern stehen geblieben sind. An zwei Seiten führen steile Abhänge zum Thal, an den beiden andern ist der Zugang durch rohe Pallisaden abgesperrt, die man nur durch eine enge Thüröffnung passiren kann. Der längliche Dorfplatz ist sauber gehalten. In zwei ziemlich regelmässigen Reihen sind die Hütten angeordnet, die denen der Wawámba gleichen. Die Seitenwand besteht aus Spaltholz. Das kegelförmige Dach ist theils mit Phryniumblättern, theils mit Gras gedeckt, die Thür etwas überwölbt. Extrahütten dienen zum Kochen oder zu geselliger Vereinigung. Sie bestehen aus einem runden Kegeldach, das ringsum durch Pfähle — je 3—5 zu einer Gruppe vereint — gestützt wird (Abb. 193). Man sieht aber auch einfache Sonnendächer, die nur aus einem rohen, auf vier

Stangen ruhenden Verdeck bestehen. Ausser den aus einen behauenen Aststück bestehenden Ruhebänken, wie sie schon bei den Wawámba beschrieben wurden, sah ich noch Holzschemel, ähnlich denen, die bei uns von den Steinklopfern gebraucht werden: ein tellerförmiger Sitz auf einem stielförmigen Fuss (Abb. 192, c).

Die oben beschriebene Kleidung der Männer wird öfters durch kleine Thierfelle vervollständigt, die man über die Schulter hängt. Solche von Katzenarten oder Viveren, auch von Colobus oder Cercopithecus Schmidtii sind die beliebtesten. Oráni selbst legte bei meiner Ankunft ein Leopardenfell ab und ersetzte es durch ein früher von uns erhaltenes Stück Baumwollenzeug.

Die hiesigen Wahóko scheinen den Wambúba-Walésse anzugehören, aber mit der grossen Wáwira-Gruppe der Bantuvölker und Wakóndjo vermischt zu sein. Wasser heisst bei ihnen »malíbo«, Feuer »ndjúra«, Mais »mkússa«, Banane »búgu«, Pfeil »lingússa. Höchst eigenthümlich ist ihr Zahlsystem, das nach vier und zwölf angeordnet ist, während fast alle übrigen Neger fünf und zehn als Grundlage ihres Zahlensystems haben.*) Hier heisst $8 = 2 \times 4$, $9 = 2 \times 4 + 1$. Ausserdem existiren wie bei uns, bis zu zwölf besondere Zahlenbezeichnungen. $13 = 12 + 1$, $14 = 12 + 2$, $16 = 2 \times 8$, $17 = 2 \times 8 + 1$ und $20 = 2 \times 10$. Somit wird beim Zählen das Vierer-, Zehner- und Zwölfersystem vermischt. Meistens wird den einfachen Zahlenbezeichnungen ein »ten« oder »te« angehängt. Die Flexion geschieht anscheinend durch Präfixsilben, was ich daraus schliesse, dass, als ich Maiskolben zum Zählen nahm, den Zahlworten ein scharfes »ss« vorgesetzt wurde.**) In den Zahlenbezeichnungen sind Wáwira-Worte mit Wambúbaworten gemischt.

Als wir uns am nächsten Tage auf dem Marsche befanden, hörten wir in der Ferne hinter uns heftiges Trommeln. Auf meine Frage erklärte mir der Führer, dass jetzt die Beschneidung einiger Knaben vorgenommen werde. Man hatte zu diesem Zwecke mehrere Hütten weit vom Dorfe entfernt im Walde erbaut, in denen die Knaben leben mussten. Die Beschneidung wird von beliebigen älteren Männern mit einem kleinen Messer ausgeführt. Zur Blutstillung dient einfach kaltes Wasser. Bis zur Heilung müssen dann die Jungen noch im Walde bleiben und bekommen dorthin ihr Essen gebracht, das von den Frauen im Dorfe gekocht wird. Während der ganzen Zeit dürfen sie keine Frau sehen. Vor dieser Ceremonie werden den Knaben die oberen Vorderzähne zugeschärft, was meistens durch die Wahóli (Wakóndjo) geschehen soll. Nach der Beschneidung bringt man auf dem Bauch eine Tätowirung an, die auf jeder Seite des Nabels aus je zwei langen und breiten Streifen von kleinen Punktnarben besteht, die sich oben in zwei Aeste theilen. Die Tätowirung wird von Wabúyu-Wahóko vor-

*) Ein Zwölfersystem ist sonst nur noch durch R. Flegel von den Apho am Benue bekannt geworden. Vergl. H. Schubert, das Zählen, in: Neumayers Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, II. p. 290.

**) Zahlen der Wahóko: 1 ligóno, 2 liwíli, 3 elátu, 4 gīna, 5 bóko (kibóko = Hand), 6 madéa, 7 madaneka, 8 bagena, 9 bagéna mgóno, 10 mine, 11 baitóda, 12 bakúmba, 13 bakúmba igímo, 14 bakúmba digidiwí, 15 bakúmba digilétu, 16 bagéna bawíli, 17 bagéna bawíli gīno, 18 bagéna bawíli digiwí, 19 bagéna bawíli digilétu, 20 baména bawé.



Stuhlmann, phot. Lichtdr. v. Frisch.

Wambúba - Dorf

im Urwald, westlich des Issángo-Ssemliki-Flusses.

genommen, die zu diesem Zwecke herbeigerufen werden: sie machen die Einschnitte mit Pfeilspitzen und streuen am nächsten Morgen Pflanzenasche in die Wunde.

Wenn ein Mann sich verheirathen will, so geht er mit fünf Hühnern und einer Ziege zum Vater der Braut und verhandelt mit diesem über den Brautpreis. Er übernachtet dann bei seinem zukünftigen Schwiegervater und kehrt am folgenden Morgen in sein Haus zurück. Kurz danach wird ihm die Braut von deren Angehörigen zugeführt und mit Trommeln in ihrem neuen Heim empfangen. Die Zahl der Frauen ist nicht beschränkt. Bei der Entbindung, die in halb hockender, halb liegender Stellung von hinten unterstützt, stattfindet, dürfen nur Frauen assistiren. Stirbt die Wöchnerin bei der Geburt, so wird der Leib geöffnet und das Kind herausgenommen, damit beide getrennt begraben werden können. Die Nabelschnur schneidet man mit einem Pfeil(!), etwa zwei Handbreit oberhalb des Kindes ab, stillt die Blutung durch Torsion des Endes und bindet dieses auf dem Bauch des Kindes fest, bis es vertrocknet ist. Nabelbrüche sah ich nicht, die Behandlung der Nabelschnur scheint demnach ziemlich sorgfältig zu geschehen. Die Nachgeburt wird sofort von Frauen hinter der Hütte begraben. Fünf Tage lang bleibt die Mutter mit ihrem Kinde zurückgezogen. Während dieser Zeit gilt sie für unrein, kein Mann darf sie besuchen, ihre Nahrung wird von einer andern Frau gekocht, die aber ebenfalls nicht mit ihr essen darf. Der bei allen Negern übliche Gebrauch, dass während dieser Zurückgezogenheit kein Feuer aus der Hütte heraus oder in dieselbe hineingeschafft werden darf, wird auch hier strenge eingehalten. Am sechsten Tage wird sodann das Kind herausgebracht und der erste Haarschnitt an ihm vorgenommen. Die abgeschnittenen Haare werden unter die Lagerstatt der Mutter gestreut. — Aehnlich werden bei Erwachsenen die Haare und Nägel, die abgeschnitten worden sind, sorgfältig gesammelt und im Busch verstreut.

Todte begräbt man in ausgestreckter Stellung im Walde oder im Grasdickicht weit von den Hütten entfernt und schliesst das Grab mit Sand, ohne ein Zeichen darauf zu thun. Hütten für Todte werden nicht errichtet; auch Zauberhütten sah ich nirgendwo. Die Anthropophagie der Wambúba betrachtet man mit Abscheu.

Für die Kriegserklärung herrschen keine besonderen Gebräuche. Man überfällt einfach das verfeindete Dorf ohne vorherige Aufkündigung des Friedens. Der Häuptling hat eine Abgabe von Mais und Bananen zu beanspruchen.

Auffallend häufig sind anscheinend syphilitische Hautgeschwüre, die ich bei vielen Leuten in der Nähe des Mundes, an den Lippen und Wangen, aber auch am Ellenbogen bemerkte. Ausserdem sah ich mehr als einmal ein Cornea-Sklerom, das gleichfalls auf Sekundär-Affekte hinzudeuten schien, und wobei der Augapfel jedesmal weit aus der Augenhöhle hervortrat. Kröpfe kommen bisweilen vor.*)

---

*) Die Schädel von drei gemessenen Individuen hatten folgende Längen und Breiten. 190,5:154, 187:146, 180:139 mm. Demnach im Durchschnitt 100:78,6.

Nach dem Abmarsch von Oránis Dorf lagerten wir zunächst an demselben Bachtümpel, an dem wir während des Hinmarsches gerastet hatten und gelangten von hier aus am nächsten Tage nach dem Orte Ipémbe des Häuptlings Bewau. Wie alle Wahóko- und Wawámba-Dörfer ist auch dieses auf einer grossen Lichtung angelegt, die durch Ausroden des Urwaldes gewonnen worden ist. Ringsum lagen Maisfelder sowie Bananenpflanzungen, die nicht eben sehr sorgsam gepflegt waren. Zwei bis drei solcher Dorfkomplexe befinden sich auf einer grossen Lichtung. Jeder wird durch einen Pfahlzaun abgesperrt. Die Eingangsthür schliesst man durch vorgesteckte Stangen, an die eine Holzglocke gehängt wird. Zu beiden Seiten des äusserst sauber gehaltenen langen Dorfplatzes, auf dem nur einige Ficusbäume stehen geblieben sind, liegen die Hütten der Bewohner. Sie sind ziemlich niedrig, aus einem bauchig kegelförmigem Gertengeflecht hergestellt, und haben eine etwa 1 m hohe, überwölbte Thür. Zu beiden Seiten des Eingangs sind aus 4—6 zusammengebundenen kurzen Pfählen Seitenwände gebildet. Das Dach wird innen durch mehrere Pfähle gestützt; es ist mit Gras gedeckt, und aus seiner Spitze ragt ein Pfahl hervor. Die Wände der Hütten sind ziemlich lässig aus Bananenblättern hergestellt. Hinter der Thür ist eine aus Rohr geflochtene Blendwand angebracht; im hinteren Raume über der Feuerstelle hängt ein viereckiges Geflecht zur Aufnahme von Hausrath. Hinter der Feuerstelle oder zu beiden Seiten von ihr sind eine oder zwei Bettstellen auf 30—50 cm hohen Pfählen errichtet. Sie sind sorgfältig mit Heu gepolstert, und als Kopfkissen dient ein Packet zusammengebundener Bananenblätter, die häufig erneuert werden.*) Als Thür der ganzen Hütte werden von innen einige durch zwei Stöcke zu einer Platte verbundene Rindenstücke vorgeschoben. Fast überall ist zu beiden Seiten des Hütteneingangs je eine längere Stange befestigt. Häufig verbindet man diese beiden durch eine Schnur, woran Sachen zum Trocknen aufgehängt werden.

Mehr Sorgfalt als auf die Hütten verwendet man auf die Sonnendächer. Bewau selbst hat eines von besonders grossem Umfange, eine Art Dorfkasino. Man sitzt darin auf den zahlreichen Ruhebänken, raucht, schwatzt oder klopft Rindenstoffe, was meistens mit Elfenbeinkeulen geschieht. Ausser den Sonnendächern findet man stets noch eine grössere Zahl viereckiger flacher Gerüste, die auf Stangen $1^1/_2$—2 m über dem Erdboden angebracht sind und zum Trocknen und Aufbewahren von Mais dienen. Zu jeder Hütte gehören ein bis zwei solcher Gestelle.

An Hausgeräthen sind ausser den bei Oráni beschriebenen Sachen noch grössere, aber sehr kurze Stampfmörser erwähnenswerth, die man aussen oft mit schwarzen eingebrannten Ringen verziert. Ganz kleine Mörser derselben Form dienen zum Zerkleinern von Gemüse. Das Stampfholz ist immer kurz und am

*) Die von uns besuchten Neger benutzen, ausser denen in Sansibar und den Küstenstämmen, die den Arabern Manches nachahmen, niemals Kopfkissen, sondern legen beim Schlafen immer nur den Arm unter ihren Kopf.

oberen Ende mit einem konischen Ansatz versehen. Man stampft stets im Sitzen, was unseren Leuten sehr unbequem war, so dass sie sich zur Bereitung ihres Mehles eigens erst lange Hölzer schnitten. Sehr häufig sind ferner ovale, muldenartig gebogene Rindenstücke von etwa 30 : 90 cm Grösse, die sowohl zum Hinausbefördern von Asche und Unrath benutzt werden, als auch beim Trocknen von Gegenständen als Unterlage dienen.

Während die Leute unter den Sonnendächern sitzen, werden die Speere an die Pfosten angelehnt, an denen auch mehrere grosse Schilde aufgehangen sind, zusammen mit verschiedenen Amuletten. Die Zaubergegenstände von Bewau bestanden aus einem winzigen Thontopfe mit undefinirbarem Inhalt, sowie aus drei bis vier mit Haut bezogenen Elfenbeinstücken, von denen ein langer Fellstreifen herabhing. Vor seiner Hütte war ein kleiner Kreis von Pflöcken in die Erde gesteckt, in den einige Steine, sowie Maiskolben gelegt waren, angeblich, um Krieg und Unglück vom Dorfe fern zu halten. Ausserdem sah ich eine kleine Miniaturhütte aus Gras, die jedoch nichts enthielt.

Leichte, ziemlich grosse Körbe, die aus gespaltenem Rohr in grossen sechsseitigen Maschen geflochten werden, dienen zur Aufnahme von Mais. Die Trommeln gleichen denen der Waganda, sind aber meist von kleiner Form.

In jedem Dorfe sind einige violett blühende Tephrosien angepflanzt. Ihre zerstampften und mit Wasser vermischten Blätter sollen die Flöhe aus den Hütten vertreiben.*)

Im Dorfe sind Wanyóro- und Wakóndjo-Leute als Schmiede beschäftigt, die zu diesem Zwecke jeweils einwandern. Unter einem rohen Dach aus Zweigen haben sie eine flache Grube ausgehoben, die den zerklopften und mit Kohle vermengten Raseneisenstein aufnimmt. Trompetenförmige Thonröhren werden, je zwei bis vier an der Zahl, unter diese Erzmasse als Düsen geleitet, um ihr Luft durch Blasebälge zuzuführen. Ein durch Pflöcke festgehaltener grosser Stein dient als Amboss, ein anderer, kleinerer Stein als Hammer. Das Eisen, das nicht von den Wanyóro fabrizirt wird, erhandelt man von den Wambúba, denn die hiesigen Eingeborenen schmieden nicht.

Dicht vor dem Dorfeingang war ein Abort angelegt. Etwa zwei Fuss hoch über dem Boden hatten die Leute eine horizontale Stange auf Stützen angebracht, auf der sie hockten. Die Stelle des »closet-paper« vertraten entkörnte Maiskolben.**)

Ausser Bananen und Mais werden noch Gynandropsis, einige Colocasien, ein Polygonum mit silbergrau bereiften Blättern, sowie Amaranthus als Gemüse angepflanzt. Der in den Bananenpflanzungen üppig wuchernde Schotenpfeffer

*) Sonst dienen die zerstampften Tephrosienblätter bekanntlich dazu, um — ins Wasser gestreut — die Fische zu betäuben, die in Folge des genommenen Giftes bewusstlos an der Oberfläche schwimmen und so leicht zu erbeuten sind.

**) Sonst findet man bei Negern sehr selten Aborte angelegt. Soweit mir bekannt, sind sie nur aus Mangbáttu beschrieben. An der Küste und in den arabischen Ansiedelungen hat man sie den Arabern nachgeahmt.

wird von den Eingeborenen nicht verwerthet. Ich selbst liess eine grosse Menge davon trocknen und zu Pulver zerstampfen, um damit in Ermangelung von Naphtalin meine Vogelbälge und Säugethierhäute einzupulvern, ein Verfahren, das zwar leidlich gegen den Insektenfrass schützt, aber später freilich für die Nasen der die Sammlungsstücke prüfenden Gelehrten einigermassen verhängnissvoll werden sollte: als nämlich meine Sammlung später im Museum für Naturkunde zu Berlin ausgepackt und durchmustert wurde, haben die damit beschäftigten Herren Stunden lang niesen müssen.

Die Hühner weichen äusserlich nicht von denen der übrigen Neger ab. Die Hähne sind meistens bronzefarben mit grünschwarzen Flügeln, ebensolchen Schwanz und ziemlich kleinem Kamm. Die graubraunen Hennen sind unregelmässig hell gefleckt oder schmutzig weiss mit graubraunenSprenkeln. Alle Kücken haben eine dunkle, braune oder schwarze Längsbinde über Kopf und Rücken. Die Ziegen gleichen denen der Walégga: sie sind klein, meist schwarz, mit ganz winzigen Hörnern. Eine andere, angeblich aus dem westlichen Wald gekommene Art hat etwas längere, nach hinten leicht divergirende und an der Spitze ein wenig nach vorne gekrümmte Hörner, die stark geringelt sind. Diese Sorte hat meist eine fahlgelbliche Farbe mit schwarzen Seitenstreifen, der von der Schnauze über das Auge nach dem Rücken verläuft. Beiden Arten fehlen Bart und Hauttroddeln. Die ziemlich seltenen Hunde gehören der kleinen Waldrasse mit den aufrecht stehenden dreieckigen Ohren an. Schafe scheinen nicht vorzukommen.

An Thierfellen sah ich das einer Art von buntfarbigem Schakal, der im Lande von Bukóko häufig sein soll, ferner einer kleinen Genetta mit schwarzgeringeltem Schwanz, die angeblich mit reifen Bananen gefangen wird, sowie einer rothbraunen, weiss gesprenkelten Antilope (A. scripta), die vom anderen Ufer des Ssemlíki stammte.

Die Eingeborenen zeigen denselben Typus, wie die bei Oráni. Häufig sind sie mit einer Pomade aus Russ und Ricinusöl gesalbt. Bei allen sind die Vorderzähne spitz zugeschärft. Die Männer tragen vielfach auf dem Kopfe ein hutartiges, rundes Korbgeflecht, dessen Rand mit einem Streifen Rindenstoff eingefasst ist und das man aussen mit schwarzen und rothen Strichen bemalt. Um den Hals werden dicke Eisengabeln gelegt, die an den freien Enden durch einen aus dünnem Draht geflochtenen und oft mit Kauris oder rothen Schweinsborsten verzierten Knoten verbunden sind. Eisenringe schmücken Ober- und Unterarm, sowie den Unterschenkel unterhalb des Knies; Messing und Kupfer sind hier noch selten.

Um eine neue Strasse zu erkunden, beschloss ich, am westlichen Ufer des Ssemlíki-Issángo-Flusses entlang nach Süden zu marschiren.*)

*) Unser Marsch sollte von hier nach Wa-Kinábo, Wa-Rú, Wa-Mssímo, Buliáu (bis hierher durch Wambúba-Land) und von dort zu Mbéne gehen, der den Wakóndjo angehört. Nach anderen Angaben sollten wir von Kinábo aus nach Mdúnde, Mdebénga-wa-Rú, Mléi-wa Mssímo, Vundekakáre-wa-Buliáu und Vunditéi kommen. Im Walde soll es Schimpansen geben.

Nach einem Rasttage marschirten wir in südwestlicher Richtung abwechselnd durch Bananenpflanzungen, frische Rodungen oder verlassene Anlagen, in denen der Marsch durch aufwuchernde Vegetation und gestürzte Stämme noch beschwerlicher als im Walde selbst war. Schon nach 2¼ Stunden erreichten wir Andúndi-wa-Kinábo, woselbst Wambúba wohnen.

Das Dorf liegt ebenfalls in einer mit Bananen bestandenen Waldlichtung mit eingestreuten Maisfeldern. Die Hütten sind nicht so regelmässig in zwei Reihen angeordnet und der Platz nicht so sauber gehalten, wie bei den Wahóko. Die Ersteren werden nur in vereinzelten Fällen mit Vordach und Pfahlseitenwänden versehen. Meistens bestehen sie aus kleinen, lüderlich gebauten Kegelhütten, die hinter der Thür eine Scheidewand aus Rindenplatten haben. Die Versammlungshütten sind auch hier am sorgsamsten gebaut (Abb. 193). An ihren Stützpfählenreicht die Grasbedeckung bis an die Erde, so dass eine Kegelhütte mit zahlreichen Bogeneingängen entsteht. Ueberall stehen Ast-Ruhbänke umher, die oft noch eine besondere Rückenlehne haben. Geraucht wird selten aus Bananenblättern, meistens aus den zweifüssigen Thonpfeifen.


Abb. 193.
Versammlungshütte der Wambúba in Andúndi.

Die Männer sind von etwas untersetzterer Statur, als die Wahóko, doch scheinen viele Vermischungen mit diesen vorzukommen. Deshalb tritt auch kein rechter Stamm-Charakter hervor. Das Kopfhaar wird meistens in gesalbte Flechten angeordnet. Sehr häufig rasirt man die Scheitelparthie heraus und lässt nur auf den Wirbel eine kleine Locke stehen (Abb. 194). Augenbrauen und Wimpern werden entfernt. Den dunkelroth gefärbten Rindenstoff trägt man nur in schmalen Stücken. Sehr beliebt als Zierrath sind Eisenringe, von denen oft 10 bis 20 über einander angebracht werden, besonders an den Hand- und Fussgelenken, aber auch unterhalb des Knies. Durch die hierdurch erzeugten Blutstauungen sind bei vielen Männern Krampfaderknoten entstanden, eine bei Negern sehr ungewöhnliche Erscheinung. In der Oberlippe werden kleine Messingringe oder Nägel aus Eisen oder Messing in 1—5 Durchbohrungen angebracht (Abb. 195), dazu die oberen Zähne stets, die unteren bisweilen zugeschärft. Speere, Pfeile und Bogen gleichen denen der übrigen Waldvölker.

Die Speerklingen werden vielfach als Messer benutzt und zwar schneidet man derart, dass der Daumen die Klinge gegen den Zeigefinger führt, aber in umgekehrter Richtung wie bei uns. (Vergl. auch S. 450.)

Als Gürtelschnur findet man häufig einen dicken Strang aus Geflecht verwendet, das mit Thonpomade roth gefärbt, manchmal auch mit winzigen Eisenperlen verziert wird. Die Tätowirung besteht in zwei bis drei Punkt-

bahnen, die auf dem Bauch zu beiden Seiten des Nabels auseinanderlaufen und unten durch eine horizontale Linie mit einander verbunden sind. Bisweilen sieht man auch beiderseits der Mittellinie zwei kreuzweise ineinander verschlungene dick gewulstete Zickzacknarben, in selteneren Fällen ist auch auf dem Oberarm noch eine Tätowirung vorhanden.



Abb. 194.
Wambúba-Mann aus Andúndi.

Beim Tanzen bedient man sich der Klapperinstrumente: die gebräuchlichsten sind lange, leichte Holzbretter mit zahlreichen Randlöchern, in denen Eisenringe hängen, oder Lederstücke mit grossen Früchten benäht, davon jede einzelne einige kleine Bohnen enthält. Die Bretter werden in der Hand gehalten, das Leder um die Beine gebunden, ähnlich wie bei den Schlittenglockenvirtuosen unserer Spezialitätentheater.

In West-Süd-Westrichtung marschirten wir nun von Andúndi weiter. Nach einer halben Stunde Marsch durch den Wald gelangten wir an eine kleine Wakóndjo-Kolonie, Kírani, die hier mitten unter den Wambúba angesiedelt ist. Unterwegs fanden wir zweimal Pygmäenlager, die schon längere Zeit verlassen schienen. Weiterhin erreichten wir nach $1^1/_2$ Stunden das Dorf Mbóndi, das zu dem unter dem Häuptling Mssímu stehenden Distrikt Waléhi gehört. Ausserhalb des Dorfes war in einer kleinen Lichtung ein etwa 15 Schritt langer Schuppen aus Bananenblättern angelegt, in dem sich die Knaben zur Zeit der Beschneidung mit ihren Vätern aufzuhalten pflegen; er erinnerte auffallend an die durch Stanley von den Walésse beschriebenen viereckigen Hütten. Nach kurzer Rast ging es weiter, immer durch den Wald, der hier namentlich viele Musanga-Bäume enthielt, eine Pflanzengattung, die mit der amerikanischen Cecropia eng verwandt ist (siehe Tafel XXIV). Die meisten der sehr hohen Baumarten werden durch flügelförmige Wurzelplatten, die übrigen durch Luftwurzeln festgehalten. Unter den grossen Waldriesen stehen niedrige, nur etwa armdicke Bäume, und der Boden ist dicht mit Gesträuch bedeckt. Kraut und Gras fehlt, von einigen Araceen, Phrynium und ähnlichen Gewächsen abgesehen, gänzlich. Ein weissblühender Strauch und ein anderer mit prachtvollen Trompetenblüthen sind sehr häufig. In das wellige Land haben sich viele Bäche tief eingeschnitten. Am Wege lag ein grosses halbfertiges Kanu, das bestimmt war, in den nahen Issángo-Ssemliki-Fluss — von den Wahóko Itíri genannt — gebracht zu werden.





Abb. 195. Lippenschmuck der Wambuba-Männer.
a Messing- oder Eisennagel.
(Natürl. Grösse.)

Nach vierstündigem Marsch war der etwa 20 m breite und knietiefe Fluss Abéa erreicht, der den Unterlauf des Lú bildet. Von hier aus gelangten wir alsbald absteigend in das Dorf Atekíndi (Distrikt Vundegíndi).*)

Die Einwohner — Wambúba — waren entflohen. Während die Führer sich bemühten, sie zurückzurufen, hatten wir Zeit, uns im Dorfe umzuschauen. Die Hütten werden hier sehr sorgsam gebaut. Ein grosser Kreis von 0,8—1 m hohen, dicht neben einander in den Boden eingesteckten Pfählen wird mit Baumblättern gedichtet und auf diesen das ziemlich hoch geformte Kegeldach aufgesetzt, ein radial trichterförmig angeordnetes Ruthengeflecht, das mit Phryniumblättern gedeckt und dessen Spitze mit einer Mütze aus langen Schilfblättern versehen ist (Abb. 196). Der untere Rand des Daches wird sauber beschnitten. In anderen Dörfern werden die Dächer mit Gras gedeckt. Die Thür, die aus aneinander gelegten Holzplatten besteht, hat eine ganz flache Ueberwölbung; ein äusserer Vorbau ist nicht vorhanden, jedoch sind nach innen am Eingange einige Pfähle eingerammt, um die Thür zu halten. Im Hause selbst sind ein bis zwei mit trockenen Bananenblättern ausgepolsterte und mit Kopfkissen versehene Bettstellen meist durch Plankenzäune von dem übrigen Hüttenraum abgetrennt. Neben der Thür, im Aussenwinkel eines solchen Schlafraumes, ist bisweilen ein kleines Gerüst für Töpfe, Kalebassen etc. angebracht; auch über der Feuerstätte hängt man zwei über einander befindliche, viereckige Geflechte zur Aufnahme von Hausgeräth auf, das hier natürlich vollkommen angeräuchert wird. Unter dem Dache hängen zahlreiche Maiskolben und Sorghumähren, die Saat für die kommende Jahreszeit.

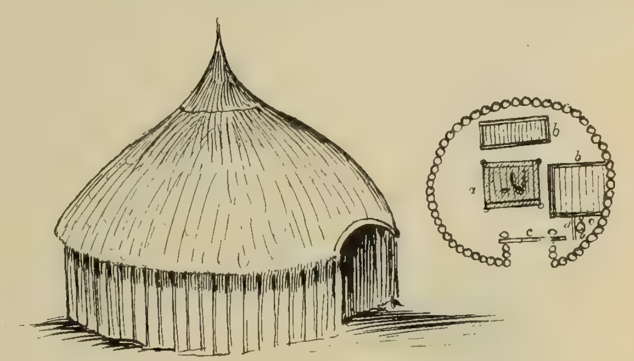


Abb. 196. Wambúba-Hütte in Atekíndi.
a Gerüst über der Feuerstelle, *b* Bettstellen, *c* Thür, *d* Töpfe und Körbe.

Ausser diesen hübschen Häusern sind weniger gut gebaute Sonnendächer von bekannter Form, sowie Trockengerüste für Mais vorhanden.

Eigenartig ist, dass bei jeder Hütte in der Rückwand, der Thür gegenüber, ein winziges Loch am Boden in der Wand angebracht ist, vor dem eine Schlinge mit Federholz hängt. Wenn nämlich der Besitzer eintritt, so fliehen die Ratten durch dieses Loch ins Freie und fangen sich dort, eine willkommene Speise für die Eingeborenen. Ausser den Astruhebänken dienen zum Sitzen noch ganz niedrige Holzschemel, deren Bodenplatte manchmal sechsflügelig ausgeschnitten ist.

In unserm Dorf befand sich auch eine Töpferwerkstatt. Wir fanden es erstaunlich, wie ausserordentlich regelmässig und symmetrisch besonders die

*) Das Land Mdebénga, Häuptling Rú, liegt etwas östlich von hier.

Wassergefässe aus freier Hand geformt werden. Sie haben eine fast konische Form, unten leicht abgerundet und oben am Hals plötzlich eingezogen. Der verengte Hals ist lang und meist mit Längsstrichen versehen, über denen sich am Rande oft noch ein Kranz von einfachen, eingepressten Mustern befindet (Abb. 197). Man formt die Gefässe ohne Drehscheibe nur mit der Hand und mit Hilfe von kleinen Hölzchen, die ganz wie unsere Modellirhölzer aussehen. Der frische Topf hat eine hellchamoisgelbe Farbe. Die Kochtöpfe sind flach gebaut und haben einen breit verzierten, wenig umgeschlagenen Rand. Das Brennen geschieht in einen leichten Feuer aus Rindenstücken u. s. w.

Rindenstoffe bereitet man selbst. Der in langen Streifen abgezogene Ficusbast ist gelblich-weiss und bildet trocken ziemlich feste Platten. Diese werden eingeweicht, leicht macerirt und mit einem Holz- oder Elfenbeinstempel gestampft, der an einem Ende durch kreuzweise verlaufende Schnitte eingekerbt ist. Später färbt man das Material mit dem Safte einer Wurzel. Violett-rothe Stücke sind besonders geschätzt.

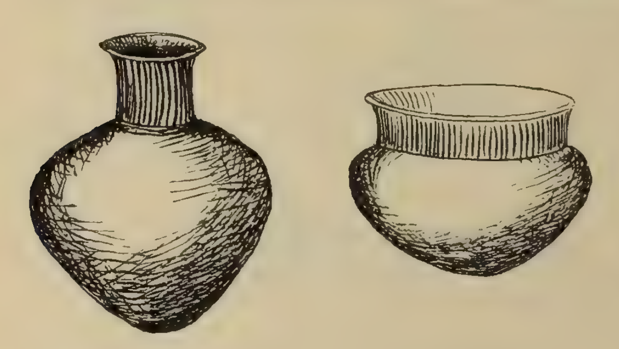


Abb. 197. Thontöpfe der Wambúba.

Hübsche Körbe mit flachem Boden und senkrechten Seitenwänden werden meist aus fein spiralig angeordneten Baststreiftouren gefertigt, die nur an 5 bis 6 Stellen durch Querstreifen mit einander verbunden sind. Auch feine Bastteller zum Essen werden hergestellt, sowie grössere grobe Siebe zum Auswerfeln von Getreide. Sie gleichen ganz denen, die wir in Lendú beobachtet hatten. Die Vorrathskörbe für Maiskolben sind grob geflochten mit 6seitigen Maschen, die Stampfmörser niedrig und breit, wie bei den Wambúba und Wahóko. Zum Fischfang im Flusse dient, so weit wir wahrnehmen konnten, ein kleines trichterförmiges Netz, das aus fest gedrehten Fäden mit vierseitigen Maschen geknotet und an einem runden $^3/_4$ m im Durchmesser haltenden Reifen befestigt wird. Ein Hühnerstall wird origineller Weise über der Erde angelegt (Abb. 198). Auf zwei ca. $1^1/_2$ m hohen Stangen ruht ein 3 m langes und 30 cm breites reusenförmiges Geflecht, das auf einer Seite spitz zuläuft, während man die andere, offene Seite durch vorgeschobene Hölzchen versperren kann. Eine lange gebogene Gerte führt von der offenen Seite aus zum Boden und gestattet den Hühnern den Aufgang.

Tabak wird wenig angebaut. Man trocknet die etwas zerkleinerten Blätter auf dem Boden in der Sonne, ohne sie zu fermentiren. Zahlreiche Giftpfeile werden in den Hütten aufbewahrt. Man härtet die Spitze erst im Feuer, ehe man sie mit Gift bestreicht.



Stuhlmann, phot.

Lichtdr. v. Frisch

Bananenkultur in einer Urwald-Lichtung, westlich des Issángo-Flusses.

24. Dezember 1891.

Am Nachmittag kam der Ortschef zu uns, der uns Führer für den Weitermarsch versprach. Dabei fiel uns auf, dass unser von den Manyéma erhaltener Zwerg sich fliessend mit den hiesigen Eingeborenen verständigen konnte.

Für den Naturforscher ist der Aufenthalt in diesen feuchten Urwäldern ein hoher Genuss. Ich konnte nur bedauern, dass meine Zeit hier so knapp bemessen war. Immerhin wurden die Sammlungen um ein erkleckliches bereichert. Eine kleine Eule der Gattung Atheana, sowie ein Rüsselhündchen (Rhynchocyon n. sp.) waren die interessantesten Beutestücke. Das Letztere ist mit dem gefleckten R. Reichhardii verwandt, aber bedeutend dunkler als dieses; die ganze Oberseite ist schwarzgrau mit verwaschenen bräunlichen und fahl rostfarbenen Flecken. Auffallend ist es, dass sämmtliche Waldthiere eine solche dunkle Färbung haben,

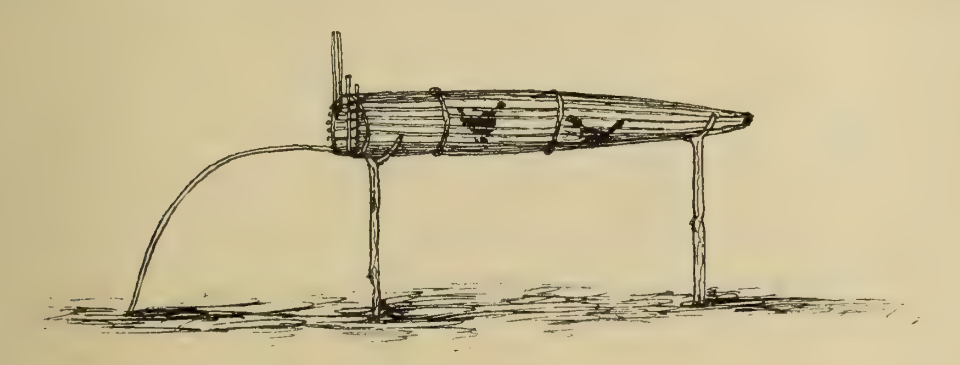


Abb. 198. Hühnerstall in Atekíndi.

die offenbar ihrem düsteren Aufenthaltsorte und ihrem vorwiegenden Nachtleben angepasst ist.

Auf einem kurzen Marsch durch Urwald, der über drei tief eingeschnittene Bäche führte, erreichten wir das hochgelegene Dorf Agógba des Distriktes Vundekakáre (Vandekakari der Karte) des Häuptlings Wassílu. Von hier bot sich ein Ausblick auf die nordwestlichen Höhen, die alle an ihrer Nordseite bewaldet, an der Südseite aber nur mit Gras bestanden sind. In weiter Ferne waren im Süden noch andere Höhenzüge sichtbar.

Der Wald zeigt hier eine Vegetation von erstaunlicher Ueppigkeit, besonders an den tief eingeschnittenen Thälern. Eine neue Art Bananenfresser, der Corythaix Schüttii verwandt, ist häufig. Auf hohen Bäumen baut er ein loses Nest, in das zwei bis drei Eier gelegt werden. Auch Corythaeola kommt in zahlreichen Exemplaren vor. Nach übereinstimmenden Aussagen der Eingeborenen sollen hier in den Wäldern Schimpansen hausen. Die Leute machen das eigenthümliche Geschrei dieser Thiere täuschend nach. Trotz hoher Versprechungen gelang es mir jedoch nicht, ein Exemplar zu erhalten. Die Wambúba nennen den Schim-

pansen »táto«, die Wahóko »ngóle«, die Wanyóro »Kitaera« oder »Kinyarúntu«.*)

Drei bis vier Stunden nördlich von hier soll ein der Anthropophagie ergebener, Wambúta genannter Volksstamm leben. Er scheint den Wahóko verwandt zu sein. Nach Westen wohnen Walésse, deren Sprache mit der der Zwerge und Wambúba fast identisch ist. Zwischen diesen beiden Stämmen wohnen einzelne Kolonieen von Wahóli-Wakóndjo.

Die hiesigen Wambúba tragen alle die grossen, früher bei den Wahóko beschriebenen kreisrunden Rottangschilde. Ihre Köcher sind kleine, ordinär gearbeitete, längliche Säcke aus Haut oder Geflecht, ganz so, wie wir sie früher bei den Wambúba am Itúri und bei den Zwergen sahen.

Einsam mitten im Urwalde feierte ich hier den Weihnachts-Abend, den Tag, an dem man besonders gerne und viel der Heimath im Norden gedenkt, die jetzt in winterlichem Gegensatze zu der umgebenden üppigen Urwaldgegend stand.

Da das Terrain gerade hier zum Sammeln nicht sehr günstig war, und ich mich ausserdem mit den Wambúba nicht verständigen konnte, marschirte ich am folgenden Tage weiter auf äusserst schlechten, oft durch gestürzte Baumriesen gesperrten Wegen durch Pflanzungen und mehrere kleine Dorfkomplexe hindurch. Ein über uns hereinbrechendes Unwetter warteten wir in einigen Hütten ab; in einer von diesen fand ich einen kleinen Sack mit Knochen von einem Baumhyrax, einer Zwergantilope und einem dritten, nicht feststellbaren Waldthiere. Bald ging es auf etwas besserem Wege einen unregelmässig verlaufenden, wellenförmigen Grat entlang. Links und rechts von uns fiel der Boden steil zu den tief eingeschnittenen Bächen ab. Auf einem der am schwierigsten zu passirenden Punkte rutschte mein Esel in die Tiefe und konnte nur mit Mühe von den Soldaten, glücklicherweise unversehrt, wieder heraufgebracht werden. In

---

*) Einige Thier- und Pflanzennamen in der Wambúba- und Wakóndjo-Sprache mögen hier folgen, da sie vielleicht späteren Sammlern nützlich werden können.

Wambúba.

Schimpanse — táto.
Rhynchocyon n. sp. — abbäke.
Corythaix n. sp. — ndúgu.
Dendrohyrax (Procavia) sp. — täpe.
Kleine Antilope (A. scripta?) — íti.
Buceros sp. — daue.
Grosses Eichhörnchen mit schwarz-weissem Schwanz — bútu.
Kleine Antilope mit langhaarigem, graubraunem Fell — akéra.
Viverra sp. (kisswahíli »fungo«) — tsémbo.
Galago sp. — ibánga.
Ratte — bupéli.
Oelpalme — abutánda.
Canarium edule — mupára.

Wakóndjo.

Schimpanse — kitära.
Rhynchocyon n. sp. — ngongotäre.
Corythaix n. sp. — ngúka.
Dendrohyrax (Procavia) sp. — räpe.
Kleine Antilope (A. scripta?) — ssúk.
Grosses Eichhörnchen mit schwarz und weissem Schwanz — mhóko.
Kleine Antilope mit langhaarigem graubraunem Fell — nssúku.
Viverra sp. (kisswahíli »fungo«) — kiténde.
Ratte — umbukóli.
Chrysochloris — kingíri.
Felis aff. servalinae — kisímba.
Sciurus Emini — russíra.
Grosse Meerkatze (grau und schwarz) — tába.
Atherura — nsíngi.
Manis — ngáka.
Cercopithecus sp. — täpe.
Cercopithecus Stuhlmannii — ssába.

dem dichten Wald sind zahlreiche Bäume von Rottangpalmen umschlungen. An einigen kleinen Hüttenkomplexen vorbei, erreichten wir auf schlechten Schlammwegen das Dorf des Häuptlings Oránsi, das auf einem Hügel mitten in den Bananenpflanzungen liegt.

An einem stärkeren, Líssia genannten Bache, standen unter der übrigen, ungemein üppigen Pflanzenwelt mehrere wilde Oelpalmen. Sie werden von den hiesigen Wambúba Abutanda genannt und sollen hier seit Menschengedenken wild aufwachsen. Die Benutzung ihrer Früchte zur Oelbereitung ist unbekannt; nur die sperrigen Fruchtrispen gebraucht man als Besen zum Auskehren der Hütten. Es ist gewiss nicht ausgeschlossen, dass vor Zeiten Vögel die Samen der Oelpalme aus westlicheren Gegenden hierher verschleppt haben; Thatsache ist jedenfalls, dass die Palmen hier sowohl als auch — nach den Aussagen der Manyéma (siehe S. 594) — in der Nähe des Pisgah-Berges in wildem Zustande vorkommen.

Wir lagerten im Dorfe Kondeómba (Distrikt Andetéi, Häuptling Oránsi), woselbst Wahóli-Wakóndjo wohnen. Der Marsch war sehr beschwerlich. Oft führte der Weg in tunnelartigen Gängen mitten durch die dicht verschlungene Vegetation hindurch, so dass die Träger mit ihren Lasten häufig kriechen mussten, trotzdem die vorangehenden Soldaten mit ihren Seitengewehren ihr Möglichstes thaten, um die Lianen und Aeste abzuschlagen. Auf dem ganzen Wege, seitdem wir in den Wäldern marschirten, musste ein Soldat mit seinem Seitengewehr Spähne von den Bäumen abschlagen, um dadurch für die Nachfolgenden den Weg kenntlich zu machen. Insbesondere hoffte ich, auf diese Weise auch den Pascha, der ja in etwa 14 Tagen denselben Weg marschiren wollte, das Auffinden unserer Wegspur zu erleichtern.*)

Die Eingeborenen waren zuerst entflohen, wurden aber nach kurzen Bemühungen von den Führern wieder herbeigebracht. Es sind Wakóndjo von derselben Sprache, wie sie bei Tenge-Tenge gesprochen wird, gleichen aber ihrem Aussehen nach den Wambúba- und Wáwira-Waldvölkern. Dieselben Lebensbedingungen und das Beispiel der hier vorgefundenen Einwohner hat sie veranlasst, deren Sitten anzunehmen; ursprünglich sind sie alle aus den südlicheren Grasländern in den Urwald eingewandert.

Der dichte Urwald hat offenbar überall gleichartig auf die in ihn eingedrungenen Völker verändernd eingewirkt. Dieselben klimatischen Ursachen, die gleiche Nahrung und das nämliche, überall vorgefundene Material zur Herstellung ihrer Industrieerzeugnisse und Waffen haben Wakóndjo, Wambúba, Wáwira u. a. einander so ähnlich gemacht, dass wir diesen Urwald als ein schönes Beispiel einer ethnographischen Provinz betrachten können. Wir sind berechtigt, ethnographisch von einem Urwaldtypus der Neger zu sprechen.

---

*) Unsere kurzen Militärseitengewehre erwiesen sich für diesen Zweck vorzüglich geeignet; sie sind darum den Leuten fast unersetzlich, zumal sie an Dauerhaftigkeit alle Messer und Aexte übertreffen; die langen Seitengewehre werden sehr ungern getragen.

Zu meiner grossen Freude brachte mir ein Träger die Hirnschale eines Schimpansen, die er zugleich mit etlichen Menschenknochen in einer Hütte aufgefunden hatte. Sie war durch Rauch wie schwarz lackirt, aber immerhin ein Beleg für das Vorkommen des Thieres. Die gefundenen Menschenknochen deuteten zwar verdächtig auf Anthropophagie, doch wurde das Bestehen dieser Sitte oder Unsitte von den Eingeborenen hartnäckig abgeleugnet.

Zur Feier des Weihnachtstages hielten wir hier mitten im prachtvollen Urwald einen Rasttag. Von dem Dorfe aus war ein breites Waldthal sichtbar, in dem man die grösseren Bäume gefällt und das Unterholz ausgerodet hatte, um Platz für die Pflanzung von Bananen zu gewinnen. Aber die üppig auf schiessende Vegetation war kaum zurück zu halten. Wo sie nicht durch Menschenhand fortwährend eingedämmt wurde, schoss sie überall mächtig auf und überwucherte die gefällten Riesenstämme, auf deren glatter Rinde wir entlang balanciren mussten, um von einem Punkte der Lichtung an den anderen zu gelangen. Cecropien (Musanga) mit ihren grossen handförmig zerschlitzten Schirmblättern bildeten einen prächtigen Schmuck der Landschaft, zusammen mit den weissstämmigen Rubiaceen. Wo die Lichtung aufhörte, fing der Urwald undurchdringlich wie eine lebendige Mauer an. Tausende von kleinen grauen Schwalben flogen über der Lichtung umher und setzten sich zeitweilig in solchen Massen auf einen kahlen Baum, dass von dessen Aesten buchstäblich nichts mehr zu sehen war.



Abb. 199. Hütte der Wahóli.

Einige gelungene photographische Aufnahmen (Tafel XXIV) nahm ich zur Erinnerung an den Ort, wo ich das Weihnachtsfest verlebte, mit mir. Ein Jahr zuvor war ich an diesem Tage in Ugánda mit den Engländern zusammen gewesen, in unruhigem Lande zu unruhiger Zeit. Viel hatte sich in der Zwischenzeit ereignet. Leider war es nicht immer Erfreuliches gewesen. Mit voller Befriedigung konnte ich nur auf die wissenschaftlichen Resultate zurückblicken, die wir bei der mühevollen Expedition gewonnen hatten.

Die Hütten der Wahóli (Wald-Wakóndjo) sind ganz so wie diejenigen der Wambúba gebaut, mit einem überwölbten Vorbau vor der Thüre (Abb. 199). Als Sonnendächer dienen einfache, roh mit Blättern gedeckte und auf Stangen ruhende Schirme. Die innere Einrichtung der Hütten ist ebenfalls von den Wambúba übernommen; dagegen sind die Thongefässe von anderer Form (Abb. 200). Die Wasserkrüge sind mehr bauchig und haben ein leicht konisches Mündungsstück, das nicht mit Linieneinschnitten, sondern mit einem sehr feinen Chagrinmuster verziert ist. Die breitmündigen Kochtöpfe tragen unter ihrem leicht nach aussen umgebogenen Rand eine gleiche Verzierung in Handbreite. Ausser diesen beiden Formen findet man noch flache Schalen mit einwärts ge-

krempelten Rand, worin Oel zum Salben des Körpers aufbewahrt wird. Korbflechtereien sahen wir nicht viel: einige hübsche Körbe aus rechtwinklig durcheinander geflochtenen Rohrstreifen, in die bisweilen durch dunklere Streifen ein Zickzackmuster eingewebt war. Der untere Verschluss des Korbes wird nicht durch einen flachen Boden gebildet sondern, ähnlich wie bei unsern Wein- und Bierflaschen, durch eine kegelförmig nach innen hineinragende Spitze, die mit einem Knoten abschliesst.

Die Leute sind gross gewachsen und von dunkel-chokoladenbrauner Farbe. Der Bartwuchs ist weniger entwickelt als bei den Wambúba. Häufig sieht man etwas prognate Gesichter; auffallend oft kommen Kröpfe vor. Hier im Dorfe hatte jeder vierte oder fünfte Mensch ein solches Gewächs, und in Vundekakáre sah ich ebenfalls einige Individuen mit dieser sonst bei Negern sehr seltenen Krankheit behaftet. Manchmal war nur eine leichte Schwellung bemerkbar, in andern Fällen aber eine zwei Faust grosse, runde Geschwulst, die meistens nur rechtsseitig entwickelt war. Man trägt hell lederfarbene, bisweilen auch durch Eingraben in Schlamm hellgrau gefärbte Rindenstoffe, an einer Lendenschnur, die aus einem einfachen Baststreifen besteht, und in seltenen Fällen durch eine Reihe von feinen Schnüren oder einen dicken geflochtenen Wulst ersetzt wird. Eisenperlen sah ich hier nirgends. Ein über den Kopf gestülptes Fell von Felis maniculata und eine Perlenschnur aus ordinären weissen und rothen Stangenperlen, an die zwei grosse Glasscherben angebunden waren, stellten Schmuck und Abzeichen des Chefs dar.


Abb. 200. Thongefässe der Wahóli.

Als Waffen dienen die kleinen Waldbogen und Pfeile, die in einem ordinären Geflechtköcher mitgeführt werden. Viele Leute tragen ein Horn aus Elfenbein oder ein Antilopen- resp. Kuhhorn auf dem Rücken, das bisweilen noch mit einer Quaste aus gedrehten Fellschnüren geschmückt ist. Die Pfeifenköpfe sind oft sehr hübsch mit rothen und weissen Linien verziert (Abb. 201). Auch den Stiel verschönert man durch eingeschnitzte Lineamente und bindet den Kopf an ihm fest (Abb. 202).

Bananen werden in verschiedenen Varietäten angebaut, unter denen auch die oft zwei Spannen lange gekrümmte Form vorkommt; ferner Mais, Colocasien, Helmia bulbifera, Bohnen, Hibiscus und zwei Arten von Bataten, von denen eine ganzrandige Pfeilblätter, die andere zerschlitzte Blätter trägt. Tabak und Gynandropsis werden in der Nähe der Hütten gepflanzt.

Von hier marschirten wir in südlicher Richtung zunächst durch ein bebautes Thal, dessen Grund durch einen grossen Sumpf ausgefüllt ist. Ueber zwei Baumstämme balancirend erreichten wir die andere Seite, wo der Weg sich besserte,

da weniger tiefe Bacheinschnitte zu überwinden waren, wenn auch die Vegetation sich vielfach noch stark verschlungen zeigte. Wir lagerten beim Dorfe Bunsándi, das wieder von Wambúba bewohnt wird, und bis zu dem die bei Mbéne angesiedelten Manyéma ihre Razzias ausgedehnt hatten.

Vor einer Hütte war der Schädel eines angeblichen Wambúba-Zauberers bis zur Hälfte eingegraben. Er hatte in jener Hütte gewohnt, was jedoch nicht hinderte, dass jetzt andere Leute sich darin häuslich niedergelassen hatten.

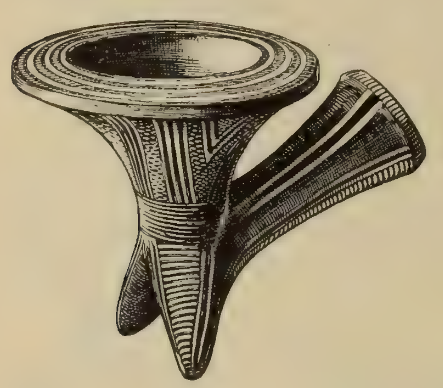


Abb. 201. Pfeifenkopf der Baïra-Wakóndjo (Wahóli).

In den meisten Hütten fanden wir grosse Klumpen von wohlriechendem Canariumharz liegen.

Mir wurde ein alter Ziegenbock von schwarzer Farbe zum Geschenk gemacht, der kurz und kräftig gebaut und hinten etwas höher als vorn gestellt war. Der Kopf war rund und dick, über der Stirn fast aufgetrieben, und trug weit von einander abstehende, sehr dicke, aber kurze, stark nach hinten gerichtete Hörner, grosse vorwärts stehende Ohren und eine gerade Schnauze. Jede Spur von einem Bart oder von Hautanhang fehlte. Die Haare auf der Stirne waren etwas verlängert, und war am Halse eine kurze, borstige Mähne vorhanden. Die Hufe waren sehr schmal und hoch, während sie bei den anderen im Walde heimischen Ziegen länglich und flach gebildet sind.

Nachmittags kam der Häuptling des nahen Andebóko, bei dem die Manyéma fünf Tage vorher einen Raubzug gemacht, mehrere Leute getödtet und Frauen Kinder fortgeschleppt hatten. Vor längerer Zeit hatten die Eingeborenen einen der raubenden Manyéma getödtet und dadurch eine neue Razzia heraufbeschworen. Ich versprach ihm, die Manyéma im Zaume zu halten.



Abb. 202. Pfeife der Wahóli.

Von hier aus ging es, nachdem zuerst noch ein Chaos von über einander gestürzten Stämmen überklettert war, wieder in den Wald hinein. Bald wurde ein starker Bach Bialósse überschritten, an dem mehrere Oelpalmen — hier Evetánda genannt — standen. Wir folgten dem Bachlaufe eine Strecke lang und stiegen dann auf einen dicht bewachsenen Grat herauf, um bei dem Dorf Inámba-wa-Mlési im Distrikt Andebóko zu lagern, woselbst Baïra-Wahóko wohnen. Das Land ist stark mit Bananen und Mais bebaut, so weit es die üppige Vegetation zulässt. Auch hellgelbe, runde Kürbisse und eine kleine kirschrothe, mit weissem Nabel versehene Bohne (wohl Phaseolus lunatus) wird kultivirt, ebenso wie Bataten, Zuckerrohr, Amaranthus, Gynandropsis und Tabak.

Auch die hiesigen Wahóli haben vielfach Kröpfe. Ausserdem beobachtete ich einen Fall von Elephantiasis an beiden Füssen, sowie ein grosses Lipom auf der Schulter. Die Leute sind gross und stark gebaut, dunkelchokoladefarben mit ziemlich prognatem Schädel. Die Oberzähne sind stets, die unteren manchmal zugeschärft. Ihren Rindenstoff färben sie grau-violett. Er wird an einer aus zahlreichen rothen, dünnen Fäden bestehenden Schnur getragen, die in einigen Fällen auch durch einen 3—4 cm breiten, geflochtenen Mattenstreifen ersetzt ist. Als Schmuck sieht man niemals Eisenringe, wohl aber bisweilen die zahlreichen Grasringe der Wakóndjo, die am Oberarm und unterhalb des Knies getragen werden. Die Haare werden durchschnittlich ebenmässig geschoren, selten lässt man sich einen breiten Wulst auf dem Vorderkopf oder Zöpfe stehen. Den Körper salbt man mit Ricinusöl, nicht mit Thon oder Russ.



Abb. 203. Wambúba-Topf. Issángo-Ssemlíki-Thal.

Die Wassertöpfe sind häufig mit einem Geflecht aus Baststreifen umgeben, von denen zwei lange Henkel ausgehen, derart dass der Topf wie ein Tornister auf dem Rücken getragen werden kann, wobei der eine Henkel über den Scheitel geführt wird. Höchst eigenthümlich sind doppelte Wasserkrüge (Abb. 205), die unten durch einen 3—5 cm langen Gang, oben durch einen runden Thonhenkel verbunden sind. Kalebassen fehlen ganz. Als Schemel dient ausser den Aststücken ein grosser aus trockenen Bananenblättern zusammengewickelter Wulst, der häufig 30 cm Höhe erreicht.

Viele Leute haben eine Tätowirung von dicken Kreuznarben auf den Oberarmen, manchmal auch eine solche von feinen Punktlinien auf dem Bauch.

Zum Dachdecken werden die grossen Phryniumblätter nur ziegelförmig über einander gelegt. Benutzt man kleinere Blätter, z. B. von Caladium, so flicht man sie zweizeilig zu breiten Bahnen zusammen. (Vergl. Abb. 128, a.)

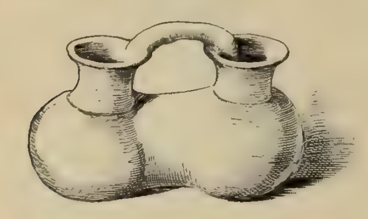


Abb. 204. Löffel aus Thon geformt. Wambúba des Issángo-Ssemlíki-Thales.

Häufig sieht man sauber gestrickte Netze, die unten dichter geflochten sind und spitz verlaufen. Sie dienen dazu, in den Hütten oder auf dem Marsche Gegenstände aufzubewahren. Auch die Pfeifen sind von sauberer Arbeit und roth und weiss ornamentirt, Die kurzen und breiten Stampfmörser schwärzt man theilweise am Feuer.

Von Andebóko aus erreichten wir nach kurzer Zeit einen grossen Bach, Namens Namundióma. Während der Regenzeit führen ihm zahlreiche Sumpfbäche ihr Wasser zu. Nachdem wir eine Lichtung passirt, in der unter der dicht aufwuchernden Vegetation einige Bananen sowie Schotenpfeffer wuchsen, stiegen wir zu einem kleinen Bache hinab und erreichten die ausgedehnten Bananenpflanzungen des Distrikts Bukíra, wo wir in einem Dorfe Bulémbe lagerten.

Die Bananen wuchern hier mit wahrhaft erstaunlicher Ueppigkeit. Von der Höhe aus sieht man allenthalben aus dem Urwalde ihr helles Grün hervorleuchten, dazwischen Felder von reifem Mais. Ueberall in den Pflanzungen hatte man einzelne Bäume stehen lassen, andere lagen gefällt der Länge nach am Boden. Auf einer frischen Rodung entsteht zuerst ein dickes Polster von Bidens, das in grossen Massen die Kulturen überwächst, ihm folgen viele andere Sträucher, unter denen besonders Schotenpfeffer, Canna indica und eine stachliche Solanee mit kirschrothen Früchten auffallen. Die ganze Pflanzenmasse ist durchsetzt mit zahllosen Rankengewächsen, unter denen Cucumis Tinneana mit ihren orangefarbenen Stachelfrüchten, windende Malven mit blassgelben Blüthen und Clematis die häufigsten Erscheinungen bilden. Zerstreut wachsen hier und dort Gruppen von Riesengras oder breitblättrigem Waldgras. Wo man aber einige Bäume hat stehen lassen, da schlingt und klettert alles den Stamm empor, eine dicke grüne Säule bildend. Alte Baumstümpfe schlagen wieder aus, und selbst mitten im Dorfe lässt sich dem Aufkommen der Vegetation nicht wehren.


Abb. 205. Doppelter Thonkrug der Wald-Wakóndjo (Wahóli).

Der Ueppigkeit der wilden Vegetation entspricht auch die ausserordentliche Entwickelung der Kulturpflanzen. Die hohen Bananenstauden zeigen wahre Riesenblätter und tragen enorme Fruchttrauben. Meistens gehören sie der braunstämmigen Art Musa paradisiaca an, sowohl der grossen als der kleinen Sorte; doch sieht man auch violettstämmige Musa sapientium. Ricinus mit seinen schirmförmigen Blättern entwickelt sich zu hohen Bäumen. Auch die Batatenblätter sind viel grösser als gewöhnlich, herzförmig und leicht violett gefärbt. Der Mais wird sehr hoch und giebt grosse Kolben, die weniger Neigung zum Melanismus zeigen als im Hochlande; doch kommen auch hier ganz schwarze Exemplare vor. Die Kürbisse haben normale Grösse, wuchern aber sehr üppig, und auch die Colocasien weisen riesig entwickelte Blätter auf. Am wenigsten gedeiht der Tabak (meist N. rustica), dem das viele Unkraut die Kraft entzieht.

Hart an die Pflanzungen grenzt der Wald. Ihn in seiner Ueberfülle und Mannigfaltigkeit zu schildern, ist schlechterdings nicht möglich. Rubiaceen herrschen in ihm vor, Balsamineen sind seltener, ebenso sind Farnen auf dem Boden wenig, desto mehr aber als Parasiten auf Stämmen und Aesten vorhanden. Von Palmen beobachteten wir nur einzelne wilde Oelpalmen, Phönix und Rottang, die sich mit ihren bedornten Ranken bis in die höchsten Bäume schlingen und von dort die langen Fiederblätter herabhängen lassen. Die grössten Bäume sind durch riesige Holzplatten, zwischen denen man sich bequem einrichten könnte, am Boden festgehalten. Die meisten haben leichtes, nur einige wenige festes dunkelrothes Holz; sehr viele enthalten auch Milchsaft. Lange, lanzettförmige, gesägte Blätter von dunkelgrüner Farbe und ziemlich harter Konsistenz sind, in Büscheln beisammen stehend, die häufigsten Formen. Am auffälligsten sind

die Schirmblätter der Musanga. Ungeheuerlich ist die Zahl der Schlingpflanzen, die oft Schenkeldicke erreichen und korkenzieherartig gewunden sind. Ich sah bisweilen, dass vier verschiedene Lianenarten sich zu einem dicken natürlichen Tau verflochten hatten. Es scheint, dass hier alle Pflanzenfamilien Schlinggewächse liefern, sogar Farnenkräuter zeigen rankende Formen. Moose und Flechten sind nur spärlich vertreten, höchstens einige Lebermoose an Bachrändern und Krustenflechten an den Bäumen. Bartflechten giebt es nicht.

Majestätische Stille herrscht in der feuchtwarmen, treibhausartigen Athmosphäre des Waldes, die bei den nur spärlich eindringenden Sonnenstrahlen nie völlig austrocknen kann, zumal auch die dichte Vegetation eine Circulation der Luft behindert. Auffallend gering ist die Zahl der Thiere, die dieses Paradies bevölkern. Einige Vögel hüpfen in den hohen Bäumen herum; schillernde Käfer, Schnecken und anderes Gethier treibt in den modernden, abgefallenen Blattmassen sein Wesen, buntfarbige Schmetterlinge aber finden sich nur dort, wo durch eine Lichtung der Baumkronen die Sonne in das Pflanzengewirr eindringen kann. Die hier herrschende Dunkelheit hat auch wohl die Pflanzen dazu verführt, sich möglichst nach oben zu entwickeln, sei es durch Bildung langer Stämme, sei es durch aufwärts strebende Ranken.

Die hiesigen, dem Baïrastamme der Wakóndjo angehörigen Einwohner erinnern ihren Gesichtszügen nach schon etwas mehr an die Gras-Wakóndjo. Auch hier sind Kröpfe eine häufige Erscheinung. Von sonstigen Missbildungen wurde eine Hasenscharte, sowie eine Elephantiasis-Verdickung des linken Fussgelenks bemerkt, auf der sich viele kleine Ulcerationen befanden.

In südwestlicher Richtung ging es sodann durch etwas lichteren Wald weiter, auf nur leicht welligem Terrain, das ebenfalls von Bachfurchen, aber erheblich weniger tief, als weiter nördlich, durchschnitten war. Unterwegs kamen wir an zahlreichen Zwergenhütten vorbei, die seit längerer Zeit verlassen schienen. In dem Dorfe Ongénya, dicht bei dem felsigen Nyítu-Bache wurde gelagert.

Hier hatten fünf Tage vorher noch die Manyéma gehaust, eine Anzahl Leute erschossen und einen kleinen Knaben gefangen, den sie vor dem Dorfe an einem Baume aufhängten. Die Eingeborenen hatten sich gefürchtet, dies Opfer zu begraben, mit dem vielleicht irgend welche böse Zauberei vorgenommen worden sei. Infolgedessen hing bei unserer Ankunft die Leiche des Kleinen noch an ihrem Baume, und auch die andern Toten hatte man nur nothdürftig mit Zweigen und Blättern bedeckt. Ein abscheulicher Leichengeruch verpestete die Luft vor dem Dorfe. Natürlich liess ich zuförderst durch meine Soldaten den noch am Baume hängenden Körper herunternehmen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, dass man bei den hiesigen Wakóndjo die Todten in der Weise begräbt, dass man die Unterschenkel der Leiche nach hinten an die Oberschenkel klappt, nöthigenfalls mit Oeffnung der Kniegelenke, und sie in dieser Stellung, auf der linken Seite liegend, beerdigt.

Der herrschende Pestgeruch ward noch durch zahlreiche halbfaule Ueberreste von Elephantenfleisch vermehrt, die allenthalben in den Hütten lagen und hingen. Die den hiesigen Leuten befreundeten Wambúba hatten nämlich kurz vorher einen Elephanten erlegt und die Hälfte den Bewohnern des Dorfes zum Geschenk gemacht. Anthropophagie wollten die Leute hier nicht kennen. Man durchbohrt die Oberlippe ein- bis fünfmal, die Unterlippe seltener und dann nur an den Mundwinkeln. Diese Löcher nehmen meistens blos Strohhalme, nur in vereinzelten Fällen kleine Messingringe, niemals aber Nägel auf. Bisweilen wird wohl auch in die durchbohrte Nasenscheidewand ein Grashalm eingelegt, der rechts und links die Nasenflügel überragt. Die Tätowirung, die auf Brust und Bauch angebracht wird, besteht meistens nur aus zwei Linien, an die sich nach aussen hin Dreieckszeichnungen ansetzen.

Der Kropf, hier Kihúme (Kisswahíli Kongoméo) genannt, ist hier besonders häufig. Von dreizehn Männern hatten ihn z. B. zwei stark, einer etwas schwächer. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, dass 10 Prozent der Männer damit behaftet sind. Frauen kamen mir hier nicht zu Gesicht. Schon kleine Knaben von 7—8 Jahren zeigen oft eine beginnende Schwellung am Halse. Heilmittel dagegen kennt man nicht. Man versucht es zwar mit Blutentziehungen, aber meist ohne Resultat. Die Kropfbildung wird allgemein dem Wasser der Waldbäche zugeschrieben, das hier durchweg eine leicht milchige Farbe hat. Leute, die unterwegs das Wasser frisch aus dem Bache mit der Hand hastig tränken, litten angeblich alsbald an dem Uebel; solche, die das Wasser erst längere Zeit in Thonkrügen in der Hütte aufbewahrten, blieben, wie man sagte, verschont. Erblich sei der Kropf nicht. Mikrocephalie, die ja in andern Gegenden häufig eine Begleiterscheinung der Kropferkrankungen zu sein pflegt, scheint hier unbekannt zu sein. Wenigstens sah ich dergleichen nie, und auf meine Frage, ob bisweilen hier Leute mit ausnehmend kleinen Köpfen und einer geringen geistigen Entwickelung vorkämen, erhielt ich nur die sehr schlaue Antwort, jeder Mensch habe hier bei der Geburt einen kleinen Kopf und sei dumm, später aber wüchse der Kopf und der Mensch würde klüger.

Der Abmarsch von hier wurde durch den Regen etwas verzögert. Als dieser nachgelassen hatte, erstiegen wir eine etwa 70 m hohe Terrainwelle und marschirten erst eine Strecke lang durch verlassene Maisfelder und überwucherte Kulturen, dann auf ziemlich ebenem Boden durch den Wald. Der Weg war hier weniger verwachsen und das Unterholz lichter als bisher, so dass man nicht immer in gebückter Haltung gehen musste und bedeutend rascher vorwärts kam. Hier in dem etwas höher gelegenen Wald waren auch die Baumstämme mit Moos und Bartflechten bekleidet. Grosse braune, graue und weisse Hutpilze wucherten am Boden. Von blühenden Pflanzen sahen wir nur die rothen Spathodeen, einen weiss blühenden Strauch und ein kleines Kraut mit hellblauen Blumen; sonst war alles grün. Nach etwa vier Stunden langten wir bei einer grossen Lichtung an, auf der viel Mais, einige Bananen, Bataten, Eleusine und

Sorghum angebaut, die meisten Hütten aber durch die Manyéma verbrannt waren.

Wir befanden uns im Distrikte Massókwa (Massógua) des Häuptlings Múmbo und lagerten in dessen kleinem Dorfe Akaúss. Von allen Seiten strömten uns bei unserm Anmarsch die Einwohner entgegen, so dass wir in wahrem Triumphzuge in unser Quartier einrückten. Alle Leute hatten grüne Büsche in der Hand und begrüssten uns mit lautem Rufen von Bōlo-bōlo und Mlémbe-mlémbe.*)

Bald sollten wir erfahren, warum man uns so freundlich empfing. Die Manyéma hatten wenige Tage vorher alles verwüstet, und nun hoffte man von uns eine Züchtigung der Räuber. Auf meine Frage, warum die Manyéma den Ueberfall gemacht hätten, wurde mir gesagt, dass man früher sehr gut mit ihnen gestanden, ihnen sogar Abgaben geleistet habe, so vor Kurzem noch 4 Frauen, 20 Elfenbeinzähne und 10 Ziegen. Kurz vor unserer Ankunft aber seien die Manyéma ganz unerwartet über sie hergefallen und hätten alles geplündert und verwüstet.

Abends brachte mir der Häuptling Múmbo einen Elfenbeinzahn zum Geschenk, wofür er eine Quantität des hier sehr gesuchten Messingdrahts als Gegenleistung erhielt. Ein besonderer Schmuck der Häuptlinge nämlich besteht in zahlreichen Halsringen aus den dicken Schwanzhaaren des Elephanten, die durch kunstvolle Knoten an einander befestigt sind und die man mit kleinen Messingperlen oder Messingspiralen umwindet.

Nachdem anderen Tags der Morgenregen etwas nachgelassen hatte, marschirte ich ab, musste aber bald in einem kleinen Gehöfte, das die Manyéma zufälligerweise nicht verbrannt hatten, einen neuen Regenguss abwarten. Dann erreichten wir durch eine schmale Waldzone die Pflanzungen des Distrikts Nsangaui, der dem Häuptling Mbóa gehört,**) und lagerten in einem Dorfe Buhémi. Die Hälfte dieses Distriktes soll schon in dem nahen Graslande gelegen sein, in dem augenblicklich noch die Manyéma hausten.

Zu meiner grössten Ueberraschung erfuhr ich hier, dass sich am Isséngo-Fluss beim Häuptling Kahúngo, woselbst wir früher übergesetzt waren, zwei Europäer mit einer Anzahl Soldaten befinden sollten. Die Eingeborenen behaupteten sogar, dass sie noch jetzt dort in Zelten angesiedelt seien. Bei der ausserordentlichen Unsicherheit der Negerberichte konnte ich mich jedoch auf diese Aussagen wenig verlassen.

Es war jetzt der 23. Tag seit unserem Abmarsch von Undússuma. Nach dem strikten Befehl des Paschas konnte ich somit nur noch 7—8 Tage warten. Ich musste mir aber zunächst Gewissheit verschaffen, ob in der That am Isséngo-Fluss eine englische Karawane lagerte, und mich überzeugen, ob der Weg vor

*) Ersteres ist der Friedensgruss der Wambúba, letzteres der Wakóndjo.

**) Mbóa ist offenbar das úmbwa der Sswahíli = Hund.

mir frei war oder nicht. Daher beschloss ich, im Graslande in der Nähe des Waldrandes ein Lager aufzuschlagen.

Da am Nachmittag die Nachricht bei mir eintraf, dass die Manyéma neuerdings ganz in der Nähe geräubert hatten, so sandte ich Hamis bin Jándwe mit einigen Soldaten dorthin, um genauere Erkundigungen einzuziehen, gab ihm aber den Befehl, sich unter keinen Umständen in die Streitigkeiten der Leute einzumengen. Da der Pascha mit so wenigen Mannschaften hinter uns war und fast wehrlos durch diese Gegenden marschiren sollte, da er überdies auf dem Waldwege sogar auf die Führung der Manyéma angewiesen sein konnte, waren mir natürlich dieser Räuberbande gegenüber die Hände völlig gebunden. Ich durfte nicht wagen, gegen sie vorzugehen, wollte ich nicht dem Pascha gefährliche Schwierigkeiten bereiten. Die Meldung von meinem Weitermarsch war bisher alle 1—2 Tage dem Pascha jeweils bei den Häuptlingen der durchzogenen Dörfer deponirt worden.

Wir standen nunmehr am Beginn des neuen Jahres, das uns hoffentlich mehr Gutes als das vergangene bringen sollte. Der vor uns liegende Marsch musste uns in etwa 1—2 Monaten nach Bukóba bringen; inzwischen blieb die Sorge und Unruhe um den zurückgebliebenen Pascha nach wie vor bei mir lebendig.

Ich versprach den Eingeborenen, mit den Manyéma zu verhandeln. Um mich günstig zu stimmen, brachte der Häuptling mir ebenfalls einen grossen Elfenbeinzahn zum Geschenk; eine mir ausserdem angebotene Frau wies ich als gesitteter Europäer höflich, aber entschieden zurück.

Von einem Manne des Häuptlings Kahúngo, der zufällig vorüberkam, hörte ich inzwischen, dass die angeblichen Europäer sich nur kurze Zeit in ihrem Lande aufgehalten und sich dann wieder an den Salzsee zu Karukwánsi zurückbegeben hätten, der von seiner Mutter Nyawíngi eine Unterstützung an Leuten bekommen habe.

Unsere ausgesandten Soldaten brachten eine Anzahl der Manyéma mit, die offenbar von unserm Anmarsch nicht die geringste Nachricht erhalten hatten. Es stellte sich heraus, dass sie hier Krieg führten, weil die hiesigen Häuptlinge die ihnen zum Elephantenjagen anvertrauten Gewehre zu eisernen Hacken verarbeitet hatten. Der deshalb befragte Häuptling gab dies auch zu, ebenso, dass er 20 Ziegen, die ihm die Manyéma zur Aufbewahrung gegeben hätten, verzehrt habe. Wir kamen überein, dass die Eingeborenen den Manyéma eine Entschädigung zahlen, die letzteren aber die geraubten Frauen zurückstellen sollten. Das erste, was ich von Allen verlangte, war Ruhe im Lande und Friede zwischen den Häuptlingen.

Man berichtete mir auch hier, dass der Herr der Manyéma, Ssaid bin Abēd, dringend wünsche, mit uns zusammen zur Küste zu gehen. Die Engländer hätten ihm schon angeboten, ihn nach Ugánda und von dort nach Mombássa zu geleiten, jedoch sei er mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. Die Araber hätten seit Jahren Beziehungen zu Tabóra und wollten dorthin. Die Leute baten mich

um einen Brief für Ssaid bin Abēd, worin ich ihm über den Weg zur Küste Aufschluss geben sollte. Gleichzeitig erfuhr ich, dass die Engländer bis in das Manyéma-Lager gekommen seien und dort den Leuten befohlen hatten, östlich des Issángo - Flusses keine Räubereien zu verüben. Zweimal seien sie schon hierher gekommen, um Eingeborene zurückzufordern, die dem Häuptling Kahúngo geraubt worden waren, und um mit ihnen wegen der Reise des Arabers zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit hätten die Manyéma angeblich 10 Doti Baumwollenstoffe für drei Zwerge bekommen, die die Engländer von ihnen freikauften.

Ich liess hierauf durch Magánga an den Araber schreiben, dass ich hier angekommen sei, und dass der Pascha mir bald folgen werde. Wenn er gewillt sei, mit uns zur Küste zu gehen, so möge er sich beeilen, denn wir könnten hier nicht lange verweilen. Unser Weg führe über Butúmbi nach Karágwe. Zugleich theilte ich ihm mit, dass ein anderer Brief durch Ndjáli an ihn gesandt sei.



Abb. 206. Mkóndjo-Mann aus dem Walde.

Am 3. Januar marschirte ich von hier ab und gelangte durch Pflanzungen, die im Walde gelegen waren, bald an eine breite Zone von Hochgras. Westlich von uns lagen grasbewachsene Höhen, über deren Ausläufer wir mehrfach hinwegsteigen mussten. Nachdem wir zwölf Tage lang im dichtesten Urwald begraben gewesen, athmeten wir jetzt wieder mit wahrem Genuss die freie Luft. Der Wald mit seiner üppigen Vegetation hat allerdings seine grossen und unvergesslichen Reize, aber die schwüle Luft drückt doch auf die Brust, und der Marsch ist ausserordentlich beschwerlich.

Gleich ausserhalb des Waldes fängt die Eleusine-Kultur an, wenngleich man auch weiterhin noch Bananen, Mais und Bataten baut. Auf einer Höhenwelle, in deren unmittelbarer Nähe sich Wasser befand und die einen weiten Ausblick gestattete, liess ich über dem kleinen Gehöfte Wukalála das Lager aufschlagen. Etwas unterhalb davon, in einem Bananenwalde, hatten die Manyéma ihr Feldlager gehabt. Der Distrikt, der von einem Unterhäuptling Mbóas, Aúnde, verwaltet wird, heisst Kinyawánga und wird von dem Wasswágastamm der Wakóndjo bewohnt, die sich uns gegenüber sehr freundlich verhielten und unseren Leuten beim Hüttenbau halfen.

Gleich nach unserer Ankunft rief ich alle Leute zusammen und verbot ihnen auf das Strengste, von den Manyéma irgend welche Sklaven zu kaufen. Dann wurden die Leute eingetheilt, um für einen längeren Aufenthalt Strohhäuser zu bauen. Die ganze Gegend wurde von dem hohen Grase gereinigt und ein grosser Schuppen hergestellt, in dem die Lasten und ich selbst Unterkunft fanden, dazu ein kleines meteorologisches Observatorium, ein Schutzdach für die Gewehre und verschiedene Hütten für den zu erwartenden Pascha. Das Ganze wurde mit einem Strohzaun umgeben. Während der ganzen Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes stellte ich meteorologische Beobachtungen mit allen Instrumenten an, überdies wurden Bodentemperaturen gemessen. Dass unsere Sammlungen, soweit es irgend möglich war, vermehrt wurden, verstand sich von selbst. Täglich mussten einige meiner Leute ausziehen und Thiere herbeibringen. Auch die Eingeborenen lieferten mir manches interessante Stück, worunter namentlich ein grosser, silbergrauer Affe mit schwarzen Armen (Cercopithecus Stuhlmannii Mtsch.) (Abb. 207) und ein Goldmaulwurf, »Kingíri« genannt, mein Interesse erregten. Interessant war auch der Schädel eines riesigen Pavians, den man mir brachte; die Wambúba nennen das Thier »Ipúle«, die Wakóndjo und Wanyóro »Engeréwi«.



Abb. 207. Cercopithecus Stuhlmannii (Mtsch.).

Unser Lager lag auf einer Höhenwelle, die von dem westlichen Bergplateau ausläuft. Abgesehen von einem kleinen, in N.N.O.-Richtung gelegenen Hügel, der nach dieser Richtung die Aussicht versperrte, hatten wir weithin einen Ausblick auf das Land. Südlich lagen die Abhänge des westlichen Plateaus und ein weites Grasland vor uns, in dem nur hier und da an den Bächen Baumwuchs sichtbar war. Nach Osten breitete sich zu unseren Füssen ein grosser Bananenhain aus, in dem mehrere Hüttenkomplexe erkennbar waren. Daran schloss sich dichter Wald, dessen Grenze gegen das Grasland hin von N.W. nach S.O. lief. Durch einen Terraineinschnitt, der mir gezeigt ward, sollte der

Issángo-Fluss seinen Lauf nehmen. Die Gipfel des Schneeberges bekamen wir in diesen nebeligen Tagen nur selten, und dann nur auf Augenblicke, zu Gesicht. Man konnte hier Wochen lang liegen, ohne von seiner Existenz etwas wahrzunehmen. Ich sah von hier aus nur, dass der zweitsüdlichste der Schneegipfel höher als die anderen erscheint und von zwei Spitzen gekrönt wird. Etwas nördlich dahinter liegt das breite, grösste Schneefeld. Sowohl nach Norden als nach Süden fällt der Berg steil zu den Vorbergen ab.

Mit den Manyéma wurde noch mehrfach verhandelt. Eines Tages kam auch ihr Oberer, Namens Kissénge, zu mir, ein schlanker, hellfarbener junger Mensch, der auch dem Wakússu-Stamme angehörte. Er gab mir einen Brief seines Herrn, worin dieser seinen Wunsch, mit uns zur Küste zu gehen, aussprach. Auch erzählte er mir, dass eine aus Tabóra gekommene kleine arabische Karawane etwas südlich von hier lagere: ein erfreulicher Beweis dafür, dass durch unser Vordringen nach Norden dem Handel von Tabóra neue Gebiete eröffnet worden sind. Einen direkten Weg von Ndjális Station hierher kannten die Manyéma noch nicht: wir seien die ersten, die auf ihm gekommen seien. Die hiesigen Elfenbeinjäger waren stets von Kilonga-Longas Station am Lénda-Flusse aufgebrochen.*)

Schon bei unserem Eintreffen hier war ein neuer Pockenfall aufgetreten, und während unserer Anwesenheit vermehrten sich die Erkrankungen, so dass ich immer sechs bis acht Schwerkranke hatte, die im Thale, weit von den übrigen Leuten getrennt, in Hütten untergebracht wurden. Täglich diese Aermsten besuchen zu müssen und doch nichts für sie thun zu können, ist für den Expeditionsführer eine leidige und peinliche Aufgabe. Mehrere der Patienten starben, andere wurden später vor unserem Abmarsch den Eingeborenen zur Verpflegung übergeben.

Inzwischen wurden zu den Nachbarn Beziehungen angeknüpft und unterhalten. Häufig kamen Leute aus der Umgegend mit Geschenken zu mir. Von ihnen erfuhr ich ein Gerücht, dass Fremde nördlich von uns bei den Wambúba in einem Dorfe namens Ilúndi angekommen seien. Andere Leute erzählten, dass sich in Ulésse im Walde Fremde aufhielten, einem Orte, der angeblich zwischen meiner Reiseroute und dem Ssemlíki-Fluss liegen sollte und wieder andere behaupteten, es seien Fremde in Mbóga. Zuverlässige Nachrichten waren nicht zu

*) Von ihrer Niederlassung zu Kilonga-Longa wurde mir folgender Weg angegeben: Qua Mbéne, Qua Mwilíma (Wanándi-Wakóndjo), Undimbánsa, Undjúyu, Lager im Walde, kwa Béna Kilála, Lager im Walde, kwa Kilonga-Longa. Die letzten drei Orte sollen alle von Wáwira bewohnt sein. Der ganze Weg gehe durch Wald, nur stellenweise seien im Anfang nach Südwesten hin Grasberge sichtbar. Oestlich von Kilonga-Longas Dorf sollen Walésse, bei ihm selbst Wáwira, im Südwesten und wahrscheinlich auch nach Norden Walaníngo leben. Wáwirastämme wohnten auch oberhalb der Stanley-Fälle und oberhalb von kwa Kibónge am Kongo, Walengóla von Kinéna an bis nach Kibónge. Kibónge ist ein komorenser Neger, der sich seit langem am Kongo angesiedelt hat und Ssaid bin Abēd befreundet ist. Von dort bekommen die Manyéma-Leute ihr Pulver. Auf einem Marsch von ihrer hiesigen Ansiedelung nach Südwesten kamen sie drei Tage lang durch bergige Grasländer, in denen Wakóndjo wohnten, dann in den Urwald, der von Walégga-Wáwira besiedelt sei.

erhalten. Ich sandte daher einen Aufseher mit mehreren Leute in unser altes Lager bei Tenge-Tenge, von wo sie jedoch resultatlos zurückkehrten. Zwei andere Abtheilungen wurden nach Norden in den Wald zurückgeschickt, aber ebenfalls ohne für die Gerüchte der Eingeborenen von dem Herannahen Fremder eine Bestätigung zu finden.

Von den Leuten Tenge-Tenges sowohl, als auch von den Manyéma kamen am 14. Januar Meldungen, dass am Salzsee neuerdings ein Europäer angekommen sei. Es schien mir demnach unerlässlich, von hier abzumarschiren, um die Karawane nicht der Eventualität auszusetzen, mit einer englischen Expedition zusammen zu treffen. Die Zeit, während derer ich auf den Pascha warten sollte, war ohnedies schon verstrichen, und seinem Befehle nach war ich verpflichtet, weiter zu marschiren. Auf das Eintreffen des Arabers, das sich bei den schwierigen Verbindungen noch lange hinziehen konnte, durfte ich keinesfalls warten.

So musste ich mich denn schweren Herzens entschliessen, ohne den Pascha von hier abzureisen. Ich meldete meine Beweggründe in zwei gleichlautenden Briefen an den Pascha, von denen einer bei den Manyéma, einer bei den Eingeborenen deponirt wurde. Ich hatte vor allen Dingen die Pflicht, die mir anvertraute Karawane sicher nach Bukóba zu führen. Mein früheres Anerbieten, ihm von hier aus Leute zurückzusenden, hatte er ausdrücklich von der Hand gewiesen. So blieb mir nur übrig, seine Befehle strenge innezuhalten und am 15. Januar aufzubrechen. Ausser meinen Soldaten begleiteten mich noch 96 Träger. Einer von den Leuten, die Karukwánsi uns gegeben, blieb hier zurück (die anderen waren noch beim Pascha), um in sein Land zurückzugehen.

XXVII. KAPITEL.

Zweite Umgehung des Albert-Edward-Sees und Marsch durch Mpóroro-Karágwe bis zum Nyansa.

Von unserm hochgelegenen Lager niedersteigend, durchschritten wir einen schmalen Waldrand und gelangten in ein mit niedrigem Gras bedecktes hügeliges Terrain. Bei dem kleinen Gehöfte Libássi im Distrikte Alibwáki des Häuptlings Mbéne schlugen wir unser Lager auf.

Ungefähr 10 Minuten nördlich von uns lag die Ansiedelung der Manyéma, ein grosser Komplex von viereckigen Lehmhäusern mit strohgedeckten Giebeldächern. Eine eigentliche Station war nicht vorhanden. Die Häuser waren weder regelmässig angeordnet, noch im ganzen auf irgend eine Weise umfriedigt. Die grossen, nach Sansibarart gebauten Lehmhütten, an denen jedoch die Veranda fehlte, machten einen leidlich wohnlichen Eindruck, besonders auf uns, die wir zwei Jahre lang nur die runden Negerhütten gesehen hatten. Ein Sonnendach diente als Empfangsraum. Hinter jeder Hütte war ein besonderer Hof eingefriedigt, der Dorfplatz selbst war sauber gehalten, die Umgegend dagegen höchst schmutzig und verwahrlost. Alle Leute zeigten sich reinlich gekleidet und gut genährt. Auch die zahlreichen Kinder — natürlich Sklaven, die von den Eingeborenen geraubt worden waren, — sahen ganz zufrieden und gesund in die Welt. Ausser der landesüblichen Eleusine baut man hier noch Reis, Sesam, Erdnüsse, Bohnen und anderes. Die Umgangssprache ist Kisswahíli, und auch die Eingeborenen, die in der Nähe wohnen, können sich vielfach in diesem Dialekt verständigen.

Etwa $1^1/_2$ km westlich von uns erhob sich der Abhang eines mit Gras bedeckten Plateaus, das nach Süden zu leicht ansteigt. Coulissenartig schieben sich seine einzelnen Ausläufer in die Issángo-Ebene hinein. An einem kleinen Bach, aus dem wir Wasser schöpften, standen Schraubenpalmen (Pandanus), eine ziemlich seltene Erscheinung in dieser Gegend.

Unter der Führung einiger Manyéma marschirten wir nach S.S.W. weiter durch die Grassteppe, die von verschiedenen kleinen Bächen durchschnitten wird. Bei einem Gehöfte Lebáno des Distriktes Buéru (Häuptling Nyumbíra) mussten wir übernachten, da vor uns eine grössere Strecke hin keine Nahrungsmittel zu

haben waren. Nach Osten fällt das Terrain zu dem nur 2—3 km entfernten Fluss ab, dessen Wasserlauf wir einmal aus der Ferne zu Gesicht bekamen. Jenseits von ihm erhebt sich ein breiter 50—100 m hoher Terrainrücken. In der weiten Grasebene standen hier und da vereinzelte Fächerpalmen (Borassus), in den Bacheinschnitten hatten die Eingeborenen einige Bananen und etwas Sorghum gepflanzt. An den steilen Berghängen erstreckten sich bis hoch hinauf die Felder der Wakóndjo, zwischen denen an vereinzelten Stellen in Bachrinnen noch etwas Buschwald stand.

Die Hütten der Wakóndjo sind, wie die aller Bewohner des Graslandes, bienenkorbförmig und haben sehr häufig zwei einander gegenüberliegende Thüren, deren Oeffnung von einem regelmässig angeordneten Wulst von Rohr umrahmt ist. Im Innern ist der Schlafraum von dem Kochraume durch eine Rohrwand geschieden. Getreidespeicher oder besondere Räumlichkeiten zur Aufbewahrung von Vorräthen in der Hütte wurden nicht beobachtet. Die Dörfer sind von derselben Art, wie bei den Wahúmavölkern. Die Thongefässe werden sehr roh gearbeitet; so weit sie zum Kochen dienen, haben sie einen handbreiten, fast flachen Rand mit ganz grober Strichverzierung; die Kalebassen sind meist mit Bast umflochten und von einfacher, kurzhalsiger Form. In grossen, kanuartigen, oft $1^1/_2$ m langen und $^3/_4$ m breiten Trögen wird der Bananenwein hergestellt (Abb. 208). Die Pfeifen haben kleine konische, aber sauber gearbeitete Thonköpfe mit einem etwa fingerbreiten Streifen von fein schraffirten Kreuzstrichen.

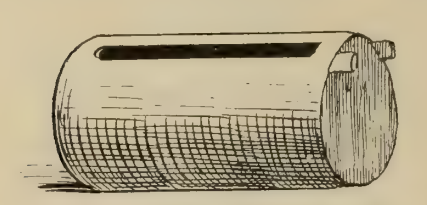


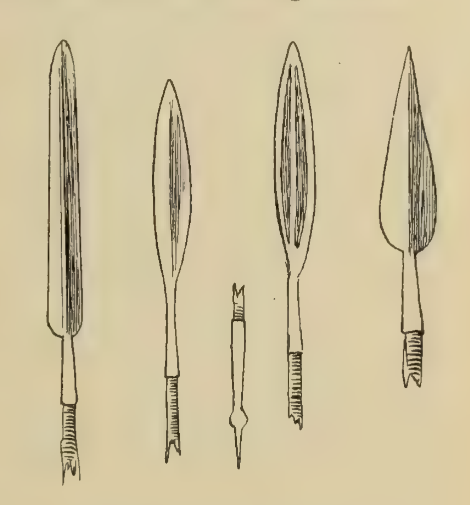
Abb. 208. Holztrog zur Bereitung von Bananenbier. Kwa Mbéne.

Man baut vor allem Eleusine, die damals (Mitte Januar) gerade reif geworden war, ausserdem noch Mais, rothes Sorghum, Bataten, Phaseolus vulgaris, Amaranthus, Gynandropsis und Kürbisse.

Schmuck wird sehr wenig getragen, nur feine Bastringe, die um die Oberarme und unterhalb der Kniee um die Beine gelegt werden. Messingspiralen oder Eisenringe sind selten, noch weniger kommen die grossen Halseisen und -Gabeln vor. Als Hüftschnur dient entweder einfacher Baumbast oder auch eine Reihe auf eine Schnur gezogener brauner Früchte, selten auch Eisen- oder Muschelperlen. Die Kleidung besteht hier in der Nähe der Berge fast ausschliesslich aus einem Stückchen groben, schwarz gefärbten Rindenstoffs; nur einige Leute haben bereits Felle nach Unyóro-Art. Amulette, die am Halse getragen werden, sieht man häufig. Einmal sah ich auch in der Hand eines Mannes einen mit zahlreichen Einschnitten verzierten, weiss und roth gefärbten Stock, der als eine Art Amulett für die Reise zu dienen schien.*)

*) Auf den Bergen sollen Katúnga-Wakóndjo wohnen. Nach drei starken Märschen über das Grasplateau soll man am vierten Tage in den Wald gelangen, wo Baira-Wakóndjo ansässig sind. Die Zahlenbezeichnungen dieses Stammes sind mit denen des Kinyóro identisch, mit Ausnahme von 1, das »ngwai« heisst.

Von unserm Lager aus führte uns der Weg durch welliges Grasland, in dem kreisförmige Euphorbien-Hecken standen, ein Zeichen für das einstige Vorhandensein von Wakóndjo-Dörfern. Die Manyéma hatten hier bereits ihr Werk gethan. Etwas weiterhin war die Steppe mit ganz niedrigem Akazienbusch bedeckt und zum Theil schon abgebrannt. War auch der verkohlte, schwarze Boden für das Auge grade kein sehr anziehender Anblick, so begrüssten wir ihn doch mit Freude, da uns die Vegetation hier nicht am Vorwärtskommen hinderte. Nach fünfstündigem Marsch erreichten wir unser ehemaliges Lager am Táliha-Bach wieder, wo sich in der Zwischenzeit ein Unterchef Karukwánsis, namens Mliáta, in Begleitung einer Anzahl Wakóndjo und Wahiána-Wahúma angesiedelt hatte. Von ihm erfuhren wir, dass Karukwánsi am Salzsee mit etwa 30 — von den Europäern unter einem schwarzen Aufseher dort zurückgelassenen — Soldaten seinen Wohnsitz habe. Auch hörten wir, dass ganz in der Nähe einige aus Süden gekommene Händler sitzen sollten, von denen man nur Gutes zu sagen wusste.


Abb. 209. Speerformen der Wahiána-Wahúma am Táliha-Bach.

Unsere Manyéma-Führer wurden hier nicht wenig unverschämt, als ich ihnen verbot, in die Häuser der Eingeborenen einzudringen, um diese zu bestehlen. Glücklicherweise wurden uns neue Führer gestellt, so dass wir ihrer nicht mehr bedurften.

Die Eingeborenen sind hier alle mit Fellen bekleidet, auch die Häuser nach Unyóro-Art gebaut. Sie stehen in kleinen, von Dornen- oder Euphorbienhecken umgebenen Gruppen. Neben den Paria-Hunden kommen hier die erwähnten schlanken, windspielartigen Thiere vor. Meist sind sie gelb, doch sind auch schwarze mit braunen Abzeichen über den Augen und den Pfoten und am After nicht selten.*)

Am Nachmittage besuchten mich die von Tabóra gekommenen Händler, Leute von Sséf bin Ssād, die mir einen von Herrn Sigl am 6. September 1861

*) Ich erkundigte mich hier vielfach nach dem grossen Reiche Kitára, das zuerst auf der Karte von Baker verzeichnet war und von dem der Pascha glaubte, dass es einst alle Wahúmastaaten umfasst habe. Man wusste mir anzugeben, dass in den Bergen südwestlich von hier und ebenso am Flusse im Osten der Name Kitára vorkomme, angeblich eine Namensübertragung von dem Lande Kitára in Tóru und Süd-Unyóro, aus dem die hiesigen Häuptlinge, wie überhaupt alle Wahúma-Chefs stammen sollen. Kabrégas Vater Kamrási, heisst es, habe dort mit Sságamas Vater Nyíka um die Herrschaft gekämpft, bis ersterer den Sieg errungen habe. Die Stelle, wo der Herrscher begraben sei, heisse Kitára. Mir scheint, dass nicht ein grosses Wahúma-Reich dieses Namens existirt hat, sondern dass nur die Wahúma-Häuptlinge aus einem Lande Namens Kitára abstammen. Die nördlichen Distrikte, also Unyóro und Tóru, haben wohl ein einheitliches Reich gebildet, während Nkóle und Mpóroro unabhängig gewesen sind. Die südlichen Gebiete, Usíndja und Karágwe u. s. w., sind unter den Vorfahren Rwómas ebenfalls vereinigt gewesen.

ausgestellten Passirschein vorzeigten. Ihre Nachrichten, die sie mir von Bukóba und Karágwe brachten, interessirten mich natürlich aufs Höchste. Nach ihren Angaben hätten ihnen die Leute der Engländer, die am Salzsee sässen, zwar erlaubt, Elephanten zu schiessen, aber nicht gestattet, Elfenbein zu kaufen. Mit der Jagd hätten sie aber bis jetzt noch kein Glück gehabt. Man sieht, die Wanyamwési müssen schon bis nördlich vom Albert-Edward-See gehen, um Elfenbein zu erlangen. Sehr auffallend trat hier der Gegensatz zu Tage, den sie zu den Manyéma bildeten, die bescheidenen, umgänglichen Händler zu dem anmassenden und gewaltthätigen Räubern.

Beim Weitermarsch liessen wir Karukwánsis früheres Dorf Butúku westlich liegen und erreichten alsbald das Gehöft Kassáka, wo uns ein von früher bekannter Unterhäuptling Karukwánsis freundlich empfing.

Die Häuser der hiesigen Wakóndjo sind sehr nachlässig gebaut. Die Thür, über der Amulette hängen, ist nicht überwölbt.

Die Thongefässe sind lüderlich gearbeitet. Die Männer tragen unter ihrem Fellmantel einen Gürtel aus zahlreichen fein geflochtenen Grasschnüren, der wohl als ein Rudiment der einstigen Rindenstoffbekleidung anzusehen ist. Bisweilen befestigen sie daran wohl auch noch ein Stück Rindenstoff. Die zahlreichen um den Oberarm und das Knie getragenen Grasringe, an denen häufig noch Amulette oder kleine Kalebassen befestigt sind, treten hier wieder auf. Um den Hals trägt man eine Perlenschnur oder einige Amulette. Als Waffe dient nur der Speer. Die Pfeifen haben meist Unyóro-Form, mit fast kugelförmigem Kopf, doch giebt es auch kegelförmige mit umgebogenem Rand. Die Frauen, die kräftig gebaut und etwas hellfarbiger sind, als die Männer, haben an ihren zahlreichen Gürtelschnüren vorn ein Stück Rindenstoff, hinten ein Fell hängen, ein anderes Fell bedeckt die Schultern. Dicke Wulste von Grasringen schmücken den Oberarm und die Kniee. Die Haare werden kurz gehalten, bei den Männern häufig nach Wahúma-Art durch Ausrasiren von Spiraltouren u. a. frisirt.

Nach vielen Monaten sahen wir hier zum ersten Male wieder zwei Rinder, die von unseren Leuten mit wahrem Jubel begrüsst wurden.

Auf unserer alten Route erreichten wir nunmehr Kirímba, an der Nordwestecke des Albert-Edward-Sees, wo der blinde Häuptliug Mugálihi, ein Verwandter Karukwánsis, wohnt. Unsere Leute badeten mit wahrem Hochgenuss in dem 27—28 ° C. warmen, klaren Seewasser. Seit unserem Weggange hatte man hier die Kulturen vorzüglich gepflegt. Ausgedehnte Maisfelder waren angelegt, und die Bananenpflanzungen gesäubert worden. Auch Kürbisse und Bataten waren in reicher Menge vorhanden. Eine künstliche Bewässerung, die in zahllosen Adern die Pflanzungen durchzieht, trägt nicht wenig zur Fruchtbarkeit bei. Die Kulturen reichen bis hart an den Strand, von dem sie nur durch einen wenige Schritt breiten Schilfrand getrennt sind. Am Ufer lagen auf dem festen Sand- und Kiesboden vereinzelte Schalen von Flussmuscheln. Stratiotes und Chara schwammen im Wasser.

Am folgenden Tage marschirten wir durch üppige, überall künstlich bewässerte Bananen- und Maispflanzungen bei unserem alten Lager Kiríma, wo unser früher gebautes Haus noch stand, vorbei. Der Häuptlng brachte mir 31 grosse Bund Salz als Geschenk dar, wofür er als Gegengabe Stoffe und Messingdraht erhielt. Die englischen Soldaten am Salzsee monopolisiren auf Befehl des Capt. Lugard das dortige wichtige Naturprodukt (vgl. Kap. 11).

In die schwankenden, schon früher beschriebenen Boote wurden unsere Lasten und mein Esel geladen; so gelangten wir auf dem Wasserwege nach Katúmbaru, im Distrikte Kassáka. Die fast senkrecht zum See abstürzenden Felsen sind stellenweise mit Gras und Adlerfarnen bewachsen. In den Spalten haben sich Ficusbäume verschiedener Arten angesiedelt. Cormorane und Schattenvögel, zahlreiche Möwen, gelbe Weber, Nektarinen, Eisvögel und buntfarbige Agamen belebten das Ufer, während in der Höhe auf den Felsen einige Paviane neugierig auf uns herab lugten. Fast senkrecht sind hier die Schichten des Glimmerschiefers und des Granit führenden Gesteins aufgerichtet. Ueberall ist ihr Fall nach Osten bemerkbar. Etwa 2 m über dem jetzigen Wasserniveau sind noch die Spuren des einstigen Wasserstandes an den Felsen zu erkennen.

Einige Leute trugen lange, rechteckige Schilde aus biegsamem Geflecht (Abb. 210), an denen hinten eine Handhabe befestigt war. Eine Lanze fiel uns besonders durch die, offenbar aus der Phantasie ihres Besitzers entsprungene, Form ihres Blattes auf (Abb. 211).

Im Lager erfuhr ich einiges über die Sitten der hiesigen Wakóndjo. Wenn ein Mann heirathen will, so muss er dem Vater der Braut 20 Ziegen bezahlen. Nach der Hochzeit lebt das Ehepaar drei Tage lang in Zurückgezogenheit. Bei der Geburt hilft eine erfahrene Frau, die die Nabelschnur mit einem Rohrsplitter abschneidet. Die Nachgeburt wird am Fusse einer jungen Bananenstaude, Ngekúla genannt, vergraben, und die an dieser Pflanze reifenden Bananen dürfen nur von der Frau, welche bei der Geburt half, gegessen werden.*) Drei Tage leben Mutter und Kind zurückgezogen. Sollte das Feuer in der Hütte während dieser Zeit erlöschen, so muss die Frau eine eiserne Hacke an ihre Wärterin geben, die durch Quirlen neues Feuer erzeugt. Die Stellung der Frau während des Geburtsaktes ist halb knieend, die Kniee sind halb gebeugt, und von hinten wird die Kreissende unterstützt. Sollte eine Frau während der Geburt sterben, so wird ein Zauberer geholt, der den Kaiserschnitt macht und die Frucht entfernt, damit Mutter und Kind gesondert begraben werden können. Er erhält für seine Bemühungen sechs Ziegen. Nachdem die drei erwähnten Tage verflossen sind, werden bei Mutter und Kind die Haare geschnitten, sie gewaschen, und am vierten Tage dürfen sie ausgehen. Erwachsene verstecken ihre abrasirten Haare im hohen Gras. Abgeschnittene Nägel müssen unter die Bettstelle gestreut werden.

---

*) Genau dieselbe Sitte findet sich in Ugánda und bei Bukóba. Aehnliches soll auch in Pommern geschehen (vergl. Ploss-Bartels, Das Weib. II. p. 227).

Ein Häuptling wird in seiner Hütte, kleine Leute ausserhalb des Dorfes begraben, ebenso die Frauen, vorausgesetzt, dass sie keine grosse Nachkommenschaft hatten. Die Leiche wird in hockende Stellung gebracht, indem man Arme und Beine an den Körper anzieht, mit Rindenstoff umhüllt und in einer runden Grube beerdigt.



Abb. 210. Mkóndjo-Krieger vom Westufer des Albert-Edward-Sees.

Erwachsene Leute tragen die Haare glatt abgeschoren, oder man rasirt nach Wahúma-Art Kreis- oder Spiraltouren aus dem dichten Haarfilz heraus. Seltener lässt man einen schmalen Wulst stehen, der sich von einem Ohr zum anderen zieht. Die Tätowirung besteht aus unregelmässig vertheilten kurzen Schnitten auf Brust und Oberarm. Auch dick aufliegende, runde oder ovale Narben kommen vor. Andere Leute tätowiren sich die Halbmond- und Spiralzeichnung der Wahúma ein; meistens werden nur Einschnitte, ohne Aetzung oder Färbung gemacht. Sollte nach der Operation eine Entzündung entstehen, so sucht ein Zauberer durch Blutentziehung diese zu heben.

Wenn der Regen ausbleibt, so sendet man zu den Wawámba am Schneeberg, die einen Regenstein besitzen und sich gut dafür bezahlen lassen. Ein kleiner Kreis von Hölzern wird in den Boden gesteckt und mit Holzstückchen angefüllt. Darauf stellt man einen kleinen, gut gereinigten und ganz mit Wasser gefüllten Kochtopf, wäscht den Stein sorgsam ab, salbt ihn mit Oel und legt ihn in das Wasser. Dann wird der allgemeinen Ansicht nach der Regen nicht ausbleiben.

Ist ein Diebstahl vorgekommen, so wendet man sich an den Zauberer, der den Schuldigen bezeichnet. Sollte dieser leugnen, so bringt man ihn vor den Zauberer selbst, der ein dünnes Stück Eisen glühend macht und ihn damit an der Fusssohle in der Nähe der Ferse brennt. Wenn er dabei verwundet

wird, gilt seine Schuld für erwiesen, und er muss fünf Ziegen bezahlen, von denen drei dem Zauberer zufallen.

Sollte ein Mitglied des Dorfes der Zauberei verdächtig sein, so zieht man ebenfalls einen Weisen zu Rathe, der ein Scheit Holz leicht aushöhlt und Mehl sowie eine »Medizin« hinein thut. Ist der Mann schuldig, so spritzt alles Mehl in die Höhe und dem Betreffenden ins Gesicht. Der »Ueberführte« wird jedoch nicht getödtet, sondern nur verbannt.

Dem Häuptling wird bei jeder Ernte eine Abgabe von einem Korb Getreide pro Hütte entrichtet.

Schafe sind im Wakóndjo-Lande und in Ussóngora nur vereinzelt vorhanden. Sie sind gross und kräftig gebaut, mit ziemlich kurzem, straffem Haar, schmalem, zugespitztem und nicht sehr langem Schwanz und gerader Nase. Den Kopf mit den nach abwärts und etwas nach vorn gerichteten Ohren lassen sie meistens hängen. Hörner habe ich nie bei ihnen beobachtet. Ihre Farbe ist durchgehends rothbraun.

Die Ziegen gehören theils der Waldrasse ohne Bart und Hauttroddeln an, deren Hörner an der Spitze etwas nach vorn gebogen sind, theils besitzen sie sehr dicke, kurze, stark nach hinten gekrümmte Hörner und einen Bart. Viele haben fahlgelbe Farbe mit schwarzen Rücken- und Schulterstreifen und ebensolcher Zeichnung von der Hornbasis über das Auge bis zur Schnauze. Doch kommen auch gescheckte und schwarze Exemplare vor.

Die wenigen Ochsen gehören der Wahúma-Rasse an. Es sind grosse starke Thiere mit sehr kräftigem Hals, die trotz der Riesenhörner ihren Kopf hoch tragen. Die Hörner sind erst nach rückwärts, dann nach seitwärts, oben und vorn, endlich nach oben gebogen. Ein Fetthöcker ist kaum vorhanden. Vom Kinn aus bis zwischen die Vorderbeine zieht sich eine grosse faltige Hautwamme. Das Schultertheil der Thiere ist sehr stark, der Rücken gerade und der Schwanz lang, die Stirn breit, die Schnauze leicht eingebuchtet. Ihre ziemlich kleinen Ohren sind seitwärts gerichtet. Der Farbe nach sind sie braun, gescheckt oder schwarz. Stark heimgesucht werden die Thiere von dem Madenhacker (Buphaga), der eher eine Plage als eine Wohlthat ist. Die Thiere haben viel zu thun, sich ihrer Quälgeister zu erwehren; sie werfen alle Augenblick mit den Vorderhufen Staub und Sand, ganz besonders gern Asche gegen ihren Leib, offenbar um die Parasiten zu verscheuchen.

Abb. 211. Phantasie-Lanze eines Mkóndjo.

Das Dichten der Kanus erfolgt in der Weise, dass auf die Ritzen zwischen den Brettern erst ein Streifen nassen Bananenbastes gelegt wird und auf diesen ein ca. 3 cm dicker Wulst aus Grasfasern kommt, der in eigenthümlicher Weise erst längere Zeit an der Seeküste macerirt wird. Zu diesem

Zwecke hat man aus Steinen zwei kleine, etwa 1 m von einander entfernte und 2—3 m lange Stege in den See hinaus gebaut. Zwischen diese wird das Gras der Länge nach gelegt und an der Aussenseite durch Steine beschwert. Jede herankommende Welle bewegt es nun hin und her und bearbeitet es mechanisch, während es durch die Feuchtigkeit erweicht wird. Der erwähnte Wulst wird durch gedrehte Schnüre auf den Kanubrettern befestigt, in deren Rand man zu diesem Behufe Löcher eingebrannt hat.

Von Katúmbari aus zogen wir weiter nach unserem alten Lager Vállia (Walia), von wo aus die Träger ihre Lasten wieder selbst tragen mussten, während nur das Salz und die Geschützlafette per Boot weiter transportirt wurden. Bei dem Táleha-Fluss brauchten wir nicht wieder auf die Barre hinaus zu gehen, sondern konnten das 18 ° C. warme Wasser durchwaten. Auf der flachen Halbinsel, die sich zwischen dem Distrikte Iwemérre und Katerénge erstreckt, schlugen wir unser Lager auf, in der Nähe eines verlassenen Dorfes, in dem ein Häuptling begraben war. Die ganze Halbinsel besteht aus stark salzhaltigem Thon und ist dünn mit Gräsern und Binsen bewachsen. In den ausgetrockneten Schlammpfützen ist eine dicke weisse Salzinkrustation bemerkbar. An stehen gebliebenen Pfützen verkehren zahllose Wasservögel, wie Möwen, Pelikane, Kronenkraniche, Enten, Strandläufer und Trappen (Otis melanogaster). Die Salzhaltigkeit des Bodens ist gewiss theilweise auf Austrocknen eines früheren Gewässers zurückzuführen. Ich glaube aber, dass auch das alljährliche Abbrennen des Grases viel zur Vermehrung des Salzes beiträgt. Die Grasasche wird durch den Regen ausgelaugt, und das leicht salzhaltige Wasser bleibt auf dem Thonboden an niedrigen Stellen stehen, woselbst es verdunstet.

Die ganze Umgegend war verlassen und öde. So marschirten wir ohne Führer weiter und konnten erst nach langem Suchen die Furth durch den Papyrussumpf finden, der uns von Kirúve trennte. Ich musste hier einen Tag liegen bleiben, um auf die Kanus zu warten, die mein Salz weiter nach Vitshúmbi bringen sollten. Mutambúka hatte bereits von unserem Anmarsch gehört und liess unsere Leute mit einer Anzahl von Kanus abholen.

Die Bevölkerung besteht hier theils aus Wakóndjo, die ihre Hütten ohne Thürüberwölbung bauen, theils aus Wanyóro, die von Ussóngora stammen und deren Hütten eine hoch überwölbte, tonnenartig ausgebuchtete Thüre zeigen. Des Holzmangels wegen sind jedoch die Gebäude alle nur niedrig. Im Innern sind mehrere Gemächer durch Rohrwände von einander abgeschieden. Der Boden der Hütten ist mit feinem Heu austapezirt. Die Kochtöpfe sind sehr ordinär und unregelmässig gearbeitet, von fast cylindrischer, unten abgerundeter Form, ganz ohne Rand oder Verzierung. Die Wassergefässe zeigen eine unschöne Birnenform. Die Hunde sind mager und schlecht gehalten und gehören theils einer unreinen Windhundrasse, theils der Pariaform an.

Wir hörten, dass die Manyéma ihre Razzias von Westen aus dem Walégga-Land bis nach Buítwe (Buítua) und den Wakóndjo-Bergen ausdehnen. Ausser durch

sie werden die hiesigen Eingeborenen auch viel durch Waróndo beunruhigt, die am Rutshúru-Fluss im Lande Ivínsa wohnen und Makowóli gehorchen.*)

Von Kirúve aus marschirten wir auf bekannter Route nach Vitshúmbi, wo um diese Zeit wieder viele Leute zusammengeströmt waren, während sich die Tabóra-Händler seit einiger Zeit zurückgezogen hatten. An die ganze Karawane wurde Salz in Rationen vertheilt, um dafür Nahrung auf dem Marsche bis nach Bukóba einzukaufen.

Während unseres zweiten Aufenthaltes am See waren die hohen Vulkankegel nicht sichtbar. Man kann sich hier lange Zeit aufhalten, ohne ihre Existenz zu bemerken, so oft und lange sind sie vom Nebel verdeckt.

Beim Abmarsch vom See liess ich unsern alten Weg etwas nördlich liegen, um möglichst bald die Grenze des deutschen Gebietes zu erreichen. Ueber eine öde, erst ganz flache, späterhin wellige Grasfläche, in der Euphorbien und Buschgestrüpp sich ablösten, gelangten wir nach dem Dorfe Busíngo in Ivínsa (Iwinsa), dessen Bewohner sich Wasigába nennen und von Nyawíngi abhängig sind. In der ganzen, ziemlich tristen Gegend sind die Ortschaften nur spärlich bewohnt; etwas Eleusine, schlitzblättrige Bataten und ein paar Kürbisse sind alles, was das Land bietet.

Von hier aus hielten wir uns zunächst etwas in S. S. O.-Richtung bis zu dem letzten Gehöft von Ivínsa. Die Eingeborenen leisteten uns nur sehr widerwillig Führerdienste und behaupteten, das vorliegende Land nicht zu kennen. Mit einer Wendung nach O. S. O. gelangten wir sodann an den Fuss der vor uns liegenden Berge; dann nahm uns eine Thalschlucht auf, deren Abhänge bewaldet und deren Boden mit einem wahren Wald von Arctotis bestanden ist. Steil ging es dann vom Ende des Thales hinauf bis zu einer Höhe von über 1600 m, wo nur baumförmige Erica und Proteagebüsch stehen. Vom Führer irre geleitet, mussten wir hierauf ein Stück des Weges wieder zurückgehen, bis wir jenseits von den Bergen absteigend in einem Thal an das erste Gehöft des Landes Kayónsa gelangten und beim Dorfe Kitulíro lagerten. Die Sohle des Thales ist hier vollkommen eben, wie ein alter Seeboden, und mit Eleusinefeldern bestanden. Auf den Bergen oben gewinnt man ein Eisenerz (Eisenglimmerschiefer), das hier unten verarbeitet wird.

Unser Aufenthaltsort bot nicht genügend Nahrungsmittel, dass wir hier einen ganzen Tag hätten bleiben können, um den Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers zu feiern. Durch eine kurze Ansprache und ein dreimaliges Hurrah,

---

*) Im Lande Buítwe, südlich vom See, sollen Wanyawíto (Wahúma?) unter dem Chef Nsúngu, nach anderen Leuten auch noch die Stämme Wayága und Wawínga wohnen, die sehr lange, breite Speere und viele Rinder haben und eine fremde Sprache reden sollen. Nach dem Feuerberge Vyá-Gongo soll man in vier Tagemärschen gelangen können. Man schläft in Bundéko, Makakíga und dann bei den Wá-nya-Ruánda. König Kigéris Land Ruánda soll jenseits eines Gewässers (Kamrónsi oder Nyavaróngo) liegen, auf dem man mit Kanus fahren kann. Die Leute von Vitshúmbi gehen bis zu diesem Gewässer, um dort ihr Salz an Kigéris Leute zu verkaufen. Das Grasland von Ruánda soll sehr stark bewohnt sein.

das in den Bergen prächtig wiederhallte, wurde des Tages gedacht, der für uns noch die besondere Bedeutung hatte, dass wir gleichzeitig ungefähr an der äussersten Nordwestecke des deutschen Gebietes angelangt waren.

Ueber einen Bergrücken hinweg führte uns der Weg nach ganz kurzem, östlichen Marsch zu einem Dorfe Iláro, am Abhange eines schön bewaldeten Thales, in dem unter der üppigen Vegetation namentlich prächtig entwickelte Baumfarne auffielen. Am andern Abhang des Thales weidete in etwa 800 m Entfernung von uns eine Heerde von etwa 20 grossen Elephanten, deren weisse Zähne in der Sonne blitzten. Die Eingeborenen beklagten sich, dass die Thiere ihnen vielen Schaden zufügten. Sie sollen hier und in südlicher gelegenen Gebieten noch leidlich häufig sein.

Die Eingeborenen von Kayónsa sind von dunkelschwarzbrauner Farbe. Zwei Typen sind deutlich zu unterscheiden: kurze breite Gestalten mit breiten Nasen und Gesichtern und schlanke Leute mit besonders langen Extremitäten und schmalen Gesichtern und meist auch langer Nase. Ihr Kopf ist fast stets nach hinten oben und vorn unten birnenförmig verlängert und die Schläfe seitlich zusammengedrückt, so dass das Ohr eine eigenartige Stellung nach unten und hinten bekommt. Die letzteren Leute, die der Wahúma-Rasse angehören, sind meistens bedeutend heller gefärbt, als die anderen. Alle sind mit einer um die Schulter gelegten Haut bekleidet, die nur selten sorgfältig bearbeitet wird. Um den Hals tragen sie Schnüre mit einigen kleinen, aus Holzstückchen oder Knöchelchen bestehenden Amuletten, um die Handgelenke 1—2 Eisenringe, um die Fussgelenke zahlreiche, aus feinem Eisendraht hübsch gesponnene dünne Ringe.

Ihre Pfeifen haben kurze, unten mit Bast umwickelte Stiele; der sauber gearbeitete Pfeifenkopf ist klein und von bauchiger Kegelform, am Rande mit feinen Kreislinien und Strichelungen verziert (Abb. 212).

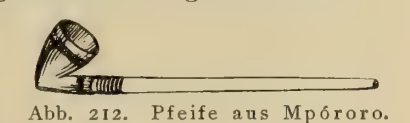
Die hiesigen Ureinwohner sind Walénge. Der Häuptling Nyakaváss und seine Familie aber Wagáïa-Wahúma, während Rugádso, der Häuptling von dem 1—2 Tage südlich von hier gelegenen Lande Mpímbi ein Mssámvo-Mhúma ist.*) An die Häuptlinge Nyakaváss und Rugádso sandte ich deutsche Flaggen.

Gleich hinter unserm Lagerort stiessen wir auf einen, in dichtem Urwaldrande dahin fliessenden Bach, von wo aus der Weg steil zum Berge Kassekéra aufstieg. Nach Südosten sind die höhern Bergketten von Mpímbi sichtbar, die von Südosten nach Nordwesten streichen. Abwechselnd Höhen auf, Höhen ab, ging es weiter, wobei einige kleine, zu Kayónsa gehörende Gehöfte hinter uns blieben. Endlich erreichten wir nach steilem Abstieg das Thal des Flusses Nissássa (Issássa),

*) Die von Norden aus eingewanderten Wahúma-Familien haben sich offenbar in verschiedenen Bahnen über das Land zerstreut. Wassámvo traf ich am Albert-See bei Kaváli, in Mpóroro und in Ussongóra. Wahiána-Wahúma leben viel in Kayónsa, in Ussongóra, in der Ssemlíki-Ebene und in Butuku in Süd-Unyóro. Walénde sind hier und in Kirúve, Wawítu in Unyóro, südwestlich vom Albert-See bis herunter nach Karágwe vorhanden.

das mit prachtvollem Wald bestanden ist, worin Baumfarne, parasitische Orchideen und Farne und eine parasitische Begonie vorkommen. Das klare, 18° C. warme Wasser des Flusses war etwa 8—10 m breit und ½ m tief. Dann ging es jenseits eben so steil wieder aufwärts bis zu dem kleinen Gehöft Nyakavúngo,*) das zum Distrikte Mígere gehört. Der Fluss bildet die Grenze zwischen diesem Lande und Kayónsa. Der direkte, östliche Weg ist der hohen Gebirge und dichten Wälder wegen sehr schwierig und würde uns mehrere Tage mehr gekostet haben. So musste ich mich entschliessen, einen kleinen nördlichen Umweg zu machen. Da jedoch bei dem anstrengenden Marsch einige Leute nicht angekommen waren, musste ich zuvor einen Tag hier liegen bleiben und eine Abtheilung Soldaten zurücksenden, die denn auch alle Leute mit zurückbrachten. Besondere Schwierigkeiten machte uns eine blatternkranke Frau, die nicht mehr weiter marschiren konnte und deshalb unter der Obhut des uns befreundeten Häuptlings Ruhayána zurückgelassen wurde, zusammen mit einem Mkóndjo-Knaben, der sich unter unsern Schutz gestellt, weil die Manyéma ihn zu töten gedroht hatten.

Am nächsten Tage erstiegen wir einen Bergrücken bei Regenwetter bis zu einer Höhe von etwa 1900 m, wo eine dichte Vegetation von Erica, Protea, Tephrosia, Erythrina und Pteris sich ausbreitete. Auf dem Rücken des Berges entlang ging es in südöstlicher Richtung weiter. Nördlich unter uns lag bebautes, zu Butúmbi gehöriges Land. Im fernen Osten konnten wir die Rudjúmbira-Berge in kahlem, theilweise schon verbranntem Graslande sehen. Nach dem Abstieg befanden wir uns bei dem Gehöfte des Distriktes Tshavóro, wo viel Eleusine, Erbsen, Kürbisse und Gynandropsis gebaut werden. Auch europäische Pflanzen, wie Hirtentäschel und Fumaria, kommen hier vor, daneben viele gelbe Compositen und violette Malven und Winden. Noch einmal mussten wir dann eine bedeutende Höhe von nahezu 2000 m überwinden, ehe wir den Distrikt Kafúndjo erreichten, in dem wir lagerten. Die ganzen Rücken des Gebirges in West-Mpóroro sind mit Baumschlag von Hochgebirgsformen bedeckt. Der Boden ist fruchtbar, Holz ist in Menge vorhanden, aber die Gegend ist dünn besiedelt und Nahrung spärlich. Bei der bedeutenden Höhe von 1600—2000 m können ohne Zweifel auch Europäer hier das ganze Jahr hindurch sehr erträglich leben.


Abb. 212. Pfeife aus Mpóroro.

Weiter ging es am Abhange eines Bergzuges entlang, unter uns im Thale der Papyrussumpf, aus dem der Kavránga-Bach — in seinem Oberlauf Kivanínga genannt — hervorgeht. Nach Umgehung eines Sumpfes stiegen wir auf eine Parallelkette hinauf und schritten auf ihrem Kamm entlang fürbass. Nördlich unter uns lag der Distrikt Kantánda, in dem wir früher gelagert hatten, südlich Katóndjo, ein breites Hochthal, das gut bebaut und von 2000—2300 m hohen Bergen um-

*) Die hiesigen Ureinwohner werden Wadjérra genannt. Man spricht das »s« des Kinyóro hier überall wie »sch« aus.

grenzt ist. Bald befanden wir uns auf unserm alten Weg vom 30. April 1891, auf dem wir von der Höhe herabstiegen, um nach dem Durchzug des Distriktes Nyakissénye (Nakishénye) und 4½stündigem Marsch bei dem Gehöfte Nikayánga unterhalb der Kiväle-Berge zu lagern.

Wir waren wieder mitten in der Regenzeit. Vor- und Nachmittags strömte es auf uns herab. Die Eingeborenen treiben ausser Ackerbau auch viel Viehzucht. Ihre Rinder, die alle der Wahúma-Rasse angehören, sind jedoch meistens umgekommen und man begnügt sich mit Schafen und Ziegen, die recht häufig sind. Die Schafe haben alle grade Nasen, keine oder nur ganz rudimentäre Hörner und einen nicht sehr langen, zugespitzten Fettschwanz, der das Fersengelenk nicht erreicht. Die Ziegen sind von ziemlich kleiner Rasse, mit graden Nasen und kleinen graden Hörnern. Viele zeigen dunkle Zeichnungen auf Rücken und Schultern sowie an der Kopfseite.

Am nächsten Morgen wurde bald nach dem Aufbruch der Nyeruesíka-Bach überschritten, wobei das Uebersetzen allein über eine Stunde in Anspruch nahm. Von hier aus liessen wir unsere frühere Route nördlich liegen und gingen zwischen zwei Reihen hoher Bergränder durch den Distrikt Kárama nach Ningómbe. Die Eingeborenen gehören überall dem Wahúma-Stamme an; es sind ziemlich arrogante Gesellen, die uns nirgendwo ein Gastgeschenk gaben und sich die Lebensmittel theuer bezahlen liessen. Südlich von hier soll im Lande Rukíga der Stamm Wasígi wohnen. Ein Mann Kakikóndjos, den wir hier trafen und der uns aus Karágwe kannte, sagte, dass wir in zwei Märschen den Kágerafluss erreichen könnten. Unter seiner Führung marschirten wir am nächsten Tage nach Osten weiter. Ueber einen Höhenrücken, auf dem vereinzelte Gehöfte standen, gelangten wir in flaches, leicht welliges Grasland und zuletzt an eine weite Sumpfebene, die allmählich nach S.S.O. in die Kágeraebene übergeht. Wir folgten ihrem Rande südlich der Höhen, die uns von unserer alten Route trennten. Während das nördliche und westliche Mpóroro stark bergig ist, machen sich im südlichen Theil des Landes Steppenebenen breit. Erst nach 7stündigem Marsch erreichten wir ein kleines Gehöft Kisúru, wo wir über Nacht blieben. Wir mussten so weit marschiren, weil in der ganzen Gegend kein Scheit Feuerholz zu haben war, mit dem wir unser Essen hätten kochen können. Auch hier waren wir genöthigt, uns mit getrockneten Papyrus-Stengeln zu behelfen. Ringsum erstreckt sich weites Weideland, das aber augenblicklich, da die meisten Rinder vernichtet waren, ziemlich verödet lag.

In Süd-Ost-Richtung ging es weiter durch niedrige, kahle Grasberge hindurch. Nach drei Stunden erreichten wir den Ort Nyavukére des Häuptlings Rútwe, der am Abhange der Mpóroro-Berge und in der Kágeraebene sein Gebiet hat. Sein Anhang besteht meistens aus Wahúma-Leuten, langen, sehr verhungert aussehenden Gestalten, von denen die meisten nur mit einem Fetzen Zeug bekleidet waren. Rútwe selbst ist ziemlich bejahrt, erfreut sich eines bedeutenden Ansehens und hat sich von der Königin Nyawíngi ziemlich unabhängig gemacht.

Diese war inzwischen von ihrem früheren Wohnsitz weiter nach Süden verzogen und wohnte nunmehr auf dem Gebiet der deutschen Interessensphäre, nicht weit von Ningómbe entfernt.

In dem Grase, durch das wir marschirten, wuchsen farbenprächtige Iris mit gelben, fein roth gestreiften Blüthen, ausserdem Senecio, gelbe Hibiscus mit purpurrothem Grunde, sowie Hibiscus cannabinus und Riesendisteln mit weissen Köpfen. Eine lang aufgeschossene, weiss blühende Orchidee, kleine chamoisgelbe Winden und hier und da etwas Gestrüpp von Erythrina und Akazien bildeten andere Vertreter der Flora dieser Gegend. Feldhühner, die gewöhnlich paarweise auftreten, wurden häufig beobachtet. Sie laufen, genau wie unsere Rebhühner, vor dem Wanderer her und fliegen mit klapperndem Flug und Gegacker schräg nach vorn auf. Ausserdem ist die Steppe mit schwarzen Webervögeln, lang geschwänzten Wittwen und kleinen Antilopen bevölkert.

Nachdem wir einen kleinen Fluss Kakitúmba (20,7 ^{0} C.) überschritten hatten, erreichten wir den Kágera-Fluss beim kleinen Dorfe Kayónsa, in dessen Nähe ein Stück Akazienwald eine angenehme Abwechslung in dem gleichförmigen Graslande giebt. Einige Wahúma bauen hier Kürbisse, Eleusine und Bohnen. Was sie hatten, verkauften sie unsern Leuten gegen das mitgebrachte Salz.

Am folgenden Tage setzten wir in sechs der früher erwähnten primitiven Doppelkanus an das andere Ufer, was insgesammt bis Mittag dauerte. Der Fluss ist hier in seinem offenen Theile wohl 40 m breit, hat aber an jedem Ufer noch einen etwa 60 m breiten sumpfigen Saum von Papyrus (Abb. 213.) Von beiden Seiten treten Thonschieferfelsen und Hügel dicht an ihn heran, die N. 210 ^{0} W. streichen und nach West um 80^0 einfallen. Hellblaue Nymphaeen, Stratiotes, zwei Arten von Wasserlilien, Chara, Utricularia trolla und ein Kraut, das durch grosse, schwammig aufgetriebene Wurzeln auf der Oberfläche treibt, sammelten wir am Ufer ein. Seit langer Zeit fanden wir auch die kleinen rundlichen Bohnen wieder (Phaseolus lunatus), nachdem wir in dem ganzen bisher durchschrittenen Gebiet — mit Ausnahme einiger Wakóndjo-Dörfer im Walde — nur Phaseolus vulgaris beobachtet hatten. Die Kultur von Erbsen in Mpóroro und Karágwe wurde früher schon erwähnt.

Am nächsten Morgen war das Wetter neblig und sehr bedeckt, so dass wir während des Marsches wenig sehen konnten. Nach einiger Zeit erreichten wir einen etwa 1500 m hohen Bergrücken Kagéhe; er besteht grösstentheils aus Thonschiefer, der von Norden nach Süden streicht und nach Osten mit 30^0 einfällt. Ein schlechter, steiniger, mit Quarzfragmenten bedeckter Weg führte uns über eine wellige Grasebene, die sich weit nach Norden hin erstreckt. Nachdem wir eine Weile vergeblich auf das Nachlassen des Regens gewartet, lagerten wir bei dem kleinen Gehöfte Nyerubóngo. Die runden, grasbedeckten Hütten haben hier keine Spitze; die niedrige Thür ist etwas überwölbt, oben durch einen Graswulst befestigt und zur Seite mit einer Ruthenbekleidung versehen. Lange cylindrische, nach unten abgerundete Körbe dienen als Getreide-

speicher. Sie werden durch 10—15 seitliche Stützen gehalten und durch ein Grasdach geschützt, das nur an einer Seite ein Eingangsloch frei lässt (Abb. 214). Das Auskörnen der Eleusine geschieht auf einem zu diesem Zwecke gesäuberten Platze bei den Hütten. Das Getreide wird mit langen Stöcken geschlagen und mit Holzgabeln gewendet.

Unter den Eingeborenen zeigen viele Wahúmazüge. Die Männer tragen bisweilen eine mit Kauris oder Perlen gestickte Stirnbinde. Zahlreiche dünne und einige dicke Eisenringe, die einen ganzen Wulst bilden, schmücken das Fussgelenk.

Am nächsten Morgen war es recht empfindlich kühl, nur 13° C., dabei so nebelig, dass man keine fünfzig Schritt weit sehen konnte. Ueber eine wellige Grasebene, in der nur wenige kleine Ansiedelungen lagen, ging es vorwärts, bis



Abb. 213. Fährstelle über den Kágera-Fluss.

wir dicht am Fusse der Rutúnguru-Berge unsere alte Route kreuzten, die wir jetzt mehr südlich liegen liessen, um auf direktem Wege nach Kitángule zu marschiren. Die Schichtenfolge an dem Bergabhange ist folgende: Brauneisenstein, Thonschiefer, Quarz, Thonschiefer, Quarz. Unter den Porteabüschen, die die felsigen Höhen bedecken, warteten wir, bis der letzte Mann angelangt war, und stiegen dann in die östliche Thalsenkung hinunter zu dem grossen Bananendorfe Kirére. Bald nach unserem Eintreffen daselbst erschien Kakikóndjo. Sein hässliches Gesicht, das durch die unregelmässig gestellten Zähne nicht gerade verschönert wird, sah noch widerlicher aus als früher, da er, ebenso wie seine Begleitung, total betrunken war und am ganzen Körper zitterte.

Den ganzen Tag verbrachte ich damit, Berichte über meinen bisherigen Marsch zu schreiben, die am nächsten Tage nach Bukóba voraufgeschickt werden sollten. Ausser mit Speeren, Bogen und Pfeilen waren die Leute auch mit einigen Gewehren bewaffnet.

Unter Führung einiger von Kakikóndjo gestellten Leute ging es einen, unserem gestrigen Bergrücken parallelen Höhenzug hinauf und diesen entlang. Die ganze Gegend wird durch vorwiegend meridional verlaufende Thäler gegliedert. Die dazwischen liegenden Bergzüge sind fast alle gleich hoch, — ein in Schollen zerfallenes Plateauland — so dass man auf ihnen entlang marschiren kann, ohne viel zu klettern. Von Zeit zu Zeit werden zwei solcher Längszüge durch eine Art Querbrücke mit einander verbunden, so dass man meist nicht einmal genöthigt ist, in die Thäler hinabzusteigen, dafür aber allerdings diese Bequemlichkeit meist mit weiten Umwegen erkaufen muss.

Bei einem kleinen Thaleinschnitt erreichten wir den Punkt, wo die heissen Quellen, Mtagáta genannt, entspringen. Ihr Wasser sammelt sich zu einem kleinen Bach, der durch eine dichte Waldparzelle nach Osten abfliesst. In vier Gruppen treten die Quellen direkt aus dem rothen Kieselsandstein des Bergabhanges hervor. Die erste, südlichste, hat einen starken und einen ganz schwachen Strahl, die beide 52,5 °C. warm sind. Etwas unterhalb der Ausflussöffnung hat sich ein kleiner Tümpel gebildet, aus dem das Wasser in einer Rinne abläuft. Am Rande wachsen schon, wo es noch eine Temperatur von 50° hat, blaugrüne Oscillaria-Algen. Die zweite Gruppe besteht aus drei Quellen, unter denen ein natürlicher Felstümpel liegt. Ihre Temperatur ist 49,7° C., während das Wasser des Tümpels nur 47° C. warm ist. Die dritte Gruppe ist bedeutend tiefer als die beiden ersten gelegen. Aus einer 20—30 cm weiten Spalte läuft das 43° C. warme Wasser in einen grossen Tümpel, der 42° C. hat. Die vierte Gruppe, die etwas weiter nach Norden gelegen ist, besteht nur aus einem grossen, 39° C. warmen Tümpel, der am Grunde durch einige Quellen gespeist wird.



Abb. 214. Getreidespeicher aus Mpóroro und Karágwe.

Ueber den Quellen sind an den Bäumen Opfergaben aufgehängt, meistens nur Steine, die in Bananenbast eingewickelt sind, seltener Fetzen von Rindenzeug oder Stoff. Auch hier, wie fast allerorts in der Welt, scheint sonach die Vorstellung zu herrschen, dass man durch das Opfer von irgend welchen Gegenständen Krankheiten vertreiben könne, wie sie ja selbst noch in vielen katholischen Gegenden Deutschlands lebendig ist.*)

*) Hier in Mtagáta, wo sicher seit Urzeit Menschen sich aufhielten und Gaben niederlegten, sollte man einmal Nachgrabungen anstellen, ob sich im Grunde der Tümpel, im Sande oder in den Sümpfen keine prähistorischen Funde erhalten lassen. Leider mangelte mir die Zeit hierzu.

Man verbindet jedoch auch praktischere Heilzwecke mit diesen Thermen. Die verschieden grossen und verschieden warmen, etwa $^1/_2$ — 1 m tiefen natürlichen Badewannen werden von Kranken, besonders solchen, die an Hautkrankheiten oder Beinwunden leiden,* viel aufgesucht. Unsere Leute, die von der Reise ermüdet waren, liessen es sich in dem warmen Wasser wohl sein und behaupteten, dass ihre Ermüdung hierdurch sofort verschwände. Auch ich selbst nahm ein Bad und fand es ausserordentlich wohlthuend. Das Wasser ist völlig klar und hat nicht den geringsten Geschmack, weder nach Schwefel noch nach Kohlensäure oder Salz. Es wäre gewiss sehr empfehlenswerth, an dieser Stelle für die deutschen Stationen am Victoria-See ein kleines Sanatorium zu errichten. Der Punkt liegt sehr geschützt und dabei doch in einer bedeutenden Meereshöhe. Ein kleines Wohnhaus, das man von 2—3 Leuten beaufsichtigen lassen könnte, würde genügen, um für einen kurzen Badeaufenthalt den Europäern zur Unterkunft zu dienen. Von Bukóba aus lässt sich Mtagáta in sechs Tagen ganz gut erreichen. Allerdings müsste man sich den nöthigen Proviant für einige Tage mitnehmen oder ihn mehrere Stunden weit herbeischaffen lassen, denn am

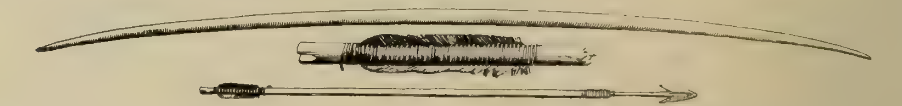


Abb. 215. Bogen und Pfeil der Wanyámbo von Karágwe (vom Bogen ist die Sehne verloren).

Orte selbst bauen bisher nur zwei bis drei Eingeborene ganz wenige Bananen, Eleusine und Kürbisse.

Meine Post nach Bukóba wurde hier abgefertigt und dem Bericht eine Reihe von Präsenzlisten und Gehaltsabrechnungen etc. beigelegt. Diese haben in der Folge zwar Bukóba und das Südende des Sees erreicht, sind aber auf dem Wege von dort zur Küste verloren gegangen.

Auf demselben Höhenrücken, von dem wir Tags zuvor abstiegen, marschirten wir nun eine Strecke weit nach Süden, bis zu dem kleinen Dorfe Kivále, wo der Weg sich mehr östlich wendet. Nach etwa vier Stunden Marsch in der Höhe, wobei wir häufig grosse Umwege machen mussten, erreichten wir das Dorf Nyakigándo, wo freundliche Eingeborene uns reichlich Bananen, Eleusine und Erbsen verkauften. Die Leute sind ausser mit Lanzen auch mit, oft 2 m langen, Bogen und grossen Pfeilen bewaffnet. Die Sehne des Bogens ist aus Bast hergestellt und an dem Holz durch häufiges Umschlingen befestigt. Die Pfeile sind sehr lang und stark, das Eisen eine grosse und schwere lanzettförmige Klinge mit Mittelrippe. Sie wird mit Bast, der zuvor mit Ficussaft getränkt worden ist, im Schafte festgehalten. Das Unterende des Pfeiles ist etwas verbreitert, stark ausgekerbt und mit Bast umwickelt. Etwas oberhalb davon sind drei abgerundet zugeschnittene Federhälften sorgsam mit feinen, zwischen den einzelnen Fiederchen durchgeführten Bastfäden befestigt (Abb. 215). Der Bogen

wird beim Gebrauch fast horizontal gehalten und vom Schützen in knieender Stellung abgeschossen. Dieser umfasst dabei die Sehne mit vier Fingern und setzt den Pfeil zwischen dem dritten und vierten Finger ein (»tertiäre« Spannung). Dann wird der Bogen angezogen, bis das Eisen des Pfeils das Bogenholz berührt. Ein Schutz für das linke Handgelenk existirt meistens nicht.*) Die Pfeile werden hier in langen Kalebassen, etwas weiter westlich in hübsch geschnitzten Holz- oder Bambusköchern aufbewahrt. Angeblich sollen die Bewohner von Ost-Mpóroro (Walíndi) die Fabrikanten dieser Riesenbogen sein.

Beim Weitermarsch trafen wir zwei Leute Mutatémbwas, die schon von weitem an ihrer Grasbekleidung erkennbar waren. Sie erzählten uns einiges über Bukóba und theilten mit, dass sie nach Westen gingen, um dort Kaffeebohnen zu verkaufen. Nach sechsstündigem, anstrengendem Marsch gelangten wir in unser altes Lager Rutúnguru, von wo wir am nächsten Tage in weiteren sechs Stunden durch die mit Steppenbusch bedeckte Ebene nach Kitángule marschirten.

So weit hatte das am Albert-Edward-See ausgegebene Salz zum Einkauf von Nahrung gereicht. In Kitángule wurden wieder Rationen von Stoffen ausgegeben. Einige Zeit vorher hatten die Soldaten von Bukóba hier verschiedene Dörfer zerstört, da König Ndágara die Tabóra-Händler in unerhörter Weise bedrückt hatte. Einige gerade hier anwesende Araber erzählten mir, dass sie auf Befehl Langhelds ihren Wohnsitz von Karágwe aus nach Mutatémbwas Land verlegt hätten und augenblicklich bei einem kleinen Orte Kitúntu in der Nähe eines Hügels, den man von unserem Standpunkt aus sehen konnte, wohnhaft seien. Ebenso erfuhr ich hier, dass der Araber Abu-Békr, den wir in Kafúro zurückgelassen, von Langheld wegen Unterschlagung dort abberufen worden war. Die abenteuerlichsten Gerüchte wurden mir ausserdem über die Unruhen erzählt, die angeblich in Ugánda herrschen sollten.



Abb. 216. Pfeifenkopf von Karágwe.

Es muss besonders bemerkt werden, dass in den zuletzt passirten Ländern überall neben einer negerhaften Urbevölkerung Wahúma angesiedelt sind. So wohnen in Karágwe Wassámvo und Wagína-Wahúma. Der König Ndágara selbst aber ist ein Muhínda, seine Mutter, eine Verwandte Kabrégas, gehörte zu den Wawítu-Wahúma. Die Urbevölkerung besteht, wie erwähnt, aus Wanyámbo. In Mpóroro gehört die Königin und viele andere Wahúma zu den Wassámvo aber auch Wahiána und andere kommen dort vor. Die Ureinwohner sind im Osten Wawíssia und Walíndi, während sie im Westen verschiedene Namen führen. In Nkóle gehört der Häuptling selbst zu den Muhínda, während unter den Wahúma Waïtíra, Wagáiha, Wawítu und andere Familien vorkommen. Die Urbevölkerung von Nkóle wurde mir als Wakímbiri bezeichnet.

*) Hier und dort soll man in Karágwe sich zu diesem Zwecke einer mit Kauris benähten Ledermanschette bedienen.

Alle diese Urbewohner oder wenigsten die westlichen Stämme, scheinen den Wakóndjo verwandt zu sein. Der Eigenname Makowóle z. B. kommt sowohl bei den Wald-Wakóndjo als auch in Butúmbi und West-Mpóroro häufig vor. Durch die Einwanderung der aus Süd-Unyóro in diese Gebiete gedrungenen Wahúma ist der Unyóro-Dialekt, speziell wie mir scheint die Sprache von Mwénge und Tóru, in alle diese Gebiete verpflanzt worden. Bis an die Grenze von Udjidji (spr. Udyídyi), von Uha und Unyamwési, ja vielleicht noch von Fipa wird jetzt mit leichten dialektischen Verschiedenheiten das Kinyóro gesprochen.

Auf unserm alten Wege gelangten wir alsbald in den Grenzdistrikt Ngáramo von Mukotánis Land, wo uns sofort die eigenthümliche Grasbekleidung unserer Freunde aus Bukóba auffiel und von den Soldaten und Trägern mit Freuden begrüsst wurde. Die Häuser sehen sauber und reinlich aus und liegen in prächtig gehaltenen, grossen Bananenpflanzungen mit breiten Wegen, die mit Hecken von einem krautartigen Gewächs (einer Dracaena) gesäumt sind.

Beim Weiterziehen liessen wir den Ikímba-See rechts von unserer Strasse liegen und gelangten über ziemlich sumpfiges Terrain in fünf Stunden an den Kinyavássi-Fluss (Kinyaviássi), der gerade bedeutend angeschwollen und 1—1 1/2 m tief war. Ringsum liegen zahlreiche Bananenhaine, deren prachtvolle Fruchttrauben von der grossen Ergiebigkeit des Bodens zeugen. Seit dem Verlassen des Urwaldes hatten wir solche Ueppigkeit nicht mehr gesehen. Hier und da, besonders nordöstlich, liegen im Thale Waldparzellen verstreut, in denen Graupapageien in grosser Zahl heimisch sind.

Voandzeia, Phaseolus lunatus und vulgaris, Eleusine, Bataten, Colocasien und etwas Sorghum wurden uns angeboten. Durch die Nähe der Station hatte sich sichtlicher Wohlstand im Lande verbreitet. Viele Eingeborene trugen weisse Baumwollenstoffe, einige sogar genähte Hosen und Röcke wie in Ugánda. In Folge des Friedens, den die Station garantirt, ist das Land allenthalben im Aufblühen begriffen.

Als wir am andern Morgen eben beim Aufbruch waren, bekam ich einen Brief von Feldwebel Kühne, der den grade abwesenden Kompagnieführer Langheld vertrat. Er schrieb mir, dass er in Anbetracht der Pocken, die in unserer Karawane geherrscht hätten, eine Quarantäne über uns verhängen müsse, ein mir keineswegs angenehmer Empfang nach langer Abwesenheit.

Je mehr man sich der Station nähert, desto dichter stehen die Bananenpflanzungen auf dem grasbedeckten Hochplateau. Plötzlich, als wir um einen der Bananenhaine herumbogen, eröffnete sich uns eine weite Aussicht auf den blauen, glatten Spiegel des Victoria-Nyansa; wenige Schritte weiter standen wir am Rande des Plateauabhanges und konnten auf die inzwischen fertig gebaute Station herabblicken, über der nunmehr die deutsche Kriegsflagge, anstatt des schwarz-weiss-rothen Banners, stolz im Winde flatterte.

Am 15. Februar um 10 Uhr Morgens, also ein Jahr und drei Tage nach unserm Abmarsch von hier und einen Monat nach dem Aufbruch vom Schnee-

berge, traf ich mit den ersten Leuten an der kleinen Brücke ein, die wir selbst früher über den Bach geschlagen hatten. An der Brücke wehte eine gelbe Flagge, die uns das weitere Vordringen versagte. Ich liess daher das Lager an dem südlichen Ufer des Baches, etwa $^1/_2$ km von der Station entfernt, aufschlagen und meinen Leuten bekannt geben, dass jedes Betreten des Stationsbereiches strenge verboten sei.

Bald nach meiner Ankunft kam der Feldwebel Kühne zu mir; leider mit wenig guten Nachrichten. Von ihm erfuhr ich den Untergang der Zelewskyschen Expedition und Freiherrn von Gravenreuths Tod in Kamerun. Hier erst erhielt ich ferner die Mittheilung, dass das ostafrikanische Schutzgebiet in eine kaiserliche Kolonie umgewandelt, dass die Schutztruppe kaiserlich und dass Freiherr von Soden Gouverneur geworden sei. Meine ersten Berichte hatte ich noch an Herrn Major von Wissmann adressirt. Die für uns in der Zwischenzeit angekommene Post war leider nach der Küste zurückgeschickt worden, so dass ich nach einjähriger Abwesenheit keinen einzigen Brief vorfand, wohl aber eine Anzahl von Zeitungen, eine Menge Bücher, sowie eine grosse Sendung von Kisten, die mir vom Museum für Naturkunde in Berlin, sowie von Professor Schweinfurth nachgesandt worden waren.

Die lange Trennung von der Aussenwelt, die Entbehrungen und Gefahren, die hinter mir lagen, wurden reichlich aufgewogen durch das Gefühl der Heimkehr, der Nähe der Civilisation. Unkundig aller Begebenheiten, die sich inzwischen auf dem Welttheater abgespielt, kommt man aus der Wildniss Innerafrikas zurück, und der plötzliche Eindruck all' der Neuigkeiten, die man auf einen Schlag erfährt, ist so überwältigend, dass er zunächst Kopf und Sinne betäubt und Einen nicht zu klarem Denken kommen lässt.

Auf der Station befand sich eine ganze Anzahl französischer Missionare, darunter der katholische Bischof Monseigneur Hirth, die alle durch die Unruhen aus Ugánda vertrieben worden waren. Durch sie und den Feldwebel Kühne, der selbst während des Aufruhrs einen Ausflug an die Grenze Ugándas gemacht hatte, erfuhr ich Manches über die dort stattgehabten Kämpfe. Von unseren ursprünglichen Reisegenossen war bereits einer, der Pater Schynse, an einem rheumatischen Fieber gestorben.

Feldwebel Kühne hatte mir aus den Vorräthen der Station alle möglichen verlockenden Dinge mitgebracht, wie Butter, Brot, etwas Wein u. s. w. So hatte ich denn einmal wieder leidlich zu leben; meinen Leuten aber ging es weniger gut. Allerdings konnten wir Jedem Stoff zu einem neuen Anzug geben; aber mit ihrer Ernährung war es recht schlimm bestellt. Feldwebel Kühne hatte bei den Eingeborenen bekannt machen lassen, dass in unserer Karawane Pocken (Ndwára, d. i. Krankheit) geherrscht hatten; infolgedessen kam natürlich kein Eingeborener zu uns, um uns Lebensmittel zu verkaufen. Einige Tage gebrauchte ich noch, um die neu angekommenen Sachen auszusuchen, zu verpacken und den Leuten etwas Ruhe zu gönnen. Dann aber war es unmöglich, länger zu bleiben.

Wie ganz anders hatte ich mir beim Anmarsch das Wiedersehen mit den ersten Europäern vorgestellt! Ich hatte gehofft, mich eine Weile der Ruhe hingeben zu können und meine Leute im Ueberfluss zu sehen. Jetzt aber waren wir ausgestossen, den Soldaten war der Verkehr mit ihren Kameraden untersagt, und, obgleich seit langer Zeit kein Pockenfall mehr aufgetreten war, und ich das Erlöschen der Krankheit für ziemlich sicher erklären durfte, wollte ich mich doch gegen diese von dem Feldwebel Kühne verhängte Abschliessung nicht auflehnen. Langheld war nach der im Süden des Sees angelegten Station Mwánsa gegangen. Ich hatte mich speziell auf das Wiedersehen mit ihm lebhaft gefreut und konnte ihm nur schreiben, dass ich hoffte, ihn in kurzer Zeit am Südende des Sees zu treffen. Meines Bleibens in Bukóba war nicht länger. In der Station sass der Feldwebel, während meine Expedition ausserhalb kampiren musste und nach wie vor dem Regen ausgesetzt war. So marschirte ich denn nach nur viertägigem Aufenthalte wieder weiter.

XXVIII. KAPITEL.

Zweiter Marsch um das Süd-West-Ende des Nyansa.

Am 20. Februar morgens erstiegen wir das Plateau von neuem und marschirten dem Süden zu, nachdem wir noch einen letzten Blick auf die liebliche Bucht von Bukóba mit ihren neuen Bauten geworfen hatten. Wir lagerten bei Kanssénene, dicht bei demselben Orte, wo ich am 14. November 1890 kampirt hatte. Glücklicherweise brachten hier die Eingeborenen wenigstens etwas zum Verkauf. Am folgenden Tage liessen wir links in der Tiefe die weite Bucht, die von der kleinen Insel Kischáka theilweise abgeschlossen wird, sowie die etwas kleinere Bucht von Kashokéro hinter uns liegen. Hier ist die Grenze zwischen den Gebieten Mukotánis und Kahígis. Eine kleine, kreisförmige Einbuchtung, beiderseits von hohen Felsen flankirt und mit zwei grossen Bananendörfern (Buigára und Rukéwera) geschmückt, springt fernerhin in das Land ein. Von dem erhöhten Standpunkte aus bietet sich hier ein prächtiger Blick auf die steile Küste des Sees. Coulissenartig schieben sich die Klippen hinter einander. In den Schluchten des Plateauabfalls steht dichter Wald; wo am Fusse ein kleines Vorland sich gebildet hat, haben die Eingeborenen üppige Bananenpflanzungen angelegt. Deutlich erkennt man an einer Reihe von Strandlinien, dass sich in letzter Zeit der Wasserspiegel des Sees bedeutend gesenkt hat. Unten am Ufer verliert man diese Uebersicht; aus der Höhe aber liessen sich fünf solcher Rückzugslinien ganz deutlich unterscheiden.

Am Fusse des Plateaus reiht sich ein grosser Bananenwald an den andern. Ich habe selten ein Land von solcher Fruchtbarkeit gesehen, wie das von Kahígi. Im Thal und auf den Höhen ist das ganze Jahr hindurch das nöthige Wasser vorhanden, so dass der Ackerbau überall gute Erfolge verspricht. Dabei ist das Land durchweg 1200—1400 m über dem Meere gelegen und hat eine kühle Temperatur. Holz giebt es allerdings nicht gerade reichlich, desto mehr aber vorzügliches Weideland.

Kurz nach unserer Ankunft im Dorfe Bussómba kam Kahígi selbst mit seinem Gefolge. Er ist ein schlanker Mann mit etwas vorstehenden Lippen, kleinem Kinnbart und ziemlich gerader Nase. Er und seine Anhänger gehören

zur Ruhínda-Familie, ebenso wie die Häuptlinge von Ihángiro, Usíndja, Ussúi und Karágwe. Sie gehören entschieden der Wahúmafamilie an, obgleich man merkwürdiger Weise im Lande zwischen einem Muhínda und einem Mhúma einen Unterschied macht. Die Ureinwohner des Landes werden als Wéru (Uëíru), d. h. Sklaven, bezeichnet. Kahígi, der sich vom ersten Augenblick an freundlich gegen die deutsche Station gezeigt hatte, sandte mir reiche Geschenke an Lebensmitteln und Bananenwein, die an die Soldaten vertheilt wurden.

Am folgenden Tage gelangten wir bis an das Dorf Kahéngere in Ihángiro, wo ich am 13. November 1890 gelagert hatte. Der Plateaurand ist häufig zerklüftet und mit Blöcken von grau-röthlichem Quarzit bedeckt. Immerhin ist das Gebiet hier noch ausserordentlich fruchtbar, wenn es auch nicht so reich bevölkert ist, wie das nördliche. Mehr und mehr tritt, je weiter man nach Süden kommt, die eigenthümliche Grasbekleidung der Eingeborenen zurück und macht dem Fellmantel Platz. Auf den Grashügeln finden sich neben den Bananenpflanzungen nur noch einige Baumgruppen. Die Urwaldparzellen hören hier auf. Auch die von der Höhe des Plateaus sichtbaren Inseln Bumbíde und Iróba sind meistens kahl.

Nachdem die letztgenannten Inseln am nächsten Tage hinter uns lagen, erblickten wir eine ganze Reihe scheinbar von Ost nach West streichender Eilande, Masínga, Tshánso, Ikúsa, Itemúsa und Ssósswe, sowie im Süden die zu Rwómas Land gehörige grosse Insel Luwóndu (Rumóndo) kwa Rukaschúga.

Von den ehedem riesigen Rinderheerden sind nur noch wenige Exemplare im Lande übrig geblieben. Sie gehören zwar noch der Wahúma-Rasse an und haben ausnehmend grosse Hörner, zeigen aber durch einen Ansatz von Fetthöcker, dass sie schon mit der südlichen Rasse vermischt sind.

Wir lagerten beim Orte Katónga. Hier in sicheren Gebieten gestaltete sich auch mein Leben wieder etwas regelmässiger als früher. Morgens vor dem Abmarsch wurde der von Bukóba mitgebrachte Kaffee, dazu Brot, manchmal auch einige Eier eingenommen. Nach $3^1/_2$ stündigem Marsch machten wir eine halbe Stunde Rast, während deren ein kalter Imbiss genehmigt wurde, und nach ferneren 2—3 Stunden kamen wir in unserem Lager an. Sofort nachdem die Zelte aufgestellt, begannen die Arbeiten. Das Eintragen der Routenaufnahme und der meteorologischen Beobachtungen, die Führung der Tagebücher u. s. w. nahmen die Zeit bis etwa 4 Uhr Nachmittags in Anspruch. In der Zwischenzeit hatte ich die eingeborenen Häuptlinge holen lassen, um mit ihnen über den Weitermarsch und über die Stellung von Führern zu verhandeln. Spät am Nachmittage kamen dann meine ausgeschickten Sammler mit verschiedenen naturwissenschaftlichen Gegenständen zurück, die registrirt und den verschiedenen Präparatoren überwiesen wurden. Um $5^1/_2$ Uhr täglich war Appell, etwas Exerziren und Aufziehen der Wache. Um $6^1/_2$ Uhr nahm ich meine aus 2—3 »Gängen« bestehende Hauptmahlzeit ein. Die Zeit bis 8 Uhr, die Stunde, wo ich die Instrumente ablas, vergingen mit der Lektüre von Büchern, die ich seit dem Eintreffen der

letzten Post reichlich zur Verfügung hatte. Dann wurde meistentheils das Lager aufgesucht, manchmal aber auch noch bis spät Abends gelesen.

Am nächsten Tage erreichten wir unser altes Lager Kampíndi, dasselbe, in dem ich auf dem Hermarsch ein schweres Fieber bekommen hatte. Wir mussten jetzt mit unserer Route stark westlich ausbiegen, da hier ein Längs-Creek nach Süd-Süd-Westen tief ins Land einschneidet. Es ist in seinem nördlichen Theile von Bergen umgeben, die von Bananendörfern gekrönt sind. Im Süden aber ist es versumpft und verläuft in einer flachen Ebene. Im Norden, wo es durch die langgestreckte Insel Kagulámu geschützt wird, könnte es wohl einen guten Hafen abgeben, im Süden aber ist es ungesund und seicht. Das wellige, zum Sumpfe abfallende Terrain ist mit Buschinseln bedeckt, unter denen mir ein knolliges, stark von Gallwespen infizirtes Gewächs besonders auffiel. Verästelte Dracaenen mit saftig grünen Blattrosetten und orangegelben Fruchttrauben leuchten aus dem dunkeln Buschwerk hervor. Gebaut werden namentlich viel lange Bohnen, die meistens von hellgelber Farbe sind, sowie einige Erdnüsse.

Nachts regnete es mehrfach, und auch am Morgen zeigte, wie jeden Tag, der Himmel sein einförmiges Grau. Nach einer halben Stunde Wegs erreichten wir einen Waldgürtel mit zahlreichen Phönixpalmen, in dem der Fluss Ruíga (Raíga fälschlich auf der Karte) sich entlang schlängelt. Sein Wasser ging den Leuten bis zur Brust. Er bildet die Grenze zwischen Ihángiro und Kimwáni, dem Lande Kadjúmas. Durch eine mit Busch bestandene Ebene, in der wir Kandelabereuphorbien und nach langer Zeit wieder das erste Exemplar des Myombo-Baumes bemerkten, erreichten wir nach zwei ferneren Stunden den breiten Papyrussumpf Lugéndwa, dessen Wasser der Seebucht zufliesst. Es ist der Unterlauf des Baches Lohugáti. Langsam ansteigend, erreichten wir eine kleine, malerische Waldparzelle, aus der das Bächlein Nyakagéra entspringt. Die Eingeborenen kamen uns freundlich entgegen und führten uns an den Ort Kangáro, wo wir lagerten. Nach Westen hin sieht man über einen bewaldeten Höhenzug herüber das grasbedeckte Plateau von Ussúi, dessen Terrainwellen von Südwest nach Nordost zu streichen scheinen.

Die Eingeborenen tragen durchweg einen Lendenschurz aus Stoff und ein ebensolches Stück auf der Schulter. Einige sind jedoch auch mit den Fellmänteln der Wahúmaländer bekleidet. Als Schmuck dienen zahlreiche Fussringe aus fein gesponnenem Eisendraht, auch ein dickes Messingarmband kommt hin und wieder vor. Alle sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Bogen sind nicht ganz so lang wie in Karágwe, die Pfeile sehr gross. Ihr Eisen hat eine regelrecht pfeilförmige Gestalt und läuft nach hinten in zwei Spitzen aus. Die Zwinge ist oft dick mit einem schwarzen Gift bestrichen, das man zum Schutze mit Bast umwickelt. Die Lanzen haben einen langen Schaft mit verschieden gestalteten Eisenspitzen.

Die Hütten besitzen, wie auch schon die in Süd-Ihángiro, keine Thürvorwölbung. Im Ganzen schlecht gebaut, liegen sie in der Mitte oder am

Rand der ausgedehnten Bananenpflanzungen. Bisweilen sieht man einen Getreidespeicher in Gestalt eines cylindrischen riesigen Rohrkorbs mit überstehendem Dach, der auf Pfählen ruht (Abb. 218, e).

Hühner, Ziegen und Schafe werden überall gehalten. Die Hunde gehören meistens einer Mischrasse von schakalartigen Parias oder Windspielen an. Gebaut werden neben Phaseolus lunatus Bananen, schlitzblättrige Bataten, ein wenig Manjok und Eleusine.

Die Flora nimmt hier schon Steppencharakter an. Combretum mit braunrothen Früchten, Kigelien, kleine dornige Akazienbüsche, sowie Candelaber-Euphorbien giebt es in Menge. Einzelne Dracaenen gelangen aus den nördlicheren Grasländern bis hierher. Die Gehöfte sind mit buschförmigen Compositen und Euphorbia tirucalli eingefriedigt. In den Gebüschen treiben Lärmvögel (Gymnoschizoris Leopoldii) ihr Wesen. Unruhig und scheu hüpfen sie in den Kronen hoher Bäume umher, ein eigenthümliches, kurzes Gemecker ausstossend. Wenn mehrere von ihnen beisammen sind, stimmen sie häufig eine Art Gelächter an, das an die Bienenfresser erinnert. Sie nähren sich von grünen, haselnussgrossen, runden Baumfrüchten, die sie ganz hinunterschlucken.

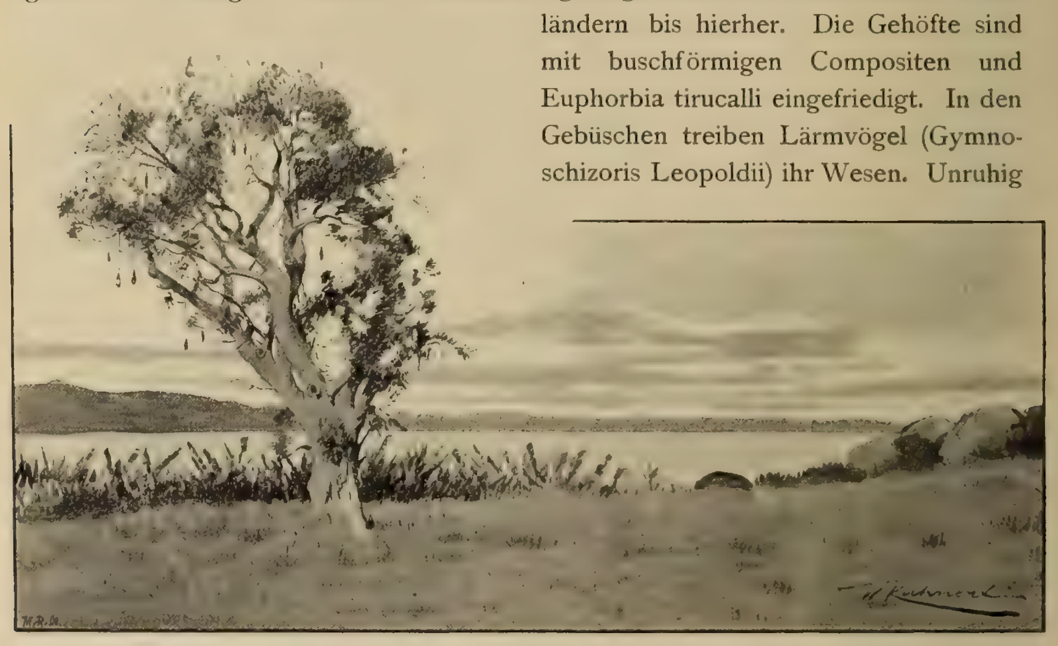


Abb. 217. Kigelia am Südende des Emin Pascha-Golfes in Bukóme.

Zwischen Bananenpflanzungen und Feldern marschirten wir am nächsten Tage auf dem Plateau weiter. Im Grase stand überall kurzer Krüppelbusch mit lederartig harten Blättern. Epilobium, die blau blühenden Spermacoces dibrachiata und andere Blüthenpflanzen leuchteten aus dem Grase hervor. Dann ging es steil von dem Plateau herunter zur Bucht von Nyamagódjo, wo wir lagerten. Wie schon früher erwähnt, ist hier die grosse Scheide für Geologie, Klima, Vegetation und Fauna.

Die meisten Eingeborenen der Gegend zeigen völligen Negertypus. Wahúma-Gesichter sieht man nur noch sehr selten.

Am Papyrusrand des Sees zogen wir auf der schwarzen Alluvialerde weiter und gelangten bald in lichten Buschwald. Die Halbinsel Bugánsa, auf die einige Höhenwellen aufgesetzt sind, schiebt sich hier in den See hinein. Stellenweise tritt Granitfels von grau-rosa Farbe zu Tage. Nach fast 6stündigem Marsch durch Buschwald erreichten wir das kleine, noch zu Kadjúmas Lager gehörige Dorf Wuhúngu.

Am Morgen nach dem Abmarsch sahen wir seit langer Zeit wieder die ersten Straussenfamilien. In den Plateauländern des Zwischenseengebietes kommen diese Thiere nicht vor. Nachdem wir ein unangenehmes Sumpfwasser, Massássu, durchschritten, zogen wir durch Steppenbusch mit vielen Dorngewächsen, Kigelien, hochstämmigen Aloën und einzelnen Myombobäumen des Weges weiter und erreichten unser altes Lager Itále, das dicht am Papyrusrand des Sees gelegen ist. Auf den von Euphorbien-Hecken eingefriedigten Feldern baut man grosse und kleine Bohnen, Bataten, Mais, Sorghum und einige Erdnüsse. Der Mais hat merkwürdigerweise rothe Stengel und eben solche Seide; seine Körner werden hier niemals schwarz, wie in den nördlicheren Gegenden.

Am folgenden Tage wurde das Dorf Serayómbo erreicht, wo der Häuptling Nkámi von Bukóme wohnt. Dieser mir von früher bekannte Chef ist ein junger, 16—17 Jahre alter Mhúma-Mann von heller Hautfarbe, mit grossen Augen und gerader Nase (s. Abb. 45). Er gehört zur Familie der Wahínda, die er selbst in Gegensatz zu den Wahúma stellt. Seine Kleidung bestand aus einem stark eingefetteten Stück bedruckten Baumwollenstoffs; ausserdem war er mit hübsch gearbeiteten Kupfer-Armbändern geschmückt. Zahllose dünne, mit feinem Kupferdraht besponnene Ringe umgaben seine Fussgelenke. Um den Hals hingen Amulette aus kleinen Holz- oder Wurzelstückchen, sowie nach Unyamwési-Art zwei weisse, aus dem Boden der Conus-Schnecken geschliffene Dreiecke, die an Elephantenschwanzhaaren getragen werden. Nur er selbst besass Kupfer, bei seinen Leuten waren die zahllosen Fussringe nur mit Eisen- oder Messingdraht besponnen. Erwachsene Männer tragen einen Schurz aus Ziegenfell, der häufig durch eine feine Grasschnur festgehalten wird, oft aber nach Wanyóro-Art nur ein um die Schulter geknüpftes Fell. Die Weiber sind mit einem Fellschurz bekleidet, der von den Hüften bis auf die halben Unterschenkel reicht. Sehr häufig bemerkt man, dass je eine fein aus Bast gedrehte Schnur von jeder Schulter unter dem entgegengesetzten Arm durchgeführt ist. Beide Schnüre kreuzen sich auf der Brust: eine Eigenthümliehkeit, die Reichard auch bei den Wanyamwési beobachtet hat. Die Frauen sind meist recht hässlich. Häufig sind sie mit zwei, senkrecht von der Nasenwurzel über die Stirn verlaufenden Doppellinien und je einer solchen auf jeder Wange tätowirt. Durch Einreiben eines Farbstoffs erhalten die Narben einen bläulichen Ton. Bei Männern sah ich, allerdings selten, einige der verschlungenen Wahúma-Tätowirungen. Die Haare werden bei beiden Geschlechtern glatt geschoren, seltener in kleine Zöpfe geflochten. Als Waffe dienen hauptsächlich Speere mit verschieden geformten,

meist sehr einfachen Eisen, Bogen und Pfeile, sowie ein gewöhnlieh aus Norden stammendes Hackmesser. Die Pfeile werden in Köchern aus lang gezogenen Kalebassen - Kürbissen aufbewahrt, deren Rand oft mit Leder benäht und mit Kauris und Thierschwänzen verziert wird. Gelegentlich sieht man auch dicke Bambusstöcke als Köcher, die aus dem Westen eingeführt werden. Die ordinären, aus Lanzenspitzen gemachten Messer ohne Scheide sind kaum erwähnenswerth.

Den Boden bearbeitet man mit den aus Ussukúma bezogenen Hacken, die quer in einen Stiel gesteckt werden. Die Getreidevorräthe werden in grossen Thontöpfen und Körben aufbewahrt. Das Rindvieh ist fast alles gestorben, nur der Häuptling Rwóma soll noch etwa hundert Stück in seinem Lande Bugóma haben, ebenso sein Unterhäuptling Russamkána oder, wie er auch genannt wird, Russangána. Die Kühe werden des Morgens und Abends gemolken, wobei man ihnen die Beine zusammenbindet.

Die Kochtöpfe sind äusserst roh gearbeitet, mit leicht umgekrempeltem Rand und ohne jede Verzierung. Etwas zierlicher sind die Wasserkrüge geformt, deren ziemlich enger Hals eine mit Einschnitten ornamentirte, ringförmige Zone trägt. Die Thonpfeifen haben ein dünnes Mundstück und theils kleine kegelförmige, nicht verzierte und am Rande nicht umgekrempelte, theils langtrompetenförmige, mit einer Krempe versehene Köpfe. An dem Ansatzrohr sind sie häufig mit ganz feinem Draht besponnen. An Korbwaaren sieht man aus dünnem Reisig roh geflochtene flache Teller von verschiedener Grösse, die mit Lehm oder Kuhdung gedichtet sind, ferner kleine, konische Vorrathskörbe von derselben Arbeit und endlich die schönen, aus Grasstreifen geflochtenen und mit schwarzen, rhomboëdrischen Mustern verzierten Gefässe, wie sie bei allen Wahúmavölkern üblich sind.

Bei der Geburt eines Kindes, die in der Hütte stattfindet, darf kein Mann sich sehen lassen. Stirbt die Wöchnerin, so entfernt man das Kind durch einen Kaiserschnitt. Die Nabelschnur wird mit einem Rohrsplitter durchschnitten und die Nachgeburt an der Thür des Hauses vergraben. Ist das Kind ein Mädchen, so bleibt die Mutter mit ihm vier, ist es ein Knabe, fünf Tage zurückgezogen. Die Geburt von Zwillingen wird besonders gefeiert. Wenn es Knaben sind, werden sie Katóto und Kakúru, sind es Mädchen, Katóto und Nyákúrwa genannt. Auch hier herrscht der schon mehrfach erwähnte Gebrauch mit dem Hüttenfeuer. Nach der Zurückgezogenheit wird das sauber gereinigte Kind hinausgebracht, und ihm das Haar geschnitten. Die abgeschnittenen Haare von Erwachsenen werden auf den Weg gestreut, wie ich häufig bemerken konnte.

Sobald das Kind oben und unten je zwei Zähne hat, erhält es unter Festlichkeiten seinen Namen vom Vater. Kleine Kinder bis zu 6 oder 8 Jahren gehen völlig nackt. Häufig flicht man ihre Haare zu Strähnen zusammen, die mit einer schwarzen Pomade zusammen geklebt werden; eben so häufig aber rasirt man ihnen auch die Haare einfach ab.

Will Jemand heirathen, so geht er selbst zum Vater seiner Erwählten und bringt ihm 10 Ziegen, 3 Rinder oder 2 Rollen Messingdraht. Nach der Hochzeit bleibt die Frau bis zum nächsten Neumond zurückgezogen.

Männer und Frauen werden in ihrer Hütte beerdigt und zwar in hockender Stellung. Bei Wohlhabenden überkleidet man die Leiche mit Häuten.

Die Würde des Häuptlings geht auf seinen ältesten Sohn über. Viel Autorität scheint er jedoch nicht zu besitzen.

Leider erlaubten sich ein paar Träger hier Uebergriffe bei den Eingeborenen, denen sie etwas Zeug stahlen. Ich liess deshalb sämmtliche Leute antreten und erklärte, ich würde allen einen ganzen Monatsgehalt abziehen, wenn ich nicht bis zum Nachmittage alles Gestohlene zurück erhalten hätte. Kurz darauf wurden mir fünf Thäter gebracht, drei, die die Eingeborenen bestohlen und zwei, die diesen Dieben wiederum das Geraubte abgenommen hatten. Sie alle entgingen der wohlverdienten Prügelstrafe nicht; überdies wurde ihnen eine Monatsgage abgezogen.

Die Soldaten, die man naturgemäss weit fester in der Hand hat, als die Träger, gaben merkwürdigerweise zu derartigen Klagen niemals Anlass. Leider konnte ich jetzt, wo ich seit Monaten mit der Karawane allein war und überdies viel mit den wissenschaftlichen Arbeiten zu thun hatte, die Augen nicht überall haben. Um so mehr galt es, die Leute durch exemplarische Strafen von derartigen Ausschreitungen abzuschrecken.

In diesen Tagen, wo wir stark marschirten und nie einen Rasttag machen konnten, hatte ich kaum eine Minute Zeit, um am Tage auszuruhen. Die geographische Arbeit, die Verhandlungen mit den Eingeborenen und die Sorge um die Leute nahm die die ganze Zeit von Morgens bis Abends in Anspruch. Dessen ungeachtet fühlte ich mich wohler und frischer als je.

Am folgenden Morgen konnte ich nur bis zu dem kaum $1^1/_2$ Stunden entfernten Amránda marschiren, da, wie bei meinem ersten Aufenthalt hier, ein heftiger Regen uns überraschte und den ganzen Tag andauerte. Der pechschwarze Boden wurde dabei zu einer klebrigen Schmiere aufgeweicht. Ueberdies war es zu dieser Zeit noch Mittags kalt und feucht, so dass der Aufenthalt sehr unangenehm war.

Auf etwa 50 cm hohen und 70—100 cm breiten Beeten werden hier alle möglichen Feldfrüchte bunt durch einander gesät. Bataten, Bohnen, Kürbisse, Arachis und Mais stehen neben einander, während weisses Sorghum auf besonderen Feldern gebaut wird.

Abends störten uns die Mosquitos sehr und liessen uns keine Minute Ruhe. Auch Nachts war der Schlaf beinahe unmöglich, da sie zu Hunderten durch mein von Termiten durchfressenes Mosquitonetz drangen und mir in Gemeinschaft mit Wanderameisen ihren lästigen Besuch abstatteten.

Wir waren jetzt am Südende des Emin-Pascha-Golfs angelangt, den wir umgingen, um auf einer nördlich von der früheren gelegenen Route nach Osten

zu marschiren. Von der flachen Bucht bei Amránda gelangten wir bald an eine zweite und dritte, die ganz mit Papyrus überwachsen waren. Nördlich davon liegt die hügelige, etwas bewaldete Insel Kyénda. Nachdem wir den Ort Irángara, der noch zu Bukóme gehört, hinter uns gelassen, kamen wir in das Gebiet von Butúndwe und an ein neues schmales, von Norden aus ins Land einschneidendes Creek, das ebenfalls ganz mit Papyrus durchwachsen war. An seinem Ostufer lagerten wir nach sechsstündigem Marsch bei dem Orte Kagéhi. Die ganze Gegend ist hier flach. Der Grund jeder Papyrusbucht ist von einer grossen Grassavanne umgeben, die jetzt in der Regenzeit halb unter Wasser stand. So mussten wir fast den ganzen Weg bis an die Knöchel in Schlammwasser waten, unter dem der pechschwarze, schlüpfrige Boden sichtbar ward. Bis in den Mai sollen die Regen hier andauern.



Abb. 218. *a, b, c* drei Formen von Getreidespeichern und *d* Zauberhütte in Usíndja. *a* und *b* für Korn in den Aehren, *c* für gedroschenes Korn.

Hier treten wieder die Getreidespeicher in der Form von grossen, mit Bananenbast oder Stroh umgebenen Bündeln auf, die auf einen 2—3 m hohen Pfahl gespiesst sind und nur lose mit Gras bedeckt werden (Abb. 218, a. b.). Die Dörfer sind mit einem ziemlich lüderlich aus Dornbusch hergestellten Zaun umgeben. Neben den Wohnhütten findet man in ihnen gewöhnlich eine Versammlungshütte, in deren Inneres 2—3 Thüren führen, und die mit Heu ausgepolstert ist. In jedem Gehöfte stehen kleine, spitze Zauberhütten (Abb. 218, d) oft wie die Orgelpfeifen neben einander. Pflanzungen von rothem Sorghum, Manjok und Bohnensträuchern (Cajanus indicus) zeigen an, dass wir uns in der Nähe von Unyamwési befinden.

Man sieht hier häufig sehr schöne Schafe, die sich durch Form, Grösse und starke Fettentwicklung von den weiter nördlich gehaltenen Thieren unterscheiden. Der Körper ist im Verhältniss zu den Beinen nur mässig gross und hinten etwas höher als vorn gestellt. Ihr meist dunkelbraunes oder weiss ge-

schecktes Fell ist nie wollig, manchmal aber leicht gekräuselt. Der Schwanz ist bedeutend länger als bei den nördlichen Rassen, dabei etwa $^1/_3$ so breit wie lang und an der Spitze stets nach hinten und oben gekrümmt. Meist werden zwei Junge zur Welt gebracht, die beim Säugen sich auf die Kniee niederlassen. Unter den Ziegen sind fahlgelbe mit schwarzen Rücken- und Augenstreifen vorhanden. Sie leiden viel an Nasenparasiten, in Folge deren sie häufig pusten. Zecken giebt es sehr viele im Lande, überall am Wege sieht man sie sich an die Grashalme anklammern und auf die vorübergehenden Wanderer lauern. Flöhe scheinen dagegen nicht vorzukommen.

Am folgenden Tage machten wir nur einen kurzen dreistündigen Marsch bis Ikúru-kimo. Die ganzen Wege standen unter Wasser. Wenn das Gras nicht durch den Regen nass ward, so war es dafür Morgens durch den Thau derartig feucht, dass man nach den ersten Minuten Marschirens bis an die Hüften total durchweicht war. Stieg die Sonne höher, so trocknete man allmählich auf; aber die Füsse blieben bei den Schlammmärschen doch den ganzen Tag nass.

Sowohl um der Feuchtigkeit zu entgehen, als auch weil die nördlich von uns gelegene Provinz Rwómas augenblicklich in Krieg mit der Station Mwánsa verwickelt und daher nicht sicher war, musste ich von meinem ursprünglichen Plane abweichen, der dahin ging, dem Ufer des Sees zu folgen und dieses kartographisch aufzunehmen. Mit meiner schwachen Karawane von 26 Soldaten, die sogar theilweise nur Vorderlader führten, konnte ich mich unter keinen Umständen auf Kämpfe mit Rwóma einlassen. So beschloss ich, den direkten Weg nach der Station Mwánsa einzuschlagen.

Grosse Massen von Lebensmitteln wurden uns hier zum Geschenk gemacht. In feierlicher Prozession, voran ein Mann mit einer deutschen Flagge, kamen 50—60 Leute mit Lasten und Bananen, Bataten und Mais bei uns an. Der Häuptling Manángwa selbst beschloss den Zug. Nach längerer Unterredung rückte er mit dem Ansinnen heraus, ich solle doch den benachbarten Häuptling Mtikísi mit Krieg überziehen, da dieser die Gegend beunruhige. Natürlich musste ich das von der Hand weisen, zumal da die Station Mwánsa in ziemlicher Nähe war. Ich antwortete ihm daher, ich käme aus weiter Ferne her und sei jetzt müde. Er solle sich nur an meinen Bruder wenden, der in Mwánsa sässe. Ich sei gern bereit, diesem seine Bitte zu überbringen und ihm zu erzählen, dass Manángwa mein Freund sei. Mit diesem Versprechen gab er sich denn auch zufrieden und antwortete mit der üblichen Dankesbezeichnung: »kassúre«.

Zu den westlich von hier gebauten Feldfrüchten gesellen sich von hier an auch noch Wassermelonen und die kleinen, grünen Phaseolus mungo; beide Pflanzen werden weiter nördlich und westlich nicht mehr gebaut.

Von Ikúru aus gelangten wir nach ganz kurzem Marsch abermals an einen grossen, weit ins Land einschneidenden Papyrussumpf, an dem das Dorf Núngwe gelegen ist. Südlich von uns sahen wir hohe bewaldete Granitberge, die als Ruwáwi, Bulámbira und Nsserugúrura (Karte: Nsseragururu) bezeichnet wurden.

In knietiefem Wasser marschirten wir durch die südlichsten Ausläufer eines Papyrussumpfes hindurch, in denen viele Fossia-Gräser mit ihren stechenden Haaren den Aufenthalt ungemüthlich machten. Durch dichten Buschwald erreichten wir sodann, langsam ansteigend, nach etwa sechs Stunden Marsch und unter strömendem Regen das Dorf Bugúrura, das zum Distrikt Bugándo gehört. Der Ortschef, namens Migúmi, ein alter Mann, der etwas Kisswahíli spricht, zitterte vor Furcht an allen Gliedern, beruhigte sich aber bald. Kurz nach unserer Ankunft erschienen einige Leute, die von Mtikísi (auch Mtahígi genannte) geschickt waren, um sich nach dem Zweck meines Aufenthaltes zu erkundigen. Als sie sahen, dass ich nur auf dem Durchmarsch sei, beruhigten sie sich und versprachen Führer für den folgenden Tag. Der Häuptling selbst gab mir eine kleine Gesandschaft mit, die 24 Ziegen als Geschenk an die Station Mwánsa bringen sollte. Erschien übrigens, obgleich er sich freundlich gegen uns verhielt, ein ganz gefährlicher Ruhestörer zu sein.



Abb. 219. Mann aus Usíndja (Ikúru-kimo).

Die Häuser sind hier bienenkorbförmig ohne Vordach. Hinter der durch ein Rohrgeflecht geschlossenen Thür ist eine Scheidewand aus demselben Material angebracht, die den Eintritt in das Innere versperrt. Im Hinterraum ist an der linken Seite eine kleine Parthie als Küche abgetheilt und häufig durch eine besondere Eingangsthür zu erreichen. Die ganzen Wände hängen voll von Thontöpfen und Kalebassen, die in Netzgeflechten untergebracht werden. Wichtige Hausgeräthe bilden die viereckigen, aus einem Stück geschnitzten Holzteller mit niedrigem Rand, die zum Auftragen der Speisen dienen. Kleinere Vorräthe bewahrt man in langen, zipfelmützenartigen Geflechten auf. Die Kochtöpfe werden bei der Bereitung der Nahrung mit einem anderen Topfe zugedeckt. In dem grösseren Raume der Hütte steht die Bettstatt, die aus Pfählen und einem Graspolster hergestellt ist. An der Wand dieses Hauptgemachs hängen aus langen Kalebassen bestehende Köcher (Abb. 220), eiserne Hacken, Bogen und eine Art Etagèren, auf der allerhand andere Sachen ihren Platz finden.

In dem mit einem rohen Dornenzaune umgebenen Dorfe stehen grosse, dicke, cylindrische Getreidespeicher, die unter einem schirmförmigen Dach eine seitliche Eingangsöffnung besitzen (Abb. 218, c). Andere Vorräthe, besonders unenthülstes Getreide, werden in lange, mit Gras umhüllte Packete zusammengebunden, die man auf Pfähle steckt; andere werden mit der geklopften Rinde des Myombobaumes sauber umwickelt und verpackt und so an Stangen gebunden.

Sehr viel wird in diesen Dörfern die Schmiedekunst betrieben, von der früher (Kapitel 8) bereits die Rede war. Als Hammer bei der Bearbeitung des Eisens dient ein Stosseisen von rechteckigem Querschnitt, das sich nach oben etwas verjüngt, zum Feuerschüren eine längere, am einen Ende gekrümmte Eisenstange. Viel Arbeit macht es den Leuten, die durch Glühen von zerklopftem Brauneisenstein mit Holzkohle erhaltene schwammige Eisenmasse, die aus einem Gemisch von Metall, Oxyd und Kohle besteht, durch neues Glühen und fort-

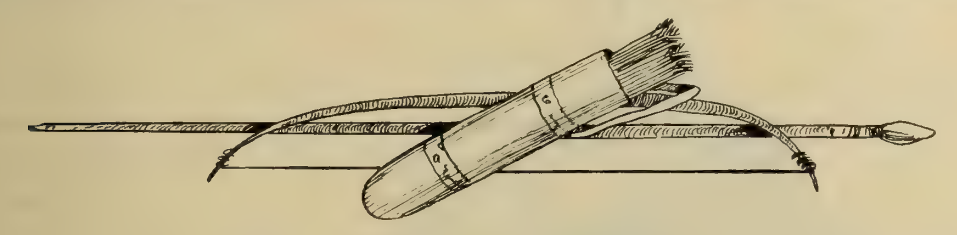


Abb. 220. Waffen von Bugándo (Usindja).

gesetztes Hämmern auf dem kleinen Eisenambos zu einer kompackten Masse zu formen. Das Hauptprodukt ihrer Industrie sind eiserne Hacken. In anderen Dörfern wird vielfach der feine Draht fabrizirt, mit dem die Leute ihre dünnen Fussringe umspinnen. Eisen, Messing oder Kupfer zieht man mit einem fein durchlöcherten Eisen aus und windet den so erhaltenen Draht auf eine dicke, horizontal gestellte Holzwelle, die in zwei oben durchbohrten Pfählen läuft. Vor dieser Welle ist ein eingekerbter Pfahl eingerammt, der das mit Löchern von verschiedenem Durchmesser versehene Zieheisen aufnimmt. So wird durch Treiben der Welle der Draht mechanisch zu immer dünneren Fäden ausgezogen.

In jedem Dorfe findet man einige höchst originelle Hühnerhütten, die von aussen wie Termitenhügel aussehen. Zu ihrer Herstellung wird ein Kreis von Pfählen zusammengestellt und von aussen mit Lehm beworfen. Der Boden dieses mit sehr kleinem Eingange versehenen Gebäudes ist mit Gras ausgepolstert. Das Auffallendste dabei ist, dass die Hühner wirklich ordnungsmässig hier ihre Eier ablegen.

Stampfmörser haben die bekannte Cylinderform mit Fuss. Andere sind von der Gestalt eines flachen Troges. Die ersteren werden mit einem langen, diese mit einem kurzen Stampfholz bearbeitet. Die grob gearbeiteten Kochtöpfe haben unter dem etwas umgebogenen Rand eine Zone von Kreuzschnitten. Wenn sie nicht gebraucht werden, hängt man sie in einem sauber aus 6 bis

8 Stricken hergestellten Netzwerk auf, so dass die Oeffnung nach unten schaut. Aus der geklopften Myomborinde, die wie sehr grobfaseriger, schlechter Rindenstoff aussieht, näht man auch ganze Säcke zusammen. Für die Kleidung ist dieser Stoff gänzlich ausser Gebrauch gekommen. Dagegen stellt man aus der Rinde dieses Baumes die bekannten Lindoschachteln her.

Bei ziemlich heiterem Wetter setzten wir unsern Marsch durch das stark angebaute Land fort. Ausgedehnte Felder sind mit Manjok bepflanzt, die der Varietät mit rothen Blattstielen angehören. Seine Knollen werden oft 10 cm dick. Bataten, Bohnen verschiedener Art, Arachis, Eleusine, Sorghum und Penicellaria trifft man ausserdem hier an.

Die Eingeborenen der Gegend zeigen schon gänzlich den Typus der Wanyamwési. Sogar die Haartrachten haben sie ihnen nachgeahmt. Mit Vorliebe lässt man am Wirbel eine kleine Krone oder einen langen Zopf wachsen, den man durch Umwicklung mit Bast zum Aufrechtstehen bringt. Unsere Leute mussten sich hier mit Proviant versehen, da eine weite unbewohnte Strecke vor uns lag. Da Getreide nicht in genügender Menge zu haben war, so reihten sich die Träger eine Anzahl der langen Manjok-Knollen auf Schnüren auf, die sie am Gürtel oder über der Schulter befestigten. Nach kurzem Marsch durch die Felder unseres Lagerdorfes, traten wir in den lichten Hochwald von Myombobäumen ein. Einige waldbedeckte Bergzüge — Katowóre und der Bergkegel Nkánsi — blieben südlich von uns liegen. Ein 6½stündiger Marsch brachte uns an ein grosses knietiefes Sumpfgewässer Tshangéra, unweit dessen ich das Lager aufschlagen liess.



Abb. 221. Hütte in Usíndja.

Bei dem kleinen Gehöft Kigúnga vorbei, ging es von hier aus 1½ Stunden quer durch Buschwald und hohes Gras ohne Pfad vorwärts. Der Busch hat meistens nur eine Höhe von 2—4 m. Combretum, wenige Akazien und ein Strauch mit harten ganzrandigen Blättern sind die hervortretendsten Formen. Hier und dort stehen einige höhere Myombobäume. An andern Stellen herrschen diese vor, während dafür das Unterholz fast gänzlich zurücktritt. Vereinzelte Stellen des Waldes sind nur von etwas über hüfthohem Gras bedeckt, das sich auch in den Busch hinein fortsetzt. Zwei Arten von grossen Holzböcken, die eine dunkelbraun mit orangegelbem Fleck, die andere schwarz mit gelber

Zeichnung sind zu beobachten, wie sie sich an das Gras anklammern und auf Beute lauern. Eine kleine Schneckenart, die von aussen ihr Haus mit einer dicken Schleimhaut überzieht, kriecht vielfach im Grase umher. Fährten von Zebras, Büffeln, Rhinocerossen und Giraffen durchkreuzten den Busch. Eine graue Stechfliege, deren Stich sofort Blut austreten lässt, war für Mensch und Thier gleicherweise unangenehm, doch, wie es scheint, ungefährlich.

In Folge des Schlafens auf dem durchnässten Boden litten viele meiner Leute am Fieber und Diarrhoe. Auch kam bei einem von ihnen wieder der Fall vor, dass ein Auge plötzlich blind wurde, offenbar in Folge von Bluterguss bei Fieber. Im ganzen hatten wir während der Expedition mindestens 5—6 derartiger Fälle zu verzeichnen, einmal waren sogar beide Augen vollständig erblindet. Nach 8—14 Tagen trat dann regelmässig vollständige Besserung ein. Auf den Rath des Paschas legte ich ein Blasenpflaster hinter das Ohr des Patienten, was vermuthlich die Resorption des Blutes beschleunigte.

Auf leichtwelligem Terrain ging es nun abwechselnd durch Myombo-Hochwald und niederen Busch. In den tieferen Parthien stand viel Wasser auf der Strasse. Die Felserhebungen mehrten sich, bis sie dicht am Süd-Creek des Nyansa sich zu einem ganzen System von in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Höhenrücken zusammenschlossen. Sie sind meist malerisch mit Busch und Euphorbien bewachsen und bieten im Kriege fast uneinnehmbare Schlupfwinkel. Nach fast achtstündigem Marsch erreichten wir das Dorf Irúnda, das am Fusse eines solchen Granithügels, dicht beim Creek liegt. Eine Bucht erstreckt sich von hier aus tief ins Land hinein. Nach Süden verdeckte eine kleine Halbinsel die Aussicht auf unser altes Lager in Bussíssi. Am andern Ufer erblickten wir eben solche Granithügel, wie am diesseitigen. In der Ferne wurden uns die Höhen gezeigt, an denen die katholische Mission Bukúmbi gelegen ist. Die nähere Umgebung des Creeks zeigte sich bedeutend spärlicher bewachsen, als die hinter uns gelegene Gegend. Die Felsen treten stellenweise bis hart an das Wasser heran. An anderen Punkten dacht sich eine sanft abfallende Grasfläche zu dem von Papyrusrand bewachsenen Seeufer ab. Einige wenige Bananen, Mais, Sorghum, Manjok, Bataten und Bohnen werden hier gebaut; ausserdem sehr viel Tabak, den man eben jetzt aus den Saatbeeten umgepflanzt hatte. Er wird hier sehr grossblätterig und ist besser als der in anderen Gegenden.

Ich hoffte Langheld am anderen Ufer anzutreffen und sandte deshalb einen der Soldaten mit Briefen zu ihm. Am nächsten Tage, an dem ich mein Lager nach dem eine Stunde weiter nördlich gelegenen Dorfe Ssessádjú (Distrikt Ngóma) verlegt hatte, kam der Mann zurück mit einem Brief von dem Engländer Mr. Wise, der mir berichtete, dass Langheld schon wieder nach Bukóba gefahren sei und Kühne in den nächsten Tagen hier erwartet werde. Ueberdies wurde mir durch Mr. Wise mitgetheilt, dass ich mich auch

hier der deutschen Station nicht nähern dürfte, da Pocken in meiner Karawane seien.*)

Es war dies um so lächerlicher, als dieselbe Krankheit in dem ganzen Gebiete von Unyamwési fortwährend herrschte und also durch mich nicht erst eingeführt zu werden brauchte. Ich hatte alle Ursache, ärgerlich zu sein. In dem Augenblick, wo ich nach jahrelanger Abwesenheit wieder eine deutsche Station erreichte, wurde mir ganz geschäftsmässig trocken mitgetheilt, dass ich mich in respektvoller Entfernung zu halten hätte. Langheld hatte meinen ersten Brief bekommen, in dem ich ihm meine Ankunft mittheilte, nicht aber meinen zweiten mit der Meldung, dass ich wegen Nahrungsmangel von Bukóba hatte abmarschiren müssen. So war er sofort von Mwánsa nach Bukóba aufgebrochen und hatte den hier ansässigen Mr. Wise für einige Tage mit der Führung der Stationsgeschäfte beauftragt, während er den schwarzen Feldwebel Mbaruck als militärischen Kommandanten zurückgelassen hatte.

Weniger meiner selbst als der Leute wegen, hätte ich gern das Quartier in der gesünderen Station bezogen, denn die Fieberfälle mehrten sich täglich.

Ruotákwa, unser Freund von Bussíssi, stellte sich mit reichlichen Nahrungsmitteln bei mir ein. Er erzählte allerhand über die Zustände in der Station, insbesondere, dass er und der Stationschef vereint sich im Kriege gegen den Häuptling Rwóma befänden, durch dessen Land ich eben marschirt war. Zweimal schon seien von der deutschen Station aus Soldaten dahin ausgeschickt worden.

Um die Verbindung zu erleichtern, verlegte ich mein Lager noch weiter nördlich nach Kamenga im Distrikte Karúmo (Kalumo), der Station Mwánsa gegenüber. Drei Buchten hatten wir zu umgehen, ehe wir dorthin gelangten: dann wurde am sandigen und felsigen Seestrand das Lager unter einem grossen Baume aufgeschlagen. Der Creek ist hier 5—6 km breit und hat ein felsiges Ufer, vor dem ein schmaler Sandstreifen liegt. Auf den etwa 1½ m über dem Wasserspiegel liegenden Felsen befinden sich Schalen der Flussauster (Aetheria), die anzeigen, dass das Wasser einst mindestens bis hierher gestanden hat. Am Ufer stehen Sykomoren und Kigelien, auf den Felsen zwischen anderen Bäumen viele Euphorbien mit dreiflügeligen Aesten. Das Seewasser ist ganz klar. In der Nacht und am Vormittage kommen die Winde aus Süden oder S. S. O., während sie des Nachmittags aus Nordosten wehen.

Ruotákwas Dorf, das im Distrikte Karúmo gelegen ist, befindet sich an der Nordseite einer grossen Bucht. Auf einer sandigen Terrainwelle drängt sich

---

*) Nicht unerwähnt möchte ich eine Heldenthat Langhelds lassen, die er kurz vor meiner Ankunft vollbracht hatte und die nicht bekannt geworden ist. Bei einem Scharmützel am Creek kenterte das Kanu der feindlichen Leute Rwómas, das mit Frauen beladen war. Trotzdem es ihm bekannt war, dass sehr viele Krokodile in diesem Creek sind, sprang Langheld sofort ins Wasser und entriss schwimmend mehrere der Frauen dem sicheren Tode des Ertrinkens. Die Eingeborenen waren davon, dass Jemand seine Feinde rettete, so überrascht, dass sie das Schiessen einstellten.

eine Menge ziemlich schlecht gebauter, kleiner Hütten zusammen. Zwischen ihnen vertheilt stehen die Kornspeicher. Nirgends sind die Wohnungen durch einen Zaun eingeschlossen. Manjok, Bataten, Mais, Eleusine, Sorghum — die rothe bittere Varietät mit dichtkolbigen Aehren —, Penicellaria und Bohnen sind die gangbaren Feldfrüchte.

Bald nach meiner Ankunft bekam ich eine Meldung von Feldwebel Kühne, der in der Nacht aus Bukóba angekommen war und mir einen Brief Langhelds sandte. Dieser, der mein zweites Schreiben nicht erhalten hatte, war erstaunt über meinen Abmarsch aus Bukóba. Er ersuchte mich dienstlich, nicht nach Süden weiter zu marschiren, sondern die Expedition bei der Station Mwánsa lagern zu lassen und selbst mit meinen Soldaten zu ihm nach Bukóba zu kommen, um dort über das Weitere zu verhandeln. Einen Marsch zur Küste hielt er augenblicklich bei den unsicheren Verhältnissen in Rwómas Land für inopportun.

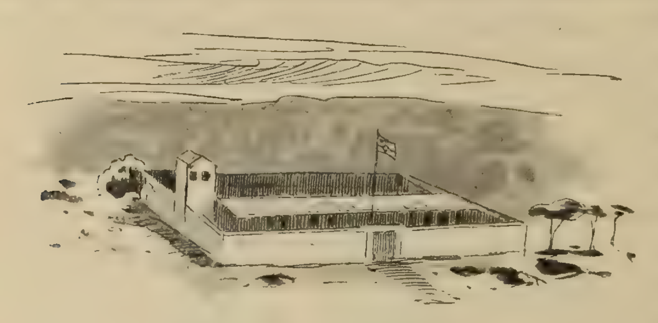
Mit Hilfe von Booten, die mir Ruótakwa stellte, wurden hierauf alle Lasten nach der anderen Seite des Creeks befördert. Mit dem Aussuchen derjenigen Sachen, die ich mit nach Bukóba nehmen wollte, hatte ich es nicht leicht. Es war wahrscheinlich, dass mein Aufenthalt dort sich länger hinziehen würde; so mussten ausser meinem persönlichen Gepäck auch die Gegenstände mitgenommen werden, die zum Präpariren für die Sammlungen unentbehrlich waren. Mit dem Schreiben von Berichten an das Gouvernement und Herstellung einer Karte der Route von Bukóba bis hierher verging der Tag in angestrengtester Arbeit.

Am folgenden Morgen (11. März 1892) kam Feldwebel Kühne zu mir herüber. Wir machten ab, dass ich sofort mit denjenigen Leuten, die mich nach Bukóba begleiten sollten, übersetzte, um möglichst bald mit dem Segelboot von Mr. Stokes abzufahren. Die zurückbleibenden Träger und Lasten nahm Feldwebel Kühne unter seine Aufsicht; mit ihrer Leitung wurde der älteste der Aufseher beauftragt. Um 11 Uhr Morgens setzte ich sodann nach der Station Mwánsa über.

Einige Monate nach unserem Abmarsch von Bukóba hatte Lieutenant Langheld den Feldwebel Hoffmann mit etwa 25 Soldaten hierher geschickt, um einen kleinen Posten zu bauen. Die Beförderung unserer Briefsendungen durch die französische Mission in Bukúmbi hatte sich als unpraktisch herausgestellt. Eine Kopfstation war hier für den Karawanenweg nothwendig. Da Langheld seine 70 Soldaten, die sich noch durch einige Rekruten vermehrt hatten, nicht alle in Bukóba nöthig hatte, so konnte er einen Theil derselben hierher detachiren.

Die Station liegt in der Nähe des kleinen Dorfes Vigarúka in dem Distrikte Mwánsa am östlichen Ufer des Creek - Ausganges an einer leicht in das Land einschneidenden, von zwei Felsvorsprüngen flankirten Bucht, die durch mehrere, aus runden Granitblöcken aufgethürmte Felsinseln geschützt ist. Etwas vom Ufer entfernt erheben sich mit Busch bewachsene Höhen etwa 100 m über das See-Niveau. Einzelne riesige Granitblöcke ragen malerisch daraus hervor. Etwa

500 m vom Ufer ab liegt die Station auf sanft ansteigendem Lateritboden. Zur Zeit war alles ringsum grün. Einzelne Büsche, Akazien- und Ficusbäume stehen im Grase vertheilt; ein Wald fehlt jedoch, so dass das Bauholz ziemlich schwierig zu beschaffen ist. Die Gebäude der Station selbst sind bei weitem nicht so schön wie diejenigen von Bukóba. Ein grosses Viereck (Abb. 222) ohne Bastion ist von einer 2 m hohen Mauer umgeben, hinter der ein Auftritt umläuft, auf den die Soldaten zur Vertheidigung steigen können. In der Mitte der Frontmauer führt ein breites Thor in den Hofraum, der durch ein quer gestelltes Gebäude in zwei Parthien getheilt ist. In ihm liegen die Wohnungen für die Europäer. Bei dem hinteren Hof laufen an den Wänden entlang die Unterkunftsräume für die Soldaten und ein Stall für die Esel und ein kleines Pferd, das Langheld von Mr. Stokes zum Geschenk erhalten hatte. An einer Seite des hinteren Hofes erhebt sich ein zweistöckiges Gebäude, dessen oberer, von Veranden umgebener Raum als Esszimmer eingerichtet ist, während in dem unteren Magazine untergebracht sind (Abb. 223). Alle Gebäude sind mit flachen, lehmgestampften Tembe-Dächern gedeckt. Der Holzmangel trat überall bedenklich zu Tage. Bohrwürmer und Termiten hatten in den Dachbalken schon ziemliche Verheerungen angerichtet, so dass manche Stellen neu gebaut werden mussten. Am Ufer war ein prächtiger Gemüsegarten angelegt, in dem riesige Tomaten, Blumenkohl, rothe Beet, Salat, ja sogar Weizen und Kartoffeln vorzüglich gediehen. Die Station besass grosse Heerden von Ziegen und Schafen, sowie auch einige Kühe. Tausende von Wassukúma-Eingeborenen hatten sich in der Nähe angebaut. Sie wollten mit zur Küste marschiren, wenn die Besatzung abrückte.


Abb. 222. Station Mwánsa.

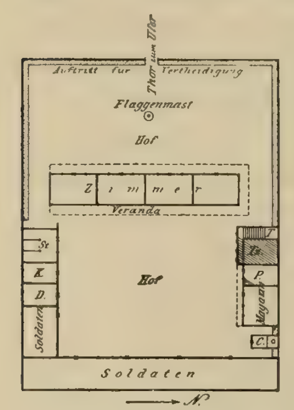


Abb. 223. Grundriss der Station Mwánsa.
T. Treppe, *Tz.* Thurmzimmer, *P.* Pulverkammer, *C.* Closet, *St.* Stall, *K.* Küche, *D.* Diener.

Seit längerer Zeit schon war das Ablösungskommando für die Seestationen avisirt, aber noch immer waren keine Nachrichten von seinem Nahen eingetroffen; so war es mehr als wahrscheinlich, dass wir noch längere Zeit zu warten hatten. Ebensowenig waren bis jetzt sichere Nachrichten von dem Herannahen der Antisklaverei-Expedition eingetroffen, die das Terrain für einen Dampfer auskundschaften sollte. Schon früher und auch jetzt wieder hatte ich berichtet, dass meiner Meinung nach auf die Dauer nicht genügend Holz zur Heizung eines grösseren Dampfers am See

vorhanden sei. Glücklicherweise war man nicht sofort mit dem Dampfer aufgebrochen, sondern hatte durch Vorexpeditionen sich von der Sachlage an Ort und Stelle überzeugen wollen.

Der Elfenbeinhandel war leider gegen frühere Zeiten recht zurückgegangen. In der Nähe der Station hatten sich einige Agenten der Tabóra-Araber, besonders von Ssef-bin-Ssād und Ali-bin-Ssultan, und an einer dicht nördlich von hier gelegenen Bucht Mr. Maxworthy als Agent von Mr. Stokes in einem Tembegebäude niedergelassen, Elfenbein war jedoch nur sehr spärlich zu bekommen. Die Leute mussten oft einen Monat warten, ehe sie einen Zahn kaufen konnten. Eine grosse Karawane von dem Araber Ali-bin-Ssultan war mit Beschlag belegt worden, da sie unerlaubter Weise bedeutende Mengen von Hinterladern und Patronen zum Verkauf hergebracht hatte. Mit diesen Gewehren, die den verschiedensten Systemen angehörten, hatte Langheld provisorisch die zur Aushilfe eingestellten Rekruten bewaffnet.

Am 12. März segelten wir mit Stokes Boot von Mwánsa ab, um über die Inseln Djúma, Kóme, Ssósswe und Bumbíde nach Bukóba zu fahren, woselbst wir am 17. März Morgens in der Frühe eintrafen. Ueber die Fahrt auf dem Nyansa werde ich später berichten.

Bei der Ankunft des Bootes feuerte Langheld Salutschüsse für die zurückkehrende Expedition ab und grüsste mit der Flagge. Nach der 13 monatlichen Trennung war das Wiedersehen mit dem mir engbefreundeten Kameraden ein sehr herzliches. Die Freude wurde noch vergrössert dadurch, dass Langheld mir eine ganze Anzahl von Briefen, sowie zwei Kisten übergeben konnte, in denen Dr. Frh. von Danckelman mir Instrumente, Zeichenmaterial und Bücher für die geographischen Aufnahmen zugesandt hatte. Leider waren irgendwo unterwegs die Zinkeinsätze der Kisten geöffnet worden, so dass der Inhalt durch Wasser und Termitenfrass stark beschädigt war. Gleichwohl war mir, da meine eigenen Vorräthe beinahe aufgebraucht waren, die Sendung höchst willkommen.

Nur zu rasch vergingen die wenigen Tage, die wir hier zusammen verleben konnten. Ueber alle möglichen Fragen hatten wir uns auszusprechen. Wir machten ab, dass Langheld die Station Mwánsa und ich Bukóba übernehmen sollte, bis das Ablösungskommando unter Kompagnieführer Herrmann eingetroffen sein würde. Wenn irgend möglich, wollten wir dann den Rückweg auf der Mãssai-Route über den Kilimandjáro nehmen.

Der Aufenthalt in richtigen, ordentlichen Zimmern war für mich ein lange entbehrter Genuss, so dass ich mich in wenigen Tagen gänzlich von den Anstrengungen der Reise erholte. Nicht wenig trug dazu die vorzügliche Küche bei. Alle möglichen ungewohnten Genüsse waren hier vorhanden. Das Schönste von allem aber waren das Weizenbrot und die Kartoffeln. Viel gab es allerdings nicht: zu jeder Mahlzeit wurden für uns beide ganze sechs Kartoffeln gekocht, die wir redlich theilten.

Einige Tage vor meinem Eintreffen in Bukóba war Ulédi mit zwei Ssudanesen und einigen Trägern in Bukóba eingetroffen. Sie waren vom Pascha mir mit Post nachgesandt, hatten mich aber in der Nähe des Schneeberges nicht mehr angetroffen. Es war ein glänzender Beweis für Ulédis Tüchtigkeit, dass er mit so wenigen Leuten, die nur mit drei Hinterladern und sechs Vorderladern bewaffnet waren, den weiten Weg von Undússuma bis nach Bukóba gefunden hatte. Mit seltenem Takt hatte er alle Schwierigkeiten überwunden. Nur einmal, in Mpóroro, war er von den Eingeborenen angegriffen worden, wobei er selbst und eine Frau leicht durch Pfeile verletzt wurden. Hierbei hatte er sich fast ganz verschossen, später aber doch den Muth gehabt, mit nur etwa einem Dutzend Patronen energisch gegen Kakikóndjo aufzutreten, der ihm den Durchmarsch verwehren wollte. Er hatte seine Leute auf einem Hügel aufgestellt und war allein unter die Eingeborenen gegangen, die eine drohende Haltung angenommen hatten. Trotz seiner geringen Munition hatte er ihnen Krieg angedroht, wenn sie seine Abtheilung nicht gutwillig passiren liessen.

Er brachte mir die letzten Nachrichten vom Pascha, die uns bis jetzt erreicht haben. Er schrieb noch aus Undússuma vom 10. Januar die beifolgenden Briefe.

offiziell

Herrn Lieutenant Dr. Stuhlmann

Hochwohlgeboren

Läger bei Ubene

Da der Umsichgreifen der Seuche wegen sich mein Aufenthalt hier in unliebsamer Weise verzögert und es kaum zu ersehen ist auf welchem Wege und ob in kurzer Zeit ich werde zu Ihnen stossen können, so ersuche ich Sie nach Eintreffen Dieses nicht länger zu warten, sondern sobald als möglich Bukoba resp. die nächste Station zu erreichen.

Ich werde versuchen entweder auf Ihrem oder dem Waldwege sobald als möglich zu folgen.

Es wäre unnützer Zeitverlust Träger hieher zurückzusenden, ich ersuche demnach davon absehen zu wollen.

Dr. Emin Pascha

Njangabo, Undussuma, Januar 10, 1892

privatim

Njangabo, Ndussuma, Januar 10, 1892.

Verehrter Herr Doctor!

Was lange währt wird gut und so sind denn Ihre liebenswürdigen Briefe vom 16. und 18. Dezember 1891 gestern Mittags hier angelangt. Der Bote, welchem Sie dieselben anvertraut, Ihr Führer und viele Leute Bakuiunga sind gestorben und immer noch ist kein Ende dieser entsetzlichen Seuche abzusehen. Hier sieht es böse aus. Madsoppe-bessi und Kato todt, Singamma wird den heutigen Tag nicht überleben. Auf weite Entfernung kein Neger zu finden, da alle in den Wald gezogen. Unser Lager von Todten gemieden, Lebensmittel spärlich, Fleisch nur ein Traum. Auch bei uns ist es übel hergegangen: 2 Träger und Soldat Tokuti todt, ausserdem in jedem Hause von 1–5 Personen gestorben. Am 2 Januar hatte ich 24 Kranke, von denen 8 gestorben sind. Seit 5 Tagen endlich kein neuer Fall.

Die Manyuema sind zweimal gekommen und haben ein wenig Reis, einige Ziegen und mehre Sklaven gebracht, die ihnen natürlich [illegible], da sie hier doch stehlen würden. Briefe zu befördern haben sie verweigert. Von dem Araber keine Nachricht. Ich hatte ein gemeines Zwergenpaar für Sie. Das Mädchen starb, der Mann (mit Schnurrbart, 1.35 m hoch, unbeschnitten) ist ein guter Typus, lebt und soll Ihnen zukommen. Sonst habe ich von den Leuten nichts erlangen können, weder Katzenfelle noch irgend Etwas.

Mit meinen Leuten bin ich recht unzufrieden. Fortwährende Betrunkenheit, Rädereien und Ungehörigkeiten sind erst gewichen, seitdem ich ganz energisch zu prügeln begonnen habe. Besonders haben sich Firan und Mehrsam sowie Faradj Bajani unnütz gemacht und behalte ich mir vor später offiziell für ihre Bestrafung zu sorgen.

Für die Nachrichten über die Sudanesen besten Dank. Ich höre hier nichts, weil kein Mensch kommt. Von Nakdom ebenfalls keine Nachrichten, da Kavali sich weigert Leute zu senden.

Mit Vergnügen würde ich die Heerde besorgen, allein für den Moment sind auf mehr denn 2° Umkreis weder Heerde noch Herrn zu finden. Ich will aber versuchen.

Ich sende Ihnen diese Zeilen mit Anlagen durch unsere Leute, da es mir daran liegt Ihnen Nachricht von uns zu geben und Sie nicht zu vergessen. Ich werde sachte nachkommen und hoffe, dass ich Sie an der Küste sehe. Die 6 Träger mit Meli sind kaum im Stande sich selbst zu tragen und Leute von hier für den Augenblick sind nicht zu erhalten. So will ich denn sehen, ob Katonsi hilft. Sie aber bitte ich, auf jeden Fall, nicht zu warten, sondern vorwärts zu gehen. Ich habe den Leuten hier klar gemacht, dass für die Zeit, welche wir hier zubringen – von Ihrem Abmarsche an – sie keinerlei Schutz oder andere Ansprüche zu machen haben. Schaban hat eine schwer Kranke im Hause und bleibt deswegen.

Die beiden Ihnen entlaufenen Soldaten sind bis heute nicht hieher gekommen; ob sie sich irgendwo versteckt hatten, kann ich noch nicht ermitteln. Spielt ein Kikon Aga mit mir Komödie, so soll er es theuer bezahlen. Ich habe einige seiner Schliche schon entdeckt. Ich lasse die Leute jetzt von früh an arbeiten, Holz bringen, Hütten machen etc. – nur um das ewige Betrunkensein zu hintertreiben.

Schauen Sie an der Küste nach meinem Kinde.

Behüte Sie Gott und reisen Sie glücklich!

Ihr ganz ergebener

Emin

Versagt Katonsi, so gehe ich zu den Manyuema und nehme den Waldweg

Ndussuma, Jan. 11, 1892

Singoma ist gestern gestorben; im Lager 2 neue Pockenfälle in Ibrahim Agas Hause.
Kirjama ist völlig unfähig zu gehen und bleibt deshalb. Ich werde ihm keine Abmarsche bei den Manyema lassen, da hier nach dem Tode aller Chefs kein Bleiben möglich ist.

Jan. 12, Die Leute sollten heute fort, Ulédi hat aber noch Mais zu stampfen. Er giebt an nur 10 Patronen zu haben. Auch die Träger geben an, dass ihr Pulver nass sei u. sie keine Zündhütchen hätten. Ich versorge sie mit dem Nöthigen und notire hier was sie bekommen. 2 Mädchen +.

Anliegend ein Brief an Scheich Amér mit der Bitte selben ihm zukommen zu lassen. Die Leute (und auch ich) bitten Sie falls die Rechnungen vor unserer Ankunft geregelt würden, ihr Guthaben, wenigstens bis zum Austritte aus Deutschem Gebiete, an Scheich Amér der nun jetzt Wali von Bagamoyo ist, zur Aufbewahrung übergeben zu wollen. Matjera hat von den Soldaten: Ibrahim Ali 6 Dollars und Abdallah Ibrahim 5 Dollars, von Tacharich Ali 2 Dollars u. von Faradjallah 1 Dollar zu bekommen, welche ebenfalls aus denselben an Amér gegeben werden sollen.

Bitte die Kritzelei zu verzeihen! Ich sehe kaum was ich schreibe; es regnet und ist dunkel.
Kommen Sie nach Bagamoyo so grüssen Sie mein Kind.

Ihr ergebener
Emin

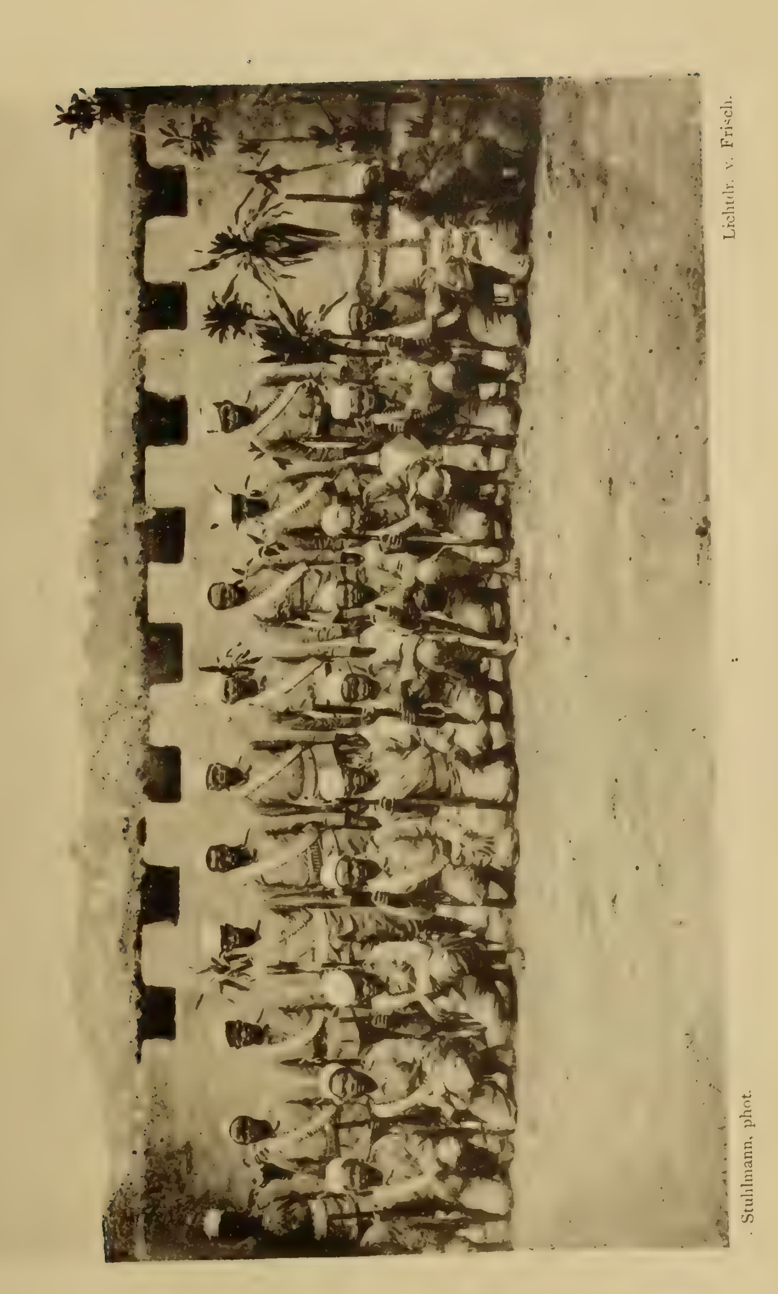
Dienstag, Januar 12, 92 5 p.m.

In des Paschas Lager muss es ziemlich traurig ausgesehen haben, denn die unglückselige Krankheit hatte nach meinem Weggang auch die Eingeborenen ergriffen. Madsambóni und seine Brüder waren gestorben und die Leute in der Umgegend entflohen, so dass Nahrungsmittel kaum zu erhalten waren. Trotz alles Ungemachs, und trotzdem der Pascha kaum noch sehen konnte, hatte er sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, die allein ihn noch aufrecht hielten. Ausdrücklich bemerkte er in seinem Briefe, dass er in kurzem abzureisen hoffte, wenn er von dem Häuptlinge Katónsi Träger erhalte. Wenn dieses nicht möglich sei, so würde er versuchen, mit den Manyéma einen Vertrag abzuschliessen, um mit ihrer Hilfe bewohnte Gegenden zu erreichen.

So war die Ankunft meines Chefs wieder in unbestimmte Ferne hinausgeschoben. Es tröstete mich nur der Umstand, dass Ulédi erzählte, in der letzten Zeit sei die Gesundheit des Paschas ganz bedeutend besser als früher gewesen. Er sei wieder im Lager umhergegangen, habe die Leute angestrengt arbeiten lassen und sei bei guter Laune gewesen.

Am 22. März übergab mir Langheld die Station, um am Nachmittage des folgenden Tages nach Süden abzusegeln. Bevor er sich einschiffte, liessen wir alle unsere Soldaten antreten und sagten ihnen, dass wir noch auf das Ablösungskommando zu warten hätten, um dann nach Süden zu marschiren. Unter einem dreimaligen Hoch auf Seine Majestät den Kaiser fuhr das stattliche Boot ab.

Ich selbst blieb mit 40 Soldaten, Mabruck, meinem Dolmetscher und einem Präparator auf der Station zurück.



Stuhlmann, phot. Lichtdr. v. Frisch.

(Sswahili.) (Ssudanesen.)

Die Soldaten der Expedition
(bei der Station Bukóba)

XXIX. KAPITEL.

Zweiter Aufenthalt in Bukóba.

Nachdem ich am 17. März in Bukóba eingetroffen war, übergab Langheld mir am 22. die Geschäfte der Station, da die Verhältnisse ihn zwangen, sich nach Mwánsa zu begeben. Zu meinen eigenen dreissig Soldaten bekam ich noch zehn weitere von der früheren Besatzung.

Vierzig Soldaten waren für eine von allen Verbindungen fern gelegene Station eine immerhin nur sehr beschränkte Macht; denn wenn je in der Umgegend irgend welche Unruhen ausbrachen, so musste man doch einen Theil der Leute als Besatzung der Station zurücklassen und hatte demnach nur 25—30 Mann als mobile Truppe. Während der Dauer meines Aufenthaltes musste ich auch jene erwähnten zehn Soldaten noch allmählich nach Süden schicken, so dass mir schliesslich nur noch soviel blieben, als zur Besetzung und Instandhaltung der Station äusserstens erforderlich waren.



Abb. 224.
Langheld, Kompagnieführer der Kaiserlichen Schutztruppe.

Langheld hatte während des Jahres unserer Abwesenheit geradezu Erstaunliches geleistet. Ein Quadrat von nahezu sechzig Meter Seitenlänge war von drei Meter hohen Mauern umgeben und an zwei gegenüberliegenden Ecken von massiven Bastionen geschützt worden (Abb. 225). Der Innenraum war in zwei Höfe getheilt, die von tembeartigen, meist mit Veranda versehenen Gebäuden umgeben werden. Um den einen Hof liegen die Wohnungen der Soldaten, während rings um den anderen sich die Zimmer der Europäer, die Magazine und Räume für Handwerker u. s. w. befinden. In der Mitte des zweiten Hofes, der mit Beeten, Bäumen (Dracaena) und andern Gartenanlagen geschmückt ist, hatte man auf einer Aufmauerung ein luftiges ge-

räumiges Zimmer erbaut, in dem die täglichen Mahlzeiten der Europäer eingenommen werden (siehe Tafel XXVI). Die Gebäude sind mit wenigen Ausnahmen aus luftgetrockneten Ziegeln hergestellt mit einer Untermauerung von Felsen. Für kurze Zeit ist dieses Material leidlich dauerhaft, doch ist leider zu fürchten, dass es auf Jahre hinaus den Witterungseinflüssen nicht widersteht, zumal da eine gute Bedachung fehlt. Die nur wenig geneigten, lehmgestampften Tembedächer lassen bei schwerem Regen das Wasser durch, haben ausserdem den sehr grossen Nachtheil, dass sie schwer wieder trocknen und den unter ihnen befindlichen Raum dumpfig und fast höhlenartig machen. Vom Regen durchnässt sind sie sehr schwer, so dass sie eine äusserst kräftige Stützkonstruktion erfordern. Bei den weichen Urwaldhölzern, die man hier

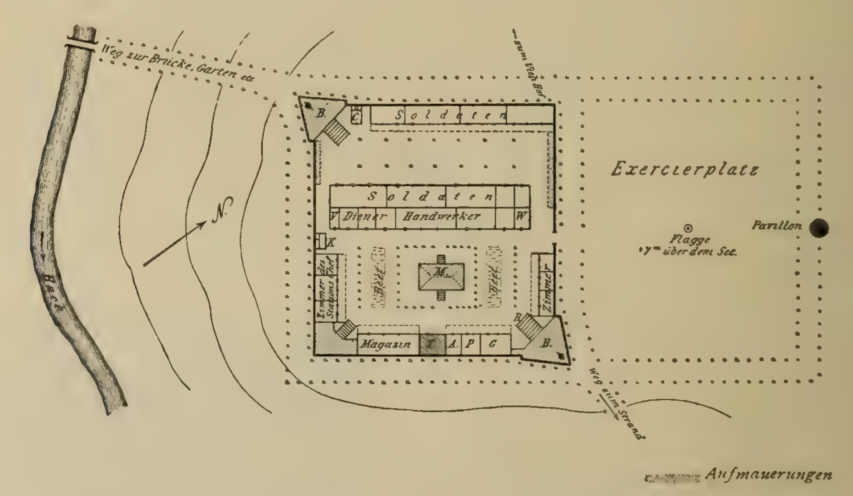


Abb. 225. Grundriss der Station Bukóba.
W Wache, *V* Vorrathskammer, *K* Küche, *T* Thurmzimmer, *A* Arrest, *P* Pulverkammer, *G* Geräthschaftskammer, *B* Bastionen, *R* Rampe, *M* Offiziersmesse.

meistens ausschliesslich zur Verfügung hat, kommt es häufig genug vor, dass die dicksten Balken unter der Last des Daches zusammenbrechen. Die Herstellung oder Beischaffung eines passenden Bedachungsmaterials ist darum eine der wichtigsten Fragen für den Bau von Stationen im Innern. Sei es, dass man Dachpfannen an Ort und Stelle herstellt, oder Wellblech, Dachpappe und dergl. hinaufbringt, irgend etwas muss geschehen, um den Europäern den Bau von gesunden, luftigen Wohnungen zu ermöglichen und die in den Magazinen aufgespeicherten Vorräthe vor dem Verderben zu schützen.

Eine sehr wichtige Frage ist ferner die Herstellung eines passenden Fussbodens. Die lehmgestampfte Tenne, wie sie jetzt vorhanden ist, erzeugt fortwährend Staub, lässt sich schwer rein halten und verhindert ausserdem nicht in genügender Weise das ungesunde Ausdünsten des Bodens. Man muss also Flachziegel brennen oder etwa den Boden mit einer Mischung aus Theer und

Sand bestreichen. Wahrscheinlich würden hierdurch nicht nur die Wohnräume gesünder, sondern auch im gewissen Grade von der grossen Plage der Sandflöhe befreit werden.

Der Sandfloh (Sarcopsylla penetrans) war während unseres ersten Aufenthaltes hier noch völlig unbekannt und ist erst im Laufe des Jahres 1891 nach dem Westufer des Victoria-Nyansa gelangt. Es lässt sich mit ziemlicher Genauigkeit verfolgen, welchen Weg er genommen hat. Ursprünglich aus Süd-Amerika stammend, ist er an die Westküste von Afrika gelangt.*) Von dort aus haben ihn die portugiesischen Händler (Ambraquisten) nach dem Manyéma-Land und insbesondere nach Nyángwe gebracht.**) Von dort gebürtige Neger erzählten mir verschiedentlich, dass diese Plagegeister erst in verhältnissmässig neuerer Zeit durch die »schwarzen Europäer« in ihr Land gebracht worden seien. Von dort aus wurden sie durch die Karawanen gleich nach dem Tanganyika und Udjídji***) übertragen. Auch am Nordende dieses Sees sollen seit mehreren Jahren viele Leute unter den Thieren zu leiden haben. Vom Tanganyika aus erfolgte ihre Verbreitung über Ussúi nach dem Victoria-See. Bei Bukóba hatten schon während der Zeit meiner zweiten Anwesenheit die Soldaten viel darunter zu leiden, doch kamen ernstere Erkrankungen niemals vor. Nach den Berichten des jetzigen Stationschefs, Kompagnieführer Herrmann, hat aber die Plage bedeutend zugenommen, so dass häufig der dritte Theil der Mannschaft marschunfähig ist; nicht minder werden die Eingeborenen dadurch belästigt.

Die Männchen dieser 1 bis 1,2 mm langen Thiere kommen selten mit dem Menschen in Berührung, dagegen bohren sich die befruchteten Weibchen mit dem Kopf in die Haut der menschlichen Zehen ein. Ganz besonders lieben sie dabei die Stelle unter den Nägeln und in den Hautfalten. Bei der Entwickelung der Eier schwillt das Thier bedeutend an und stirbt nach Ablägerung der Brut. Schon beim ersten Einbohren macht sich ein abscheuliches Jucken bemerkbar. Die reifen Thiere kann man häufig, tief in die Haut eingebohrt, als weisses rundes Gebilde von etwa 2 bis 3 mm Durchmesser sehen, an denen der Kopf nur als winziges braunes Pünktchen zu erkennen ist. Die Meinungen sind noch getheilt, ob die bösartigen Geschwüre, die das Thier erzeugt, einfach durch Verunreinigung der Hautwunde oder durch die aus den Eiern herauskriechenden Larven entstehen. Das Letztere ist wohl das Wahrscheinliche. Meine Soldaten präparirten sich diese Thiere (mafúnso) höchst vorsichtig aus dem Fusse heraus und

*) Nach Falkenstein soll er in Loango erst 1872, am Senegal schon 1757 aufgetreten sein. Nach Chavanne (Kongo S. 190) wurde der Sandfloh im September 1872 durch ein englisches Schiff mit Ballast nach Ambriz eingeschleppt, verbreitete sich dann rasch nach Loanda, Mossamedes und Gabun und war 1888 bereits bis Bolobo am Kongo und bis Sierra Leone gelangt.

**) Möglich ist auch, dass aus dem Manyéma-Land gekommene Händler ihn aus Loanda mitbrachten. Wanyamwési sind bereits auf ihren Handelszügen bis an die Westküste vorgedrungen.

***) Würde der Aussprache der Eingeborenen nach wohl besser Udyídyi geschrieben; der Laut ist weder ein reines deutsches »j« (y), noch ein französisches »g« (j), sondern ein deutsches »j« mit vorlautendem »d« (also dy).

hüteten sich sehr, den mit Eiern gefüllten Bauch anzustechen, wohl weil sie wussten, dass sonst die schlimmen Geschwüre entstehen. Gerade dies Verfahren deutet darauf hin, dass bösartige Larven durch Anstechen des Eiersackes in die Wunde gelangen. Das herauspräparirte Thier wurde sorgsam auf einer glühenden Kohle verbrannt. Unterlässt der von dem Sandfloh Befallene, denselben zu entfernen, oder gelangen die Eier in die Wunde hinein, so entstehen grosse Geschwüre, die oft zum Abfallen der ganzen Zehe führen. Als einziges Gegenmittel kann nur die peinlichste Sauberkeit gelten. Jeden Tag müssen die Leute aufs Sorgfältigste untersucht und die Parasiten entfernt werden. Jede Erkrankung muss aufs Nachdrücklichste disziplinarisch bestraft werden, da sie nur durch eine Vernachlässigung in den ersten Stadien entstanden ist. Ausserdem werden häufige Bepinselungen der Füsse mit Jod oder Petroleum (womöglich jeden Abend), Ausstreuen von Insektenpulver auf den Bettstellen und in den Schlafräumen, vor allen Dingen aber, wie gesagt, äusserste Reinlichkeit als Vorbeugungsmittel gelten dürfen.*) Die Herstellung eines guten Fussbodens ist deshalb ganz besonders wichtig, weil hierdurch wenigstens theilweise den Flöhen der Aufenthalt unmöglich gemacht wird. Die Plage ist in Bukóba so schlimm geworden, dass man zeitweilig ihretwegen schon ein Aufgeben der Station in Betracht gezogen hat. Mehr als unsere Soldaten leiden die Eingeborenen.

Sonst ist der Gesundheitszustand dort ein leidlich guter; Fieber sind selten, wenigstens in ihren schweren Formen. Dysenterie ist allerdings in der letzten Zeit mehrfach vorgekommen, dürfte sich jedoch vermeiden lassen, wenn man strenge darauf hält, dass die Leute nicht aus dem dicht an der Station vorbeifliessenden Kanóni-Bach, sondern aus dem See ihr Trinkwasser holen. Pocken scheinen früher, speziell in diesen Gebieten, unbekannt gewesen zu sein. Mir wurde erzählt, dass erst Anfang Mai 1892 die ersten Erkrankungen aufgetreten sind, eingeschleppt durch Wanyamwési-Händler, die angeblich aus Nkóle kamen. Der Häuptling des Landes Mukotáni hatte die Erkrankten damals sofort in ein abgelegenes Bananendorf geschafft und dieses umstellen lassen; er gab den strengen Befehl, auf jeden zu schiessen, der den Ort zu verlassen versuche. Diese Massregel scheint aber nichts genützt zu haben. Häufig sind rheumatische Affektionen, besonders Schmerzen in den Intercostalmuskeln, die wohl durch das feuchte Klima und die Morgens recht niedrige Temperatur hervorgerufen werden.

Auch Lungen- und Brustfellentzündungen kommen vor. Ich selbst verlor einen meiner besten Leute daran. Warme Mäntel für die auf Posten befindlichen Soldaten sind bei den häufig kühlen Nächten ein grosses Bedürfniss.

Das Inventar der Station war nicht gerade sehr reich zu nennen: ausser einer grossen Anzahl von Kaurischnecken und dem nöthigen Baumwollenstoff war eigentlich nur Handwerkszeug leidlich reichlich vorhanden, Proviant und Getränke dagegen sehr spärlich. Das Mobiliar der Station bestand in einigen

*) Gute Behandlung der Wunde, Betupfen mit Höllenstein oder rothem Praecipitat und Verschliessen mit Pflaster werden noch von Falkenstein empfohlen.

grossen, von Langheld gezimmerten Tischen, zwei rohen arabischen Bettstellen und drei ebenfalls hier angefertigten kleinen Klappstühlen. Nur die Munitions-Vorräthe waren sehr reichlich bemessen, etwa 17 000 Mauserpatronen und 200 Granaten.

Wenn man aus dem breiten, nach Norden gelegenen Stationsthor heraustritt, gelangt man zunächst auf einen etwa 60 m im Geviert grossen, lehmgestampften Exerzierplatz, in dessen Mitte der Flaggenmast errichtet ist, weil es bei den häufigen Gewittern nicht rathsam war, diesen auf dem Stationsgebäude anzubringen. Von hier aus bietet sich eine weite Rundsicht auf die Bucht von Bukóba, die nicht sehr tief in das Land einschneidet aber durch die hochbewaldete Felseninsel Bussíra und zwei Felsenriffe von dem See abgeschnitten ist. An dem südlichen Theil der Bucht befindet sich eine kleine, fast kreisförmige Nebenbucht, die für Kanus und Boote einen vorzüglich geschützten Ankerplatz mit 3 m Wassertiefe bietet. Gleich dahinter treten die hohen Felsen des Plateauabfalls an das Ufer heran, stellenweise von dichtem Urwald bestanden, aus dem die hellgrünen Bananen-Pflanzungen der Eingeborenen hervorschimmern. Hier bei Bukóba tritt der Rand des Plateaus, der etwa 150—200 m steil abfällt, etwas von dem Ufer zurück und lässt ein Vorland von etwa 3 km frei. Eine grasbewachsene Düne begleitet den Seestrand, der mit schönem, weissen Sand bedeckt ist.

Hinter dieser Düne erstreckt sich ein etwas niedrigeres, manchmal versumpftes Gebiet, das mit Buschwerk, Amomum u. s. w. bestanden ist. Die Bananenpflanzungen der Eingeborenen liegen an dem Abfall der Berge, grösstentheils aber oben auf dem Plateau. Drei ziemlich kräftige Bäche durchschneiden das Vorland. Der südlichste und grösste von ihnen, Kanóni genannt, windet sich dicht an der Station vorbei. Einige hundert Meter oberhalb von ihr bildet er einen mehrere Meter hohen Wasserfall, der sich ganz vorzüglich zur Treibung von Maschinen und zur Bewässerung des Landes ausnützen liesse. Von der Station aus führt eine Brücke über den Bach, der die Verbindung einerseits mit dem oben erwähnten Landungsplatze, zu dem man in etwa zehn Minuten gelangen kann, andererseits nach dem Gemüsegarten der Station herstellt, der von Langheld in einem Bananenwalde angelegt wurde, nachdem der ursprünglich vom Pascha ausgesuchte Platz sich als zu feucht erwiesen hatte. Manche Gewächse gedeihen nur dieser Feuchtigkeit wegen nicht recht, wie z. B. Kartoffeln, Weizen und Zwiebeln. Andere dagegen, vor allem Gemüse, entwickelten sich befriedigend. Es wäre wohl der Mühe werth, gerade hier, in diesem ausserordentlich feuchten Klima, Versuche mit tropischen Kulturpflanzen, insbesondere mit Vanille, Kaffee und Cacao, anzustellen.

Die politischen Verhältnisse, auf die wir noch einmal zurückkommen müssen, waren bei der Uebernahme der Station ziemlich günstige. In erster Linie war mit dem Häuptling des Landes Mukotáni ein sehr gutes Verhältniss hergestellt. Von dem ersten Augenblick unseres Eintreffens an hatte er Nahrungs-

mittel und Arbeiter auf Wunsch umsonst gestellt, wofür er von Zeit zu Zeit ein kleines Geschenk erhielt. Täglich kam der Bruder des Häuptlings, Mútu, der uns besonders freundlich gesinnt war, auf die Station, und jeden Morgen musste der Geschäftsträger (Katíkero) von Mukotáni, Namens Mundjágge, sich auf der Station einstellen, um sich nach den Wünschen des Stationchefs zu erkundigen. Auch mit den anderen am Seeufer ansässigen vier Häuptlingen wurden gute Beziehungen unterhalten, obgleich der nördlich wohnende Kayósa der Erzfeind von Mukotáni ist. Sogar Mutatémbwa benahm sich freundlich, nachdem er im März 1891 eine schwere Niederlage durch unsere Leute erlitten hatte. Karágwe gegenüber, in das einige Monate vorher ein kleines Strafkommando hatte geschickt werden müssen, da der König desselben, Ndágara, sich Erpressungen an durchreisenden Händlern hatte zu Schulden kommen lassen, waren die Verhältnisse noch immer nicht recht aufgeklärt. Mit den entfernteren Gebieten hatten die vom Pascha angeregten Beziehungen nicht fortgesetzt werden können, da zu viel während des Baues auf der Station selbst zu thun war, und ausserdem die geringe Besatzung Detachirungen nicht erlaubte. Mit Ugánda dagegen waren, wie bereits früher erwähnt, die Beziehungen fortdauernd sehr freundliche. Als ich die Station übernahm, sass der vor den Engländern geflüchtete König Mwánga in der Nähe des Kágera-Flusses bei Kassényi in Mutatémbwas Land. Er stand gerade damals in Verhandlungen mit Captain Williams, in Folge derer Mwánga nach seiner Hauptstadt zurückkehrte (31. März). Auch mit den englischen Offizieren in Ugánda blieb der Verkehr stets ein kordialer.

Die aus Ugánda geflüchteten katholischen Missionare hatten sich unter ihrem Oberhaupt Monseigneur Hirth provisorisch einige Stunden nördlich von der Station beim Häuptling Kayósa niedergelassen, wo sie den Verlauf der Dinge abwarten wollten. Sie hatten auch die Errichtung einer Missionsstation auf deutschem Gebiet in Aussicht genommen.

In der Zeit vom Februar 1891 bis März 1892, so lange Langheld die Station verwaltete, hatte er seine Hauptkraft auf den Bau selbst gelegt, sowie darauf, die Autorität der Deutschen am See herzustellen. Mutatémbwa musste, wie erwähnt, unterworfen werden; mit den umliegenden Häuptlingen wurde Freundschaft und Blutsbrüderschaft geschlossen und der deutsche Einfluss bis Kadjúmas Land ausgedehnt. Die Häuptlinge wurden zu regelmässigen, monatlichen Lieferungen an Kauri-Schnecken und Elfenbein herangezogen, die benachbarten Eingeborenen hatten Arbeiter für die Station, die Häuptlinge Kanus zu stellen, um die Verbindung mit der im Sommer 1891 von Langheld errichteten Zweigstation in Mwánsa aufrecht zu erhalten.

Ehe ich nun auf die wenigen Ereignisse meines zweiten Aufenthalts in Bukóba näher eingehe, sei noch kurz über den regelmässigen Dienst daselbst berichtet. Morgens um sechs Uhr wird Reveille getrommelt (ein Horn ist nicht vorhanden), die Flagge aufgezogen und kurz darauf tritt die sämmtliche Mannschaft an, um

ihre Arbeiten für den Morgen zugewiesen zu erhalten. Einige müssen den Garten rein halten, andere die Station säubern, wieder andere die Dächer klopfen oder den während der Nacht in Folge des Regens herabgefallenen Putz der Mauer erneuern. Der Rest bekommt irgend welche Aufgabe, entweder Wegebau oder Herstellung eines Daches, unter dem der tägliche Nahrungsmittelmarkt abgehalten wird, Errichtung eines Schuppens für die Boote oder dergleichen. Während der Regenzeit hat eine Besatzung von 30 Mann alle Hände voll zu thun, um die Station vor dem Verfall zu bewahren. Irgend welche neue Arbeiten kann sie kaum vornehmen. Wenn man nur wenige Tage hindurch die Gebäude oder Mauern während dieser Periode sich selbst überlässt, so gerathen sie bald in einen trostlosen Zustand. — Um zwölf Uhr wird das Signal zur Einstellung der Arbeit gegeben. Die Leute kochen sich ihr Essen, soweit das nicht schon vorher durch ihre Frauen geschehen ist, und pflegen der Ruhe, bis um zwei Uhr die Arbeit wieder beginnt. Exerzirübungen kann man nur einige Male in der Woche halten, denn alle übrige Zeit ist durch andere Arbeiten in Anspruch genommen. Um halb sechs kleiden sich die Leute um und reinigen ihre Waffen, um pünktlich um sechs Uhr, d. h. bei Sonnenuntergang, zum Appell anzutreten. Unter präsentirtem Gewehr wird die Flagge herabgenommen. Dann ziehen die Wachen auf ihren Posten auf. Neben dem Stationsthor ist ein Wachtlokal eingerichtet, worin ein schwarzer Unteroffizier und sechs Mann Unterkunft finden. Ein Posten steht am Stationsthor, der andere auf der südlichen Bastion. Abends um neun Uhr wird das Thor geschlossen, und jeder hat sich zur Ruhe zu begeben.

Meine regelmässigen Mahlzeiten wurden Morgens früh, um zwölf und um sieben eingenommen. Meistens musste ich mich mit den Produkten, die das Land bietet, begnügen: Kaffee in guter Qualität wächst massenhaft in den Bananenwäldern, eine Ziegenheerde sowie der Hühnerhof lieferten Fleisch, einige Gemüse aus dem Garten, Bananen, Bohnen und Mehl von den Eingeborenen vervollständigten die Mahlzeit. Butter war damals nur schwer zu bekommnn, da die meisten Rinder der Viehseuche erlegen waren.

Tag für Tag prasselten starke Gewitterregen auf uns herab, die erst Mitte Mai aufhörten. Aber auch während der ganzen trockenen Zeit fallen am Westufer des Nyansa dann und wann einige Regenschauer, so dass die Vegetation eigentlich niemals verdorrt.*) Die Luft war stets ausserordentlich feucht, die Hitze selten drückend; während der Monate März, April und Mai kommt es fast niemals vor, dass Mittags die Temperatur 26° C. übersteigt. Morgens früh sinkt sie häufig bis 9°, so dass das Klima als ein leidlich gemässigtes bezeichnet werden kann. Auf der Höhe der Berge ist es oft noch bedeutend kühler. Fast während des ganzen Jahres bringt ein heftiger Südostpassat der Station frischen

*) Regenmessungen giebt es für Bukóba bis jetzt noch nicht. Feldwebel Kühne jedoch sagte mir, er habe während des einen Jahres seiner dortigen Anwesenheit 163 Regentage beobachtet, was gewiss sehr viel ist.

Seewind. Die Regen kamen meistens aus Norden, wohin auch Abends oft der Wind umsprang, wenn er nicht einschlief.

Wenn irgend der Stationsdienst mir Zeit liess, beschäftigte ich mich mit wissenschaftlichen Arbeiten. Keine Stunde blieb unbenutzt. Die meteorologischen Beobachtungen wurden selbstverständlich mit Regelmässigkeit fortgesetzt, eine Reihe von astronomischen Bestimmungen vorgenommen und die Umgegend der Station vermessen. Ich legte zu diesem Zweck auf der Düne eine 1000 m lange Basis fest. Um diese mittels eines Stahlbandes von 10 m Länge nur roh auszumessen, brauchte ich allein zwei Tage. Von den Endpunkten aus wurden zahlreiche, durch Flaggen bezeichnete Stellen mit Kompass und Theodolith angepeilt und so ein Dreiecknetz gewonnen, in das ich das Terrain eintragen konnte. Bei dieser Gelegenheit stellte ich fest, dass damals die Basis des Flaggenmastes 7,75 m über dem Seeniveau gelegen war. An Uferfelsen liess sich ausserdem nachweisen, dass seit Mitte Februar 1891 der Spiegel des Sees um 55 cm gestiegen war. Ich bin aber nicht im Stande zu sagen, ob dies nur eine Folge der Regenzeit, also ein periodisches, jährliches Steigen war, oder ob es sich um eine definitive Erhöhung des Niveaus handelt, ebenso wie seit einigen Jahren eine Verringerung desselben stattgefunden hatte. Ein längere Zeit hier weilender Stationschef hat reichlich Gelegenheit, an Felsmarken genauere Beobachtungen anzustellen und diese auch seinem Nachfolger zu übermitteln, so dass ein genaueres Festlegen dieser wichtigen Verhältnisse ermöglicht wird. In der vor der Station gelegenen Bucht wurden einige Tiefenlothungen vorgenommen, weil ich aus den Zeitungen ersehen hatte, dass von Herrn Dr. Peters eine genügende Tiefe des Sees in Zweifel gezogen wurde. Es stellte sich heraus, dass auf einer Linie von der Bachmündung nach der Insel Bussíra schon dicht am Ufer fünf, und weiterhin 12 und 15 m Wasser waren, ja, dass sogar zwischen den Riffen noch 3 m und ebensoviel in der kleinen, oben erwähnten Bootsbucht gefunden wurden, also eine völlig genügende Tiefe, um mit einem 2 m tiefgehenden Dampfer zu manövriren.

Nachdem diese Vermessung vorgenommen und eine Karte*) gezeichnet war, befasste ich mich mit botanischen und zoologischen Studien, zu denen die wechselvolle Umgebung sehr viel Anregung bot. Das grasbedeckte Hochland, die sandige Düne, das sumpfige Hinterland, Felsparthien und dichter tropischer Urwald wechseln ab und bieten den verschiedensten Pflanzen Raum. Es konnten eine grosse Menge Herbariumpflanzen gesammelt werden, andere legte ich in die mir von Prof. Schweinfurth geschickten Blechkasten ein. Packete von Pflanzen in Löschpapier wurden in rechteckige, starke Zinkbüchsen eingeschoben und mit Alkohol durchtränkt, dann der Blechdeckel auf dem verbreiterten Rande des Kastens mit einer Mischung aus Kautschuk und Pech fest angekittet und durch

*) S. auch meine Skizze der Umgebung von Bukóba in den Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten V. 4.

Ueberkleben von Papierstreifen gesichert. Derartige in Bukóba geschlossene Pflanzenkisten sind nach sechs Monaten unversehrt in Berlin angekommen.

Selbstverständlich wurde auch die Zoologie nicht vernachlässigt. Mein getreuer Sammler Mabruck brachte, ausser den Pflanzen, täglich geschossene Vögel mit nach Hause, die sorgfaltig präparirt wurden. Die Eingeborenen des Landes lieferten mir kleinere Säugethiere, hauptsächlich die so interessanten Wühlratten (Heliophobius, s. Rhizomys splendens Rüpp.) und Klippschliefer (Procavia Stuhlmannii Mtsch.). Schlangen, Eidechsen und Frösche fanden in grosser Zahl in den von Herrn Geheimrath Moebius geschickten Spiritusgläsern, die Insekten in Papierdüten Aufnahme. Am meisten aber beschäftigte mich die Fauna des Victoria-Nyansa selbst. Indessen stellte sich leider heraus, dass dessen mikroskopische Bewohner nur sehr wenig zahlreich waren. Mit dem Schwebnetz erlangte ich, einerlei ob ich bei Tage oder bei Nacht fischte, nur sehr wenige kleine Krebse und Räderthiere. Vorwiegend bestand die Ausbeute in Algen. Es ist immerhin möglich, dass in anderen Jahreszeiten oder an anderen Orten ein besseres Resultat erzielt werden kann. Die zahlreichen Fische des Sees, unter denen hauptsächlich Chromis, Welsarten und Protopterus hervorzuheben sind,*) scheinen sich, sofern sie nicht Raubfische sind, hauptsächlich von Algen zu ernähren, denn in ihrem Magen fand ich nie etwas anderes, als einen Brei von diesen Pflanzen. Etwas reicher war die Ausbeute in Tümpeln und Sümpfen, in denen sich verschiedene Würmer, Infusorien und andere Thiere vorfanden. Ueber diese wissenschaftliche Ausbeute wird in einer Spezialabhandlung berichtet werden.

Ein interessantes Ereigniss aus der Vogelwelt mag hier Erwähnung finden. Am 26. April sah ich Morgens Tausende und Abertausende von Schwalben (Hirundo rustica) über der Station mit munterem Zwitschern umherfliegen. Sie hatten sich in Schaaren gesammelt, um ihren Flug nach der europäischen Heimath zu beginnen. Am nächsten Tage schon war keine einzige davon mehr im Lande zu bemerken.

Sehr genussreich gestalteten sich die Spaziergänge in der Umgegend, jetzt besonders, da ich vollständig allein und ohne Sorgen umherschlendern konnte, nachdem ich ganze zwei Jahre hindurch daran gewöhnt gewesen, nicht einen Augenblick ohne Verantwortung zu sein. Bald spazierte ich auf der Düne, bald am Strande umher, bald folgte ich den Bachläufen, häufiger aber lockte es mich in die Waldparzellen, in deren Schatten ich mich in die Zeit vor einigen Monaten zurückversetzen konnte, wo wir selbst noch in den dichtesten Urwäldern unter unsäglichen Mühen gelebt hatten. Häufig beschäftigten sich bei solchen Gelegenheiten meine Gedanken mit dem Pascha, häufig auch mit der fernen Heimath.

---

*) Nach Bestimmungen von Herrn Dr. G. Pfeffer in Hamburg: Chromis cf. niloticus. Hasselquist., Ctenochromis cf. strigigena. Pffr., Ctenochromis sp., Clarias cf. mossambicus. Ptrs., Synodontis sp. nicht Zambezensis Ptrs.), Fundulus sp., Labes sp., Barbus nigrolinea Pffr.

Sehr lohnend erwies sich eine Ruderparthie nach der Insel Bussíra. Das Kanu, das gewöhnlich unter dem Bootsschuppen an der kleinen südlichen Bucht aufbewahrt wird, ward von den Soldaten an die Bachmündung in der Nähe der Station gerudert. Wir stiegen ein und erreichten in etwas mehr als einer halben Stunde den kiesigen Strand der Insel. Im Norden und Osten fallen die Höhen des Eilandes vollkommen senkrecht ins Meer hinab. Man kann die fast horizontalen, nur leicht nach Westen einfallenden Schichten des Thonschiefer-Gesteines schon von Weitem sehen. Nach Süden und Westen hin dacht sich die Insel langsam zum Strande hin ab. Das Gelände ist mit dichtestem tropischem Urwald bestanden, durch den nur einige halbverwachsene, von Fischern angelegte Pfade führen, deren einige zeitweilig hier ihrem Handwerk nachgehen. Sie haben in der Nähe des Ufers kleine provisorische Hütten zur Unterkunft errichtet. Wir sahen uns ihre grossen Fischreusen an, die aus gespaltenem Rohr mit weiten, sechsseitigen Maschen geflochten sind. Ausser mit diesen, erjagen sie ihre Beute mit eigenthümlichen Holzspeeren, die vorn zwei Spitzen tragen, sowie mit Legeangeln, die folgender Art beschaffen sind: An einem ziemlich starken, langen Strick sind in regelmässigen Abständen zahlreiche, etwa einen Meter lange, dünne Schnüre befestigt, die je einen Angelhaken tragen. Diese Haken werden von den Leuten selbst geschmiedet, haben aber keine Widerhaken. Das eine Ende des Stricks wird entweder an irgend einem Pfahl in der Nähe des Ufers befestigt oder an einen Stein gebunden auf den Grund versenkt, oder auch mit einem grossen Schwimmer aus Korkholz versehen und auf dem Wasser treiben gelassen. Langsam vorwärts fahrend, rollt der Fischer seine sorgsam aufgewickelte Angelschnur ab, deren freies Ende er meistentheils in der Hand behält, um an ihrem Rucken das Anbeissen der Fische wahrnehmen zu können. Manchmal lässt man aber auch die Angel über Nacht liegen. Die Beute wird meistens schon an Ort und Stelle einem Räucherungs- und Trocknungsprozess unterworfen, der sie für europäische Gaumen sehr wenig begehrenswerth macht.

Der Wald der Insel besteht aus den hohen Bäumen der westafrikanischen Flora, von denen die meisten Milchsaft absondern und weiches Holz haben. Der Boden ist mit einem dichten Polster von Arum- und Calathea-Blättern bestanden, auf denen zahllose Nackt-Schnecken umherkriechen. In den Bäumen geben den ganzen Tag die rothgeschwänzten Graupapageien ihr Flötenkonzert.

Geht man am östlichen Ufer auf den Felsplatten, auf denen jede Woge in die Höhe rollt, entlang, so gelangt man bald an die steilen Klippen. An einigen Stellen zieht sich hier in diese eine mehrere Schritt tiefe Höhle horizontal hinein, die wahrscheinlich von den anprallenden Wellen ausgewaschen ist. An ihrem hinteren Ende fanden wir einen eigenthümlichen Haufen, der mit Matten bedeckt war und einen merkwürdigen Modergeruch verbreitete. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, dass unter den Matten zahllose Menschenskelette lagen,

jedes auf einigen Aesten oder Brettern ruhend und von Rindenstoffen und Matten umhüllt. Aus früheren Reisebeschreibungen (Stanley und Wilson) war uns die Thatsache bekannt, dass hier derartige Knochenhügel existiren; in der Phantasie dieser Herren aber sind es die Zeichen von grossen Verbrechen und Mordthaten, während wir durch eine einfache Frage bei den Eingeborenen konstatiren konnten, dass die angesehenen Familien unter ihnen hier ihre Todten beerdigen. Wir konnten nicht umhin, eine Anzahl dieser Schädel für die Sammlung von Herrn Geheimrath Virchow einzupacken und nach der Station zu schaffen.

Bukóba ist immer der Durchgangspunkt für die verschiedenen europäischen Reisenden gewesen, die sich vom Südufer nach den nördlichen Parthien des Sees begeben haben. Auch während meiner Anwesenheit erhielt ich mehrfach europäischen Besuch.

Am 31. März traf am Abend Capt. Williams bei mir ein, der von seiner Reise nach Mwánsa zurückkehrte. Wir sprachen viel über den unverschämten Pulverhandel der Araber,*) die gerade schwebende Frage des Aufruhrs in Ugánda, der Rückkehr von Mwánga und die Expedition des Paschas. Für sehr wünschenswerth hielt der Capitain es, dass die Grenze zwischen dem deutschen und englischen Gebiete genauer festgelegt würde, wozu aber wohl eine gemeinsame Untersuchung nöthig wäre. Er fertigte sich eine Kopie meiner Kartenskizze an. Am nächsten Nachmittag schon fuhr Williams nach Ugánda weiter. Das Boot der englisch-afrikanischen Gesellschaft war für die Befahrung des Sees im höchsten Grade unpraktisch. Es war aus galvanisirtem Eisen hergestellt und bestand aus zwölf Sektionen, die im Nothfalle von je zwei Mann getragen werden konnten. Das Fahrzeug hatte jedoch keinen Kiel, da es ursprünglich für den Tanafluss erbaut war, und war somit zum Segeln sehr ungeeignet. Ein zweites Boot hatte die Gesellschaft bei der Aufgabe einer Station im Mãssailand verloren. Die Bootsmannschaft bestand aus Ssómali-Leuten, die recht intelligent waren, sich aber durch eine höchst zerlumpte Kleidung auszeichneten.

Etwas später, am 24. April, traf der englische Missionar Mr. Collins bei mir ein, der krankheitshalber Ugánda verlassen musste; er behauptete, die dortige Nahrung nicht vertragen zu können. Er schien mir ein sehr schwächlicher Herr zu sein. Fast den ganzen Tag schlief er. Capt. Lugard hatte mich gebeten, wenn möglich den Missionar mit Kanus nach Süden weiter zu befördern; erst nach manchen Schwierigkeiten gelang es mir, solche binnen einer Woche zu bekommen.

Mr. Collins brachte mir einen Brief von Capt. Lugard, aus dem hervorging, dass nach seinen Informationen der Pascha am 9. März von Un-

*) Nach Capt. Williams Aussage hatten die arabischen Händler sich nicht genirt, ihm 10000 Pfund Pulver zum Kauf anzubieten.

dússuma abmarschirt sei, und zwar mit Trägern, die ihm die Manyéma geschickt hatten.*)

Allem Anscheine nach beruhten seine Nachrichten auf sicheren Thatsachen, besonders da sie mit dem übereinstimmten, was ich selbst durch den Pascha gehört, dass er sich nämlich an die Manyéma wenden müsse, falls die dortigen Eingeborenen ihm keine Träger stellen sollten.

Das Urtheil von Mr. Collins über die I. B. E. A. Co. war für diese recht wenig schmeichelhaft. Er sprach sich höchst abfällig über alles aus, was die Gesellschaft gethan hatte, ganz besonders über die Eisenbahn, die er in der Nähe von Mombássa gesehen hatte. Ob freilich auf das Urtheil dieses Herrn viel zu geben war, schien mir zum Mindesten zweifelhaft zu sein, denn in andern Dingen erwies er sich als recht ungenügend informirt. Kurz vor der Abfahrt von Mr. Collins hätte einer seiner Leute um ein Haar die Station angezündet. In der Nacht nämlich entstand plötzlich Feuerlärm, und es stellte sich alsbald heraus, dass der betreffende Mann in einem Hause ein Feuer in der Nähe der Wand angemacht hatte, wobei ein eingemauerter dicker Balken in Brand gerathen war. Glücklicherweise konnte die Gefahr bald beseitigt werden.

Sehr häufig bekam ich den Besuch der französischen Missionare, die sich, wie schon erwähnt, in Kayósas Land bei Kágya unter der Führung von Msgr. Hirth provisorisch angesiedelt hatten. Gleich in der ersten Zeit meiner Anwesenheit sandte der Bischof zwei Missionare nach Bukóba, die sich in der Nähe, womöglich

---

*) Der Wortlaut des Schreibens, soweit es sich hierauf bezieht, mag hier folgen.

Sir

I have the honour to acknowledge and thank you for your very courteous letter of March 24th. I thank you also for your kind promise to forward my urgent mails to the coast on the first opportunity.

Immediately on receipt of the news from Lt. Langheld, that Emin Pascha was now at Mazambóni's and on his request that I should take measures to assist him, I despatched orders (together with Mr. Langheld's letters) to my station in Tóru, directing that a party of soldiers should at once proceed to his relief and assistance. I have this day also dispatched your letters to him. I hear however from the Sudanese whom he discharged (who have written letters to this effect) that on or about March 9th some Manyéma came to His Excellency and he made arrangements with them and that about the date mentioned he left Mazambóni's to proceed to the Congo, the Manyéma making two journeys to carry all His goods. These news appear to be true, but if it is not true, my men will, I hope, find him and bring him down in safety.

I cannot too strongly express to you my sense of the kindness and courtesy with which you have treated Mr. Bagge and Capt. Williams and the great assistance you have at all times given me. If it should be in my power to assist you in any way, be assured, I shall consider it a great pleasure to do so.

I have the honour to be, Sir,

your

obedient servant

(sgd.) I. D. Lugard, Capt.

H. M. 9th Foot.

Commanding in Ugánda for I. B. E. A. Co.

südlich der Station, einen passenden Platz für die Errichtung einer neuen Niederlassung aussuchen sollten. Dieses erste Dokument*) über die Errichtung der Mission bei Bukóba mag hier wörtlich wiedergegeben werden.

Ich empfahl den Herren, sich die Doppelbucht bei Lubémba und Kashokéro anzusehen, aber zunächst die Einwilligung zur festen Ansiedelung von Mukotáni einzuholen. Der Häuptling nahm sie freundlich in seinen Hütten auf, die nach der Aussage der Missionare an reicher Ausstattung diejenigen in Ugánda noch weit übertreffen. Er erklärte sich mit ihrer Ansiedelung im Lande einverstanden, vorausgesetzt, dass Langheld seine Zustimmung ertheilte. Von dieser machte ich sonach die definitive Etablirung abhängig, forderte die Missionare aber auf, sich provisorisch an einem geeigneten Platz niederzulassen, um einstweilen Land und Leute kennen zu lernen. In der Folge entschied Langheld, dass sein jeden Tag zu erwartender Nachfolger alles Nöthige mit dem Bischof bereden solle.**)

Kurze Zeit nachdem Langheld abgefahren war, kamen mehrere Karawanen von Wanyamwési, aus dem Norden her, durch die Station. Dabei fiel mir die grosse Anzahl Frauen und Kinder auf, und auf nähere Nachforschungen erfuhr ich bald, dass die Händler zahlreiche Sklaven mit sich führten, die sie an der Grenze von Ugánda gekauft hatten. Natürlich musste ich ihnen diese abnehmen. Ein Kommando von Soldaten wurde nach der kleinen arabischen Handelsniederlassung Kitúntu geschickt, wo sich noch einige Wanyamwési-Karawanen befinden sollten. Auch von hier kam eine Anzahl von Sklaven zurück, so dass ich im Zeitraum von acht Tagen etwa neunzig Personen be-

---

*) Der Bischof schrieb: Kayóza, 29. Mars 1892.

Mon cher lieutenant!

Il y a quelques semaines lorsque j'arrivai du Buganga à Bukoba, j'exprimai au lieutenant Langheld le désir de me fixer avec les missionnaires à proximité des Baganda, refugiés chez Mtatembwa; il voulut bien agréer cet établissement provisoire chez Kayóza, en attendant qu'il nous fût possible de trouver un emplacement favorable pour établir définitivement une station de missionnaires dans le Buziba. J'ai fait sonder depuis les dispositions des chefs du pays, afin de nous établir de préference chez celui qui nous accueillerait plus volontiers. — C'est Mkotanyi qui nous paraît le plus favorable; il m'a fait dire qu'il désirait dans son pays une station: c'est de lui d'ailleurs aussi que le lieutenant Langheld m'a rendu le meilleur témoignage.

Les deux Pères que j'envoie aujourd'hui doivent choisir un emplacement à l'extrémité sud du pays de Mkotanyi, sur le bord du lac à 5 ou 6 lieues environ de Bukoba.

J'aime à croire que vous voudrez bien user de toute votre influence pour faciliter à nos Pères l'établissement de cette mission, qui nous a été tant de fois demandée par les Oeuvres d'Allemagne. Je désire que les Pères se mettent sans retard à bâtir, nous ne pouvons rester plus longtemps dans les huttes provisoires qui nous abritent depuis deux mois; nous ne pouvons demeurer plus longtemps surtout dans le territoire de Kayóza, beaucoup trop petit pour nous nourrir avec nos gens. Comme il est ennemi de tout le monde, personne ne nous porte rien.

Veuillez agréer etc.

(sign.) J. Hirth,
Vicaire apostolique du Nyanza.

**) Im Laufe des Jahres haben dann die Missionare sich dicht bei Mukotánis Hauptdorf Kaväle niedergelassen.

freien konnte. Die kräftigen Knaben wurden in der Station behalten, um hier zunächst als Viehhirten u. s. w. verwendet zu werden, bis sie später, etwa als Soldaten, sich ihr Brod verdienen könnten. Alle anderen, 83 Frauen und Kinder an der Zahl, übergab ich der französischen Mission, die sich verpflichtete, die meisten derselben in ihre Heimath zurückzubefördern, den Rest aber bei sich aufzunehmen.*)

Wenn von englischer Seite vielfach behauptet wird, dass in Ugánda keine Sklaverei mehr existire, so entspricht dies — wenigstens damals — wohl kaum den thatsächlichen Verhältnissen. Ich möchte vielmehr ruhig behaupten, dass während am ganzen Nyansa ein kaum nennenswerther Sklavenhandel besteht, einzig in Ugánda noch zahllose Leibeigene zu finden sind und auch verkauft werden. In früheren Zeiten wurden in den unzähligen Kriegen viele Sklaven von den Waganda geraubt. Das hat jetzt allerdings etwas nachgelassen; immerhin aber wurde während der Zeit meiner Anwesenheit noch ein schwunghafter Handel mit Menschen betrieben. Elfenbein, Boote und anderes wurde häufig mit Sklaven erhandelt. In den letzten Kriegen haben die katholischen Waganda Protestanten und umgekehrt die Protestanten Katholiken zu Sklaven gemacht

---

*) Es möge hier der Brief folgen, den ich von Monseigneur Hirth in dieser Angelegenheit bekam.

Kagya chez Kayoza, 8. Avril 1892.

Monsieur le Docteur!

Hier soir nous sont arrivés avec les Pères les nombreux esclaves que vous avez eu la bonne fortune de libérer: il y a 83 personnes en tout, presque toutes tirées de l'Uganda et de l'Unyoro.

Nous leur avons donné l'espoir de rentrer libres dans leur pays aussitôt que les troubles d'Uganda auraient cessé. Je n'ai pas besoin de vous dire quelle a été la joie de ces pauvres infortunés.

Comme des milliers de femmes et d'enfants out été enlevée dans la revolution que le parti anglais a fait en Uganda ces mois derniers et que ces malheureux esclaves seront tous dirigés sur la côte par le territoire allemand, puisqu'aucune autre voie de caravane n'existe vers la côte Est, j'ose vous prier instamment, Monsieur le Docteur, de vouloir bien éveiller á ce sujet l'attention de tous les officiers allemands qui se trouvent depuis le Sud du lac jusqu'á Tabora, Mpwapwa et la côte. Des caravanes entières de gens pris en Uganda, passeront dans le courant de l'année; j'aime à croire, pour l'honneur de l'humanité que Messieurs les chefs de station se feront une gloire de rapatrier des pauvres gens.

Qu ils reçoivent à l'avance l'expression de la plus vive reconnaissance de tous les missionnaires. Sur les 83 personnes, que vous m'avez envoyées une vingtaine au moins commençaient à être instruits de la religion chrétienne. J'ai donc eu la joie de retrouver en eux mes propres enfants délivrés du joug musulman.

Volontiers encore je reçevrai à la mission de nouvelles recrues, quoique nous soyons en danger d'éprouver la famine.

Veuillez agréer, Monsieur le Docteur, l'expression des sentiments les plus dévoués

de votre humble serviteur

(sign.) J. Hirth,

des miss. d'Algérie,

Vic. ap. du Nyanza.

P. S.: D'aprés les renseignements que j'ai pris, la plus grande partie des esclaves passe par Karague et l'Ussui. Ils sont achetés dans le sud de Buddu et de l'Usagara par les Washirombo. — On m'assure que le roi de Koki, à lui seul, a vendu l'année dernière près de 10000 femmes.

Je fais conduire au Pére Cauillaud six des enfants venus de Bukoba.

Anmerkung: Uságara (Usságara) ist der Waganda-Name für das Land Nkóle. Ushirómbo (Serómbo) liegt zwischen Tabóra und Usíndja.

und in grossen Mengen an Händler verkauft, die an der Grenze von Ugánda erschienen waren. Unter den von mir Befreiten befanden sich z. B. Leute, die nach der Aussage des Bischofs (siehe den obigen Brief) bereits in der katholischen Mission Unterricht genossen hatten. Razzias von arabischen Sklavenhändlern kommen im Gebiete des Nyansa nicht vor. Die eingeborenen Völkerschaften sind zu enggeschlossen und zu kräftig, um den Sklavenhändlern, die immer nur in kleineren Scharen kommen, ihr verruchtes Handwerk zu gestatten. Der Sklavenhandel in kleinem Maasse freilich, wie er wohl in ganz Afrika stattfindet, lässt sich nicht so über Nacht mit einem Male ausrotten. Hoffentlich ist neuerdings durch die von Sir Gerald Portal dort getroffenen Organisation der Sklaverei in Ugánda Einhalt gethan worden.

Es ist meist nicht leicht zu entscheiden, was mit den befreiten Sklaven werden soll. Die Leute wollen in der Regel überhaupt nicht befreit werden, weil sie bei ihrem Herrn ganz gut aufgehoben sind, während sie den Europäer kaum oder gar nicht kennen. Trotzdem müssen wir nach wie vor die Aufhebung der Sklaverei erstreben, denn die Razzias sind mit entsetzlichen Grausamkeiten verbunden, und solange es Sklaven giebt, werden auch die kleinen Kriege der Stämme unter sich nicht aufhören, in denen sie sich mit Sklaven versehen. Diese Kriege aber sind ein Unglück für das Land und machen eine ruhige Entwickelung unmöglich. Die vornehmste Aufgabe der Militärstationen muss es sein, diese zu verhindern und Sicherheit für Leben und Eigenthum der Bewohner zu gewährleisten. Die Missionare haben vielfach nicht die nöthigen Mittel, um grösseren Mengen von Zöglingen ein Unterkommen zu gewähren. Mit den erwachsenen Frauen wissen sie meistens nichts anzufangen. Nach Msgr. Hirths eigenen Aussagen ist es in Ugánda das Beste, die befreiten Leute irgend welchen, als zuverlässig bekannten Familien zur Aufnahme und Erziehung zu überweisen. In andern Ländern als Ugánda sei dies allerdings schwer möglich. Mir scheint es im Innern, besonders dort wo keine Missions-Stationen zur Stelle sind, das Beste zu sein, die Frauen an zuverlässige Leute unter den eigenen Soldaten zu verheirathen oder, ebenso die Mädchen, unter die Obhut befreundeter Negerhäuptlinge zu stellen, die Knaben aber bei der Station oder besser in eigenen Regierungsinstituten zu beschäftigen und zu unterhalten*), solange bis sie kräftig genug sind, um als Soldaten oder anderweit sich nützlich machen zu können oder ein Handwerk zu erlernen. Es scheint mir demnach in hohem Grade wünschenswerth, dass den Stationen bei denen Sklaven-Befreiungen häufiger vorkommen, ein deutscher Lehrer zuertheilt werde, der auch Handwerks- und Landwirthschaftsunterricht ertheilen kann.

Zwischen den Leuten von Mukotáni und denen von Kayósa schwebten schon seit Jahren ernste Zwistigkeiten. Da sich nun die französischen Missionare,

---

*) Ein ähnlicher Plan Capt. Lugards mit befreiten Sklaven in Ugánda war nicht auszuführen, da die englischen Missionare nicht die Aufsicht einer solchen Niederlassung übernehmen konnten. Die Frauen hat auch Lugard an seine Leute verheirathet. (of Africa No. 2. 1893. pg. 74.)

wie erwähnt, bei Kayósa angesiedelt hatten, wurden auch ihre Leute vielfach von den Unterthanen Mukotánis als Feinde betrachtet. Eines Tages schrieb mir der Bischof, dass er einen Knaben vermisse, der mit mehreren anderen zusammen nach Bukóba geschickt worden sei. Dieser sei unterwegs etwas zurückgeblieben und nicht an seinen Bestimmungsort eingetroffen. Ich liess sofort zum Häuptling schicken und von diesem die Aufsuchung und sofortige Rückgabe des Verlorenen verlangen. Bei näherer Nachforschung stellte es sich heraus, dass der Knabe getötet worden war. Ich drohte Mukotáni, falls die Auslieferung des Thäters nicht erfolgte, am nächsten Morgen das Gebiet, in dem der Mord begangen worden war, mit Krieg zu überziehen. Schon hatte ich für diesen Fall Patronen vertheilt und den Ausmarsch vor Tagesanbruch befohlen, als Nachts um 2 Uhr, Mútu, der Bruder des Häuptlings, vor dem Stationsthor erschien und einen gefesselten Mann brachte, der zunächst noch leugnete, dann aber im Beisein von Mútu bestätigte, er habe einen Mann von Kayósas Gebiet herkommen sehen, in diesem einen angeblichen Feind erblickt und ihn getötet. Ich habe später diesen Gefangenen dem Kompagnieführer Herrmann, meinem Nachfolger, überliefert. Von Mukotáni aber forderte ich als Sühne für das in der Nähe der Station vergossene Blut einen Elfenbeinzahn für die Station und eine Last Kauri als Entschädigung für die Mission. Auf diese Weise wurde die Sache friedlich beigelegt.

In den letzten Tagen meiner Anwesenheit war Msgr. Hirth einige Tage in Bukóba, eben um dieselbe Zeit, da die katholischen Waganda nach dem mit Capt. Lugard geschlossenen Vertrage aus dem Hauptlande auswanderten, um sich in der Provinz Búddu anzusiedeln. Der Bischof glaubte, dass dies der geeignetste Augenblick sei, grössere Mengen der christlichen Waganda für den deutschen Militairdienst anzuwerben. Die meisten von ihnen hätten noch nicht wieder eine feste Heimath, viele könnten überhaupt in dem kleinen Lande Búddu nicht unterkommen. Er glaubte dafür einstehen zu können, dass er den Führer der früheren Leibgarde von Mwánga, Mjássi, mit wenigstens fünfhundert Soldaten für geringe Bezahlung anwerben könne. Allerdings müssten Missionare in der Nähe angesiedelt sein, wenn er für die Treue der Leute garantiren sollte. Die Leute seien für ein bis zwei Doti Baumwollenstoff pro Monat zu haben, doch müsste man bedenken, dass sie fürs erste nur in den Gebieten am Nyansa zu verwenden seien, da sie nur hier die ihnen zusagende Nahrung, Bananen, erhalten könnten. Die Leute würden mit ihren Familien kommen, müssten aber in gesonderten Dörfern im Lande angesiedelt werden. Die waffenfähigen jungen Männer würde man dann als Soldaten anwerben und ausbilden und sie in kurzer Zeit so weit an sich gefesselt haben, dass man sie überall hinführen könne. Wir rechneten aus, dass die Kosten für diese Waganda-Soldaten etwa fünf bis sechs Mal geringer wären, als die für Ssudanesen. Leider konnte sich jedoch dieser Plan fürs erste nicht verwirklichen lassen, weil keine Autorisation zu solchem Vorgehen von der Küste her vorlag. Die christlichen Soldaten wären das beste



Stuhlmann, Emin.

Deutsche Station Bukóba.

Ansicht derselben. Die Offiziers-Messe. Hofraum.

Mittel gegen den Mohammedanismus gewesen, und die Einführung der Waganda als neues Kulturelement ist nicht zu unterschätzen.*)

Wie bereits erwähnt, hatten sich die Araber bei Kitúntu in Mutatémbwas Land niedergelassen. Sie waren auf Befehl von Langheld von Kitángule fortgezogen, weil König Ndágara sie fortwährend bedrückte. Dort in Kitúntu hatte sich nun ein ziemlich lebhafter Handel angesponnen. Einerseits kamen die Waganda an die Grenze ihres Landes, um Elfenbein gegen Stoffe, Pulver und andere Dinge zu verkaufen. Die englische Gesellschaft war bei den schwierigen Transportverhältnissen durch das Mássailand nicht im Stande, die Waaren so billig zu liefern, wie die arabischen und eingeborenen Händler durch das deutsche Gebiet. Sie versuchte allerdings, auf jede Weise den Handel an sich zu ziehen. Sie erhob einen Ausfuhrzoll von 35 Prozent auf alles Elfenbein, das aus Ugánda ins deutsche Gebiet geführt ward, — wenigstens soweit es direkt aus Ugánda abging, denn eine Besetzung der Grenzen war den Engländern fürs erste noch nicht möglich gewesen. Aber all das hatte ihr noch nicht viel genutzt. Von Kitúntu aus wurden ferner Expeditionen nach Nkóle und bis nach Unyóro gemacht. Allerdings sind mehrere davon durch die Raubsucht von König Ntále zu Grunde gerichtet worden. Aus Karágwe kam nur wenig Elfenbein, da der Elephant in diesem Lande fast ausgestorben ist. Nur in der Kágera-Ebene und in Süd-Búddu kommen noch welche vor, und hier hauptsächlich lassen die Basíwa-Sultane ihre Elfenbeinjäger umherstreifen. Eine andere, noch kaum erschlossene Elfenbeinquelle ist das Land Ruánda, an dessen nordöstliche Grenze die Händler sich bisweilen wagten, in dessen Inneres sie aber noch nicht eingedrungen waren. Auch nach Butúmbi und dem Albert-Edward-See wurden von hier aus Expeditionen unternommen. So kam es, dass in den letzten Jahren ganz beträchtliche Elfenbeinquantitäten aus diesem Gebiete nach Süden gelangt waren, nachdem die Händler durch die Errichtung der deutschen Station Schutz gefunden hatten. Man hatte meistens den Weg über Karágwe und Ussúi verlassen und zog denjenigen über Bukóba, am See entlang, vor. Fast das ganze Elfenbein ging über Land nach Tabóra, nur dasjenige von Mr. Stokes wurde über den See transportirt. Mr. Stokes war gerade während meiner Anwesenheit in Bukóba dabei, am Südwest-Golf des Nyansa in der Nähe von Bukóme eine Niederlassung zu bauen. Später hat er eine Expedition nach den westlichen Gebieten (Buítwe?) unternommen, wo momentan das Elfenbein sehr billig war.

Durch diese Araber und Elfenbeinjäger, die von Kitúntu aus nach Westen gingen, versuchte ich mehrfach, mit dem Pascha in Verbindung zu treten. Ebenso sandte ich auch eine Abtheilung von Leuten Mutatémbwas ab, die ihre Handelsreisen weithin auszudehnen pflegen. Während nämlich die Eingeborenen aus Mukotánis Land nur Karágwe und Nkóle aufsuchen, ziehen diejenigen von Mutatémbwa bis nach Vitshúmbi am Albert-Edward-See, um dorthin Rinden-

*) Wie Kompagnieführer Herrmann später berichtete, misslang der Versuch einer Ansiedelung von Waganda, da sie zu sehr an ihrer Heimath hängen.

stoffe, Kaffee, europäische Handelswaaren und Pulver zu bringen, wofür sie Elfenbein eintauschen. Durch diese Leute sind früher auch ziemlich bedeutende Mengen von Pulver nach Unyóro gewandert.

Der Verkehr mit Mwánsa musste fortwährend aufrecht erhalten werden. Von Zeit zu Zeit fertigte ich Kanus ab, in denen ich meine fertig gestellten Sammlungen, sowie alle entbehrlichen Mannschaften nach dem Süden absandte. Langheld hatte von Mwánsa aus den Feldwebel Hoffmann mit einer Elfenbeinkarawane voraus gesandt, mit dem Befehl, ihn an der Grenze von Ugógo zu erwarten. Leider kam die Nachricht, dass Hoffmann bald nach dem Abmarsch an perniciösem Fieber gestorben war. So musste Feldwebel Kühne nach Ussóngo geschickt werden, um dort die Karawane zu übernehmen. Langheld blieb inzwischen allein in Mwánsa zurück, um den, am 21. März von Tabóra abmarschirten, zukünftigen Stationschef von Bukóba, Kompagnieführer Herrmann zu erwarten.

In angestrengter Arbeit vergingen mir die Wochen in Bukóba sehr rasch. Die Station wurde in guten Stand gesetzt, die Magazine genau revidirt und geordnet, die Soldaten einexerzirt, mit den Eingeborenen verhandelt und dabei die wissenschaftlichen Arbeiten nicht vergessen. Von Zeit zu Zeit liefen Tributsendungen an Kauris und Lebensmitteln von den verschiedenen Häuptlingen ein.

Unsere Leute, besonders die Ssudanesen, pflegen nicht gerade gern in Bukóba zu sein, weil sie dort meistens nur von Bananen leben müssen, während sie mehr an Mehl gewöhnt sind. Trotzdem giebt es Nahrung in Hülle und Fülle. Die Preise in Bukóba waren im Mai 1892 etwa die folgenden:

1 Doti Bombay	weisse Baumwollenstoffe	600 Kauris
1 » Merikani	weisse Baumwollenstoffe	800 »
1 » Ssatini	weisse Baumwollenstoffe	500 »
1 » Bafta	weisse Baumwollenstoffe	500 »
1 » Marduff	weisse Baumwollenstoffe	900 »
1 » Kaniki oder Lēsso (bunte Baumwollenstoffe)		900 »
1 Huhn		50 »
1 Ziege	etwa	500 »
1 grosse Traube Bananen		30—50 »
1 grosser Korb Mehl (wūlo)		50 »
1 Ei		3—5 »
1 kleiner Korb Voandzeia-Bohnen (Erdnüsse)		20—30 »
1 Korb Bataten		40 »
1 Stange Zuckerohr		3—5 »
1 Pack getrockneter Heuschrecken		50—100 »
1 Topf Bananenwein		50 »
2 Kugeln Seife		100 »

Im Kleinhandel entsprechen 3 Doti etwa 5 Dollar oder 15 Mark, so dass also eine Reichsmark gleich 120 Kauris wäre. In der That können wir aber im

Grossen die Stoffe weit billiger beziehen. Der Engrospreis in Mwánsa war für ein Gora (= 7½ Doti) 9 Dollar oder 27 Mark, so dass hier etwa 165 Kauris einer Reichsmark entsprachen. Wenn wir die Stoffe aber nicht bei den Arabern einkaufen, sondern durch die billigeren Wassukúma-Träger von der Küste beziehen, so stellt sich das Gora weit billiger (etwa 5 bis 6 Dollar). Langheld hatte sämmtliche Preise viel billiger angesetzt; in Folge der Konkurrenz jedoch bezahlten die Soldaten die oben angegebenen Sätze. Zur Verpflegung bekamen die Leute alle 10 Tage 150 Kauris, wofür sie sich ihr Essen selbst zu besorgen hatten. Die Kauris wurden von den umwohnenden Häuptlingen als Tribut und



Abb. 226. Verkauf von Bananen vor der Station Bukóba.

Geschenke an die Station gesandt, so dass die Verpflegung der Leute in Bukóba der Regierung keinen Pfennig kostete.

Wie in dem Kapitel über Ugánda bereits erwähnt wurde, gelten dort und am Westufer des Nyansa allgemein die Kauri-Schalen als Scheidemünze. Schon früher wurde gesagt, dass diese in grösseren Mengen wahrscheinlich erst durch die Araber in verhältnissmässig junger Zeit eingeführt worden sind. Hier in Bukóba war man der Ansicht, dass die Kaurimuscheln eher in Ugánda, als hier gewesen seien. Vor ihrer Einführung habe man mit grossen, schwarzen Glasperlen gehandelt, die jetzt ganz ausser Gebrauch gerathen seien. Sehr wahrscheinlich ist es aber, dass schon vor ihrer Einführung als Scheidemünze viele Exemplare der »Muschel« als Schmuck etc. in diesen Ländern vorhanden waren,

ebenso wie sie sich durch ganz Central-Afrika hin finden. Wie diese eingeführt worden sind, lässt sich allerdings schwer feststellen, höchstens vermuthen.

Die Kauris heissen hier am Victoria-See »Ssímbi«, und darum ist es gewiss auffallend, dass Dapper 1670 in seinem Werke über Afrika schon von »Ssímbos« spricht, »wovor man in dem Kongischen, in innerhalb des Landes gelegenen Orten alle Waaren kaufen kann.« Sie bilden also jedenfalls einen uralten Handelsartikel im Innern des Kontinents. Ob sie aber dahin durch frühere arabische Händler oder durch portugiesische Jesuiten vom alten Königreich Kongo aus gebracht worden sind, lässt sich vor der Hand nicht entscheiden. Sicher sind sie vor der portugiesischen Zeit bereits nach Westafrika gelangt, weil die ersten portugiesischen Seefahrer sie schon am Niger vorfanden. Als Scheidemünze scheinen sie am Victoria-See aber erst durch die Araber eingeführt worden zu sein.*) In den Haussa-Staaten westlich vom Tshad-See und herunter bis zur Gold- und Sklavenküste dienen sie jetzt noch als Scheidemünze, ebenso wie im Norden und Westen des Victoria-Sees.**) In Ihángiro sind sie noch gangbar, in Karágwe werden sie zwar angenommen, bilden aber kein allgemeines Geld. In Unyóro sind sie erst vor ziemlich kurzer Zeit eingeführt worden.

Von den »Muscheln« wird der Rücken abgeschliffen, so dass ein 5 bis 10 mm grosses Loch entsteht. Die so präparirten Schalen werden zu je Hundert auf einen Strang aus Bananenbast gezogen und zehn solcher Stränge zu einem Bündel von tausend Kauris vereinigt (siehe Tafel V). Der einzelne Strang (Kisswahíli »Kette«) heisst hier »Kyássa«, das Bündel »Fúndo«. Beim Abzählen wird immer nach

*) In früheren Zeiten brachte man auf grossem Umwege über Indien und England die auf den Malediven gefundenen, echten Kaurischnecken (Cyprea moneta) nach dem Golf von Benin, in dessen Hinterländern sie als Scheidemünze Verwendung fanden. Erst der Hamburger Kaufmann Hertz (Ad. Jac. Hertz Söhne) kam 1840 auf den Gedanken, mit kleinen Segelschiffen diese Waare direkt nach West-Afrika zu schicken. Es stellte sich bald heraus, dass sie auf den Malediven nicht in genügender Menge zu haben war. Er machte deshalb Versuche mit der bei Sansibar massenhaft vorkommenden und zum Kalkbrennen verwendeten Cypraea annulus, die etwas grösser und schwerer ist und in West-Afrika geringere Preise erzielte, als erstere Art, sich aber bedeutend billiger einhandeln liess, so dass das Geschäft mit ihr sich als sehr vortheilhaft erwies. (Ueber die Verwendung und Verbreitung der Kaurimuschel, Mittheilungen der geographischen Gesellschaft, Hamburg 1880, S. 14). Zu $^3/_4$ Dollar in Sansibar eingekauft, erzielten sie in Westafrika einen Preis von 8 bis 9 Dollar pro Centner. Zunächst wurden sie noch gegen baares Geld, später gegen Palmenöl abgesetzt. Vom Jahre 1857 an warfen sich französische Firmen auf das Kauri-Geschäft, übertrieben es in unkluger Weise und verschlechterten auch die Qualität etwas, so dass für die Firma Hertz im Jahre 1859 dieser Handel aufhören musste. In der folgenden Zeit sind dann noch bald geringere, bald grössere Mengen von Kauris nach West-Afrika importirt worden, in den letzten Jahren hat der Handel damit fast ganz nachgelassen. Indische Kaufleute bringen die Muscheln jetzt noch nach Hinter-Indien, wo sie ebenfalls als Scheidemünzen dienen. Wanyamwési und Araber tragen sie bisweilen noch ins Innere.

**) Auch im Manyéma-Lande (cf. Stanley, Durch den dunklen Welttheil, Bd. II) gelten sie als Scheidemünzen, von hier aus sind sie wohl in die Waldgebiete eingedrungen. Für ihre ursprüngliche Einführung durch die ältesten arabischen Händler spricht vieles, viel auch für die Portugiesen. Auffallend ist es, dass in Manyéma und in Ugánda Kauris als Scheidemünze gelten und Kaffee gebaut wird. Der Gedanke liegt sehr nahe, beides auf eine gemeinsame Einführung durch die (portugiesischen Jesuiten?) zurückzuführen. Die zahlreichen Kauri der Lango- und Latúkavölker sind wohl vom Ssómali-Lande und Abyssinien dort hin gelangt.

der Fünfzahl gerechnet. Fast alle Handelstransaktionen sowohl, als auch die Tributzahlungen der Unterthanen an ihre Häuptlinge werden in Kauris gezahlt. Wo diese Scheidemünze hier schon existirt, wäre es gewiss nicht schwer, europäisches Geld einzuführen, vorausgesetzt, dass zu gleicher Zeit Kleinhändler mit in das Land kämen, die das ausgegebene Geld gegen Waaren eintauschten. — —

Täglich erstieg ich mehrmals die Bastion, um zu sehen, ob sich noch kein Segel im Süden blicken liess, das uns die langersehnte Ablösung bringen sollte. Aber immer konnte ich nur die schöne Aussicht von dort oben geniessen, die prächtigen Farben des Sees, die vom tiefsten Blau durch ein helles Grau ins Dunkelviolette übergingen, und den stahlblauen Himmel, an dem im Südosten und Süden fast stets weisse Cumulus-Wolken hingen. Der Kranz von Inseln, der im Südosten sichtbar war, erschien bald dunkelviolett, bald hellgelb, je nachdem die Sonne ihn beleuchtete; Schluchten und Waldparthien hoben sich dunkel auf ihnen ab. So war z. B. deutlich zu erkennen, dass von der Insel Bukerébe der Norden, die höhere Parthie bewaldet, während der flache Süden grasbedeckt ist.*)

Am 11. Mai wurde Morgens plötzlich Alarm geschlagen; man behauptete, in der Ferne ein Boot zu sehen. Es stellte sich jedoch heraus, dass es nur ein Kanu war. Als ich dann aber am selben Mittag beim Essen sass, erschien wirklich ein weisses Segel vor der Insel Bumbíde, das sich rasch der Küste näherte.

In möglichster Geschwindigkeit wurde nun alles in Stand gesetzt und die Besatzung zusammengerufen. Das Boot landete an der südlichen Hafenbucht, nicht am Bach, wie wir erwartet hatten. Ich eilte hinunter und begrüsste einige Augenblicke später in dem Kompagnieführer Herrmann den neuen Stationschef von Bukóba.

Wir hatten uns viel zu erzählen; er von den gänzlich veränderten Verhältnissen an der Küste und ich von den Zuständen hier im Lande, sodass die kurze Zeit unseres Zusammenseins rasch verging. Alle möglichen, lang entbehrten Gegenstände brachte er mit, Wein, Schinken und anderes mehr. Von den vielen Leckerbissen bereitete sein Koch ein vorzügliches Mahl, das mir nicht wenig mundete, nachdem unsere Kochkünstler schon am Anfang der Expedition, das heisst zwei Jahre vorher, desertirt waren.

Alsdann wurde die Station offiziell übergeben. Herrmann war ganz erstaunt, alles in so vorzüglichem Stande zu finden, und äusserte seine unverhohlene Bewunderung darüber, wie gut Langheld gebaut hatte. Es sei die beste Station, meinte er, die er je gesehen. Er brachte eine Anzahl Ssudanesen und Pangani-Leute mit und hatte den Befehl, im Lande noch weitere Rekruten anzuwerben, für die ihm jedoch keine Gewehre mitgegeben waren. Er ersuchte mich deshalb, ihm meine Hinterlader abzutreten; ich selbst behielt sonach für den langen Marsch zur Küste nur sechs Mausergewehre zurück.

---

*) Nach Langhelds Beobachtungen sollen auf dieser, weit vom Festlande entfernten Insel Wasserböcke (Antilope arundinacea) leben.

In diesen Tagen erfuhr ich auch, dass am 18. April Dr. Baumann, vom Kilimandjáro kommend, am Speke-Golf eingetroffen sei, so dass es für mich überflüssig wurde, diesen Marsch zu machen, den ich mir ursprünglich vorgenommen hatte.

Am 14. Mai Abends spät fuhr ich sodann mit dem Boot des Mr. Stokes, mit dem die Ablösung angekommen war, von Bukóba ab. Der Abschied von dem mir lieb gewordenen Ort wurde mir recht schwer. Hätte ich nicht der Berichterstattung und der wissenschaftlichen Resultate wegen nach Europa zurückgehen müssen, ich wäre gern noch auf lange Zeit hier geblieben. Wir zogen die Anker auf, als eben der Mond wie eine rothe Feuerkugel hinter der Insel Bussíra auftauchte. Eine starke Dünung liess das Schiff schaukeln. Gegen leichten Südostwind anrudernd, konnten wir nur sehr langsam vorwärts kommen, und noch lange behielten wir die erleuchtete Station in Sicht. — —

* * *

In dem gesegneten Lande westlich des Victoria-Nyansa hat sich eine sorglose Bevölkerung niedergelassen, die man im Allgemeinen unter dem Namen Basíwa oder Basíba zusammenfasst. Von den Küstenleuten und von den Einwohnern von Karágwe werden sie als Wahaia bezeichnet. Wie in allen Ländern des Zwischenseengebiets finden sich auch hier zwei gänzlich verschiedene Volkselemente, eine Urbevölkerung und eine herrschende Klasse, die den Wahúma angehört.

Das Land ist nicht etwa ein einheitliches Reich, sondern zerfällt in fünf von einander unabhängige Distrikte. An Búddu, die südlichste Provinz von Ugánda schliesst sich südlich des Kágera-Flusses*) das Land Kisíba. (i. e. S.) In einem langen Streifen erstreckt es sich am Flusse entlang bis in die Nähe von Kitángule. Es wird von der Urbevölkerung der Wawissa-Basíba bewohnt, und der Häuptling Mutatémbwa selbst soll ebenfalls diesem Stamme und nicht dem der Wahúma angehören. Wenn die Wahúma aus dem südlicheren Gebieten zu Mutatémbwa gehen, so müssen sie ihre Nahrung, insbesondere die Bananen, mit sich nehmen, denn die dort gewachsenen dürfen sie nicht geniessen. In Kisíba wird ausgedehnte Viehzucht und Bananenkultur getrieben. Auch Elephanten kommen noch bisweilen in den Niederungen vor. Die Leute des Landes sind wehrhaft und unternehmend und wissen ihr Gebiet gegen fremde Einflüsse zu

*) Ein winziger Theil von Kisíba liegt noch nördlich des ersten Grades s. Br., also in englischer Interessensphäre. Auch nördlich des Kágera sind noch einige Basíba-Stämme angesiedelt. Bei einer eventuellen Grenzregulirung wäre es für uns wichtig, wenn wir diese Basíba alle in dem deutschen Gebiet behielten, dass ebenso das kleine Stück von Búddu, das noch südlich vom 1° s. Br. fällt, uns bliebe. Hier könnten wir eventuell Soldaten anwerben. Das entsprechende Stück von Nkóle aber wäre zum englischen Gebiet zu schlagen, wofür uns als Ersatz eine Parthie im Westen, wenn möglich mit Zugang zum Albert-Edward-See, am vortheilhaftesten wäre. Die natürliche Westgrenze des deutschen Gebietes ist der Westrand des grossen Grabens, so dass ganz Ruánda in deutsches Gebiet fallen würde. Es wäre nicht praktisch, ein politisch fest gefügtes Gebiet zu zerschneiden.

vertheidigen, nehmen aber die Waganda, denen sie lange tributpflichtig waren, gerne bei sich auf. Von ihren Handelszügen nach Westen war bereits die Rede.

Das zweite Gebiet, Bugábu, ist nur sehr klein. Es wird von dem Häuptling Kayósa, einem Verwandten des Mukotáni, regiert. Die Urbewohner nennen sich Waëndangábu, während die herrschende Klasse den Wahúma angehört. Nach der einen Lesart sollen Kayósas Vorfahren Wahínda sein, die aus Usíndja kamen, — auf den von dort eingewanderten Buyémbi folgten Kangalángwe, Nkwéri und Kayósa — während nach einer andern Ueberlieferung Kayósa direkt mit Mukotáni verwandt sein soll. Dies letztere scheint in Anbetracht der fortwährenden Gebiets- und Erbstreitigkeiten, die zwischen diesen beiden Häuptlingen bestehen, das Wahrscheinlichste zu sein.

Als drittes und für uns wichtigstes Land ist Kyamtwára, das Gebiet Mukotánis, zu nennen, das an Grösse die beiden vorhergenannten übertrifft. Es weist eine ausgedehnte Seeküste mit den Buchten von Makóngo, Bukóba und der Doppelbucht von Lubémba und Kashokéro auf, erstreckt sich weit nach Westen bis an die Grenzen von Karágwe und an den Ikímba-See und ist sehr dicht bevölkert. Die Ureingeborenen werden als Waússi bezeichnet und stehen eigenthümlicher Weise unter zwei verschiedenen Herrschern. Der bedeutendste von ihnen, Mukotáni, gehört zu dem Stamme der Wakángo-Wawítu-Wahúma. Seine Vorfahren wanderten vom Süden her (von den Inseln Kóme oder Ruwóndo) ein und unterwarfen den ursprünglich hier ansässigen Landeschef Kiro, der angeblich ein Muhínda gewesen sein, nach einer andern Ueberlieferung den Ureinwohnern angehört haben soll. Es wird erzählt, dass der Ahne Mukotánis, Mtashába (vielleicht auch noch Uyangómbe), hier eingewandert sei, um Kiro zu bekriegen, jedoch geschlagen wurde und sich im Walde habe verbergen müssen. Kurz nach diesem ersten Angriff sei Mtashába gestorben, und erst sein Nachfolger Muhibíra habe Kíro besiegt. Auf diesen seien Rukámba, Russúma, Kitekéle und Kaïtába gefolgt, der Vater Mukotánis. Etwas später seien die Vorfahren des zweiten Häuptlings aus Norden (Unyóro) in dieses Gebiet eingewandert. Der erste derselben soll Bussánga (ein Muhínda) gewesen sein, auf den Kakíra, Munyetódjo, Kaleméra und Kadjunúngo folgten, dessen Sohn Wógi heute noch als uralter Mann im Lande lebt. Mukotánis Vater hat sich mit einer Tochter von Wógi verheirathet*) und so auch auf diejenigen Gebiete einigen Einfluss gewonnen, die von den Unterchefs des Wógi verwaltet werden.**) Man hat sich hier daran gewöhnt, Mukotáni als Häuptling des Landes anzusehen, weil er mit den

---

*) Kitekéle — Wógi:

Kaïtaba = Tochter: Mlémba. Sohn: Ruandúru. Sohn: Kissebúka.

Mukotáni.

**) So wurde es mir wenigstens von Mútu, Mukotánis Bruder erzählt. Andere behaupten, dass Wógi der eigentliche angestammte Ruhínda-Herrscher und Mukotáni nur Usurpator sein soll. Auch die Verwandtschaft zwischen Mukotáni und Kayósa bedarf noch der Aufklärung.

Europäern verkehrt, während Wógi einem alten Aberglauben nach keinen Fremden sehen darf, da er sonst sofort sterben müsse. Die Gebiete des Unterchefs beider Häuptlinge liegen bunt durch einander, wenn auch Wógis Land sich mehr im Norden befindet. Es ist natürlich schwer zu sagen, wie weit die obigen Ueberlieferungen auf Wahrheit beruhen, besonders auch, ob nicht Wógi vielleicht der Nachkomme des uransässigen Kiro ist. Spätere Stationschefs von Bukóba mögen Genaueres hierüber erfahren. Thatsache ist nur, dass Mukotáni derjenige ist, mit dem wir vornehmlich zu thun hatten, und dass er häufig über die Unterhäuptlinge von Wógi, speziell über Ruandúru und Radjúmbu keine rechte Autorität hatte. Als Unterhäuptlinge von Mukotáni wurden mir Tiwíssu, Wámo, Luísa, Beituwáki, Kigamaíssa, Tsharokámba, Kigónge und Mútu angegeben.

Südlich von Mukotánis Gebiet schliesst sich das Land Kyánya an, dessen Urbewohner, Wahámba, von Kahígi beherrscht werden. Kahígi gehört der grossen Ruhínda-Dynastie an, sein Grossvater Kinyónya, auf den Rugómoro folgte, wanderte aus Karágwe ein. Kyánya zeichnet sich durch ausserordentliche Fruchtbarkeit aus.

Das südlichste der Gebiete ist Ihángiro, regiert von Nyeruámba (Nyeruwámba), der über die Wagangúsi herrscht. Die Familie des Häuptlings gehört ebenfalls zu den Ruhínda und ist gleichfalls aus Karágwe eingewandert. Seine Vorfahren waren Kagelékwa, Bulímu, Muramíra und Ntále wa Ruhinda.*) Ihángiro ist ein ausgedehntes Gebiet, das sich bis an den Urígi-See nach Westen erstreckt. Es ist jedoch nicht so dicht bevölkert und nicht so fruchtbar wie die obenerwähnten Länder. Südlich daran schliesst sich Kimwáni (Kadjúmas Land, auch Kyimoáni genannt), das eigentlich zu Usíndja gehört, sich aber nahezu selbstständig gemacht hat.

Es ist nicht leicht, sich von den Bevölkerungs-Zahlen dieser Gebiete irgend welche zuverlässigen Vorstellungen zu machen. Mukotánis Land mag wohl sechstausend waffenfähige Männer, demnach dreissig- bis vierzigtausend Einwohner haben. Kayósas Gebiet schätze ich auf fünfzehnhundert Krieger, also neuntausend Einwohner, dasjenige Kahígis auf drei- bis viertausend Männer oder zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Bewohner, Ihángiro auf achttausend Männer, also etwa vierzig- bis fünfzigtausend Einwohner, Mutatémbwas Land auf sechs- bis siebentausend Männer, somit ungefähr vierzigtausend Einwohner. Karágwe mag etwa fünfundzwanzigtausend waffenfähige Männer oder hundertundfünfzigtausend Einwohner haben. Die Leute selbst vermochten niemals irgend welche Auskunft hierüber zu geben. Es ist darum wohl möglich, dass diese Zahlen viel zu hoch gegriffen sind. Man wusste nur die ungefähre Anzahl der Gewehre, die in jedem Lande vorhanden sein sollten. Nach Angaben von Mútu hat Mukotáni deren zweihundert, Kahígi fünfhundert, Nyeruámba hundert, Kayósa dreihundert und Mutatémbwa etwa fünfhundert.

*) Es scheint demnach, dass die Eroberung des Westufers vom Nyansa durch die Wahúma erst vor etwa 80—100 Jahren stattgefunden hat, dass aber Karágwe und Usíndja schon früher besetzt wurden.

Der Ueberlieferung nach soll früher die ganze Gegend von Usíndja bis Kisíba ein einheitliches Reich unter einem Ruhínda-Häuptling, Namens Rogómora gebildet haben. Unter dessen Nachkommen sei sein Land zerfallen. Dass wirklich, wie die Leute bei Bukóba mir erzählten, dieses ganze Gebiet Kyamtwára geheissen hat, möchte ich bezweifeln. Thatsache ist, dass diese Distrikte, nämlich Usíndja, Ussúi, Karágwe, Nkóle u. s. w. noch heute von Ruhínda-Häuptlingen beherrscht werden. Es wird erzählt, dass diese ursprünglich aus Norden gekommen seien und einen ureingeborenen Häuptling, Namens Ssanssáma bekriegt und verjagt hätten. Angeblich soll dessen Sitz in Bugánsa an der südwestlichen Bucht des Sees gewesen sein. Die Einwanderer hätten dort eine anders sprechende Bevölkerung vorgefunden, die allmählig von ihnen den Dialekt des Kinyóro angenommen habe. Einige alte Leute in Usíndja u. s. w. sollen noch die Sprache der Urahnen kennen. Als Vorfahren dieser Ruhínda wurden mir die Namen Kakarása, Kavámbo, Muihahába und Katóva genannt.

Die Meinung des Paschas war es, dass die Wahúma einst ein völlig einheitliches Reich, Namens Kitára gebildet haben. Ich selbst bin durch häufiges Nachfragen zu der Ueberzeugung gekommen, dass ein Reich Kitára in diesem weiteren Umfange, wie der Pascha es annahm, nicht existirt hat. Die Wahúma leiten ihre Herkunft nur aus Kitára ab, dass sie meist nach Tóru verlegen.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, dass das ganze Zwischenseengebiet in den Ländern vom Nordende des Tanganyika bis zum Victoria-Nyansa und zum Albert-See von einer ziemlich gleichartigen Urbevölkerung bewohnt gewesen ist, die auch mit geringen Unterschieden dieselbe Sprache redete, wie sie uns jetzt noch in der der Wakóndjo, Warúndi und Wanyaruánda erhalten ist. Im Laufe der Zeit haben sich dann mehrere Wellen von hamitischen Völkerschaften über diese Länder ergossen; sie stammten aus dem fernen Nordosten und zogen durch Unyóro, Nkóle resp. Tóru nach Süden. Eine der ersten Einwanderungen scheint diejenige der Ruhínda gewesen zu sein, ein Name, der offenbar der vornehmsten Familie dieser Einwanderer angehört und seinen Ursprung daher hat, dass sich diese von einem Häuptlinge, Namens Muhínda ableitete. Der Pascha erzählte mir, dass Spuren dieser Einwanderung, d. h. Leute aus dem Stamme der Ruhínda, in Unyóro an der Ostküste des Albert-Sees noch heute zu finden seien. Offenbar sind diese ersten Einwanderer aber durch nachrückende Scharen (Wawítu u. s. w.) nach Süden verdrängt worden.*) Die Ruhínda wanderten nach Süden, eroberten die Gebiete von Nkóle und Karágwe, von wo aus sie sich theils in die Basíba-Länder der Westküste der Victoria-Nyansa, theils in die Länder südlich vom See (Usíndja), theils nach Süden (Ussúi und Urúndi) und theilweise nach Westen (Ruánda) begaben. Es ist möglich, dass alle diese Länder, die jetzt noch

---

*) Nach Speke (1863) wanderte der »aufrührerische« Muhínda mit seinem Anhang aus Kitára vor etwa 20 Generationen aus und gründete das Reich Karágwe (demnach etwa im 17. Jahrhundert). Möglich ist es wohl, dass die Eroberungen des Mohammed Achmed Grandj in Abyssinien (1526—1544) den Anstoss zu der Völkerbewegung gaben.

von Wahínda beherrscht sind, früher ein einheitliches Reich gebildet haben. Eine genaue Ueberlieferung darüber vermochte ich jedoch nicht mit Sicherheit festzustellen. Karágwe, Usíndja, Ussúi und die Basíba-Staaten sind sehr wahrscheinlich früher unter einem Herrscher vereinigt gewesen. Es wäre sehr interessant, hierüber Näheres an Ort und Stelle aus den Traditionen zu erforschen. Ein zweites Centrum scheint Tóru und Unyóro gewesen zu sein, von wo aus die Dynastie der Wawítu ausgegangen sein dürfte, die noch heute theils dort, theils westlich vom Albert-See herrscht, und die als die vornehmste Familie der Wahúma angesehen wird. Sie sind dunkelfarbig und schlagen nach Unyóro-Art alle unteren Schneidezähne aus. Diese haben entschieden das Reich Kitára gebildet, das heute nicht mehr existirt.

Mit diesen beiden bedeutendsten Herrscherfamilien wanderte eine Reihe von anderen Geschlechtern der Wahúma ein, so die Wassámbo in Ost-Mpóroro, die Wahiána in West-Mpóroro und am Runssóro, die Wawiássi am Albert-See u. s. w. Eigenthümlich ist es, dass die Eingeborenen zwischen den Ruhínda und den Wahúma streng unterscheiden. Sie haben also wohl das Gefühl, dass diese nicht zur selben Zeit eingewandert sind und nicht genau demselben Stamm angehören, dass sie demnach möglicherweise von zwei verschiedenen hamitischen Familien abstammen, von denen die Wahúma (Wawítu etc.) sich vielleicht etwas mit nilotischen Elementen (Sheffalú) vermischt haben (Zähneausschlagen!). Trotz einiger Verschiedenheiten sind aber jedenfalls beide hamitischen Ursprungs. Hohe, schlanke Gestalten, schmale Gesichter, schmale Nasen, lange Köpfe und weiche Haare zeichnen sie aus. Sie haben häufig geradezu europäische Gesichtszüge. Viele von ihnen, besonders auch die Wawítu, sind dunkelchokoladebraun, andere ganz hellfarbig. Es ist zweifellos, dass sie einer vollkommen andern Rasse, als der der Neger angehören. Ausser ihrer Gesichtsbildung weist besonders das Kopfhaar darauf hin, das bei völlig reiner Abstammung nicht negerartig kraus, sondern gelockt ist. Auffallend aber ist es, dass sie überall eine Bantu-Sprache angenommen haben. Vom Albert-See herunter bis zum Süden des Victoria-Nyansa, ja bis nach Sháshi und Ngoróine redet man in dialektischen Variationen das Kinyóro, das, der Ueberlieferung nach, von den ursprünglich über Unyóro eingewanderten Fremdlingen in das Land eingeführt wurde. Ich stelle mir vor, dass diese Völkerschaften, die ursprünglich den Galla oder ähnlichen Stämmen verwandt sein mögen, über den Nil nach Unyóro eindrangen und sich dort in grauer Vorzeit die im Lande vorgefundene Sprache aneigneten. Es ist wahrscheinlich, dass bei genauerer Untersuchung dieser Dialekte sich auch noch einige hamitische Worte finden werden. Diese Sprache von Unyóro (speziell von Mwénge in Süd-Unyóro) haben sie auf ihren Wanderungen mit sich nach Süden gebracht. Die entlegeneren Länder, wie Urúndi und Ruánda scheinen ihre Ursprache besser bewahrt haben, als die andern Gebiete. Wenigstens erzählte mir Dr. Baumann, dass dort die Warúndi selbst ein etwas von Kinyóro verschiedenes Idiom haben, das Kirúndi, und dass auch die Leute von Ruánda

denselben Dialekt reden. Bei den Wanyaruánda aber, die uns in Karágwe besuchten, konnten wir konstatiren, dass ihre Sprache der der Wakóndjo sehr ähnlich ist. Somit gehören diese Dialekte höchst wahrscheinlich der Ursprache an, die in dem Zwischenseengebiet vor der Einwanderung der Wahúma geredet wurde. Dass aus Unyóro die Eroberer einen von der Ursprache etwas verschiedenen Dialekt mitbrachten, ist weiter nicht auffällig, denn wir haben früher gesehen, dass dort eine Vermischung von Völkerschaften, von Sheffalú und Bantu, stattgefunden hat. Die eigenthümliche Sitte allerdings, die unteren vier Schneidezähne auszuschlagen, haben die Eroberer in den unterworfenen Ländern nicht eingeführt, wohl aber die, übrigens vielen Negerstämmen besondere Eigenheit, keine Hühner und Eier zu verzehren.*) Das ganze Zwischenseengebiet vom Albert-See herunter bis zum Tanganyika ist durch diese Einwanderung der Wahúma ethnographisch und anthropologisch ein ziemlich conformes Gebiet geworden. Ueberall findet man dieselben Waffen und Geräthe, überall treibt die Urbevölkerung hauptsächlich Ackerbau, während die herrschende Klasse sich vor allem mit Viehzucht beschäftigt. Ueberall in Unyóro, Tóru, Nkóle, Karágwe, Kisíba bis herunter nach Urúndi findet man die langgehörnte Rinderrasse, die Kultur von Bananen und Phaseolus vulgaris, sowie in einzelnen Gebieten auch noch diejenige von grünen Erbsen, die hier ganz isolirt mitten in Afrika vorkommt**) und jedenfalls von den Einwanderern aus nördlicheren Gegenden (Abyssinien?) eingeführt worden ist. Heute noch findet zwischen diesen Wahúma-Reichen ein reger Verkehr statt. Die Häuptlinge wissen ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander aufrecht zu erhalten; sie heirathen unter sich, und jeder Mensch weiss Einem zu erzählen, dass die herrschende Klasse vor Zeiten aus Norden einwanderte. Ueberall findet sich auch in blühenden Ländern das eigenthümliche, halb monarchische, halb patriarchalische Regierungssystem. Der Fleiss der »Hackbau« treibenden Urbevölkerung hat sich mit der kriegerischen Tüchtigkeit der Heerdenbesitzer glücklich vereinigt.

Die Einwohner der Basíba-Länder am Westufer des Victoria-Nyansa gehören zwar ihren Herrscherfamilien nach zu den Wahúma, die ursprüngliche Bevölkerung steht jedoch in ethnographischer Hinsicht ziemlich isolirt da, so dass es sich wohl lohnt, hier wenigstens einige kurze Bemerkungen über sie anzufügen. Am reinsten haben sie sich in den nördlicheren drei Gebieten erhalten, während sich in Kyánya und besonders in Ihángiro schon stärkere Vermischungen mit den Einwohnern von Karágwe und Usíndja vollzogen haben. Wie erwähnt, bezeichnen sich die Urbewohner in jedem Lande mit ver-

*) Eine fernere Sitte der Wahúma ist es, die erschlagenen Feinde zu entmannen, was auch auf altsemitische und abyssinisch-gallianische Herkunft schliessen liesse. Doch ist zu bedenken, dass auch Wanyamwési und andere östliche Bantu diese Grausamkeit ausführen, die ja auch in europäischen Kriegen vorgekommen sein soll.

**) Erbsen sollen nach der Versicherung des Missionsdirektors Merensky auch im Wakónde-Land am Nordende des Nyassa gezogen werden.

schiedenen Namen, von der herrschenden Klasse aber werden sie überall nur Wéru (Uëiru) d. h. Sklaven genannt.*)

Die Basiba sind ein leidlich hübscher Menschenschlag: nicht sehr robust gebaut und von dunkelbrauner Hautfarbe zeigen sie meist wohlgeformte Züge mit ovalem Gesicht, nicht zu breiter Nase und kleinem Mund. Die Männer haben im Alter häufig einen für Neger auffällig starken Bartwuchs, auf den sie sehr stolz sind. Sie tragen einen etwa bis zu den Knien reichenden Lendenschurz aus feinen, zerschlitzten Fasern von Raphiapalmblättern, die kunstvoll an eine Lendenschnur geknüpft werden (Abb. 227). Häufig wird ein zweiter derartiger Grasschurz um den Hals als Mantel gelegt, oder man trägt ihn schärpenartig über einer Schulter. Da sie meistens weiss gebleicht sind, nehmen sich diese Kleidungsstücke auf dem dunkeln Körper recht eigenartig und anziehend aus. Die Frauen tragen ähnliche, aber bedeutend längere und aus breiteren Streifen hergestellte Gewänder, die bis zu den Knöcheln reichen. Die Reicheren verwenden Raphiapalmfasern dazu, die Aermeren Baststreifen von Ficus-Bäumen oder Bananen. Ein solches Gewand ist recht schwer, da die Fransenmasse leidlich dicht sein muss, um die Blössen unter allen Umständen zu verdecken.



Abb. 227. Mann von Bukóba.

Die Frauen sind oft ganz niedliche Geschöpfe und zeigen viel Koketterie und eine gewisse natürliche Grazie, wenn sie mit ihren langen, beweglichen Fransenröcken einherschreiten, die einigermassen an die Bekleidung unserer Balleteusen erinnern. Den Oberkörper tragen sie meist nackt, oft aber auch mit einem grossen Stück Rindenstoff verhüllt. Sehr auffällig ist es, dass die unverheirateten Mädchen, auch wenn sie schon völlig aus-

*) Dieses Wort findet sich wieder in Buéru (Bwéra), einer Provinz von Ugánda, welche an Unyóro stösst, und die im dortigen Kinyóro-Dialekt ebenso Sklavenland bedeutet, wie Búddu in der Sprache der Waganda.

gewachsen sind, in Mukotánis Land gänzlich nackt gehen. Ein Theil der Männer bedeckt sich den Oberkörper mit einem Fellmantel, der nach Art der Wahúma getragen wird, häufiger noch mit einem grossen, buttergetränkten Stück Rindenstoff. Diesen letzteren trägt man so um die Schultern, dass der Kopf daraus hervorschaut, wie der eines Mönches aus seiner Kapuze. Neuerdings beginnt man auch hier, sich in Baumwollstoffe zu kleiden. Zur Zeit unserer ersten Anwesenheit (1890) waren diese fast ganz unbekannt, während schon nach kaum einem Jahre sehr viele der Leute weisse Baumwollenstoffe trugen und sich nach Art der Waganda weite Hosen und kurze Hemden daraus herstellten. Der Kopf bleibt meistens unbedeckt, doch sind jetzt rothe Mützen ziemlich beliebt. In Gegenden, wie in Ihángiro, wo die Araber sich zeitweilig niedergelassen hatten, sind bunte Tücher, arabische Mäntel u. s. w. stark verbreitet, und bei dem regen Handel und der ausserordentlichen Fruchtbarkeit des Landes macht sich überall eine gewisse Wohlhabenheit bemerkbar,

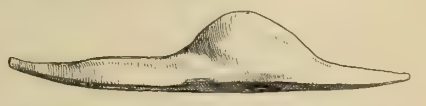


Abb. 228. Drath-Zieheisen. Bukóba.

Die Basíba haben entschieden Neigung, europäische Industrieerzeugnisse anzunehmen und sich auf diese Weise Bedürfnisse zu schaffen; es werden daher mit der Zeit noch eine Menge Waaren dorthin abgesetzt werden können.

Als Schmuckgegenstände legt man massive Messingringe um die Handgelenke. Ausserdem werden, besonders bei den Wahúma, an den Fussgelenken viele Ringe aus dünn gesponnenem Draht getragen. Kleine, Nyerēre genannte Drahtringe bilden geradezu einen Handelsartikel. Sie werden in Mengen hergestellt und das Stück mit fünf bis zehn Kauris bezahlt. Ein Ring aus Kuhschwanzhaar wird mit feinem Draht umwickelt, und dabei in bestimmten Mustern mit Eisen-, Messing- und Kupferdraht abgewechselt, oder es werden auch zwei feine Drähte zunächst in sich zusammen gedreht, um mit der so hergestellten Drahtschnur den Haarring zu umwickeln. In der Anordnung der Muster lassen die Leute ihrer Phantasie freien Spielraum. Mit der Herstellung dieser Schmuckgegenstände geben sich besondere Handwerker ab; insbesondere den Draht auszuziehen, ist eine grosse Kunst. Der dicke Eisen- oder Messingdraht des Handels wird zu seiner Herstellung gebraucht. Man macht ihn zunächst am Feuer weich, klopft das eine Ende dünn, so dass es durch das Loch eines birnförmigen Zieheisens hindurch geht, wie es obenstehend (Abb. 228) abgebildet ist. Dann wird das dünne Ende des Drahtes in einer eigenartigen Zange (Abb. 229) fest eingeklemmt und so herausgezogen. Dadurch, dass man Zieheisen mit immer feineren Löchern nimmt, erhält man allmählich den Draht in der gewünschten Feinheit. Mit einem vorn zugeschärften Eisen (Abb. 230) wird das Loch des Zieheisens, das sich häufig verstopft, offen

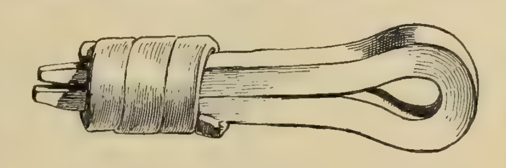


Abb. 229.
Zange zum Drahtziehen. Bukóba.

gehalten. Der Eisendraht selbst wird aus alten Hacken hergestellt; beim Schmieden dient dasselbe Instrument als Blasebalg, wie in Ussukúma. Als Amboss wird ein Stein, als Hammer ein vierkantiges Eisenstück (Abb. 231) genommen.

Als Waffen dienen vornehmlich lange Lanzen, die selten ein kleines lanzettartiges Blatt, meistens aber keine Eisenspitzen tragen und nur an dem zugespitzten Vorderende des langen Holzschaftes im Feuer leicht gehärtet werden. Am unteren Ende dagegen befindet sich ausnahmslos eine kleine Eisenzwinge, die das Einstossen der Lanze in den Boden erleichtert. Wenn der Träger der Waffe sich ausruhen will, so pflanzt er sie vor sich in die Erde und hockt dahinter nieder. Pfeile und Bogen sind weniger gebräuchlich, kommen jedoch vor, wenngleich nicht in so bedeutender Grösse wie in Karágwe und Nkóle. Ausser der Lanze trägt jeder Mann ein Hackmesser überall bei sich: eine breite, eigenthümlich geformte Klinge an kurzem, kräftigem Stiel, die meistens zu friedlichen Zwecken dient (Abb. 232). Wo man immer die Leute sieht, tragen sie ein solches Messer in der Hand und schräg über der Schulter eine oder zwei Lanzen. Dabei wird die Lanze dicht am unteren Ende angefasst, so dass die Spitze weit nach oben und hinten überragt. Als Schutzwaffen dienen grosse rechteckige Schilde aus leichten Platten von Korkholz und sauber mit Rottang überflochten (s. Tafel XIX). Sie werden nur im Kriege, niemals im Frieden mitgeführt. Der dritte Gegenstand, von dem der Mann sich niemals trennt, ist eine grosse, langhalsige Pombeflasche, die vollständig der bei Ugánda beschriebenen gleicht (s. Tafel V). Der Inhalt dieser gelbbraunen Kalebasse wird mittelst eines einfachen Saugerohres herausgesogen, wie bei uns der Eiskaffee oder ähnliche kühlende Erfrischungen. Bisweilen sieht man auch die umsponnenen Saugrohre Ugándas (Abb. 233 u. 234). Eine Pfeife mit ziemlich roh gearbeitetem Thonkopf und langem Holzrohr gehört ebenfalls zum ständigen Inventar der männlichen Eingeborenen. Eigenthümlicher Weise schabt man den Pfeifenstiel nicht glatt, sondern lässt an der Aussenseite die Ansätze von Aesten u. dergl. stehen (Abb. 235).

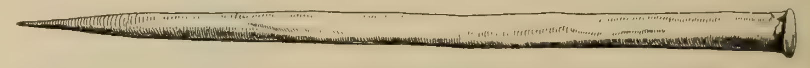


Abb. 230. Eisen zum Erweitern des Loches im Zieheisen. Bukóba.

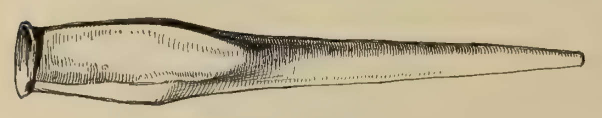


Abb. 231. Hammer. Bukóba.



Abb. 232. Hackmesser (muhóro) von Bukóba.

Die Basíba bilden ein recht wehrhaftes und kriegerisches, dabei numerisch starkes Volk, das man nicht unterschätzen darf.

Im Uebrigen leben die Leute sorglos und zufrieden für sich hin in ihren bienenkorbförmigen Hütten. Morgens früh tritt der Mann, mit Pombeflasche

und Pfeife ausgerüstet, aus der Hütte heraus, reckt sich ein paar Mal, um dann in seinen Bananenwald zu gehen. Dort sieht er nach, ob irgend welche Blätter welk geworden sind, um diese alsdann abzuschlagen, damit sie am Boden vermodern und so den Humus vermehren. Sonst erfordert die Bananenpflanzung fast gar keine Arbeit. Die reifen Trauben werden abgeschnitten, und kurz darauf die betreffende Pflanze umgeschlagen und auf den Boden gelegt. Aus der Wurzel spriessen neue Schösslinge hervor, die wieder nach einiger Zeit Früchte tragen. Zu ernster Arbeit sind die fröhlichen und für Negerverhältnisse ziemlich wohlhabenden Eingeborenen schwer anzuhalten. Der Häuptling stellte zwar Arbeiter in Menge für die Station, aber der Einzelne leistete nur sehr wenig; nur durch ihre Menge brachten sie Einiges fertig. Freilich, wo die Natur den Menschen die Nahrung so geradezu in den Mund wachsen lässt, wie hier, da muss sich allmählich eine Art Schlaraffenleben entwickeln.

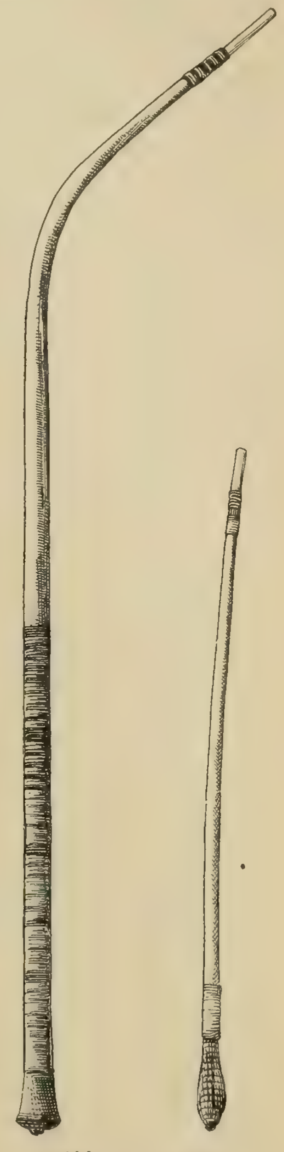


Abb. 233 u. 234.
Saugrohre von Ugánda.
Mit buntem Gras umsponnen.

Trotz des primitiven Zustandes ihrer Kleidung und ihrer Waffen haben die Eingeborenen ein nicht geringes Schönheitsgefühl. Die Hütten sind geräumig und aufs Sauberste hergestellt, sie haben hohe, überwölbte Eingangsthüren und sind häufig, wie in Ugánda, mit Rohr ausgekleidet. Ueber der Thür hängen stets Amulette. Die Behausungen des Häuptlings zeichnen sich durch die Grösse und die Sorgfalt der Herstellung aus. Die Pfähle, die das Dach stützen, sind in regelmässigen Reihen angeordnet und nicht selten behauen. Der Häuptling Kahígi soll sogar ein viereckiges Haus mit Fenstern besitzen, das er sich nach dem Modell der Stationsgebäude hat herstellen lassen.*) Ueberall sind die Bananenhaine von etwa zwei Meter breiten Wegen durchzogen, die sehr sauber gehalten werden und von Hecken aus Erythrina, Dracaena und einem lilienartigen Gewächs (wahrscheinlich auch einer Dracaena sp.) eingefasst sind. Musa paradisiaca sowohl, als auch Musa sapientium baut man in zahllosen Varietäten.

Unter den Bananen (Matóke) kann man drei Varietäten unterscheiden:

1) Gondja, eine dreieckige längliche Form von der braunrindigen Musa

*) Nach dem Berichte von Kompagnieführer Herrmann (s. Deutsches Kolonialblatt 1893, pag. 197) haben die Einwohner ausser ihren Wohnhütten noch eine Menge Höhlen, »theils in den Hainen, theils auf freiem Felde oder in den Felsen, in der Grösse zwischen fünf und fünfhundert Personen fassend.

paradisiaca, deren Früchte in reifem Zustande gegessen werden. Von ihr existiren die Varietäten: Nssagára, Nsánsa, Nkúngwe, Nfúfura, Nsséni, Nkúndi u. s. w.

2) Nyamnyóngi, eine rundliche, kurze und dicke Sorte von der violetrindigen Musa sapientium, deren Früchte meistentheils in unreifem Zustande gekocht werden. Wenn sie reift, wird sie sehr weich und süss, während die Gondja härter bleibt. Folgende Varietäten wurden mir genannt: Ntówe, Ndaragánsa, Nssónso, Nsirabaïma, Nyóya, Kalábi, Nyodyási, Nsúbo, Húdsa, Fémbo, Npúno, Ndikúra, Pimbaparána, Ukukúmna, Nkibúndja, Toabunyóndji.

3) Bīre, meistens kleinere Varietäten von Musa sapientium, die unreif abgeschnitten, künstlich über dem Feuer oder in Gruben zum Reifen gebracht werden und nur zur Pombebereitung dienen. Die Arten Kíra, Nssáka, Nsséni, Nfúfura werden hierzu benutzt.

In den Bananenwäldern werden noch Colocasien (Liwóta) und Kürbisse (Ntontósi) gezogen, während man auf freiem Felde etwas Manjok (Kigándo oder Mhógo), Mais (Vitshóle), Voandzeia (Nssóro), eine kleine weisse längliche Bohnenart (Kassóri), kleine runde Bohnen (Nkóle, Phaseolus lunatus), Eleusine (Búlo), grosse Bohnen (Phaseolus vulgaris, Pelégo) und Bataten (Mfúma) anpflanzt. Rothes Sorghum (Mkússa) wird nur sehr selten gezogen. Erdnüsse giebt es wenig, Sesam so gut wie gar nicht. Ausser den erwähnten Feldfrüchten existiren noch Gemüsepflanzen, wie Amaranthus, die Luftknollen von Helmia bulbifera und die fingerförmigen bitteren Knollen einer »Kóngo« genannten stacheligen Liane (Coccinea?). Die Kalebassen werden besonders sorgsam gezogen, da die Stiele der Pombeflaschen gerade und gleichmässig verlaufen müssen. Die reifende Frucht wird frei aufgehängt, so dass sie sich durch ihre eigene Schwere nach unten gerade zieht.

Von Kulturpflanzen wäre zuletzt noch der Kaffeebaum (Moáni, Mwáni) als das für uns interessanteste Gewächs zu erwähnen. Er wird in einzelnen Exemplaren in den Bananenpflanzungen gehalten und scheint hier ursprünglich zu Hause zu sein, wenigstens haben ihn der Ueberlieferung nach weder Europäer noch Araber eingeführt.*) Die etwa zwei bis drei Meter hohen, kurzstämmigen Bäume haben eine ausgebreitete, drei bis vier Meter im Durchmesser zeigende Krone; ihre Zweige sind dicht mit den rothen Beeren bedeckt. Leider pflücken die Eingeborenen die Früchte oft schon, wenn sie noch gar nicht reif sind und brühen sie mit heissem Wasser ab, ehe sie sie an der Sonne mit der Schale trocknen lassen. Es leuchtet ein, dass auf diese Weise sehr viel von dem Aroma des Kaffees verloren geht. Wenn man die Beeren reif einsammelt, von den Schalen befreit und sorgsam im Schatten trocknet, so erhält man eine kleine,

In einzelne steigt man wie in ein Bergwerk erst fünfzehn Meter tief auf Stufen hinab, andere haben unter einem Stein einen ganz schmalen Eingang, erweitern sich aber unterirdisch zu hohen Hallen. In diesen Höhlen verstecken sich die Basíba bei Kriegsgefahr«. Sie waren sowohl Langheld als auch mir entgangen.

*) Auch im Manyéma-Lande ist der Kaffeebaum einheimisch. Sollte er wohl mit der ebenfalls in beiden Ländern gemeinsam vorkommenden Kaurischnecke zusammen eingeführt sein? (Siehe oben.)

runde Bohne, die der Form nach ganz der Mokka-Bohne gleicht, im Marktpreise aber fürs erste hinter dieser zurückbleibt. Proben, die ich im Innern sorgfältig behandelt hatte, sind nach der Rückkehr genauer untersucht worden und ihr Werth von Sachverständigen auf 68 bis 71 Pfennige das Pfund taxirt worden. Sie gleichen den Cazengo (Kaséngo) genannten Sorten.*) Wenn der Kaffee schon ohne jede Kultur eine solche Qualität hat, so ist es nicht zu bezweifeln, dass bei sorgfältiger Auswahl der Saat, guter Behandlung der Bäume und sachgemässer Präparation der Beeren die Qualität noch ganz bedeutend besserungsfähig ist. Die Kaffeekultur wird hier somit einst erheblich ausgedehnt werden können, wenn man erst die nöthige Verbindung mit der Küste hergestellt hat. Der ausserordentlich fruchtbare Boden, die Höhenlage, die Feuchtigkeit des Klimas und der nie versiegende Wasservorrath fordern geradezu dazu auf, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass ausser Baumwolle und Kaffee auch tropische Gewächse, wie Kakao, Vanille und Gummibäume hier noch eine grosse Zukunft haben werden.

Die Feldarbeit fällt meistens den Frauen zu, während die Männer die Bananen in Ordnung halten und den Bau der Hütten besorgen, ebenso wie ihnen die Sorge für das Vieh obliegt. Wie bereits erwähnt, gehören die Rinder der grosshörnigen, schon früher beschriebenen Rasse an. Man treibt sie Morgens, wenn der Thau getrocknet ist, eine bis zwei Stunden lang auf die Weide, um sie erst dann zu melken. Hierauf werden die Kälber eine Stunde zu ihren Müttern gelassen, Nachmittags um fünf Uhr wird ein zweites Mal gemolken, nochmals den Kälbern das Saugen gestattet und endlich die Heerde nach Hause getrieben. Die Kälber werden Nachts gesondert eingesperrt, ebenso wie sie getrennt von der Heerde geweidet werden. Wo eine Viehherde grast, sieht man überall stark rauchende Feuer, die das Vieh vor den Belästigungen durch Un-

---

*) Es möge hier ein Gutachten folgen, das über eine von mir selbst in reifem Zustande gepflückte und getrocknete Kaffeeprobe von Lubémba (5 Stunden südlich Bukóba) abgegeben worden ist:

Berlin, den 4. April 1893.

Dem Auswärtigen Amt (Kolonial-Abtheilung)
hier

erwidere auf das geehrte Schreiben vom 25. v. Mts. ganz ergebenst, dass ich den übersandten Kaffee einer Prüfung unterzogen habe. Ich fand denselben im Geschmack den unter den Namen Cazengo und Enconge am Markt bekannten afrikanischen Kaffees identisch. Auch das Aussehen entspricht diesen Sorten.

Der heutige Werth dieser Kaffees ist bei direktem Import via Lissabon, welches bis jetzt der einzige in Betracht kommende Markt für Bezüge dieser Sorten ist, circa 68—71 Pfennige pro ½ Kilo franco Hamburg je nach der Grösse der Bohne und dürfte der am Victoria-Nyansa gepflückte Kaffee den gleichen Marktwerth erzielen.

Die bis jetzt von Afrika bezogenen Kaffees, in deren Kategorie das gesandte Muster fällt, gehören zu den geringwerthigsten im Verkehr befindlichen Sorten, welche nur bei hohem Marktwerth der anderen Kaffees eine vermehrte Verwendung finden und alsdann verhältnissmässig höhere Preise erzielen. Bei niedrigem Preisstand der anderen, besseren Kaffees jedoch verliert das afrikanische Produkt ganz bedeutend an Werth.

Hochachtungsvoll
(gez.) A. Zuntz sel. Wwe.

geziefer schützen sollen. Sorgsam werden ihnen die Zecken abgesammelt, und für Krankheiten giebt es besondere Viehärzte, die freilich gegen die allgemeine Rinderpest nichts haben ausrichten können. Eine sehr häufige Erkrankung der Kälber soll eine Anschwellung im Halse sein, die mit Eingiessen von süssem Bananenwein und dem Saft einer Rinde behandelt wird. Ziegen und einige Schafe,*) sowie Hühner, die häufig einen Federschopf auf dem Kopfe tragen, werden ebenfalls gehalten.

Als Hauptgrundlage der Volksnahrung dienen die Bananen, die in unreifem, grünem Zustande abgeschnitten und gekocht werden. Sie ähneln dann unseren Kartoffeln. Man isst im Allgemeinen zwei Mal am Tage, Morgens und Abends. Fleisch verzehren angesehenere Leute nur von Ziegen und Rindern, nie aber von Hühnern, Schafen oder anderen Thieren.

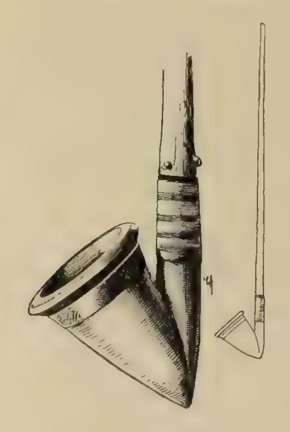


Abb. 235.
Pfeife von Bukóba.

Eine Spezialität der Basíba-Länder sind getrocknete und etwas geröstete Heuschrecken, Ssenéne genannt, die während der feuchten Zeit, hauptsächlich im November, Dezember und Mai viel gefangen werden. Es sind Locustiden, denen man die Flügel und Beine ausrupft und die man dann über dem Feuer leicht röstet, ehe man sie in Bast-Packete packt. Diese so präparirten Thiere werden weit verschickt und als Zuthat zu den Bananen gerne verspeist. Auch geröstete Termiten sind eine beliebte Delikatesse.

Eine sehr wichtige Beschäftigung ist die Herstellung des Bananenweins. Er wird in zwei Hauptsorten fabrizirt. Die erste heisst »Mlámba« (Kigánda, Mbíssi): Gereifte Bananen werden zerquetscht und mit feinem Gras und etwas Wasser zusammen geknetet. Der so gewonnene Saft wird sodann kurze Zeit an einen warmen Ort gestellt und meistens in süssem Zustande, nur wenig fermentirt, genossen. Die zweite »Marke« ist der Márwa (Kigánda-Mwénge), der mit zerquetschtem, rothem Sorghum oder mit Eleusine vermischt und stark fermentirt wird.

Weniger durch den Ackerbau als durch den Handel werden die Basíba-Häuptlinge wohlhabend. Jeder von ihnen hat einen Stab von Elephantenjägern die, ohne Gehalt zu bekommen, alles erbeutete Elfenbein abliefern müssen.

An Industrieerzeugnissen ist ausser den erwähnten Schmucksachen und Thonpfeifen nicht viel zu erwähnen. Man fertigt runde Thongefässe zum Kochen und zur Aufbewahrung von Wasser, von denen die letzteren ein nach oben konisch verjüngtes, ziemlich langes und fein skulpturirtes Mundstück aufweisen. Oft sind sie ganz mit Chagrinmustern bedeckt. Alle sind schwarz gefärbt und werden von Weibern aus freier Hand hergestellt, während die Fabrikation der

*) Schafe gedeihen nicht sehr gut; es ist für sie zu feucht, und sie wie die Ziegen leiden oft an Hautkrankheiten.

Pfeifenköpfe Arbeit der Männer ist. Zur Aufbewahrung von Milch hat man lange cylindrische Gefässe aus Holz oder Thon, die meistens in zwei Drittel Höhe eine Einkerbung zeigen. Körbe werden sauber wie in Ugánda geflochten und oft mit schwarzen, rautenförmigen Mustern versehen. Besonders erwähnenswerth sind die langen, nach oben in zwei Zipfel trompetenförmig verlängerten Geflechte, mit denen man den Hals der Pombeflaschen bedeckt. (Tafel V.)

Ueber den Handel in diesen Gebieten wurde bereits gesprochen. Im Lande fabrizirter oder von Ugánda eingehandelter Rindenstoff, Kaffee und Elfenbein sind die Hauptausfuhr-Artikel. Bisweilen gelangen die Eingeborenen nach Süden bis an die Grenzen von Unyamwési, häufiger auf ihren Kanu-Fahrten nach Mwánsa und Usíndja. Als sehr begehrter Artikel ist noch das Salz zu nennen, das vom Albert-Edward-See herstammt. Von europäischen Tauschartikeln sind namentlich bessere, weisse Baumwollenstoffe (Bombay und Merikani), blaue und bunte Tücher, weisser Drill (Marduff), Messing- und Kupferdraht beliebt.



Abb. 236.
Eisenhacke aus Kyamtwára.

Ueber das Familienleben der Basíba konnte ich nur wenige Notizen sammeln, da meine Zeit hier meist anderen Arbeiten gewidmet war. Die Heirath findet gewöhnlich nicht in so frühem Alter statt, wie bei anderen Negern. Der Bräutigam hat die Braut erst durch ein Geschenk vom Vater zu erwerben, dann wird sie in einer Prozession unter Gesang von ihren Freundinnen um die Bananenpflanzungen (Symbol der Fruchtbarkeit) geführt. Endlose Tänze schliessen sich an die Hochzeit an. Die Frauen stellen sich in einen Kreis, heben beide Arme, die manchmal dabei durch eine etwa $1^1/_2$ Fuss lange Schnur verbunden werden, über den Kopf und klatschen während des Tanzes in eigenartiger Weise in die Hände: Ehe man die Hände thatsächlich zusammenschlägt, wird erst mehrfach gezuckt, und zwar geschieht dies regelmässig gegen den Takt der Musik. Gesang ist auch sonst bei diesen sorglosen Leuten an der Tagesordnung. Ohne langgezogene Töne abzusingen, können die Männer fast keine Arbeit verrichten. Einer singt vor, und die anderen antworten häufig mit einem einzigen, langgezogenen Ton. Ist die Arbeit vollendet, so schliessen sie sich häufig zu einem Kreis zusammen und bewegen sich singend hintereinander her, indem sie bei jedem Schritt eine Vierteldrehung vor und zurück machen, wobei die Beine merkwürdig übereinander geschoben werden.

Jeder Häuptling hat seine eigene Hauskapelle. Eine Anzahl von Männern und halbwüchsigen Knaben wird phantastisch gekleidet, besonders mit neuen Grasschürzen, Eisenglocken an den Knöcheln, häufig auch mit Pantherfellen auf dem Rücken. Sie führen verschieden grosse, meist elfenbeinerne Hörner, in die man seitlich hineinbläst und die häufig mit Eidechsenhaut und Haarbüscheln verziert sind. In einer oder zwei Reihen bewegen sich die Leute vor und zurück und blasen stundenlang auf ihren Instrumenten, die leidlich melodisch abgestimmt

sind. Von Zeit zu Zeit unterbrechen sie die Musik mit Gesang. Ein Anführer tanzt vor der »Banda« her und fegt mit einem Thierschwanz den Boden vor den Musikanten und vor dem Betreffenden rein, dem zu Ehren musiziert wird, denn häufig sendet der Häuptling seine Musikkapelle, um einen Gast zu bewillkommnen oder zu ehren. Während des Blasens krümmen sich die Musikanten in eigenartiger Weise, bald sind ihre Köpfe hoch oben, bald dicht an der Erde. Dass unter den musikalischen Instrumenten Trommeln nicht fehlen, ist selbstverständlich. Sie gleichen völlig denen von Ugánda, werden aber mehr zu Signalen und im Kriege, als zum Concertiren benutzt.

Wenn eine Frau ihre Stunde kommen fühlt, so begiebt sie sich, von einer älteren Frau begleitet, an einem stillen Platz in den Bananenwald, wo der Geburtsakt vollzogen wird. Die Frau nimmt dabei eine knieende, etwas nach vorn gebeugte Stellung ein. Die Nabelschnur durchschneidet man mit einem zugeschärften Holzsplitter und bindet sie mit einem Streifen Rindenstoff auf dem Leibe des Kindes fest. Die Placenta wird an einem sauberen Ort im Bananenwald vergraben, und der Platz mit Holzstückchen zugedeckt. Gleich nach der Geburt werden Kind und Mutter in das Haus zurückgebracht. Vor ihrer Ankunft daselbst hat der Vater heilkräftige Medizinen in den Mund und in die Hand genommen und bespuckt und bewirft damit das Kind, wenn es gebracht wird. Acht Tage bleiben dann Mutter und Kind zurückgezogen, während deren stets ein Feuer in der Hütte brennen muss. Sollte die Mutter während der Geburt sterben, so entfernt man die Frucht durch einen Kaiserschnitt, um Mutter und Kind getrennt zu beerdigen.

Am neunten Tage nimmt die Mutter ihr Kind auf den Nacken und bringt es hinaus. An demselben Tage noch werden ihm zum ersten Male die Haare abrasirt, die bei Negerkindern bekanntlich immer seidenartig weich sind. Ein neugeborenes Basíba-Kind war gelblich-braun mit röthlichem Grundton, nicht weiss oder roth, wie man es sonst vielfach bei Neger-Neugeborenen sehen kann.

Erst wenn das Kind laufen kann, und sich die ersten Zähne zeigen, bekommt es seinen Namen. Zwillinge (Warúngu) werden als glückbringend betrachtet und erhalten besondere Namen. Sind es Knaben, so heisst der Erstgeborene Kakúru, der zweite Káto; sind es Mädchen, die erste Kawánsa, die andere Kawásha. Der Vater bindet dem Kinde einen Streifen Rindenstoff um das Handgelenk und giebt ihm den Namen, nachdem ihm die Mutter dazu aufgefordert hat. Der Name wird meistens nach gewissen Begebenheiten bei oder vor der Geburt, oder auch nach besonderen Körpereigenschaften gewählt. So heisst angeblich z. B. Ruandúru: »der im Kriege Geborene;« Ruotáko: »der mit den starken Nates;« Mundjagge: »während der Geburt des Sohnes bekam der Vater ein Geschenk von Ochsen,« u. s. w.

Irgend welche Verunstaltung des Körpers, wie Ausschlagen oder Schärfen von Zähnen, Tätowirung, Durchbohrung u. s. w. kommt nicht vor, ebenso wenig Beschneidung.

Die Beerdigung der meisten Leute findet in ihren Hütten statt. Nur die Angehörigen der herrschenden Klasse werden, wie bereits erwähnt, auf der Insel Bussíra in Höhlen beigesetzt. Auf einer aus mehreren Aesten improvisirten Tragbahre werden die in Rindenstoffe und Matten gepackten Leichen unter Gesängen an den Strand getragen und in einem Kanu nach der Insel überführt. Wahrscheinlich werden viele Leichen auch einfach in den See versenkt oder in den Busch geworfen.

Die Begrüssung bei Bukóba heisst »Kassúre rugába«, oder »Kassúre wétu« am Morgen »Ssomarám«, während man in Karágwe »Ureirígge« (Euririgge) das heisst, »wie hast du geschlafen«, sagt, eine Begrüssung, die auch bei Bukóba als Ussibirégge wiederkehrt.

Das Land Kyamtwára wird von einem Häuptling (Mkáma) regiert. Zwölf Unterchefs (Wakúngu) stehen unter seiner Oberhoheit, deren Distrikte wieder in Unterabtheilungen getheilt sind. Ein solcher Unterchef, wie z. B. Baitubáki, hat allein siebenunddreissig grosse Dörfer unter sich. Für den Verkehr mit den Fremden ernennt der Häuptling jeweils seinen Geschäftsträger (Katíkero). Dem Häuptling gehört der Grund und Boden; er vertheilt ihn zur Bearbeitung an seine Unterthanen, die ihm dafür Abgaben zu leisten haben, theils regelmässige, theils ausserordentliche. Die regelmässigen bestehen aus monatlichen Abgaben an Kauris und Lebensmitteln, sowie aus Arbeitsleistungen. Es ist mir nicht gelungen, genau die Zahl der Kauris festzustellen, die Mukotáni als Steuer bekommt. Die Leute hatten das Misstrauen, dass ich diese Angaben irgendwie ausnutzen möchte. So weit ich taxiren kann, erhält er monatlich etwa 30000 Kauris, die von den Unterhäuptlingen geliefert werden müssen, und die durch diese wiederum von ihren Unterorganen eingetrieben werden. Es scheint sonach, dass Jedermann monatlich seine bestimmte Abgabe zu leisten hat. Dazu kommen ausserordentliche Lieferungen an Lebensmitteln zur Bewirthung von Fremden, zu Geschenken u. s. w., sowie Tributzahlungen bei unglücklich verlaufenden Kriegen. In früheren Zeiten wurden regelmässig grosse Mengen von Kauris und Lebensmitteln als Tribut an Ugánda gezahlt, während jetzt einiges der Station gebracht wird.

Der König hat das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Man macht niemals eine Kriegserklärung, sondern einfach in der Frühe einen Ueberfall, wobei die aus ihren Häusern herausstürzenden Feinde erschlagen werden. Bei grösseren Streitigkeiten fechten die Leute muthig und in dichten Scharen. In ihren ausgedehnten Bananenpflanzungen sind sie schwer zu verfolgen. Bei einem Kriege werden vor den Häuptlingen die Kriegsamulette in die Erde gesteckt, lange Antilopenhörner, die mit irgend einer Substanz gefüllt sind. Sie werden von vollkommen nackten jungen Mädchen getragen, die während des Gefechts hinter ihnen hocken müssen.

---

*) Die Sprache bei Bukóba ist von dem Kinyóro etwas dialektisch abweichend, vom Kigánda aber ganz verschieden. Ich will nicht, heisst z. B. bei Bukóba ché-ké, während man auf Kigánda »nsságara« sagt. Dagegen hat Kinyóro-Kisíba mit den von Dr. Baumann gegebenen Páre-Wörtern viel Gemeinsames.

Streitigkeiten unter den Eingeborenen entscheidet zunächst der Dorfchef oder der Unterchef. Doch ist Berufung an den König selbst gestattet, der meistens einige Berather vor der Entscheidung herbeiruft. Die unterliegende Partei hat dem König zwei bis drei Ziegen und den Beisitzern, je nach ihrer Zahl, eine bis drei Ziegen zu geben. Diebstahl wird mit Zurückgabe des gestohlenen Gegenstandes und einer Entschädigung von drei Stück Kleinvieh an den Bestohlenen geahndet; wer sich weigert zu bezahlen, wird häufig mit Tod bestraft. Auf gleiche Weise wird der Mord gesühnt, ein Freikauf durch Blutgeld ist unstatthaft. Bei nachgewiesener Zauberei wird nicht nur der Zauberer selbst, sondern meistens auch seine Frau und Kinder getötet. Zur Vollstreckung der Todesstrafe giebt es angeblich zwei besondere Scharfrichter im Lande.

Um einen unbekannten Verbrecher zu entdecken, werden Orakel angewandt. Besondere Zaubermänner gehen, mit einem Stock auf den Boden klopfend, umher und bezeichnen nach einiger Zeit den betreffenden Thäter. Hühnerorakel scheinen unbekannt zu sein. Wenigstens behauptet man auf die Frage danach, die Hühner dienten nur dazu, die Leute Morgens zu wecken. Regenmacher, die in andern Negerländern eine grosse Rolle spielen, sind hier kaum nöthig, da man über Regenmangel wenig zu klagen hat.

Leibeigenschaft ist eine anerkannte Institution. Zahlreiche Haussklaven, besonders aus Ugánda, sind vorhanden.

In den religiösen Vorstellungen ist eine Art Dualismus zu konstatiren. Man kennt zunächst einen guten Gott Wamálla (entsprechend dem Katónda der Waganda), der den Regen schickt, das Getreide und die Bananen wachsen macht u. s. w. Er hat eine Art Kultusplatz in Kitóma, etwas westlich von Ngáramo gelegen. Dorthin bringt man in seine grossen, runden, von eigenen Wächtern gehüteten Hütten Kauris, Ziegen und Ochsen um ihn günstig zu stimmen. Auch lässt man seine Trommeln dort schlagen. Der schlechte Geist, Mgássa, wohnt im Nyansa, von Ssésse an bis nach Ussukúma hinunter. Er sendet Blitze und Stürme, hält den Regen auf, belästigt und tötet die Menschen. Sein Haus hat er angeblich in Buigúra, an der Grenze zwischen Kyamtwára und Kyánya, wo man ihn durch Geschenke und Trommelschlagen beruhigt. Kleinere Quellen- und Baumgeister scheinen unbekannt zu sein. Amulette giebt es in den Häusern viel, am Körper trägt man sie seltener. Alle diese religiösen Vorstellungen stammen unzweifelhaft aus Ugánda, wie denn die ganze Kultur der Basíba überhaupt, ihre Verwaltungsart u. s. w. vollständig nach Ugánda-System gebildet ist.

XXX. KAPITEL.

Der Nyansa.

Der grösste der innerafrikanischen Seen (ca. 68 000 qkm), heisst bei den Eingeborenen durchweg Nyansa, ein Wort, das sich bei allen östlichen Bantuvölkern für Wasser, besonders stehende Gewässer wiederfindet. Zur Unterscheidung von den andern grossen Seen nennen die Küstenleute diesen bisweilen Nyansa ya Ugánda oder Nyansa ya Ussukúma. Die Worte Ukeréwe oder Nyansa ya Ukára sind ungebräuchlich. Sie stammen aus der Zeit her, wo sich die Haupthandelsstrasse von der Küste nach dem Südosten des Sees erstreckte. Von Speke im August 1858 entdeckt, wurde dies Binnenmeer seitdem von zahlreichen Reisenden besucht. Der einzige jedoch, der eine kartographische Aufnahme von ihm machte, war Stanley.*) Ungefähr 1195 Meter über dem Meere gelegen, bildet der Nyansa ein riesiges, nach Norden abgerundetes, nach Süden in zwei Zipfel auslaufendes Becken, das beinahe die Grösse des Königreichs Bayern einnimmt. Wenn man an seinen Ufern steht, so hat man den Eindruck, sich am Meere zu befinden. Bahári nennen ihn darum auch die Küstenleute. An seinem westlichen und südwestlichen Ufer ist der See von zahllosen Inseln durchsetzt. In seiner Mitte hat er, soviel wir wenigstens wissen, nur offenes Wasser. Seine Ufer haben wir grösstentheils geschildert, soweit sie von unserer Expedition berührt wurden. Im Westen fallen innerhalb des deutschen Gebiets die Felsen des Hochplateaus steil zum See hinab und lassen nur hier und da einen von schneeweissem Sand bedeckten Uferstreifen frei. Weiter nördlich in Ugánda ist die Küste flacher und von Wald bestanden. In der südwestlichen

*) Man pflegt über Stanleys geographische Leistungen in Deutschland vielfach die Achseln zu zucken; diejenigen jedoch, die im Innern mit der Karte in der Hand gereist sind, wissen genau, dass seine Aufnahmen so ziemlich die besten sind, die überhaupt von diesen Gegenden existiren. Wenn bei einem flüchtigen Marschiren oder Rudern von Ort zu Ort hier und da Details übersehen wurden, so ist das nicht zu verwundern. Detaillirte Aufnahmen hat Stanley nie gemacht, in grossen Zügen aber und für afrikanische Reiseverhältnisse sind seine Darstellungen recht gut, so weit es sich nicht um hypothetische Ergänzungen der Karten handelt. Als wenig zuverlässig freilich müssen seine Höhenberechnungen und Ortsbestimmungen gelten. Was er aber gesehen hat, hat er gut wiedergegeben. Auch der Pascha war stets voll des Lobes für die Stanley'schen Karten.

Bucht des Sees (Emin-Pascha-Golf) und in Usíndja ist das Ufer ganz flach; breite Papyrussümpfe hindern dort den Zugang, und in Ussukúma im Südwesten begrenzt ihn ein in Wellen langsam zum See abfallendes Grasland, auf das hier und da Hügel von Felsblöcken aufgesetzt sind, die stellenweise auch in das Wasser hinein ragen. Dort bilden sie kleinere Inseln, die aus riesigen, runden Granitblöcken aufgethürmt sind. Der Speke-Golf schneidet weit nach Osten in das Land hinein, und etwas nördlich von ihm hat Dr. Baumann jetzt noch eine zweite bedeutende Bucht entdeckt. Der Halbinsel, die sich zwischen diesen beiden Buchten ins Meer erstreckt, ist die grosse, von hohen Granitbergen durchzogene Insel Ukeréwe vorgelagert. Das östliche Ufer des Sees ist wiederum sandig und vegetationslos.

Vom geographischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist das Westufer von den übrigen Parthien streng zu scheiden. Marschiren wir, von Süden kommend, um die Südwestecke des Sees herum, so steigen wir in Kadjúmas-Land, Kimwáni, auf das Hochplateau hinauf, das fast das ganze Zwischenseengebiet einnimmt. Eine scharfe Bruchlinie begrenzt es nach Osten, die sich auch an der ganzen Westküste des Victoria-Nyansa verfolgen lässt, sowie eine zweite, ihr parallel laufende, in einem Theile der Inseln. Bei Ssósswe ist in dem Inselarchipel die Scheide zwischen dieser westlichen Plateauformation und dem östlichen Gebiete. Ssósswe selbst gehört noch dem ersteren zu. Der ganze Westen des Victoria-Nyansa wird von Quarzit und Thonschiefer, grauem oder röthlichem Quarzsandstein, thonigem Rotheisenstein und so weiter gebildet, aus denen stellenweise massiges dioritisches und granitisches Gestein hervorgebrochen ist. Die Ufer und Inseln im Süden des Sees dagegen bestehen durchweg aus Granit, der sich unter dem Einfluss der Sonne zu abgerundeten Blöcken gestaltet hat. Auf der Grenze zwischen beiden Gesteinsarten, im Süden bei der Insel Maissóme, im Norden an der Südküste von Ugánda und auf der Insel Ssésse, fanden wir eigenartige, wabenförmige Gesteinsmassen, die mich zuerst ganz an Tuffe erinnerten, während sie nach den Bestimmungen von Dr. Tenne am geologischen Institut in Berlin als eisenschüssige Conglomerate bezeichnet worden sind. Im Osten des Sees scheint am Ufer auch noch Granit und nach Dr. Baumann stellenweise Thonschiefer, im Innern aber sehr bald vulkanisches Gestein vorzuherrschen.

Es ist schwer, sich über die Entstehung dieses grossen Sees irgend welche Rechenschaft zu geben; sehr wahrscheinlich ist es ein centrales Senkungsbecken des Kontinents, zu dessen Bildung eine grosse Verwerfungslinie, die wir im Westen des Sees noch verfolgen können, beigetragen hat. Die ursprüngliche Formation hier war offenbar ein grosses Hochland, das aus den der Urschieferformation angehörigen Gesteinsarten bestand, so wie wir sie heute noch im Westen des Sees beobachten. Eine gewaltige Parthie davon ist in einem von Norden nach Süden verlaufenden Bruch abgerutscht, und an ihrer Stelle ist alteruptives Gestein (Granit) hervorgedrungen, ebenso wie ganz ähnliche Gesteine in den sekundären Längsbrüchen in Karágwe und Mpóroro, sowie in der grossen Bruchspalte am

Albert-See zum Vorschein gekommen sind. Eine Rippe des versunkenen Theils dieser Urschieferformation haben wir noch in den Inseln vor uns, die in einer Reihe parallel zur Westküste des Nyansa verlaufen.

Der bedeutendste Zufluss des Sees ist entschieden der Kágera, der die gesammte Wassermasse des feuchten Hochplateaus dem See zuführt.*) Die Zuflüsse im Süden des Nyansa führen nur während der Regenzeit Wasser, und auch die östlichen, wie der Ruáme, sind nach Dr. Baumanns Aussage nur kleinere Bäche. Während der Regenzeit ist der See natürlich ein Sammelbecken für alle Gewässer, doch ist sein Stromgebiet nicht sehr bedeutend, sodass es wunderbar ist, wie die Wasserzufuhr von dieser Seite die auf der gewaltigen Fläche verdunstenden Wassermassen ersetzen kann. Während der trockenen Periode ist dies auch offenbar nicht möglich, denn die Aussagen der Missionare stimmen darin überein, dass alljährlich ein Schwanken im Niveau des Sees zu bemerken ist. Im Mai nach dem grossen Regen steht der Spiegel des Sees am höchsten. Während der Regenzeit findet auch zweifelsohne eine bedeutende Wasserzufuhr von Süden her statt, denn in dieser Zeit sah Langheld in dem südlichen Creek grosse, losgerissene Grasinseln nach Norden treiben. Es scheint überhaupt, dass in dem See eine Strömung von Süden nach Norden vorhanden ist. An den Bachmündungen bei Bukóba, besonders aber am Kágera, konnte ich beobachten, dass das graue Flusswasser direkt an der nördlichen Küste entlang strömt, und dass keine einzige Wasserpflanze nach Süden in den See gelangt. Nach den Berichten der englischen Missionare**) soll im Süden des Sees eine ostwestliche Strömung gegen die Küste von Usíndja hin verlaufen, und zwar mit 1½ Knoten in der Stunde, während in der Rugési-Strasse, die Ukeréwe vom Festlande trennt, nach denselben Beobachtern ein nach Süden führender Strom wahrzunehmen sein soll.***) Es ist möglich, dass dies mit den herrschenden Winden in Zusammenhang zu bringen ist, denn während des grösseren Theils des Jahres weht ein scharfer Südostpassat, der das Wasser natürlich nach Westen und Norden vor sich her treiben muss. An der Westküste konnte ich häufig beobachten, wie sich während des starken Windes das Wasser staute.

Ausser den vorhin erwähnten jährlichen Schwankungen scheinen solche säcularer Art hier, wie bei allen innerafrikanischen Seen, vorzukommen. Die Ueberlieferungen der Eingeborenen und die Erzählungen der Missionare stimmen darin überein, dass in den letzten Jahren (seit 1878) ein Sinken des Sees im allgemeinen zu constatiren gewesen ist. Der Süd-Creek ist viel flacher geworden, grosse Stellen am Ufer sind trocken gelegt, und früher ganz unter Wasser befindliche Felsen zum Vorschein gekommen. Ueberall kann man an diesen

---

*) Seine Quellen sind von Dr. Baumann (Verhandl.-Gesellsch. Erdk. Berlin XY. pg. 277) nicht weit vom Nordende des Tanganyika-Sees gefunden worden.

**) Wilson und Felkin, Ugánda und der ägyptische Ssudan, deutsche Ausg. 1. Band, Seite 132.

***) Dr. Baumann beobachtete im Mai 1893 hier eine gegen Norden setzende Strömung.

letzteren Absätze wahrnehmen, an denen sich ein Sinken des Seespiegels verfolgen lässt. Es ist schwer zu sagen, worauf die Erscheinung zurückzuführen ist, zumal sie sich bei allen innerafrikanischen Seen wiederholt.*) Offenbar haben wir es hier nicht mit Bodensenkungen zu thun. Der Aufbau der Ufer aus uralten Gesteinsmassen macht diese Annahme in hohem Grade unwahrscheinlich. Viel eher dürfte dieses Sinken auf eine Verminderung der jährlichen Regenmengen zurückzuführen sein. Diese wiederum kann nicht sowohl durch die von Jahr zu Jahr zunehmende Entwaldung erklärt werden als durch säculare, klimatische Schwankungen, die anscheinend periodischer Natur sind. Die Eingeborenen am Victoria-See, am Albert-Edward-See und am Albert-See erzählen übereinstimmend von einem abwechselnden Steigen und Fallen des Wassers. Ausser diesen periodischen, säcularen Schwankungen muss aber auch bei diesen Seen noch ein allmähliges, konstantes Fallen stattgefunden haben. Ohne Zweifel haben sie in früheren Zeiten ein weit höheres Niveau gehabt, als im Jahre 1878, dem Jahre des nachweislich höchsten Standes. Recente Diluviden an Buchten und in Flussthälern lassen hierauf schliessen. Wahrscheinlich ist es, dass der Victoria-Nyansa in früheren Zeiten mit der Wembére-Steppe in Zusammenhang gestanden hat: Die später zu erwähnende Aehnlichkeit der Fauna in beiden weist wenigstens hierauf hin. Die Wasserscheide zwischen ihnen ist hier im westlichen Theile der Wembére-Steppe ausserordentlich flach, so dass bei einem geringen Steigen des Nyansa-Niveaus die Verbindung wieder hergestellt ist und die um fast 100 m tiefer liegende Steppe unter Wasser gesetzt wird.

Ferner hat vor Zeiten der Südcreek des Sees bedeutend weiter ins Land hineingereicht, als heutzutage. Sümpfe finden sich noch bis Ssaláue (Ssalawe) hin, und die weite Ebene zwischen diesem Orte und Níndo ist vielleicht einmal vom See bedeckt gewesen. Ein ähnliches Verhältniss hat wohl auch in den Buchten im Südwesten des Sees geherrscht. Endlich glaube ich, dass wir in dem Kágera-Thal einen früheren Arm des Sees vor uns haben. Bei Kitángule erhebt sich das Land nur wenige Meter über dem Spiegel des Sees, und auch an dem grossen Knie des Flusses ist die relative Erhebung nur sehr gering. Die Ebene bei Kitángule besteht aus graubraunem Thon, in den, wie schon erwähnt, Schichten eines weissen Materials eingelagert sind, ein Zeichen, dass sich hier Sedimente abgelagert haben. Aehnlich wie bei anderen breiten Flussthälern (Rhein) ist hier früher ein See gewesen, der entweder direkt mit dem Nyansa zusammenhing oder durch einen Damm von ihm getrennt war. Durch Ueberfliessen des Sees und Rückwärtseinschneiden des Ausflusses in den »Riegel« ist die Verbindung beider Seen resp. ein Abfluss des kleineren Sees hergestellt worden.

Ob nun dies allgemeine Sinken des Nyansa ebenfalls mit klimatischen Schwankungen zusammenhängt oder ob es bedingt ist durch eine allmähliche

*) Die Daten über das gegenwärtige Sinken der grossen Seen hat Dr. Rob. Sieger (Globus, Band 62, No. 21 und Ber. für das 13. Vereinsjahr (1878) d. Ver. d. Geogr. Wiens. S. 41—80) zusammengestellt. Vergl. auch Brückner, Klimaschwankungen.

Erosion (Rückwärtseinschneiden) bei den Ripponfällen, ist wohl schwer zu sagen. Wahrscheinlich ist, dass beide Ursachen hierzu beigetragen haben.

Wie erwähnt, herrscht den grössten Theil des Jahres hindurch auf dem Nyansa wie in den meisten Gegenden im östlichen Afrika ein Südostpassat. Vom Februar bis Mai und vom September bis November kann man häufig kräftige Stürme auf dem See erleben und grosse Wasserhosen beobachten. Es entsteht dann ein bedeutender Seegang mit zehn bis zwanzig Meter langen und recht hohen Wellen, und am Ufer herrscht oft eine hohe Brandung, durch die die Schiffahrt sehr gefährlich wird. Fast den ganzen Tag über bläst dieser Südostpassat, der nur am Nachmittage vorübergehend einschläft. In der Nähe des Landes kann man meistens des Abends einen Seewind und früh Morgens einen Landwind beobachten. Die Wassertiefe ist ziemlich verschieden, so ist die Küste von Búddu durchweg flach, während sich im deutschen Gebiet fast überall mit dem Loth eine Tiefe von 15, 25 und mehr Metern nachweisen lässt.*) Langheld hat in der Bucht von Mwánsa gelothet und behauptet, dass dort die grössten Kriegsschiffe manövriren könnten, sodass die Angabe von Dr. Peters, der See sei für einen Dampfer von sechs Fuss Tiefgang zu flach, wohl hinfällig ist.

Das krystallklare, grünlich durchscheinende Wasser ist vollkommen süss und hat eine Temperatur von 20 bis 25° Celsius (November 1890). Der Fischbestand ist ziemlich zahlreich: Protopterus, zwei Arten von Welsen, (Clarias cf. mozambicus und Synodontis cf. zambezensis), Chromis (Ch. cf. niloticus, Ctenochromis cf. strigigena Pffr.). Fundulus Güntheri, Mastacembelus sp., Labeo sp., Barbus nigrolinea Pffr. u. a. kommen vor. Sonst ist aber mit Ausnahme von Mollusken**) die Fauna nicht sehr reich. Von letzteren giebt es allerdings

*) Stanley hat schon bei seiner Umschiffung östlich von Bumbíde 338 Fuss, südlich von Ukeréwe 125 Fuss, nördlich von dieser Insel 275 Fuss und am Ostufer gegenüber den Goschi-Bergen sogar 580 Fuss Tiefe gemessen.

) **Vertheilung der Süsswasser-Mollusken in den drei Seen.
von Prof. Dr. E. v. Martens in Berlin.

Gattung	Victoria-Nyansa	Ngési (Albert-Edward-See)	Albert-Nyansa
a) Gastropoden			
Limnaea	nyansae, *debaizei*	? debaizei	
Physa	trigona mit var. transversalis		
Physopsis	? africana		
Isidora	? forskalii		
Planorbis	sudanicus, ? boissyi, ? gibbensi, choanomphalus mit var. victoriae	sudanicus var. major (subfossil), ? boissyi	? stanleyi, ? gibbonsi, *sudanicus, stanleyi*
Ancylus	? sp. n.		
Ampullaria . . .	gordoni, nyanzae	nyanzae	*wernei*
Vivipara	unicolor var., *var. rubicunda* conica, conica var. gracilis, phthinotropis, constricta m. var. biangulata, costulata	unicolor var. rubens, (subfossil)	? unicolor var. rubens, *unicolor var.*

recht viele Arten, und stellenweise ist der Strand mit ihren Schalen förmlich übersät. In ruhigen Buchten wachsen Seerosen, Stratiotes, Schilf, Valisneria und andere Wasserpflanzen, und stellenweise, besonders im Südwesten, ziehen sich breite Papyrussümpfe dem Ufer entlang, die jedoch an der Westküste fehlen. Hierdurch kommt es auch, dass diese letztere bedeutend gesünder ist, als das Südufer. Während wir im Westen felsigen, oder aus schneeweissem Sand bestehenden Strand haben, sehen wir im Süden vielfach Schlamm und in Zersetzung begriffene Pflanzenmassen am Ufer.

In der Flora der Küste herrscht grosse Mannigfaltigkeit. Im Westen haben wir entweder Grasebenen oder Parzellen tropischen Urwaldes vor uns, und unter den Kulturgewächsen nehmen hier die Bananen die erste Stelle ein. Im Süden des Sees dagegen ist die ostafrikanische Steppenvegetation vorwaltend, in Usíndja weite Wälder von Myombo-Bäumen uud in Ussukúma Grasflächen mit spärlichem Steppenbusch oder mit einzelnen Ficus- und Affenbrodbäumen. Die Grenze dieser beiden Vegetationsformen ist ebenfalls bei Kadjúma zu finden. Dasselbe Verhältniss lässt sich auch für die Fauna nachweisen. Die für die ostafrikanische Steppe so charakteristischen Thiere, Giraffen, Zebras, grosse Antilopen, Löwen und Strausse fehlen im Westen des Nyansa fast gänzlich. Löwen, Giraffen und Strausse wenigstens gehen nur bis Kadjúma, während sie

Gattung	Victoria-Nyansa	Ngési (Albert-Edward-See)	Albert-Nyansa
Bithynia (Gabbia) .	?stanleyi mit *var. humerosa*	? alberti, ? walleri	? stanleyi var. humerosa
Melania	tuberculata	tuberculata	tuberculata
Cleopatra	*guilleminei*		*pirothi (eminii)*
b) Bivalven			
Aetheria	cailliaudi mit var. transversa		
Spatha	trapezoidea, senilis, ? bourguignati, ? sculpta, *rubens*, ? intermedia		
Mutela	? nilotica, bourguignati, subdiaphana		
Unio	hauttecoeuri mit var. graedidieri und duponti multicolor, ruellani, edwardsianus, ? mossambicensis lourdeli, *monceti* *grantianus*	ngesianus mit var. intermedius und porrectus	acuminatus, bakeri
Corbicula	radiata	radiata	
Sphaerium . . .	nyanzae, ? hartmannii	? sp.	sp. n. ?
Limosina	*parasitica*		

Die geringere Anzahl von Gattungen und Arten im Albert-Nyansa und im »Ngési« rührt wohl hauptsächlich daher, dass für diese weniger Zeit zum Untersuchen verfügbar war. Aus dem Ngési-See war vor der Reise von Emin und Stuhlmann gar nichts von Mollusken bekannt.

NB. Von den mit ? bezeichneten bin ich nach der Etiquette im Zweifel, ob sie im See selbst oder nur in Teichen, Flüssen oder Sümpfen des Uferlandes vorkommen. Die *cursiv* gedruckten Arten sind von anderen Reisenden.

auf dem Plateau überhaupt nicht vorzukommen scheinen. Das Rhinoceros jedoch und vereinzelte Zebras sind bis zum Kágera noch zu finden. Dafür finden wir am Westufer des Sees die Vertreter der westafrikanischen Urwaldfauna, insbesondere den Graupapagei und Musaphaga Rossae, den weissnasigen Affen (Cercopithecus Schmidtii), und in Búddu sollen sogar Schimpansen vorkommen.

Die Anwohner vom Nyansa und ihre Länder wurden bereits geschildert. Es ist auffallend, wie wenig diese Leute den See auszunutzen verstehen. Fischerei findet man zwar überall, doch wird dies Gewerbe nur in geringem Umfange betrieben. Nur die Waganda wissen den See als Verkehrsstrasse ausgiebig zu verwerthen. Sie beherrschen ihn durch ihre Kanuflotillen, die oft aus hunderten und tausenden von Fahrzeugen bestehen. Die Schifffahrt im deutschen Gebiet am Westufer des Nyansa hält keinen Vergleich aus mit der von Ugánda, und im Süden des Sees findet man überhaupt nur wenige elende, ausgehöhlte Baumstämme, höchstens bei Mwánsa etliche, von den Waganda gekaufte, Barken. Es ist schwer zu begreifen, dass die regelmässigen Südostwinde die Leute nicht auf den Gedanken gebracht haben, diese als Beförderungsmittel zu benutzten. Trotzdem die Araber hier in früheren Zeiten Segelboote benutzten, haben die Neger die Benutzung des Segels nicht einmal nachzuahmen versucht, wie sie es an der ostafrikanischen Küste gethan haben, ebenso wenig, wie sie das Hebelruder kennen. In ihren immerhin kleinen und zerbrechlichen Booten können sie nur bei ruhigem Wetter das Wasser befahren. Die grossen Bootsexpeditionen der Waganda sind darum auch mehr Raubzüge als Handelsunternehmungen gewesen. Erst durch die Araber und die Europäer sind die Waganda bewogen worden, häufiger ihre Boote bis an das Südende des Sees zu schicken, um dorthin Elfenbein zu verhandeln. Aber den Händlern konnte diese Beförderungsweise nicht genügen. Die Araber bauten mehrere grosse Segelboote; eine Dhau wurde von dem »Kipanda« genannten Araber Ssēf bin Ssaid auf der Halbinsel Lubémba, einige Stunden südlich von Bukóba, erbaut, und ein grosses Boot von Ssungúra auf der Insel Ukeréwe. Diese Fahrzeuge wurden während des Krieges der Waganda gegen die Mohammedaner verbrannt. Auch das von den englischen Missionaren hinaufgebrachte Boot »Eleonore« ging zu Grunde. Die Missionare schickten dann eine Dampfmaschine, zu der Mackay ein Boot bauen wollte; er starb jedoch noch bevor er das mühsam gesammelte Bauholz hatte verarbeiten können. Ein von demselben Mackay aus einem grossen Ugánda-Kanu improvisirtes Segelboot war schon zur Zeit unserer Anwesenheit am See fast dienstuntauglich geworden. Neuerdings bringen nun die englischen Missionare ein grosses Segelboot auf den See, ein Geschenk eines ihrer Gönner, der auch den Transport auf dem Landwege bezahlt, — ein für uns nachahmenswerthes Beispiel. Vor Jahren schon hat ferner der Ire Mr. Stokes für seine Handelszwecke ein in Sektionen zerlegbares, geräumiges Holzboot von Ssadáni aus auf den See geschafft, das noch heute vorzügliche Dienste leistet. Ausser

diesen existiren momentan noch das schon erwähnte, flach gehende Stahlboot der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft auf dem See und drei grosse Holzboote, die die deutsche Anti-Sklaverei-Gesellschaft hinauf geschafft hat.

Die Schifffahrt auf dem See ist, wie erwähnt, nicht ohne Gefahr, da häufig in kurzer Zeit heftige Stürme aufkommen. Die mangelnde Tiefe hindert die Fahrt jedenfalls nicht, wenn auch die Küste von Búddu und manche Gebiete im Südwesten recht flach sind. Allerdings wäre zur grösseren Sicherheit eine genaue Aufnahme und Untersuchung der Klippen und Riffe sehr erwünscht. Das Stokesche Boot jedoch, das nun schon seit langer Zeit nur von einem Schwarzen geführt wird, hat niemals irgend welchen Unfall erlitten.

Der Handel auf dem Nyansa ist bis jetzt noch nicht so rege, dass eine grosse Bootsflotille nöthig wäre. Das Elfenbein, bekanntlich der einzige Handelsartikel, der zur Küste gebracht werden kann, kommt vornehmlich aus Ugánda, und dort versuchen die Engländer in jeder Weise den Handel auf ihr Gebiet dadurch abzulenken, dass sie einen hohen Zoll (35 %) auf ausgeführtes Elfenbein legen. Das Elfenbein aus den westlichen Gebieten des Nyansa geht bis jetzt grösstentheils zu Lande nach Tabóra; auch sind die Quantitäten nicht so gross, dass sie nicht durch einige Bootsfahrten jährlich nach dem Süden gebracht werden könnten. So lange Mr. Stokes das einzige Boot am See hatte und so den Transport monopolisiren konnte, rentirte sich die Sache sehr gut, zumal da er zahlreiche Frachten für die englische Gesellschaft und die Mission übernahm. Für einen grösseren Dampfer auf dem See jedoch liegt entschieden kein Bedürfniss vor, wenigstens nicht mit Rücksicht auf den Handel. Denn wenn wir auch noch so viele Produkte damit nach dem Süden des Sees befördern würden, so wären wir doch nicht im Stande, sie von dort zur Küste zu schaffen, weil der Trägerlohn zu hoch ist. So lange wir daher nicht einen brauchbaren Verbindungsweg zwischen dem See und der Küste haben, so lange wird auch ein Dampfer, wie alle Arbeit überhaupt, dort keinen praktischen Zweck haben. Sklavenexport zu Wasser findet, wie erwähnt, nicht in nennenswerthem Umfange statt. Unsere ganze Arbeit an den Seen dient eben nur zur politischen Besetzung des Landes. Hoffentlich wird sie sich mit der Zeit auch dessen wissenschaftlicher und wirthschaftlicher Durchforschung widmen, denn nur auf solchem Grunde können wir am See dauernd festen Fuss fassen. Eine kleine Pinasse, die Post und Depeschen beförderte und zugleich gestattete, sich an bedrohten Punkten rasch einzufinden, wäre allerdings für den dortigen Stationschef sehr wünschenswerth. Sie müsste kräftig konstruirt sein, etwa vier Fuss Tiefgang haben und im Stande sein, ein oder zwei Boote ins Schlepptau zu nehmen. Ein unumgängliches Bedürfniss liegt aber auch für sie nicht vor, so lange wir keinen Weg zur Küste haben.

Zu Handelszwecken wären einige mit Verdeck versehene, grössere Segelboote bezw. einfache arabische Dhaus auf viele Jahre hinaus vollständig ausreichend und zweckmässig.

Für alle Dampfer ist die Besorgung von Feuerungsmaterial eine schwierige Frage. In Usindja giebt es allerdings grosse Wälder von Myombo-Bäumen, doch sind diese durch die vorgelagerten Papyrus-Sümpfe vielfach schlecht zugänglich. Gerade am Ausgangspunkt und am Endpunkt einer Dampferverbindung, also im Süden des Sees und bei Bukóba, müsste man genügend Holz zur Verfügung haben, und in Mwánsa und Bukúmbi ist es sehr rar, so dass sich schon bei dem Bau der Station der Mangel daran fühlbar machte. Es giebt zwar im Westen des Nyansa, von Lubémba an nordwärts am Ufer, einzelne Waldparzellen, und verschiedene Inseln haben kleinere Wälder. Wenn man diese aber vernichten würde, so hätte man einerseits kein Bauholz mehr, andererseits aber würde das Klima wahrscheinlich zu seinem Nachtheil verändert werden. Die Insel Kisháka ist als grosses Holzmagazin dargestellt worden. Sie ist allerdings dicht bewaldet, aber immerhin nur einige Quadratkilometer gross, und ein ständig fahrender Dampfer verschlingt enorme Mengen von Holz, so dass diese kleine Insel in nicht allzu langer Zeit entwaldet wäre. Auch auf Maissóme finden sich noch grössere Waldbestände. Die meisten der Inseln aber sind wie die Westküste mit Gras bedeckt. Holz zum Bauen von Booten findet sich bei Lubémba, auf der Insel Ssésse, sowie auf Ukeréwe und zwar auf der letzteren Insel wahrscheinlich in besserer Qualität.

Zweimal hatte ich Gelegenheit die Strecke von Mwánsa nach Bukóba zu befahren und die verschiedensten Inseln dort zu besuchen, leider musste ich aber jedesmal die Fahrt möglichst beschleunigen, so dass eine genauere Untersuchung dieses Inselgewirres nicht möglich war. Es mag darum verziehen werden, wenn die Karte an Genauigkeit noch manches zu wünschen übrig lässt: die geographischen Aufnahmen waren eben nur ein Nebenzweck der Expedition, nur die Arbeit der Mussestunden.

* * *

Wie erwähnt, fuhren wir am 14. Mai von Bukóba ab. Wir mussten dabei unausgesetzt gegen den Südostwind anrudern, sodass wir nur langsam vorwärts kamen. Als wir dann das sogenannte Cap Irúndi umfuhren, waren wir nicht mehr im Stande, gegen den starken Wind und die Wellen anzukämpfen und mussten Nachts um halb eins in einer geschützten kleinen Bucht den Anker auswerfen. Auch am nächsten Morgen war an eine Fortsetzung der Reise noch nicht zu denken, und der Seegang und die Brandung waren andauernd so stark, dass das Boot heftig schaukelte. In raschem Zuge trieben die Cumuluswolken von Südosten über uns her.

Wir hatten unser Lager im Grunde einer kleinen flachen Bucht aufgeschlagen, in die zwei winzige Bäche, Kyamnéne und Kalowéro, einmünden. Im Norden und im Süden tritt hier der Plateaurand scharf an den See heran (Tafel XXVII), während in der Bucht selbst der Bergabfall weniger schroff und von einem, Luale genannten, Waldrand bedeckt ist; dieser lässt nur einen schmalen Sandstreifen am

Strande frei, auf dem einige grosse Felsblöcke umherliegen. Das Ufer ist mit dunkelroth blühenden Balsamineen und mit Strandgras (Aristida) bewachsen.

Nachmittags um 3 Uhr nächsten Tages endlich legte sich der Wind, sodass wir in See stechen konnten. An ausgedehnten Bananenwäldern vorüber, die sich an den steilen Felsabhängen hinzogen, ruderten wir langsam dahin. Endlich passirten wir die schmale Meerenge, die die Insel Kisháka von dem Vorgebirge Kitúnsi trennt, fuhren über eine breite, tief ins Land einschneidende Bucht und lagerten auf der bewaldeten Halbinsel Lubémba.

Am nächsten Morgen hatten wir Gelegenheit, uns hier umzusehen, denn der Wind blies wieder stark aus Südosten und wehrte uns die Weiterfahrt. Die Halbinsel, auf der wir lagerten, war am Ufer mit Wald und Bananenhainen bestanden, während landeinwärts grasbedeckte Hügel sich zu 50 bis 80 Meter erhoben. Nördlich dieser Halbinsel befindet sich eine grössere, südlich eine kleinere Bucht; vor der ersteren liegt die mit dichtem Wald bestandene Insel Kisháka und ein kleines, der Schifffahrt gefährliches Riff. Am gegenüberliegenden Ufer erheben sich grasbedeckte oder mit Felsblöcken besäete Plateau-Abfälle, auf denen einzeln Bananendörfer gelegen sind. Im Grunde der Bucht dehnt sich eine flache Ebene aus, die ein kräftiger, theilweise versumpfter Bach durchströmt. Auf den Höhen, die sie begrenzen, liegen zahllose Bananendörfer: der Distrikt des Unterchefs von Mukotáni, Baitubáki, an den sich südlich der Distrikt von Kissebúka schliesst. Die ganze Bucht ist ein prächtiger natürlicher Hafen, jedoch in Folge der versumpften Ebene wahrscheinlich fiebergefährlich.

Ich benutzte die unfreiwillige Musse dazu, die französischen Missionare aufzusuchen, die sich am Grunde der Halbinsel in dem Dorfe Kassénye angesiedelt hatten. Nachdem wir die Bananenpflanzungen vom Lubémba verlassen hatten, in denen einst acht Jahre lang der Araber Kipanda (Ssēf bin Ssaid) angesiedelt war und sich seine Dhau baute, ging es über felsige, grasbewachsene Hügel nach Westen. Das prächtige, helle Grün der Bananenhaine giebt der Landschaft ein freundliches Ansehen. Baitubáki allein hat hier vierunddreissig Dörfer unter sich, von denen einige beträchtliche Grösse erreichen. Nach etwa dreiviertel Stunden erreichten wir die Pflanzungen, in denen die Missionare unter Pére Couillaud's Leitung sich einige provisorische Hütten gebaut hatten. Während der Regenzeit war der Aufenthalt in dem feuchten Innern einer solchen Bananenpflanzung leider nicht sehr angenehm. Trotzdem hatten die Missionare sehr wenig von Fiebern zu leiden. Die Eingeborenen benahmen sich durchaus freundlich und brachten Nahrung zu billigen Preisen in Hülle und Fülle.

Um vier Uhr Nachmittags konnten wir die Weiterreise antreten. Bei dieser Gelegenheit konnte ich auch konstatiren, dass dicht am Ufer schon fünf bis sechs Meter Wassertiefe vorhanden ist. Ein Felsenriff liegt fast in der Mitte zwischen Kisháka und der Lubémba - Halbinsel, für Schiffer ein gefährliches Hinderniss. Es war indessen vollständige Windstille eingetreten, und so mussten wir wieder das schwere breite Boot mit nur sechs Mann vorwärts rudern. Die



West-Küste des Nyansa,
3 Stunden südlich von Bukóba, rechts die Insel Bussíra.

Neger haben den kuriosen Aberglauben, den Wind heraufbeschwören zu können, wenn sie ein Stück Rindenstoff verkohlen und Pfeifen rauchen. Das Experiment wurde gemacht, blieb aber bedauerlicherweise »ausnahmsweise« ohne Erfolg. Wir richteten nun unseren Kurs süd-süd-östlich nach dem Südpunkte der Insel Bumbíde und verliessen so allmählich die steile, felsige Westküste des Nyansa, aus der südlich der Bucht von Kashokéro ein hoher Kegelberg (Masiba) aufragt. In der Mitte zwischen dem Festlande und der Insel Bumbíde mass ich 27 m Wassertiefe. Im Weiterfahren konnten wir deutlich erkennen, dass nordöstlich vor Bumbíde eine mit hübschem Waldrand bedeckte Insel Kitúa vorgelagert ist, die



Abb. 237. Bucht im Süden der Insel Bumbíde, in der Ferne die Küste von Ihángiro sichtbar.

auf den Karten noch nicht verzeichnet war. Einige Bananen-Dörfer wurden auf dem Kamm der grasbewachsenen Hauptinsel sichtbar, die sich ziemlich hoch über den Wasserspiegel erhebt. Um ein Uhr Nachts erreichten wir ihren Südpunkt, fuhren zwischen ihr und einer winzigen Felsinsel hindurch, umschifften das südliche Cap und lagerten in einer geschützten Bucht (Abb. 237), Namens Ludjúlu, gerade noch zur rechten Zeit, um einem heftigen Gewitterregen zu entgehen.

Am anderen Tage erkletterte ich die etwa hundert Meter hohen Berge und entwarf mit Hilfe von Winkelpeilungen eine Skizze von der Insel, so gut es die Kürze der Zeit erlaubte. Zwei tiefe Buchten schneiden von Westen her und eine kleinere von Osten ein, von denen die letztere durch ein langgezogenes Felsenriff geschützt ist. In der Mitte zeigt die Insel eine bedeutende Verengerung und fällt schmal wie ein Grat nach Osten und Westen ab. Ueberall kann man aber beobachten, dass an der Ostseite die Höhen steil zum Wasser abstürzen, während sie an der Westseite sanfter geneigt sind. Im Osten der Insel haben wir demnach wiederum eine der grossen, von Norden nach

Süden verlaufenden Bruchlinien vor uns, wie sie auch am Westufer des Nyansa vorhanden sind. Auch hier sind, wie am Festlande, die Schichten des Gesteins leicht nach Westen geneigt. An geschützten Punkten finden sich einige winzige Waldparzellen, aus Vertretern der westafrikanischen Flora bestehend. Nach Osten geht von Bumbíde aus eine lange steile Felsinsel, Irámba oder Lulámba genannt, in den See hinein, an die sich noch drei kleinere Inseln anschliessen. Im Norden ist die erwähnte Insel Kitúa, im Süden Iróba vorgelagert, von denen die letztere aus ähnlichen Grasbergen wie Bumbíde besteht, aber gleich den beiden vorhin erwähnten unbewohnt ist. Bumbíde, von den Eingeborenen auch manchmal Buliámbiro genannt, hat nur wenige, unter dem Häuptling Bilaméyu stehende Dörfer, die Nyeruámba von Ihángiro unterthan sind. Der grasbewachsene Boden ist vielfach steinig und erscheint nicht sehr fruchtbar. Die Bananenhaine sind nicht halbwegs so sauber gehalten, wie in Mukotánis Land, und die Hütten ziemlich lüderlich gebaut. Ausser den Bananen pflanzt man Colocasien, etwas Manjok und Bataten. Die dunkelfarbigen, schlank gewachsenen Eingeborenen sind alle, wie in Süd-Ihángiro, mit Fellen bekleidet und mit langen Holzspeeren und Hackmessern ausgerüstet.

Am Mittag fing es an zu regnen, und gleich darauf setzte ein Wind aus N. N. W. ein, so dass schleunigst aufgebrochen werden musste, und ich nicht einmal meine Notizen und Karten fertig stellen konnte. Bei frischem Winde fuhren wir sodann an der Westseite der unbewohnten Insel Iróba entlang, passirten südlich davon ein kleines, bewaldetes Eiland und kamen um fünf Uhr Nachmittags bei der Insel Luwiré an, die dicht mit Buschwerk bedeckt und gleichfalls unbewohnt ist. Fünfzig Meter von ihrem westlichen Ufer entfernt, beträgt die Wassertiefe noch sechs Meter. Wir ankerten in einer Bucht, die nach Norden durch ein Felsenriff geschützt ist. Das Ufer ist steinig und besteht aus abgerollten Quarzitbrocken, die alle mit einer dicken Schicht von Algen überzogen und sehr glatt sind. In der dichten Vegetation mussten wir erst einen Platz säubern, um das Zelt aufschlagen zu können.

Am andern Morgen wurde zur Aufnahme von Kompasspeilungen ein Ausflug auf die Höhen der Insel unternommen. Es war eine recht schwierige Arbeit, da der Boden überall aus Felsen besteht, die mit dichtem Gestrüpp überwachsen sind. Adlerfarne und ein malvenartiges Gewächs, dessen Blattstiele mit stumpfen Stacheln bedeckt sind, sowie ein nach Salbei duftendes Kraut sind hauptsächlich hier vertreten. Alles ist dicht mit Schlingpflanzen (Clematis u. s. w.) durchwuchert, Gras ist kaum zu finden. In den unteren Theilen besteht das Gestein aus weissem, rosafarbenem oder grauem, dicht krystallinischem Quarzit.

Die Arbeit war recht mühsam. Um eine einzige Winkelpeilung in der Richtung auf Ssósswe zu bekommen, musste ich allein über eine Stunde lang klettern. Von unserem erhöhten Standpunkt aus sahen wir uns gegenüber die Insel Ikússa liegen, an deren nördlichen Theile der Ostkante sich etwas Wald befindet. Zwischen ihr und Iróba liegen drei kleine Inselchen, jede mit vereinzelten

Bäumen bestanden. In der Ferne ist das Festland von Kimwáni (Kyimoáni) sichtbar. Weiter nach Süden sieht man die grösseren Inseln Luwóndo (Rumóndo) und Russávara, im Südosten Kassarási*) und andere, sowie die Doppelinsel von Ssósswe. Durch das Glas lies sich erkennen, dass nur ganz vereinzelt kleine Waldränder auf den Inseln stehen; sonst sind sie meistens nur von Gras bedeckt, aus dem kleine Erythrina-Büsche hervorragen; alle fallen, wie schon bemerkt, nach Osten steil, nach Westen sanfter ab.

Auf meiner Hinfahrt hatte ich auf Ssósswe gelagert und zwar an der Nordwestspitze der westlicheren Insel Tshambái (die kleinere heisst Kági). Die Inseln sind unbewohnt und bestehen aus hohen Klippen von rothem und violettem Thonschiefer, die nach N. 50° W. streichen und mit 30° nach Nordost einfallen. Durch eine schmale, buschbewachsene Felsbrücke ist eine kleine Halbinsel mit der Hauptinsel verbunden. Die höheren Theile sind mit Gras bewachsen, während unten sich stellenweise Wald und Busch befindet. Zwei im Süden vorgelagerte, winzige, niedere Inselchen sind ebenfalls bewaldet. Allerhand Thiere, unter denen eine seltene Nacktschnecke (Vaginulus) mein besonderes Interesse erregte, und eine Reihe von Wasserthieren wurden gesammelt; namentlich waren Moosthiere der Gattung Plumatella noch eine Seltenheit für meine Sammlung. Das Wasser ist bei Ssósswe ausserordentlich tief, sodass das Boot meistens unmittelbar am Ufer befestigt werden musste, weil der Anker keinen Grund fand.

Um Mittag fuhren wir von Luwiré ab und östlich an den Inseln Ikússa und Kiwúmba vorbei, von denen die letztere bewohnt ist.**) Eine kleinere niedere buschbewaldete Insel Luwóno ist ihr im Südosten vorgelagert.

Die langgestreckte Insel Maissóme, auf der wir landeten, besteht aus dem rothbraunen, porösem, wabigem Gestein, das, wie schon bemerkt, ganz wie Tuff aussieht, in Wirklichkeit aber ein eisenschüssiges Conglomerat darstellt.***) Die ganze Insel ist mit prächtigem, dichtem Wald bestanden, der bis hart an den theils felsigen, theils sandigen Strand reicht. Häufig beobachtete ich hier das lilienartige, Rulamúla genannte Gewächs, mit dem die Basíba ihre Wege in den Bananenpflanzungen einfriedigen. Am Strande wachsen viele gelbe Tephrosien

---

*) Es ist zu bemerken, dass die meisten dieser Inseln bei den verschiedenen Stämmen, verschiedene Namen haben. Sie werden von den Waganda, von den Basíba, von den Wassukúma und manchmal auch noch von den Küstenleuten verschieden bezeichnet. Ich selbst hatte auf meiner Fahrt einen Führer von Mukotánis Leuten, Namens Kagóro, sodass im Vorstehenden die Namen der Basíba benutzt worden sind. Leider konnte ich für diese Fahrt keinen Waganda-Führer erhalten. Ein Verzeichniss der Inselnamen in den drei verschiedenen Sprachen, ist von Langheld angefertigt worden, leider jedoch, zusammen mit einigen meterologischen Beobachtungen und Tiefenlothungen, in einer ganzen Postsendung verloren gegangen.

**) Soviel ich erfahren konnte, sind viele Inseln unbewohnt. Bumbíde (Häuptling Bilaméyu), gehört zu Ihángiro. Kiwúmba (Häuptling Shaléko), Ruwóndo (Häuptling Mlámbwe), gehört zu Kadjúmas Land, Maissóme (Häuptling Kafúro), Kóme (Häuptling Itegúru) zu Rwómas Land. Die Insel Ikúru-kússu ist von ihrem Häuptling seit einiger Zeit verlassen.

***) Hier mag bemerkt sein, dass alle Inseln östlich von Ssósswe und Maissóme aus Granit bestehen.

(»Muglúla«), die auch hier zum Betäuben der Fische benutzt werden. Die Bäume sind mit Schlingpflanzen dicht überzogen, sodass ein Vorwärtskommen in dem Walde sehr erschwert ist. Ueber eine Stunde liess ich die Soldaten arbeiten, um einen Weg auszuhauen. Ich wollte an einen Punkt kommen, der mir eine Aussicht nach Nordwesten gewährte, um dorthin Anschluss für meine Peilungen zu erhalten. Alles Arbeiten war jedoch vergeblich, da wir immer nur an ein tiefes, in die Insel einschneidendes Creek gelangten. So musste ich auf Peilungen nach dieser Richtung hin verzichten und mich mit solchen auf Ssósswe, sowie auf Kassarási begnügen. Während jene Insel hoch, felsig und meist grasbewachsen ist, ist die letztere mit Busch und einigen Bäumen bestanden. Ausser diesen beiden war noch eine winzige Insel, Bugábu, und die Nordspitze des nahen Eilands Luwaíma zu sehen. Die in der Nähe von Kassarási befindlichen Inselchen Sírua (Sírwa) und Vikóko dagegen konnte ich von meinen Standort aus nicht beobachten.

Nachdem ich Mittags meine Ortsbestimmung gemacht, fuhren wir von Maissóme ab und passirten die etwa den vierten Theil so grosse Insel Luwaíma. In der Ferne tauchten einige Kanus auf, über denen die deutsche Flagge im Winde flatterte. Nach einiger Zeit waren sie neben uns. Es waren sechs Boote von Kayósa und Kahígi, die mit Soldaten und Lasten von Herrmann nach Bukóba zurückruderten. Ich gab ihnen einen Brief mit, und unter lustigem Gesange fuhren die grasbeschürzten Ruderer ihrer Heimath zu. Glücklicherweise erhob sich jetzt ein für uns günstiger Wind, der uns etwas rascher vorwärts brachte. Südlich von unserer Route, die nach Osten gerichtet war, blieben die Inseln Luembéli, Luemísho und Ikúru-kússu, nördlich Sírua und Vikóko liegen. Westlich von jeder dieser letzteren ist in vier bis fünf Kilometer Entfernung ein Riff von Granitfelsen vorgelagert, die nur etwa einen Meter weit aus dem Wasser hervorsehen. Vor Ikúru-kússu liegt nördlich in etwa 1500 m Entfernung eine grosse Anzahl von Granitblöcken, die das Fahrwasser sehr gefährden. Auch wir mussten scharf Acht geben, um mit unserem Boot diese Klippen zu vermeiden. Zu diesem Ende wurde vorne im Boote ein Mann postirt, der genau aufzupassen und dem Steuermann die Richtung anzugeben hatte. Da hiess es dann, je nachdem: »Demaníni« oder »Jöschíni«, d. h. »gehe nach der Seite der Schoten« oder nach der anderen Seite.*)

In der Nacht passirten wir noch die Insel Nangamíro. Das Festland von West-Usíndja mit seinen bewaldeten Höhen blieb etwa zehn bis fünfzehn Kilometer südlich von uns liegen. Weiter nach Osten zieht es sich in einer grossen Bucht hinter die Insel Kóme zurück. Um zwei Uhr Nachts erreichten wir das Nordwestkap dieser Insel, dem etwas weiter östlich die kleine Insel Mutúnguru vorgelagert ist. Eine grosse Bucht schneidet hier in Kóme ein. Nachdem wir

*) Also nach Luv oder Lee. Steuerbord und Backbord als feste Bezeichnung kennt man nämlich bei den Sansibar-Leuten nicht; man benennt vielmehr die Seiten des Bootes nach der jeweiligen Segelstellung.

ein felsiges Kap umfahren hatten, warfen wir an demselben Punkte, wo wir vor über zwei Monaten schon einmal gelagert hatten, am Nordostkap der Insel Kóme, um halb fünf Uhr Morgens den Anker aus und waren froh, nach sechszehnstündiger Fahrt wieder festes Land zu betreten.

Bei einem Ausflug, der am nächsten Morgen unternommen wurde, um Peilungen zu erhalten, bemerkte ich, dass das Nordostkap eine flache Masse von grasbewachsenen Sanddünen darstellt, auf denen vereinzelte Baumgruppen stehen. Im Nordosten liegen die Inseln Kasséndye, Ikúru und Ito vorgelagert. Nach Südosten schaut man auf eine Halbinsel, Namens Buéngo, hinter der die Küste von Rwómas Land in einer weiten Bucht zurücktritt. Ein bewaldeter Hügel (Buyényi) und die grasbewachsenen Höhen von Kamíssa bilden den Hintergrund der Bucht. Vor der Halbinsel Buéngo ist ein Felseneiland Bíra vorgelagert: hierhin soll Rwóma in unruhigen Zeiten seine Rinder und sein sonstiges Gut in Sicherheit bringen. Hinter der sandigen Halbinsel, auf der wir uns befanden, erheben sich die 50 bis 60 m hohen Berge von Kóme, die mit Buschwald bestanden sind. An ihren Abhängen leuchtet stellenweise das helle Grün von Bananenhainen aus der dunkleren Farbe des Busches hervor. Der Strand ist mit dem spitzen Sandgras Aristida und mit Ambatsh (Herminiera) bestanden. Auf unserer Hinfahrt hatten wir an der Nordwestseite der Insel bemerkt, dass zwei Reihen von Sanddünen das Ufer begleiten.




Abb. 238. Töpfe aus Ussukúma.

Nachmittags zwei Uhr fuhren wir ab, nachdem vorher noch eine Breitenbestimmung vorgenommen worden war. Nachdem wir die erwähnte Felseninsel Bíra hinter uns gelassen, kamen wir an zwei kleinen Eilanden vorbei, von denen eines mit Gras, eines mit Busch bestanden war, und erreichten um elf Uhr Nachts die Insel Yúma (Djúma), wo uns das Konzert der schnaubenden Flusspferde und der eigenthümliche Moschus-Geruch der Krokodile empfing, der von dem Winde weit über den See getragen wurde. Die ziemlich umfangreiche Insel ist durchweg mit Buschwald bestanden und in ihrer grossen Ausdehnung niedrig; nur im Nordosten befinden sich einige Höhen. Hier hat sich Mr. Wise, ein früherer englischer Missionar, ein Lehmhaus gebaut; er zieht Kohl, Weizen und Kartoffeln und hofft später Gelegenheit zu finden, im Lande einen Elfenbeinhandel anzufangen. Einige Wassukúma haben sich bei ihm angesiedelt, und verschiedene von Feldwebel Hoffmann bei Mwánsa befreite Sklaven helfen ihm bei der Bestellung des Bodens. Gemüse und Getreide gedeihen sehr gut. Auch gesund scheint die Insel zu sein, so dass Mr. Wise hier ein ganz beschauliches Dasein führt. Von Yúma aus kann man eine nahe kleine Insel, in der Ferne die Höhen von Ukeréwe und im Südosten den Eingang zum Creek von Mwánsa wahrnehmen.

Von der Insel aus fährt man zunächst dicht an der Küste von Usíndja entlang, wo mehrere malerische Buchten in das Land von Ruotákwa einschneiden;

bald darauf wird das Creek in schräger Richtung gekreuzt, dessen Eingang durch eine kleine Insel theilweise versperrt wird. Die Station Mwánsa ist von der Seeseite aus nicht zu sehen, wohl aber die in einer nördlicheren Bucht gelegenen Niederlassung von Mr. Stokes, die einen bedeutend günstigeren Platz als die Station hat, da sie den frischen Seewinden ausgesetzt und deshalb gesunder gelegen ist. Wir mussten noch eine aus aufgethürmten Granitblöcken bestehende Insel umfahren, ehe wir in die kleine Bucht gelangten, in deren Hintergrunde die Station Mwánsa sich befindet. Auch im Süden ist sie durch solche Felseninseln geschützt. Aehnliche Gruppen von abgerundeten Granitblöcken bekränzen sie halbkreisförmig im Hintergrunde. Ueber den weissen Mauern der Station grüsste lustig flatternd die deutsche Kriegsflagge uns entgegen. Die Segel fielen, und Feldwebel Hartmann, der neue Stationschef, machte mir seine Meldung. Scharenweise liefen meine Leute herbei, vor allem Ulédi, der mich seit dem Abmarsch von Undussúma, also seit mehr als fünf Monaten, nicht mehr gesehen hatte. Die Leute der Expedition hatten sich in der Station während der Zeit meiner Abwesenheit durch Bau eines Viehkraals nützlich gemacht, ja sogar an einem Scharmützel gegen Rwóma und an einer kleinen Mission nach Kadóto theilgenommen.

——— ———

XXXI. KAPITEL.

Vom Nyansa nach Irángi.

Sofort nach unserer Ankunft in Mwánsa wurde mit den Vorbereitungen für den Weitermarsch begonnen. Die Lasten, die hier über zwei Monate gelagert hatten, mussten nachgesehen und die Sammlungen neu verpackt werden. Von meinen Leuten war leider einer bei einem Scharmützel der Station mit Rwóma gefallen, mehrere andere waren erkrankt. Hierzu kam, dass 12 Mann für die Station als Soldaten engagirt worden waren. So musste ich unter den Eingeborenen mehrere Reserveträger anwerben. Da einige meiner Soldaten mit den Kanus noch nicht angelangt waren, und ein Aufseher mit mehreren Trägern im Auftrage der Station noch abwesend war, musste ich meinen Abmarsch noch um einige Tage hinausschieben. Die Wartezeit beschloss ich in dem nahen Nyángesi zu verbringen, woselbst die erste »Vorexpedition« der Anti-Sklaverei-Lotterie sich seit Kurzem etablirt hatte.

Ueber die Station Mwánsa und ihre Umgebung wurde bereits früher gesprochen. Es bleibt nur noch zu erwähnen, dass zur Zeit das Verhältniss zu den umliegenden Häuptlingen kein allzu günstiges war. Die Wassukúma-Chefs nördlich und östlich der Station waren allerdings meistens friedlich; im Westen aber waren die Verhältnisse mit Rwóma immer noch nicht ganz geklärt, wenn auch ein friedlicher Abschluss in Aussicht stand, und in den einige Tagemärsche südlich der Station gelegenen Landschaften Néra und Ssingeréma vollends schien die Bevölkerung der Station direkt feindlich gesinnt zu sein. Die Feldwebel Hoffmann und Kühne waren hier angegriffen worden, und Ssingeréma hatte man bestrafen müssen (3. Dezember 1891), weil er mehrere Monate zuvor eine Karawane der französischen Mission vernichtet hatte. So war es mehr als wahrscheinlich, dass auch wir in dieser Gegend Schwierigkeiten zu erwarten hatten. Die Station konnte jedoch für den Augenblick noch nicht gegen diese Widerspenstigen vorgehen, da sie nur über sehr wenig ausgebildete Soldaten und eine Anzahl von neu eingestellten Rekruten verfügte.

In der Umgegend von Mwánsa hatte sich in der Zeit unserer Abwesenheit eine kleine Handelsniederlassung gebildet. An einer Bucht nördlich der Station

hat sich ein Agent von Mr. Stokes, Namens Mr. Maxworthy angesiedelt. Auf dem Wege zu ihm liegen mehrere Häuser von Angestellten der Tabóra-Araber, die hier ein Waarendepot unterhalten. Der Handel ist aber nicht bedeutend; Elfenbein wenigstens kommt nur sehr spärlich her. Dagegen werden in der



Abb. 239. Ussukúma-Mann, Feuerholz tragend.

Umgegend zahlreiche Ziegen von diesen Händlern aufgekauft, um in den östlichen Gebieten und in Irángi gegen Elfenbein umgetauscht zu werden. Ein einträgliches Geschäft machen die Händler ferner durch die Verkäufe an die I. B. E. A. Co., die auf ihrer Māssai-Route sehr schwer genügenden Nachschub nach Ugánda bekommen kann und deshalb häufig gezwungen ist, ihren Bedarf an Stoffen u. s. w. hier zu decken. Der Preis eines Gora (Stück von 30 yards) gewöhnlichen indischen Baumwollenstoffes betrug im Mai 1892 etwa 9 Dollar, während man bei billigem Engagement von hiesigen Eingeborenen dieselbe

Waare für 4 bis 5 Dollar hierher liefern könnte. Zeitweilig haben die Engländer an Mr. Stokes sogar 20 Dollar für das Gora bezahlt. Mwánsa ist weniger für die westlichen Gebiete als für die östlich des Nyansa gelegenen der Stapelplatz. Ausser den weissen, ordinären Baumwollenstoffen (Bombay) sind Messing- und Eisendraht, eiserne Haken, sowie grosse Ringelperlen gangbar; für den Kleinverkehr am Orte dienen ausser den Baumwollenstoffen kleine, rothe Perlen.*)

Die Gegend kann nicht gerade als üppig fruchtbar bezeichnet werden. Im Vergleich mit der Umgegend von Bukóba lässt sich eine grosse Trockenheit feststellen. Das konnten wir nicht nur an unseren Instrumenten, sondern auch in unseren Kehlen wahrnehmen, in denen sich fortwährend ein Gefühl von Trockenheit bemerkbar machte. Die üppigen Parzellen des tropischen Urwaldes fehlen gänzlich; auf dem flachen oder leicht welligen Boden, der durchweg aus rothem Laterit besteht, wächst nur Gras, in dem hier und da einige Schirmakazien stehen; nur auf den für das Land so charakteristischen Felsenhügeln hat sich Steppenbusch angesiedelt. Es macht ziemliche Schwierigkeit, hier passendes Bauholz zu bekommen. Trotz der Trockenheit und trotzdem mehrere Monate (Juni bis Oktober?) fast kein Regen fällt, ist das Land doch recht produktiv. Die Feldfrüchte der Neger, wie Sorghum, Penicillaria, Bataten, Manjok, Bohnen und anderes gedeihen in grossen Mengen, sodass der Lebensunterhalt hier für unsere Soldaten ausserordentlich billig ist. In dem nahen Urima wird ausserdem recht guter Reis gezogen. Kleinvieh giebt es in solchen Mengen, dass man für eine Upande (vier Armlängen weissen Baumwollenstoffes) zwei Ziegen oder 12 bis 20 Hühner bekommen kann.

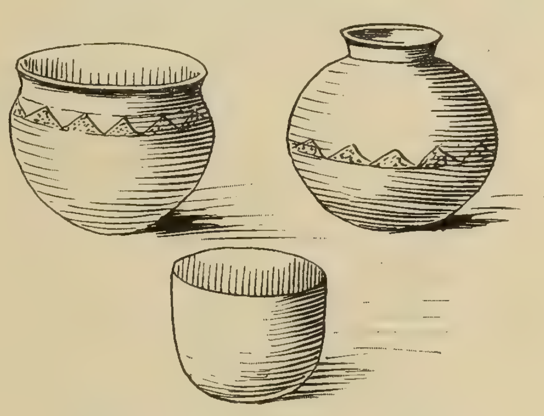


Abb. 240. Thongefässe von Ussukúma.

Für afrikanische Verhältnisse ist das Land leidlich gut bevölkert und stark kultivirt. Die Eingeborenen, die man meist unter dem Namen Wassukúma**) zusammenfasst, gleichen in ihrem Aussehen ziemlich den Wanyamwési, haben

*) Sehr wichtig ist Mwánsa für den Karawanen-Verkehr. Eingeborene gehen für Rationen (etwa 2 Dollar) und 2 Gora oder 10 Rupies (an der Küste zahlbar) nach Bagamoyo und für etwa 15 Dollar wieder zum See zurück. Man kann demnach für 20—25 Dollar einen Träger vom See zur Küste und zurück haben, während die Expedition der Antisklaverei-Lotterie 60 Dollar und mehr für die einfache Tour landaufwärts an Sewa Hadji zahlte.

**) Die Landschaft Ussukúma i. e. S. liegt etwas östlich von Mwánsa, nordöstlich von Bukúmbi. Die ganzen Distrikte von dem Süd-Creek des Victoria-Nyansa bis zum Ostende des Speke-Golfs und südlich bis zur Wembáere-Steppe sind jedoch landschaftlich und ethnographisch so einförmig, dass sie auch von den Negern mit dem Sammelnamen Ussukúma bezeichnet werden.

Abb. 241. Zwei Pfeile von Ussambíro und West-Ussukúma. Das eingekerbte Holz unter dem Eisen dient zur Anbringung des Giftes.

aber doch wohl manche Beimischungen mit »jüngeren« Bantu erfahren. Es sind kräftige, sehnige und schlank gebaute Menschen von dunkler, chokoladebrauner Körperfarbe. Als Stammesabzeichen schlägt man eine dreieckige Lücke aus den mittleren beiden oberen Vorderzähnen heraus. Die Haare werden meist in zahllose, um den Kopf herum hängende Schnüre gedreht. Tätowirung des Gesichts nimmt man häufig, aber nicht regelmässig vor. Man bringt verschiedenartige Reihen von blauen Punktnarben auf Stirn, Schläfe und Wangen an, bisweilen auch einen Kreis erhabener Narben um das eine Auge. Auch kann man bei anderen Individuen eine senkrechte Doppelreihe von Narben am Rücken, oder auch eine Querreihe auf den Schultern und andere Verzierungen sehen. Beschneidung wird nicht ausgeübt.

In den östlichen Gebieten von Ussukúma gehen die Männer ganz nackt, bis auf ein etwa 2—3-handgrosses Lederstück, das meist an einer Hüftschnur auf dem Gesäss hängt und beim Sitzen als Unterlage dient. Die Weiber tragen einen vollständigen Schurz aus Fellen. In den westlichen und südlichen Gebieten trägt man vorwiegend Baumwollen-Kleider, die theils als Hüftschurz, theils als Schultermantel nach Wanyóro-Art getragen werden.*) Speziell in dem Landstriche am Ufer des Creeks ist eine Vermischung der Wassukúma mit von Westen her eingewanderten Usíndja-Leuten zu bemerken. Hier und da sind auch einzelne Wahúma hierher gekommen.**) Diese Vermischung macht sich auch in der Bauart der Hütten bemerkbar; die Dörfer der Wassukúma liegen fast immer am Fusse der grossen Felshügel, durch die sie an einer Seite geschützt sind und in denen die Leute bei Gefahr Unterkunft finden. Die Hüttenkomplexe sind durch dichte Hecken von Wolfsmilchbüschen (Euphorbia Tirucalli) eingefriedigt. Die Hütten selbst haben eine kreisrunde, etwa 1 bis $1^1/_2$ m hohe, aus Geflecht hergestellte und mit Lehm gedichtete Seitenwand, auf der ein kegelförmiges Strohdach ruht (Abb. 243, a). So gleichen sie im Allgemeinen den früher für die Wassegúha und andere Stämme beschriebenen. Stellenweise aber findet man Häuser, bei denen das Dach bienenkorbartig bis an die Erde reicht und die völlig den Wohnungen der westlichen

*) Die Wassukúma haben entschieden Neigung zum Fortschritt, sie lieben europäische Produkte, besonders Stoffe, sind anstellige Arbeiter und theils auch recht brauchbare Soldaten.

**) Auf der nahen Insel Ukeréwe sind die Häuptlinge (z. B. Lukónge) Wahúma; in Ussmáo (Usmáwa) gab es früher viele Wahúma.

Völkerschaften gleichen; sie gehören hier den aus Usíndja eingewanderten Familien an. In der Nähe der Hütten sieht man stets einige Getreidespeicher von länglich-cylindrischer Form, die durch ein Kegeldach vor Regen geschützt sind. An Geräthschaften beobachtet man Koch- und Wassertöpfe, die mit einigen Zickzacklinien verziert sind (Abb. 240), zahllose Reibsteine, sowie verschiedene Holzmörser mit schmalerem Fuss. Dazu kommen Körbe verschiedener Form.

Als Waffen führt man Lanzen, Bogen und Pfeile. Die Formen der letzteren mögen aus beistehenden Abbildungen ersichtlich sein. (Abb. 241—243.)

Abb. 242. Pfeil von Ussukúma (Eisen durch Hautumhüllung festgehalten).

Die am See wohnenden Wassukúma betreiben gerne Fischerei, sowohl mit Netzen als mit Reusen, von welch' letzteren ich zwei Formen beobachten konnte; einmal eine Doppel-Reuse von zwei ineinander geschobenen Körben mit je einer engen Oeffnung, und zweitens eine einfache Reuse, vor deren Eingangsöffnung ein weiter Trichter aufgesetzt ist. In dem mit sechsseitigen Maschen aus zerspaltenem Rohr hergestellten Geflecht bringt man einige Klappen an, um die gefangenen Thiere herauszunehmen.

Die Rinder in Ussukúma haben sehr unter der Seuche gelitten, die wenigen überlebenden gehören der Buckelrasse an. Sie zeigen kurze, nach seitwärts und oben gerichtete Hörner, eine breite Stirn und einen sehr starken, nach vorn schroff abfallenden Fetthöcker. Sie sind gedrungen und kräftig gebaut, besonders fällt die stark abschüssige Hinterparthie auf. Fahle und weisse Thiere scheinen ebenso häufig zu sein wie braune. Ziegen giebt es sehr viele im Lande; sie sind von mässig kräftiger Rasse, haben nach vorn gekrümmte, kleine Hörner, dagegen fast nie Hautzapfen an der Kehle. Die Schafe haben einen schwach entwickelten, länglichen Fettschwanz. Die grosse, mit starker Fettwamme am Halse versehene Rasse sieht man hier nur selten. Ziegen und Schafe haben viel unter einer Hautkrankheit zu leiden, die namentlich Füsse und Maul affizirt. Die Hühner sind sehr gross, und ihre Hähne zeigen häufig goldfarbene Halsfedern.

Am 23. Mai marschirten wir nach dem anderthalb Stunden entfernten Nyángesi.*) Felder von Penicillaria begleiten den Weg, den einzelne Schirm-Akazien beschatten. Mehrere Buchten greifen von dem Creek aus in das Land ein, durch Halbinseln von einander getrennt, auf denen einzelne Granithügel pittoreske Klippen bilden.

Nyángesi ist eine ausser Dienst gestellte Missionsstation, die als Zweigniederlassung für die Flüchtlinge aus den Ugánda-Kriegen von Bukúmbi aus angelegt worden war. Eine runde, ziemlich tief in das Land einschneidende

*) Man spricht Nyángesi und Nyangési.

und durch eine kleine Insel theilweise geschlossene Bucht wird im Hintergrunde von Granitfelsen abgeschlossen. Auf dem sanft zum Papyrus-Rande des Sees abfallenden Ufer hatten die Missionare aus Luftziegeln ein viereckiges, von vier Thürmen flankirtes Bauwerk hergestellt, das in seinem Innern zwei Höfe enthielt. Die meisten Gemächer waren zu ebener Erde gelegen, zwei Zimmer jedoch in den thurmartigen Aufbauten untergebracht. Die ganze Anordnung der Gebäude ist aus der nebenstehenden Skizze (Abb. 244) ungefähr zu ersehen.

Abb. 243. Pfeil der Wanyamwési und Wangóni (Eisenspitze mit Widerhaken durch Bastumwickelung festgehalten).

Baron Fischer — Führer der ersten »Vorexpedition« der Anti-Sklaverei-Lotterie — hatte sich hier etablirt. Er war durch die geringe Miethe veranlasst worden, gerade diesen Platz zu wählen, wo er fertige Gebäude benutzen konnte. In mancher Hinsicht aber war die Wahl von Nyángesi nicht eben glücklich; denn einmal ist die deutsche Station Mwánsa nur anderthalb Stunden entfernt — man hätte sich also in unmittelbarer Nähe der Station oder in bedeutender Entfernung ansiedeln sollen, da zwei getrennte Stationen in demselben Lande überflüssig sind —, dann aber ist die abgeschlossene Bucht von Nyángesi zwar vor Winden geschützt, aber klimatisch sehr ungesund. Wenn schon das ganze südliche Ufer des Victoria-Sees vom Fieber heimgesucht ist, so sind die weiter in den Creek hinein gelegenen Ortschaften noch bedeutend gefährlicher, als die nördlichen, die wenigstens von den direkten Seewinden erreicht werden.

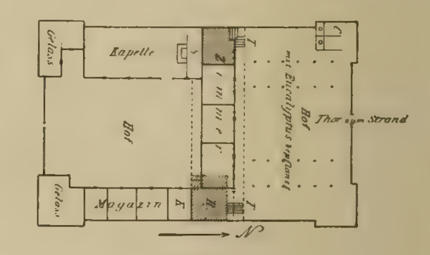


Abb. 244.
Missionsstation Nyángesi.
R Refectorium. *K* Küche. *T* Treppe.
S Sacristei. *C* Closet.

Baron Fischer, ein untersetzter Mann mit schwarzem Vollbart, empfing mich sehr liebenswürdig. Er sah recht leidend aus. Eben von einer Rheumatismus-Erkrankung genesen, hatte ihn die Malaria mit ihren vielen Nebenerscheinungen ergriffen. Fortwährende neuralgische Schmerzen, Gallen-Erbrechen und Trübung eines Auges peinigten ihn sehr, so dass er nicht an Arbeiten denken konnte. Fast Tag für Tag hatte er Fieberanfälle, die ihn sehr schwächten. Ich drang in ihn, dass er seinen Aufenthaltsort mit einem am Westufer des Nyansa gelegenen vertauschen möchte; der Luftwechsel werde ihm gute Dienste thun und das Boot von Mr. Stokes liege bereit, um ihn in zwei bis drei Tagen nach Bukóba zu schaffen, wo er völlig anderes Klima vorfinden und von wo aus er in wenigen Minuten das gesunde Hochplateau erreichen könne. Er war jedoch nicht zu bewegen, von Nyángesi fortzugehen. Seine Krankheit hinderte ihn auch, die beabsichtigten wissenschaftlichen Arbeiten zu beginnen, so mussten seine schönen Instrumente unbenutzt liegen

bleiben, für mich ein Jammer, der ich nur sehr schlecht mit Instrumenten versehen war. Wenn ich die Ausrüstung der Antisklaverei-Expeditionen gehabt hätte, so hätte ich ganz andere wissenschaftliche Resultate heimbringen können. Baron Fischer gestand mir mehrfach, dass er sich über seine Aufgabe nicht ganz klar sei; er habe die Leitung der Expedition als Volontair übernommen, nachdem Herr Hochstetter an der Küste gestorben sei. Es sei nun wahrscheinlich, dass er dessen Aufgabe — die geographische Vermessung des Sees — zu übernehmen hätte. Da er aber nicht wisse, in welchem Massstabe er zu arbeiten habe, so wolle er vorläufig noch mit dem Beginn der Messungen warten.*)

Man hatte bereits angefangen, Vorbereitungen für die Zusammensetzung der mitgebrachten beiden Boote zu treffen. Leider waren diese nicht in Sektionen,

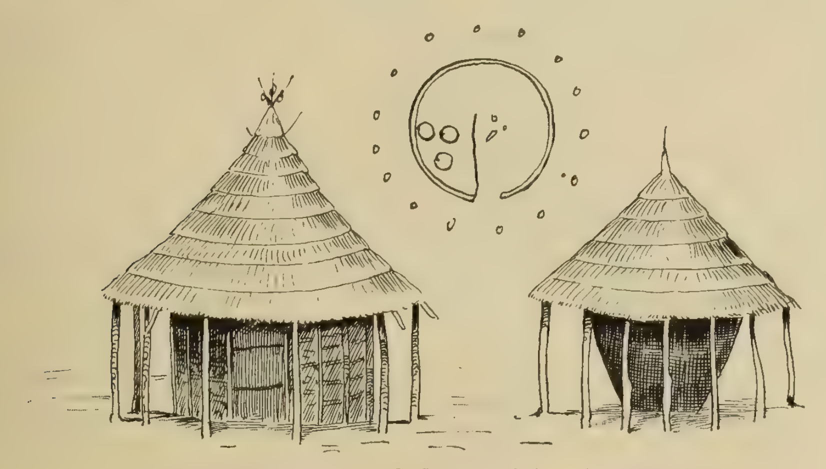


Abb. 245. Hütte und Kornspeicher in Néra.

sondern in einzelnen Planken hinaufgebracht, die sich durch Einwirkung der Sonne während des Marsches stark verzogen hatten. Die Zusammensetzung der Planken ist höchst umständlich, während ein in Sektionen getheiltes Boot sich in wenig Tagen montiren lässt. Man hat aber für die magnetischen Beobachtungen auf dem See alle Eisentheile vermeiden wollen und war deshalb darauf gekommen, die Boote in den Planken auseinander zu nehmen, um sie hier mit Kupfernägeln zu vernieten.

Für die Expedition waren ursprünglich zwanzig Ssómali engagirt, von denen jedoch nur zehn den See erreicht hatten, und auch diese waren fortwährend krank und dienstunfähig, so dass Baron Fischer sich entschloss, sie wieder zur Küste zu senden. Sie sollten mich begleiten, was mir sehr angenehm war, da ich auf diese Weise zu den sechs Hinterladern, die ich hatte, noch zehn fernere, sowie eine Anzahl Patronen erhielt.

---

*) Baron Fischer von Nagy-Szalatnia ist kurz danach am 2. Juli 1892 in Nyángesi an seinem Fieber verstorben.

Während meines Aufenthalts in Nyángesi trafen Briefe aus Tabóra ein, mit der Meldung, dass eine zweite Karawane der Anti-Sklaverei-Lotterie unter Capt. Spring dort keine Träger bekommen könne und deshalb voraussichtlich zu einem langen Warten gezwungen sei. Baron Fischer beschloss daher, seinen Offizier, Herrn Lieutenant d. R. Meyer mit allen disponiblen Leuten nach Tabóra zu senden, um wenigstens einen Theil der Expedition an den See zu bringen. Zu gleicher Zeit mit dieser Nachricht traf auch die Meldung ein, dass Herr Borchert, der mit so viel Aufhebens die dritte »Vorexpedition« der Anti-Sklaverei-Lotterie in Scene gesetzt hatte, schon in Mpwápwa krankheitshalber umgekehrt sei.

Um meinen Rückmarsch zur Küste für die Landeskunde möglichst auszunutzen, beschloss ich, wenn irgend möglich, die Route über Irángi und durchs südliche Mássailand zu nehmen. Es war allerdings in Anbetracht meiner geringen Anzahl von Gewehren ein etwas gewagtes Unternehmen, aber ich hoffte, dass mich auch hier die schon seit zwei Jahren unter straffer Disziplin stehenden Leute nicht im Stiche lassen würden.

Am 27. Mai marschirten wir Morgens von Nyángesi ab, während Herr Meyer Nachmittags folgte. Das hügelige Terrain ist mit Kolbenhirse dicht bebaut; auch Sorghum, Phaseolus lunatus, Phaseolus mungo und Bataten fehlen nicht. Nach $3^1/_2$ Stunden wurde die französische Mission Bukúmbi*) erreicht, und bei dem kleinen Dorfe Laganéda gelagert. Ein leichter Regenschauer zeigte uns an, dass die Regenzeit noch nicht ganz beendigt sei. Die Mission wurde von Père Hautecoeur verwaltet. Der Père erzählte mir manches über den Tod unseres früheren Reisekameraden Pater Schynse, der am 18. November 1891 hier gestorben war.

Gemeinsam marschirten wir sodann am nächsten Morgen weiter nach Süden. Bald war die Stelle erreicht, wo der Creek sich in zwei Arme theilt. Der etwa 12 km lange, auf den Karten als Jordans-Nullah bezeichnete, östliche Arm, dem wir folgten, geht nach Südost ins Land hinein. Eine kleine Wildniss mit Akazien-Gestrüpp trennte uns von der Landschaft Urima. Hier überwiegt die Kultur von Sorghum, das sowohl in der rothen als auch in der weissen Varietät gebaut wird und sehr üppige Früchte trägt. Auch Sesam, Mais, Erdnüsse, Gurken und Wassermelonen sieht man hier. Die Gegend ist völlig baumlos, nur an den Felsgruppen bietet etwas Gebüsch dem Auge Abwechslung. Nach fünfstündigem Marsche lagerten wir beim Dorfe Ssamíro, das neben einem Wassertümpel in dem kahlen Lande liegt. Etwas westlich von uns ward das Südende des Creeks sichtbar, an das sich ein Papyrussumpf anschliesst. Von hier aus ging es in südöstlicher Richtung weiter über eine öde, ganz kahle Grasebene, deren von der Sonne zerrissener, schwarzer Schlammboden anzeigte,

*) Ich hatte Msgr. Hirth einen unserer Esel in Bukóba gegeben, für welchen ich mir hier auf seiner Mission nun einen kräftigen weissen Maskatesel aussuchen konnte, der mich bis zur Küste brachte.

dass hier einst Wasser gestanden hat. Am Bache Ngóko*) wurde die Grenze des Distrikts Néra erreicht. Von Zeit zu Zeit wurden von dichten Euphorbien-Hecken umgebene Dörfer passirt; deren Einwohner sich nicht sehen liessen. Nach vielen Bemühungen gelang es, einen Mann aufzufinden, der uns an den Muáme-Bach (Mwáme) brachte. Bei diesem schlugen wir nach fünfeinhalbstündigem Marsche bei Buhága unser Lager auf. Hier waren die Einwohner zunächst freundlich und brachten Sachen zum Verkauf ins Lager. Am Nachmittag aber schlug die gute Stimmung plötzlich um. Einer von Herrn Meyers Leuten kam schwer verletzt ins Lager: er war, während er nach Feuerholz suchte, von einer Rotte Eingeborener angegriffen worden, die ihm mit mehreren Stockhieben ein Auge ausschlugen. Nachdem er verbunden war, versuchten wir eine volle Stunde lang mit den Eingeborenen zu verhandeln. Wir verlangten nur die Auslieferung des Thäters, um diesen nach der Station Mwánsa schicken zu können. Allein unsere Bemühungen waren vergeblich, die Eingeborenen wiesen jede Unterhandlung ab und benahmen sich auf die unverschämteste Weise. Ich versuchte auf jede Art den Zwischenfall friedlich beizulegen, weil ich ein kriegerisches Vorgehen für durchaus verkehrt halte, wenn man keine Zeit und namentlich keine genügende Macht hat, eine Unterwerfung völlig durchzuführen. Das Abbrennen und Zerstören einiger Dörfer allein hat wenig Zweck; es rührt eine Gegend nur noch mehr auf. Um ein Land zum Frieden zu zwingen, muss man entweder diplomatisch verhandeln oder sich in dem Gebiete etabliren und den Leuten so lange Verluste beibringen, bis sie von selbst ihre Unterwerfung anzeigen.




Abb. 246. Thongefässe aus Néra.

Trotz dieser Ueberlegung aber hielten wir es schliesslich doch für angezeigt, die Eingeborenen zu züchtigen, da man es uns als Schwäche auslegen konnte, wenn wir das Vorkommniss ungeahndet liessen. Wir nahmen daher jeder etwa 25 Mann, von denen die Meinigen grösstentheils nur mit Vorderladern bewaffnet waren, und zerstörten die umliegenden Dörfer. Nachts wurde das Lager mit Posten umstellt, die sich gegenseitig anrufen mussten. Es kam jedoch keine Beunruhigung vor. Die Frechheit der Néra-Leute wird wohl hauptsächlich durch das unmässige Hanfrauchen verursacht, das die Menschen dort zu Lande halb blödsinnig macht. In ihrem rauschartigen Zustande verüben sie alle möglichen Unthaten. Bekanntlich hatte auch Stanley bei seinem Durchmarsch 1889 hier mehrere Tage zu kämpfen.

Beim Abmarsch aus unserem Lager zeigten sich nur einige Eingeborene in ziemlicher Entfernung. Lieutenant Meyer nahm mit seinen mit vielen Hinter-

*) Der auf den Karten angegebene Bach-Name Ussényi ist hier nicht bekannt.

ladern bewaffneten Leuten die Nachhut. Ueberall liegen grosse, eng gebaute und von dichten Hecken umzogene Dörfer im Lande verstreut. Trotzdem die Eingeborenen an vielen Stellen Gelegenheit genug gehabt hätten, uns unterwegs anzugreifen, zeigten sie sich nur aus der Ferne und folgten der Nachhut, ja sie boten sogar Herrn Meyer an, ihm Träger für den nächsten Tag zu stellen. Als sie sich aber einmal zufällig durch Zulauf zusammengeschaart hatten, fingen sie an, mit Pfeilen zu schiessen, so dass die Nachhut gezwungen war, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Meinen Leuten verbot ich, die kleinen Rinderheerden, die sich hier und da zeigten, als Beute mitzunehmen. Die Viehseuche hat hier dermassen gehaust, dass nur noch wenig Thiere übrig geblieben sind. Es schien mir entschieden besser, wenn diese in den Händen der Eingeborenen blieben und sorgsam gezüchtet wurden, als dass sie unseren Soldaten zur Nahrung dienten.

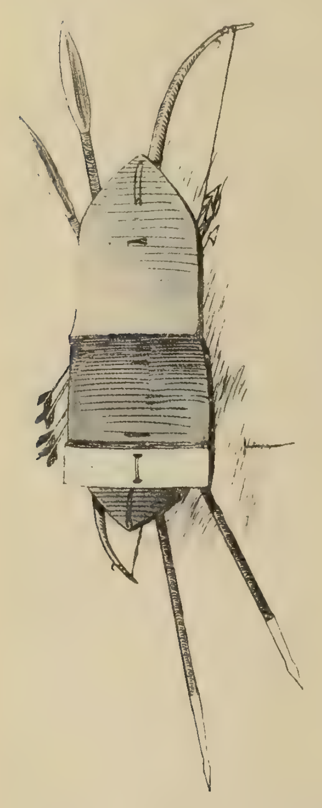


Abb. 247. Waffen aus Néra.

Nach $5^1/_2$ Stunden lagerten wir am Muáme-Bach (Mwáme), beim Dorfe Uëmiáto im Distrikte Muamára (Mwamára) von Néra. Diese Bäche führen nur während der Regenzeit Wasser, in der trockenen Periode sind es ein bis zwei Meter in die Ebene eingeschnittene, mit flacher, sandiger oder kiesiger Sohle versehene »Torrente«; man kann durch Graben das ganze Jahr hindurch Wasser aus ihnen erhalten. Wir wählten einen offenen Lagerplatz, um vor Ueberfällen geschützt zu sein. Am Nachmittage wurden die Eingeborenen wieder so aufdringlich, dass wir sie zurücktreiben mussten.

Die Néra-Leute, zur Wanyamwési-Wassukúma-Gruppe der Bantu gehörig, tragen einen Kopfputz aus Zebrafell-Streifen oder aus Federn, sonst gehen sie wie die meisten abseits vom Wege wohnenden Wassukúma nackt, mit Ausnahme von kleinen Lederstücken oder von einem Schurz aus Schnüren, an denen rasselnde, getrocknete Früchte angebunden sind. Einige breite Elfenbeinringe an den Armen und fein gesponnene Kupferringe an den Füssen dienen als Zierrath, zu denen bisweilen noch ein Halsband mit Amuletten und dreieckigen, weissen Muschelstücken hinzukommt. Als Waffen hat man sehr schlecht gearbeitete Pfeile und kleine Bogen; ebenso sind wegen des Holzmangels im Lande die Speere nur kurz und haben ein längliches, flaches Eisen mit Dorn, ohne Blutrinne. Kleine Schilde aus Büffelhaut ähneln in der Form denen der Wadjágga (Wadshágga). (Abb. 247.) Sie sind oval, an den beiden Längsseiten aber leicht eingekerbt; in der Mitte tragen sie eine quer liegende erhabene Falte. Häufig befestigt man an der einen

Seite des Schildes ein Stück leichtes weisses Holz, das theils als Schmuck dient, theils aber auch beim Feueranzünden benutzt wird, indem man darauf den aus hartem Holz bestehenden Quirlstock aufsetzt.

Fast in jedem Dorf ist ein Wassertümpel zu finden, an dessen Ufer sich zahlreiche Süsswasser-Schildkröten sonnen. Die Wege in der Nähe des Dorfes sind sehr schmutzig gehalten und scheinen der ganzen Niederlassung als Abort zu dienen.

Fast nirgendwo habe ich üppigere und ausgedehntere Sorghumfelder gesehen, als hier. Die Halme sind sehr hoch, und die Aehren erreichen häufig beinahe die Grösse eines Kinderkopfes.

Auch am nächsten Tage wurde die Nachhut noch durch einige Pfeilschüsse belästigt. Sobald wir aber in eine etwas schlammige mit Acazia fistula bestandene Ebene traten, die die Grenze zwischen Néra und der südlichen Landschaft Sséke*) bildet, zogen sich die Eingeborenen zurück. Schon nach $3^{1}/_{2}$ stündigem Marsche lagerten wir bei dem kleinen Dorfe Mnyanssámba.

Abb. 248. Schild aus Ussíha.

Von hier an gingen unsere Wege auseinander. Herr Meyer schlug die direkte, nach Süden führende Route nach Tabóra ein, während ich selbst mich nach Südost wandte.

Das Terrain ist hier leicht wellig und vorwiegend sandig. Die weiter nördlich so häufigen Felsrücken werden bedeutend seltener, je mehr man nach Süden marschirt. In der Vegetation tritt uns zum ersten Male wieder der Affenbrodbaum entgegen, der in den Gebieten um die grossen Seen herum fehlt. Ausser diesen — jetzt unbelaubten — Baumriesen bieten nur vereinzelte Tamarinden mit schöner, grüner Blattkrone und etwas Gestrüpp von Flöten-Akazien eine Abwechselung in der Landschaft. Der Boden ist durchweg mit kurzem Gras bedeckt, dem sich violette Scabiosa und ähnliche Compositen, weisse Malven mit violettem Grunde und ein weiss blühendes Kraut beimischen. Einige ausgetrocknete Bachläufe wurden überschritten. In den von der Natur hergestellten Felsbecken halten sich Wassertümpel fast das ganze Jahr hindurch: eine dicke Schicht von Wasserlinsen und Stratiotes schützt sie vor Verdunstung.

---

*) Häuptling: Manisėngo. Volk: Wavínsa.

Nach vierstündigem Marsche schlugen wir an dem Púmbo-Bach unser Lager auf, der die Grenze zwischen den Landschaften Sséke und Móndo bildet. Die Dörfer sind hier nur selten mit Hecken umgeben. Viele von ihnen sind durch die aus Osten hereingebrochenen Mässaihorden zerstört worden.

Bald verliessen wir bei unserm Weitermarsch den kleinen Distrikt Móndo, in dem nur wenige, unbedeutende Dörfer gelegen sind, und gelangten in eine breite, niedrig gelegene Grenz-Wildniss, deren dunkler, schwarz durchrissener Boden Akazien-Gestrüpp trägt; nur stellenweise sind auch höhere Bäume vorhanden. Leicht ansteigend ging es weiter auf sandigem Terrain, das mit Gras bewachsen ist und in dem vereinzelte Armleuchter-Euphorbien und viele Affenbrodbäume verstreut sind. Wann diese Pflanzen eigentlich ihre Vegetations-Periode haben, konnte ich nie konstatiren. Sie scheinen ihr Laub ganz unregelmässig zu bekommen; hier prangten wenige Exemplare in üppigem Grün, während die meisten anderen kahle Aeste zeigten. Ein kleiner bevölkerter Distrikt, Matánda, trennte uns noch von Ussíha, woselbst wir nach $6^1/_2$stündigem Marsche beim Dorfe Kahulíku lagerten, in dessen Nähe der bekannte Wanyamwési-Händler Terekésa sich angesiedelt hat; augenblicklich aber war er auf einer Expedition zur Küste begriffen. Diverse sandige Bachbetten durchziehen das Land.

Am folgenden Tage marschirten wir nur bis zu dem nahe gelegenen Hauptdorfe von Ussíha, dessen Häuptling Mwándo uns Führer für den nächsten Tag versprochen hatte. Hier erfuhr ich, dass Terekésa nur ein Händler und kein Häuptling sei: er hat im Lande wenig Einfluss, trotzdem er ein Verwandter von Mtingínya sein soll. Gegen seine von der Küste mitgebrachten Waaren tauscht er sich Elfenbein und Ziegen, in guten Jahren auch gegen Ochsen ein, um sie an der Küste zu verkaufen. Ausserdem sendet er, gleich den eingeborenen Häuptlingen, von hier aus auch Elephantenjäger an die Ostküste des Victoria-Nyansa, besonders nach Sháshi und Ugáya, wo Elephanten aber nur noch sehr selten sein sollen. In den öden, baumlosen Landschaften am See kommen diese Thiere offenbar gar nicht vor, wohl aber weiter östlich auf dem bewaldeten Plateau. Man erzählte mir auch von einem östlich von hier gelegenen »Nyansa ya tchúmwi«, d. h. Salzsee, offenbar dem Eiássi von Dr. Baumann.

Die hiesigen Eingeborenen, Wassinyánga oder Washinyánga genannt, behaupten, dass sie vor Zeiten aus Süd-Westen oder West-Süd-Westen in ihre heutigen Sitze eingewandert sind. Sie gehören mehr den Wanyamwési als den Wassukúma-Stämmen an. Die Männer gehen meist ganz nackt, nur wenige tragen Stoffe. Als Stammeszeichen tätowirt man sich eine blaue, doppelte Linie auf Stirn und Nasenrücken ein. Ausser diesen Wanyamwési sieht man hier bisweilen noch einige Watatúru (Mangáti), die sich durch hübsche Gesichtszüge und helle Haut auszeichnen. Ihre schmalen Nasen und die weichen Haare erinnern an die Wahúma; der Ueberlieferung nach sollen sie aus dem fernen Nord-Nord-Osten

speziell aus dem Lande Nyegési*) eingewandert sein. Auch einzelne Eingeborene aus Irámba haben sich hier angesiedelt. Sie sind erkennbar an langen Längsschnitten, die auf beiden Wangen angebracht sind.

Die Wassinyánga durchbohren stets die Ohrlappen und verzieren sie mit einem Pflock, einem weissen Nagethierzahn oder einer Kupferspirale. Sonst sieht man als Schmuck nur einige Messingreifen, die um Handgelenk, Oberarm und Fussgelenk gelegt werden. Sehr beliebt sind kleine, rothe Perlen, die — zu sechs bis zehn kurzen Reihen neben einander auf Gnu-Schwanz-Haare gezogen — den Hals umgeben. Die Männer tragen ein kürzeres, die Frauen ein längeres Fell, das dünn geschabt wird, seltener auch ein Stück Zeug, um die Hüften.

Die Dörfer sind meistens offen angelegt, doch sieht man auch hier schon einzelne Tembe-Gebäude, die jedoch auf einer Ecke oder einer Seite fast stets offen sind. Nur das Dorf Kanána, in dem der Unterhäuptling wohnt, stellt eine vollständige Tembe dar; sonst sieht man auch runde Hütten, die den oben beschriebenen gleichen. Ihre Thür ist aus Rohrstengeln hergestellt. Der Innenraum wird durch eine Scheidewand getheilt: die vordere Hälfte dient zum Kochen, die hintere zum Schlafen. Kalebassen, Mörser und Körbe sind als Hausgeräthe zu erwähnen. Letztere haben Kegelstumpf-Form und sind aus spiralförmig aneinander genähten Gras-Wülsten hergestellt. Als Reibstein wird der nackte Fels verwandt, in dem man überall flache Gruben eingeschliffen findet. Auch hier umgeben Wolfsmilchzäune die Ansiedelungen. Für die Viehheerden stellt man ausserdem eine kleine Hecke aus Dornzweigen her. In jedem Dorfe sieht man ferner auf vier langen Stangen ruhende Geflechte, auf denen Mais oder Saat-Getreide getrocknet wird. Die mit kleinen Messern abgeschnittenen Sorghum-Aehren werden auf gereinigten und mit Kuhmist bestrichenen Plätzen mittels langer Stangen ausgedroschen; die Saat reinigt man durch Schütteln auf Basttellern im Winde. Die Vorräthe an Sorghum bewahrt man in riesigen Körben, die unter besonderen Schutzdächern stehen, auf, während die Maiskolben mit der Hülle in Bündel zusammengebunden (etwa wie bei uns die Zwiebeln) und im Freien oder in der Hütte aufgehängt werden. Man baut weisses und rothes Sorghum, von denen das erstere meist lockere, das letztere massige Aehren hat, deren Stengel gewöhnlich umgebogen sind, nächstdem Penicillaria, Voandzeia, Arachis, Phaseolus lunatus, Bataten, sehr wenig Sesam, einige Kürbisse, Gurken, Kalebassen, sowie Tabak (Nicotiana virgineana) und Hanf. Amaranthus und Gynandropsis wachsen halb wild. In den Feldern sind kleine Gerüste aufgerichtet, auf denen Kinder oder Greise sitzen, um die Vögel durch Klappern mit zwei Stöcken zu verscheuchen.

An Hausthieren hält man ziemlich kräftige Buckelrinder mit kleinen, seitlich abstehenden Hörnern, die nur ganz gering nach vorn und aufwärts gekrümmt

*) Gési muss ein veraltetes Wort für »See« sein, es findet sich am Albert-Edward-See, am Nyansa u. s. w. wieder. Ob es aus den Dialekten der Bantu des Zwischenseengebietes oder der hamitischen Völker stammt, kann ich nicht sicher entscheiden, vermuthe aber das Erstere.

sind. Von Ziegen sah ich nur schwarze und weisse, niemals falbe; sie gehören der Varietät mit geraden Nasen, ohne Hautanhänge am Hals an. Nur bei alten Böcken zeigt sich ein Bart. Die Schafe sind lang gebaut, mit schwächlichen Beinen und schmalem, aber ziemlich langem Fettschwanz, der bis unter das Fersengelenk reicht. Ihre stets braune oder braun und weiss gefleckte Wolle ist kurz und ungekräuselt. Widder haben kurze, nach hinten gerichtete und stark gekrümmte Hörner. Verschneidung der Böcke ist bekannt. — Die Hunde haben dreieckige, aufrecht stehende Ohren und eine spitze Schnauze, zu der die Stirn scharf abfällt. Sie sind klein und gedrungen, der Schwanz stets in einer oder anderthalb Windungen geringelt. Ausser braungelben oder weiss gescheckten Exemplaren findet man bisweilen auch solche mit schwarzen Flecken.

Der Boden des Landes ist ein grober, röthlicher Sand, der ziemlich trocken aussieht. Das Wasser fliesst in dem sandigen, ein bis zwei Meter tiefen Bachbett nur unter dem Boden fort. Man kann es leicht und reichlich in guter, klarer Qualität erhalten, wenn man in der Bachsohle ein drittel bis ein halb Meter tiefe Gruben gräbt. Der Bach, bei dem wir lagerten, enthielt noch einige kleine Tümpel, in denen zahlreiche Fischchen und Wasserkäfer wimmelten. Die Affenbrodbäume sind auch hier sehr häufig. Bei den meisten ist ein grosses Stück ihrer Rinde abgeschält, aus der man Bast für Stricke gewinnt.

Hier mussten wir uns für den Weitermarsch durch die unbewohnte Wembere-Steppe*) verproviantiren. Nachdem wir am folgenden Morgen die letzte, Lukúta genannte Ansiedelung passirt hatten, betraten wir eine völlig flache Ebene, deren Boden aus grau-schwarzem, getrocknetem Schlamm besteht und mit spärlichem Gras und Gebüsch von Acacia fistula bedeckt ist. Hier und dort sind offene Grasflächen in den Busch eingestreut. Nach im Ganzen vierstündigem Marsche wurde bei einem kleinen Bachlauf Mashére, der durch einige Schirm-Akazien gekennzeichnet ist, das Lager aufgeschlagen. Zierliche Gazellen mit dunklen Seitenstreifen (Gazella Grantii), Zebras, Büffel, Schakale und andere Thiere belebten die Ebene. Zahlreiche Libellen (Aeschna) schwirrten über dem trockenen Grase umher. Ein grosser Prachtkäfer mit braunen Flügeln und Laufkäfer sind ziemlich gemein. In der Nähe unseres Lagers befand sich ein grösserer Wassertümpel, dessen Rand mit schwarzem Schlamm bedeckt war. Wasserrosen mit grossen, gesägten Blättern und prächtigen, weissen Blüthen, Azolla und Utricularia bedeckten die Oberfläche. An seinem Ufer stand etwas grüne Vegetation: Schirmakazien, einige Kigelien und andere Bäume bildeten den Hintergrund, Akazien-Gestrüpp hängt über dem Uferrand und diente zahlreichen Webervögeln als Wohnort. Hier und da liess sich eine violette Winde oder eine gelbe Composite sehen. Mannichfache Thiere belebten den Teich. Welse (Clarias), kleine barbusartige Fischchen, Regenwürmer, sowie eine grosse Landschildkröte fielen meinem Sammeleifer zur Beute, zusammt einer Reihe von Vögeln, die Mabruck in der

*) Richtiger geschrieben: Vembaere.

Umgegend erlegte. Einige Schritte vom Wasser entfernt war alles schon trocken und das Gras gelb und völlig verdorrt. Nur einige Schirm-Akazien und wenige Exemplare der Flöten-Akazie hatten noch ihr Laub bewahrt, das aber kaum Schatten spendete. Nebenbei gesagt, giebt es nur sehr wenige Termiten in der Steppe, so dass viel gefallenes Holz verschont wird und umherliegt, während sonst in Afrika alles bald von diesen gefrässigen Thieren vernichtet wird.

In der Nähe unseres Lagerplatzes lagen Blöcke verschiedener Grösse, von grauem, derben Kalkstein, sowie andere aus einem Kalkkonglomerat. Leider verbot mir die Zeit, die Frage genauer zu verfolgen, woher diese Blöcke stammen und welcher geologischen Formation sie angehören.*) Die Zusammensetzung des Bodens der Wembere-Steppe und deren vollkommene Flachheit macht es mehr als wahrscheinlich, dass sie einst den Boden eines ausgedehnten Binnensees gebildet hat. Sie liegt jetzt etwas unter dem Spiegel des Victoria-Nyansa, die Wasserscheide zwischen beiden ist aber nur sehr flach, so dass man sich wohl vorstellen kann, dass in früheren Zeiten der Nyansa mit der Wembere-Steppe in Zusammenhang gestanden habe.**)

Auf leichten, mit vereinzelten Schirm-Akazien bestandenen Bodenwellen, die mit Brocken aus Kalkstein bedeckt sind, zogen wir das westliche Ufer des Bachbettes (Nyaua) entlang, an dem grüne Akazien, Kigelien, Dumpalmen (Hyphaena) und Dorngestrüpp einen ziemlich bedeutenden Vegetationsrand bilden. Die Palmen gehören der unverzweigten Art an; ihre Früchte hängen in langen Trauben herunter, und ihr Stamm ist in den meisten Fällen von oben bis unten mit dürren Blattresten bedeckt. Nur bei ganz alten Exemplaren fallen diese ab und zwar die oberen zuerst. Nach viereinhalbstündigem Marsch in der Sonne wurde der Bach überschritten und dicht am andern Ufer das Lager aufgeschlagen. Mit uns marschirte eine grosse Wassukúma-Karawane denselben Weg. Flach wie ein Teller dehnt sich die mit spärlichem Baumwuchs bedeckte Steppe hin. Im fernen Westen waren die sanften Hügelzüge von Unyamwési zu sehen, und im Süden tauchten aus dem blauen Dunst die Plateau-Berge von Irámba hervor, deren westlichste Erhebung uns als Pilínga bezeichnet wurde, hinter dem das Land Ussánsu oder Issánsu liegen soll.***)

Sehr überraschte es mich, dass zwei Träger, die mich nun schon seit zwei Jahren begleiteten, hier desertirten und ihren wohlverdienten Lohn im Stiche liessen, wahrscheinlich, weil sie zufällig in der erwähnten Ussukúma-Karawane

---

*) Es scheint sich verschiedentlich Kalk, der ganz wie zur Jura-Formation gehörig aussieht, in solchen Niederungen abgelagert zu haben, so z. B. fand ich ähnliches in Ugógo (s. oben) und Dr. Baumann am Jipe- und Manyára-See u. s. w.

**) Bestärkt wird diese Vermuthung durch die Thatsache, dass der Lurchfisch (Protopterus) in dem Wembere-Sumpf vorkommt. Er findet sich sonst im ost-afrikanischen Küstengebiet nicht, wohl aber im oberen Nil (in allen drei grossen Seen), ebenso wie im Sambesi-Gebiet.

***) Es ist der eine Rand der tiefen Einsenkung, in der der Eiássi und die Wembere liegen, ein secundärer Längsgraben. Das Plateau wird im Norden bedeutend höher am Eiássi-See, den es auch noch westlich umgreift. Hinter Issánsu sollen die Länder Ipíndu, Túru, Ussandaui liegen.

alte Bekannte getroffen hatten. Die Neger bleiben eben grosse Kinder. Sie folgen momentanen Eingebungen und denken niemals über die nächste Stunde hinaus.

Am anderen Tage folgten wir noch eine Strecke weit dem Nyaua-Bach, dann marschirten wir durch eine kahle Grasebene, bis wir auf ein weites, mit Flötenakazien bestandenes Feld kamen, in dem das Bett des Manyónga-Baches (hier Diliangúbu genannt) sich eingeschnitten hat. Ein kurzer Marsch brachte uns an einen kleinen Teich, wo das Lager aufgeschlagen wurde. Hier holte ich die Hauptmasse der Ussukúma-Karawane ein, die viele Ochsen und Tausende von Ziegen zur Küste bringen wollte. Die Leute eröffneten uns, dass am folgenden Morgen ein ausgedehnter Sumpf für uns zu überschreiten sei, der von dem Wembere-Fluss gebildet sei. Ihrer Ziegen halber mussten die Wassukúma einen östlichen Umweg von vier Tagen durch Buschwerk machen. Wir selbst zogen den kürzeren Weg durch den Sumpf vor.

Ueber die östlich von hier gelegenen Gebiete konnte ich von diesen Leuten nur wenig erfahren. Die Wassukúma wissen zu erzählen, dass der von Süden oder Süd-Süd-West kommende Wembere-Fluss sich in diese Ebene ergiesst und sie versumpft. Während der heissen Zeit trocknet der Sumpf zum grössten Theil aus und hinterlässt etwas Salz, das man ausbeutet.

Morgens marschirten wir noch eine Stunde lang durch die offene Grasebene. Dann begann zunächst etwas Schlamm unseren Marsch zu hindern. Viele Ibisse, weisse Kuhreiher und Kiebitze (Lobivanellus cristatus) suchen sich hier ihre Nahrung. Allmählich ward der Schlamm tiefer, und je weiter wir nach Süden vorwärts schritten, desto schwieriger gestaltete sich der Marsch und desto mehr kam die Karawane auseinander. Unter dem $^1/_2$ m tiefen Wasser befand sich ein zäher, grauer Schlamm, in dem man auf Schritt und Tritt fast bis zu den Knien einsank. Stellenweise war das Wasser mit schneidendem Schilfgras bestanden, das dem Boden wenigstens etwas Festigkeit gab, an anderen Punkten aber wucherten blos grüne Algen und Chara-artige Gewächse in der schwarzen Schlammschicht. Nirgendswo war ein Punkt vorhanden, an dem die ermüdeten Träger ihre Lasten niedersetzen konnten. Auch ich selbst fühlte mich aufs Aeusserste erschöpft: es war die grösste Anstrengung, die ich je durchgemacht habe. Soweit man sehen konnte, dehnte sich die Wasserfläche nach allen Seiten aus. Nur ganz in der Ferne im Süden konnte man einen dichten Schilfrand sehen. Der Führer sagte uns, dass dort der Wembere-Fluss fliesse und dass gleich hinter ihm das trockene Land anfange. In der That waren einige grosse Feigenbäume dort am Horizont zu erkennen. Mit neuem Eifer wurde der »Weg« fortgesetzt, aber das Ziel wollte nicht näher rücken. Unglaublich langsam nur kamen die Träger vorwärts. Volle sieben Stunden watete ich mit der Spitze der Karawane in dem Schlammwasser, bis ich endlich das Schilf erreichte. Dann ging es plötzlich bis an den Schultern in das Wasser des Bachbettes hinein, endlich noch ein kleines Stück durch Schilf, — das Wasser wird flach, verwandelt sich

in eine graue Schlammsuppe und plötzlich fühlen wir den festen Boden wieder unter den Füssen.

Hinter uns waren, so weit das Auge reichte, die Leute mit ihren Lasten verstreut. Jeder hatte zu viel mit sich selbst zu thun, um dem anderen helfen zu können. Auch jetzt konnten wir noch nicht lagern, da kein Trinkwasser vorhanden war. So mussten wir trotz der Ermüdung nach kurzer Rast noch eine Stunde durch eine Grasflur marschiren, auf der zahlreiche Gazellen weideten, bis wir in der Nähe einiger Tembe-Dörfer, Ssekénke genannt, an einem Bachbett unser Lager aufschlagen konnten. Mein Zelt war glücklicher Weise mit mir eingetroffen, nicht aber meine Koffer, so dass ich bis Abends in den schlammtriefenden Kleidern bleiben musste.

Nach Einbruch der Nacht erst kamen zwei Soldaten mit der Meldung, dass die Nachhut eine kleine Erhöhung rechts von unserer Route gefunden habe, wo nur Schlamm, nicht aber Wasser stände. Dort wollten sie mit den gänzlich erschöpften Trägern und dem Esel übernachten. Um ihnen zu helfen, wurde ihnen am nächsten Morgen eine Abtheilung Leute entgegen gesandt. Der letzte Träger kam gleichwohl erst am folgenden Tage Nachmittags vier Uhr im Lager an.

Sehr grosse Schwierigkeiten hatte der Transport meiner Esel gemacht. Ein grauer Unyamwési-Esel ertrank. Der weisse, kräftige Maskat-Esel konnte im Schlamm nicht vorwärts kommen. So banden ihm die Soldaten alle vier Beine zusammen und zogen ihn, indem sie den Kopf dabei über Wasser hielten, ein Verfahren, das für die Leute jedenfalls weit anstrengender war, als für den Esel. Viele Lasten waren ins Wasser gefallen; am schmerzlichsten war es für mich, dass mehrere Bündel mit Herbarium-Pflanzen und anderen Sammlungen, sowie eine Kiste mit werthvollen Büchern durchnässt war. Den ganzen Tag hindurch wurden die Sachen in der Sonne ausgebreitet, um nothdürftig zu trocknen.

Unser Lager befand sich etwas östlich von einer Anzahl Tembe-Gebäuden auf einer kleinen Terrainwelle am Ufer des Bachbettes, das noch in einzelnen Tümpeln Wasser führte. Die eingeborenen Wa-Irámba (Warámba) wohnen in winkeligen, in Folge des Holzmangels im Lande niedrig gebauten Tembe-Gebäuden, die aus rothem Laterit-Lehm aufgeführt sind. Die Leute sind von dunkeler, chokoladebrauner Farbe und ziemlich hoch gewachsen. Als Stammesabzeichen tragen sie auf jeder Wange zwei längliche, senkrechte Einschnitte (Abb. 249); ausserdem werden die oberen, mittleren Schneidezähne dreieckig ausgesplittert. Männer, wie Frauen, haben in den Ohrlappen eine grosse Durchbohrung, in die etwa thalergrosse, meist biconcave und oft mit Blei beschlagene Holzpflöcke eingelegt sind. Manche Individuen schmücken die Ohren nur mit Perlschnüren (Abb. 250). Die Gesichter der Leute sind meist nicht unschön, die Nase weniger breit, als bei anderen Negern. Das Haar rasirt man bisweilen ab, häufiger flicht man es in kurze Zöpfe. Eine vollständige Beschneidung wird schon im Alter von sechs bis acht Jahren ausgeführt. Als Bekleidung dient

den Männern ein Stück Fell oder Stoff, das bald um die Schultern, bald um die Hüften geschlungen wird. Breite Gewinde aus Messingdraht um Ober- oder Unterarm sind bei beiden Geschlechtern beliebt, ebenso Dreiecke oder runde Scheiben aus den weissen, abgeschliffenen Böden der Conus-Schnecke. Die Weiber tragen vorn eine Art Vorhang von Perlenschnüren (weiss und rosa), unter denen noch ein schmales Fellstück befestigt wird. Hinten wird ein von den Haaren durch Schaben befreites und mit Oel geschmeidigtes Fell befestigt, auf das man fingerbreite Streifen weisser Perlen in zweifingerbreiten, senkrecht verlaufenden Abständen aufnäht. Ein ganz schmaler Perlensaum umgiebt den Rand dieses bergmannsschurzartigen Kleidungsstückes. Selten wird der Oberkörper durch ein Fell oder ein Stück Zeug verhüllt. Ausser den oben erwähnten Spiralen sind Armringe aus Messing oder Eisen, sowie Perlenschmuck am Hals beliebt. Die Kinder werden meist auf dem Rücken getragen und zwar in einem Stück Haut, das an einen Riemen auf der Brust der Mutter ruht. Durch das Gewicht werden natürlich die Brüste herabgezogen und deformirt.



Abb. 249. Mann von Irámba.
(Zwei Schnittnarben auf der Backe.)

Gebaut wird Sorghum von heller Varietät, das nur wenige rosa Flecken hat, aber viele hängende Aehren trägt; ausserdem Bohnen, Bataten, sowie einige Erdnüsse. Honig und Sesam waren nicht zu bekommen. Die Getreidevorräthe werden auf dem Dach der Tembe-Gebäude in grossen, aus Stroh geflochtenen, kegelstumpfförmigen Körben aufbewahrt. Aus Unyamwési eingeführte »Lindo« sieht man seltener. Ausser diesen Vorrathsgefässen werden noch hübsche Körbchen mit schwarzem Muster nach Wahúma-Art, sowie flache Teller geflochten; die Thongefässe der Warámba sind wenig gemustert: unter ihrem etwas gewulsteten — nicht umgekrempelten — Rand sieht man einige eingeritzte Linien oder primitive Dreieckszeichnungen. Die Wasserkrüge sind dickbauchig mit kurzem conischen Halsstück. Die Kalebassen sind meistens krumm gewachsen, ihr Hals ist durch eine Einschnürung von dem eigentlichen Gefäss getrennt. Die Kühe sind grösstentheils ausgestorben, Ziegen und Schafe hingegen giebt es massen-



Giraffen in der Steppe („buga“) zwischen Irámba und Túru.

Aquarell von W. Kuhnert.

haft. Der Boden in der Nähe von Ssekénke besteht in den tieferen Parthien aus schwarzem gerissenem Schlamm; an Erhebungen findet man Laterit, der mit vielen Felsstücken durchsetzt ist. Granitische, gneis- und diabasartige Brocken liegen bunt durcheinander. Von einem erhöhten Standpunkte aus sahen wir nach Norden über die durchschrittene Sumpffläche hinweg, die sich auch nach Nordost, soweit wir sehen konnten, ausdehnte. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass sie mit dem kurz vorher durch Dr. Baumann aufgefundenen Eiássi-See zusammenhängt.

Die Landschaft Irámba steht unter einem Häuptling, Namens Kirióma, einem alten freundlichen, aber recht geschwätzigen Herrn.

Durch ihn erfuhr ich, dass von hier aus ein ziemlich naher Weg nach Irángi vorhanden sein sollte,*) auf dem es überall Wasser gäbe. Ich beschloss, alles daran zu setzen, auf der noch von keinem Europäer begangenen Route nach Irángi zu marschiren.

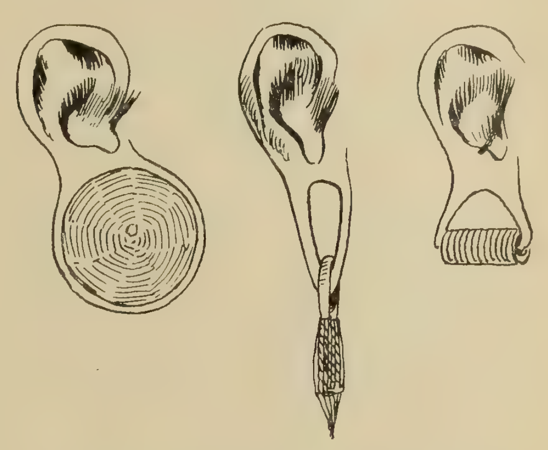


Abb. 250. Ohrschmuck der Warámba, (auch in Túru, Irángi, Djágga bei Wakagúru, Māssai etc.)

Um den Leuten Ruhe zu gewähren, musste ich mich jedoch entschliessen, noch einen zweiten Tag hier zu lagern. Am 10. Juni wurde dann der Weitermarsch angetreten. Wir setzten uns zunächst in östlicher Richtung in Bewegung, theils dem sandigen Bachbett entlang, auf dem zahlreiche Borassus-Palmen und Procera-Büsche standen, theils über die öde Steppe auf das vor uns liegende Bergland zu, dessen Fuss wir nach $2^1/_4$ Stunden erreichten. Der etwa 50 Meter hohe Rand dieses Irámba-Plateaus streicht von hier aus einerseits nach Ost-Nord-Ost, andrerseits nach Süden. Ein beschwerlicher Anstieg, der durch Steingerölle von Granit und Quarz behindert wurde, brachte uns auf das Hochplateau, von wo sich eine weite Aussicht über die öde, nördlich gelegene Wembere-Ebene bot. Nach kurzer Rast an einer klaren Quelle ging es auf dem welligen, von sandigen Bachbetten durchfurchten Hochplateau weiter, bis wir nach $5^1/_2$ stündigem Marsche lagerten.

Die Eingeborenen, hier oben Wamínsa genannt, sind mit denen von Irámba stammverwandt, haben aber eine primitivere Kultur als diese. Sie gehen entweder ganz nackt oder tragen nur hinten ihren Bergmannsschurz. Nur die Bauchbinde,

*) Mir wurde angegeben, dass es von Irámba nach Issánsu in Ost-Süd-Ost-Richtung 2 Tage, dann 3 Tage durch Busch zu den Wambúlu (Wambúru) und von dort wieder durch Busch nach Irángi ginge. Die Händler aus dem letzteren Orte kämen zu den Wambúlu, um dort einzukaufen, und die Leute von Issánsu seien mit den Wambúlu gut bekannt, die zu einem Stamm der Watatáru gehörten. Wir selbst wählten in der Folge einen etwas südlicher gelegenen Weg.

die aus einem zwei Hand breiten, mit Kauris benähten Fellstreifen oder aus zahlreichen Schnüren besteht, darf nicht fehlen. Die in dichten Wolfsmilchhecken gelegenen tembeartigen Gebäude sind nur 1 Meter hoch. In ihnen hat man die Erde kellerartig ausgehoben, so dass man darin aufrecht stehen kann. Meistens ist kein von Gebäuden umgebener, viereckiger Hof vorhanden; nur einzelne Häuser von rechteckigem oder quadratischem Grundriss stehen beisammen, von einem Pfahlzaun eingefriedigt. Wir meinen eine halb in den Boden versenkte Tembe vor uns zu haben. Auf den ziemlich ausgedehnten Feldern wird ausser weissem Sorghum und den oben erwähnten Feldfrüchten auch etwas Baumwolle gezogen.

In südöstlicher Richtung marschirten wir von hier aus weiter, durch ziemlich dicht bewohnte Länder. Zahlreiche Bachbetten wurden überschritten, bis wir nach etwa $1^3/_4$ Stunden die Grenze von Kiriómas Land erreichten und den Distrikt Lishóngo betraten.*) Auf die flache, leicht wellige Hochebene sind hier und dort Granithügel aufgesetzt. An einzelnen Stellen zeigt der Granitfels sehr grosse Feldspath-Krystalle; der Boden besteht aus graubraunem, erdigem Thon, in den die Bachbetten sich 2 bis 4 Meter tief einschneiden. Ihre Sohle ist flach und mit röthlichem Sande bedeckt. Nur stellenweise ist eine oberflächliche, dünne Lage rothen Thones im Lande zu bemerken. Ein scharfer, aus Süd-Süd-Ost oder Ost wehender Passat streicht über den Boden hinweg und trägt alle losen Sandpartikel in Vertiefungen oder an Stellen, wo etwas Vegetation ihnen Halt bietet. So sind auch hier die Bedingungen für die Entstehung lössartigen Bodens gegeben. Der Thon zeigt aber nirgends stengliche Struktur und nirgends Fossilien wie bei echtem Löss. Er ist stellenweise horizontal geschichtet.

Die Eingeborenen von Lishóngo waren ziemlich scheu und kamen mit Bogen und Pfeilen auf uns zu, da sie uns für Māssai (hier Wamassegéra genannt) hielten. Sie wurden jedoch bald über ihren Irrthum aufgeklärt und zutraulicher. Ihre Bogen sind kurz, die Pfeile ebenfalls klein, oft nur mit einer vierkantigen Pfriemenspitze versehen, an der die Widerhaken, so weit ich feststellen konnte, fehlen. Am unteren Ende des Pfeils sind Federn befestigt und zwar in einer etwas anderen Weise, als wir das für die Karágwe-Leute**) beobachtet haben. Das gespaltene Federstück wird am äussersten Ende des Pfeils angebunden (und zwar so, dass der freie Theil der Feder über den Schaft hinaus sieht,) dann umgebogen und das andere Ende der Feder ebenfalls durch eine Umwicklung mit Bast am Pfeilschaft befestigt (s. Abb. 251). Die kurzen Lanzen haben ein läng-

Abb. 251. Pfeil der Wanyatúru, ähnlich bei vielen »jüngeren« Bantu, bis zu sieben Federn am Ende.

*) Häuptling: Ssúluva; Volk: Wanitura.

**) Dort zieht man feinsten Bast zwischen den einzelnen Fiederchen des Federbartes hindurch, nachdem man drei gespaltene Federn einfach auf das Pfeilende gelegt hat.

liches Eisen ohne Blutrillen; es ist am Schaft nicht durch eine Zwinge befestigt, sondern durch einen Dorn in diesen eingelassen. Ein Spalten des Schaftendes wird dadurch verhindert, dass man es mit einem frischen Stück Haut — am liebsten mit einem Thierschwanz — überzieht.*) Messing ist sehr beliebt, es wird ausser zur Herstellung von Ringen auch zur Aufertigung von »Perlen« für Hüftschnüre verwendet, die ganz den früher aus dem Waldgebiet beschriebenen Eisenperlen gleichen. An Glasperlen sind hier hauptsächlich rosa und hellblaue beliebt. Auch die hiesigen Eingeborenen bringen die beiden charakteristischen Schnitte auf ihren Wangen an; die dreieckige Zahnlücke wird jedoch nicht immer hergestellt.

Nach fünfstündigem Marsche lagerten wir an einem Tümpel Kitúsha, der in der Grenzwildniss gegen Kinangíri gelegen ist. Zuerst waren die Eingeborenen noch etwas scheu, brachten uns aber später Nahrung zum Verkauf. Sie fabriziren sehr hübsche Messer mit Knochengriff, die in der Gürtelschnur oder in einem um die Stirn geschlungenen Band getragen werden. Auf dem Kopf wird ein Schmuck aus schwarzen Straussfedern oder ein Haarkranz angebracht. Jeder trägt unter beiden Knieen einen Lederstreifen, der hinten und vorn lang





Abb. 252. Thongefässe von Kinangíri.

herabhängt. Zebrafelle werden hierfür besonders bevorzugt. Der Tabak wird eingestampft und nachdem er eine kurze Zeit lang fermentirt hat, zu cylindrischen Stücken geformt, die ebenso breit wie hoch und an beiden Seiten leicht eingedrückt sind. Diese Tabakkuchen lagen vielfach auf den Dächern zum Trocknen aus.

Es fiel mir auf, dass bei vielen Männern der descensus testiculorum nicht vollständig geworden ist.

Ueber kurzes Dorngestrüpp stiegen wir ziemlich sanft vom Plateau herab und erreichten bald ausgedehnte Sorghumfelder mit einem muldenförmigen, sich nach Norden öffnenden Thal, jenseits dessen die Berge von Iyámbi**) und Kinyakúmi sichtbar wurden. Wir befanden uns hier in dem Distrikt Kinangiri,***) woselbst wir lagerten, da vor uns eine weite Wildniss liegen sollte.

*) Die meisten Negervölker befestigen das Speereisen mit einer Tülle auf dem Schaft; so ist es im ganzen Kongo-Gebiet, bei den Unyóro-Völkerschaften, bei den Māssai und vielen andern. Die Stämme auf dem südlichen Māssai-Plateau (Irámba, Túru und andere) haben jedoch die oben beschriebene Befestigungsart. Das Pfeileisen ist bei sehr vielen Völkern, fast überall in Ost-Afrika mit einem Dorn in den Schaft eingelassen, während man bei den Urwaldvölkern auch bei den Pfeileisen die Tülle anwendet.

**) Die Einwohner sollen hier körperlich den Wa-irámba (Warámba) ähnlich sein, aber einen den Māssai verwandten Dialekt reden.

***) Häuptling: Ngomóka.

Die Einwohner dieser Gegend sind ursprünglich aus dem südlichen Ussúre (Ussuri) eingewandert und haben sich mit den Waïrámba vermischt, denen sie äusserlich sehr gleichen. Die Ussúre-Eingeborenen sind Wakímbu (Wakyímbu), die angeblich weit aus dem Süden stammen sollen. Die aus niederen Tembe bestehenden Dörfer sind immer von einem grossen Pfahlzaun umgeben.

Ausser Rindern, Ziegen und Schafen züchtet man hier viele Esel. Einige der Eingeborenen waren schon an der Küste gewesen, wo sie die deutsche Herrschaft gesehen hatten. So empfing man uns freundlich und brachte reichlich Nahrung zum Verkauf.

Sofort nach Verlassen unseres Lagers ging es in dichten, dürren Busch hinein. Früher hat hier ein Pfad durch die Gegend geführt, der aber seit langer Zeit nicht mehr benutzt wird, so dass nur hier und da noch Spuren von ihm zu sehen waren. Durch hohes Gras und Dornbusch mussten wir mühsam unseren Weg suchen, bis wir nach über achtstündigem Marsche die ersten Dörfer der Landschaft Túru erreichten und bei einem kleinen Tümpel Gwebauri lagerten.

Die Landschaft Túru war bis jetzt nur einmal von Stanley besucht worden, und dieser hatte an einem Tage hier 30 Mann im Gefecht verloren. Mit meinen 16 Gewehren durfte ich mich natürlich auf keine kriegerischen Verwicklungen einlassen, musste vielmehr sehr behutsam zu Werke gehen. Als wir aus dem Walde heraus traten, liefen die Eingeborenen scheu davon. Um sie zu beruhigen, liess ich meine Leute alle sich niedersetzen und diejenigen, die noch etwas hatten, ihre Nahrung verzehren, ein Verfahren, das immer einen sehr guten Eindruck machte, weil es unsere friedlichen Absichten bekundete. Dann wurde, wie immer bei schwierigen Situationen, Ulédi vorauf geschickt, der im Verkehr mit den Eingeborenen weit mehr Geschick als die anderen Leute, besonders als jeder Europäer hat. Die Wanyatúru standen reihenweise mit gespannten Bogen in einiger Entfernung. Ulédi nahm sein Gewehr, ging einige Schritte vor, legte dann demonstrativ seine Waffe auf die Erde nieder und ging, die leeren Hände zeigend, unerschrocken auf die Leute los. Glücklicher Weise hatte ich einen Träger in meiner Karawane, einen Ugánda-Mann Namens Kilíndo, der die Sprache der Eingeborenen beherrschte. Mit seiner Hülfe gelang es Ulédi, einige Leute heranzubringen, die ihre Waffen niederlegten. Als sie an mich heran kamen, hoben sie etwas Gras auf, das sie erst etwas bespuckten, worauf es mir zum Bespucken gereicht wurde, eine anmuthige Freundschafts-Ceremonie, die bekanntlich auch bei den Massai geübt wird. Als Beweis meiner guten Gesinnung be-

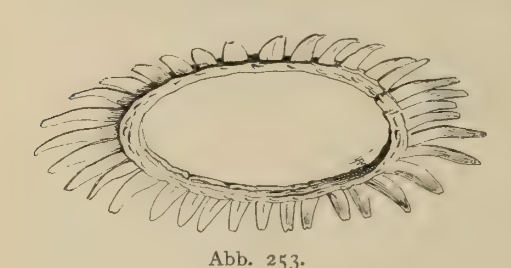


Abb. 253.
Kopfschmuck der Wanyatúru-Männer.

kamen die Leute ein Stück Zeug geschenkt, wofür sie zum Dank den Dolmetscher Kilíndo umarmten und auf die Backe küssten, was dieser erwiderte.*)

Die Wanyatúru gehen gänzlich nackt, nur um den Bauch tragen sie weisse, aus Bast gedrehte Schnüre, die bis zu hundert zu einem handbreiten Gürtel vereinigt sind.**) Ausser wenigen Perlen um den Hals und hier und da einem Elfenbein-Armband um den Oberarm ist kein Schmuck zu sehen. Die langen, schlanken Leute sind heller als die meisten anderen Neger und haben ziemlich wohlgebildete Züge. In dem erweiterten Ohrlappen tragen sie meistens nur einen kleinen, weissen Pflock, seltener eine kurze Perlenkette. Wenn ein Wohlhabender etwas Stoff besitzt, so schlingt er ihn als Gürtel um die Hüften. Reichere Leute stellen aus Perlen hübsche, breite Bänder her, die um den Hals und die Fussgelenke gelegt werden. Die Haare werden entweder abgeschnitten oder zu Zöpfen geflochten. Bei kleineren Knaben sah ich häufig die Haare des Hinterkopfes in langen Strängen gedreht, die mit einer schwarzen Substanz beschwert und mit Perlen durchflochten waren. Sie schienen mit Vorbereitungen für die Beschneidung beschäftigt zu sein und hatten sich den Körper mit einer hellgrauen Masse bestrichen, so dass sie wie mit Asche bestreut aussahen. Die Beschneidung wird häufig erst bei Knaben von 14—17 Jahren vorgenommen.***) Die Frauen sind meistens, wie diejenigen der Wakwáfi, in dünne, geschmeidige Felle eingehüllt, die von den Schultern herab hängen. In anderen Fällen tragen sie vorne ein kleines längliches Fell und hinten ein etwas grösseres; über beide ist eine breite, aus Perlenketten hergestellte Bauchbinde gelegt. Um die Fussgelenke und um den Hals tragen sie Perlenschmuck wie die Männer. Die Haare sind durchweg kurz gehalten. Die Kinder werden an einem Riemen auf dem Rücken getragen. Ein sehr beliebter Männerschmuck ist ein schmaler, um den Kopf gelegter Lederstreif, an dem längliche, leicht gebogene Messing- und Kupferstücke abwechselnd so befestigt sind, dass sie strahlenartig den Kopf umgeben (Abb. 253). Beide Geschlechter schlagen die unteren zwei mittleren Schneidezähne heraus, ein Verfahren, das bei allen in diesen Gegenden wohnenden Stämmen geübt wird. Die Zähne sind meistens braun gefärbt, weil die Leute viel Tabak kauen. Rauchen scheint dagegen nicht bekannt zu sein.

Als Waffen dienen zwei kurze, mit schmalem Blatt versehene Wurflanzen, deren Eisen in den Schaft mit einem Dorn eingelassen und durch umgelegte Haut festgehalten sind. Am hinteren Ende der Waffe ist stets ein Gegengewicht

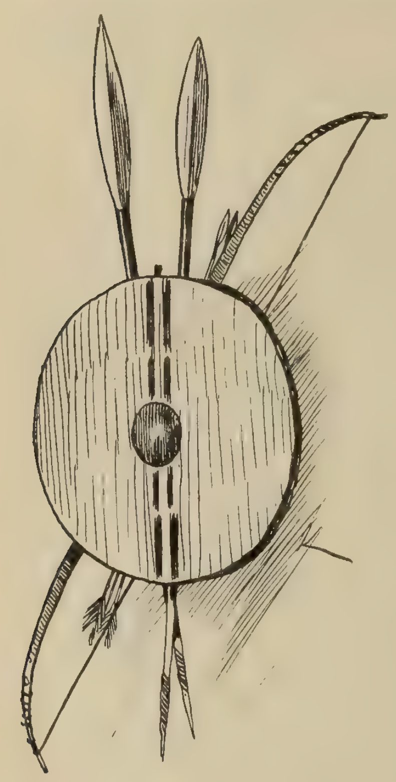
---

*) Bei den Bantu-Negern ist der Kuss gänzlich ungebräuchlich, er gilt sogar für höchst widerwärtig; ich habe ihn nur hier in Túru und bei den Wahúma beobachtet.

**) Es ist gewiss auffallend, dass Menschen, die die Beschneidung ausüben, völlig nackt gehen. Im Allgemeinen bedingt diese sonst immer eine Bekleidung, des bösen Blickes wegen. Bei diesen Leuten sieht man deutlich, dass die Kleidung — ursprünglich wenigstens — mit dem Schamgefühl nichts zu thun hat.

***) Auch hier beobachtete ich bei einem grossen Prozentsatz der Männer unvollkommenen descensus testiculorum, was ich sonst nirgends bei Negern gesehen habe. Ein Mann hatte eine sehr grosse Fettgeschwulst am oberen Ohrlappen.

in Form einer kleinen eisernen oder messingnen Spirale angebracht. Sie gleichen also den Assagái der Súlu. Ausserdem werden Bogen und Pfeile geführt; die ersteren sind leidlich gross, die letzteren haben eine einfache, lanzettförmige Spitze. Köcher habe ich nie beobachtet, die Leute tragen die Pfeile stets in der Hand. Als Schutzwaffe dient ein ovaler Hautschild von etwa 70 cm Länge. Ein entsprechend geformtes Stück Büffelhaut wird in frischem Zustande so gepresst, dass in der Mitte ein spitzer Buckel entsteht (Abb. 254). Ein an der Hinterseite des Schildes befestigter Längsstab giebt dem Ganzen Halt und dient als Handhabe. Hier und da sieht man auch Schilde, die den für Néra beschriebenen gleichen, wieder andere sind lang und bestehen fast nur aus einem kräftigen Stock, der mit einem Handschutze versehen ist. Leider gelang es mir nicht, für meine Sammlungen hier irgend welche ethnographische Gegenstände zu erwerben: die Leute wollten ihre Waffen partout nur gegen Colobus-Felle verkaufen.


Abb. 254. Waffen der Wanyatúru.

Das Land ist ziemlich dürr und, wie es scheint, unfruchtbar, wenigstens ist es schlecht bebaut. Die Felder sind dünn gesät, und die Aehren bleiben sehr klein. Penicillaria wird mehr als Sorghum gebaut. Ausser diesen sah ich nur einige Wassermelonen und Tabak. Die Wanyatúru wohnen in Häusern, die denen der Irámba-Leute gleichen. Die Tembe-Gebäude sind auch hier halb über, halb unter der Erde. Niemals sah ich eine geschlossene, viereckige Tembe mit centralem Hof, nur zwei bis drei längliche oder rechteckige Häuser im Winkel oder in Hufeisenform nebeneinander, von einer dichten Wolfsmilchhecke umgeben. Dieses scheint jeweils die Wohnung einer Familie zu sein. Derartige Gehöfte liegen oft drei bis acht dicht bei einander. Der Raum innerhalb der Hecke ist sauber gehalten, während die oft auch von Hecken eingefassten Wege in der Nähe sehr schmutzig sind. Kochtöpfe von sehr roher Form (Abb. 255), halbdurchschnittene Kalebassen und einige Körbe wurden als Hausgeräthe beobachtet. Buckelochsen, unter denen sehr viele graue Exemplare auffielen, Ziegen, Schafe und besonders Esel werden hier gezüchtet.

In diesen Wanyatúru haben wir entschieden keine reine Rasse zu erblicken. Manche Individuen sind sehr hell und schlank, haben kein krauses Negerhaar aufzuweisen, während andere schwarzbraun und von vollständigem Negertypus sind. Häufig sieht man ganz hübsche Gesichter, oft mit auffallend europäisch

gebildeten Nasen. Die Leute sind durchweg über mittelgross und besser gebaut, als andere Neger. Die Sprache gehört den Bantu-Dialekten an: alle Zahlen und viele andere Worte ähneln denen der Wanyamwési, doch verstehen sich beide Völker nicht. Als Gruss und Anrede wird »Munya Ndugu,« also etwa »mein Bruder« gebraucht.

Ich glaube, dass wir in allen diesen Völkern, zu denen ich ausser den Wanyatúru die Warámba (Wa-irámba), Wagógo, Wakagúru, Warángi (Waïrángi), Wadjágga und andere rechne, eine Mischbevölkerung aus Bantu-Negern und Volksstämmen vor uns haben, die aus Nordosten eingewandert sind und wahrscheinlich hamitisches Blut führen. Dr. Baumann hat für diese Stämme den Namen »jüngere« Bantu vorgeschlagen, da sie in dem speziellen Gebiet von Ussambára später eingewandert sind, als andere. Der Einfachheit halber wollen wir diesen Namen beibehalten. Die Wanyatúru speziell scheinen sehr viel hamitische Elemente zu haben. Ein grosser Völkerstrom hat sich offenbar aus Norden oder Nordosten wie ein Keil zwischen die Bantu eingeschoben. Noch in neuester Zeit lässt sich das Vordrängen von hamitischen Stämmen, wie der Māssai nachweisen. Es kommt mir sehr wahrscheinlich vor, dass diese Einwanderer die hier eigenthümliche Häuserform der Tembe in das Land eingeführt haben. Die weiter unten beschriebenen Māssai-Hütten — sowie auch die Ssómali-Hütten*) — scheinen die primitivste Form dieser Gattung zu sein, die Bauten der Wanyatúru kommen in zweiter Linie und die geschlossene Tembe mit dem viereckigen Hof ist bisher das vollkommenste, was der Neger auf dem Gebiete des Bauwesens vollbracht hat. In Unyamwési ist diese Bauart jedenfalls nur secundär in neuerer Zeit angenommen, um die Ansiedelungen vertheidigungsfähiger zu machen. Die runden Hütten, die man in Unyamwési innerhalb der Tembe findet, deuten darauf hin, dass früher nur solche üblich gewesen sind. Ein rechteckiges, längliches Gebäude mit flachem Dach und mit Lehm gedichtet, scheint die ursprüngliche Form der Tembe zu sein. Man hat mehrere dieser Gebäude zusammengestellt und schliesslich vollkommen miteinander verbunden, um den zahlreichen Viehheerden in dem so entstandenen Hof einen Schutz zu gewähren. Vielleicht hat man der heftigen Winde wegen die Gebäude halb in die Erde versenkt. Die von Norden hereindringenden Völker waren vor allem Viehzüchter; ausser den Buckelochsen wandten sie ihre Sorgfalt auch den grauen Eseln zu, die bekanntlich im Ssómali-Lande einheimisch und dort noch wild zu finden sind. Als Reitthier scheint der Esel hier unbekannt zu sein; er wird nur seiner Milch und seines Fleisches wegen, auch wohl zum Lasttragen gehalten.


Abb. 255. Kochtopf aus Túru.

Noch manche ethnographische Eigenthümlichkeiten haben die Völker, ausser den schon angeführten, gemeinsam, vor allen Dingen die Beschneidung, die bei

*) Paulitschke, Ethn. Ost-Afrikas, Taf. XIV. — Höhlentemben fand Thomson auch bei den Wakwafi (Māssai-Land).

den östlich und westlich von ihnen wohnenden Stämmen fehlt. Ferner das Ausschlagen der beiden mittleren, unteren Schneidezähne, ein Verfahren, das uns an ähnliche Verstümmelungen im Gebiete der Aequatorial-Provinz erinnert und endlich die weiten Durchbohrungen des Ohrlappens (Abb. 250). Leider war es mir nicht möglich, beim raschen Durchmarsch durch diese Länder, Notizen über die Sitten und Gebräuche zu sammeln, aus denen sich gewiss noch allerlei hätte lernen lassen.

Wagógo, Warángi, Warámba und andere scheinen am stärksten mit Bantu vermischt zu sein, ihre hamitische Sprache haben sie verloren, wenn man auch bei den Wagógo noch einzelne Worte findet, wie z. B.: nygēt (= Zwei), die entschieden hamitischen Ursprungs sind. Wie weit diese Stämme nach Süden reichen, lässt sich vorläufig noch nicht nachweisen. Wakagúru und Wadjágga bilden, wie wir später sehen werden, eine gesonderte Unterabtheilung dieser Völker, die »Māssai-Affen«. Die Wanyatúru haben sehr viele hamitische Elemente in sich aufgenommen oder sind in verhältnissmässig junger Zeit eingewandert. Ganz rein in ihrer Physis sind die Watáturu geblieben, die sich selbst Tatóga nennen, von den Māssai aber als Mangáti, d. h. Fremde oder Feinde, bezeichnet werden. Sie sind ausschliesslich Viehzüchter, die sich nur hier und da zum Ackerbau bequemt haben und die nach Art der Māssai in kleinen Lehmhütten wohnen sollen. Sie scheinen den Wakwáfi zu ähneln. Verwandt in Sprache und Sitten sollen ihnen die Wambúlu (Iráku) sein, die sich angeblich vor allem mit der Jagd beschäftigen und bei denen die Höhlungen unter den Temben so weit getrieben sind, dass diese vielfach völlig in den Boden versenkt sind. Auch Wanderóbo gehören vielleicht zu diesen hamitischen Völkern. Wakwáfi, Mangáti u. s. w. sind wahrscheinlich durch die vordringenden Māssai-Horden nach Süden getrieben worden. Auch im Osten des Victoria-Nyansa in Ost-Ussukúma und in Ugógo wohnen noch Watatúru-Mangáti-Familien, und weit im Norden findet man einzelne Wakwáfi in Kikúyu, wo sie ursprünglich sehr zahlreich gewesen sein sollen. Die Māssai scheinen zuletzt in diese Gebiete eingedrungen zu sein; woher sie gekommen, lässt sich schwer sagen. Das Wahrscheinlichste ist, dass alle diese Stämme aus den Gegenden östlich der Aequatorial-Provinz stammen, woselbst noch heute ihnen sprachlich verwandte Völkerschaften, die Latúka (vergl. Kap. 32) angesiedelt sind. Dort in den Grenzgebieten der Aequatorialprovinz war eine Vermischung mit den Nilnegern unvermeidlich. Wahrscheinlich werden sich eine ganze Reihe von derartigen rein hamitischen und mit Niloten und Bantu gemischten Völkerschaften nachweisen lassen, denn die Hamiten haben letztere erst in »historischer« Zeit verdrängt. Ausser diesen direkt nach Süden vorgedrungenen Hamiten, ist ein anderer Zweig von ihnen nach Südwest gewandert; es sind das dieselben, die wir als Wahúma, Watússi u. s. w. kennen gelernt haben.

Zu unserem Erstaunen trafen die versprochenen Führer wirklich am nächsten Morgen ein und entschlossen sich nach einigen Parlamentiren, mit uns zu gehen.



Tembegebäude mit Unterhöhlungen in Kinyangányi (Tóru).

Der Häuptling bekam für die Stellung der Leute ein angemessenes Geschenk. Das ganze Túru-Land steht nicht unter einem gemeinsamen Chef, sondern ist in verschiedene Distrikte zerfallen, die nicht mit einander einig zu sein scheinen. Während des Marsches folgten uns eine Menge der nackten Leute. Der Weg führte uns zunächst in eine flache Thalebene in der sich ein kleiner Sumpf befand. Etwa fünf Kilometer westlich von uns sahen wir zwischen Hügeln, den dunkelblauen Spiegel eines Ssingídda genannten Salzsees; vier bis fünf Stunden nordöstlich von hier soll ein zweiter Salzsee Namens Balanídda liegen. Nach Ueberschreitung einer kleinen Terrainwelle gelangten wir in eine zweite Thalmulde, den Distrikt Kitúndúlu, in dem eine Anzahl Ansiedelungen verstreut sind. Ein Anstieg brachte uns auf die etwas über sechszehnhundert Meter hohen Iminía-Berge, wo wir bei einem Wasserloche lagerten. Von erhöhtem Punkte aus kann man im Nordosten einen sehr hohen Kegelberg sehen, den die Wanyatúru als Igruívi oder Gurúi bezeichnen (Abb. 256). Er mag 3000 m hoch sein.*)

In den frühen Morgenstunden war es immer empfindlich kalt, nur zehn bis zwölf Grad Celsius und manchmal noch weniger, so dass man sich leicht erkältete. Seit längerer Zeit schon litt ich viel unter neuralgischen Kopfschmerzen, wahrscheinlich lavirte Malaria-Erscheinungen, die jedes Mal durch Erkältung ausgelöst wurden.



Abb. 256. Igruívi- (Gurúi-) Berg, von Kinyangánya aus gesehen. Davor Land der Watatúru (Mangáti, Tatóga), dahinter das der Wambúlu.

Von dem Plateau stiegen wir über steile Granitklippen herab auf eine Terrasse von der das Terrain sanft in ein breites Thal abfällt. Dieser Absturz bildet einen Theil vom westlichen Rande der gewaltigen Längsspalte, in der die nördlichen Seen (Manyára, Naivascha etc.) liegen. Der Ostrand dieses »Grabens« ist weit weniger steil als der Westrand. Hier konnte ich sechszig bis siebenzig kleine Wanyatúru-Gehöfte zählen.

Nach kurzem Marsch schon wurde das Lager in dem Distrikt Kinyangánya aufgeschlagen. Hier hatten sich seit sieben Jahren einige Wanyamwési und Leute der Irángi-Araber angesiedelt, um Handel zu treiben. Solche Händler, Mluési (Mlwési) genannt, sind oft nicht gerade die besten ihres Stammes; diese aber, voran ihr Chef, Namens Munye Kipónda, stellten mir Führer und schenkten mir sogar einige Zwiebeln und Tomaten, die sie hier gezogen hatten. Die Leute kaufen Schafe, Ziegen und Esel ein, die sie wieder nach Kondóa (Ussagára) zum Verkaufe bringen. Für einen Esel sollen die Eingeborenen nicht weniger als zehn bis fünfzehn Doti Baumwollenstoff verlangen, also viel mehr, als dieselbe Waare an der Küste gilt.

Ich erfuhr, dass die Leute meistentheils von hier aus den Weg über Ussandaui**) nehmen. Einigen Wenigen aber war die direkte Strasse nach Irángi

*) Nach Dr. Baumann besteht er aus Basalt.

**) Die Bewohner von Ussandaui haben nach Dr. Baumann Schnalzlaute in ihrer Sprache.

bekannt, die durch eine Wildniss führte. Das ganze Land hier ist ein Platea von vierzehn- bis sechzehnhundert Meter Höhe, das von verschiedenen, von S. S. O. nach N. N. W. streichenden Thälern durchzogen ist, unter denen die erwähnte Längsspalte die bedeutendste bildet. Das Gestein besteht grösstentheils aus Granit, der Boden theilweise aus Laterit, theilweise aus graubraunem Erdthon.*)

Nachdem wir am andern Tage nach kurzem Marsche das Thal von Kinyangánya, in dem vereinzelte Affenbrodbäume stehen, hinter uns gelassen hatten, gelangten wir durch einen Gürtel von Schirmakazien in dichten Dornbusch. Bald hörte der Pfad auf, und wir mussten uns durchbrechen, um auf einen Fussweg zu gelangen, der aber gleichfalls stellenweise gänzlich verwachsen war. Ausser Jägern und Honigsuchern betritt nur selten ein menschlicher Fuss diese Wildniss.

Vier solcher Eingeborenen, die mit ihrem erbeuteten Honig heimkehrten, begegneten uns; sie trugen den süssen Stoff in kleinen aus Zebrafell genähten Säcken.

Nach vier Stunden erreichten wir einen mässig hohen, felsigen Aufstieg, der uns wieder in eine Höhe von 1500 m brachte. Von seiner andern Seite flossen die Quellen nach Süd-Osten ab. Dann ging es immer in östlicher Richtung durch dichten, 3—4 m hohen Dornbusch vorwärts, bis wir in der Nähe einer Wasserpfütze Ntóidjo das Lager aufschlugen. Spuren von Rhinocerossen, Zebras, Antilopen und namentlich Giraffen waren zahlreich zu sehen. Eine etwa fünfzig Kopf starke Heerde dieser »Steppenpferde« weidete an unserem Lagerplatz, als wir dort einrückten. Ich konnte es nicht unterlassen, trotzdem die lärmende Karawane mir keine Aussicht auf Annäherung gestattete, auf sie Jagd zu machen, natürlich vergeblich. Während Giraffen und Antilopen der graubraunen Steppenumgebung vortrefflich angepasst sind, scheint das Zebra von weitem leuchtend weiss, seine braunen Streifen verschwinden für das Auge fast ganz. So ist es sehr weit sichtbar und wäre gewiss häufig die Beute von Raubthieren, wenn es nicht selbst sehr wachsam wäre, und sich ausserdem nicht bei jeder Heerde einige kleine, graubraune Antilopen aufhielten, die als Wächter fungiren. Sie grasen immer an der Aussenseite der weidenden Heerde und ergreifen zuerst die Flucht, wenn Gefahr droht. Dann erst ertönt das eigenartige, kurze Wiehern der Zebra, worauf alle in rasendem Galopp fortjagen, — ein prachtvoller Anblick.

Ringsum war alles noch grün. Aus dem 2—3 m hohen Busch ragte hier und dort ein hoher Baum heraus. An einzelnen Stellen wechselte das Gestrüpp mit offenen Flächen ab, auf denen oft hohes Gras steht, das aber jetzt schon — gleich nach der Regenzeit — fast überall verdorrt war. Die meisten Gräser gehören zu der Andropogonform. Zwischen ihnen stehen zinnoberroth blühende

---

*) Anderthalb Stunden südlich von hier liegt der Distrikt Uwaï. Nach Norden sollen in ziemlicher Entfernung Iyámbi, das Land der Mangáti und Umbúgwe liegen. Etwa auf dem halben Wege nach dem letzteren hin wird der Mangáti-Distrikt Ssangássa genannt. Mangáti und Wambúlu sollen schon an dem etwa drei Tage von hier gelegenen hohen Berg Igruívi (Gurúi) wohnen, den wir als steile, sehr hoch aufstrebende, kegelförmige Masse (Basalt) sahen.

Kugeldisteln (Echinops), ein kleines, stachliges, hellblaues Kraut und eine violette, intensiv nach Terpentin duftende Komposite.[1] Sonst sind die blühenden Pflanzen meistens weiss, besonders eine Winde und eine etwa 1 m hohe Krautpflanze, die eine der Winde ganz ähnliche Blüthe hat. Ganze Strecken sind in diesen weissen Blüthenflor gehüllt. An den meisten Punkten herrschen im Busch Dorngewächse vor, eine Bombacee, die ich nie beblättert sah, verschiedene Akazien mit geraden und hakigen Dornen und andere mehr. An ihnen lässt der Wanderer manche Haut- und Kleiderstücke als unfreiwilligen Wegzoll zurück. Einige kleine Bäche waren bereits vertrocknet. Die Struktur ihres tief eingeschnittenen Bettes liess aber erkennen, dass das Wasser sonst nach Süden abströmt.

Abb. 257. Candelaber-Euphorbie in der Steppe bei Irángi.

Mehrfach verloren wir unsern Weg, der ganz zugewachsen war; durch Hin- und Herirren musste er mühsam wieder aufgesucht werden. An mehreren Stellen passirten wir frische Elephantenfährten. Die Thiere hatten den Busch niedergebrochen, tiefe Löcher in den Boden gestampft und frische Losung hinterlassen. Nach $6^1/_2$ Stunden anstrengenden Marsches lagerten wir bei einem Tümpel Mayúki, der jedoch schlechtes Wasser führte. Nach Nordost konnten

wir von unserem Standpunkte aus eine weite, wellige Buschwaldfläche übersehen, nach Süden und Südosten war der Horizont durch einige stark hervorragende Bergkegel begrenzt, zu deren Seiten einige Hügelreihen sich hinzogen. Der Buschwald scheint sich nach Süden in die Gunda-Mkali fortzusetzen.

Bei den anstrengenden Märschen dieser Tage versagten die Ssomáli ganz. Einer war bereits in der Wemberesteppe gestorben, und von den andern konnten sich nur zwei zum Tragen ihrer Gewehre entschliessen. Apathisch taumelten sie mit. Im Lager waren sie ganz unbrauchbar und unbeholfen, sie mussten sich von den Wanyamwési ihr Essen besorgen lassen, wenn sie nicht verhungern wollten. Bei Märschen durch trockene Steppengebiete mögen sie ganz brauchbar sein, die Regenzeit aber hatte sie gänzlich heruntergebracht. Am wenigsten scheinen sie für dauernde Arbeiten in der Station zu passen.

Unsere Nahrungsmittel mussten wir in dieser Wildniss mitnehmen. Eine kleine Ziegenheerde hatten wir ausserdem bei uns, so dass frisches Fleisch nicht fehlte. Die Heerde war einem kleinen Jungen anvertraut, der eifrig über sie wachte. Er liess immer nur diejenigen schlachten, die nicht recht mit marschiren konnten. Etwas Reis, Mehl und Bohnen mussten die Nahrung vervollständigen.

Am folgenden Tage marschirten wir nur etwa fünf Stunden weiter, da ich wieder heftig an meinen Kopfschmerzen zu leiden hatte. Zähneklappernd rückten wir Morgens bei nur 7 ° Celsius aus dem Lager aus. Nachdem wir einen Sswága-Sswága (Ssuága-Ssuága) genannten Berg hinter uns gelassen, wurden die Höhen von Irángi sichtbar, die sich von weitem als langgezogene Hügelkette präsentiren. Nachdem wir am nächsten Tage noch etwa drei Stunden durch Busch gewandert waren, gelangten wir zu einem kleinen Sumpf, den wir umgehen mussten, ehe wir in das 50 bis 60 m breite Sandgebiet des Búbuflusses eintraten. Nur grosse Wasserlachen waren noch von ihm übrig geblieben. Man erzählte uns, dass er aus den nördlichen Bergen (Umbúgwe und Uăssi) kommt, und es scheint, dass er zu dem System des Rufídjï gehört.*) Auf unserem Marsche von der Küste nach Tabóra hatten wir ihn weiter unterhalb in Ugógo überschritten. Nach kurzer Rast folgten wir dem breiten Sandbett seines Nebenflusses Ssári.**) Links und rechts begleiteten uns niedrige Anhöhen, während im Nord-Osten in Irángi etwas bedeutendere Berge sichtbar waren. Alle Erhebungen zeigen sanfte, runde Formen. Sie sind mit Gestrüpp und Busch bekleidet, nirgends treten schroffe Felsformen zu Tage. Während unten das Bachbett nur feuchten Sand aufwies, führt es in den oberen Parthien dünne Wasser-Adern, die hier und dort im Sande sich verlieren. Wo das Wasser aufgetrocknet ist, hat sich eine weisse, flockige Salzkruste als Niederschlag gebildet. Nach einiger Zeit erreichten wir Sorghum-Felder, in denen eine Ansiedelung von Elephantenjägern sich befindet. Wir verliessen das Bachbett, überschritten eine flache Terrainwelle und gelangten

*) Nach anderen Erkundigungen soll er sich in Ugógo verlieren, sein Verbleib ist eine noch ungelöste Frage.

**) Von den Arabern aus Irángi Kondógwa genannt.

in die ausgedehnten Felder der arabischen Ansiedelung Kondóa in Irángi. Das stark hügelige Gebiet ist fast ganz von Feldern bedeckt, aus denen hier und da die Tembe-Gebäude der Ansiedler auftauchen. Ein weisser, sauber gekleideter Araber kam mir entgegen, um mich zu begrüssen und einzuladen, in der Nähe seines Hauses mein Quartier zu nehmen. Dort wurde ich von einer Anzahl Araber und Küstenleute empfangen, die mich nach der kleinen Tembe des Chefs der Araber, Ali bin Nássor, begleiteten, neben der ich mein Zelt aufschlagen liess. Auf einem primitiven Maste wehte über der Ansiedelung eine kleine deutsche Flagge. Ich merkte sofort, dass ich es mit einem äusserst höflichen Manne zu thun hatte; er überliess mich bald der Ruhe, schickte mir kühles Wasser zum Baden und liess mir Thee und einige Erfrischungen bringen.

Ich beschloss, hier einige Tage zu bleiben, sowohl um meinen Leuten Ruhe zu gewähren für den vor uns liegenden Steppenmarsch, als auch um die arabische Kolonie etwas näher kennen zu lernen.

XXXII. KAPITEL.

Land und Leute in Latúka.*)

Von **Dr. Emin Pascha.**

Unter nahezu 4^0 n. Br. liegt am Abfalle der von Osten herüberstreifenden Bergterrasse ein Land, das, eigenartig sowohl durch seine Bewohner als durch seine Thierwelt, dem Forscher mancherlei interessante Anknüpfungspunkte bietet. In verschiedener Richtung von Bergketten durchzogen und überall mit einer Menge von Hügeln besetzt, die mit Dörfern gekrönt, gleich Warten über das Land verstreut liegen, bietet das Gebiet in seinem geologischen Aufbau nur ein Glied in der einförmigen Schichtung, die ganz N.-O.-Afrika charakterisirt. Es mag wohl durch den Einfluss klimatischer Verhältnisse zu erklären sein, der die Berge zu zackigen Gestalten und die Thäler zu breiten Mulden gemacht hat; jedenfalls ist Latúka pittoresker als die umliegenden Gebiete, das östliche Shúliland vielleicht ausgenommen. Der Boden ist nahezu überall ein sandiger, aus Steinzerfall entstanden, und mit welcher Gewalt Sonnenstrahlen und Regen noch heute ihre Zerstörungsarbeit an den Bergen betreiben, sieht man am Besten, wenn man die nackten Quarzriffe, die sich über alle Wege hinziehen, betrachtet oder die Flussbetten beschaut, an deren Rändern ganze Wälle von eckigem Trümmergestein durch die dahinrollenden Fluthen aufgethürmt worden sind. Die Gesteine selbst sind meist Urgesteine, besonders auffällig sind grosse Platten von weissem Glimmer, die sowohl in der Ebene als auf den Bergrücken zu Tage liegen. Von Metallen wird nur Eisen in den an das Bári-Gebiet stossenden Bergen und an dem bei Okélla vorbeifliessendem Flusse in ziemlicher Menge und guter Qualität gefunden. Ob Edelmetalle vorkommen, ist bis jetzt zweifelhaft, doch darf man ihre Existenz vermuthen. Als besonders erwähnenswerth sind hier die heissen Quellen am Berge Sserrétten zu nennen: es sind warme Schwefelthermen, von den Eingeborenen, die daselbst Gruben ausgehoben haben, gegen mancherlei Krankheiten, besonders häufig gegen Ausschlag, angewendet.

---

*) Es mag hier der Platz sein, eine mir diktirte Arbeit Emins über Latúka einzuschalten, da aller Wahrscheinlichkeit nach die Mässai-artigen Völker aus der Gegend von Latúka in ihre heutigen Sitze eingewandert sind.

In ihrer nächsten Nähe finden sich auch zwei kalte Quellen, deren eine stark eisenhaltig ist. Erdbeben sind eine bekannte Erscheinung und werden manchmal so heftig, das Felsabstürze vorkommen.

Die Bewässerung des Landes ist wie in allen unseren Gebirgsländern im Ostflügel des Landes eine ziemlich spärliche und die Flüsse meist nur Regenbetten, die sich zur Zeit der grossen Regen füllen und dann oft genug auch Verwüstungen anrichten, in der übrigen Zeit des Jahres jedoch als breite, steinige Sandwege trocken liegen, in denen man übrigens durch Graben bis zu 2 Meter Tiefe leicht eine genügende Menge guten Wassers erhält. Quellen kommen überall vor, Sümpfe nur da, wo die während der Regenzeit austretenden Wasser sich anstauen. Als beständig fliessende Flüsse sind zu nennen der Kōhs und der östliche Tú, dessen Herkunft bis jetzt noch unbekannt ist. Aus diesen Verhältnissen, die der Vegetation eine bestimmte Schranke setzen, ergiebt sich von selbst, dass in Latúka eigentliche Wälder nicht existiren;*) jedoch findet man über das ganze Land hin grosse Bestände besonders von Borassus-Palmen verstreut, an einzelnen Stellen auch Hyphaenen (H. thebaïca); neben diesen ebenso ausgedehnte Bestände von Balanites, Sysiphus und weiterhin Akazien zweier Arten. Weiter im Osten treten einzelne Tamarisken und auch Lawsonia auf. Es mag hier bemerkt sein, dass speziell die Hyphaene nicht über Latúka nach Süden hinausgeht, sondern dass ihre Grenze von Latúka an nach Osten abbiegt und vermuthlich durch die Galla- und die Māssailänder verläuft. Einzelne schöne Stämme von Detarium finden sich auf der Strasse nach Agarú, eben daselbst auch grosse Felder von Leptadenia pyrotechnica.

Die Thierwelt des Landes ist trotz seines ausgesprochenen Steppencharakters ungemein mannigfaltig. Von grösseren Raubthieren sind besonders sehr viele Löwen in den Bergen, ebenso zahlreiche Leoparden, Jagdleoparden und Serval-, sowie Steppenkatzen zu erwähnen. Neben ihnen kommen kleine Raubthiere, wie Ichneumons, Stinkmarder u. dergl. vor. Als Beute für diese Raubthiere dienen die grossen Heerden von Antilopen und zwar besonders gewisse Steppenformen, die man auch weiter nördlich vorfindet. Von dem wuchtigen Bubalis angefangen bis zu Nanotragus Hemprichii herunter findet sich eine ganze Reihe diverser Widerkäuer, daneben Elephanten, Giraffen, Zebras, (Equus Burchellii und zwar die bis auf die Hufe gestreifte Form), Büffel und Schweine in Menge. Gerade so reich wie die Säugethierfauna ist die Ornis, und zwar ebenfalls in Formen, die der eigentlichen Steppe angehören. Ganz besonders interessant ist es, dass viele der von Dr. Fischer im Māssailand entdeckten neuen Formen für die oberen Nilgebiete in Latúka ihre Westgrenze finden, ich nenne nur Dryoscopus nigerimus, Pytelia caniceps, Schizorhis leucogaster u. s. w. Amphibien und Reptilien sind nicht gerade zahlreich und meist auf die Umgebung der Wasserläufe beschränkt; auffallend jedoch für ein verhältniss-

*) Vergleiche mit dieser authentischen Schilderung diejenige Vita Hassans (Die Wahrheit über Emin Pascha u. s. w.), der Latúka als ein Land mit üppigster Vegetation preist!

mässig so trocknes Land ist das Vorkommen einer Typhlopsform. Fische werden in immerfliessenden Flüssen und Bächen ziemlich leicht gefangen, und namentlich häufig sind unter ihnen wie überall die Siluroïden. Krokodile kommen im Kōhs und im Tú vor, sind aber nicht gross und werden kaum gefürchtet. Im Tú soll auch das Hippopotamus existiren. Die niedere Thierwelt ist durch Coleopteren und Schmetterlinge ziemlich reich vertreten, besonders zahlreich sehr grosse Oryctes africanus. Heuschrecken verschiedene Arten, auch grosse Phasmen sind überall häufig.

Wenngleich das Land nicht sonderlich gross ist, so ist doch seine Bevölkerung im Verhältniss zum Flächenraum ziemlich dicht und dürfte die Zahl von ca. 200 000 Köpfen wohl erreichen. Alle diese Leute nennen sich selbst Latúka und erzählen, dass schon ihre ältesten Stammesverwandten in dem von ihnen eingenommenen Lande gelebt hätten und dass sie selbst, obwohl sie in mannigfache Kriege mit umliegenden Völkerschaften verwickelt seien, ihre Heimstätten dennoch stets vor Feinden bewahrt hätten. Eigenartig ist ihre Sprache, die nach Johnston nähere Verwandtschaft mit der Bárisprache einerseits und der Māssaisprache andererseits haben soll, dennoch wohl zur Gruppe der Nilneger zu rechnen sein dürfte. In den Wortformen sowohl, als in der Flexion- und Pluralbildung ist allerdings eine grosse Verwandtschaft mit den Bári nicht zu verkennen, doch verstehen Latúka und Bári sich nur, wo an den Grenzen ihre Länder zusammenstossen und einer die Sprache des anderen erlernt hat.*)

Die Latúka sind in grosse Gemeinden gegliedert. Jede wird von einem erblichen-Chef regiert, dessen Gewalt sich über alle zur Gemeinde gehörigen Dörfer, manchmal 10—12, erstreckt, und der sowohl in seinen Urtheilen als seinen Anforderungen völlig unbeschränkt ist. Dass zwischen den verschiedenen Gemeinden öfters Reibereien und Fehden ausbrechen, ist bekannt, doch sollen diese Zustände erst seit der Zeit geschaffen worden sein, da zuerst Fremde das Land betraten und daselbst Niederlassungen gründeten. Aeltere Leute sprechen noch heute mit Bedauern von der Zeit, zu der im Lande allgemeiner Friede herrschte und die Gemeinden freundnachbarlich mit einander verkehrten. Die Gemeinde erkennt in ihrem Chef ihren Repräsentanten an; er ist demnach ermächtigt, seine Leute zum Kriege zu führen und Frieden zu schliessen, und wenn also ein jüngerer Chef kriegerischen Ehrgeiz hegt, so hindert ihn nichts, diesen zu befriedigen. Die Kriegserklärung geschieht gewöhnlich dadurch, dass an den Chef der zu bekriegenden Gemeinde zunächst durch eine Frau eine Lanze übersandt wird, unmittelbar darauf erfolgt ein Einfall oder Ueberfall, und

*) Vergleiche dagegen Emins Wörterverzeichnisse afrikanischer Sprachen, (Zeitschr. f. Ethnolog. Bd. XIV, S. 174) wo er vermuthet, dass die Sprache von Latúka »mit denen von Irénga und Akkara, die wieder von ihr abweichen, zur grossen Lango-Gruppe, d. i. den Galla-Sprachen gehören«; von Johnston (Kilimandjáro-Expedition, Appendix I., s. 501) und Anderen werden Latúka, Bári und Māssai zu einer Familie gerechnet. Meiner Meinung nach darf man aber auf linguistischer Grundlage keine Völkergruppirungen vornehmen.

die Streitereien enden gewöhnlich mit dem Wegtreiben einiger Kühe oder Frauen und Raub von Hausgeräth. Ist der Ueberfallene kräftig genug, um seine Angreifer abzuwehren, so kommt es oft zu ernstlichen Kämpfen, und auf beiden Seiten fällt, da alle Latúka beherzte, unerschrockene Krieger sind, eine mehr oder minder grosse Anzahl. Ist der Angegriffene nicht im Stande seine Feinde abzuwehren, so muss er eben unterliegen; es entwickelt sich dann gewöhnlich eine Art Rachekrieg, der sich in kleineren Ueberfällen und Räubereien bethätigt. Offene Feldschlachten sind selten, kommen aber vor. Zu diesem Zwecke sammeln die Chefs beider im Kriege befindlichen Gemeinden alle ihre waffenfähigen Mannschaften und kommen an bestimmtem Tage auf einem weiten freien Platze zusammen, so jedoch, dass zwischen den beiden Parteien ein Raum von etwa 50—60 m frei bleibt. Vor der Reihe der Krieger setzt sich jederseits der betreffende Chef auf einem Stuhl nieder, und es beginnt nun eine lange Rederei zwischen den beiden, in deren Verlaufe einer dem andern sein ganzes Unrecht und seine Missethaten vorwirft und dabei oft sehr kräftige Ausdrücke gebraucht. Je länger sich die Unterredung ausspinnt um so gespannter und ungeduldiger werden die Krieger, bis endlich aus beiden Reihen sich drei bis vier von ihnen auf einander losstürzen und nun mit Schild und Lanze sich zu verwunden und zu decken suchen. Gewöhnlich hat es hierbei sein Bewenden: einer oder der andere wird verwundet, oft schwer genug, und beide Parteien kehren heim. Oft aber kommt es auch zum ernstlichen Kampf auf der ganzen Linie; dann werden gewöhnlich einige Leute getödtet, und schliesslich giebt eine Partei Fersengeld. Während der eigentlichen kriegerischen Aktion ziehen sich die Chefs allgemach hinter die Front zurück. Friedensschlüsse werden gewöhnlich durch hin- und hergehende Frauen eingeleitet und vermittelt. Sind die beiden Parteien zu einem annehmbaren Uebereinkommen gelangt, so wird beiderseits Sorghumbier gebraut; man vereinigt sich auf einem freien Platze, schlachtet einen Ochsen und einige Schafe, und unter Essen, Trinken und Rauchen wird die Freundschaft wieder geschlossen. Dass übrigens die Latúka wirklich muthig sein können, beweist am besten der Umstand, dass Chef Latóme von Larónya zur Zeit der ersten chartumer Invasion mit seinen Leuten, die nur mit Speer und Schild bewaffnet waren, 90 mit Gewehren bewaffnete Chartumer in die Felsen drängte, wobei ein Theil von diesen im Gefechte fiel, während die übrigen über eine steile Felsterrasse hinuntergestürzt wurden, derart, dass von 90 Mann kein einziger entrann.

Die kriegsmässige Bewaffnung der Latúka-Leute besteht aus einem Schild von länglich-ovaler Form, gewöhnlich aus Büffelhaut hergestellt, und drei Speeren: zwei längeren Wurfspeeren und einem kürzeren für das Nahegefecht. Hierzu kommt ein Helm aus verfilzter Wolle und Menschenhaar, über einen Finger dick, von richtiger Helmform und nach vorn über der Stirn etwas vorspringend (Abb. 258). Er ist gewöhnlich mit Reihen von Kauris oder mit Schnüren vom Samen des Abrus precatorius geschmückt, zwischen denen selten kleine Raubthierzähne ein-

gefügt werden. An der Vorderseite des Helmes ist eine von den Ohren ausgehende, hinten schmälere, nach vorn etwa vier Finger breit werdende, ziemlich dünne Metallplatte befestigt — je nach den Umständen des Besitzers von Eisen oder Kupfer —, die jedoch nicht über das Gesicht herabzuschlagen ist.*) Auf der Spitze des Helms prangt meist ein Büschel drapirter, farbiger Federn, für welchen Zweck man möglichst bunte auswählt. An einer Gürtelschnur hängt ein ziemlich langes Messer, das verschiedene Formen zeigt, gewöhnlich aber lanzenspitzenähnlich ist. Der Griff ist ein meist mit Messingdraht umwundenes Holz, doch kommen auch Elfenbeingriffe oder solche aus Büffelhorn vor. Zur Scheide dienen zwei durch dünne Lederstreifen über einander befestigte Holzplatten, die man häufig mit der Haut des Varan bekleidet. Zur Vervollständigung der Ausrüstung dienen eiserne Armbänder, die von Kriegern besonders in Atyēn ge-





Abb. 258. Helme aus Latúka (Irenga).

tragen werden. Sie sitzen meist am Unterarm und stellen entweder eine in der Mitte für den Arm durchbohrte Eisenscheibe mit äusserst scharf geschliffener Circumferenz (Abb. 259) oder Eisenringe mit Stacheln dar, die an ihrer Spitze bisweilen leicht umgebogen sind (Abb. 260). Um sich selbst vor Verwundungen zu schützen, wird gewöhnlich über beide Arten ein dünner Lederriemen zum Schutz der Schneide und der Spitzen gebunden. Beide Arten sind Schlagwaffen, bringen unangenehme Verwundungen hervor und sind bei den umliegenden Völkern sehr gefürchtet. Bogen und Pfeile werden in Latúka nicht gebraucht. Keulen aus hartem Holze kommen öfter vor, dienen aber nicht als Kriegswaffe.

Zu den wichtigsten Beschäftigungen, aber auch zu den gefährlichsten der grösseren Chefs, gehört die Versorgung ihres Landes mit Regen. Beinahe alle grösseren Häuptlinge stehen im Rufe, Regenmacher zu sein, und die dazu nöthigen Kenntnisse erben sich gewöhnlich vom Vater auf den Sohn fort. Es giebt jedoch

*) Bei den abgebildeten Exemplaren, die einer nach Wien gesandten Sammlung Emins entstammen, ist diese Platte nicht vorhanden.

auch hier und da unter den Eingeborenen Leute, die ohne Chefs zu sein, Regenmacherei betreiben. Ist in einem Distrikt der Regen seit langer Zeit ausgeblieben, und wünscht man ihn des Säens halber herbei, so wenden sich die Einwohner unter Darbringung eines Geschenkes von Schafen, Ziegen oder in dringenden Fällen von Rindern oder eines Mädchens an den betreffenden Chef, und dieser verspricht, falls die Gabe ihm genügend scheint, für Regen zu sorgen, verlangt jedoch eine Vermehrung der Geschenke, falls sie ihm zu gering dünkt. Bleibt nun der Regen einige Tage aus, so giebt dies dem Zauberer Gelegenheit, neue Geschenke zu verlangen, weil vermuthlich die Geringfügigkeit der gebotenen Gaben das Eintreten des Regens verzögert.



Abb. 259. Schlagring für den Arm. Latúka.

Sind dann endlich genügende Geschenke eingetroffen, so geht die Regenmacherei folgendermassen vor sich. Ein neuer Topf wird in den heissen Sand, mitten in die Sonne gesetzt und in ihn die Regensteine, die jeder Regenmacher besitzt, gelegt, nachdem sie zuvor mit Stereosperma-Fett und Butter gesalbt worden sind. Die Steine bestehen in zwei, etwa thalergrossen, abgeflachten Scheiben; die eine aus weissem, gewöhnlichem Quarz wird als »männliche« bezeichnet, die andere bräunliche als »weibliche«. Unter allerlei Hokuspokus bringt nun der Regenmacher kaltes Wasser aus seiner Hütte und giesst dieses über die Steine, so dass sie etwa drei Finger hoch bedeckt werden. Schäumt das Wasser auf, so ist der Regen nah, und Jedermann geht vergnügt nach Hause, bleibt es aber ruhig, so ist der Regen noch fern, und der Regenmacher verlangt neue Geschenke.

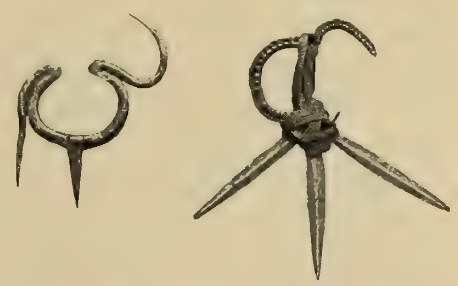


Abb. 260. Schlagring aus Latúka.

Das Geschäft des Regenmachens ist übrigens oft mit grossen Unannehmlichkeiten verbunden. Wenn nämlich der Regen trotz aller Bemühungen und Wiederholung der Steinbegiessungen dennoch ausbleibt, die Forderungen der Eingeborenen immer dringender, die Saaten auf den Feldern immer dürrer werden, dann nimmt der Regenmacher seine Zuflucht zu einem anderen Experiment. Gewisse, nur ihm bekannte Kräuter werden gesammelt und im Freien, vor Wind geschützt, auf ein kleines Kohlenfeuer gelegt. Steigt der Rauch ganz gerade in die Höhe, so ist der Regen nah, verbreitet er sich über den Boden, so ist er fern.*) Missglückt aber auch dieser Versuch und dauert die Trockenheit fort, dann wird der Regenmacher, falls er ein einfacher Eingeborener ist, als des Zauberns verdächtig, unter allerlei Qualen getödtet. Diese

*) Bei uns herrscht bekanntlich im Volke gerade die umgekehrte Anschauung. Steigt die Rauchsäule kerzengerade aus dem Schornstein, so gilt das als Zeichen, dass das Wetter beständig bleibt. Zerstreut sie sich, so rechnet man auf Regen.

bestehen gewöhnlich darin, dass man den glattgeschorenen Kopf des angebundenen Mannes mit Honig bestreicht und ihn der glühenden Sonne aussetzt, ohne dass er sich der herzufliegenden Bienen und anderer Insekten erwehren kann. Manchmal gräbt man ihn auch bis an den Hals in Erde ein und setzt dann nur den Kopf der Sonne aus. Ist der ungeschickte Regenmacher aber ein Chef, so wird er gewöhnlich bei Nacht überfallen, seiner Habe beraubt und vertrieben, manchmal auch getödtet, stets aber folgt ihm sein Sohn in seiner Würde nach.

Wie überall bei Negervölkern, so ist auch in Latúka der Gemeindechef mit der Gerichtspflege betraut. Im Allgemeinen sind Verbrechen ziemlich selten, und Diebstähle beinahe unerhört, kommen aber zu Zeiten, wo grosse Noth an Nahrung herrscht, doch vor. Der Gemeindechef ist im Urtheilsprechen erste und letzte Instanz und hat dazu weder den Beirath noch die Mithilfe seiner Gemeindemitglieder nöthig. Das Recht selbst beruht auf herkömmlichen Bräuchen und wird traditionell fortgepflanzt. Mord wird, falls der Thäter in flagranti ergriffen wird, durch sofortigen Tod und Einziehung aller Güter des Schuldigen bestraft, von denen $^2/_3$ der Familie des Geschädigten, $^1/_3$ dem Chef zukommen, Frau und Kinder des Mörders fallen nach seinem Tode zur Hälfte seinem Bruder und zur anderen Hälfte dem Chef zu. Gelingt es dem Mörder dagegen, sich bei einer benachbarten Gemeinde zu verstecken, was übrigens oft Anlass zu Kriegen giebt, so werden gewöhnlich durch Frauen Unterhandlungen angeknüpft, die damit enden, dass der Familie des Getödteten zehn Rinder, darunter ein Bulle, und dem Chef fünf Rinder überwiesen werden müssen. Blutrache kennt man nicht. Sollte dagegen der Getödtete keine näheren Verwandten haben, die sich um Rächung seines Todes bekümmern könnten, so fällt diese Pflicht an seinen Blutsbruder, der dann an Stelle des eigentlichen Bruders tritt.

Diebstahl wurde in älteren Zeiten durch Abschlagen der rechten Hand bestraft, in Wiederholungsfällen trat Blendung hinzu. Seit Jahren haben diese Gebräuche sich jedoch gemildert, und bei Ermittelung des Diebes hat dieser den vierfachen Werth der gestohlenen Sachen zu erlegen. Die Schätzung ist Sache des Chefs, und seine Gebühren hierfür die Hälfte der Strafsumme. Diebstahl von Nahrungsmitteln, besonders in Zeiten der Noth, wird beinahe nie bestraft. Ist nach einem Diebstahl der Dieb nicht zu ermitteln, so nimmt man seine Zuflucht gewöhnlich zu den Ortsweisen oder Zauberern, die den Schuldigen auf verschiedene Art zu ermitteln suchen. Zunächst versammelt man alle Einwohner des Gehöftes, in dem der Diebstahl vorgefallen, setzt ihnen in einer langen Rede den Vorfall auseinander und lässt sie dann einen mit Pflanzensaft versetzten Trank einnehmen. Der erste von ihnen, der sich dabei verschluckt oder hustet, ist der Dieb! Man führt ihn alsbald vor den Chef, leugnet er noch, so wird ein Topf mit siedendem Wasser vor ihn gestellt und er aufgefordert, Hand oder Fuss hinein zu tauchen: zieht er diese unversehrt wieder heraus, so ist er unschuldig, verbrüht er sich, so ist die Schuld bewiesen. Ehebruch wird, wenn der Thäter

auf der That überrascht worden ist, mit sofortigem Tode bestraft. Ist er aber entflohen, so wird seine Habe confiszirt, von der $^{2}/_{3}$ dem Chef und $^{1}/_{3}$ dem Geschädigten zufallen. Dieser ist ausserdem verpflichtet, die Ehebrecherin zu verstossen, ohne dass er gehalten wäre, ihren Vater irgendwie zu entschädigen. An solchen Frauen haftet dann stets ein Makel und sie finden schwer andere Unterkunft. Der Ehebrecher kann nach langer Zeit wieder zurückkehren, ist jedoch seines Lebens nie ganz sicher.

Zur Ermittelung der ehelichen Treue, ganz besonders in Fällen, wo die Männer lange Zeit abwesend gewesen sind, dient ein anderes Ordeal. Eine Lanzenspitze wird im Feuer glühend gemacht und die verdächtige Frau aufgefordert, diese mit der Hand zu umfassen. Verbrennung bedeutet Schuld, und Schuld Verstossung. Sehr häufig sind Anklagen und Verhandlungen wegen Zauberei. Da nun so ziemlich alle Krankheiten, Blattern ausgenommen, ferner auch alle Unfälle, die Jemandem betreffen, auf »bösen Blick« oder Zauberei zurückgeführt werden, so ist damit ein weites Feld für Anklagen eröffnet. Ist Jemand durch die öffentliche Meinung als Zauberer bezeichnet worden, so ist der Chef verpflichtet, die Sache in die Hand zu nehmen, und sollten sich bei Untersuchung des Hauses der betreffenden Person in irgend welchem Winkel Kräuter oder Wurzeln oder getrocknete Fleischstückchen vorfinden, so ist damit die Schuld des Betreffenden erwiesen, und sein Urtheil lautet, falls er ein Mann, auf Tod durch Speerstösse am nächsten Kreuzwege in der nächsten Nacht. Die Leiche bleibt unbeerdigt. Handelt es sich um eine Frau, so wird sie auf freiem Felde verbrannt. Ist die Anklage auf Zauberei von einer Privatperson ausgegangen, so hat diese zunächst 5 Schafe an den Chef zu entrichten, wonach die Verhandlung beginnt. Bei Leugnen des Beschuldigten gebraucht man verschiedene Getränke, in die Euphorbien- und Adeniumsaft eingeträufelt wird und die oft schnell tödtlich wirken. Das Besitzthum der wegen Zauberei Getödteten gehört in jedem Fall dem Chef. An ihren Kindern haftet kein Makel. Eigenthümlich ist, dass man in Latúka, gerade so wie auch noch im Norden und Süden, daran glaubt, dass einzelne Personen im Stande seien, sich in Leoparden oder noch lieber in Hyänen zu verwandeln, so dass man Hyänen nicht gern tödtet. Die betreffenden Personen sollen Tags über in menschlicher Gestalt umhergehen, bei eintretender Dunkelheit jedoch die einer Hyäne annehmen, und so erklärt man auch das lachende Geheul der Hyäne.

Als Entgelt für seine Bemühungen um das Gemeinwohl entrichten alle Gemeindemitglieder ihrem Chef bestimmte Abgaben und Dienste. Die letzten beschränken sich auf Heeresfolge, wozu alle waffenfähigen, nicht durch Krankheit oder Alter verhinderten Männer verpflichtet sind, auf Mithülfe zum Bestellen der Felder des Chefs und auf Errichtung seiner Hütten und Umzäunungen. Da jeder Häuptling in jedem seiner Dörfer ihm gehörige, von seinen Frauen bewohnte Gehöfte besitzt, so vertheilt sich diese Arbeit ziemlich gleichförmig über die Gemeinde. Die Abgaben zerfallen in gewöhnliche und aussergewöhnliche, erstere bestehen

in Lieferungen von verschiedenen Körnerfrüchten, von denen jedes Hauswesen einen jährlich neu zu bestimmenden grossen Korb voll liefert, aus Tabak, Honig und aus dem durch den Gebrauch bestimmten Antheil an der Jagdausbeute. Zur Einziehung der Abgaben machen die Chefs jährlich zweimal Rundreisen durch die Dörfer ihres Distriktes. Dem Zuge voraus geht ein Mann, der ausser seiner eigenen die Lanze des Chefs trägt und gewöhnlich an seinen beiden Knöcheln Schellen befestigt hat. Ihm folgt, von einem stämmigen Mann auf dem Rücken getragen, der Chef selbst, zu beiden Seiten Träger zur Ablösung, hinter ihm seine Lieblingsfrau mit vollem Biertopf auf dem Kopf und dann 5—6 Männer seines Gefolges, alle völlig bewaffnet. Manchmal wird Rast gemacht und dem Bier zugesprochen, gewöhnlich aber geht der Zug in ziemlich schnellem Tempo von Dorf zu Dorf, wo in den Hütten des Chefs seine Frauen ihn mit neuen Bierspenden bewirthen und wo seine Verpflegung, solange seine Anwesenheit dauert, auf Kosten des Dorfes stattfindet. Während dieses Aufenthalts werden die Abgaben entrichtet und in dem betreffenden Gehöfte aufgespeichert.

Latúka ist ein für Negerbegriffe reiches Land und die ausser den Abgaben dem Chef dargebrachten Geschenke und Gaben sind ziemlich mannichfaltig. Der Ackerbau ist gut entwickelt, beschränkt sich aber natürlich auf die Regenzeiten, da zu künstlicher Bewässerung das Wasser kaum ausreichen würde. Die Saat findet demnach vor Beginn der Regenzeit statt, die zum kleineren Theile in die Monate März und April fällt, während die eigentlichen Regen von Juni bis Ende September dauern. Uebrigens sind die Regen, obgleich ergiebig, meist nie von langer Dauer, sondern richtige Gewitterregen.

Gebaut wird in erster Linie, dem sandigen Boden entsprechend, Penicillaria, die zur vollen Reife 5—6 Monate gebraucht und während der letzten Zeit ihrer Blüthe keinen Regen verträgt. Sie ist von sehr guter Qualität, ziemlich grosskörnig, und von hellstrohgelber Farbe, gedeiht beinahe überall und giebt sehr reiche Erträge. In zweiter Linie steht Sorghum, nicht das dunkelrothe der angrenzenden Bári, sondern eines von roth- und weissgemischter Farbe, das zweimal jährlich gesät und geerntet wird. Die erste Saat und Ernte nimmt 4, die zweite 7 Monate in Anspruch. Mais wird nur höchst selten gesät und dann stets grün gegessen; Eleusine findet sich überall und nimmt zur Reife 5½ Monat in Anspruch; sie wird ganz besonders viel von Heuschrecken heimgesucht, liefert aber selbst dann noch Erträge, wenn die übrigen Kornarten ungünstiger Witterung wegen versagen. Aus ihr und dem Sorghum wird vorzügliches Bier bereitet. Arachis hypogaea ist erst durch die Araber eingeführt worden und wird selten angebaut, während Voandzeia, deren Reifeperiode 4½—5 Monate dauert, häufiger kultivirt wird. Von Oelfrüchten wird Sesam in grosser Menge gebaut und giebt reiche Erträge. Er wird nie, wie anderwärts, zwischen andere Getreidearten gesät und vor völliger Reife geschnitten, dann zu Bündeln gebunden und an langen, etwas schrägen Holzgestellen zum Trocknen gehängt. Neben Sesam wird des Oeles wegen Hyptis specigera angebaut, doch nie in solchem Maasse wie Sesam. Zur Oel-

bereitung werden vielfach die Kerne der Früchte von Balanites aegyptiaca verwendet, die ein feines, gutschmeckendes Oel geben, dessen Herstellung jedoch viel Arbeit erfordert. Der Baum ist überall sehr häufig. Von Gemüsen sind verschiedene Kürbisarten, der überall verbreitete Corchorus und mehrere Arten Hybiscus, von denen man besonders Kapseln und Blätter verwendet, aber auch die Samen isst, zu erwähnen. Da die Latúka mit Vorliebe Fleischesser sind, wird auf vegetabilische Kost keine Sorgfalt verwendet. Von Früchten mag hier der verschiedenen Ficus-Arten, die essbare Feigen liefern, des wilden Weines, der Beeren von Myrsine, der Früchte von Sisyphus, Balanites, Hyphaena und besonders Borassus Erwähnung gethan sein. Wie schon bemerkt, finden sich an verschiedenen Stellen des Landes stundenlang ausgedehnte Bestände der Borassus-Palmen. Zur Zeit, wo die nach Melonen duftenden, orangegelben Früchte reif sind, sieht man ganze Züge von Frauen mit starken Netzen zum Walde gehen und zwar unter Bedeckung einiger bewaffneter Männer. Es finden sich nämlich als Fruchtliebhaber Elephanten und ganz besonders viele sehr zudringliche Paviane ein, von denen Frauen manchmal arg zu leiden haben. Im Walde angekommen, werden zunächst die auf dem Boden liegenden Früchte gesammelt, im Nothfalle aber auch Bäume ihrer Früchte wegen erstiegen. Jede Frau sammelt nun so viel Früchte, als sie fortschaffen kann, knüpft diese in ihr Netz und trägt sie auf dem Kopfe nach Hause. Dort werden sie entweder einfach in Scheiben geschnitten und ausgesogen oder aber man schneidet das Fleisch in Stücke und thut diese über Nacht in eine mit Wasser gefüllte Kürbisschale. Frühmorgens werden dann die Stücke ausgepresst und fortgeworfen und das bitterlich süsse Wasser getrunken. Es soll dies der Gesundheit ganz besonders zuträglich sein. Die ihres Fleisches beraubten Palmkerne werden gewöhnlich in der Nähe der Hütte in die Erde gesteckt und manchmal begossen, um sie zur Keimung zu bringen. Sowie der Keim etwa 2 cm lang geworden ist, werden sie ausgegraben, geöffnet, des Keimes entledigt und zu einer Art körnigem sagoähnlichen Mehle verarbeitet, das einen angenehmen Geschmack hat und für sehr nahrhaft gilt.*) Nennen wir noch wenige Tephrosia-Büsche und eine Aloë mit weiss gesprenkelten Blättern, die man häufig in der Nähe der Hütten gepflanzt findet, sowie Helmia, die hier und da der Knollen wegen gebaut wird, so wären die vegetabilischen Leistungen erschöpft. Das Land ist aber ungemein reich an allerlei blühenden Gewächsen, und so kommt es denn, dass es auch sehr reich an Honig ist. Dieser wird gewöhnlich den wilden Bienen abgenommen, die sehr zahlreich zwischen Felsritzen ihre Waben bauen. Hier und da wird auch ein Korb auf einen Baum gehangen und damit den Bienen Gelegenheit zur Ansiedelung geboten. Der Honig ist von sehr guter Beschaffenheit, sehr süss und meist wasserhell, wird aber oft dadurch geschädigt, dass man ihn über Feuer auslässt und dabei bräunt oder verräuchert. Das Wachs

*) Nach Thomson (Māssai-Land) bekam der Yumbe Kimeméter nördlich von Elgume »Mehl von Hyphaena-Palmen«. Es wird sich diese Angabe wahrscheinlich auf obiges Borassus-Mehl beziehen.

wird von den Negern entweder mitgegessen oder einfach weggeworfen. Es wäre hierbei zu bemerken, dass die Negerhaut anscheinend gegen Bienenstiche weniger empfindlich ist, als die der Europäer, weil Bienenstiche in Menge leicht vertragen und überwunden werden.

Unter den zur Nahrung dienenden Anbaupflanzen verdient besondere Berücksichtigung der Tabak, der in ganz Latúka in sehr grosser Ausdehnung angebaut und sehr viel verbraucht wird. Beide Arten Tabak kommen vor, Nicotiana virgineana mit weissen, vorn gespitzten, und N. rustica mit chamoisgelben Blüthen. Der Letztere liefert viel selteneren und viel kräftigeren Tabak, mehr für Privatbedürfnisse. Ist der Tabak ausgereift, so werden seine Blätter gesammelt, getrocknet, und wenn sie völlig trocken geworden sind, zu feinem Pulver gestossen, das mit Wasser und einer kleinen Quantität Honig, manchmal aber auch mit einigen Tropfen Kuhurin zu einer dicken Paste geformt wird. Aus dieser macht man Stücke, die genau die Form und Grösse eines dicken Schiffszwiebacks haben und an ihrer Oberfläche mehrere Einstösse tragen. Durch Austrocknen im Schatten verwandeln sie sich in eine steinharte, aussen schwärzliche, inwendig chokoladenbraune Masse und werden in diesem Zustande weder von Insekten noch von Nässe geschädigt, sodass sie Jahre lang halten. Man nennt diese Brode »coniétt«, und sie bilden einen sehr bezahlten Handelsartikel, der bis in die Galla-Länder vertrieben wird. Beim Gebrauch hat man das Stück zu zerschlagen und den abgeschlagenen Theil grob zu zerstossen. Der Gebrauch des Tabaks in Latúka ist bei beiden Geschlechtern unmässig stark verbreitet, nur Kindern unter 10 Jahren gestattet man ihn nicht. Man bedient sich zum Rauchen meistens nicht sehr langer Pfeifen, deren Röhren aus Zweigen von Tinnea und deren Köpfe aus schwarz gefärbtem Thon ziemlich roh gefertigt sind. Sie sind meist halbkugelig und oft mit Punkt- oder Strichmustern verziert. Doppelköpfe, also zwei Köpfe an ein und demselben Rohr werden nur von Regenmachern gebraucht. Frauen haben, wenn sie sich bei der Arbeit befinden, ganz kurze Stummelpfeifen, die zwischen die Zähne geklemmt in einer Mundecke hängen, was den Raucherinnen ein sehr unternehmendes Aussehen giebt. Sie rauchen wenn möglich noch leidenschaftlicher als die Männer, und wie bei jenen ist es auch bei ihnen nicht selten, dass eine der anderen die Pfeife aus dem Munde nimmt und sie nach einigen Zügen daraus der Eignerin zurückstellt.

Ausser den regelmässigen Abgaben erheben die Latúka-Chefs auch unregelmässige, und zwar derart, dass, wenn Fremde eintreffen und zu bewirthen sind, jeder Untergebene seinem Chef nach Kräften behülflich sein muss, die Gäste mit Lebensmitteln zu versehen. Zu diesem Zwecke wird besonders die Lieferung von Getreide und Honig verlangt. Der Honig dient nämlich nicht nur zum Essen, sondern man gewinnt daraus, wie bei den Galla, durch Mischen mit Wasser im Verhältniss von 1 und 6 und Zusatz von einem Stück Sauerteig, nachdem man das Ganze in einem mit Lehm gedichteten Gefässe

der Sonne ausgesetzt hat, ein wohlschmeckendes, zunächst mildes, aber sauer geworden, sehr berauschendes, methartiges Getränk. In vielen Orten wird ihm auch Milch beigesetzt. Aussergewöhnliche Lieferungen werden auch in Kriegszeiten verlangt und bestehen dann in Eisen und Kohlen, die aus dem Holz verschiedener Akazien hergestellt werden.

Es ist ferner des Antheils Erwähnung zu thun, den die Chefs an Jagdbeute und Elfenbein erhalten. Das Land ist sehr reich an Wild, und die Bewohner sind eifrige Jäger, die sowohl mit Hunden als ohne diese, manchmal einzeln, manchmal zu ganzen Parthien vereinigt, der Jagd obliegen. Diese geht gewöhnlich in erster Linie auf Büffel, Antilopen oder Elephanten, und in zweiter Linie auf Raubthiere, besonders grössere. Von Antilopen finden sich eine Menge Arten, besonders Steppenformen, und man jagt sie gewöhnlich zu grossen Parthien, meist mit Hunden. Werden bedeutende Mengen Fleisch erbeutet, so übernimmt der Anführer der Jäger die Vertheilung, und zwar so, dass zunächst das grösste und stärkste erlegte Stück für den Chef bei Seite gelegt wird und man diesem ausserdem überlässt, nach Bedarf und der Anzahl des erlegten Wildes für sich zu wählen. Die übrigen Thiere gehören dem Jäger, der sie zuerst mit seiner Lanze berührte, mit der Verpflichtung jedoch, dass, falls einige der Mitjagenden keine Beute gemacht haben sollten, sie von den übrigen durch Abgabe einiger Schulterstücke schadlos gehalten werden. Wird Wild von Eingeborenen erlegt, so gehört der Kopf und die Brust rechtmässiger Weise dem Chef, wird aber gewöhnlich nur dann abgeliefert, wenn der Ort, wo das Wild erlegt wurde, nahe dem Dorfe des Chefs gelegen ist.

Die Jagd auf Raubthiere beschränkt sich gewöhnlich auf Leoparden, weil Löwen in ganz Latúka mit grossem Respekt betrachtet und nur dann erlegt werden, wenn sie sich ganz besonders unnütz gemacht haben. Es giebt in Latúka sogar einen »Löwenchef«, Löttor genannt, der vorgiebt, sämmtliche Löwen unter seiner Kontrolle zu haben und wirklich stets zwei bis drei zahme Löwen in seinem Gehöfte hält. Wurde in den Fallgruben um die ägyptische Station zufälliger Weise ein Löwe gefangen, so erschien unfehlbar dieser Chef und verlangte die Freigabe des Thieres, die ihm auch regelmässig zugestanden wurde. Einige in die Grube geschobenen Hölzer gestatteten dem Löwen den Ausgang, und er entfernte sich ohne Weiteres. Ueberhaupt werden Löwen in Latúka Menschen und Heerden selten gefährlich, was wohl nuf den grossen Wildreichthum zurückzuführen ist.

Um so gefürchteter sind Leoparden, die auf den Bergen überall zwischen Steinen ihre Schlupfwinkel haben und besonders die Ziegen schätzen. Man sucht sie in ihren Verstecken auf und greift sie mit Schild und Lanze an, erreicht auch wohl jedesmal seinen Zweck, sie zu tödten; es kommen jedoch dabei sehr viele und oft schwere Verwundungen vor. Die Leoparden des Latúka-Landes sind nicht so gross und von hellerer Farbe, als die der A-Ssandé-Länder. Ihre Decken gehören dem Jäger, der sie tödtet, die Decke des Löwen,

die übrigens nie getragen wird, entweder dem eigentlichen Chef oder dem »Löwenchef«.

Ziemlich häufig, aber unschädlich, ist auch der Jagdleopard, dessen Decken besonders aus den östlichen Gebieten gebracht werden. Felle vom Colobus, der sich an einzelnen waldigen Strecken wohl findet, kommen in grösserer Zahl weiter aus Süden her, ebenso das Fell eines schwarzbraunen Affen mit rostrothem Schwanze. Man trägt diese vielfach zur Kriegszeit über die Schulter geworfen.

Neben den Antilopen sind am häufigsten Wildschweine (Phacochoerus). Ihr Fleisch ist sehr beliebt, und das erlegte Thier gehört abgabenfrei dem Jäger. Elephanten sind zahlreich und werden gewöhnlich erst dann gejagt, wenn das Gras zum Abbrennen trocken ist. Es vereinigen sich grosse Parthien von Jägern, die ganze Strecken Landes umstellen und durch Feuer und Lärm die Elephanten so zusammentreiben, dass sie, halb durch den Rauch erstickt und halb durch Lanzenstiche kampfunfähig gemacht, endlich erliegen. Fleisch und Haut werden gleichmässig unter alle Anwesenden vertheilt, der rechte Stosszahn gehört dem Gemeindechef, der linke dem Jäger, der den ersten Speer auf den Elephanten geworfen. Das Elfenbein wurde, bevor die Fremden es begehrten, nur zu Armbändern, Schmuckgegenständen und manchmal zu grossen Löffeln verarbeitet. Seit jedoch die Aegypter in das Land eindrangen, wurde es von den Chefs aufgesammelt, um jenen zugeführt zu werden, meist gegen sehr geringe Entschädigung. Das Elfenbein ist von vorzüglicher Qualität, wie das der Steppenländer überhaupt, und erzielt stets höhere Preise, als solches aus den westlichen Gebieten. Die Elephanten finden in Latúka einen ihnen sehr zusagenden Wohnplatz in den grossen Sümpfen, die den Nordwesten bedecken und sich bis zum Dinka-Lande hinüberziehen. Nashörner kommen vor, sind aber kein regelrechter Jagdgegenstand. Sehr gern geschossen und gegessen werden dagegen Zebra und Giraffen, von denen das Fell der ersteren gewöhnlich dem Chef gebracht wird. Häufig gejagt werden auch Strausse, die in grosser Zahl in den Steppen sich tummeln. Ihre Federn bilden einen beliebten Schmuck, die weissen färbt man gewöhnlich mit Thon roth. Die Eier werden sehr häufig nach den Stationen gebracht und gern gegessen, häufig auch durch Einlegen in Durrahhaufen künstlich ausgebrütet. Ueberhaupt findet man junge Strausse sehr häufig in den Dörfern gehalten. Sie sind anspruchslos, verlangen keine Wartung und erfreuen durch ihre Tänze, müssen jedoch vor starkem Regen geschützt werden.

Zu erwähnen wäre noch, dass in Latúka auch das Fleisch vom Manis Temminkii, eine ziemlich häufig vorkommende Art, gern gegessen wird, während man das von Orycteropus gerade so wie Affenfleisch gewöhnlich nicht berührt.

Um an die zur Jagd kommenden Thiere gleich die in Latúka vorkommenden Hausthiere anzuschliessen, mag hier bemerkt sein, dass Rinder von einer kleinen, buckligen und meist langhörnigen, ziemlich hochgestellten Art in grosser Zahl und mit grosser Sorgfalt gezüchtet werden. Die Behandlung der Rinder ist die bei den anwohnenden Bári übliche. Man hält sie in den an das Dorf an-

stossenden Umzäunungen, in denen alle den Dorfbewohnern angehörigen Thiere zusammengetrieben werden. In der Mitte des stets sehr sauber gehaltenen Platzes liegen grosse Aschenhaufen, auf denen jeden Abend der in der Sonne gedörrte und zusammengekehrte Dünger angezündet wird und grosse Rauchwolken verbreitet; im Rauche drängen sich die freien Thiere zusammen, um Schutz vor den Insekten zu finden, während die angepflöckten, gewöhnlich nur männlichen, wenigstens die Köpfe dem Rauche zudrehen. In der Umzäunung stehen einige Hütten, in denen man Kühe mit ganz jungen Kälbern oder Kälber, die von den Müttern fern gehalten werden sollen, unterbringt. Ihre Ställe werden mit Dornen und Baumästen geschlossen. Blutentziehungen von Rindern, wie sie bei den Bári und Dinka (auch bei Wakámba und anderen) üblich ist, findet hier nicht statt. Der Milchertrag ist etwas reicher als der im Báriland, immer aber noch ziemlich unbedeutend, auch sind die Kühe nicht sehr fruchtbar und Fälle von Sterilität sehr häufig.

Um die Kühe eines Eigners von denen eines anderen zu unterscheiden, werden gewöhnlich Ein- und Ausschnitte in die Ohren gemacht und zwar beiderseits. Die verschiedenen hierbei zur Geltung kommenden Muster entspringen der Phantasie des Eigenthümers.

Die Rinder haben viel von Zecken, Stechfliegen (Pangonia), ganz besonders aber von Eingeweidewürmern zu leiden, und es ist eine Erfahrungsthatsache, dass gerade dieser letzteren halber Esel und Maulthiere in Latúka nur bei Stallfütterung gedeihen. Das zu verfütternde Gras muss vorher in der Sonne gründlich getrocknet werden. Auffallend besser und kräftiger als die der umwohnenden Stämme sind die Schafe in Latúka, die der fettschwänzigen Rasse angehören, ziemlich hoch und meist braun und weiss gefärbt sind, sich vorzüglich aushalten und oft zwei Junge, in seltenen Fällen auch drei werfen. Das Fleisch ist, da es bei ihnen sogar zur Fettentwickelung kommt, bedeutend besser, als das der Mähnenschafe der Dinka.

Sehr ausgiebig züchtet man auch Ziegen, die in Form und Farbe häufig an kleine Antilopen erinnern. Sie finden besonders auf den Bergen sehr reichliche Nahrung und werden häufig sogar ihrer Milch halber gehalten. Die Rasse ist die überall verbreitete mit gerader Nase und zurückgebogenen Hörnern, ihre Behaarung eine ziemlich straffe, die Farbe meist lederbraun, doch kamen alle Varietäten hierin vor; ihre Fruchtbarkeit ist sehr gross, und sie dienen nicht allein zur Nahrung im Lande, sondern werden auch vielfach verkauft oder ausgetauscht.

Der Haushund der Latúka gehört der am weissen Nile überall verbreiteten Paria-Rasse an, scheint aber im Süd-Osten besser entwickelt zu sein, da er sich hier zur Jagd eignet. Natürlich kann es sich dabei nur darum handeln, dass Meuten von Hunden das Wild aufsuchen und bellen, während zum Stellen von niederem Wilde diese Hunde überhaupt nicht zu bringen sind. Ihr Geruchsinn ist nicht sehr scharf; dagegen sind sie muthig und scheuen sich nicht, in grösserer

Zahl auch grössere Raubthiere anzufallen, überwältigen z. B. Hyänen beinahe mmer, während sie im Hyänenhund ihren Meister finden. Die Hunde werden gern gehalten, jedoch nicht sonderlich gepflegt und besonders in Bezug auf Nahrung vernachlässigt. Es ist jedoch allgemeiner Brauch, dass nach Erlegung eines Wildes die Hunde etwas von den Eingeweiden bekommen; dass sie freilich gerade hierdurch besonders stark mit Eingeweidewürmern infizirt werden, sagt man sich nicht.

Die Hauskatze ist vom Norden her hier eingeführt worden, jedoch nur in wenigen, einzelnen Chefs gehörigen Exemplaren zu finden; sie verlernt gewöhnlich das Mausen schon in kurzer Zeit und nährt sich meist von kleinen Vögeln, und da sie sich überdies mit der Steppenkatze fruchtbar paart, auch paaren muss, da sie gewöhnlich nur in einem Exemplar vorhanden ist, so wird gewöhnlich schon in der dritten Generation die Hauskatze zur Steppenkatze. Selten findet man, dass der Mäuse halber ein gestreiftes Ichneumon gehalten wird.

Hühner sind überall sehr zahlreich und werden sowohl des Essens halber als auch als Tauschartikel sehr gern gezüchtet; in verschwindender Zahl nur dienen sie den Wahrsagern und Zauberern für ihre Zwecke. Man isst sowohl das Huhn selbst als auch das frische Ei. Neben den gewöhnlichen Haushühnern kommt eine andere Rasse von kleinerer Gestalt und ganz kurzen, bis auf den Boden befiederten Beinen vor, deren Hähne sehr unverträglicher Natur sind. Man hält diese kleinere Rasse gewöhnlich nur zum Vergnügen und selten ist ein nicht verbastardirtes Exemplar zu bekommen. Ihr Preis ist etwas höher als die der anderen Hühner.

Beiläufig mag der Kameele und Esel Erwähnung geschehen, die östlich von Latúka, in den östlichen Theilen von Akkara in grossen Massen gezüchtet, jedoch nicht als Lastthiere verwendet werden, sondern nur als Hausthiere Milch, Fleisch und Häute liefern. Das Kameel gehört einer schlanken, sehr wohlgeformten Rasse an, die an die Bisharīn-Kameele erinnert, jedoch durch etwas stärkere Entwickelung des Fettpolsters und einen merkwürdig gut geformten Kopf ausgezeichnet ist. Die Thiere sind hochbeinig, meist von graugelblicher Farbe, obgleich auch weisse vorkommen, und halten sich unter gehöriger Pflege vorzüglich, müssen jedoch hin und wieder brackiges Wasser und Salz bekommen; ihre Milch ist sehr reich und fett. Der Esel stimmt in seinem Aussehen beinahe genau mit dem nubischen Steppenesel überein, ist gewöhnlich von hellgrauer Farbe mit schwarzer Schulter-, ebensolcher Rückenbinde und weissen Fussgelenken, die häufig Spuren von Bänderung zeigen. Alte Thiere sind meist sehr störrisch, oft auch bissig, jüngere lassen sich sehr gut zu allen Diensten abrichten und halten unter geringer Pflege lange Jahre hindurch aus. Die Esel werden in grossen Heerden gehalten, die wie Kühe zur Weide getrieben und ebenso wie diese regelmässig gemolken werden. Weit im Osten soll eine sehr behaarte Rinderart von kleiner Figur und eine Ziege mit herabhängenden Ohren vorkommen.

Der Fischfang wird in Latúka an allen dazu geeigneten Stellen mit grosser Ausdauer betrieben und zwar gewöhnlich von Frauen. Die dazu gebräuchlichen Netze dienen auch als Bekleidung und werden doppelt und dreifach über einander gerollt und in Form von Schürzen um die Hüften geschlungen. Treffen nun 5—6 Frauen am Wasser zusammen, so werden diese Schürzen losgeknüpft, an einander gebunden und das ganze als Zugnetz gebraucht, das gewöhnlich eine ganze Anzahl Fische, oft aber auch ein kleines Krokodil ans Land befördert. Dieses Letztere wird meist unter allgemeinem Gelächter mit Stöcken geschlagen und dann wieder ins Wasser geworfen, die Fische dagegen unter den Fischerinnen vertheilt. Es sind gewöhnlich die überall in den Nilgewässern verbreiteten Arten von Welsen, Schilbe und Hydrocyon. Fische werden einfach gesotten und mit Salz gegessen; getrocknet werden sie in Latúka selbst nicht zubereitet, kommen jedoch aus den Sümpfen, die das nördliche Latúka vom Dinka-Lande scheiden. Vor Schlangen und allerlei Gewürm haben die Latúka grossen Abscheu und sind kaum zu bewegen, einer Schlange nahe zu kommen. Die meisten im Lande vorkommenden Schlangen sind ungiftig, doch ist Echis nicht gerade selten und ihr Biss gewöhnlich tötlich. Sie haust mit Vorliebe am Fusse der Berge zwischen Steintrümmern.

In dem häuslichen und Familien-Leben der Latúka finden sich eine Menge Anklänge, an das ihrer Nachbarn. Jedes Dorf besteht ursprünglich aus Mitgliedern einer Familie, in die jedoch durch Heirathen und Zuzug von anderwärts, fremde Bestandtheile aufgenommen worden sind. Der Aelteste im Dorfe geniesst unbeschränktes Ansehen und wird bei allen das Dorf betreffenden Angelegenheiten von dessen Einwohnern zu Rathe gezogen, auch öfters mit Geschenken bedacht. Auch Frauen, die ein hohes Alter erreicht haben, besonders wenn sie vorher viele Kinder hatten, geniessen grosses Ansehen. Die Würde des Ortchefs ist ebenso wie diejenige des grossen Chefs, erblich, und es ist durchaus nicht nöthig, dass die Aeltesten im Dorfe zugleich auch dessen Chefs sind. Stirbt der Chef und hinterlässt unmündige Kinder, so geht seine Würde auch dann an den ältesten Sohn über, für den jedoch, so lange er unmündig ist, seine Mutter sämmtliche Geschäfte führt. Ebenso übernimmt die Frau eines Chefs, der im Kriege getödtet wurde, bevor er von ihr Kinder hatte, seine Würde, und sollte sie sich wieder verheirathen, so hat ihr nächster Mann sich nicht in die Verwaltung einzumischen, auch erben ihre Kinder mit ihm nicht die Häuptlingswürde, sondern diese geht nach dem Tode der Frau an den ältesten Bruder des verstorbenen Mannes über. Man findet deshalb in Latúka weit öfter als in andern Negerländern Frauen als unabhängige Dorfchefs, und es scheinen die Leute dabei sich gut zu befinden. Die Anordnungen solcher weiblicher Häuptlinge werden pünktlich ausgeführt.

Heirathen finden in Latúka schon in ziemlicher Jugend statt. Sobald ein Knabe 15—16 Jahr alt geworden, denkt man daran ihn zu verheirathen; seine Eltern, falls er solche besitzt, oder seine Verwandten sehen sich nach einer

passenden Braut für ihn um, da Liebesverhältnisse sehr geheim gehalten werden müssen und selten oder kaum zu Heirathen führen. Die Unterhandlungen zwischen den beiden Familien werden gewöhnlich durch die Mütter geführt, und sobald diese zu einem Einverständniss gelangt sind, wird es den betreffenden jungen Leuten mitgetheilt und daran gegangen, den für die Braut zu erlegenden Preis zu beschaffen. Anders wird die Sache, wenn ein junger Mann ohne Vermittlung seiner Angehörigen, zuerst in einem fremden Dorfe wirbt. Er hat sich dann an den Vater des Mädchens zu wenden und mit diesem den Brautpreis zu vereinbaren, der gewöhnlich etwas höher fixirt wird. In früheren Zeiten, wo die Rinder noch sehr zahlreich waren, bezahlte man oft 60—70 Rinder für ein Mädchen aus gutem Hause und fügte hierzu noch eine Anzahl Geschenke an Schafen, Ziegen, Lanzenspitzen, Häuten, Wilddecken u. dergl. Allmählich ging dieser Preis jedoch herunter und war in den letzten Jahren bis auf 10 Rinder, ebenso viele Schafe und Ziegen und einige anderen Geschenke gefallen: immer jedoch liessen sich gutsituirte Väter für ihre Töchter einen höheren Preis zusprechen, als ärmere Leute. Der Brautpreis ist vor der Hochzeit zu erlegen und erhält neben den dem Vater der Braut zukommenden Rindern, auch deren Mutter 4—5 Schafe und Ziegen und einige Häute und der Bruder der Brautmutter ebenfalls ein Schaf und eine Ziege. Es mag dies davon abhängen, weil, im Falle der Vater der Braut stirbt, ihr Onkel mütterlicherseits an seine Stelle tritt. Sobald der Brautpreis erlegt ist, beginnen die Vorbereitungen zur Hochzeit, die darin bestehen, dass die neu zu Vermählende öfters gebadet und mit Oel gesalbt wird, und man ihre Haarfrisur möglichst malerisch arrangirt. Der Bräutigam beschäftigt sich inzwischen mit dem Bau einer Hütte, nahe der Hütte seiner Eltern oder, falls daselbst kein Platz mehr sein sollte, an einem Ort, der ihn von dem Ortschef gegen Entrichtung zweier Stücke Kleinvieh überwiesen wird. Beim Fällen des Holzes zum Neubau sind dem Bräutigam alle seine Bekannten behülflich, schaffen mit ihm das Holz auf den Bauplatz und gehen ihm bei Errichtung des Gerüstes zur Hand. Die Hütten sind rund mit konischem Dache, wie bei anderen Negern; eine Reihe von Pfählen, die oben gabelig auslaufen, werden im Kreis in den Boden gegraben, auf diesen das durch einen Ruthenkranz getragene und durch einen anderen Ruthenkranz gefestigte Dach aufgesetzt und nun Mengen von langem Grase, manchmal in Schichten, die sich decken, manchmal auch in Bündeln nebeneinander, auf das Dach gelegt, und das ganze durch übergelegte Ruthen, die mit den inneren Ruthenkränzen zusammen gebunden werden, gehalten. Aus der Spitze des konischen Daches stehen gewöhnlich drei divergirende Ruthen hervor, auch werden Straussenwedel häufig zur Verzierung verwendet, und zwar nicht allein einer, sondern bis drei übereinander.

Sobald das Haus beendigt ist, geht es an die Hochzeitsfeier, und zwar bewirthet zunächst der Brautvater den Bräutigam und dessen Angehörigen im eigenen Hause, bei welcher Gelegenheit Frauen und Männer abgesondert essen

und trinken. Die Festlichkeit zieht sich gewöhnlich von Mittag bis in die Nacht hinein, und wird dabei viel musizirt aber nicht getanzt. Es gehört zur guten Sitte, dass jeder zu dieser Hochzeit Eingeladene, ein kleines Geschenk an Korn mitbringt, das dem Brautvater zufällt. Am nächsten Morgen versammeln sich die Verwandten der Braut in deren Hause und die des Bräutigams bei ihm. Nach etwa zwei Stunden zieht der Bräutigam mit seinen männlichen Verwandten zum Hause der Braut, von Gesang und Musik begleitet und fordert die Braut für sich, was wiederholt abgelehnt wird. Sie erlegen dann ein kleines Geschenk, gewöhnlich eine Ziege oder ein Schaf, die sofort geschlachtet wird und über deren Blut hinweg sie in das Haus eintreten. Der Vater der Braut überliefert ihnen dann diese, die in ihre neue Hautschürze gekleidet ist, und, umgeben von ihren eigenen Verwandten, Männern und Frauen, wird nun die Braut dem Hause des Bräutigams zugeführt. Vor ihr her wird die eben geschlachtete Ziege getragen, und ehe sie selbst ihr neues Haus betritt, muss ihre Mutter eintreten und zusammen mit ihrer Schwiegermutter das erste Feuer anzünden, nicht solches aus andern Häusern holen. Ueber diesem Feuer wird die mitgebrachte Ziege geröstet und, stückweise mit Salz bestreut, unter die Anverwandten vertheilt. Die Frauen bleiben nun im Hause und vergnügen sich bis zum Abend, während die Männer auf dem Platze davor vom Bräutigamsvater oder auf Kosten des Bräutigams mit Bier oder Honigwein bewirthet werden. Sobald die Sonne untergegangen, beginnen die Tänze, an denen sich Frauen und Männer betheiligen; während dessen wird der Bräutigam gewöhnlich von zwei Bewaffneten an die Thür seines neuen Hauses geleitet, aus dem sich zuvor alle Frauen bis auf die Brautmutter entfernt haben. Seine Schwiegermutter übergiebt ihm nun seine Braut und bleibt in einer abgesonderten Ecke der Hütte, um das Feuer zu erhalten, das die ganze Nacht hindurch brennen muss. Die bewaffneten Freunde bleiben bis gegen Morgen vor dessen Thür und entfernen sich dann mit den übrigen Gästen.

Am Morgen beginnt die junge Frau zuerst ihr häusliches Werk, mit Auskehren und Feuermachen; drei Tage lang wird sie von ihrer Mutter unterstützt und belehrt und dann sich selbst überlassen. Alle zur Haushaltung nothwendigen Gegenstände, sowie den für die erste Zeit nöthigen Kornvorrath hat der Bräutigam oder dessen Angehörige schon vorher beschafft. Zunächst geht man an die Anlage einer kleinen Tabakspflanzung, und für das Wasserholen nimmt man zuerst die Hilfe der Nachbarn in Anspruch.

Das häusliche Leben des jungen Paares verläuft ziemlich einförmig mit Bestellung ihrer Felder und deren Sauberhaltung, gelegentlichen Jagdparthien für den Mann, Gängen zum Wasser, Anfertigung von allerlei Hausrath, Körben und Matten, sowie Netzen und Fallen, ferner mit der Beschaffung von Lebensmitteln, Kochen und allen ähnlichen Geschäften für die Frau.

Der Hausrath ist sehr einfach und besteht meist aus Kürbisgefässen verschiedener Form, oft mit sehr hübsch eingebrannten Mustern verziert, aus Thon-

gefässen für Wasser, Milch und zum Kochen, die von den Frauen aus freier Hand gefertigt werden und oft, besonders die für das Wasser, von bedeutender Grösse sind. Es liegen nämlich, da die Latúka sich mit Vorliebe auf den Bergen ansiedeln, die Wasserorte gewöhnlich weit ab, und man versucht deshalb bei jedem Gange möglichst grosse Quantitäten auf einmal mitzunehmen. Die gefüllten Wassergefässe werden wie überall auf dem Kopfe getragen und zwar auf einem untergelegten Ringpolster. Um das Ueberlaufen des Wassers zu verhüten, legt man auf den Topf einige grüne Blätter. Die Töpfe sind im Allgemeinen nicht von guter Qualität, woran das Material Schuld sein mag; man tauscht deshalb mit Vorliebe solche von den Shúli ein. Ihre Form ist bei allen, ob sie für Wasser oder andere Zwecke bestimmt sind, dieselbe. Als Heerd dienen drei Steine, zwischen die der Topf hineingesetzt wird; das Feuer befindet sich direkt unter ihm, und da für den Rauch kein besonderer Abzug da ist, wird sowohl das Essen als die Hütte oft angeräuchert.

Das Essen wird auch hier manchmal drei Mal täglich genommen, gewöhnlich jedoch nur früh und Abends: bald nach Sonnenaufgang und kurz vor Sonnenuntergang. Leute in guten Verhältnissen fügen zur Zeit der reifen Ernte hierzu eine dritte Mahlzeit um Mittag. Die Gerichte sind meist dieselben: steifer Mehlbrei oder Brei aus gestossenem Getreide mit Wasser und wenig Fett angemacht, mit einer schleimigen Sauce aus verschiedenen Gemüsepflanzen übergossen und salzgewürzt, bildet den Hauptbestandtheil jeder Mahlzeit. Ist Fisch oder Fleisch vorhanden, so wird es einfach am Feuer geröstet, in seltenen Fällen auch in Wasser gekocht und stückweise statt der Sauce als Zuspeise zum Mehlbrei gegeben. Nie wird Gemüse mit Fleisch zusammengekocht, und auch das Braten von Fleisch in Oel ist unbekannt, wogegen fettes Fleisch, besonders Schaffleisch, mit dem Fette zusammen geröstet wird. Sesamöl wird nur zum Mehlbrei oder zu den Saucen gemischt. Zum Anrühren des Mehlbreies bedient man sich grosser Löffel, die meist aus Holz, oft auch aus Rhinoceroshorn geschnitten sind; zum Verzehren der Mahlzeit hat man kleinere Löffel und die von Frauen und Männer getragenen Messer. Männer und Frauen essen gesondert, erwachsene Kinder, je nach ihrem Geschlechte, mit Vater oder Mutter, kleine Kinder mit der Mutter. Hat ein Mann mehrere Frauen, so wechselt er mit dem Essen bei ihnen ab. Für Männer und Knaben wird das Essen von der Hausfrau auf eine im Schatten ausgebreitete Matte gesetzt und zwar im Kochtopfe selbst. Jeder bedient sich dann nach Belieben. Was übrig ist, fällt der Hausfrau und den Mädchen zu, wo deren aber mehrere vorhanden sind, wird gewöhnlich für sie besonders gekocht. Was früh oder Mittag vom Essen übrig bleibt, wird dem Abendessen zugefügt, Wasser wird während und nach der Mahlzeit getrunken. Sich vor der Mahlzeit die Hände zu waschen, ist wenig üblich, wohl aber geschieht es jedesmal nachher. Die Hände lässt man dann an der Luft trocknen. Die Kochtöpfe werden nach jeder Mahlzeit rein ausgewaschen und das Spülwasser an einen bestimmten Ort ausserhalb der Hütte

ausgegossen. Die Milchgefässe werden auch hier vor dem Melken meist mit Kuhurin ausgewaschen, doch findet man besonders in den Bergen viele Leute, die diesen Gebrauch nicht üben. Milch wird sehr viel verbraucht und besonders gern — mit Honig gemischt — über den Mehlbrei gegossen. Butter wird ebenfalls angefertigt und zwar durch Schütteln der Milch in Kürbisgefässen. Sie wird zum Kochen verwendet. Käse ist unbekannt, dicke Milch dagegen ein sehr beliebtes Gericht. Als Würze zu den Speisen dient gewöhnlich nur Salz, das von Gondokóro und noch reichlicher vom Osten ins Land kommt. Manchmal bedient man sich auch des Pfeffers und zwar der überall wuchernden Art: Capsicum fruticosum, doch ist der Gebrauch ein beschränkter, weil auch hier der Glaube vorwaltet, dass Gebrauch von vielem Pfeffer Unfruchtbarkeit hervorrufe.

Zu den Beschäftigungen der Eheleute gehört ferner das Anfertigen von Matten und Körben, wozu man gewöhnlich die Blätter der Dumpalme und, wo diese nicht zu bekommen ist, die der Borassuspalme verwerthet. Die Matten sind fest und dauerhaft geflochten, jedoch des Materials halber etwas brüchig. Man macht sie in allen Grössen, von kleinen Essmatten bis zu solchen, auf denen die ganze Familie schläft. Verzierungen mit bunten Mustern sind nicht üblich. Nach jedem Gebrauch werden die Matten sauber abgeklopft und zusammengerollt aufgestellt. Die Körbe sind vorzüglich gearbeitet, oft von bedeutender Grösse, und bilden einen gesuchten Tauschartikel, besonders für die angrenzenden Bári. Sie haben, wie auch die Kochtöpfe bei Negern, niemals Deckel. In derselben Weise wie die Körbe sind auch die Getreidemagazine, deren jedes Haus wenigstens eines besitzt, geflochten. Auf einem Fusse von 6—8, in zwei parallelen Reihen stehenden, aufrechten Steinplatten — je höher desto besser — liegt ein flaches, dreifingerdickes Geflecht aus Ruthen, das mit Lehm und Kuhmist gedichtet und dann geglättet worden ist. Auf dieser Unterlage steht ein Cylinder von 1—$1^1/_2$ m Weite und $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ m Höhe, ebenfalls aus Ruthen dicht geflochten und im Innern mit Lehm gedichtet. In diesen Cylinder wird Getreide, Bohnen und Sesam abgesondert, aber auch sonstige werthvolle Gegenstände aufbewahrt. Ueber ihnen steht als Dach ein aus Ruthen und einer dicken Grasschicht erbauter konischer Deckel, der auf einer Seite an dem oberen Rande des Cylinders angebunden ist, auf der anderen in die Höhe gehoben werden kann. Jede Hausfrau hat freie Verfügung über ihre eigenen Kornvorräthe, und Niemand darf sich an diesen zu thun machen, als sie und ihr Mann. Die Anfertigung von Netzen zum Fischfang sowohl, als zum Tragen der Borassusfrüchte ist Männerarbeit. Man stellt sie aus den Fasern von Hibiscus canabinus oder aus Aloëfasern her. Baumwolle, die in einer einheimischen Art ebenfalls häufig wächst, kommt kaum zur Anwendung. Fischnetze und Netze für Wild werden in jeder Grösse gefertigt und, da sie viel Arbeit erfordern, auch hochgeschätzt und theuer verkauft; ein Wildnetz von circa 10 m Länge kostete ehemals drei Kühe. Als Wildfangen benutzt man nur die bekannten Ringe mit zusammen-

gebogenen und mit Bast überbundenen Ruthen, von deren inneren Peripherie aus nach der Mitte hin zusammenlaufende, dicht nebeneinander gestellte Stacheln ausgehen. Diese werden sowohl für Büffel als auch für Antilopen und in vielen Fällen auch für Trappen, Francolin- und Perlhühner verwandt und sind in jedem Hause vorhanden.

Eine den Latúka eigenthümliche Einrichtung ist die, dass innerhalb eines jeden Dorfes, gewisse Orte, gewöhnlich unter einem schattigen Baum, als Versammlungs- und Plauderorte benutzt werden, und zwar giebt es solche für Männer und Frauen besonders. Hier findet man zu jeder Tageszeit Leute, die im Schatten ausgestreckt, entweder nur rauchen und plaudern oder Körbe flechten, Netze machen und anderer Arbeit obliegen. In den »Frauenklubs« dagegen findet man Frauen gewöhnlich nur in der Zeit zwischen 10—4 Nachmittags, weil vor und nach dieser Zeit ihre häuslichen Geschäfte sie in Anspruch nehmen. Ueberhaupt sind die Latúka ziemlich intelligenter Natur und vereinigen sich bei jeder Gelegenheit in kleineren Zirkeln, um zu plaudern. Der bevorzugte Ort für solche Unterhaltungen sind die Schmiede-Werkstätten, die stets ausserhalb der Dörfer und in einiger Entfernung von diesen gelegen sind. Während der Schmied hier in der üblichen Weise seine Arbeit verrichtet, versammeln sich bei ihm öfters 10—12 Leute, um den neuesten Dorfklatsch zu besprechen oder sich über Jagd, Wetter und Ernte zu unterhalten, wobei der Schmied selbst als Autorität angesehen wird und öfters auch einer der Anwesenden den am Blasebalg beschäftigten Gehülfen des Schmiedes ablöst. Die Erzeugnisse der Latúka-Schmiedewerkstätten sind für ihre saubere Arbeit und ihr gutes Material bekannt und gesucht; ganz besonders hübsch macht man Ketten und Eisenringe oder Eisenzacken, die von beiden Geschlechtern viel getragen werden. Die Kunst des Schmiedens vererbt sich in der Familie.

Ist das häusliche Leben eines Ehepaares ziemlich einförmig, so bringt dafür die Geburt eines oder mehrerer Kinder der Hausfrau einen Zuwachs an Arbeit. Schwangere Frauen verrichten übrigens ihre Obliegenheiten mit derselben Ausdauer, wie andere, und da Latúka-Frauen sehr stämmiger und kräftiger Natur sind, überhaupt auch bei Negern schwere Geburten selten vorkommen, so geht der gefürchtete Moment meist schnell und glücklich vorüber, oft so schnell, dass Frauen, bei der Feldarbeit von der Geburt überrascht, einfach bei Seite gehen, die Geburt vollenden und mit dem Neugeborenen auf den Arm nach Hause zurückkehren, ohne irgend welchen Beistand verlangt oder erhalten zu haben. Rückt einer zu Hause befindlichen Frau die Stunde der Geburt nahe, so wird zunächst ihre Mutter, falls sie in der Nähe wohnen sollte oder falls dies nicht der Fall ist, die nächsten und ältesten Nachbarinnen herbeigeholt. In jedem Falle versammeln sich um die Wöchnerin drei bis vier Frauen, Männer sind völlig ausgeschlossen. Die Entbindung soll durch fleissiges Trinken von heissem Wasser befördert werden, doch gestattet man Umhergehen nicht, lässt vielmehr die Kranke in zusammengehockter Stellung am Feuer sitzen. Sowie

dann der Geburtsmoment eintritt, wird die Gebärende in die Mitte des Hauses geführt und mit weit auseinander gespreizten und in den Knieen etwas eingeknickten Beinen so aufgestellt, dass ihr Kopf und ihre Schultern an zwei vor ihr stehenden Frauen sich anlehnen. Die Mutter der Gebärenden oder die klügste der anwesenden Frauen, setzt sich hinter sie und erwartet mit ausgestreckten Händen den Austritt des Kindes, das so lange in Händen dieser Frau bleibt, bis neue Wehen den Austritt der Placenta ankündigen. Man durchschneidet dann mit einem neuen Messer (?) die Nabelschnur, die man zuvor mit feinen Baststreifen unterbunden hat. Dann wird das Kind entfernt und für einen Moment auf eine bereitliegende Matte gelegt, um die Placenta in einem neuen Topfe aufzufangen. Dieser wird sorgfältig zugedeckt und zunächst innen an die linke Seite der Hausthür gestellt, dann wird die Entbundene und das Kind gesäubert, und zwar mit Wasser. Sollte aus der Nabelschnur Blut fliessen, so wird auch diese unterbunden, dann mit Fett gesalbt, zusammengerollt auf den Nabel gelegt und daselbst durch einen dünnen Hautstreifen festgehalten.

Das Kind wird nun von Kopf bis zu Fuss mit Butter gesalbt, an die Brust seiner Mutter gelegt und beide auf einer Matte nahe dem Feuer untergebracht. Hier bleiben sie gewöhnlich einige Stunden ruhen; während dessen giebt man der Entbundenen möglichst viel frische Butter zu essen, weil diese als Milch befördernd angesehen wird. Dann wird für das Kind aus einigen Häuten, zu denen man Wilddecken vorzieht, eine Art Lagerstätte hergerichtet, auf der es liegt, während seine Mutter gewöhnlich schon nach einigen Stunden ihre häuslichen Arbeiten wieder aufnimmt. Jeder Ort, auf den während der Geburt ein Tröpfchen Blut gefallen ist, wird mit einer Eisenschaufel sorgfältig abgekratzt, die Erde gesammelt und zusammen mit dem zum Abwaschen der Gebärenden gebrauchten Wasser, sowie dem zum Abschneiden der Nabelschnur angewendeten Messer in einen neuen Thontopf gethan, der sofort an der Aussenseite des Hauses, und zwar an dessen linker Seite ziemlich tief vergraben wird. Vierzehn Tage lang darf der Vater des Neugeborenen weder das Haus betreten noch das Neugeborene sehen, doch theilt man ihm dessen Geschlecht bald nach der Geburt mit. Während dieser Zeit brennt unausgesetzt Feuer im Hause der Entbundenen, die so lange als unrein gilt und nur von den Frauen besucht werden darf, die ihr bei der Geburt beigestanden haben. Dieselben Frauen übernehmen die Sorge für den Hausstand resp. für die Kinder der Neuentbundenen, die auch mit ihren eigenen Hausgenossen sich nicht zu schaffen machen darf. Nach Ablauf der vierzehn Tage, in denen das neugeborene Kind von seiner Mutter gestillt und, wo es die Umstände erlauben, jeden Tag vollständig eingefettet worden ist, werden Mutter und Kind von Kopf bis zu Fuss gewaschen, jener die Haare abrasiert und verbrannt und beide neu eingefettet. Dann wird das bis dahin brennende Feuer gelöscht, das Haus gekehrt und gesäubert, mit Wasser besprengt und schliesslich Mutter und Kind vor die Thüre geführt, wo der Grossvater des Kindes oder, falls dieser todt, der eigene Vater

dem Kinde den Namen giebt, und zwar gewöhnlich so, dass die Mutter das Kind auf den Knieen hält und der Vater, sich über dasselbe beugend, seinen Namen ausspricht. Ist das Kind weiblichen Geschlechts, so erfolgt die Namengebung durch die Grossmutter oder die Schwester der Frau.

Sowie die Namengebung erfolgt ist, nimmt die Frau ihren Umgang mit den Hausgenossen und Nachbarn wieder auf, auch der Mann darf das Haus nun betreten und sogar von der Entbundenen bereitetes Essen verzehren. Das neugeborene Kind wird während der Arbeit entweder niedergelegt oder vor der Hütte in einem zusammengeschlagenen Felle auf dem Rücken getragen. Werden die Kinder grösser, so hocken sie auf der Hüfte der Mutter und werden von deren umgeschlagenem Arm gehalten. Das Säugegeschäft dauert sehr lange, und noch, wenn die Kinder schon im Stande sind umherzugehen, ergreifen sie selbst die Brust der Mutter und saugen daran. Zur Beförderung der Milchsecretion wird der Genuss von warmer Ziegenmilch angerathen. Fälle von Zwillingsgeburten sind nicht gerade häufig und werden in jedem Fall für unglückbringend gehalten, auch meist eins der Kinder, gewöhnlich das Nachgeborene, ausgesetzt oder getödtet. Sobald eine Frau Zwillinge geboren, darf der Mann für einige Monate sein Gehöft nicht mehr verlassen, ausgenommen zur Bestellung seiner Aecker. An gemeinsamen Jagden oder Kriegszügen darf er so lange nicht theilnehmen, bis die Frau oder eine andere ihm gehörige wieder ein Kind geboren hat. Das Aussetzen der Kinder findet gewöhnlich bei Nacht statt, und bei der grossen Zahl von Raubthieren sind die Ausgesetzten meist schon Morgens verschwunden. Bestimmte Namen für Zwillinge existiren natürlich nicht, wird einer gross, so gilt er bei dem Anderen für einen Unglücksbringer oder als mit dem bösen Blick behaftet und verlässt gewöhnlich die Heimath, um sich in anderen Gemeinden niederzulassen.

Die erste Jugend der Kinder ist ihnen vielfach gefährlich, weil unregelmässige Ernährung und plötzlicher Witterungswechsel viele von ihnen tödten; besonders sind Diarrhöen gefürchtet. Man ernährt die Kinder zunächst nur mit Muttermilch, sobald jedoch die Zähne zu kommen beginnen, wird auch Mehlbrei, gewöhnlich mit Milch angerührt, gereicht, und mag gerade hier durch Sauerwerden der Milch ein Moment zur Entstehung der Diarrhöen gegeben sein. Haben die Säuglinge das Alter von etwa 6 Monaten erreicht, so werden ihnen zum ersten Male die Haare rasiert und ihre Haut mit Oel und rothem Thon eingerieben, bei welcher Gelegenheit gewöhnlich die nächsten Nachbarn mit Bier bewirthet werden. Werden die Kinder nun grösser, so folgen sie den Eltern zur Feldarbeit und spielen, während diese arbeiten, oder folgen den Schaf- oder Ziegenhirten, die gewöhnlich ihre älteren Geschwister sind.

Die Spiele sind recht mannichfaltiger Art; sehr beliebt ist eins, das dem deutschen Murmelspiel entspricht und wozu man sich der Früchte verschiedener Bäume bedient. Ferner findet man vielfach Uebungen in Modelliren von Thonfiguren, die Kühe, Ziegen und auch Menschen darstellen sollen und die man

beinahe in jedem Hause findet, wo Kinder sind. Wettlaufen, Springen, Klettern, Werfen mit Rohrstäben nach bestimmten Zielen und Bauen von kleinen Hütten, sind ebenfalls beliebte Zeitvertreibe. Schon in der Jugend werden die Mädchen von den Knaben fern und meist zu Hause gehalten, um von der Mutter beaufsichtigt zu werden. Die Entwicklung der Kinder zur Reife findet nicht viel früher statt, als in den gemässigten Klimaten, doch sind die Mädchen gewöhnlich etwas eher reif, als die Knaben. Zur Zeit der ersten Menstruation werden sie einige Tage abgesondert gehalten und dann wieder zum Verkehr zugelassen. Liebesverhältnisse unter jungen Leuten sind selten und enden gewöhnlich damit, dass die Betreffenden sich heirathen. Schwängerungen von Mädchen würden den Tod des Verführers herbeiführen, kommen deshalb höchst selten vor. Viel Kinder zu haben, gilt hier wie überall für ein Glück, doch zieht man vor, weniger Knaben und mehr Mädchen zu besitzen, weil diese einerseits dem Hausstande mehr nützlich sind und andererseits dem Vater Heirathsgut zubringen. Man verwendet deshalb auf die heranwachsenden Mädchen im Ganzen mehr Sorgfalt, als auf die Knaben. Uebrigens sind die Latúka-Frauen durchaus nicht so fruchtbar, als z. B. die der Shúli, und Frauen mit mehr als 3—4 Kinder sind Ausnahmen.

Schon in frühester Jugend hängt man den Kindern an Schnüren allerlei Wurzelstücke, merkwürdig gestaltete Knollen, vielfach auch ganz kleine Schildkrötenschalen um den Hals und um die Hüften, um sie dadurch vor Unglück, Angriff von wilden Thieren, Biss von Schlangen, Stich von Skorpionen und ganz besonders gegen den bösen Blick zu schützen, an den man in Latúka fest glaubt. Nicht allein sollen damit behaftete Personen im Stande sein, andere durch Ansehen krank zu machen, sondern durch blosses Ansehen Speisen zu vergiften! Man schützt sich gegen solches Unheil dadurch, dass man das Blut irgend einer Schildkröte mit Wasser gemischt trinkt. Zur Sauberkeit werden die Kinder schon von Jugend an angehalten, und zwar besteht diese nach Latúka-Begriffen im häufigen Abwaschen des Körpers, Fetteinreibungen und Entfernen aller Haare, ausser Kopfhaar und Augenbrauen. Bärte findet man höchst selten und dann meist bei alten Leuten und spärlich. Als Rasirmesser dienen scharfe Lanzenklingen. Vor dem Rasiren wird das Haar befeuchtet. Haare an den verschiedenen Körpertheilen werden, falls sie entfernt werden sollen, entweder zuvor mit Asche eingerieben und dann ausgezupft oder ohne jede vorhergehende Einreibung einzeln ausgerissen. Wie bei allen, zum grossen Theile von Getreide lebenden Negerstämmen, ist die Hautausdünstung nicht so stark und der Schweissgeruch nicht so bemerklich, als bei den nur von Fisch oder Fleisch lebenden. Einreibung von wohlriechenden Stoffen wird kaum geübt, obgleich die Moschusdrüsen des Krokodils häufig getrocknet am Halse getragen werden. Spezielle Sorgfalt verwendet man auf die Frisur, die bei Frauen sowohl als Männern in sehr verschiedenen Formen und Entwickelungen gemacht wird. Starker Haarwuchs gilt hier, im Gegensatz zu den Bári, als Vorzug, und der Mann, der sein Haupthaar zu einem verfilzten, helmartigen Chignon bringen kann, gilt für beneidenswerth.

Die Frisuren werden jeden Monat aufgemacht, das Haar mit kleinen Stäbchen glatt gestrichen, geölt und wieder arrangirt, wobei auch das stets reichlich vorhandene Ungeziefer entfernt wird, das Festigen der Haare mit Thon ist unbekannt, ebenso das Einflechten von Schaf- und Ziegenhaar, wie es weiter im Osten geübt wird. Zur Kleidung bedienen sich die Frauen allgemein der Felle, die entweder nach Bári-Art als Vor- und Hinterschürze getragen werden, oder einfach um den Körper gerollt sind. Männer gehen in den Bergen meist nackt, in den an der Strasse gelegenen Dörfern tragen jedoch auch sie Häute, die zu diesem Zwecke durch Rinde und Früchte zweier Akazien und einer Prosopis einer Art Gerbung unterzogen werden. Im Hause gehen die Männer gewöhnlich nackt, auch tragen sie nur in Ausnahmefällen Lendenschnüre, während Frauen gerne die vielfach von den Bári kommenden Schnüre aus Plättchen von Conchilienschalen und ebenso häufig Reihen von Perlenschnüren, meist von der Grösse kleiner Haselnüsse tragen. Als Schmuckgegenstände dienen sehr sauber gehaltene Arm- und Fussringe von Eisen, die oft verschiedene Musterungen zeigen, daneben liebt man solche von Kupfer — nicht Messing —, und zwar in möglichst grossen Gewinden vom Knöchel zum Knie oder vom Handgelenk zum Ellenbogen. Da diese jedoch sehr theuer sind, begnügen sich die meisten Leute damit, einen Eisenring über den anderen zu reihen. Der Hals wird ebenfalls mit Eisen- oder Kupferringen und Perlenschnüren kleiner Arten geschmückt, hierzu treten Halsbänder aus Raubthierzähnen, Wurzelchen und Fischwirbeln; die Ohren tragen Gehäuse aus Eisen oder Kupfer von oft sehr hübschen, namentlich halbmondartigen Formen. Ein bei Männern sehr beliebter Schmuck sind Elfenbein-Armbänder, oft sehr massive und breite, und zwar nicht allein am Vorder-, sondern auch am Oberarm. Breite Elfenbeinringe für Frauen giebt es nicht, doch tragen Frauen und Kinder manchmal ganz dünne Elfenbeinringe am Unterarm.

Durchbohren einzelner Körpertheile des Schmuckes halber existirt, die Ohrläppchen ausgenommen, nicht. Viel weiter im Osten kommt eine Durchbohrung der Nasenscheidewand vor, in die ein Kupferring gehängt wird. Verzierung der Haut durch Narben, die durch Einschnitte und Einstreuen gewisser Substanzen erzeugt werden, ist überall gebräuchlich, und besonders findet man häufig Frauen, deren Vorderkörper und Arme vom Hals bis zum Nabel vollständig mit in regelmässigen Mustern gestellten, oft fingerdicken Narben bedeckt sind. Narben oder Einschnitte als Stammeszeichen kennt man jedoch nicht.

Zur Bekleidung der Füsse, und zwar nur für Männer auf längeren Märschen, dienen Sandalen, gewöhnlich solche aus Büffel- oder noch lieber aus Giraffenhaut. Die Haut wird in feuchtem Zustande möglichst genau nach der Konfiguration des Fusses zurecht geschnitten und muss an jeder Seite die Sohle etwa einen Finger breit überragen; vorn und hinten werden dann ganz dünne Hautstreifen durchgeführt und geknotet, schliesslich die Ränder der Sohle ein wenig

aufgebogen und das Ganze getrocknet. Beim Anziehen kommen die vorderen zwei Hautstreifen zwischen den Zehen und werden mit den von hinten kommenden, den Fuss umgebenden, zusammengeknüpft.

Da Ausschweifungen in Latúka nicht bekannt sind, und man ausser Tabak und Bier keine Genussmittel hat, so sind Krankheitsfälle im Ganzen selten und die Leute meist körperlich gesund und kräftig entwickelt. Es mag hierzu viel beitragen, dass, abgesehen von den in der Ebene gelegenen Dörfern, die meisten Gehöfte hoch am Bergeshange gelegen sind; bei ihrer Anlage wird gewöhnlich eine Art kleine Terrasse geebnet und auf diese die Hütten gestellt, die mit dickem Pallisadenzaun, durch den nur enge Thüren führen, vor Angriffen geschützt sind.

Dass auch strategische Gründe bei der Erbauung ihrer Dörfer in Betracht kommen, zeigte die Anlage z. B. der Station Lorónya. Chef Latóme hatte für die Anlage seines Hauptdorfes einen unvermittelt aus der Ebene aufragenden, konischen Hügel gewählt, dessen Seiten ziemlich stark abfielen. Auf diesem waren ringsum herlaufende Reihen doppelter Pallisaden in solchen Abständen vorn und übereinander eingerammt worden, dass zwischen einer und der darüber liegenden Reihe je ein Zirkel von Hütten Platz fand, so dass diese also gleichsam auf übereinandergestellten, von Pallisadenreihen umgebenen, ringförmigen Terrassen standen. In die einzelnen Reihen waren schmale Thüren eingelassen, die sich jedoch nicht gegenüberlagen, und durch die man von Terrasse zu Terrasse gelangte. Auf der obersten, völlig ebenen Plattform stand neben einem Felsblock, von dem man Ausschau über das ganze Land hatte, das Gehöft des Chefs mit seinen Vorrathshäusern und auf der entgegengesetzten Seite die Umzäunung für seine Heerden. Das Ganze war so fest, dass selbst ein Angriff mit Feuerwaffen grosse Schwierigkeiten geboten hätte.

Die auf den Bergen gelegenen Dörfer sind manchmal soweit vom Wasser entfernt, dass die Frauen mit aller Anstrengung nur ein Mal in 24 Stunden dorthin gehen können, dann aber auch für den ganzen Tag das Haus versorgen. Quellen in den Bergen finden sich ziemlich selten.

Der Tod auf dem Krankenbette gilt für Männer im Allgemeinen als unziemlich und wird desshalb meist Zaubereien zugeschrieben. Der Tod im Kampfe oder auf der Jagd dagegen gilt als rühmlich, und die Gefallenen werden, wo irgend möglich, nach ihrer Heimath zurückgeschafft, um dort beerdigt zu werden. Stirbt irgend Jemand, so wird dies durch schrilles Wehklagen betrauert, der Todte, falls er ein Mann war, auf einer Schlafmatte niedergelegt, mit Oel bestrichen und ihm dann die Knie gegen das Kinn heraufgezogen. In älteren Zeiten legte man in den Mund des Verstorbenen eine kleine Topfscherbe, ein Gebrauch, der jetzt allmählich abkommt. Das Grab eines Hausherrn wird in der Mitte der von ihm bewohnten Hütte gegraben, die zu diesem Zweck gleich nach dem Tode völlig ausgeräumt wird; sehr sorgfältig entfernt man besonders jede Spur von Feuer. Das Grab stellt eine etwa $1^1/_2$ m tiefe, ziemlich enge Grube dar, in die

der Verstorbene, nachdem man ihn in eine oder mehrere Wilddecken eingehüllt hat, in kauernder Stellung eingesenkt wird; das Gesicht muss nach Osten schauen. Ueber den Kopf kommt eine Lage Gras und darauf Erde, die jedoch nicht zu einem Hügel aufgewölbt wird. Den Platz selbst bezeichnet man durch einen aufrechtstehenden Stein. Ist der Verstorbene ein begüterter Mann gewesen oder ein Chef, so werden sofort nach dem Tode ein oder mehrere Rinder geschlachtet und, noch bevor der Todte beerdigt worden ist, alle Einwohner des Dorfes mit dem Fleische bedacht. Dann erfolgt das Begräbniss, und sowie dies vorüber ist, werden die Anwesenden mit Bier bewirthet. Das Klagen und Weinen der Frauen dauert drei Tage lang und erneuert sich während dieser Zeit, so oft Fremde eintreten, denn der Gebrauch will, dass gerade während dieser drei Tage die Mitbewohner des Dorfes und nähere Nachbarn wiederholt Kondolenzbesuche machen, bei welcher Gelegenheit sowohl die Hinterbliebenen als die Besucher einige Minuten lang schluchzen und wehklagen, um sich gleich darauf über allerlei Dorfklatsch zu unterhalten. Ein, vermuthlich von den Berri, also von den Shílluk, angenommener Brauch will, dass im Hofe des Verstorbenen eine grosse Trommel aufgestellt stehe, auf die jeder ankommende Besucher einen oder mehrere Schläge thut.

Sterben Frauen oder Kinder, so dauert das Wehklagen kürzere Zeit, und die Beerdigung erfolgt ausserhalb des Hauses, gewöhnlich an dessen linker Seite, bei allen Todten übrigens noch am Tage des Todes. Die Todten bleiben nun einen oder zwei Monate in der Erde liegen, und, wenn man glaubt, dass der Fäulungsprozess genügend vorgeschritten ist, wird über dem Grabe eine Ziege geschlachtet (dies übrigens nur für Männer) und gewartet, bis das Blut eingetrocknet ist. Dann versammeln sich die erwachsenen Hausangehörigen, das Grab wird eröffnet, der Todte heraus genommen und die einzelnen Skeletttheile auf einer Haut möglichst sorgsam von noch anhaftendem Fleische gesäubert, wobei man sich gewöhnlich neuer Lanzenspitzen als Messer bedient. Die Fleischstücke werden sodann in die untergelegte Haut eingehüllt, wieder in das Grab gelegt, dieses aufgefüllt und festgestampft, der Boden geebnet und der Stein entfernt. Die Knochen werden in einen grossen Thontopf gesammelt und entweder an der Kreuzungsstelle zweier Wege längs des Weges hin aufgestellt oder zwischen die Zweige gewisser Bäume fest eingestellt. Auch findet man öfters solche Einzelbäume, um die man, weil die Aeste schon vollgestellt waren, die Knochentöpfe in concentrischen Kreisen um den Stamm aufstellte. Ebenso findet man häufig an der Ecke eines Kreuzweges alle vier Seiten mit einer Reihe solcher Töpfe bestellt. Sonderliche Sorgfalt wird auf diese Reliquien nicht verwandt, doch sehen es die Einwohner nicht gern, dass man sich mit ihnen zu schaffen macht.*)

---

*) Vergleiche die ähnliche Sitte, die Dr. Baumann (Ussambára 1891, S. 239) für die Wapáre erwähnt, bei denen die Töpfe mit Schädeln in die Hütten gestellt werden.

Es erübrigt, auf das eigenthümliche Verhalten der Latúkafrauen hinzuweisen, die nach dem Tode ihrer Säuglinge ein roh zur Puppe zurechtgeschnitztes Holzstück im Arme — bei der Arbeit auf dem Rücken — gewöhnlich so lange mit sich herumtragen, bis eine andere Schwangerschaft eintritt.

Ueber das geistige Leben der Bewohner von Latúka ist kaum etwas Besonderes zu erwähnen, die Familienbande sind eng und das Ansehen des Vaters und Hausherrn gegenüber den Kindern und Hausbewohnern ein unumschränktes. Die Behandlung der Kinder ist, wenn man es so nennen darf, eine liebevolle, und Schläge werden sowohl Kindern als Frauen nur selten zugetheilt und dann merkwürdigerweise meistens für Lügen. Alte Leute sind sehr geachtet, und selbst erwachsene Söhne würden nicht wagen, gegen das Gebot ihrer greisen Väter zu handeln. In Dorfangelegenheiten haben gerade die älteren Leute grossen Einfluss; auch Frauen in höherem Alter, besonders wenn sie mehrere Kinder hatten, geniessen grosses Ansehen. Die Verwandtschaftsverhältnisse werden hier besonders hochgehalten, und zwar sind es die Verwandten der Mutter, die von den Kindern als eigentliche Verwandte behandelt werden.

Ein wirklich geistiges Leben kann sich bei der durchaus praktischen Lebensweise hier kaum entwickeln. Die Idee eines höchsten Wesens findet sich, wie bei den meisten Negerstämmen, auch hier vor, insofern man für das Bestehende einen Erzeuger anzunehmen gezwungen ist. Dass dieser Erzeuger gut sei, erhellt daraus, dass er den Menschen zu leben gestattet und zu leben giebt. Gute Jagden und reiche Ernteerträge sind seine Gaben, und man legt deswegen gern an besuchten Jagdplätzen die Schädel erlegter Thiere, sowie an den heissen Quellen des Landes kleine Gaben an Mehl oder Sorghum nieder. Es giebt aber neben diesem guten Wesen, das nur eins ist, eine Mehrzahl von bösen Wesen, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Menschen zu plagen, ihn durch Träume und Bedrückungen im Schlafe zu stören, seine Saat zu verwüsten und sein Vieh krank zu machen. Solchen bösen Geistern bringt man gelegentlich Opfer, und zwar ist hierzu Blut erforderlich. Es werden zu diesem Ende Ziegen geschlachtet und mit ihrem Blute die Lagerstätte des übel Träumenden, die Ecken seiner Felder oder die Hörner seiner Thiere besprengt. Weit verbreitet ist auch hier der Glaube an Menschen, die Thiergestalt annehmen können, und zwar sind es die Hyäne und der Leopard, die von solchen Zauberern bevorzugt werden und gegen die man deshalb besonders auf der Hut sein muss. Macht sich ein Leopard ganz besonders unnütz und entzieht sich für lange Zeit allen Nachstellungen, so setzt man unfehlbar voraus, dass er ein falscher Leopard, d. h. ein Mensch in Leopardengestalt sei. Gegen solche Thiere sollen gewöhnliche Waffen machtlos sein, und ihren Verwüstungen ist nur durch Ermittelung der sich in sie verwandelnden Personen zu steuern, bei welchem Verfahren die Ortsweisen und der Ortschef gewöhnlich zu Hülfe kommen müssen. Der einer solchen Zauberei Beschuldigte ist allemal dem Tode verfallen.

Improvisirung und Gesang, sowie Musik werden in Latúka gern geübt, beschränken sich aber meist auf die allerniedrigste Stufe, und selbst die bei Hochzeiten und Jagdfesten gesungenen Lieder sind gewöhnlich nur die rhythmische Wiedergebung einiger auf die neuesten Vorgänge bezüglichen Worte. Chorgesänge und Melodieen sind unbekannt. Als Musikinstrumente sind neben Pfeifen, Hörnern und einer Art Flöten auch die gewöhnliche Negerguitarre — meist zweisaitig — zu erwähnen. Gesänge von Kindern scheinen überhaupt kaum zu existiren.

XXXIII. KAPITEL.

Von Irángi durch das südliche Māssai-Land zur Küste.

Ulédi hatte sich sofort mit dem Araber angefreundet, der durch ihn bei mir anfragen liess, ob er mir Essen senden dürfe, was ich bejahen musste, um den Mann nicht zu beleidigen. So kamen denn täglich thurmartig gehäufte Schüsseln mit Reis und ebensoviel Kummen mit Oel, in dem Zwiebeln und Gewürze gekocht waren; dazu Hühner- oder Ziegenfleisch und andere Genüsse. Alles war aber trotz unmässiger Zwiebelzuthaten, und trotz des vielen Curry-Gewürzes schmackhaft und gut zubereitet. Ein anderer angesehener Araber, Ssaid bin Omári, schickte mir Gebäck, Kaffee und andere Dinge. Es war ein wahrhaft bedrohlicher »Embarras de richesse« und die Aussicht förmlich beängstigend, dass die beiden Araber sich in der Zusendung von Speisen noch länger Konkurrenz machen möchten. Von beiden Leuten täglich drei Mal diese Riesenportionen zu bekommen und aus Höflichkeit gezwungen zu sein, von allem wenigstens etwas zu kosten, dabei konnte der leistungsfähigste Magen rebellisch werden, wie viel mehr einer, der jahrelang an die magere Expeditionskost gewöhnt gewesen war. Lässt man aber etwas von den Speisen unberührt, so glauben die Araber gleich, man fürchte Gift darin, und nehmen oft die lediglich aus Gesundheitsrücksichten gebotene Zurückhaltung ernstlich übel. Ulédi sammt den Soldaten und Dienern schwelgten natürlich im Ueberflusse.

Von Seiten der Eingeborenen wurden uns grosse Mengen von Mehl, Erdnüssen, Manjok und Bataten als Geschenke gebracht und unter die hungrigen Träger vertheilt.

Täglich musste ich die langen Anstandsbesuche der Araber über mich ergehen lassen. Gleich zu Anfang meines Aufenthaltes erschienen alle angeseheneren Leute des Ortes. Ali bin Nassor setzte ihnen in einer längeren Rede auseinander, dass jetzt alles ruhig im Lande sei, was man nur uns Deutschen zu verdanken habe. Erst kürzlich hätten die Araber in Umbúgwe Schwierigkeiten gehabt, die durch Dr. Baumann zu ihren Gunsten beigelegt worden seien, sodass man jetzt schon nur mit einem Spazierstock bewaffnet, in Umbúgwe reisen könne. Die Leute baten mich, an der Küste dem Gouverneur

zu sagen, dass Jeder in Irángi auf seine Befehle warte. Ich versprach ihnen, hierüber zu berichten.

Ich hatte nur wenig Zeit, mich im Lande umzusehen. Irángi ist ein Hügelland. Auf eine etwa 1400 m hohe Grundmasse sind im bunten Gewirr 150 bis 200 m hohe, sanft abgerundete Hügel aufgesetzt. Der Bach, den wir weiter unten verfolgt hatten, versorgt das Land mit Wasser. Alles ist mit Penicillaria- und Sorghum-Feldern bedeckt, die auf dem graubraunen Thonboden gut gedeihen. Einzelne Affenbrodbäume und Schirmakazien ragen aus den Kornfeldern hervor, zwischen denen die tembeartigen, selten rings wie in Unyamwési geschlossenen Gebäude der Eingeborenen und Küstenleute verstreut liegen. Die Niederlassungen der Araber selbst bestehen aus Lehmhütten mit Grasdächern, die nach Sansibar-Art gebaut sind und in denen die Untergebenen der Araber wohnen, während sie für sich selbst und ihre Vorräthe ein bis zwei Tembegebäude errichtet haben, an die sich ein mit Rohrzaun umgebener Hof schliesst. In der Nähe hat man einige Bananen, Granatäpfel, ja sogar eine Dattelpalme angepflanzt. Reis, etwas Weizen, Zwiebeln und andere Gartenfrüchte werden kultivirt.

Die hiesige Ansiedlung war recht blühend, als in der Umgegend die Elephanten noch zahlreich waren; diese werden jedoch von Jahr zu Jahr spärlicher, und infolgedessen der Elfenbeinausbeute geringer. Jeder Araber hat eine Anzahl von Elephantenjägern, die im südlichen Mässai-Land, sowie in den nördlicheren Gegenden, Umbúgwe u. s. w., ihrem Waidwerk nachgehen und die Beute ihren Herren abliefern. Diese Elephantenjäger werden überall Makúa genannt, ein Name, der wahrscheinlich nichts mit dem gleichlautenden Volksstamm bei Moçambique gemein hat. Viele von den Jägern gehen auch unabhängig ihrem Gewerbe nach und verkaufen ihre Jagdbeute meistens an die Araber. Anderes Elfenbein wird von den Eingeborenen erhandelt, die jedoch als Bezahlung nicht die üblichen Tauschartikel, wie Stoffe, Perlen oder Draht verlangen, sondern nur Ziegen, Schafe oder Esel annehmen. Zu dem Kaufpreis in Vieh werden noch einige Perlen hinzugefügt. Es war während der Zeit meines Aufenthaltes sehr schwer, hier irgend welche Geschäfte mit Elfenbein zu machen. An Ort und Stelle mussten für eine Ziege ein bis anderthalb Doti Baumwollenzeug bezahlt werden. Für das Frasilah Elfenbein (35 lbs) wurden aber 100—110 Ziegen verlangt, was also ungefähr 150 Doti oder 15—16 Gora an Stoffen entspricht, die hier einen Werth von 100 Dollar und mehr haben mögen. Man ist deshalb auf das Auskunftsmittel verfallen, Expeditionen nach Ussukúma zu schicken, um dort Ziegen billig einzukaufen und sie hier und in Umbúgwe gegen Elfenbein umzutauschen. Es ist selbstverständlich, dass ein europäischer Händler derartige Geschäfte nicht betreiben kann.

Ueberhaupt ist es für einen Europäer im Innern nicht räthlich, durch Einkauf von Elfenbein an erster Quelle den Arabern Konkurrenz zu machen. Er wird niemals die Waare so billig bekommen, wie der Araber, der wegen eines Zahnes wochen- und monatelang verhandelt, keinen Zeitverlust kennt und selbst

mit sehr wenig Unkosten im Innern zu leben im Stande ist. Der Europäer, der im Innern Geschäfte machen will, sollte von den kleinen Arabern resp. von den kleinen Negerhändlern die Vorräthe aufkaufen. Er wird dabei aus seiner besseren Waarenkenntniss Nutzen ziehen und ausserdem den Händlern die Stoffe und andere Handelswaaren in das Innere schaffen können.

Nach Angabe der Araber sollen jährlich nicht mehr als fünfzig bis siebzig Frasilah Elfenbein von Irángi exportirt werden, was mir allerdings zu niedrig gegriffen scheint. In den letzten Jahren war infolge der Trockenheit geradezu eine Hungersnoth eingetreten. Glücklicherweise waren jedoch in diesem Jahre die Regen reichlicher gefallen, sodass die Ernte bessere Resultate versprach. Sonst hätten die Araber den Ort verlassen müssen.

Ali-bin-Nassor sowohl, als Ssaid-bin-Omári senden Karawanen von hier aus bis in das Manyéma-Land hinein. Diese nehmen ihren Weg über Muhalála und Tabóra. Auf der gleichen Route kommen häufiger Sklaven hierher, die auch auf dem Wege durch das südliche Māssai-Land zur Küste geschickt werden. Man umgeht so die deutsche Station bei Mpwápwa.*) Ein anderer Weg geht in östlicher Direktion nach dem nördlichen Theile der Ungúu-Berge (Mgéra) und weiter nach Pangáni oder Tánga. Ein direkter Weg nach dem Victoria-Nyansa, der entweder über Ufióme**) und Umbúgwe oder über das Gebiet der Mangáti (4 Tage) und Wambúlu (2 Tage) führt, hat wenig Benutzung, da man von letzterem aus noch mindestens zehn Tagemärsche hindurch eine Wildniss ohne Nahrung zu passiren hat.***)

Ich benutzte die Zeit des hiesigen Aufenthalts, um ein Vocabularium der Watatúru-(Mangáti-, Tatóga-)†) Sprache niederzuschreiben, die von allen Sprachen, die ich bisher gehört hatte, verschieden ist. Unterstützt wurde dieses Studium durch zwei gerade anwesende Mangáti-Frauen (Abb. 261). Sie haben lichtbraune Haut, mit leicht röthlicher Grundfarbe, schmale Gesichter, schmale lange Nasen und längliche

---

*) Einer der jetzigen Hauptverbindungswege von Irángi zur Küste führt allerdings über Mpwápwa nach Bagamoyo.

**) Es ist auffallend, dass Ufióme schon auf der alten Erhardt und Rebmann'schen Erkundigungskarte (Petermanns Mitth. 1856, T. I.) verzeichnet ist. Es soll früher ein Weg von Pangáni über Masíndi nach Unyamwési geführt haben, den man aber wegen der gefährlichen Wafiómi verlassen hatte.

***) Hier von Irángi aus liesse sich mit Hülfe der Elfenbeinjäger ein weites Gebiet durchforschen. Die Leute streifen überall umher und kennen das Land vorzüglich, besonders die nördlich gelegenen Distrikte von Ufióme, wo ein Salzsee liegen soll, und Umbúgwe. Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, dass hier ein geeigneter Punkt wäre, um Zähmungsversuche mit Elephanten vorzunehmen. Die Elfenbeinjäger bekommen häufig weibliche Thiere zum Schuss, deren Junge sie lebend fangen. Mir selbst sagten einzelne Leute, dass sie oft zwei bis drei dieser kleinen Geschöpfe erlangt hätten. Sie hätten sie aber geschlachtet, da sie nicht wussten, was sie mit ihnen anfangen sollten. Wenn jemand hier angesiedelt ist, von dem jeder weiss, dass er junge Elephanten kauft, so wird er bald einige bekommen. In den Gebirgen von West-Mpóroro wäre ein zweites günstiges Terrain für derartige Versuche.

†) Mangáti (Mangādi) bedeutet nach v. Höhnel, Thomson, Fischer u. s. w. in der Sprache der Māssai soviel als Wilde oder Feinde. Die Leute nennen sich nach Dr. Baumann selbst »Tatóga«.

Kopfbildung. Das Auffallendste sind die seidenweichen, leicht gewellten Kopfhaare, die völlig denen reiner Galla, Ssómali, Wahúma und Māssai-Individuen gleichen. Es ist unzweifelhaft, dass diese Völkerschaften von den Negern abweichend sind, wenn auch natürlich starke Vermischungen stattgefunden und die Rasseneigenthümlichkeiten sich manchmal verwischt haben. Beim Beobachten von grossen Mengen aber findet man immer einzelne Individuen, die noch von reiner Abstammung sind. Wuchs, Gesichtsbildung und besonders das Haar sind charakteristisch, auch wenn diese hamitischen Völker ihre ursprüngliche Sprache (wie die Wahúma) aufgegeben haben.



Abb. 261. Watatúru- (Mangáti-, Tatóga-) Frau.

Die Mangáti durchbohren die Ohrlappen so stark, dass nur noch ein dünnes Hautband bestehen bleibt. Angeblich sollen sie in kleinen, niedrigen Temben wohnen, unter denen sich Höhlen befinden. Eisenschmieden und Korbflechterei soll ihnen unbekannt sein, wenigstens werden Produkte beider Industriearbeiten bei ihnen gekauft. Früher habe man sich nur mit Viehzucht beschäftigt jetzt baue man auch etwas Sorghum, während andere Feldfrüchte noch unbekannt seien. Früher seien Hühner und Vögel als Nahrung gänzlich verschmäht worden, jetzt aber hätten sich einzelne Leute herbeigelassen, auch diese zu verzehren. Beschneidung wird geübt. Als Waffen dienen runde Hautschilde, Lanzen und Bogen.

Diese Mangáti sind vollständig verschieden von den hiesigen Eingeborenen, den Wa-irángi oder Warángi, wie sie sich meistens nennen. Die letzteren sind dunkelfarbig, ziemlich lang und schlank gewachsen, mit Neger-Typus in Haar und Gesichtsbildung, sie zeigen aber auch durch ihre etwas schmalere Nasen, dass sie eine Vermischung mit nördlichen Völkern erfahren haben. Die Haare werden in zahllose Zöpfe geflochten, an die man einige Perlen oder etwas Kupfer hängt. Perlenschmuck umgiebt auch den Hals; um das Handgelenk gelegte Messingspangen sind vielfach vorhanden. Der Ohrlappen wird weit durchbohrt, und in ihm ein meist mit Löchern versehener Pflock, seltener eine Messing-

Spirale angebracht. Ausserdem durchbohrt man noch — wie die Māssai und viele »jüngere« Bantu — die Mitte des hinteren Ohrrandes, in den man einen fünf bis sieben Centimeter langen, etwa einen halben Centimeter dicken Stock einführt. So gleicht dieser Ohrschmuck zum Verwechseln dem der Wadjágga. Die Beschneidung wird auch hier ausgeübt. Die unteren zwei mittleren Vorderzähne werden ausgeschlagen, eine Verunstaltung, die auch die Mangáti und andere vornehmen. Als Kleidung hat man einen Fellschurz oder durch Schlamm grau gefärbte Baumwollenzeuge.

Mehrfach hatte ich Streitigkeiten zu schlichten, denn unter den beiden Hauptarabern Ali-bin-Nassor und Ssaid-bin-Omári herrscht eine starke Konkurrenz. Die Leute feindeten sich gegenseitig mehr oder weniger offen an. Ali-bin-Nassor, ein reiner Maskat-Araber, hält es seit langem mit der deutschen Regierung, während Ssaid-bin-Omári, in dessen Adern viel Negerblut rollt, am liebsten immer gegen uns intriguiren möchte. Er hat seiner Zeit Mohammed-bin-Kassim, dem Mörder Giesekes, zur Flucht über Irángi durch das südliche Mássai-Land nach Ssadáni verholfen, während Ali diese beabsichtigte Flucht dem deutschen Stationschef in Bagamoyo durch einen Eilboten anzeigte, wodurch die Gefangennehmung von Mohammed-bin-Kassim ermöglicht wurde. Zeitweilig hat Ssaid-bin-Omári den deutschgesinnten Ali sogar ermorden wollen, so dass dieser den Schutz der Mpwápwa-Station suchte. Es gelang mir, wenigstens einen vorläufigen Vergleich zwischen beiden zu Stande zu bringen und sie zu veranlassen, sich über ein gerade vorliegendes Streitobjekt — einige Elfenbeinzähne — zu einigen.

Diese Araber erhalten von Zeit zu Zeit eine Karawane mit Waaren von der Küste und schicken ihr Elfenbein dorthin zurück. Gerade in der letzten Zeit meiner Anwesenheit in Irángi kam dort eine grössere Expedition mit der für die Araber erfreulichen Meldung an, dass das Elfenbein an der Küste sehr hoch im Preise stehe. Die Karawane traf am 26. des Mondmonats bei Irángi ein, einem Tage, der bei den Arabern für unglückbringend gilt. So mussten die Leute erst ausserhalb des Ortes kampiren, um am nächsten Morgen einzurücken. Sie brachten über 2000 lbs Pulver von Bagamoyo mit. Ausser diesen Arabern, ihren Angestellten und Sklaven giebt es noch eine Reihe von freien Händlern hier, die meistens aus Tánga stammen und sich zu Gesellschaften zusammen schliessen, um das Māssailand durchqueren zu können.

Ehe ich abmarschirte, liess ich noch die gesammten Händler zu mir kommen, um ihnen zu erklären, dass, da jetzt Friede im Lande sei, sie auch unter sich keine Streitigkeiten anfangen dürften. Wenn etwa kleinere Fragen zu entscheiden wären, sollten sie sich an Ali-bin-Nassor wenden, grössere Streitigkeiten aber der deutschen Station Mpwápwa vortragen.

Als Gegenleistung für die Nahrungsmittel, die die Araber für mich und meine Leute geliefert hatten, und für einige kleine Geschenke, die sie mir beim Abschied schickten, konnte ich ihnen nur wenige Tücher geben, denn meine Vorräthe waren nach der langen Reise erschöpft und alle überzähligen hatte

ich am Victoria-Nyansa zurückgelassen. Ali-bin-Nassor gab mir am letzten Tage noch einige Gewürze und — was für mich sehr wichtig war — etwas Oel für die Küche; ausserdem wollte er sich absolut nicht nehmen lassen, mir eine grosse Blechdose frischen Zwiebacks (von Gaedtke in Hamburg) zu schenken, der gerade mit seiner Karawane angekommen war. Es wäre eine Beleidigung gewesen, dies zurückzuweisen; um ihn aber wenigstens einigermassen zu entschädigen, überliess ich ihm meinen Revolver mit einigen Patronen.

Von der Niederlassung der Araber aus, liessen wir ansteigend einen kleinen, abflusslosen Schilfsumpf hinter uns, ehe wir auf die Hügel der Irángi-Berge gelangten. Von hier aus erblickten wir nach Süden hinter einer breiten Ebene ein hohes, ausgedehntes Plateauland. Die auf den Karten als zusammenhängend dargestellten Irángi-Berge sind demnach mindestens in zwei Parthien getheilt, eine nördliche, hügelige Bergmasse, die des eigentlichen Irángi, und eine südliche, die hauptsächlich zum Lande Burúngi gehört. Weit nach Südosten erstreckt sich eine mit Buschwald bestandene Ebene, in der hier und da einzelne Hügel liegen.

Wir verfolgten absteigend ein kleines Bachbett und lagerten schon nach dreieinhalbstündigem Marsche in dem Distrikte Móndo (Häuptling: Maráti.)

Es fiel mir auf, dass das Gestein hier noch dieselbe Farbe wie hinter uns hatte, d. h. graubraun; seine Glimmerbestandtheile aber sind in Streifen angeordnet, die meist wellig verlaufen. Es ist ein Uebergang von Granit zu Gneis. Die Schichtung streicht von Osten nach Westen und fällt nach Süden um 10 bis 70° ein.

Móndo gehört noch mit zu dem Distrikt Irángi. Die Irángi-Leute haben keinen gemeinsamen Häuptling, sondern sind in Gruppen von wenigen Familien getrennt. Stets liegen ihre Felder dicht bei den Gehöften. Dunkelrothes Sorghum und Penicillaria wird besonders gebaut, weniger Bataten, Kürbisse und Arachis. Die Felder sind ausgedehnt und gut gehalten. Auf dem sandigen, grau-braunen, überall geschichteten Boden werden die Aehren recht gross und voll. Die Häuser sind rechteckige oder quadratische Lehmbauten mit flachem Dach. Sie sind niedrig gebaut. Um einen Aufenthalt darin zu ermöglichen, gräbt man eine kellerartige Höhlung unter ihnen in den Boden, ebenso wie wir es in Túru sahen. An einer Seite lehnt sich an die Häuser eine kleine Umzäunung aus Krummholz, die den Ziegen zum Aufenthaltsort dient. Diese sind kleine, unscheinbare Thiere mit winzigen Hörnern, ohne Hautanhänge am Hals und meist auch ohne Bart. Zusammen mit einigen braunen oder ockerfarbenen Schafen bilden sie den ganzen Reichthum der Einwohner. Die Hunde sind fast ebenso klein und von derselben Rasse, wie diejenigen, die wir im Waldgebiet kennen gelernt hatten.

An Geräthschaften sind zunächst eiserne Hacken von einer Form zu erwähnen, die von der in Ussukúma abweicht. Ferner halbirte Kalebassen, die oft am Rande sauber mit schwarzen, halbkreisförmigen, fingerbreiten Streifen



Stuhlmann, phot. Lichtdr. v. Frisch.

Lager am Bett eines Regenbaches, der Gneiss-Felsen ausgewaschen hat.

Südöstlich von Irángi.

verziert sind. Nichtzerschnittene Flaschenkürbisse werden mit einer runden Holzscheibe geschlossen. Sie dienen vor allem zur Aufnahme von Honig, den man viel in der Wildniss, besonders in den Höhlungen der Affenbrodbäume vorfindet. Erwähnenswerth sind noch die eigenthümlichen Pfeifen: eine Wasserpfeife, deren Kopf auf den langen Stiel aufgesetzt ist und an der ein eiserner, wie ein Lichthütchen aussehender Deckel, niemals fehlt. Den Rauch saugt man aus einem seitlichen Loch (*a*) des gekrümmten Kalebassenstiels heraus. (Abb. 262.)

Wo der Boden nicht bebaut ist, bedeckt er sich mit kurzem Gestrüpp, aus dem einzelne hohe Myombo-Bäume, Schirm-Akazien und Candelaber-Euphorbien hervorragen. Hier und da treten Felsen zu Tage, doch sind die Abhänge der Berge im Allgemeinen sanft und die Hügel gerundet. Der Bach, an dem wir lagerten, hatte sich tief zwischen die Felsen eingegraben. (Tafel XXX.) Zur Zeit freilich befanden sich nur noch an einzelnen tieferen Stellen mit Algen bewachsene Pfützen. Ueberall aber, wo man in dem flachen, sandigen Bachbett gräbt, tritt Wasser zu Tage. Es wäre der Mühe werth, in diesen zahllosen Bachbetten einmal Versuche mit Goldwaschen zu machen.

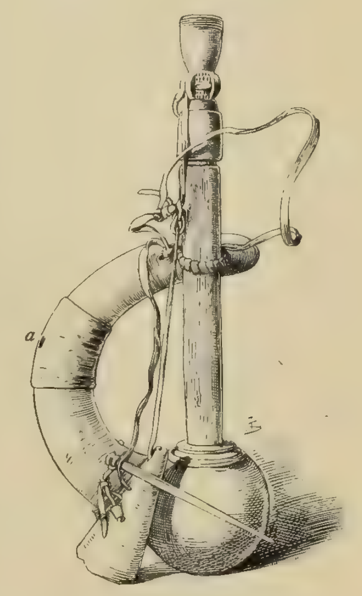


Abb. 262. Wasserpfeife aus Irángi; *a* Loch, aus dem der Rauch gezogen wird. Aehnliche Pfeifen bei manchen »jüngeren« Bantu.

Als wir am nächsten Morgen von hier abrückten, bemerkte ich, dass man uns nach Süd-Süd-West führte, dass wir also auf diese Weise nach Ugógo gelangt wären, wohin ich nicht zu gehen wünschte. Die mir von den Arabern gegebenen Führer behaupteten jedoch, keinen andern Weg zu kennen. So musste ich denn, um nicht auf die alte, begangene Route in Ugógo zu gelangen, mein Lager wieder aufschlagen und nach andern Führern senden. Die herbeigerufenen Eingeborenen leugneten jede Kenntniss eines andern Weges ab. Sie sagten, nur Ali-bin-Nassor selbst könnte mir Führer verschaffen, ein Zeichen, wie viel Einfluss die Araber hier haben müssen. Spät am Nachmittage kamen denn beide Araber und mit ihnen einige Leute, die mir den direkten Weg durch die Steppe nach Mambóya zeigen wollten. Sie machten mich darauf aufmerksam, dass ich etwa fünf Tage durch unbewohntes Land zu gehen hätte.

So marschirten wir unter der neuen Führung von einem Abdallah genannten Elephantenjäger über die Ausläufer der Irángi-Berge fort, aus denen einige zur Zeit trockene Bäche ihre Richtung durch die vorhin erwähnte Ebene nach Südwesten, dem Búbu zu, zu nehmen.

Man meint gewöhnlich, dass es in Afrika dicht unter dem Aequator sehr warm sein müsse. Nirgends kann den Reisenden aber thatsächlich jämmerlicher

frieren, als gerade hier. In diesen Gegenden waren 7 bis 8° Celsius Morgens etwas Gewöhnliches. Ja, eines Tages fiel die Temperatur bis auf 4½° Celsius herab. Nachts wachte man oft vor Kälte trotz dreier Decken auf, und Morgens waren die Hände ganz erstarrt. Niemand sollte daher versäumen, sich einen dicken und langen Paletot auf seine Reise mitzunehmen. Wie die nur mit dünnem Tuch bedeckten Träger auf einer oft noch zerrissenen, auf den nackten Boden gelegten Matte schlafen konnten, war mir immer unbegreiflich.

Beim Absteigen zur Ebene zählte ich in dem Distrikt Móndo 81 grosse Lehmhäuser, in denen wohl achthundert bis tausend Menschen wohnen mögen. Das Land ist hier demnach stark bevölkert; sowie man aber in die Ebene hinunterkommt, beginnt der Marsch durch den öden Dornbusch. Nach einiger Zeit wurde ein breites, dem Búbu tributäres Bachbett überschritten und nach fünfstündigem Marsche im östlichen Burúngi*) gelagert, das wieder leidlich bevölkert ist. Ich zählte hier von meinem Zelte aus über neunzig Häuser auf einem verhältnissmässig kleinen Rayon. Man baut hier schon höhere Tembegebäude als in Irángi, die Häuser selbst sind hufeisenförmig angeordnet und an der offenen Seite durch einen Pfahlzaun geschlossen. Die Eingeborenen waren ziemlich scheu, weshalb meine Leute Schwierigkeiten hatten, sich Lebensmittel für den langen Marsch in der Wildniss zu verschaffen. Gegen Abend erschien der Häuptling des Distrikts, Damáss, mit den üblichen Gastgeschenken. Auf seine Bitte erhielt er eine deutsche Flagge. Von hier aus geht der Marsch fünf bis sechs Tage durch Busch.

Von hier aus wurde nach kurzem Marsche die nordöstliche Ecke der Burúngi-Berge umgangen, denen mehrere Hügel vorgelegt sind. Die Höhen selbst streichen hauptsächlich von Ost nach West. In O.-S.-O.-Richtung ging es durch lichten Buschwald, in dem wenige Dornbüsche stehen, bis wir an einigen, Mrídjo genannten Wasserlöchern lagerten. Nachdem wir von unserem Rastorte eine Strecke in dornigem Busch vorwärts gegangen waren, stiegen wir sanft in eine weite Grasebene hinab, die von Thieren wimmelte. Giraffen, Hunderte von Zebras, Antilopen und Gazellen weideten hier friedlich nebeneinander. Eine grosse Beisa-Antilope mit meterlangen Hörnern wurde erlegt. Von der Ebene aus bietet sich eine schöne Aussicht auf die Berge von Irángi und Burúngi. Nachdem wir noch eine Terrainwelle überschritten hatten, lagerten wir nach fünfeinhalbstündigem Marsche bei einem grossen Teich, der nach einem hier früher angesiedelten Māssaihäuptling Kwa-Murgussía genannt wird.

Jetzt, da ich seit Monaten allein auf der Expedition war, musste alle übrige Zeit dazu aufgewendet werden, ausser den eigentlichen Expeditionsgeschäften noch die laufenden wissenschaftlichen Arbeiten zu erledigen. Die fortwährenden Routenaufnahmen und ihre Konstruktion im Lager nahm stets viel Zeit in Anspruch. In irgend einer freien Viertelstunde ward ein Ausflug auf die nächste

*) Die Burúngi-Leute scheinen den nördlichen Wafióme verwandt zu sein.

Bodenerhebung gemacht, die eine Rundsicht gewährte. Wie bisher immer, zeichnete ich von solchen Punkten aus die Profile aller sichtbaren Berge mit den magnetischen Peilungen ein. Gerade hier im südlichen Māssailand sind diese sehr wichtig, da einzelne Bergkuppen immer wieder sichtbar werden und man durch ihre Anpeilung ein vollkommenes Dreiecksnetz für die Kartenkonstruktion erhält. Die Berge von Kibayá und Ssérian einerseits, sowie die von Ugógo andererseits, konnten wir von unserm Lager aus beobachten, ausserdem viele einzelne Hügel und Gruppen von Kegelbergen, die aus der Ebene hervorragen. Der Führer Abdallah wusste vorzüglich Bescheid in diesen Gegenden: jede Bergkuppe, jedes Wasserloch war ihm bekannt. Er erzählte mir, dass die Hauptstrasse, sowohl vom Lande Gédya (Gédja), als auch von Mgéra aus über Ssérian führe, wo ein ständig fliessender Bach Mgeréo sich befinde. Jäger sollen hier mit besonderer Vorliebe sich aufhalten, da die Elephanten dieses Wasser häufig aufsuchen.

Der Teich, an dem wir lagerten und der nach dem benachbarten Berg der von Lindóto genannt wird, befindet sich in einer flachen Mulde. Abdallah versicherte uns, dass sein Becken niemals austrockne, ebensowenig wie das von Kibáya, Namens Kimána, das noch bedeutend grösser als dieses sei. Einige hundert Schritt von unserm Lager entfernt, war ein ganz mit getrocknetem Kuhdünger überstreuter Platz, auf dem zahllose gebleichte Rinderknochen umherlagen. Hier hatten bis vor einiger Zeit die Māssai ein Lager gehabt, das jedoch infolge der Rinderpest aufgegeben wurde. Es wurde uns erzählt, dass die meisten Māssai jetzt in die Grenzgebiete nach Ungúu, Gédya, Ndjógi u. s. w. geflohen seien. Ein Theil von ihnen habe sich sogar zum Feldbau bequemt, sehr viele seien infolge der Viehseuche Hungers gestorben, andere gefangen genommen und in die Sklaverei verkauft.

Am andern Tage mussten wir einen östlichen Umweg machen, weil auf dem direkten Wege sehr viel Busch vorhanden sein sollte. Aber auch in der von uns gewählten Richtung mussten wir uns einen Weg bahnen, richtige Pfade gab es nicht. Ueberall ist hier in der Māssaiebene Wild häufig, auch Elephanten kommen noch vor. Während der Regenzeit sollen sie in Rudeln von dreissig und mehr Thieren umherziehen, während der trockenen Periode aber sich trennen, um dem Wasser nachzugehen. Häufig trafen wir Losung, häufig die tief in den Boden gestampften Fährten dieser Thiere, oft auch sahen wir ihre Knochen in der Sonne bleichen.

Am Wege passirten wir mehrere, noch ziemlich intakte Māssailager. Eins der am besten erhaltenen war folgendermassen angelegt. Ein grosser Platz war mit einem Dornenverhau umgeben und mit verbranntem Rindermist bedeckt. Der am Tage in der Sonne getrocknete Dünger wird nämlich auch hier Abends zusammengekehrt und angezündet, damit sein Rauch die Rinder vor Insekten schützt. An einer Seite des Hofes standen vier Hütten von rechteckiger Grundform. Sie waren etwa einen Meter hoch, sechs bis acht Meter lang und vier Meter breit.

Der Eingang war seitwärts in dem Vorbau an der Längsseite angebracht, ungefähr wie die Oeffnung an einem Schneckenhause (Abb. 263). Im Innern war in der Nähe des Eingangs die Feuerstelle. In dem Hauptraum hatte man den Seiten entlang, eine zehn Centimeter hohe und etwa sechszig Centimeter breite Streu aus Reisig angebracht, die den Kriegern zum Schlafen diente (Abb. 264). Das Gebäude macht mit seinem flach gewölbten Dach einen tonnenförmigen Eindruck, alle Kanten waren abgerundet. Das aus Reisig hergestellte Hüttengerüst war mit Lehm und Rindermist gedichtet. Ich glaube, dass wir in diesen länglichen Gebäuden, deren Aussehen aus beifolgender Abbildung hervorgeht, das ursprüngliche Vorbild der Tembe zu erblicken haben.



Abb. 263. Māssai-Hütte.

Wir lagerten in der Nähe der Bergkuppe Ndalánga Tomón. Eine halbe Stunde nordöstlich von hier wurde Wasser gefunden.

Dieses ganze südliche Māssai-Land ist eine etwa zwölfhundert Meter hohe Ebene die mit einzelnen verstreuten Bergrücken und Felskuppen bedeckt, vorzügliche Orientirungs-Objekte für den Wanderer bieten.

Am andern Tage machten wir nur einen kurzen Marsch bis zu den Wasserlöchern bei Kwa Mwéni Mbaréni; wir konnten nicht weiter marschiren, da nach der Behauptung des Führers vor uns in weiter Entfernung kein Wasser zu finden war.



Abb. 264. Grundriss einer Māssai-Hütte.

Eine halbe Stunde von uns entfernt lag ein Māssaidorf, in das ich den Führer, zusammen mit einigen meiner Leute schickte, die in den Māssailändern früher schon gereist waren. Nach einiger Zeit kehrten sie in Begleitung von vier Māssai-Männern zurück. Es war ein Elend, diese einst so kräftigen Leute zu sehen! Ihr Vieh, von dem sie zu leben gewohnt waren, war ausgestorben; durch Hunger zu Skeletten abgemagert, vermochten sie kaum ihren Körper fortzuschleppen. Und diese Individuen sollten nach den Schilderungen meiner Leute noch die kräftigsten aus dem Dorfe sein! Kinder und Erwachsene sollten abgemagert umherliegen und vor Schwäche kaum aufstehen können. Im ganzen Dorfe waren nur noch ein paar Ziegen vorhanden, von denen man mir sogar zwei als Geschenk anbot. Die Leute hatten versucht, Sorghum anzubauen, aber die Vögel hatten ihnen das reifende Korn verzehrt. Wild zu erlegen, waren sie zu schwach geworden; so blieb ihnen nur übrig, sich Honig in der Steppe zu suchen und diesen zu essen oder gegen Korn in Ugógo umzutauschen. Fast alle Māssai sind aus der Steppe geflohen, und auch die hiesigen wollten in ein bis zwei Monaten nach Nyángara (westlich von Mpwápwa) ziehen. Der Häuptling,

ein alter Mann (Abb. 265), muss früher geradezu beleibt gewesen sein, jetzt hing ihm die Haut in Riesenfalten auf dem Leibe. Seine Beine bestanden nur aus Knochen, die Kniee traten dick hervor. An den Lippen zeigten sich skorbutische Geschwüre. Einen noch traurigeren Eindruck machte ein junger Elmorãn mit hübschen Gesichtszügen und weichen lockigen Haaren. Er konnte vor Schwäche kaum sitzen und legte sich immer wieder auf den Boden hin. Lächelnd zeigte er seine kraftlos herunterhängenden Arme.

Die Leute sind in grosse Mäntel aus zusammengenähten Häuten gekleidet. Ihre Gesichter sind lang, die Nasen grade und schmal. Besonders auffallend war mir die schmale Nasenwurzel, die so wenig eingesenkt war, dass das Profil bei hoher, gerader Stirn fast an das griechischer Statuen erinnerte. Die Haare sind weich und leicht gelockt, gänzlich von den krausen Negerhaaren verschieden. Ueberall hat man die Ohrlappen weit aufgebohrt, mit besonderer Vorliebe bringt man in ihnen eine eiserne Spirale an, die an beiden Enden mit Messing verziert ist. An ihr hängen zehn bis zwanzig feine Kettchen, die abwechselnd aus Eisen- und Kupferparthien bestehen. Häufig sind die Ketten des einen Ohres mit denen des andern unter dem Kinn vereinigt. Ausserdem wird in der oberen hinteren Circumferenz die Ohrmuschel ein bis zweimal durchbohrt; man trägt hier einen kleinen, mit einer Perle verzierten Ring oder einige Kettchen. Um den Hals werden grosse Perlen oder Eisen- und Kupferketten gelegt, die oft in sehr hübscher Weise zusammengefügt werden. Alle Mãssai üben die Beschneidung in einer sehr eigenthümlichen Art aus.*) Die langen Mãssai-Speere sind oft beschrieben. Die hiesigen zeigten einen längeren Holztheil, als man sonst vielfach sieht. Ausserdem waren die Mãssai mit Bogen und mit Pfeilen bewaffnet, die längliche lanzettförmige Eisen hatten.



Abb. 265. Alter Mãssai-Mann.

*) Sie lassen eine längliche Hautparthie am Frenulum stehen.

Der Dorn dieser Spitzen war, wo er aus dem Schaft heraussah, leicht eingekerbt. Einige Pfeile zeigten auch die traditionelle, »pfeilförmige« Spitze. Die Befiederungen waren überall dreiflügelig, die einzelnen Federn abgerundet. Die Bogen erinnerten durch ihre Bewickelung mit Hautstreifen (Abb. 266) stark an die der Nilneger; manchmal war ihr Holz sogar an der Aussenseite etwas abgeflacht. Zum Schutz des Handgelenkes gegen die zurückschnellende Bogensehne trägt man bisweilen eine ca. 10 cm lange Spange (Abb. 267) an der radialen Seite des Handgelenkes, wo sie durch einen Riemen in ihrer Lage festgehalten wird.

Ich liess den Māssai sagen, dass ich unter anderen Umständen ihr Geschenk gern annehmen würde; sie möchten aber jetzt, wo sie so hungrig seien, ihre Thiere nur wieder mitnehmen. Ich schenkte ihnen sogar noch einige Ziegen, Mehl, Fleisch und Perlen, wofür sie sehr dankbar waren. Als sie kaum aus dem Lager fort waren, zündeten sie sich ein Feuer an, um das Fleisch zu rösten; so hungrig waren sie, dass sie die Rückkehr in ihr Dorf nicht mehr erwarten konnten.

Am anderen Tage ward uns in der That der Marsch bis zum nächsten Wasser recht lang. Nach sieben und einer halben Stunde erreichten wir einen grossen Tümpel Takalói, der uns das unentbehrliche Labsal spendete. An seinen Ufern bleichten die Schädel von zwei grossen Elephanten.

Für Karawanen, die von der Küste ins Innere mit schweren Lasten marschiren und an das Gehen noch nicht so gewöhnt sind, wie unsere schon über zwei Jahre an Strapazen gewöhnten Leute, dürfte der Marsch durch dieses Māssai-Land recht beschwerlich sein. Dieser Weg vom Victoria-Nyansa zur Küste ist allerdings bedeutend kürzer als der gewöhnliche über Ussóngo — Ikúngu — Muhalála, er ist aber auch erheblich anstrengender, und das Mitnehmen von Nahrungsmitteln für sechs Tage wird für stark bepackte Leute beschwerlich sein. So lange jedoch die Strasse durch Ussagára und Ugógo durch die Wahéhe unsicher ist, hat die Verbindung über Irángi ihren Werth und wird ihn später auch für solche Karawanen behalten, die einen eiligen Marsch vorhaben.

Abb. 266.
Māssai-Bogen.

Der dichte Dornbusch, durch den wir uns bisher hatten durcharbeiten müssen, wurde beim Weitermarsch etwas lichter, so dass das Vordringen weniger beschwerlich war. Nach viereinhalb Stunden er-

*) Die Karawane Langhelds ist in der That auf ihrem Marsche zum Nyansa im Frühjahr 1893 diesem, durch mich eröffneten Wege gefolgt, ebenso wie ihn in der umgekehrten Richtung mehrere Herren (Werther, Wolf) wählten.

reichten wir von Takalói aus, das am gleichnamigen Berge gelegene Dorf Ndjógi, wo sich Wakagúru und Māssai angesiedelt haben.*) Dicht hinter dem Dorfe erhebt sich ein mindestens zweihundert Meter hoher Felsberg, der weithin sichtbar ist. Aus einer breiten bewaldeten Schlucht kommt eine Quelle, die die Ansiedelung mit Wasser versorgt. Die ziemlich ausgedehnten Felder von Sorghum liegen etwas unterhalb des Dorfes. Von einem erhöhten Standpunkte aus sieht man nach Norden die mit Busch bestandene Māssaisteppe mit ihren zahlreichen, vereinzelt stehenden Bergkegeln. Bis an die Grenze der Ungúu-Berge hin kann man solche Felskuppen erblicken. Dort fällt besonders eine, »Kilima Mbógo« genannte, durch ihre Gestalt auf. Sie gleicht, wie ihr Name sagt, einem liegenden Büffel. In Südosten ist eine hohe Bergkette Tshére sichtbar, hinter der die deutsche Station Mpwápwa gelegen ist. Vor ihr erstreckt sich eine weite, mit Steppenbusch bestandene Ebene, aus der ein Paar kleine Felskegel hervorragen. Durch diese Steppe sollen früher viele Karawanen mit Umgehung von Mpwápwa gezogen sein. Die direkt von Mambóya nach Irángi ziehenden Händler benutzten auch jetzt noch bisweilen diesen Weg.

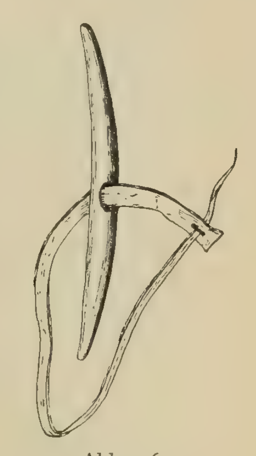


Abb. 267. Stab (Knochen oder Horn) zum Schutze des Handgelenks gegen die Bogensehne.

Die hiesigen Eingeborenen gehören zum Stamme der Wakagúru; die meisten verstehen Kisegúha, so dass wir uns mit ihnen ohne Schwierigkeit verständlich machen konnten.**) Die Leute sind sehr dunkelbraun gefärbt und haben ziemlich schmale Köpfe. Ihr Haar ist in zahlreiche Zöpfe geflochten, die man gern mit Perlen schmückt. Meistens trägt man eine eigenthümliche Zopffrisur nach Art der Māssai (Abb. 268). Alle Haare werden zu dünnen Strängen geflochten, die man noch durch Einbinden von Baobab-Fasern verlängert. Diese Stränge fasst man hinten zu einem grossen Zopfe zusammen, den man mit Bast derart umwickelt, dass er sich nach hinten aufrecht stellt. Ein zweiter Zopf wird vorne über der Stirn zusammengebunden und je ein anderer, kleinerer zu den Seiten des Kopfes angeordnet. Diese Haartracht gleicht völlig der der Māssai und Wadjágga; der hintere Zopf, oft nur durch einen aufgebogenen Draht ersetzt, kommt nach v. Höhnels Darstellung, bei den im Norden wohnenden Völkern vor.***) Die Wakagúru

*) Der Ort liegt mindestens 1400 m und nicht 910 m hoch, wie auf den Karten angegeben ist. Der Engländer Baxter hat ihn früher einmal von Mpwápwa aus besucht.

**) Die in dem östlich von hier gelegenen Lande Gédja wohnenden Eingeborenen sind denen von Ungúu und Usegúha völlig stammverwandt. Unter ihnen haben sich einzelne Wakámba-Kolonien angesiedelt, die ursprünglich aus dem Norden stammen. In alten Zeiten (cf. Kap. 3) sollen hier viele Wakámba gewohnt haben.

***) Diese Zopfverlängerung, die sich nach oben krümmt, ist entschieden aus weiter nördlich gelegenen Ländern mitgebracht worden. In den von der Teleki'schen Expedition besuchten Ländern tragen viele Völker diese Verlängerung, die manchmal nur aus einem gebogenen Drahtstück be-

erzählen selbst, dass sie vor langer Zeit aus dem Norden eingewandert seien. Hier bewohnen sie nur ein verhältnissmässig kleines Gebiet, von Ndjógi bis etwa östlich von Mambóya. Bei den Wakagúru werden die Ohrlappen weit durchbohrt, was in der Jugend durch immer weiteres Einschieben eines kegelförmigen Holzpflocks geschieht. Man trägt in der Oeffnung einen Holzpflock oder, wie bei den Māssai, eiserne Spiralen und Ketten. Meistens ist auch noch ein oberes Ohrloch vorhanden, in dem nach Māssai-Art eiserner Schmuck oder ein längerer Holzstock getragen wird. Um den Hals legt man sauber gedrehte Spirale aus Kupfer- oder Eisendraht, die mit kleinen Kettchen be-

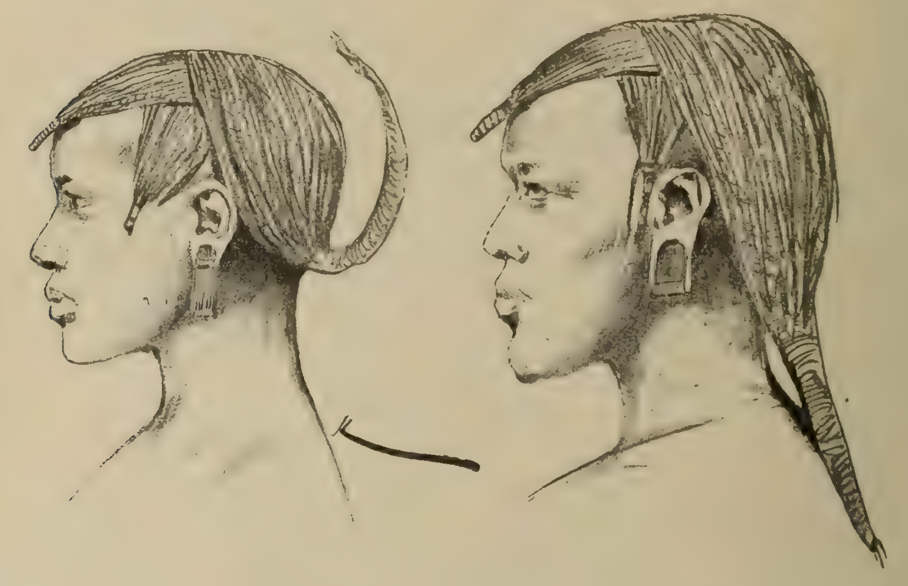


Abb. 268. Wakagúru-Männer.

hangen sind, häufig auch Eisen- und Kupferketten oder Perlen in grösserer Zahl. Diese Ketten werden in Ugógo und Ugúu viel gemacht; in ersterem Lande eine Art mit kleinen, runden Gliedern, in letzterem eine andere mit länglichen Ringen. Mit Vorliebe lässt man in den Ketten Kupfer und Eisen abwechseln. Von Perlen sind kleine weisse, rothe und rosafarbene, sowie grössere runde, blaue und chamoisfarbene beliebt. Auch um die Fussgelenke werden Perlenarbeiten gelegt. Beschneidung ist im Brauche. Die Frauen sind im Allgemeinen etwas hellfarbener als die Männer. Sie tragen das Haar meist kurz, ahmen aber in den Verzierungen von Ohren und in den Schmuckgegenständen die Männer

steht. Alle »jüngeren Bantu« scheinen früher dort im Norden gesessen zu haben, wo sie sich mit Hamiten vermischten, dann aber durch Andrängen der mit Niloten (Latúka, Turkan etc.) vermischten Hamiten (Māssai) nach Süden getrieben zu sein. Nach Dr. Baumann (Ussambára pg. 25) haben auch die der Küste nahe wohnenden »jüngeren Bantu« die Ueberlieferung, dass sie aus Norden stammen, speziell aus Kiráo, was man nördlich von Kikúyu verlegt. Vielleicht haben Bantu sogar bis zum Cap Guardafúi gewohnt, ehe die Hamiten sie dort verdrängten (Ussambára pg. 26), was etwa um das 16. Jahrhundert geschehen sein mag.



Nach einem Oelgemälde v. W. Kuhnert. Lichtdr. v. Frisch.

Elephanten an einem Wassertümpel in der Steppe.

nach. Ausserdem trägt das »schönere Geschlecht« einen aus Fell hergestellten Schurz, während bei den Männern Baumwollenstoffe, die mit Thon roth gefärbt werden, mehr Anklang gefunden haben.

Die Wakagúru wohnen in Tembebauten, die denen der Wagógo ziemlich gleichen. Es sind rechteckige, etwa 1,80 m hohe Gebäude, die rechteckig um zwei bis drei Höfe angeordnet sind. Sie werden in der Weise hergestellt, dass man auf zwei Reihen der in den Boden gepflanzten, am oberen Ende gegabelten Pfähle Längsstämme legt, die das Dach tragen sollen. Innen werden an die Pfähle horizontal verlaufende Gerten gebunden und an diese nach innen wiederum dünne, senkrecht gestellte Ruthen, die zuletzt mit Lehm beworfen werden. Häufig findet sich auch nach aussen eine Lehmverkleidung. Das Dach ist aus Querhölzern mit darüber gelegten Längsgerten hergestellt. Auf diese kommt eine Schicht Gras und darauf fest gestampfter Lehm. Die Thür dieser Gebäude ist ganz solide aus zwei grob behauenen Brettern hergestellt, auf denen man als Verzierung gern kleine Knöpfe anbringt. Sie ist in zwei Zapfen drehbar.

In den Wohnungen wird das Getreide in grossen Körben, die auf Pfählen ruhen und mit Lehm gedichtet sind, untergebracht. Die Thontöpfe sind von einfacher, wenig verzierter Form. Viele Kalebassen, Reibsteine, Holzmörser, ja sogar Bettstellen, die mit Stricken bespannt sind, kann man hier als Hausrath bemerken. Höchst eigenthümlich sind die Bänke, die vor der Tembe unter dem Baume stehen: eine ganze Reihe von Rhinocerosschädeln, die einen leidlich bequemen Sitz darbieten. In der Nähe der Ansiedelungen fehlen niemals winzige Zauberhütten, die von spitzer Form sind,*) aber mit Lehm, wie eine Tembe, gedichtet werden. Gerade so wie vor Jahren in Usegúha, fand ich auch hier an einem Kreuzwege kleine Lehmfiguren männlichen Geschlechts, die offenbar von Frauen hierher gesetzt waren, um ihnen den vermissten Kindersegen zu schaffen. In Njógi betreibt man das Schmiedehandwerk mit denselben Blasebälgen, wie in Usíndja am Victoria-See.

In den Höfen der Temben hatten sich einige Māssai-Familien angesiedelt. Ihre niedrigen, tonnenförmigen Hütten sind in Ermangelung von Rindermist nur mit Fellen bedeckt. Eigentlich dienen diese Häute zur Aufpolsterung der Lagerstätte. Man hat von ihnen die Haare bis auf einen breiten Mittelstreifen abgekratzt.

Die Māssai-Männer haben ausser ihren Ketten und Ringen nicht viel Schmuck; die etwas hellfarbigen Frauen jedoch werden von der Last des Messing- und Eisenzierraths schier erdrückt. Eine enorme Eisenspirale umgiebt kragenartig den Hals. In der Fläche doppelt aufgerollte, aus dickem Messingdraht hergestellte Spiralen hängen in den Ohren. Sie sind so schwer, dass sie mit einem über den Scheitel verlaufenden Lederstreifen gehalten werden müssen. Um Unter- und Oberarm, sowie um die Beine sind ebenfalls grosse Spiralen

*) Sollte diese Form der »religiösen« Hütten nicht darauf deuten, dass ursprünglich diese Stämme überhaupt runde Hütten bauten?

gelegt, die mit einem Messingring abschliessen. Die Frauen mussten jetzt das Mehl bereiten, wobei sie sich sehr ungeschickt anstellten. Die grossen, hin- und herschaukelnden Eisenschmuckgegenstände behinderten sie dabei. Beide Geschlechter lieben es, sich mit rother Thonpomade zu salben, mit der bei den Männern bisweilen sogar die Haare imprägnirt werden. Alle Lasten werden bei den Māssai an einem um die Stirn laufenden Riemen getragen, z. B. die länglichen Kalebassen, in denen Milch aufbewahrt wird, oder Fellsäcke, in denen man verschiedene Gegenstände transportirt. Tabak kauen und schnupfen die Māssai meistens, während die Wakagúru und Warángi ihn aus der oben beschriebenen Wasserpfeife rauchen.

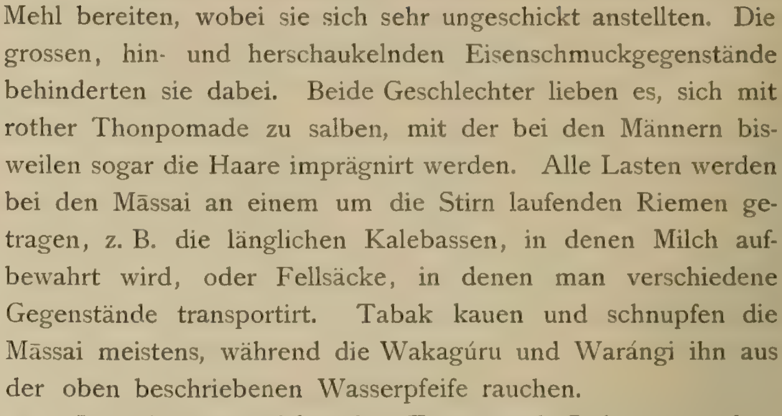


Abb. 269. Berge von Mambóya und Ussagàra von Norden aus (unterwegs südlich von Njógi aus. 2. VII. 92. 6h 45' a. m.).

Je weiter man folgenden Tages nach Südost vorrückte, desto dichter wurde das Land mit Bergen besetzt, hinter denen sich östlich die Ungúu-Berge hoch aufthürmten. Nach Süden wurden schon die romantischen Berge von Ussagára sichtbar (Abb. 269). Ermüdet kamen wir nach sechs Stunden zu einem hohen Felsberg Geíro, bei dem etwa zehn grosse Temben der Wakagúru sich befinden. Der Häuptling Ssekwáo nahm uns freundlich auf und brachte uns Geschenke dar.

Nach Umgehung des schroffen Geíro - Berges gelangten wir Tags darauf an den Ort Kitángi, denselben, den von Bülow und Langheld vor nunmehr über zwei Jahren von Mpwápwa aus hatten bestrafen müssen (Vgl. S. 43). Hier stiessen wir auf die grosse Karawanenstrasse, Mpwápwa - Ssadáni - Bagamoyo, die sofort an den häufigen, schmutzigen Lagerplätzen, den von wandernden Wanyamwési in Astgabeln eingeklemmten Steinen u. s. w. erkennbar ward. Auch eine Karawane mit deutscher Flagge kam uns entgegen.

Das romantische, bergige Terrain von Ussagára mit seinen steilen Felsabstürzen, bewaldeten Abhängen und tiefen Schluchten lag südwestlich vor uns. Je mehr wir uns den südöstlichen Mambóya-Bergen näherten — die südlich umgangen wurden — desto bergiger ward die Strasse und desto komplizirter das Terrain. Fortwährend ging es auf und ab. Während hinter uns der Boden überall aus graubraunem Thon bestand, wanderten wir hier auf rothem Laterit - Lehm. Wiederholt ging es tief zu Bacheinschnitten hinab. Hier sahen wir auch zum ersten Male wieder fliessendes Wasser, seitdem wir Bukóba verlassen hatten, denn die winzigen Wasseradern in Irángi kann man kaum noch als Bäche bezeichnen. Hier zu Lande ist die Vegetation viel üppiger als in den Steppen. Die Dornbüsche treten zurück

und machen höheren Bäumen Platz, unter denen der Myombo hauptsächlich auffällt.

In einer weiten Mulde, die etwa neunhundert Meter hoch liegt, schlugen wir unser Lager in der Nähe der Ansiedelungen einiger Küstenleute auf, die hier Handel treiben. Diese Mulde von Mambóya wird im Westen durch zwei mässig hohe Rücken, im Osten durch einen Berg und im Norden durch den schroffen und sehr bedeutenden Mambóya-Felsen begrenzt. Sorghum, Penicillaria und Mais, Zuckerrohr, Bataten und Manjok, ja sogar Maharágwe (Phaseolus vulgaris) werden hier gebaut *).

Auf einer Terrasse des Mambóya-Berges, etwa dreihundert Meter über unserem Lager, hatten sich schon seit langem englische Missionare angesiedelt. Ich schickte dem Vorstande der dortigen Niederlassung einen Brief, um ihn von meinem Eintreffen zu benachrichtigen. Nachmittags, als ich noch mit der gerade hier ziemlich mühevollen Kartenkonstruktion beschäftigt war, kam der Missionar in mein Lager. Sehr erstaunt war ich, als er mich auf deutsch anredete. Es stellte sich heraus, dass Herr Ch. Ad. Günther als Hannoveraner geboren, aber allerdings schon als Kind nach England gekommen war. Auf seine dringende Bitte begleitete ich ihn auf sein Luftschloss, das wir nach steilem Anstieg in etwa einer Stunde erreichten.

Auf einer kleinen Terrasse liegt die noch neue Kirche, die sehr hübsch aus Felssteinen erbaut ist, und an der ich hauptsächlich die Dachkonstruktion bewundern musste. Das Gebäude ist aber noch ziemlich kahl und erst halb fertig. Von hier aus steigt man einige Stufen zu dem Wohnhause hinauf, das für afrikanische Verhältnisse ein wahrer Prachtbau ist.**) Das grosse, steinerne Gebäude mit hohem, aus Bambus konstruirtem Giebeldach liegt in romantischer, felsiger Umgebung mitten zwischen wohlgepflegten Blumenbeeten. Eine Veranda und drei Erker geben der Façade ihre Gliederung. Ueberall sind durch Steinaufmauerungen Terrassen für Blumenbeete hergestellt, auf denen Pelargonien und andere blühende Pflanzen wachsen. Eine Auslese seltener einheimischer Pflanzen, wie verschiedene Euphorbien, Aloë, Musa Ensete, sowie viele Limonen, Papaya, Guyaven, Bananen, Ananas, ja sogar vier Kokospalmen sind in dem Garten zu finden. Das Ganze ist von einem Bambuszaun, der durch Feigencactus verstärkt wird, umfriedigt.

Ich trat über einige Stufen auf die geräumige Gallerie hinaus und genoss eine prachtvolle Aussicht auf das unter uns liegende Thal, aus dem die weissen Zelte meines Lagers heraufgrüssten. Im Hintergrunde thürmen sich coulissenartig und allmählich höher werdend die Berge von Ussagára auf. (Abb. 270). Die ganze Gegend ist landschaftlich sehr reizvoll und für afrikanische Verhältnisse ein wahrhaft idealer Aufenthalt.

---

*) Die letztere scheint hier auch isolirt vorzukommen. Wir hatten sie an der Südwestecke des Victoria Nyansa zuletzt gesehen.

**) Es wurde von dem Missionar Last erbaut.

Im Innern des Hauses fanden wir ein grosses, europäisch eingerichtetes Wohnzimmer mit Sopha, Stühlen, Tischen und Kommoden, an dessen einer Seite sogar ein echter Kamin mit Schornstein angebracht war. Die Wände waren mit Büchergestellen und allerhand Schmuck verziert, lauter Dinge, deren Anblick ich seit Langem entbehrt hatte. Noch grösser aber war mein Erstaunen, als ich an den mit europäischem Porzellangeschirr und Gläsern gedeckten Tisch



Abb. 270.
Blick von der Missionsstation Mambóya.
(Vorne das Kirchengebäude, hinten die Ussagára-Berge.)

trat. Da gab es wirkliches Weissbrot, Butter, verschiedene Konserven; und das alles schmeckte erst so recht, als ich nun wieder einmal in Gesellschaft eines deutsch sprechenden Mannes an einem weiss gedeckten Tisch von Porzellangeschirr speisen konnte. Ueberall war zu erkennen, dass hier zeitweise eine europäische Hausfrau gewirthschaftet hatte, und ferner, dass der Church-Missionary-Society reichliche Mittel zur Verfügung stehen mussten. An das Wohnzimmer schlossen sich zwei Schlafzimmer mit grossen, eisernen Bettstellen an. An der hinteren Front des Hauses sind Küche, Vorrathskammer und andere Räumlichkeiten gelegen. Eine Treppe führt zum Dachboden hinauf, auf dem zahlreiche Geräthschaften, wie Karren und eiserne Räder, die von der Mackayschen Wagenexpedition stammen, noch jetzt ihr Dasein fristen. Unter anregendem Gespräch vergingen die Stunden, und spät erst traf ich in meinem Lager wieder ein, da ich der liebenswürdigen Aufforderung des Herrn Günther, bei ihm die Nacht zu verbringen, nicht folgen wollte, um meine Leute nicht ohne Aufsicht zu lassen.

Am folgenden Morgen wurden das letzte Mal Rationen in Stoffen an die Mannschaften ausgetheilt. Meine Vorräthe reichten so weit, dass Jeder je eine Upande ordinären »Bombay« und »Merikani«, resp. rothen Stoffes bekommen konnte und mir noch einige bunte Tücher zu Geschenken übrig blieben. Am Nachmittage suchte ich wieder das gastliche Haus der Mission auf. Man erwartete dort binnen Kurzem die Ankunft des Herrn Deekes, desselben, den wir vor zwei Jahren in Ussambíro am Victoria-See getroffen hatten und der nun mit seiner jungen Frau von einer Erholungsreise zurückkehrte, um diesmal die Station Mambóya zu übernehmen. Herr Günther hoffte nach Ugánda versetzt zu werden.

Am 4. Juli wurde der Weitermarsch angetreten. Ueber waldige Höhen ging es an der steil hervorragenden Felskuppe Nyagára vorbei. Die Vegetation besteht meistens aus Myombo und wenigen Minínga-Bäumen. (Pterocarpus ehinatus.) In einzelnen Thälern steht Bambus, der jedoch nicht sehr stark wird. Wo der Fels zu Tage tritt, hat sich ein höchst merkwürdiges Gewächs (Villosia sp.) angesiedelt: ein weicher, faseriger, $^1/_4$ bis $^1/_2$ m hoher Stamm theilt sich oben und trägt mehrere, aus schmalen Blättern bestehende Rosetten. Seine Wurzeln breiten sich auf dem Felsen aus und klammern sich fest an ihn an.

Die hohen Berge von Ussagára blieben nun zum grössten Theil südwestlich von uns liegen; in einem Thale lagerten wir bei dem Dorfe Kífwe (fälschl. Kife a. d. Karte), in dem noch Wakagúru wohnen. Die Eingeborenen waren durch die Räubereien der durchziehenden Karawanen stark eingeschüchtert. Bei unserem Eintreffen liefen sie alle fort. Unsere hungerigen Mannschaften, die nun für ihre Stoffe nichts kaufen konnten, stahlen in Folge dessen etwas Mais im Dorfe, wurden aber, trotzdem sie sich in einer Nothlage befanden, exemplarisch für diese Uebergriffe bestraft.

Nach kurzem Marsche erreichten wir folgenden Tags von unserem Lager aus Kidéte, das in einem prächtigen Thale gelegen ist. Ausgedehnte Felder von Sorghumkorn und Bananen werden gepflanzt. Am Orte wohnen noch Wakagúru, die aber schon mit Wassagára gemischt sind. Auch manche Küstenleute und Jäger haben sich im Orte angesiedelt. Hier sieht man zum letzten Male auf dem Wege zur Küste die Tembedörfer.

Die weissstämmigen, schlanken, der Familie der Crotonaceen angehörigen Bäume (»Mvúle« genannt), die uns im Mukondógwa-Thal auf der Herreise aufgefallen waren, sind auch hier vorhanden. Von Kidéte an ging es durch lichten Buschwald, bis wir an einem halbtrockenen Bache beim Orte Mangúbugubu lagerten, woselbst Wakámba wohnen, die durch ihr anmassendes Wesen die ursprünglich hier angesiedelten Wassagára vertrieben haben. Die Wakámba, ursprünglich weit nördlich im Hinterlande von Mombássa wohnhaft, sind vor Zeiten schaarenweise nach Süden gezogen, wohl hauptsächlich als Elephantenjäger. Einzelne Kolonien von ihnen sind noch heute im westlichen Ungúu, hier, sowie auch in Usarámo und Ussambára vorhanden. Sie sind jedoch allgemein wenig beliebt.

Dieser nördliche Karawanenweg von Bagamoyo über Mambóya nach Mpwápwa wird jetzt dem südlichen über Kilóssa vorgezogen, weil in Ussagára die Karawanen vielfach durch die Wahéhe (spr. Wahaehae) angegriffen wurden.

Beim Weitermarsche begegneten wir vielen Neger-Karawanen, die uns auf Deutsch mit »Guten Tag« begrüssten. Sie brachten Stoffe und andere Waaren ins Innere.

Nördlich von uns ragten, steil aus der Ebene auftauchend, die Ungúu-Berge in die Höhe, insbesondere die Hánga ya Físsi, Pambálla und Lussingísso genannten Erhebungen. Durch Erosion haben sich Schluchten in die steilen Hänge eingegraben. Weiter östlich tauchte allmählich der schroffe Kegelberg Kánga hervor (Abb. 271), lauter mir von meiner Reise im Jahre 1888 noch bekannte Gegenden. Unwillkürlich musste ich an das zurückdenken, was ich alles erlebt hatte, seitdem ich diese Gegenden zuerst durchzogen. Damals hatte ich, bei der Rückkehr an die Küste, das tiefste Darniederliegen des deutschen Ansehens erlebt, während jetzt die deutsche Flagge hier über jedem Dorfe wehte.

Eine Strecke weit marschirten wir durch den lichten Buschwald, dann durch offenes Grasland, in dem zahlreiche, verzweigte Hyphaene-Palmen standen. Endlich wurde ein Dorf sichtbar, hinter dem sich ein Waldrand weithin sichtbar hinzog. Ihm entlang schlängelt sich der Li-Wami-Fluss. Eine kurze Strecke noch und wir standen an seinen 3—4 m hohen Lehmufern. Sein 30—40 m breites Bett war von einer schwankenden, etwa 1 m breiten Hängebrücke überspannt, die von unten dadurch noch etwas befestigt war, dass man in das Flussbett Stützen gestellt hatte. Nach siebenstündigem Marsche lagerten wir an dem anderen Ufer beim Dorfe Ugómba.*)

Es dauerte lange, bis die ganze Karawane die schwankende Brücke passirt hatte. Bevor mein Esel durchs Wasser bugsirt wurde, liess ich mehrmals in den Fluss schiessen, um etwaige Krokodile zu verscheuchen. Hierbei passirte das Unglück, dass einem der Leute ein Gewehr losging und die Kugel einen am andern Ufer sitzenden Träger schwer verwundete. Da innere Organe verletzt waren, war an seinem Aufkommen kaum zu denken, zumal, da ich einen operativen Eingriff nicht wagen konnte.

Meine Absicht war es, von hier aus in möglichst gerader Linie nach Dar-es-Ssalám zu marschiren. Es stellte sich jedoch heraus, dass ein direkter Weg dorthin, der über Ngóle führt, auf zehn bis zwölf Stunden kein Wasser haben sollte, so dass fürs erste von dem Plan Abstand genommen werden musste. Am Wami wohnen schon reine Wasegúha, in Hütten, wie sie im Kap. 32 beschrieben wurden.

Bald nach dem Abmarsche von hier bekam ich einen heftigen Fieberanfall. Ich war nicht mehr im Stande, meine geographischen Aufnahmen zu machen. Um jedoch keine Lücke darin entstehen zu lassen, schlug ich in der

*) Dem Kwadibágo der Ravensteinschen Karte.

Nähe eines Wasserloches mein Zelt auf, während die Leute noch weiter gingen. Nach einigen Stunden der Rast holte ich die Karawane am nächsten Morgen früh wieder ein.

Der Weitermarsch erfolgte auf der bekannten Karawanenstrasse über Mbéra Ngómbe nach dem Póngwe-Berg (Póngue). Alle am Wege liegenden Dörfer sind sehr verarmt durch die fortwährenden Räubereien der vorüberziehenden Karawanen. Auch gegen Bezahlung war kaum Nahrung zu bekommen, zumal die meisten Dörfer sich von der Karawanenstrasse entfernt und in das Land hinein gezogen haben. Es ist nicht das geringste Uebel der Trägerkarawanen, dass sie das durchzogene Land in entsetzlicher Weise ausplündern, ganz besonders zeichnen



Abb. 271. Kánga-Berg in Süd-Ungúu. Von Süden aus gesehen.

sich die Wanyamwési-Karawanen hierin aus. Aber auch solche, die von Europäer-Neulingen geführt werden, tragen zur Verwüstung bei. Zu der hierdurch hervorgerufenen Verarmung kam noch ein Regenmangel, der sich in diesem Jahre in den Küstendistrikten bemerkbar gemacht hatte, während weiter im Innern auf dem Plateau jetzt mehr Regen als im vergangenen Jahr gefallen war.

Durch lichten Steppenbusch und Grasebenen, in denen verzweigte Hyphaene-Palmen und einzelne Borassus verstreut waren, ging es vorwärts. Hier und dort trat geschichteter Gneis (Strich: Nord-Süd, Fall: nach Osten um etwa 20°) aus dem Laterit-Boden hervor. Eine Karawane nach der anderen kam uns entgegen, unter andern eine sehr grosse des Indiers Ssewa Hadji, die nach Tabóra ziehen wollte.

Der grosse Felsberg des Póngwe*) kann geradezu als Landmarke für die Gegend dienen. Meine Leute erzählten mir, dass er bei klarem Wetter von den Hügeln der Insel Sansibar aus in der Richtung auf den Ort Winde sichtbar sein soll. Dicht neben ihm liegt ein zweiter, kleinerer Póngwe-Berg. Von dem

*) Das an seinem Fusse liegende Dorf heisst Gikoróngo, das auf den Karten angegebene Komatúdwe oder Kwa Matúdwe ist der Name eines verstorbenen Häuptlings.

Orte Masísi an beginnt die Vegetation den Steppencharakter zu verlieren und etwas grüner und dichter zu werden; auf den Grasflächen stehen üppige Buschgruppen vertheilt.

Wir befanden uns nunmehr auf dem schmalen Streifen der Jura-Formation, der die Küste begleitet. In dem grauen Boden lagen vielfach derbe Thonknollen, deren zahlreiche Risse mit Kalk-Krystallen durchsetzt waren. Eine gelbe Art Sandstein tritt hier und da aus dem Boden.*)

Von Kivúgu sandte ich einige Boten voraus zur Küste. Die Soldaten und Träger begannen schon sich »landfein« zu machen. Die Träger suchten ihre besten Kleider aus, die Soldaten durften die noch fast neuen Uniformen anziehen, die sie seit zwei ein viertel Jahren in Besitz hatten, aber bis jetzt immer schonen mussten. Ueberall hörte man nur von der Küste und Sansibar reden, und besonders darüber diskutiren, was man mit dem Gehalt anfangen wolle. Diejenigen Leute, die noch nicht an der Küste waren und noch kein Geld kannten, hatten sich schon ganz genau darüber informirt, dass die Rupie 64 Pesa galt.

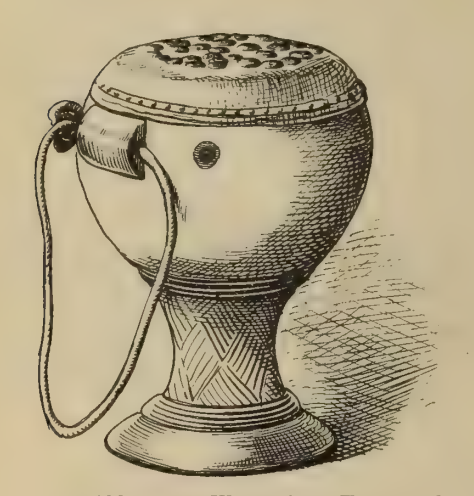


Abb. 272. Wasarámo-Trommel.

Die Dörfer sind von Wasegúha und Wasarámo gemischt bewohnt. Viereckige Häuser kennzeichnen die letzteren. Bisweilen findet man in ihnen Trommeln einer von allen andern abweichenden Form (Abb. 272).

Der am Wami verwundete Träger starb hier an Blutvergiftung. Er sollte noch nicht das letzte Opfer der Expedition sein.

Als wir dicht vor unserem letzten Lager jenseits Rossáko angekommen waren, ertönte auf einmal der Ruf »Bahári« (das Meer), aber es stellte sich heraus, dass die Leute das völlig flache, tief gelegene und etwas in Dunst gehüllte Land von Usarámo für Wasser gehalten hatten. Enttäuscht zogen sie weiter. Als Merkwürdigkeit fand ich am Buschrand bei Rossáko mehrere Exemplare einer Cycade (Encephalartos Hildebrandtii?), von den Eingeborenen »Mkarabáka« genannt. An diesem letzten Tage wurde die Herbarium-Nummer 4362 geschrieben, eine ganz stattliche Zahl in Anbetracht dessen, dass das Pflanzen-Sammeln doch schliesslich auf der Expedition nur eine Nebenbeschäftigung war.

Seit unserem Abmarsche von Mambóya zeigte sich täglich mehr Bewölkung des Himmels. Heute waren sogar einige Regentropfen gefallen, ein Zeichen

*) Nordsüdlicher Strich, Fall nach Osten fast senkrecht.



Stuhlmann, phot.

Lichtdr. v. Frisch.

Letztes Portrait von Emin Pascha am Dúki-Fluss (17. August 1890).

des Küsteneinflusses. Die Tageswärme war bedeutender und die Luft feuchter als im Innern, wodurch das Marschiren beschwerlicher wurde. Nach der langen Reise fühlte ich jetzt doch einige Abspannung, die sich geltend machte, nachdem die Strapazen hinter mir lagen.

Ein kleiner Marsch durch grüne Parklandschaften brachte uns nach Kikóka, wo wir am ersten Tage bei unserm Abmarsch ins Innere gelagert hatten. Hier in der Nähe gehen die beiden Karawanenstrassen nach Mpwápwa auseinander. Eine kurze Strecke weiter sahen wir plötzlich — Telegraphenpfähle vor uns, eine früher hier vollständig unbekannte Erscheinung. Ihnen folgend, gelangten wir bald an den Kingáni-Fluss, über den wir mit zwei Booten übergesetzt wurden, was zwei volle Stunden in Anspruch nahm. Das Fort an der Fähre war wieder aufgehoben worden, und nur ein indischer Kontroleur war auf einer Terrainwelle, etwa eine Stunde vom Fluss entfernt, angesiedelt. Bei der Zählung der Karawane stellte sich heraus, dass diese ausser mir aus

31 Soldaten (10 Ssudanesen, 21 Sanisbariten),
90 Trägern, Aufsehern u. s. w.,
8 Ssomáli (der Anti-Sklaverei-Lotterie),
14 Dienern von mir und den Soldaten,
3 Viehhirten,
54 Frauen,
4 Kindern,
148 Wassukúma,

im Ganzen demnach aus 353 Menschen bestand. Noch eine Stunde weiter, und die Häuser von Bagamoyo leuchteten uns entgegen, beschattet von üppigen Mango-Bäumen und Kokos-Palmen. Die Soldaten marschirten voran und die Träger in dicht geschlossenen Reihen hinterher. So zogen wir durch die dicht gedrängten Strassen der Stadt nach dem Fort. Die Herren der Station, voran der Bezirkshauptmann Herr Eschke, hatten gerade ihre Reitthiere bringen lassen, um mir entgegen zu kommen, sie hatten mich nicht so früh erwartet. Ich liess die Soldaten präsentiren, meldete das Einrücken der Expedition und liess ein Hoch auf Seine Majestät den Kaiser ausbringen, worauf auf dem Exerzierplatze der Station das Lager aufgeschlagen wurde (Abb. 273). Am 12. Juli 1892, also nach $26^1/_2$ monatiger Abwesenheit, waren wir an der Küste eingetroffen. —

Ich konnte mit Befriedigung auf den Verlauf des Rückmarsches blicken. In einundvierzig Märschen und sechs Rasttagen waren wir von Nyángesi nach Bagamoyo geeilt, auf einem bisher noch von keiner Karawane betretenen Weg, den wir damit eröffnet hatten. Auch die wissenschaftlichen Resultate der Expedition durften uns zufrieden stellen; die ganze Route war geographisch festgelegt und nebenbei eine Menge naturwissenschaftlicher Sammlungen zusammengebracht worden. Endlich wurde auch politisch manches erreicht, die Besetzung der Station Tabóra durch unsere Expedition vorbereitet und der deutsche Einfluss am Victoria-See begründet. Leider nur war das kühne und

opfermuthige Unternehmen des Paschas, nach Westen vorzugehen, gescheitert. Die Freude der Rückkehr wurde mir wesentlich getrübt durch das Bewusstsein, dass die Expedition nicht unter der Führung ihres Chefs zurückkehren konnte, über dessen Schicksal wir damals noch völlig im Unklaren waren.

Anordnungen im Lager, Austheilung von Geldverpflegung an die Leute u. a. m. nahm einen Theil des Nachmittags in Anspruch, bis ich mit den Herren der Station der Ruhe pflegen und mich mit ihnen aussprechen konnte. Am andern Tage wurde dann die geographische Aufnahme des letzten Tagemarsches ins Reine übertragen.

Wir hatten an Seine Excellenz, den kaiserlichen Gouverneur Freiherrn von Soden unsere Ankunft telegraphirt, worauf er für uns einige Rasttage an-



Abb. 273. Lager der Expedition in Bagamoyo.

geordnet hatte, nach deren Ablauf wir über Land nach Dar-es-Ssalám marschiren sollten.

Kräftig und gesund kam ich in Bagamoyo am 12. Juli an; schon am 13. Abends jedoch stellten sich Fiebererscheinungen ein, die sich am nächsten Tage mit so grosser Heftigkeit wiederholten, dass ich ins Hospital übersiedeln musste. Sowie die tägliche Bewegung und die Aufregung der Expedition aufgehört hatte, war die Krankheit zum Ausbruch gekommen, die dadurch so schlimm wurde, dass mein Körper durch die abnormen Verhältnisse des Waldmarsches, durch den forcierten Rückweg und die Ueberarbeitung bei der wissenschaftlichen Thätigkeit etwas geschwächt war. Täglich kamen zwei Anfalle von perniciösem Fieber, die mich in wenig Tagen ganz ausserordentlich schwächten. Der Arzt der Station, Stabsarzt Dr. Steudel, und die zum deutschen Frauen-Verein gehörige Schwester Lies Bader pflegten mich in der aufopferndsten Weise. Täglich aber fielen trotz allem meine Kräfte mehr ab. Nach Untersuchung mit einem

Fleischer'schen Hämotoglobinometer war der Farbstoffgehalt meines Blutes bis auf 7 % desjenigen eines normalen Menschen gesunken, sodass Dr. Steudel es für angezeigt hielt, eine Bluttransfusion vorzunehmen. Mein Diener Kombo (Abb. 274) war sofort bereit, sich das nöthige Quantum Blut entziehen zu lassen, mit dem meine Kräfte wiederhergestellt werden sollten. Nachdem eine schwere Fieberreaktion glücklich überstanden, besserte sich mein Gesundheitszustand in der That so sehr, dass ich am 30. Juli an Bord S. M. S. »Schwalbe« unter Führung von Stabsarzt Dr. König nach Sansibar geschafft werden konnte, weil man eine Luftveränderung für gut hielt. Nach vierzehntägigem Aufenthalt im dortigen französischen Hospital siedelte ich in das Haus meiner Verwandten Hansing über, deren Vertreter, Herr Cäsar Wegener, mich in der liebevollsten Weise weiter pflegte, als ich — wohl als Nachwehen vom Fieber — eine schwere Entzündung am linken Bein bekam. Erst nach siebenwöchigem Krankenlager wurde ich als gesund entlassen und konnte mich Sr. Excellenz dem Gouverneur persönlich melden.

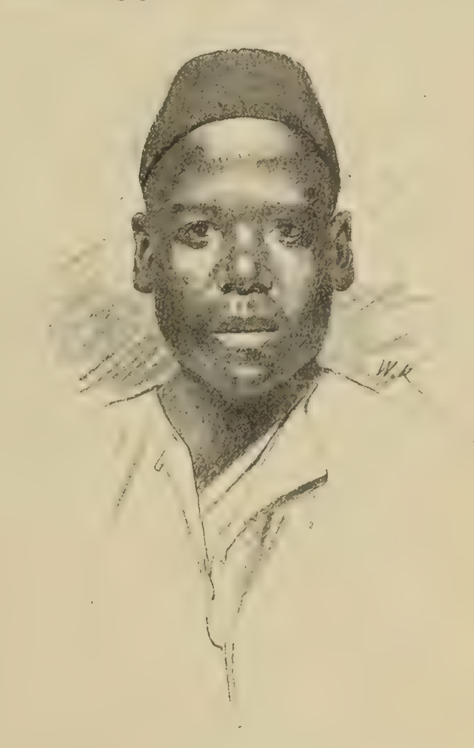


Abb. 274. Mein Diener Kombo.

Die Soldaten und Träger waren von Langheld, der am 14. Juli, auf der Karawanenstrasse über Ussóngo, Ikúngu und Mpwápwa marschirend, in Bagamoyo eingetroffen war, nach Dar-es-Ssalám überführt worden. Dort mussten sie unter der Aufsicht des trefflichen Ulédi noch längere Zeit warten, bis die Gehälter ausgezahlt wurden. Während dieser Zeit erhielt mein getreuer naturwissenschaftlicher Sammler Mabruck von einem zahmen, auf den Strassen umhergehenden Strausse einen Tritt vor den Leib, so dass er in wenigen Sekunden verschied. Er war das letzte Opfer der Expedition. Ich selbst, in dessen Dienst er fast 5 Jahre stand, hatte seinen Verlust am schmerzlichsten zu beklagen, da ich ihm einen grossen Theil meiner zahlreichen Sammlungen verdankte. Seit zwei Decennien war er schon im Dienste von Deutschen mit naturwissenschaftlichen Sammlungen beschäftigt. Die Wissenschaft verdankt seinem Eifer die Kenntniss zahlloser neuer Arten. Er hatte sich einen tüchtigen Scharfblick angeeignet und seine Erziehung durch J. M. Hildebrandt und Dr. G. C. Fischer erhalten. So hat jede Expedition, wenn sie auch noch so friedlich durchgeführt wird, ihre Opfer an Europäern und Eingeborenen zu bringen. Von den sieben ins Innere abmarschirten Europäern

waren Pater Schynse und Feldwebel Hoffmann am Victoria-See dem Klima erlegen*), und das Schicksal des Paschas war schon damals zum mindesten zweifelhaft.

Es war gewiss ein eigenartiger Zufall, dass der Schreiber dieses Reiseberichtes just an demselben Tage (20. Oktober 1892) den europäischen Boden wieder betrat, da der Pascha im Kongo-Urwald den mörderischen Leuten der Araber zum Opfer fiel.

*) Ein ferneres Mitglied der Expedition, der tüchtige Feldwebel Kühne, ist, nachdem er von seinem wohlverdienten Urlaub nach Ost-Afrika zurückgekehrt war, bei einem kleinen Gefecht im Hinterlande von Ssadáni gegen den Häuptling Marungúru am 13. März 1893 den Heldentod gestorben und beim Dorfe Póngue beerdigt.



Abb. 275. Hafen von Dar-es-Ssalám.

Anhang.

Der letzte Marsch des Paschas.

Seit meiner Rückkehr nach Europa sind die verschiedenartigsten Gerüchte über das Schicksal des Paschas verbreitet und diskutirt worden. Erst sollte er nach einer englischen Meldung vom Albert-See am Itúri von den Manyéma ermordet worden sein, dann gab ein Brief von Tipu-tip als Ort dieser That einen Berg Namens Mlimáni an u. s. w. Das Alles hat sich inzwischen als irrig herausgestellt. Erst in allerjüngster Zeit (Ende September 1893) sind unzweifelhafte Nachrichten zu uns gelangt, die allerdings über den Tod des hochverdienten Forschers keinen Zweifel mehr bestehen lassen. Der belgische Kommandant am oberen Kongo, Dhanis, fand in Nyángwe einen Koffer Emins, in dem sich seine Tagebücher befanden.

Nach Allem, was mir bis jetzt bekannt geworden, lässt sich das letzte Schicksal des Paschas einigermassen sicher in folgender Weise darstellen. Wie bereits früher erwähnt, zog er am 9. März 1892 von Undússuma ab und musste bei den Manyéma am Pisgah-Berge, in Ssmáilis Station, bis zum 29. Mai bleiben. Dann zog er über Ipurúngu und Indekáru nach Ipóto, der Niederlassung von Kilongalonga. Von dort brach er am 1. August auf nach den Walúmbi (dem Urúmbi der Zeitungen). Auf dem Marsche dorthin verlor Emin beim Uebersetzen des Lénda- (Lunda) Flusses seine Sammlungen. Er zog sodann auf ziemlich derselben Route, die ich von den Manyéma erkundet hatte, weiter; nach den Berichten des Tagebuches, stellt sich aber heraus, dass dieser Weg bis zu den Walúmbi durchweg westlich geht und von dort aus südlich abbiegt.*)

Von den Walúmbi aus, wo Saíd-bin-Abēd sein Hauptquartier hat, überschritt er den Lindi-Fluss und marschirte nach Muyméma (Múye mwéma, d. h. »schöne Stadt«) wo ein Unyamwési-Sklave dieses Arabers, Kinēne, angesiedelt ist. Dort kam er am 12. Oktober 1892 an. Sechs Tages-Märsche, nachdem er Kinēne verlassen hatte, also etwa am 20. Oktober 1892, ist Emin Pascha ermordet worden, und zwar angeblich von seinem Führer, demselben Ssmáili, den wir in Undússuma trafen.

Es lassen sich angesichts dieser Vorgänge zwei Fragen stellen: Erstens: Warum ist Emin nach Westen ins Unsichere hinein marschirt? Die Antwort lautet: Einfach, weil er es musste! Nachdem er alle seine Träger fort-

*) Beifolgende Karte war schon bei dem Eintreffen dieser Nachrichten gedruckt, so dass die Route so eingezeichnet worden, wie ich sie damals in Undússuma erkundet hatte.

gesandt hatte, war er auf die Hülfe der Eingeborenen zum Wegschaffen seines Gepäcks angewiesen. Die Leute von Madsambóni und Katónsi hatten sich geweigert, ihm beizustehen, so blieben ihm nur die Manyéma, wenn er nicht dort verhungern wollte; die Manyéma aber gingen nur nach ihrer Heimath, also nach Südwesten, zurück. Zweitens: Warum ist der Pascha ermordet worden, nachdem er den Wald fast durchquert hatte? — Man behauptet, das Unglück mit den gefangenen Arabern in Bussíssi sei daran Schuld gewesen. Aus den belgischen Meldungen aber geht hervor, dass Emin gerade in die zwischen den Belgiern und den Arabern ausgebrochenen Unruhen hineineingerieth. Erstere hatten den Arabern den Krieg erklärt, und letztere suchten sich natürlich an jedem, ohne grosse Macht reisenden Europäer zu rächen. Mweni Muhárra, ein Küstenmann aus Windi, der in Nyángwe sehr mächtig war, hatte Ssaid-bin-Abēd mit Verwüstung seiner Länder gedroht, wenn er den Europäer Emin nicht tödten werde. Eingeschüchtert hierdurch liess dieser den Mord durch Ssmáili (Ndjáli) ausführen. Das rücksichtslose Vorgehen der Belgier gegen die Araber scheint indirekt den Tod Emins veranlasst zu haben. In dem Koffer des Paschas soll man, nach den Meldungen, einen Koran gefunden haben. Er hatte diesen immer aufbewahrt, da es ein Geschenk Gordons war. Ursprünglich für Mtēssa bestimmt, konnte er später, nach dem Ausbruch der Unruhen, nicht abgesandt werden. Der Koran, den er mir oft zeigte, beweist nicht im Geringsten seinen Mohammedanismus, wie Viele daraus schliessen könnten. Ferner soll man einen Kontrakt mit der I. B. E. A. Co. gefunden haben, wonach der Pascha die Provinz der Gesellschaft abtrat. Allerdings zeigte der Pascha mir mehrfach einen langen Kontrakt; dieser war ihm aber fertig, von der Gesellschaft unterzeichnet, zugeschickt worden; er selbst hat ihn, während meiner Anwesenheit wenigstens, nicht unterschrieben, und auch später könnte ja ein solches Vorgehen gar keinen Sinn gehabt haben.

Eines unterliegt keinem Zweifel: der Pascha ist gefallen, aber nicht in Folge einer selbstsüchtigen Handlungsweise, sondern in erster Linie bei der Verfolgung von Plänen, die seiner Meinung nach zum Wohle des Vaterlandes dienen sollten, und dann vielleicht auch in Folge seiner ihm übermässigen Hartnäckigkeit.

Und wenn es glückt, so ist es auch verzieh'n,
— denn aller Ausgang ist ein Gottes-Urthel! —

Wäre ihm die Erreichung der hohen Ziele, die er sich gestellt, geglückt, so hätte ihm gewiss die Anerkennung nicht gefehlt; nun aber, da der Ausgang seines Lebens, der vielleicht Vielen als Gottesurtheil erscheinen mag, ein unglücklicher war, dürfen und wollen wir in Emin nicht minder den Gelehrten, Organisator, Helden, Humanitätsapostel und vor Allem den vortrefflichen Menschen verehren, als den ihn Alle schätzen, die ihm nahetreten durften.

Ehre seinem Andenken!

XXXIV. KAPITEL.

Schlusswort.

Wenn nun auch die wissenschaftlichen Resultate der Expedition von Fachgelehrten in einzelnen Abhandlungen bearbeitet werden, so ist doch hier wohl der Platz, wenigstens in grossen Zügen ihre Ergebnisse zusammenzufassen, und mit wenigen Worten ein Bild von der Natur des durchwanderten Landes zu geben.

Orographie und Geologie. Im östlichen Aequatorial-Afrika haben wir ein grosses Schollenland vor uns, das aus den Bruchstücken alter Gesteine zusammengesetzt ist. Wir müssen annehmen, dass in der ältesten Periode die mächtigen Lager von Gneis und krystallinischem Schiefer eine zusammenhängende Masse gebildet haben. Ob diese aus feurigflüssigem Zustande erstarrt sind, oder ob wir in ihnen das älteste Sedimentärgestein vor uns haben, mag dahingestellt sein. Immerhin erblicken wir in Afrika eine Gebirgsformation, die der vorsilurischen Epoche angehört. Dieses gewaltige Tafelland ist durch irgend welche Ursachen, entweder durch Faltenbildung oder durch vulkanische Erscheinungen in riesige Schollen zersprengt worden, und zwar gehen die Bruchlinien dieser Schollen hauptsächlich von Norden nach Süden oder von N.-N.-W. nach S.-S.-O. Dass sich hier und da auch Querspalten gebildet haben, liegt in der Natur der Sache begründet. Aus den Bruchspalten sind dann eruptive Gesteine hervorgebrochen und zwar theilweise solche älterer Natur, von Granit, theilweise jüngere vulkanische Gebilde.

Dieser ganzen Plateaumasse hat sich ein schmaler Streifen von Sedimentärgestein vorgelagert, der die ostafrikanische Küste in einem nur wenige Tagemärsche breiten Saum begleitet. Es scheint, dass diese zum Theil der Juraformation angehört, denn bei Pangáni habe ich in ihm eine Reihe von Ammoniten gefunden, die den bis jetzt aus dem Plateau von Dekan bekannten Arten ziemlich verwandt scheinen*) Andere Parthien gehören vermuthlich der Kohlenformation an. Genauere Aufnahmen hierüber und Nachweise über andere Fundstellen von Fossilien sind aber bis jetzt noch nicht erfolgt. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass der Kohlenflötz, der im Thale des Lugémbe (rechter

*) Sie sind von Herrn Dr. Tornquist in Strassburg bearbeitet: Ammoniten von Mtáro. Jahrb. d. Hambg. wiss. Anst. 1893.

Nebenfluss des Rovuma) im portugiesischen Gebiet gefunden ist, mit dieser Zone zusammengehört. Doch sind nach den Beobachtungen von Herrn Lieder gerade dort Verwerfungen eingetreten, sodass weiter nördlich die kohlenführende Schicht noch nicht wiedergefunden wurde. Wo unsere Expedition diese Zone passirte (Mssúa und Kivúgu), bestand sie aus gelbem, kalkigem Sandstein, der von Norden nach Süden streicht und mit 10° bis 30° nach Osten einfällt. Diesem Sandstein und Kalk ist eine schmale Zone von jüngeren Kalken vorgelagert, die wahrscheinlich erst in posttertiärer Zeit aus dem Meere gehoben wurde. Die der Küste vorgelagerten Inseln bestehen zum grössten Theil aus diesem Gestein, in dessen unteren Horizonten (Hatáywa und Kokotóni Hügel auf Sansibar) zahllose fossile Operculina enthalten sind.

Sobald man die schmale Jurazone verlassen hat, stösst man auf ein Gebiet, in dem aller anstehender Fels aus Gneis besteht, der meistens schön schwarz und weiss geschichtet erscheint und dessen Hauptstrichrichtung, abgesehen von lokalen Störungen, von Norden nach Süden geht und nach Osten einfällt. Von dem ursprünglichen Urschieferplateau sind in Bruchspalten die östlichen Parthien tief abgerutscht, so dass wir die Bruchflächen der Küste zugekehrt sehen. Der Abhang der Ussambára-, Ungúu-, Ussagára- und Ukámi-Berge stellt eine solche Abrutschungsstelle dar. In dem niedrigen Gebiete, das diesen Gebirgen östlich vorgelagert ist, findet man nur einzelne Bruchstücke von Gneismassen aus der Lateritbedeckung, die durch Zersetzung der Gesteine gebildet wurde, herausragen. Wir haben in dem Ostrande der bezeichneten Gebirge ohne Zweifel den eigentlichen Ostrand vom Centraltheil des Kontinents vor uns. Er ist vielfach aufgeworfen, und zahlreiche Thäler wurden in ihm durch Erosion ausgewaschen. Das 900 bis 1200 m hohe Plateau von Ugógo und der südlichen Māssai-Ebene, die sich an diesen Rand anschliesst, setzt sich bis nach dem östlichen Ugógo, nach Umbúgwe und dem Manyára-See fort. Es ist in den südlichen Parthien (in Ugógo) meistentheils mit Laterit bedeckt, während das südliche Māssai-Land durchweg einen aus graubraunem Thon bestehenden Boden aufweist. Ueberall ragen aus ihm einzelne Kuppen von Gneismassen heraus, die eine weniger deutlich geschichtete Struktur aufweisen, als an den Küstengebirgen. Wir können häufig nicht sagen, ob wir einen Felsblock Gneis oder Granit nennen sollen. Genau die Grenze zwischen diesen beiden Gesteinsorten festzustellen, ist oft sehr schwierig. In Ugógo, von einer Linie etwas westlich von Mssánga an, haben wir regelrechten Granit vor uns, in dem häufig grosse Feldspathkrystalle eingelagert sind. In der Nähe der Grenzlinie zwischen beiden Gebirgsarten befindet sich an dem Fusse der hohen Gneisberge bei Kissókwe und Tchúnyo eine kleine Stelle, wo Kalke und Kalk-Conglomerate*) in einer weiten Ebene gelegen sind, die dem Anscheine nach früher ein See-

*) Derartige Kalke unbestimmten Alters findet man an einzelnen Punkten Ostafrikas, so am Iípe und Manyára-See in der Wembere-Steppe u. s. w. Sie scheinen die Stellen alter Landseen zu bezeichnen.

boden war. An einzelnen Stellen hat sich hier, besonders in Mpwápwa, durch die fast das ganze Jahr über die Gegend streichenden Passatwinde eine Schicht von Löss gebildet, die sich aber nicht viel von dem allgemein aufzufindenden Laterit unterscheidet.

Die nächste und ziemlich die grösste Bruchlinie*) kann man im Westen von Ugógo in ihrem südlichen Theile beobachten. Von Muhalála zieht sie nördlich über Kinyangánya, umgeht den Igruívi-Berg, begleitet dann den Manyára-See an seiner Westküste, streift weiter nördlich den Dönye-Ngái und setzt sich weiter fort als gewaltige Grabenspalte, die zuerst von Dr. Fischer besucht, dann von v. Höhnel weiter im Norden am Rudolf-See verfolgt worden ist und wahrscheinlich erst in Palästina endigt. Ueber sie hat Prof. Süss uns ausführlichst berichtet. Es ist auffallend, dass in den Gegenden, wo wir sie passirten, also bei Muhalála und Kinyangánya, es sich weniger um eine »Grabenspalte«, also um einen versunkenen, schmalen Landstreifen mit beiderseits scharfen Bruchrändern, als um eine Verwerfung oder Abrutschung handelt, indem die Westseite dieses Risses vollständig schroff hervorragt, während die östliche kaum merklich aus der Thalsohle ansteigt. Westlich von dieser Bruchkante dehnt sich wiederum ein Plateau aus. Es besteht aus einem Gestein, das ebensowohl Granit wie Gneis sein könnte, und fällt nach N. W. in den Distrikten Irámba und Issánsu schroff ab zur versumpften Wembere-Steppe und nördlich zum Eiássi-See, dessen anderes Ufer ebenfalls, nach Dr. Baumann, einen scharfen Plateaurand vorstellt, während weiter im Südwesten in Móndo und Ussíha das Terrain von der Wembere-Steppe nach Ussukúma kaum merklich ansteigt. Westlich von der erwähnten Steppe erstreckt sich ebenso wie in Ugógo ein weites Gebiet, das ausschliesslich aus granitischem Gestein besteht und bis zur Südwestecke des Victoria-Nyansa reicht.

Dort stellt der hohe Plateaurand, den wir bei Nyamagódjo erkletterten, wiederum eine gewaltige Bruchspalte dar. Das Gebiet westlich davon besteht aus einem Plateau von Urschiefergestein, während östlich von hier bis nach Irámba nur reine Granite vorkommen, die vielfach von Laterit überlagert sind. Aus diesem ragen gewaltige Massen von grossen, abgerundeten Granitblöcken hervor.

Es muss hier zwischen dem östlichen Gneis-Schiefergebirge und dem westlichen, das aus Quarzit, Glimmer-Schiefer und Thonschiefer besteht, eine gewaltige Senkung stattgefunden haben, ein Verschwinden einer grossen Erdscholle, an deren Stelle Granitmassen zu Tage getreten sind. Eine Parthie in dieser Versenkung hat der grosse Victoria-See eingenommen, dessen Westufer einer Verwerfungslinie folgt. (Vergl. Kap. 30.)

Die ganze Plateaulandschaft in dem »Zwischenseengebiet« vom Nyansa bis zum Tanganyika, Albert Edward- und Albert-See stellt ein grosses Schollen-

*) Dies ist die von Prof. Süss und Dr. Hans Meyer so benannte Ost-Spalte des Continents.

gebiet dar, das durchweg aus Glimmerschiefer, Quarzit und Thonschiefer besteht. Dieses ist durch eine Reihe von ebenfalls meridional verlaufenden Spalten in Secundärschollen zerlegt. Das Kinyavássi-Thal bildet den ersten der Brüche; ihm folgt das Thal, in dem der Urígi-See, der Luënsínga-See und der Muísa-Bach sich befinden, dann eine ganze Reihe kleinerer Spalten und endlich das grosse Thal des Kágera, dessen beiderseitige Abhänge schroffe Bruchflächen aufweisen. Fast überall kann man sehen, dass an den Bruchspalten die westliche Kante bedeutend schroffer ist als die östliche, weil die Schichten vorwiegend meridional oder von N. N. W. nach S. S. O. streichen und nach Westen einfallen. Vielfach sind die Störungen ziemlich stark gewesen. Auch hier beobachten wir, dass in den Bruchspalten Eruptionen von granitischem Gestein hervorgedrungen sind. Ganz besonders deutlich ist dies in Mpóroro.

Die Höhen der zwischen den einzelnen Spalten befindlichen Plateauschollen sind merkwürdig eben. Natürlich hat überall Erosion stattgefunden, und auch Querfalten, resp. Querbrüche fehlen nirgends. Im Grossen und Ganzen aber liegen die äussersten Höhen dieser Gebiete auf gleichem Niveau und steigen nur nach Westen allmählich an. Dass es sich hier um eine von Anfang an gleich hohe Bildung handelt, ist unwahrscheinlich, vielmehr scheint eine Abrasion des uralten Continents in ausgiebigster Weise stattgefunden zu haben, der die früheren, durch Verwerfung entstandenen Unebenheiten entfernt hat. Die grossen Bruchspalten sind vielleicht erst bedeutend später als diese Abrasion entstanden. An Erzen habe ich hier nur eisenschüssige Quarzite gefunden.

Westlich von diesem Zwischenseenplateau haben wir eine weitere grosse Bruchspalte, die der östlichen mindestens gleicht, ja sie vielleicht an Mächtigkeit übertrifft.*) Es ist eine richtige Grabenversenkung: ein schmaler, von Norden nach Süden verlaufender Streifen des Landes ist hier versunken. Zu beiden Seiten davon erblicken wir die schroffen Bruchkanten des Plateaus, denn das Zwischenseenplateau setzt sich westlich von dieser Bruchspalte fort, soweit wir es beobachten konnten. Wenigstens besteht der Gebirgsrand an der Westküste des Albert-Edward-Sees und an der Westseite des Ssemlíki-Thals ebenfalls aus Glimmerschiefer, Quarzit und Thonschiefer. Nur westlich und nordwestlich vom Albert-See ist das dort auch ein Plateau bildende Gebirge aus Granit gebildet. Wir haben in ihm vielleicht eine ähnliche alte Eruption vor uns, wie wir sie in Mpóroro im Kleinen beobachteten. Der Ostrand dieser Bruchspalte ist überall bedeutend aufgeworfen. Das berichtet aus Urúndi Dr. Baumann, und in Mpóroro konnten wir es selbst beobachten. Die bedeutendste Aufwerfung aber findet sich zwischen dem Albert- und dem Albert-Edward-See. Wie sich früher schon zeigte, ist der grosse Schneeberg Runssóro nichts als eine derartige Aufwulstung des Plateaurandes, die durch eine Diabas-Eruption hervorgerufen ist. Das Auf-

*) Diese wird meistens als Centralspalte des Continents bezeichnet, indem man die über den Kamerunpick, Fernando Po etc. verlaufende als die Westspalte bezeichnet.

treten solcher Eruptivgesteine in den grossen Bruchspalten ist nichts Aussergewöhnliches.

In den beiden Hauptspalten können wir auch jüngere Eruptionen beobachten. Von der östlichen sind sie ausführlich beschrieben. Der Kilimandjáro, Méru, Doénye Ngái liegen in ihr, und ihre südlichste vulkanische Masse scheint der Basaltkegel des Igruívi zu sein. In der westlichen »mittleren« Spalte befindet sich südlich vom Albert-Edward-See ein aus sechs hohen Vulkanen bestehender Querriegel; der westlichste dieser Kegel soll noch thätig sein, gewiss eine auffallende Erscheinung so tief im Innern eines Continents. Die Nähe der grossen Seen mag dies erklären. Auch andere Erscheinungen, die auf unterirdische Thätigkeit schliessen lassen, kann man in diesen Gebieten beobachten: heisse Quellen am Albert-See, am Runssóro, sowie auch in den Secundärspalten von Karágwe und Mpóroro, ferner das Salz in Ussóngora und der Salzthon am Albert-See, im Süden des Albert-Edward-Sees u. s. w. Die eigenthümlichen, wabenartigen Gesteine, die in Süd-Ugánda auf Ssésse und Maissóme gefunden wurden, scheinen allerdings nicht, wie früher vermuthet, vulkanischer Natur zu sein.

Wie weit sich das Urschieferplateau nach Westen fortsetzt, ist noch gänzlich unbekannt. Aehnliche Gneisbildungen wie im Osten scheinen sich jedoch in ganz Afrika bis zur Westküste zu finden.

Es leuchtet ein, dass bei der Einförmigkeit und geringen Gliederung dieser Plateaumassen die hydrographischen Verhältnisse ebenfalls sehr einfach sein müssen. Wir haben eine Reihe von Küstenflüssen, die den äusseren Plateaurand entwässern. Das ganze Centralgebiet dagegen bis an die Südwestecke des Nyansa hat keine ständig fliessenden Bäche aufzuweisen. Nur während der Regenzeit gelangt das herabströmende Wasser an die tiefsten Stellen und zwar theilweise in die salzigen, abflusslosen Seen Eiássi, Manyára u. s. w., theilweise zum Tanganyika und theilweise endlich zum Nyansa. Anders verhält es sich mit dem einige hundert Meter höher gelegenen Zwischenseenplateau. Hier haben wir überall Bäche, die vorwiegend in meridionaler Richtung verlaufen, ihre Gewässer meistens im Kágera-Fluss vereinen und so zum Victoria-See führen. Andere Rinnsale sammeln sich in der breiten, centralen Spalte und werden theilweise zum Tanganyika, theilweise zum Albert-Edward-See geführt. In der Vulkankette der Mfúmbiro-Berge haben wir einerseits, in dem hohen Plateaurand am Tanganyika andererseits die südlichsten Zuflüsse der beiden Nilquell-Seen zu suchen.

Klima. Diese geringe Wassermenge von Ostafrika ist durch die orographische Gestaltung des Gebietes bedingt. Die von der Küste her wehenden, feuchten Seewinde geben, wenn sie ins Land dringen, viel von ihren Wassermassen gleich an den ersten Plateaurand, also in Ussambára, Ungúu und Ussagára ab. Der über das flache Küstenland streichende Luftstrom wird hier in die Höhe gedrängt, geräth in kältere Luftschichten, woselbst der Wasserdunst sich verdichtet und als Regen herabstürzt. Der dann weiter über das Innere streichende Wind ist etwas trockener.

Während die Küste von Ostafrika in dem Gebiete der indischen Monsume gelegen ist, weht im Innern fast das ganze Jahr hindurch ein heftiger Südostpassat, der über die weiten, trockenen Gebiete von Süd-Afrika herüberkommt, nachdem er an der Küste seine Feuchtigkeit abgegeben hat. Es ist also kein Wunder, dass im Innern die Regenfälle selten sind und dass tropische Urwaldvegetation dort nicht gedeihen kann. Wenn die Winde an den hohen Plateaurand der ersten Bruchspalte gelangen, der nördlich vom Igruíri - Berg bis über den Aequator hinaus eine ganz bedeutende Höhe erreicht, so finden sie einen zweiten Punkt, wo sie wieder in höhere Regionen abgelenkt werden und nochmals Feuchtigkeit abgeben können. Auf den davor gelegenen weiten Ebenen des Māssai-Landes ist nirgendwo ein genügend grosses Bergland vorhanden, um diese Ablenkung des Windes hervorzurufen; auch wenn er, wie es zweifelsohne der Fall ist, noch einige Feuchtigkeit mitbringt, hat er keine Gelegenheit, sie hier niederzuschlagen. In den hohen Plateaus von Igruívi, Mutyék u. s. w. aber finden wir das ganze Jahr hindurch fliessende Bäche und eine üppige Vegetation. In dem weiter westlich sich anschliessendem Gebiet von Unyamwési und südlich vom Victoria-Nyansa ist wiederum keine Gelegenheit zur Abgabe von Feuchtigkeit. Anders wird die Sachlage aber am Westufer des Victoria-Nyansa. Wie erwähnt, streicht über den See ein scharfer Südostwind. Auf der weiten Wasser fläche hat dieser genügend Gelegenheit, Feuchtigkeit aufzunehmen. An der 150 bis 200 m hohen, steilen Felskante des Westufers schlägt er sie nieder, indem wahrscheinlich auch hier Seeluft in höhere Schichten aufsteigt. Auch in Búddu und Süd-Ugánda fallen sehr viele Regen, bedingt durch die feuchten Seewinde, und demgemäss finden wir hier eine üppige Waldvegetation. Es ist deutlich zu erkennen, wie, je weiter man am See nach Süden geht, desto trockener das Land wird. Im südlichen Ihángiro schon sind keine Wälder mehr zu bemerken, da offenbar der hierher gelangende Wind weit weniger mit Feuchtigkeit gesättigt ist, als derjenige, der die nördlich und nordwestlich des Sees gelegenen Gebiete bestreicht, und der Südosten des Nyansa hat durchaus Steppenklima.*)

Durch die geologische Formation der Westküste des Sees (wir sahen, dass die Schichten dort nach Westen einfallen) wird es bedingt, dass die auf diese Küste fallende Feuchtigkeit nur zum Theil dem Küstenrande selbst, grösstentheils aber nach Westen in das Land hineinfliesst und sich zum Kinyavássi-Bach sammelt. Diesen Umständen ist es zu danken, dass die Basíba-Länder so ausserordentlich fruchtbar sind. Kommen wir weiter nach Westen in Karágwe hinein, so ändert sich die Landschaft bedeutend. Zwar sieht man auch hier noch kleinere Wasseradern in den Thalfalten, aber diese resultiren wohl nur aus den Sickerwässern, die in den Bergen sich während der trockenen Zeit

*) Am Tanganyika sind die Verhältnisse ähnlich, auch dort ist der Westen des Sees viel feuchter als der Osten, und auch in der Vegetation macht sich dies bemerkbar. Hore konnte im Westen des Sees fast die doppelte Regenmenge wie in Ujíji beobachten. (Tanganyika. London 1892, pag. 145.) In Ujíji fielen 1878 29,78 Zoll, auf der Kaväle-Insel 1886 : 1887 52,16 Zoll.

erhalten. Erst wenn wir an die, wie oben erwähnt, bedeutend höhere westliche Parthie des Zwischenseenplateaus gelangen, die bis zu zweitausend und mehr Metern ansteigt, so kommen wir in eine regenreichere Zone; die Winde geben hier wieder ihre Feuchtigkeit ab. Regen sind häufig und erzeugen Bäche und üppigen Urwald. Die Hauptquellflüsse des Kágera kommen von diesem hohen Gebirge herab, und aus demselben Bergzug in Mpóroro gelangen kleinere aber kräftige Bäche in den Albert-Edward-See hinein.

Wie die Klimaverhältnisse und die Vegetation an den hohen Mfúmbiro-Vulkanen ist, vermag ich nicht zu sagen. An dem nördlicher gelegenen Runssóro ist sie naturgemäss, wie oben beschrieben, sehr reich, entsprechend den dort sehr häufigen Niederschlägen. Das Gebirge ist so hoch, dass es in Regionen reicht, in denen hauptsächlich die Wolkenbildungen stattfinden.

Im Einzelnen den Zusammenhang zwischen dem Landaufbau, dem Klima und der Vegetation in den Gebieten nördlich und nordwestlich vom Victoria-See nachzuweisen, vermag ich nicht. Es scheint aber, dass das Plateau, das den Albert-Nyansa östlich begleitet, nach Südosten hin sich allmählig abdacht und dass Niederschläge hier häufiger, als in den ganz ebenen Gebieten eintreten, sodass streckenweise Urwald bestehen kann. Wie die Verhältnisse westlich von dem Zwischenseenplateau, also im Gebiete der Kongo-Zuflüsse, sich gestalten, ist schwer nachzuweisen. Sowie wir von dem Plateau nach Westen heruntersteigen, gelangen wir in niedere, feuchte Gebiete, in denen üppiger Urwald und tropische Pflanzen gedeihen. Wahrscheinlich spielen westliche Winde hier eine Rolle.

In den Küstengebieten haben wir zwei getrennte Regenzeiten, eine von März bis Anfang Mai und eine andere, kleinere im Oktober. Die metereologischen Beobachtungen im Innern des Continents sind fürs erste noch gänzlich ungenügend, um über die Vertheilung von Regenzeiten sich genauer zu informiren. Der Theorie nach, sollten die Regen eigentlich dem höchsten Stande der Sonne folgen; es müssten demnach zwei Regenzeiten auftreten. In der That aber fallen diese häufig in eine zusammen; Terrainverhältnisse, die grossen Seen und andere Ursachen mögen hierzu beitragen.

Die Temperatur ist auf den der Küste vorgelagerten Inseln, wie Sansibar sehr gleichmässig. Nachts fällt das Thermometer selten unter 20° Celsius, an der Küste aber schon kommen früh morgens Temperaturen von 16° häufig vor. Afrika ist ein sonniger Continent, aber die Mittagshitze wird grösstentheils durch kühlende Winde erträglich gemacht und Temperaturen über 35° sind Seltenheiten. Sonst hat das Land ein durchaus continentales Klima. Auf den Central-Plateaus, besonders in Ugógo und im südlichen Mässailande ist der Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur ein sehr bedeutender. Der niedrigste Thermometerstand, den wir dort beobachteten, war 4,5° Celsius. Temperaturen von 7 und 9° sind recht häufig. Auch am Westufer des Victoria-Nyansa bei Bukóba fiel morgens das Thermometer während der Regenmonate auf 9 bis 13°, und Mittags stieg es selten über 26°, ja erreichte manchmal nur 22°. Das westlich

hiervon gelegene Hochland hat am Morgen häufig noch niedrigere Temperaturen. So können diese Gegenden wohl, was die Temperatur betrifft, Europäern das Arbeiten im Freien gestatten. Ueber den verschiedenen Feuchtigkeitsgehalt der Luft am Westufer und am Südufer des Sees wurde früher gesprochen.

Flora und Fauna. Die Flora von Deutsch-Ostafrika gehört der afrikanischen Steppenregion an. Auf eine schmale Küstenzone mit reicher Vegetation des indischen Monsumgebietes folgt das ziemlich dürre Land von Usegúha, eine Parklandschaft mit etwa knie- bis hüfthohem Grase, einzelnen Bäumen und Baumgruppen, in denen Kigelien, Akazien und Hyphaena Palmen häufig sind. Auf diese Gebiete folgen die wasserreicheren, theilweise mit Urwald bedeckten Gebirge von Ussambára, Ungúu, Ussagára und Ukámi. Da Niederschläge hier häufiger sind, kann sich eine üppigere Vegetation entwickeln. In den Wäldern kommen bisweilen sogar Baumfarne vor. Die nachfolgenden Striche von Ugógo und des Mässai-Landes sind mit Buschsteppen bestanden; 2 bis 3 Meter hoher Dornenbusch bedeckt das Land bis an die Grenze von Unyamwési, für dessen Gebiet ein Steppenhochwald von Myombobäumen hauptsächlich charakteristisch ist. Er zieht sich bis an das Zwischenseenplateau und bis nahe an den Tanganyika hin, ebenso wie er an das westliche Südufer des Nyansa reicht. Das östliche Südufer und das Ostufer des Sees aber entbehrt jeder Baumvegetation, nur auf den Felshügeln steht niedriger Busch. Der für den grössten Theil des Gebietes so charakteristische Affenbrodbaum findet seine nördliche Grenze bei $3^1/_2{}^0$ südlicher Breite, er erreicht also den Victoriasee nicht und tritt erst weit nördlich vom Albert-Nyansa wieder auf.

Das Hochland des Zwischenseengebietes ist durch weite Grasebenen charakterisirt, auf denen vereinzelte Büsche von Erythrina, Protea und Ficus vorkommen. Stellenweise gedeihen Dracaenen und die wilde Banane, Musa Ensete. An dem westlichen Nyansaufer und im Thal des Kinyavássi sind Parzellen tropischen Urwaldes zu finden, während sonst in den grösseren Thalfalten am Kágera stellenweise Steppenwald vorkommt. Karágwe, Ost-Mpóroro, Nkóle und Unyóro haben eine ähnliche Vegetation; die Küste von Búddu und Ugánda jedoch ist durchweg waldig. Auf den hohen Bergen, am Westrande des Zwischenseenplateaus, in West-Mpóroro und Ruhánda haben wir ebenfalls Wald vor uns, und zwar ist dieser, wie derjenige in Ugánda, aus den Vertretern westafrikanischer Flora zusammengesetzt. Die höchsten Parthien, die über achtzehnhundert Meter hinausragen, weisen eine Flora auf, die an diejenige der meisten hohen Gebirge Afrikas erinnert. Protea und baumförmige Erica sind charakteristisch für sie. Ueber die Flora des hohen Schneeberges wurde ausführlich gesprochen.

Auf dem Plateau westlich vom Albert-See herrschen wieder ähnliche Verhältnisse wie im Zwischenseengebiet. Westlich davon aber beginnt das gewaltige Urwaldland des Kongobeckens. Dichtester tropischer Regenwald herrscht hier überall vor und begleitet hauptsächlich die Flüsse in breiten Bahnen. Nach Norden scheint er schon in Momfú Unterbrechungen aufzuweisen, wenigstens

hörten wir, dass dort Grasländereien sein sollten. Aber bis zum Bomokándi-Flusse kommen Streifen geschlossenen Urwaldes vor, während weiter nördlich als seine Ausläufer nur Galeriewälder vorhanden sind. Im Süden dürfte eine Linie, die vom Kongo etwas unterhalb Nyángwe sich nach O. N. O. zieht, die Grenze des geschlossenen Waldes sein. Ob jedoch nicht in diesen Gebieten zwischen den einzelnen Flussläufen hier und da offene Grasflächen auftreten, ist noch nicht erwiesen. Die Manyéma, die von Kwa-Kibonge nach Kilongalongas Ort an den Lendafluss gehn, wussten nur von dichten Wäldern zu erzählen. Hochstrebende Bäume mit verzweigten Wurzelplatten, langen Stämmen und erst hoch über dem Boden beginnender Belaubung, zeichnen den Wald aus. Viele von ihnen führen Milchsaft, und ein grosser Theil gehört der Familie der Rubiaceen an. Zahllose Schlinggewächse, unter denen die Rottangpalme auffällt, kommen vor, sonst aber nur wenige Palmen, wie Raphia-, Phönix- und die wilde Oelpalme. Den Boden bedeckt nicht Gras, sondern ein dichter Teppich von Kräutern, hauptsächlich von Aroïdeen, Amonum und von Farnen, die jedoch selten als Baumfarne, meist als riesige Kräuter auftreten.

Die Grenze zwischen der westafrikanischen Hylaea und den ostafrikanischen Gebieten verläuft ungefähr dem Westabhange des Lendúplateaus entlang nach Süden. (s. die Karte) Etwa von 1° nördlicher Breite und 30° östlicher Länge an, schwenkt sie nach Osten ab, überschreitet den Ssemlíki-Fluss und umgreift den nördlichen Rand des Runssóro-Gebirges. Von hier aus sendet der Urwald Parthien nach Süd-Unyóro, nach Ugánda und Búddu, bis herunter nach Lubémba. In Unyóro und Ugánda müssen grosse Stellen mit westlichem Urwald vorhanden sein. Von der Mitte des Runssóro aus geht die Grenze des Waldgebietes wieder nach Westen, biegt bald nach Süden um und folgt in einiger Entfernung dem Albert-Edward-See an dem Westabfall des dort befindlichen Plateaus, den sie nur an einer Stelle (Kikére) erreicht. Im Süden ist die Grenze noch nicht genau festgelegt, doch scheinen die Mfúmbiro-Vulkane in die Waldzone hinein zu gehören, jedenfalls sind die Gebirge von West-Mpóroro mit dichtem westafrikanischen Urwalde bedeckt, und nach Butúmbi hinein erstrecken sich noch die Galeriewälder dieser Flora. Auch bei Kwa-Keyhúra am Ostufer des Albert-Edward-Sees sollen Wälder vorhanden sein. Wie die Verhältnisse weiter südlich nach dem Tanganyika zu stehen, entzieht sich meiner Beobachtung. Es ist aber wahrscheinlich, dass sich auf der Nordostseite dieses Sees Parthien von westafrikanischem Urwald finden. Ob die hohen Wälder des Mutjekplateaus von Ussambára und Ungúu westafrikanische Formen beherbergen, vermag ich nicht zu sagen; ihr Aussehen spricht jedenfalls dafür.

Der Vertheilung der Flora entspricht die Verbreitung der Fauna. Wir haben in Ostafrika Steppenfauna, die sich hauptsächlich durch das Auftreten von grossen Antilopen, Zebras, Giraffen, Löwen und Straussen auszeichnet. Diese Formen reichen von der Küste aus jedoch nur bis an die Südwestecke des Victoria Nyansa; auf dem Zwischenseenplateau kommen die meisten grossen

Antilopen nicht vor. Zebra und Rhinoceros giebt es nur noch bis zum Kágera, Giraffen, Löwen und Strausse existiren dort gar nicht; erst nördlich vom Albert-See sind sie wieder anzutreffen. Büffel, Wasserböcke, Ducker und Leoparden kommen bis an die Grenze des Urwaldes vor, für den im übrigen hauptsächlich Büffel, Elephanten sowie Graupapageien, Musophaga Rossae, Corythaeola, Malimbus und manche andere Vogelarten, sowie die menschenähnlichen Affen charakteristisch sind. Schimpansen leben in den grossen Urwäldern, vereinzelt auch angeblich in West-Mpóroro, in Búddu und in Tshágwe (Ugánda). Merkwürdigerweise sollen sie am oberen Itúri nach den Aussagen der Manyéma nicht vorhanden sein.

Es ist schwer zu sagen, woher die Fauna und Flora Afrikas gekommen ist. Der westafrikanische Wald hat zweifelsohne manche Beziehungen zu Amerika, manche auch zu Asien aufzuweisen. Genauer die Naturgeschichte des Continents zu verfolgen, muss ich den Spezialisten auf diesem Gebiete überlassen. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass den westafrikanischen Urwald östlich eine breite Zone begleitet, die mit Gras bedeckt ist und in die die ostafrikanischen Steppenformen nicht eingedrungen sind. Wohl aber finden sich hier einzelne Pflanzen, die uns an das Capland, andere die sogar an Europa erinnern: Protea einerseits, Erica, Vergissmeinnicht und Hirtentäschel andererseits. Aehnliche Hochgebirgsflora finden wir in über den ganzen Continent verstreuten Gruppen vor, von Abyssinien herunter bis zum Schirehochland. Es ist wahrscheinlich, dass sie den Rest einer einst weit verbreiteten Flora bilden, die ganz Südafrika bis zum Walde einnahm und ihrerseits verdrängt wurde durch die ostafrikanische Steppenvegetation, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus Norden (Ssudan oder Westasien) eingewandert ist. Derartige Einwanderungen sind jedoch schwer nachweisbar, da es in Afrika gänzlich an paläontologischen Funden fehlt. Auf den griechischen Inseln wurden fossile Antilopen und andere Thiere gefunden, die es wahrscheinlich machen, dass hier einst eine ähnliche Fauna geherrscht hat, wie heutzutage in Ostafrika. Aber damit ist durchaus noch nicht erwiesen, dass diese Formen in der That von diesen nördlichen Gebieten in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert sind. Ebenso gut können sie einst weit verbreitet gewesen und später in den Mittelmeergegenden ausgestorben sein. Es wäre deshalb von eminenter Wichtigkeit, wenn irgend welche Reste einer früheren Thierwelt in Afrika aufgefunden würden.

Es kommt mir wahrscheinlich vor, dass ursprünglich in Afrika eine breite tropische Waldzone vorhanden gewesen ist, die von der Westküste bis an den indischen Ocean und Abyssinien reichte, und dass in diese sowohl amerikanische als indische Pflanzen-Formen gelangt sind. In dem Gebiete südlich dieses Waldes hat vielleicht eine Fauna und Flora geherrscht, wie sie der des heutigen Caplandes entspricht und von der die Hochgebirgsfloren noch Reste darstellen. Durch allgemeine geologische und klimatische Veränderungen*) hat sich der Wald

*) Man muss annehmen, dass während der »Eiszeit« auch in Afrika die Niederschläge bedeutender als heute waren, dass damals das Niveau der grossen Seen höher stand, dass die heutigen

aus dem höheren Osten zurückgezogen und so einer nördlichen, aus dem Ssudan und Westasien einwandernden Steppenflora und Fauna den Zutritt gestattet. Diese hat sich dann mit ihren Akazien und ihren grossen Säugethieren durch das ganze östliche Afrika bis in den Süden des Continents und bis an die Süd-Westküste verbreitet. Ich glaube, dass wir nur durch einen einstigen Zusammenhang zwischen der westafrikanischen Waldflora und den ostafrikanischen Gebieten einige in beiden Gegenden vorkommende Thier- und Pflanzenformen erklären können. Raphiapalmen, Bambus und Bananen kommen hier gemeinsam vor, und in der niederen Wirbelthierfauna, hauptsächlich unter Amphibien und Reptilien, lässt sich eine Grenze zwischen West- und Ostafrika nicht ziehen, während eine solche in der hohen Thierwelt deutlich vorhanden ist, wenn auch auffälligerweise manche westafrikanische Formen stark an indische erinnern (Manis Hessii). Von dem Resultate der Erforschung der ostafrikanischen Urwälder hängt es ab, inwieweit diese Theorie Wahrscheinlichkeit behält.

So sehen wir, dass der grösste Theil Ostafrikas nicht dem entspricht, was wir uns unter einem tropischen Lande vorzustellen gewöhnt sind. Es ist ein ziemlich trockenes Gebiet. Die Meinung, dass die intensive Abholzung des Landes bei der Urbarmachung der Felder durch die Eingeborenen und das jährliche Abbrennen des Grases den Wald zerstört haben sollen, hat auf den ersten Blick viel Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn aber wirklich diese Ursachen den Mangel an Wald und an Feuchtigkeit herbeigeführt hätten, so müsste es in Gegenden, in denen kein Ackerbau betrieben wird und in denen keine Menschen leben, wie z. B. in den Mássai-Ländern, den dichtesten Urwald geben, was jedoch keineswegs der Fall ist. Durch Anforstung lässt sich aller Voraussicht nach kein Urwald und keine Aufbesserung des Klimas erzielen. In solchen primitiven Gebieten, wie wir sie hier haben, ist im Allgemeinen überall dort Urwald zu finden, wo er überhaupt gedeihen kann. Sein Vorkommen ist von allgemeinen orographischen und klimatischen Bedingungen abhängig. Wo diese nicht günstig sind, da kann der Mensch unmöglich durch seiner Hände Arbeit Wälder hervorzaubern und das Klima feuchter machen. Höchstens kleine lokale Veränderungen können durch Abholzung und Anforstung hervorgerufen werden.

In anderen Continenten lassen sich ähnliche Verhältnisse beobachten. Während beispielsweise der Südosten und Norden von Australien dicht bewaldet ist, zeigen die anderen Gebiete dieses Erdtheils ganz dieselbe Buschvegetation, wie man sie in Afrika kennt. Ebenso gehört der grösste Theil von Südamerika der Steppe an.

* * *

Bevölkerung. Ueber die Bevölkerung des durchzogenen Gebietes wurde bereits an vielen Stellen dieses Buches ausführlich gesprochen, so dass hier nur noch ganz kurze Bemerkungen Platz finden können.

Salzseen damals Abflüsse hatten und dass die Wälder ausgedehnter waren. Mit dem Aufhören der Eiszeit haben sich diese Verhältnisse geändert. (cf. auch Dr. Hans Meyer, »Bremer geographische Blätter« XX, 1891.)

Der grösste Theil von Deutsch-Ostafrika wird von Bantustämmen eingenommen, die man in mehrere grosse Gruppen theilen kann.

Zu den älteren Bantu der Küste gehören an der Küste zunächst die Eingeborenen von Ussambára und den Nachbarländern von Usegúha und Ungúu, die eng zusammenhängen und denen südlich eine zweite Gruppe von Ussagára Ukámi und Khútu folgt. Wahrscheinlich sind ihnen auch noch die südlichen Stämme der Wagíndo, Wakónde u. s. w. verwandt. Die Wasarámo und Wadóë bilden eine dritte Völkergruppe, die sich vielleicht diesen, vielleicht aber auch den von Dr. Baumann so benannten »jüngeren« Bantu anschliesst. Diese ganze Bevölkerung der Küstenregion zeichnet sich dadurch aus, dass sie runde Hütten mit Seitenwänden baut, ihre Dörfer mit dichter Buschboma umgiebt, dass Tätowirungen nicht allgemein sind, dass aber aus den beiden oberen mittleren Schneidezähnen ein Dreieck ausgeschlagen wird, während Beschneidung nicht geübt wird.

Ihnen eng verwandt sind die älteren Bantu des centralen Gebietes, die Wanyamwési und die ihnen sich anschliessenden Völkerschaften, die bis an das Südufer des Victoria-Nyansa nach Norden und nach Westen bis an den Tanganyika reichen. Wie weit diese sich nach Süden erstrecken und besonders, wie die Verhältnisse im Südwesten des Tanganyika sind, ist mir nicht genau bekannt. Sie bilden eine grosse, gemeinsame Sprachgruppe, die sich auch durch ethnographische Merkmale sehr eng zusammenschliesst. Auch sie wohnen in runden Hütten mit Seitenwänden und Kegeldach, auch sie splittern ein Dreieck in den oberen mittleren Schneidezähnen aus und üben keine Beschneidung. Tätowirung auf der Stirn wird häufig, aber nicht als ständiges Stammesabzeichen angebracht.

Es folgen die Bantu des Zwischenseengebietes. Hier hat sich eine sehr interessante Bevölkerung gebildet, über die im Verlaufe der früheren Kapitel ausführlich berichtet wurde. Höchst wahrscheinlich haben wir es mit einer Urbevölkerung zu thun, die von Süd-Unyóro an bis an den Tanganyika-See und bis an das Südufer des Victoria-Nyansa sich erstreckte, ja, sogar den Nyansa in seinem Südosten umspannte. Diese Bevölkerung hatte wahrscheinlich eine Sprache, die dem heutigen Kirúndi und Kikóndjo entsprach. In Unyóro traten Vermischungen mit nilotischen Völkerschaften (Sheffalú) ein, und von diesen wurde in Unyóro das Ausschlagen der unteren vier Schneidezähne angenommen. Von Nordost aus drangen in diese Gebiete hamitische Völkerschaften ein, die wir mit dem Sammelnamen Wahúma bezeichnen und die offenbar in mehreren Völkerwellen eingewandert sind: Hirtenstämme, die hier eine eigenartige Rinderrasse einführten, ähnlich der in manchen Nilgegenden und in Süd-Abyssinien vorhandenen. Die Einwanderer haben, in Unyóro angekommen, ihre eigene, hamitische Sprache aufgegeben und den dortigen Bantu-Dialekt angenommen, den sie im Vorwärtsschreiten und Erobern den südlichen Völkerschaften des Zwischenseengebietes überbrachten. So kommt es, dass vom Somerset-Nil an bis nach Ussúi und Usíndja derselbe Dialekt, das Kinyóro, gesprochen wird. Die südlichen Länder Urúndi,

Ruánda, die von diesen Völkergruppen bewohnt werden, haben jedoch ihre eigene Ursprache beibehalten, die dem Kinyóro ziemlich verwandt ist. Das Ausschlagen der unteren Vorderzähne ist durch die Eroberer nicht in den südlichen Gegenden eingeführt worden. Nur die reinen Wawítu-Wahúma von der im Norden herrschenden Klasse haben diese Sitte beibehalten. Dieses deutet vielleicht darauf hin, dass, während die erste hamitische Einwanderung durch Unyóro kam, dort noch nicht die (aus Norden gekommene) Sitte des Zähneausschlagens herrschte. Das Fehlen der Beschneidung, sowie sämmtlicher anderen Verunstaltungen (Durchbohrung der Ohren und Tätowirung), charakterisirt diese Bevölkerung, die sich hauptsächlich von Bananen, Bataten, Bohnen und Eleusine nährt und in runden Hütten wohnt, deren Dächer bis auf die Erde reichen. Die Behausungen sind in offenen Dörfern oder verstreut innerhalb der Bananenhaine erbaut. Als Kleidung dient nicht wie bei den Bantu der ersten beiden Familien der Lendenschurz, sondern ein über einer Schulter zusammengeknüpfter Fellmantel.

In Ugánda wohnt eine Bevölkerung, die der vorigen Gruppe allerdings ziemlich verwandt ist, jedoch eine andere Sprache redet. Sie hat eine eigene Herrscherklasse, die zwar ebenfalls von Nordosten gekommen sein soll, die jedoch von den Wahúma der Zwischenseen-Staaten unabhängig zu sein scheint. Vermischungen mit Wahúma-Blut haben vielfach durch Frauenraub stattgefunden.

Die »jüngeren« Bantu,*) sind von Norden her in ihre heutigen Sitze in verhältnissmässig junger Zeit eingewandert. Sie haben zweifelsohne eine starke Beimischung von hamitischem Blut erfahren; wahrscheinlich haben sie einst in nördlicheren Gebieten (etwa in Kikúyu) gewohnt, sind aber in Folge des Vordringens der Hamiten und Niloto-Hamiten nach Süden gewandert und haben sich theilweise mit ihnen vermischt. Wakámba, Wataïta, die Völker der Kilimandjáro-Niederung, und einige in Ussambára und den Nachbarländern wohnende Eingeborene, die Bevölkerung des Plateaus von Irámba, Túru, Umbúgwe und Irángi, die Wakagúru und endlich die Wagógo, gehören zu diesen Stämmen. Alle zeichnen sich durch eine von den andern Bantu etwas abweichende Gesichtsbildung aus. Sie haben die Beschneidung angenommen, und die meisten von ihnen entfernen die beiden untern mittleren Schneidezähne und drängen die obern mittleren etwas vor, eine Sitte, die auf nördliche Gebiete hinweist. Die südlichen dieser Völkerschaften wohnen in eigenartigen, Tembe genannten Lehmbauten, die wahrscheinlich eine Vervollkommnung der Mãssai-Hütten darstellen. Alle treiben Viehzucht und sind mit Speeren und Schilden bewaffnet, von denen die ersteren ein mittels eines Dornes in den Schaft eingelassenes Blatt zeigen. Der Schild besteht aus Haut. Viele haben Mãssai-Sitten und Mãssai-Waffen nachgeahmt, besonders die Wadjágga und Wakagúru könnte man als »Mãssai-Affen« bezeichnen.

*) Man könnte sie vielleicht besser »nördliche Bantu« nennen, doch behalte ich den einmal eingeführten Namen bei.

Die in Shashi wohnenden und Kinyóro redenden Eingeborenen nahmen gleichfalls die Sitten der »jüngeren Bantu«, in Beschneidung und deren Kleidung und Bewaffnung an.

Südliche, den Súlu verwandte Bantuvölker sind in verhältnissmässig neuerer Zeit weit nach Norden vorgedrungen. Von den Ufern des Nyássa-Sees bis nach Ussagára hin wohnen einzelne, theilweise sehr mächtige Stämme dieser Völkerschaften. Sie haben sich theils rein erhalten, theils stark mit anderen Bantuvölkern vermischt; auch sie wohnen, wie in Uhéhe (spr. Uhaehae), zum Theil in Tembedörfern, die sie wohl von andern Stämmen angenommen haben. Ein Theil von ihnen ist bis in die Nähe des Victoria-Sees (Watúta und Wangóni) gelangt, andere drängen als Wayáo gegen Lindi vor. Ihre Stammeskennzeichen sind ovale Schilde aus roher Haut, kurze Wurfspeere und die Beschneidung. Die glans penis wird mit einer kleinen Kalebasse bedeckt.

Die ebenfalls aus Süden in unser Gebiet gelangten Makúa, deren Frauen den Lippenpflock tragen, gehören wohl einer besonderen südlichen Gruppe der älteren Bantu an.

Die Bantu des Kongo-Gebietes. Die Manyéma scheinen sich ziemlich eng an die Wanyamwési-Völker anzuschliessen, wenn sie auch Vieles von den westlichen Stämmen angenommen haben. Die Warúngu und Wagúha gehören aber wohl zu den Lunda-Bantu.*) Die nördlich von den Manyéma wohnenden Wáwira-Bantu, die häufig auch mit Walégga oder Warégga (d. h. Wald-Leute) bezeichnet werden, sind von ihnen ziemlich verschieden. Sie scheinen ein sehr grosses Gebiet im nordöstlichen Kongobecken einzunehmen und sich in neuerer Zeit bis in den oberen Itúri vorgeschoben zu haben. Verwandtschaft der Sprache, Beschneidung, Zuschärfen sämmtlicher Zähne, Anthropophagie und die Gleichförmigkeit der Bekleidung (ein schmales Stück Rindenstoff an einer Lendenschnur) charakterisirt sie. Die Wakússu sind offenbar vollständig von ihnen verschieden. Ihrer Sprache nach stehen sie in Verwandtschaft mit den westafrikanischen Küstenstämmen, vielleicht sogar mit den Fãn.

Nilotische Neger. Wenn man auch in dem Kreis der Anthropologen die Nilneger und Ssudanneger vielfach nicht von den Bantu scheiden will, so sind sie ethnographisch entschieden von ihnen zu trennen. Wenn man an der Küste unsere Soldaten ansieht, so kann man auf den ersten Blick sagen, wer ein Ssudanese und wer ein ostafrikanischer Bantu ist. Die dunklere Hautfarbe, eine längere Gestalt und der Mangel an Waden, unterscheiden sie von den Bantu. Die östlichen Nilneger, wie der Pascha sie zu bezeichnen pflegte, ragen in das Gebiet unserer Reise nur im äussersten Norden hinein. Dort sind die Shílluk-Stämme der Lūr, Shúli und Sheffalú zu finden.**) Vielleicht gehören ihnen

*) Die meisten Völker westlich des Tanganyika und im Kongogebiet bauen viereckige Häuser mit Giebeldach, während die der östlichen Grenzgebiete des Waldes runde Hütten mit Palisadenwand und Kegeldach errichten.

**) Möglicherweise haben die Shílluk hamitische Beimischungen, die Lūr-Sheffalú wenigstens deuten in ihrer Gesichtsbildung darauf hin.

auch die Lendú (Drúgu) an, obgleich ich mehr zu der Ansicht neige, dass diese den westlichen Völkerschaften zuzurechnen sind. Zu den erwähnten Shillúk-Völkern gehören auch die Kawiróndo-Stämme, nordöstlich vom Victoriasee. In der Bevölkerung von Unyóro sind entschieden Elemente dieser Völkerschaften enthalten, ebenso wie wahrscheinlich auch in Ussóga. Die runden Hütten dieser Leute stehen in offenen Dörfern. Man beschäftigt sich mit Viehzucht und Ackerbau. Beschneidung ist unbekannt, die vier unteren Schneidezähne schlägt man aus.

Einer besonderen Gruppe gehören die Mangbáttu an; über ihre ethnographische Zugehörigkeit streitet man sich. Einige Gelehrte wollen sie zu den Núba-Stämmen rechnen, andere zu den Fúllah u. s. w. Von ihren eigenen Sitzen in Mangbáttu aus, gehen sie bis an den Népoko im Süden. Wahrscheinlich wohnen ihnen verwandte Leute auch am Aruwími, wenigstens deuten die dort vorkommenden Flussnamen Névva und Novélle darauf hin. Weiter südlich am Lindi-Fluss konnten wir ein Walúmbi genanntes Volk auskundschaften, dessen Sprache derjenigen von Mangbáttu eng verwandt ist. Die für Mangbáttu so charakteristischen Trumbatsche finden sich bis an die Aruwími-Mündung, sodass möglicherweise auch dort noch ähnliche Völkerschaften wohnen. Ueber das Gebiet der Kongo-Zuflüsse und des Aruwími, wissen wir ethnographisch nur sehr wenig. Es sind nur Beschreibungen von Dörfern und Waffen u. s. w. bekannt, aber soviel ich weiss, nirgendwo allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt worden. Für den Ethnographen ist aber gerade dort noch ein sehr weites Feld des Studiums.

Als Waldvölker möchte ich die Momfú, Walésse und Wambúba bezeichnen, die eine eigenartige, sprachlich eng zusammengehörige Völkergruppe bilden und wahrscheinlich aus Mischung von der ursprünglichen Zwergbevölkerung mit eingewanderten Bantu und nilotischen Völkern entstanden sind. In den betreffenden Abschnitten wurde darüber ausführlich berichtet. Diese feilen durchweg die Zähne nicht, einige üben sogar wahrscheinlich auch keine Beschneidung aus. Es ist möglich, dass die von Stanley mit dem Namen Wátwa (durch den dunklen Continent, Bd. II) von François als Bapóto, und von mir als Wambwoniléhi oder Tungútti erkundeten kleinen Völker am Lomámi hierher gehören.

Die Zwergvölker leben in grösseren und kleineren Kolonieen als Jägernomaden hauptsächlich unter den letzterwähnten Stämmen, kommen aber auch bei den Wáwira und anderen Völkerschaften vor. Dr. Baumann erzählte mir, dass er in Urúndi eine, wenn auch sehr stark vermischte Kolonie von ihnen getroffen habe. Ob in Ost-Afrika, speziell südlich von Abyssinien Zwergvölker vorhanden sind, ist mit absoluter Sicherheit noch nicht nachgewiesen. Manches spricht allerdings dafür; die Erzählungen der Eingeborenen deuten darauf hin, und einzelne Reisende haben angebliche Exemplare dieser Völker gesehen. Die Wanderóbbo gehören jedenfalls nicht zu ihnen.

Die hamitischen Völkerschaften sind scharf von den Negern zu trennen. Ihre schlanke Gestalt, ihre schmalen Gesichter und Nasen und vor allen Dingen die vollkommen abweichende Haarbildung (seidenartig lockig, nicht

spiralig gedreht) charakterisirt sie. Hierdurch nähern sie sich viel mehr den Semiten als den Negern. Der hamitischen Elemente der Wahúma und der Vermischungen der Bantu mit hamitischem Blut, wurde bereits gedacht. Ausser ihnen finden sich in den Gebieten östlich vom Victoria-See einzelne Stämme, die rein hamitisch zu sein scheinen, vor allem die Leute von Uássi, Ufióme, Iráku und die Wambúlu. Ueber die Stellung der Māssai und der ihnen verwandten Völker ist sehr viel gestritten worden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass sie ihrer Physis nach den Hamiten beizuzählen sind. Viele Individuen unter ihnen zeigen das lockige Haar der Galla und Ssomáli. Auch ihre Gestalt deutet auf Verwandtschaft mit diesen hin. Sprachlich allerdings scheinen sie gewissen Nilnegern verwandt zu sein, im speziellen den Bári und Latúka.

Die Lángo (Wakído) und Māssai scheinen zusammengehörig zu sein, die Leute von Turkán, Ssuk etc. aber haben einen nilotischen Typus, ebenso wie die Wan-deróbbo. Man findet in dem hochinteressanten Steppengebiet Völker, die von Niloten zu Hamiten Uebergänge bilden, ebenso wie man Leute mit rein nilotischem und rein hamitischem Typus antrifft. Es ist demnach wohl am zweckmässigsten, diese Völkergruppe als Hamito-Niloten zu bezeichnen. Eine Reihe von Einwanderungen hat hier von Norden aus stattgefunden, theils von Hamiten, theils von Nilnegern, die sich vermischten, aber zum grössten Theil nilotische Sprache annahmen. Wakwáfi und Watatúru scheinen speziell für unser deutsch-ostafrikanisches Gebiet ziemlich früh eingewandert und von den nachfolgenden Māssai verdrängt und grösstentheils vernichtet zu sein. Die Watatúru wandten sich nach Ugógo, Ussukúma und Sháshi, während die Reste der Wakwáfi in Ungúu, Ussambára u. s. w. Unterkommen fanden. Ein unsagbares Chaos von Völkern findet sich in diesen Gebieten nordöstlich vom Nyansa, das noch fortwährend sich verändert in Folge der zahlreichen Kriege und der nomadisirenden Lebensweise der Leute. Hier findet sich das reichste Feld für den Ethnographen. Die beiden ethnographischen Knotenpunkte unseres Gebietes liegen nordöstlich vom Victoria-Nyansa und westlich vom Albert-See. Māssai, ebenso wie Watatúru u. s. w. und manche der »jüngeren« Bantu schlagen sich die zwei mittleren unteren Schneidezähne aus, während sie die oberen gewaltsam nach vorn biegen. Die Māssai haben eine unvollkommene Beschneidung, während die andern Stämme diese Sitte vollständig ausführen. In der Bewaffnung, Haartracht u. s. w. schliessen sich Māssai, Wagógo, Wadjágga und Watatúru eng zusammen und stehen den »jüngeren« Bantu von Túru, Umbúgwe u. s. w. gegenüber. Die Galla und Ssomáli fallen nicht mehr in unsere Reisegebiete.

Alle diese hamitischen Völkerschaften sind wahrscheinlich mit den Ssáhara-Stämmen der Tíbbu, den Nubiern, Bédja u. s. w. verwandt und bilden die Bevölkerung von Nord- und Nordostafrika, die den Trieb hat, nach Süden zu wandern. Ob diese durch Vermischung von Negern und Semiten entstanden sind oder ob sie eine eigene Rasse bilden, ist zweifelhaft. Als charakteristisch für die Hamiten (Kushiten) möchte ich anführen: langer, schmaler Schädel, lange, schmale Nase,

und vor allem seidenartiges, gelocktes, nicht wolliges Haar*). Nur bei einzelnen, ganz rein erhaltenen Individuen findet man diese Eigenschaft oder gar alle vertreten: wir müssen zahllose Exemplare dieser südlichen, vermischten Stämme untersucht haben, ehe wir unser Urtheil fällen. Um Völkerstämme zu gruppiren, dürfen wir nicht allein auf die Sprache Rücksicht nehmen. »Die Sprache«, sagt Lepsius, »lässt sich von den Völkern, welche sie sprechen, freilich nicht trennen, doch muss man von vornherein festhalten, dass sich Völker und Sprachen nach ihrer Abstammung und Zugehörigkeit keineswegs und nirgends decken, wie noch immer in viel zu hohem Grade vorausgesetzt zu werden pflegt.« Sprachen werden von Völkern an- und abgelegt, wie man ein Kleid wechselt; so lange man das nicht einsieht und so lange man linguistische Principien in der Völkerkunde walten lässt, so lange kommt man aus dem Wirrsal nicht heraus. Gruppirungen von Sprachen müssen unabhängig vorgenommen werden und kommen für uns erst in letzter Linie in Betracht. Wir müssen körperliche Eigenschaften, ethnographische Daten und die Traditionen der Völker hauptsächlich in Rechnung ziehen.

Für die Beurtheilung dieser Eintheilung oder Gegenüberstellung von Negern und Hamiten ist es gewiss besonders wichtig, dass die alten Aegypter bereits dieselben Unterschiede machten. Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Professor Dr. Brugsch-Pascha unterschieden diese strengstens: 1) die weissen Europäer, 2) die gelblich-weissen Semiten, 3) die schwarzen Neger und endlich 4) die braunen kushitischen Stämme, die wir hier Hamiten nannten. Zu letzteren gehören die Pharaonen selber, die Berber, die Nubier und sogar auch die Phönicier. Ebenso kannten die Pharaonen schon am Ende der vierten und am Anfang der fünften Dynastie die Zwerge, die immer mit langen Bärten abgebildet wurden. Sie sollen nicht auf dem Nilwege, sondern von den Küsten des Rothen Meeres nach Aegypten gekommen sein und wurden »Doko« genannt. Da die Pygmäen südlich von Abyssinien noch heute als Doko bezeichnet werden, ist es gewiss sehr bemerkenswerth, dass man sie vor 5000 Jahren ebenso nannte. Erst später erhielt ein pharaonischer Beamter einen Zwerg in der Gegend des heutigen Wadi Halfa von Sklavenhändlern; für seinen Transport nach Unteraegypten bekam er sehr genaue Anweisungen seines Königs. Weiter aufwärts kannte man damals den Nil noch nicht, der nach der Ansicht der Pharaonen bei der Insel Philae entsprang. Es ist deshalb durchaus irrig, wenn man, wie Dr. Peters, ein Hinaufreichen altaegyptischer Kultur bis Ugánda annimmt.

Die Ethnographie ist entschieden die interessanteste Wissenschaft für den in Afrika reisenden Forscher. Grosse Probleme sind noch zu lösen, und an

---

*) Unsere Sansibariten unterscheiden das Haar sehr scharf: 1. das eng gekräuselte, sogenannte Büschelhaar (Nyelle ya kipilepile, d. h. Pfefferhaar), 2. dicht wolliges, hartes Negerhaar der Mischlinge (Nyelle ya kikoka, d. h. Grashaar), 3. das weiche, lockige Haar der Araber, Mâssai, reinen Wahúma, Ssomáli (Nyelle ya manharám ya ssínga (d. h. falsche weiche Haare), und 4. das weiche Europäerhaar (Nyelleya ssínga, d. h. weiche Haare).

Detailforschungen fehlt es an allen Enden. Für das Meiste haben wir nur oberflächliche Schilderungen, besonders, was die Völker südlich vom Ssudan und nördlich vom Capland angeht. Genaueres Eindringen in die Sitten und Gebräuche, Vergleichung ihrer Waffen und Geräthe und ihrer Sprache, vergleichende anthropologische Studien und genaueres Sammeln der Ueberlieferungen und Sagen können zum Ziel führen, wenn wir später einmal uns ein genaueres Bild über die Völkermischung machen wollen. Es ist höchste Zeit, damit energisch vorzugehen. Von Jahr zu Jahr werden die Eigenheiten vieler Völkerschaften durch die Berührung mit den Arabern und Europäern verwischt. Wir befinden uns in einem Uebergangsstadium, wo wir retten müssen, was noch zu retten ist. Jede kleinste Notiz, jeder winzige Gegenstand einer ursprünglichen Kultur ist für unsere Sammlungen werthvoll.

Es möge hier eine vorläufige Gruppirung der Völker unseres Gebietes folgen, wie sie auf der beifolgenden Karte dargestellt sind:

I. **Bantu.**

A. Aeltere Bantu.

1. Küstenstämme (Wasarámo, Wasegúha, Wassagára, Wagíndo etc.)
2. Wanyamwési (incl. Warói, Wafipa, Wassukúma [?], Wagíndo, Wanyassa [?], Lubémba [?] etc.)

B. Bantu des Zwischenseengebietes.

a. Ursprache (Kirúndi) redend:

1. reine Urbevölkerung (Wakóndjo),
2. » » mit Wahúmachefs (Ruánda, Urúndi, Ussíge etc.).

b. Kinyóro redend:

1. ohne Wahúma (Sháshi),
2. mit Wahúma (Unyóro, Tóru, Nkóle, Karágwe, Kisiba, Mpóroro, Ussúi, Usíndja, Fipa [?] u. s. w.

c. Waganda.

C. Jüngere Bantu (mit denen des Zwischenseengebietes sprachlich verwandt?).

1. nördliche Gruppe (Wakámba, Wakikúyu, Watita, Wadjagga,
2. südliche Gruppe (Wagógo, Warangi, Wanyatúru, Wambúgwe, Wakagúru u. s. w.

NB. Manche sind »Māssai Affen«, manche haben starke hamitische Beimischung.

D. Südliche Bantu.

1. Makúa, Wanyassa, Anyanya etc
2. Sulu (Wayáo, Wangóni, Mafiti, Wahéhe; viele sind nur »Sulu-Affen«!)

E. Wald-Bantu.

1. Wáwira-Warégga (Wawámba), Wakúmu, Walengóle etc. (»Wassongóra«).
2. Stämme a. d. Tanganyika (Warúa, Wagúha, Manyéma) Lunda?,

F. Westliche Stämme Wakussu (Fān), Balúba etc.

II. Niloten.

a. Shillúk, Lūr etc.
b. Madi-Dinka u. s. w.

Unbestimmt:

1. Lendú-Drúgu,
2. Mangbáttu, Walúmbi } hamitische Mischung.
3. Nyamnyam (Fullah) } hamitische Mischung.

III. Hamiten (Kushiten).

A. Oestliche Hamiten.

a. Fellachen
b. Bedja
c. Abyssinier
d. Ssomáli und Afar } (semitische Mischung).
e. Galla (Wafióme, Uássi, Iráku, Wambúlu).
f. 1. Wahúma
2. Die jüngeren Bantu } Bantu-Hamiten, Bantu-Dialekte redend.
g. Māssaiartige Völker, theils mit Niloten gemischt und nilotische Sprachen redend. Niloto-Hamiten.

1. Aeltere: { Watatúru, (Mangáti, Tatóga), Wambúlu. Wakwafi, Wambúgwe,
2. Jüngere: Māssai.
3. Nördliche, māssaiähnliche: Wanderóbbo, Ssūk, Burkenedji, Lango, Wakídi.
4. Wenig hamitisches Blut: Latúka, Turkan, Lirésse.

NB. Hier im ganzen Gebiet sind zahllose Mischungen und Reste unterjochter Stämme vorhanden.

B. Westliche Hamiten.

Ssáhara-Stämme: Berber, Tíbbu, Tuareg, Fulbe u. s. w. und viele Mischvölker des Ssudans.

IV. Zwergvölker.

a. Reine Pygmäen. Ewe, Wambwoniléhi, Wátwa u. s. w.
b. Mischvölker.

1. Mit Bantu: Wambúba, Walésse (Bapóto, Wambwoniléhi?).
2. mit Niloten: Momfú).

Unbestimmt: Mabode.

V. Sswahíli-Küstenbevölkerung.

Semitische und arische Beimischungen von Arabern und Persern.

Grosse Völkerverschiebungen haben zweifelsohne stattgefunden. Die hamitischen Völkerschaften und die Shílluk-Stämme drängen nach Süden, grosse

Gruppen der Bantu nach Norden, andere wahrscheinlich sind vom Westen nach Osten vorgedrungen. Woher die Bantu als ganzer Stamm ursprünglich gekommen sind, darüber stehen die Ansichten im schärfsten Widerspruch. Die Einen behaupten, dass man in ihnen eine Mischung von Negerelementen mit Hamiten oder gar Asiaten zu erblicken habe, die Andern glauben, dass sie ihre Ursitze in Südafrika gehabt haben. Eine zweite Rasse bilden die Zwergvölker, eine andere die Hamiten und vielleicht sind auch die Niloten von den Bantu zu trennen.

Es ist sehr zu bedauern, dass wir so ausserordentlich wenig Kenntnisse über die Prähistorie der afrikanischen Völkerschaften besitzen. Von einer Seite wird angenommen, dass in Afrika eine Steinzeit allgemein gewesen ist, von anderer, dass sie überhaupt nicht oder nur lokal existirt hat. Bis jetzt sind allerdings nur wenige Steinwerkzeuge, soweit mir bekannt ist, gefunden worden, z. B. die durchbohrten Steinringe, die den Buschmännern zum Beschweren der zum Wurzelausgraben gebrauchten Stöcke dienen, sowie einige Pfeilspitzen, die noch heute dort in Benutzung sind, ferner die prähistorischen Steinwaffen, die in der Kapkolonie, Natal u. s. w. aufgefunden worden sind; auch wird aus Südwestafrika von Steinfunden berichtet, von durchbohrten länglichen Steinen, die heute irgendwie als Zaubergegenstände Verwendung finden, über deren Gebrauch jedoch keine Tradition existirt.*) Ein fernerer Fundort ist der Tínne-Berg in Mangbáttu, wo Emin Pascha Hämatit-Beile von den Eingeborenen bekam und auch schwere, über daumendicke Eisenringe in ganz zersetztem Zustande fand. Endlich sind aus dem Ssomáli-Land einige Pfeilspitzen von Feuerstein**) und ein Ring aus Serpentin an das Berliner Museum für Völkerkunde gelangt. Dass in Nord-Afrika (vor allem in der westlichen Ssahara) derartige Werkzeuge gefunden sind, ist ja allgemein bekannt.***) Auffallend ist, dass bei den eigentlichen Negern, soviel ich weiss, nirgend wo Steinwerkzeuge zu Cultus-Handlungen gebraucht werden. Es ist sonst eine allgemein verbreitete Erscheinung, dass man zum Schlachten von Opferthieren, zur Ausführung der Beschneidung u. s. w., alterthümliche Instrumente verwendet, bei den Negern aber geschieht das Abschneiden der Nabelschnur bei den Neugeborenen durchweg mit einem zugeschärften Rohrsplitter. Dies scheint mir eher darauf hinzuweisen, dass der heutigen, allgemein verbreiteten Eisen-Industrie eine Periode voranging, in der man sich nur der Holzwerkzeuge bediente. Die ursprünglichen Pfeile der Zwerge, die ganz aus Holz bestehen, deuten vielleicht ebenfalls darauf hin. Möglich aber ist, dass durch genauere Nachforschungen noch an vielen Stellen Funde von Steinwerkzeugen gemacht werden.†) Jedenfalls ist den im Innern stationirten Offizieren

*) Ueber ähnliche Steine berichtet Hore vom Tanganyika.

**) Feuerstein ist sonst in Afrika recht selten, es hat also vielleicht an passendem Material zu Steinwerkzeugen gefehlt. Nach Ratzel sind auch Nephrit-Werkzeuge in Afrika gefunden.

***) Genaue Zusammenstellungen der Funde finden sich bei: Andree, Die Steinzeit Afrikas, Globus, Bd. 41, S. 169 ff.; wo auch die Litteratur über diesen Gegenstand eingehend aufgeführt ist.

†) Auch sonst fand man im tropischen Afrika fast nichts Prähistorisches. Ich erkundete, dass man in Sansibar in der Vorstadt Malindi beim Ausgraben eines Häusergrundes auf eine Zone mit

und Missionaren auf das Dringendste zu empfehlen, beim Aufgraben des Bodens hiernach zu spüren. Nachfragen bei den Negern nach Steinwerkzeugen nützen im Allgemeinen nichts, da die Leute, wenigstens in den von mir besuchten Theilen, keine Kenntnisse und keine Ueberlieferungen von deren Vorhandensein besitzen; höchstens könnte man einige aus Europa mitgebrachte Steinwerkzeuge ihnen vorzeigen.

Ackerbau und Kulturgewächse. Der grösste Theil der Neger beschäftigt sich mit Ackerbau, der ausschliesslich durch Behacken des Bodens als »Gartenbau« oder »Hackebau« betrieben wird. Zum Pflug und zur Düngung hat sich noch kein Neger aufgeschwungen. Wir haben an den verschiedenen Stellen über die gebräuchlichen Kulturpflanzen gesprochen. Ein Karton der beigegebenen ethnographischen Karte giebt eine annähernde Uebersicht der Verhältnisse. Hier sei nur kurz wiederholt, dass bei den Völkern bis zum Süden des Victoria-Nyansa die Sorghum-Kultur in erster Linie besteht, und zwar an der Küste vorwiegend die der weissen Varietäten, im Innern mehr der rothen. In dem ganzen Zwischenseengebiete kommt Sorghum nur vereinzelt vor, stellenweise fanden wir es auch im Walde. In der Aequatorialprovinz ist es dann wieder das Hauptnahrungsmittel. Die Kolben-Hirse (Penicillaria) wächst hauptsächlich auf trockenem Boden und wird demnach in Ugógo und den nördlich davon gelegenen Ländern, (bis nach Ussukúma) gebaut. Eleusine dagegen finden wir in den Gebieten südlich und südöstlich vom Victoria-Nyansa nur wenig, während sie im Zwischenseengebiet bis hinauf zum Albert-See die hauptsächlichste Körnerfrucht bildet. Mais wird in Deutsch-Ostafrika vielfach gebaut, besonders in Unyamwési, Ussukúma u. s. w., doch bildet er hier wie in der Aequatorial-Provinz mehr eine Delikatesse als ein Hauptnahrungsmittel. Eine ausgiebige Kultur von Mais beginnt erst in der Ssemlíki-Ebene, im Waldgebiet und auf dem Plateau westlich vom Albert-See: dort wird er sehr viel gezogen. Reis wird nur vereinzelt in Usegúha, Ussagára, Ugánda und Ussukúma gebaut und ist wahrscheinlich von den Arabern eingeführt, ebenso wie der spärlich bei den arabischen Stationen verbreitete Weizen. Die Oelfrüchte Sesam und Erdnüsse (Arachis) sind bis an den Süden des Victoria-Nyansa sehr häufig und gedeihen in grossen Mengen, fehlen jedoch fast gänzlich im Zwischenseengebiet. Nur in Mbóga werden kleine Quantitäten davon gebaut, eine Kultur, die von Unyóro übernommen wurde. Erdnüsse sind in der Aequatorial-Provinz erst durch Emin Pascha von Norden aus eingeführt worden und jetzt bis in das Land der Lūr verbreitet. Die verschiedenen Bohnenarten sind ebenfalls auf gesonderte Distrikte beschränkt. Die gemeine oder Stangenbohne (Phasaeolus vulgaris), ist im Zwischenseengebiet bis in den Wald hinein eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Sie wird gezogen bis nach Usíndja und, wenn ich nicht irre, bis an den Tanganyika.

---

zahllosen Austernschalen stiess, in der auch viele Töpfe gelegen haben, die nur wenig zerbrochen waren. Leider konnte ich den Ort noch nicht genauer untersuchen. Auch auf Höhlen wäre die Aufmerksamkeit zu richten.

Isolirt kommt sie bei den Wakagúru vor, die sie wahrscheinlich aus Norden mitgebracht haben, wo sie am Kilimandjáro und in Abyssinien kultivirt wird. Nach der Ansicht von Wittmack und de Candolle*) soll diese Pflanze ursprünglich aus Amerika stammen und erst in historischer Zeit in die alte Welt eingeführt worden sein. Es ist aber merkwürdig, dass gerade in diesen Gegenden an der Küste Phasaeolus vulgaris nicht vorkommt, während sie im Innern viel gebaut wird und vielleicht aus Norden her eingeführt wurde. Phasaeolus lunatus, die kleine graubraune »Kunde«, kommt hauptsächlich in den Küsten-Distrikten bis an den Victoriasee vor, fehlt dagegen im Zwischenseengebiet. Vereinzelt nur konnten wir sie westlich vom Runssóro und bei Kitángule beobachten. Ihr eigentliches Verbreitungsgebiet beginnt erst von Usindja an nach Süden. Auch sie soll angeblich aus Amerika stammen. Phasaeolus Mungo (Kisswahíli: Djiróko) wird nur in beschränktem Maasse gebaut, kommt aber bis an den Süden des Victoria Nyansa vor. Voandzeia subterranea findet man von der Ostküste an bis etwa nach Karágwe hin. Der Bohnenstrauch (Cajanus indicus) wird nur in den Gebieten südlich des Nyansa gebaut. Das Vorkommen der Erbse ist völlig auf die Innenländer des Zwischenseengebietes; in Tóru, Nkóle, Karágwe und Ost-Mpóroro nach Dr. Baumann auch in Ussúi und Urúndi; nach Merenski wird sie sogar im Kóndelande angebaut. Sie ist möglicherweise durch die Wahúma eingeführt worden. Auch in Abyssinien wird ihr Vorkommen erwähnt. Nach de Candolle soll sie ihre Heimath in Vorder-Asien haben.

Die Hauptnahrungsfrucht für das Zwischenseengebiet ist die Banane, die ebenfalls in Ugánda und Ussóga, am Kilimandjáro und Kikúyu einerseits und in den dichtesten Urwäldern andererseits allen anderen Früchten vorgezogen wird, und zwar kommen überall alle Varietäten nebeneinander vor. Es hat gewiss einige Wahrscheinlichkeit für sich, dass diese Pflanze in Afrika einheimisch ist, besonders, da die wilde Banane, Musa Ensete, in den Distrikten des Zwischenseengebietes, am Kilimandjáro, sowie in Abyssinien zu finden ist.

Kürbisse (Kisswahíli »bóga«) sind fast überall verbreitet, während Wassermelonen (kisswahíli »Tikíti«) hauptsächlich in den trockenen Gegenden von Ugógo u. s. w. kultivirt werden, aber auch bis nach Usíndja hin vorkommen. Bataten finden sich überall. Sie bilden in dem Zwischenseengebiet nächst der Banane das Hauptnahrungsmittel, kommen jedoch bis in die Urwälder hin vor. Es ist auffallend, dass sie in der Aequatorial-Provinz so gut wie unbekannt sind, wenigstens sind sie dort fast nur aus Unyóro erhältlich und werden von den Ssudanesen als Batatas bezeichnet, ein Name, der zweifelsohne auf eine neuere Einführung deutet. Die Jams haben nur eine sehr geringe Verbreitung und kommen höchstens bis Unyamwési vor. Manjok wird von der Küste an bis an die Südwestecke des Victoria-Nyansa angepflanzt. Eine lokale Kulturstätte dieser Pflanze findet sich dann noch in Kitángule im Westen des Victoria-

*) de Candolle, Ursprung der Kulturpflanzen, Seite 433.

Nyansa, und in Ugánda, doch ist sie dort zweifelsohne durch die Araber eingeführt worden. Von Westen aus ist sie in Mombúttu eingeführt.

Die Oelpalme ist in Ost-Afrika fast unbekannt. Nur auf Pémba und bei Tánga wird sie in geringem Maasse kultivirt. Von der westafrikanischen Küste an reicht sie jedoch bis an das Ostufer des Tanganyika, bis nach Mangbáttu und etwa bis zum Mittellauf des Aruwími. Sie ist nicht so weit von der Westküste aus nach Orten vorgedrungen, wie der Manjok. Die Thatsache, dass ich in den Urwäldern Exemplare von ihr gefunden, lässt die Frage aufkommen, ob diese Palme nicht doch in dem westafrikanischen Waldgebiet einheimisch ist.

Der Tabak ist fast durch ganz Afrika verbreitet und wird überall mit den Namen Tabu, Taba, Tumbako u. s. w. bezeichnet, die einen einheitlichen Ursprung aus fremden Ländern wahrscheinlich machen. Nicotiana virgineana ist sicher von Amerika eingeführt worden. Es ist allerdings sehr auffallend, wie diese Pflanze in fünfhundert Jahren, seit der Entdeckung dieses Erdtheils, bis in die innersten Urwälder von Afrika vordringen konnte, da doch gerade in diesen Urwäldern jedes Dorf eine Welt für sich bildet. In jeder Ansiedelung kann man einige Tabakpflanzen finden, nur in einzelnen Distrikten des Wambúba- und Zwergenlandes kamen sie nicht vor, ebenso wie auch manche hamitische Völker in der Gegend des Rudolf-Sees keinen Tabak zu bauen scheinen, ihn aber gerade so wie die Zwerge sehr schätzen. Ob Nicotiana rustica in Afrika einheimisch ist, dürfte zum mindesten zu erwägen sein, da für ihn vielfach bei den Eingeborenen andere Namen als für erstere Art vorhanden sind. Opium wird nirgends gebaut, Hanf jedoch überall mit Ausnahme des Zwischenseengebiets. Nach Ugánda und an der Westküste des Victoria-Nyansa ist er vereinzelt gekommen, wahrscheinlich durch die Araber und Wanyamwési. Er ist wohl von der Ostküste eingeführt worden. Der Kaffee ist eine in Afrika einheimische Pflanze; verwendet und gebaut wird er in Abyssinien, Ugánda, in den Basíba-Ländern, sowie in Manyéma. Ausserdem wäre noch der Feigenbaum zur Rindenstoffbereitung für das Zwischenseengebiet und den Urwald zu erwähnen. Fruchtbäume sind nur durch die Araber eingeführt.

Es ist gewiss eigenthümlich, dass gerade in den dichtesten Urwäldern Mais und Bataten hauptsächlich gebaut werden; zusammen mit der Verbreitung von Manjok und Oelpalmen spricht dies sehr dafür, dass diese Gewächse in die Wälder von Westen oder Südwesten eingeführt sind, und zwar wahrscheinlich nicht durch eine Verbreitung von Ort zu Ort. Vielmehr scheinen von Südwesten eingewanderte Völkerschaften diese Kulturgewächse in ihre heutigen Sitze gebracht zu haben. Hierdurch, sowie durch die Traditionen dieser Völkerschaften wird diese Einwanderung in hohem Grade wahrscheinlich gemacht. Wenn wirklich obige Gewächse amerikanischen Ursprungs sind, so muss die eben bezeichnete Wanderung erst in den letzten drei bis fünf Jahrhunderten stattgefunden haben. Grade in diesen Wäldern drängt sich uns die Frage auf, was die Leute wohl vor der Einführung der amerikanischen Kulturpflanzen gegessen haben. Sorg-

hum u. s. w. reift dort nicht, so bleibt nur die Banane übrig, oder die Annahme, dass in früher Zeit eben nur »Jäger« und »Sammler«, d. h. Leute, die von der Jagd und den Früchten und Wurzeln des Waldes lebten, dort gehaust haben. Letzteres hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Man kann sich wenigstens ganz gut vorstellen, dass früher hier nur Pygmäen lebten, und dass die grossen Neger, wie wir noch heute sehen (Wáwira, Wakóndjo, Mangbáttu) von der Peripherie aus den Wald bevölkerten.

Hausthiere. Andere Völker beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht. Hühner giebt es überall, ebenso wie Ziegen. Die Schafe sind jedoch in den Waldgebieten und deren Nachbarschaft kaum zu finden. Es spricht viel für die Annahme, dass die Ziegen von einer Form abstammen, die an der Spitze leicht nach vorn gekrümmte Hörner hatte, bräunlich isabellenfarben war und schwarze Zeichnungen auf dem Rückgrat sowie an den Kopfseiten aufwies. Ob alle Ziegen von ein und derselben Form abstammen, ist zum mindesten zweifelhaft. Die ohne Bart und häutigen Halsanhang deuten auf eine besondere, die in einigen Gebieten verstreut vorkommenden, langhörnigen Ziegen auf eine zweite andere Rasse. Von Schafen giebt es zwei verschiedene Arten: eine weit verbreitete mit langem, schmalem Fettschwanz, der bis über das Fussgelenk reicht, und eine zweite seltenere, die im Allgemeinen nur bis an das Südende des Victoria-Nyansa vorkommt und sich durch kurzen breiten Fettschwanz und krumme Nase auszeichnet. Esel werden in den Gebieten der Mässai und der ihnen benachbarten Völkerschaften (Wagógo, Warángi, Wanyatúru u. s. w.) gezüchtet und stammen wohl von Nordost-Afrika, wo die Esel wild gefunden werden*); sie sind ohne Frage mit dem hamitischem Völkerstrom nach Ugógo u. s. w. eingeführt. Schweine werden in dem ganzen von uns besuchten Gebiete nicht gezüchtet. Soviel mir bekannt ist, finden sie sich bei den Eingeborenen nur in Mossambik auf den Seychellen und am Kongo bis hinauf nach Nyángwe, sowie an der Westküste. Alle diese sind, wie es scheint, charakterisirt durch eigenartige Runzeln auf der Stirn und dunkle Färbung.

Das wichtigste Kulturthier, das Rind, kommt in zwei vollkommen abweichenden Formen vor. Die eine, verbreiteste, schliesst sich an die Zebu-Rinder Indiens an, ist aber bedeutend grösser als diese. Die meisten haben einen ziemlich starken Fetthöcker und kurze, seitwärts gestellte Hörner. Die von den Mässai gezüchteten, weisen etwas längere Hörner auf. Vollkommen von diesen verschieden ist die Rasse des Zwischenseengebiets, die fast gar keinen Höcker hat und sich durch riesige, nach oben und auswärts gekrümmte Hörner, sowie eine grosse Hautwamme am Halse auszeichnet. Diese Rasse hat ihr Verbreitungsgebiet bis nach Ujiji und ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Wahúma in diese Gebiete eingeführt worden. Das südabyssinische und Galla-Rind scheint von einer dieser verwandten Rasse zu sein, die in den niederen Distrikten

---

*) Dr. Baumann erzählte mir, dass in den Gebieten um Umbúgwe die zahmen Esel noch die Abzeichen ihrer wilden Verwandten haben, nämlich quer gebänderte Beine.

nicht fortkommt. Der indische Büffel ist im Innern unbekannt, nur auf der Insel Sansibar sieht man einzelne Exemplare von ihm. In Gebieten, wo er genügend Wasser zum Baden findet, würde seine Einführung gewiss sehr vortheilhaft sein. In den Waldgebieten kommen Rinder nicht vor, fast im ganzen Kongostaat fehlen sie, auch in Mangbáttu und dem Manyéma-Lande sind sie unbekannt.

Hunde giebt es in zwei Rassen, einer überall verbreiteten, mit dreieckigen aufrechtstehenden Ohren und Ringelschwanz, die vermuthlich in Afrika heimisch ist, und einer anderen, langen, windspielartigen, mit Hängeohren und langem Schwanz; diese ist vielleicht durch die Wahúma eingeführt. Katzen giebt es nicht, mit Ausnahme weniger, durch Araber oder Ssudanesen ins Land gebrachten Exemplare in Tabóra und Ugánda.

In grossen Zügen wäre dies alles, was mir über Ost-Afrika bekannt ist. Man sieht, es ist noch recht wenig positives, und überall sind noch Lücken auszufüllen, nur in beschränkten Gebieten, wie Ussambára sind wir gut orientirt. Die wissenschaftliche Erforschung des Landes, Kartenaufnahmen, Studien über die Flora und die Geologie und über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen müssen intensiv, nach festem Plan und mit bestimmter Fragestellung betrieben werden, wenn wir eine Grundlage für fernere Arbeiten haben wollen.

Mögen diese Zeilen die Anregung zu weiteren Forschungen geben!

Die »Jäger« und »Sammler« bilden entschieden die auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Völker. Durch den Ackerbau wird der Mensch sesshaft, hat eine Arbeit zu verrichten, die erst in der Zukunft Früchte trägt. Durch diese Arbeit wird das erste Kulturstadium bedingt, sie nöthigt zur Anlage von festen Wohnsitzen, zum Bauen von Hütten und vor allem zum Zusammenschliessen der Menschen zu einer Gemeinde, die sich gegen gemeinsame Feinde schützen kann und zur Anerkennung eines Hauptes dieser Gemeinde, das sie nach aussen vertritt. Durch diese Arbeit wird der Mensch erst zu dem geselligen Wesen, zum ζῶον πολιτικὸν des Aristoteles. Während nun der Ackerbau nur zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse dient, nur ein Vegetiren von der Hand in den Mund gestattet, bleibt das Vieh das Kapital des Negers. Ausschliesslich mit Viehzucht beschäftigte Leute, die durch ihr Besitzthum an Thieren Nomaden sind, kommen aber selten zu hoher Kultur. Sie schliessen sich zwar auch zusammen, haben oft eine patriarchalisch-monarchistische Verwaltung und neigen dazu, ihre kriegerische Tüchtigkeit auszubilden, um ihren Besitz an Vieh zu schützen oder auch durch Raub zu mehren. Das Nomadenleben aber gestattet nicht, dass eine Industrie aufkommt, und die stete Unruhe und Sorge um »das liebe Vieh« lässt ihnen keine Zeit zu geistiger Beschäftigung.

Wo aber der sesshaft machende Ackerbau mit der wohlhabend machenden Viehzucht sich vereint, da ist der beste Boden für eine aufkeimende Kultur. Ein eklatanter Beweis dafür sind die Völker von Unyamwési und des Seengebiets. Es ist gewiss kein Zufall, dass gerade im Zwischenseengebiet die ge-

ordnetsten Staaten, Wohlstand und eine Industrie sich findet. Kräftige, aufkeimende kriegerische, viehzüchtende Nomaden einer fremden Rasse haben sich mit den fleissigen, konservativen Ackerbauern vereint.

In seiner Industrie scheint der Neger ziemlich konservativ zu sein, auf den Denkmälern der Pharaonen finden wir Gegenstände, wie sie heute noch überall vorkommen; aber man darf sich auch nicht verhehlen, dass manches Originelle durch die vordringende arabische und europäische Kultur zerstört wird, und dass wir demnach, ehe es zu spät ist, retten müssen, was zu retten ist.

Wenn nun auch ein gemeinsamer ethnographischer Zug durch alle Bantu-Stämme hindurch geht, wenn man auch im Osten und Westen oft ganz ähnlichen Erzeugnissen begegnet, so lässt sich doch nicht leugnen, dass manche Waffen und eigenartige Gewohnheiten in getrennten, ethnographisch-geographischen Provinzen vorkommen. Aehnliche Umgebung, ähnliches Material führte zu ähnlicher Industrie. In grossen Distrikten haben die Stämme denselben »Völkergedanken« gehabt. Auf der beifolgenden Karte sind die Verbreitungen einiger Eigenthümlichkeiten durch Linien eingetragen, soweit mir das Material vorlag, im Text wurde häufig darauf hingewiesen. Hier noch besonders auf die Ethnographie einzugehen, verbietet der Rahmen dieses Reiseberichtes, zumal ja auch Dr. v. Luschan eine ausführlichere Arbeit darüber bringen wird. Ich erwähne nur die Beobachtung, dass ganze Gruppen von Völkerschaften ihre sämmtlichen ethnographischen Eigenheiten ablegen, um die eines benachbarten, mächtigen Stammes zu imitiren, damit sie ebenso furchtbar erscheinen wie jener. So entstanden die von Ratzel treffend als »Mässai-Affen« und »Súlu-Affen« bezeichneten Stämme. Wir können daraus lernen, dass wir auch auf die Waffen und andere Eigenarten, als Schmuck, Beschneidung, Zähneschärfen u. s. w. wenig geben können, wenn wir uns über den wirklichen Zusammenhang der Völker klar werden wollen. Dass man auf die Sprache noch weniger geben darf, wurde schon mehrfach erwähnt. Beim Entwurf der beifolgenden Karte, die natürlich nur als erster, noch sehr verbesserungsbedürftiger Versuch anzusehen ist, wurde die physische Eintheilung in Neger, Hamiten und Pygmäen als Grundprinzip angenommen und im speziellen Ethnographie, Tradition und Linguistik nach Gefühl berücksichtigt.

Ueber die geistigen Eigenschaften der Neger, insbesondere über ihre Religion, ein Urtheil abzugeben, ist sehr schwer. Fast alle erkennen ein höchstes Wesen, den Schöpfer von Himmel und Erde, an, verehren aber auch die Naturgewalten in Quellen, Bäumen etc. Eine grosse Rolle spielt der Ahnenkultus: die sogenannten Idole sind durchweg Ahnenbilder, und oft genug dürfte sich die Verehrung eines Baumes etc. auf das Grab eines dort bestatteten Vorfahren zurückführen lassen. Geheime Gesellschaften, wie der Pórro Westafrikas, scheinen nicht oder nur verkümmert vorzukommen. Der »Pépo«-Kultus der Küste ist offenbar auf eine solche zurückzuführen. Es giebt viele Pépo-Genossenschaften, deren jede ihren Oberen (Nyakánga) hat und in die man sich mit

viel Geld und nach geheimnissvollen Ceremonien (Bluttrinken) aufnehmen lassen kann.

* * *

Es fällt nicht in den Rahmen einer Reisebeschreibung und kommt mir nicht zu, über den wirthschaftlichen Werth des Landes und über die Art und Weise, wie wir dort vorgehen müssen, mich auszulassen. Ein massgebendes Urtheil hierüber kann sich nur derjenige verschaffen, der das Land kreuz und quer durchforscht, nicht aber, der wie wir, es nur im Fluge auf einer Pionier-Expedition durchzogen hat. In wenigen Worten mögen hier nur zum Schlusse einige allgemeine Gesichtspunkte gegeben werden, wie sie sich nur allmählig während eines fünfjährigen Aufenthalts in Ost-Afrika und aus zahlreichen Gesprächen mit dem Pascha herausgebildet haben.

Wenn wir von den Küstengebieten absehen, so produzirt das weite Innere nichts als Sklaven und Elfenbein, weil bei den theuren Transportmitteln keine Möglichkeit vorliegt, etwas anderes an die Küste zu schaffen. Beides ist Raubbau schlimmster Art. Der Sklavenhandel ist in civilisirten Ländern allgemein verdammt, aber auch der Elfenbeinhandel ist ein grosses Uebel für das Land, in dem er betrieben wird. Die edlen Thiere, die uns als Transportmittel unendlich werthvoll werden könnten, vernichtet man schonungslos; ganz junge Exemplare werden getödtet. Von den Elfenbeinjagden in dem grössten Theil des Gebietes sind, wie wir früher gesehen haben, Sklavenkriege und Sklavenrazzias nicht zu trennen, ebenso wie es unmöglich ist, den Pulverimport ins Innere zu unterbinden, so lange man noch Elephanten jagt. Wenn aber der Handel mit Elfenbein auch ein grosses Uebel ist, so scheint er doch ein nothwendiges zu sein, und wir dürfen uns nicht verhehlen, dass nur durch ihn die weiten Gebiete des Innern erschlossen wurden. Ohne den hierdurch hervorgerufenen Karawanenverkehr wüssten wir noch heute nichts von jenen Ländern. Die Sucht nach Elfenbein ist von je das treibende Agens für die meisten Unternehmungen ins Innere gewesen. Ein Verbot der Ausfuhr von Elfenbein würde zwar, vorausgesetzt, dass es von allen betheiligten Nationen mit absoluter Strenge durchgeführt wird, — was wohl überhaupt nie zu erreichen ist — den Sklavenhandel in absehbarer Zeit vernichten, würde aber auch unter den jetzigen Verhältnissen, den ganzen anderen Handel mit dem Innern lahm legen. Viele Tausende von Menschen leben von diesem Gewerbe und würden sich unfehlbar gegen eine Regierung auflehnen, die ihnen diese ihre Mittel zum Unterhalt entzöge.

Die Elfenbeinausfuhr hat zwar, wie die Statistik beweist, in den letzten Jahren kaum nachgelassen, aber es ist zu bedenken, dass, um den Verbrauch zu decken, Jahr für Jahr vierzig- bis fünfzigtausend Elephanten gemordet werden müssen, dass die Jagdgebiete immer weiter ausgedehnt werden, und dass so in absehbarer Zeit — die vielleicht viel kürzer ist, als wir annehmen —, der Elephant

zu den seltenen Thieren gehören wird. Dazu kommt, dass in unserem Deutsch-Ostafrika überhaupt sehr wenig Elephanten mehr existiren. Die deutsch-ostafrikanische Kolonie ist hauptsächlich Durchzugsland für den Elfenbeinhandel. Das nördliche Māssailand und der Kongostaat liefern die grössten Quantitäten dieser werthvollen Waare. Es entspricht nur der Natur der Dinge, dass das im Kongostaat vorhandene Elfenbein nach Fertigstellung der dortigen Eisenbahn und nachdem die Belgier am Tanganyika festen Fuss gefasst haben, seinen natürlichen Abzugsweg nach Westen finden wird, zumal da europäische Handelsfaktoreien vom Westen her immer weiter ins Innere vorgeschoben werden, dass auch die bis jetzt vom Nyássa-See zu uns kommenden Elfenbeinschätze in das englische Sambési-Gebiet wandern werden, und dass endlich die Engländer in den nördlichen Theilen von Ostafrika alle Anstrengungen machen werden, um den Handel nach Mombássa abzulenken.

Der Sklavenhandel muss aus ethischen Gründen aufhören und der Elfenbeinhandel hört von selbst in Folge der Vernichtung der Thiere auf, wenigstens wird er für Deutsch-Ostafrika in ziemlich kurzer Zeit in nationalökonomischer Hinsicht nicht mehr in Betracht kommen. Inwieweit dann das Innere für uns nutzbar gemacht werden kann, ist zweifelhaft, wenn es uns nicht gelingt, irgend einen anderen wichtigen Ausfuhrartikel an die Stelle des heutigen zu setzen.

Vielfach ist die Ansicht verbreitet, dass wir in den Kolonien hauptsächlich ein Absatzgebiet für unsere eigenen Industrie-Erzeugnisse haben wollen, weniger eine Quelle für den Bezug von Produkten. Dagegen lässt sich zweierlei aufführen: erstens concurriren die europäischen Industrie-Erzeugnisse aller Nationen auf dem Weltmarkt, so dass wir nie im Stande sein werden, nur deutsche Erzeugnisse in einem Lande abzusetzen. Wohl aber kann eine Kolonie uns eine günstigere Anlage unseres Kapitals gestatten, als es in Europa möglich ist. Zweitens ist selbstverständlich kein Kaufmann im Stande, dem Neger seine Waaren zu geben, ohne dass er dafür ein Entgelt empfängt. Dieser Entgelt des Negers nun kann nur in zweierlei bestehen: in den Natur- und Ackerbauprodukten des Landes oder in seiner Arbeitskraft, die wir zu irgend welchen öffentlichen Arbeiten, vor Allem aber zur Bewirthschaftung von Plantagen benutzen können.

Wir müssen für die Produktion des Inneren unterscheiden zwischen solchen Bodenerzeugnissen, die uns die Natur liefert, solchen, die der Neger kultivirt und solchen, die der Europäer auf Plantagen anpflanzt. Mineralschätze sind fürs erste noch nicht gefunden, wenn es auch recht gut möglich ist, dass Kohle an der Küste und Edelmetalle*) im Inneren vorkommen können. Bis jetzt weiss man aber noch nichts darüber; ebenso ist über pflanzliche Naturprodukte des Inneren noch wenig bekannt. Kautschuck kommt nur in feuchten Gegenden, nicht aber auf dem Steppenland vor. Wenn aber auch bis jetzt noch wenige »Naturprodukte« bekannt sind, so brauchen wir darum nicht anzunehmen, dass

*) Vor langen Jahren erhielt meines Wissens der englische Generalkonsul Sir John Kirk Gold das angeblich aus Unyamwési stammen sollte, man hat aber nie Genaueres darüber erfahren.

dort überhaupt keine vorhanden sind. Unsere Kenntniss des Landes ist eine zu geringe, als dass wir uns hierüber ein Urtheil gestatten dürften. Die Erfahrung hat gezeigt, dass in neu erschlossenen Ländern plötzlich bisher ungeahnte Reichthümer auftreten können.*) Eine Durchforschung des Landes durch praktische Bergingenieure oder noch besser durch sogenannte »Prospektoren,« die in Natal und den unsrigen ähnlichen geologischen Gebieten thätig waren, und auch durch praktische Botaniker, die möglichst zugleich Pharmaceuten sind, wird uns die erforderlichen Aufschlüsse geben.

Die von den Negern gezogenen Kulturprodukte sind uns im Allgemeinen bekannt, auf sie werden wir vor Allem bei einem Export rechnen müssen, zumal da ohne Zweifel sich ihre Kultur bedeutend ausbreiten lassen wird. Wir können darauf rechnen, dass die Neger, sobald wir durch Stationen ihr Leben und Eigenthum schützen, Oelfrüchte und Getreide in grossen Mengen liefern werden, ja, dass sie auch noch im Laufe vieler Jahre daran gewöhnt werden können, andere, ihnen jetzt noch nicht bekannte Kulturen anzulegen. Jetzt allerdings produzirt das Innere nicht mehr, als die Neger für ihren eigenen Bedarf nöthig haben. Höchstens wird stellenweise ein kleiner Ueberschuss für die durchreisenden Karawanen geliefert. Die Leute können aber auch keinen Ueberschuss herstellen, weil sie nicht die Möglichkeit haben, ihn abzusetzen. Niemand kann im Innern hier Produkte aufkaufen, so lange die jetzigen theuren Transportmittel nicht durch billigere ersetzt werden. Ebenso ist nicht daran zu denken, Plantagen mit »europäischer Bewirthschaftung« im Innern einzurichten, wo kaum die Möglichkeit vorliegt, die dort erzeugten Produkte zur Küste zu bringen. An der Küste liegen die Verhältnisse anders.

Wie wir früher gesehen haben, sind es nur einige wenige Orte in Deutsch-Ostafrika, die für den Plantagenbetrieb überhaupt geeignet sind. Nur da, wo sich genügend Wasser und Vegetation findet, haben wir Aussicht, derartige Produkte pflanzen zu können. Fürs erste aber ist nur an der Küste und in den der Küste nahen Gebirgen, wie Ussambára, Ungúu u. s. w. an einen wirksamen Plantagenbetrieb zu denken. Erst wenn wir uns hier etablirt haben, können wir daran gehen, auch im Innern Pflanzungen anzulegen. Um alle diese Aufgaben durchzuführen, sind Erforschung der vorhandenen Produkte und Versuche, neue Kulturpflanzen einzuführen, für uns unbedingt erforderlich, und zwar im weitgehendsten Maasse. Wir wissen eben aus mangelnder Kenntniss des Landes noch nicht, was dort wächst und was dort wachsen kann, wir können nur soviel positiv sagen, dass diejenigen Produkte, die der Neger heutzutage baut, in unbeschränkter Quantität dort gezogen werden können, dass vor allen Dingen Oelfrüchte, Kornfrüchte und mit höchster Wahrscheinlichkeit auch Baumwolle und in gewissen Gegenden Kaffee gezogen werden können.

---

*) Als Beispiel dafür mag Südwest-Madagascar dienen, das früher nichts lieferte und nun im vorigen Jahr (1892) etwa 1200 Tonnen Kautschuk im Werthe von $3^1/_2$ Millionen Mark auf den Markt brachte.

Neben der Sicherung und der wissenschaftlichen und praktischen Erforschung des Landes, muss aber die Herstellung von Verkehrswegen einhergehen. Wenn wir wollen, dass das Innere etwas produziren soll, wenn wir der Meinung sind, dass die Mittel, die für Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern hergegeben werden, nicht nur ethischen, sondern auch praktischen Zwecken zu dienen haben, so müssen wir dafür sorgen, dass Kommunikationswege die Möglichkeit bieten, Produkte zur Küste zu bringen.

Man hört vielfach die Aeusserung, dass die grossen Karawanenstrassen geschützt werden müssen. Dabei lässt man aber verschiedenes ausser Acht; früher kamen die Karawanen auch ebenso ungehindert zur Küste wie jetzt, und dann ist es, bei den heutigen Verkehrsverhältnissen — meiner Meinung nach — überhaupt gar nicht wünschenswerth, wenn wir die Karawanen zwingen, stets dieselbe Route zu benutzen. Die an dieser Strasse gelegenen Gegenden werden in der entsetzlichsten Weise ausgesogen, denn es ist unvermeidlich, dass die vielköpfigen Karawanen sich Uebergriffe erlauben. Anders ist es, wenn wir einen wirklich gebahnten Weg nach europäischem Muster vor uns haben. Ein solcher bedarf allerdings eines nachdrücklichen Schutzes.

Man könnte daran denken, nicht wie jetzt auf Menschenköpfen, sondern durch Lastthiere den Transport im Innern zu ermöglichen. Esel und Maulesel halten vorzüglich aus. Im Mässailande werden mit ersteren grosse Mengen von Waaren befördert, auf der Strasse Bagamoyo—Tabóra aber fehlen bis jetzt derartige Thiere, die gewiss sehr nützlich wären, so lange wir keine bessere Art des Transportes haben. Der belgische Versuch, mit indischen Elephanten zu reisen, ist leider gescheitert; sie waren mit dem Futter zu verwöhnt, als dass sie derartige Reisen hätten aushalten können. Die Heranziehung des afrikanischen Elephanten jedoch wäre dringend zu empfehlen. Von dem Augenblick an, wo es gelingt, diesen in ausgiebiger Weise zu Trägerdiensten zu verwenden, ist das Innere in der Kultur um ein halbes Jahrhundert fortgeschritten. Es ist aber die höchste Zeit, dass derartige Zähmungsversuche mit genügenden Mitteln gemacht werden, sei es, dass man einige zum Einfangen von Elephanten abgerichtete indische Thiere und kundige Indier einführt, sei es, dass man nur die nubischen Jäger anwirbt, die schon früher für Hagenbeck in Kássala Elephanten und andere Thiere gefangen haben, um im Innern (Kilimandjáro, Irángi, Mpóroro oder Ruánda) Thiere zu fangen und zu zähmen. Dass der Elephas africanus sich zähmen lässt, das bewiesen schon die Erfolge Hannibals; eine andere Frage ist es, ob sie nicht bedeutend stärker als ihre asiatischen Genossen sind, und diese dadurch zum Einfangen ungeeignet werden.

Bekanntlich sind vor einer Reihe von Jahren durch die englischen Missions-Gesellschaften (Mackay, Hore), sowie durch einen französischen Händler M. Philippe Broyon Anstrengungen gemacht worden, den Transport der Waaren durch südamerikanische Ochsenwagen zu ermöglichen,*) leider sind sie aber

*) Vergl. Hore, Tanganyika. London 1892, pag. 28.

fehlgeschlagen. Ohne vorher fertig gebaute oder wenigstens ausgehauene Wege mit diesen Fuhrwerken ins Innere zu gelangen, hat sich als unmöglich herausgestellt. Die Zugthiere halten die Anstrengungen nicht aus, angeblich soll auch die Tsétsefliege die Thiere stark angegriffen haben (?). Es wäre aber wohl möglich, dass man mit Karren, die durch Ochsen oder Esel gezogen werden, ins Innere vordringen kann, wenn man vorher eine leidlich gebahnte Strasse anlegt. Für die heutigen Wege ist nur ein einrädriges Vehikel zu benutzen, etwa so wie das von Herrn v. Haacke konstruirte »Einrad«. Bei einem ersten Versuch hiermit sind, um die Methode durch ein Misslingen nicht in Misskredit zu bringen, mit dem »Einrad« lange vorher gut ausgebildete Eingeborene zu benutzen. Selbstverständlich eignet sich dies Transportmittel nur für die leidlich ebenen Strassen, für Forschungsreisen muss man stets Träger haben. Zur Beförderung der Post wird ein Versuch mit einem »Zweirad« (Velocipēde) zu machen sein. Der Missionar Ashe benutzte es von Ssadáni bis Bukóba.

Das Rationellste wäre allerdings, wenn man gleich mit der Konstruktion eines centralen Schienenweges vorginge, an den sich Wege anschliessen können. Ein etwas gewagtes Experiment bleibt es natürlich immer, wenn man auf diese Weise voran eilend, ganze Kulturepochen überspringen will, denn überall in der Welt ist die Folge der Verkehrswege gewesen: Fusspfade, Saumpfade, Karrenwege, Chausseen und Eisenbahnen. Wenn man aber einmal mit dem Bau von Eisenbahnen beginnt, so ist es wohl am besten, eine Centralbahn auch ganz bis zu unserer Westgrenze durchzuführen. Bis jetzt aber hat man in dem so sehr grossen Gebiet von Deutsch-Ost-Afrika noch keinen Kilometer fahrbare Strasse, wenn man von den wenigen kurzen Wegen bei Bagamoyo und Dar-es-Ssalám absieht, die mehr als Promenade, denn als Verkehrsmittel dienen.

Nicht nur für die wirthschaftliche Eintwickelung des Landes, sondern auch für die militärische Sicherung sind die Wege nöthig. Die auf den heutigen Negerpfaden in langer Schlangenlinie marschirenden Expeditionen sind Ueberfällen weit mehr ausgesetzt, als wenn sie auf offener Strasse sich fortbewegen könnten.

Die Schwierigkeiten, die einem Wege und vor allem einem Bahnbau entgegenstehen, sind allerdings gewaltige. Aus dem Laterit-Lehm, der grösstentheils den Boden bedeckt, lässt sich wohl schlecht ein Bahndamm herstellen. Die Natur überwuchert ihn während der Regenzeit, und ein ausgiebiger Schutz für ihn wäre nothwendig, damit die Eingeborenen die werthvollen eisernen Schienen nicht stehlen. Gegen das Ueberwuchern lässt sich wohl ankämpfen. Ein Reinhalten der Linie durch die umwohnenden Negerstämme und durch die Etappenstationen lässt sich bewerkstelligen, besonders da in dem ostafrikanischen Steppenklima die Vegetation während einer Regenzeit doch nicht so gewaltig ist, dass man sie nicht durch Feuer bald zerstören könnte. Der Schutz der Bahnlinien lässt sich allerdings schwieriger bewerkstelligen. Wir müssten

wohl unsere militärischen Mittel verstärken, obwohl nicht in dem Maasse, wie man annehmen könnte, da die vorhandenen Kräfte sich auf einem Wege schon viel leichter konzentriren lassen. Der Errichtung eines Schienenweges wird unfehlbar die Einwanderung von Kleinhändlern folgen, die sich längs desselben ansiedeln, sodass auch durch sie der Schutz der Bahnlinie erleichtert wird, denn die Leute müssten sich selbst ihrer Haut wehren. Haben es doch auch die Engländer fertig gebracht, ihre gewaltigen Eisenbahnbauten in Indien vor der dort weit üppigeren Vegetation und vor viel intelligenteren Feinden zu schützen. Brennmaterial allerdings ist schwer zu beschaffen, wenn man nicht den nur spärlich vorhandenen Wald vernichten will. Kohlen aus dem Transvaalgebiet müssen uns hier helfen, wenn wir in dem unsrigen keine finden. Wichtiger ist der Einwand, dass momentan weder Produkte noch Passagiere vorhanden sind, die durch die Bahn zu transportiren wären. Erstere können eben jetzt nicht vorhanden sein, wie wir vorhin bereits bemerkt haben, würden sich aber voraussichtlich in kurzer Zeit einstellen. Mit letzteren allerdings wird es immer spärlich bestellt bleiben, da der Neger zu arm ist, um auf einer Bahn fahren zu können. Er wird stets den Weg zu Fuss vorziehen; ausserdem ziehen ihn die Wunder der Küste, die Aussicht, dort seine Waaren besser zu verwerthen, als im Innern, sehr an; er marschirt, weil die Zeit ihn absolut nichts kostet. Schaffen aber Verkehrswege grosse Kulturcentren im Innern, so wird hierin vielleicht ein Wandel eintreten. Da es deshalb vorderhand ausgeschlossen ist, dass eine solche Bahn sich rentiren kann, so ist sie überhaupt nur dann möglich, wenn die Regierung die Zinsen für ihre Unterhaltung auf lange Zeit hinaus garantirt. Ein Weg für Karren dagegen dürfte sich wohl eher bezahlt machen, da man durch ihn viele der Träger entbehren kann, die die Regierung jedes Jahr so viel Geld kosten.

Sehr schwerwiegend ist freilich die Frage nach einer passenden Linie. Es liegt die Versuchung nahe, Neues einzurichten, während es mir räthlicher erscheint, sich an Vorhandenes zu halten. Nicht umsonst haben die Händler seit Jahrzehnten die Linie über Tabóra gewählt. Diese hat den Vorzug, dass sie ungefähr durch die Mitte des deutschen Gebiets führt, und dass ein dort gelegter Schienenweg weit grössere Gebiete für uns erschliesst, als einer, der in der Nähe der Grenzen gebaut ist, und dessen Vortheile zum Theil den Gebieten unserer Nachbarn zu Gute kommen würde.*) Von einem centralen Wege lassen sich, falls das Bedürfniss vorhanden ist, beliebige Seitenlinien abzweigen. Die Seen müssen jedenfalls den Abschluss bilden, denn dort haben wir die Aussicht, dass an ihren Küsten mindestens eine ebensolche Kultur entstehen kann, wie wir sie jetzt an der Meeresküste haben. So grosse Seebecken wie der Nyansa (68 000 qkm), der Tanganyika (35 000 qkm), und der Nyassa (26 000 qkm) sind gewiss bedeutende Kommunikationsmittel, die aber erst durch eine Verbindung

---

*) Die Engländer projektiren bekanntlich eine Bahn von Mombássa aus an den Nyansa und die Portugiesen eine andere (mit englischem Kapital?) von Mossambik an den Nyansa.

mit der Küste ihren Werth gewinnen. Dass wir fürs erste natürlich an keine grosse europäische Bahn, sondern höchstens nur an einen schmalspurigen Schienenweg denken müssen, ist selbstverständlich. Auf diesem könnte man nicht nur mit Lokomotiven, sondern auch mit Wagen fahren, die von Negern geschoben werden, oder die nach Art von Velocipeden getreten werden, ein Verfahren, das ja auch bei uns hier und da auf unseren Bahnlinien Anwendung findet.

Damit wir wissen, wo später Pflanzungen errichtet werden können, und wo deshalb der Schienenweg am nöthigsten ist, ist eine planmässige und gründliche Untersuchung des ganzen Gebietes erforderlich. Wir müssen zunächst das ganze Land kartographisch aufnehmen, nicht in der Weise, wie es in civilisirten Ländern geschieht, sondern etwa so, wie die österreichischen Offiziere in der Balkan-Halbinsel ihre Aufnahme machen, und wie Dr. Baumann dies in Ussambára ausgeführt hat. Jeder Offizier und Beamte, der nur einen Schritt im Innern thut, sollte dienstlich verpflichtet werden, die Gegend kartographisch mit Uhr und Kompass festzulegen. In einem Centralbureau, das abwechselnd bald an der Küste, bald im Innern stationirt werden könnte, sollten die Resultate durch einen geübten Zeichner, am besten an Ort und Stelle, fixirt werden. Zu diesem Zwecke wäre es gewiss wünschenswerth, wenn die Offiziere eine kurze Vorbildung in derartigen Aufnahmen durchmachten, die sehr leicht im Laufe von einigen Wochen zu erlernen sind. Um brauchbare Resultate zu erlangen, gehört dann nur dazu, dass die Aufnahmen thatsächlich ununterbrochen gemacht werden. Ferner ist es nothwendig, dass eine Reihe von meteorologischen Stationen an der Küste und im Innern eingerichtet werden. Das Einrichten allein aber genügt nicht, da auf einen privaten Fleiss dabei nicht zu rechnen ist. Die regelmässigen Beobachtungen müssten jeder Station als dienstliche Pflicht auferlegt werden, mit der genauen Vorschrift, die — bei der Meteorologie so nahe liegende — Ausfüllung etwa versäumter Beobachtungen zu unterlassen. Ein Offizier muss bestimmt werden, die Ablesungen zu machen, die genau ebenso zum Dienst gehören müssen, wie jede andere Thätigkeit. Für die täglichen dreimaligen Ablesungen kann man unmöglich eigene Meteorologen engagiren. An der Küste sind allerdings in verschiedenen Orten Instrumente vorhanden, aber diese werden nicht überall regelmässig abgelesen und stellenweise wenig sorgfältig behandelt. Die im Innern reisenden Geographen, die durch ihre Barometer-Ablesungen die Höhen feststellen sollen, sind leider noch immer nur auf die Beobachtungen zweier Engländer in Sansibar und auf diejenigen der deutschen Kriegsschiffe, sowie auf die in der Station Kilwa angestellten angewiesen. Es ist vor allen Dingen auch erforderlich, dass sämmtliche Stationen die genauesten Beobachtungen über die Regenmengen Jahre hindurch anstellen, denn nur auf diese Weise können wir uns ein Bild von den meteorologischen Verhältnissen der Kolonie machen, die für die Beurtheilung der Produktivität

der einzelnen Gebiete absolut unerlässlich sind. Im Innern wären sicher auch auf jeder Missionsstation Herren zu finden, die diese Beobachtung gern übernehmen, wenn ihnen die Anregung und die Instrumente dazu gegeben werden. Ein Centralpunkt an der Küste, von wo aus die Stationen organisiert werden, und der die Beobachtungen sammelt, ist dazu natürlich gleichfalls erforderlich, vor allem aber die dienstliche Verpflichtung, dass die Beobachtungen auch wirklich gewissenhaft angestellt werden. Ebenso kann man nur allen Stationschefs aufs angelegentlichste empfehlen, Erkundigungen über Land und Leute anzustellen, besonders sich genau mit ihren Sitten bekannt zu machen und auch über die juristischen Anschauungen der Eingeborenen sich Klarheit zu verschaffen. Wir brauchen nur die Kolonialgeschichte fremder Staaten anzusehen, um zu erkennen, dass man häufig durch einen Mangel der Kenntniss dieser Verhältnisse Fehler begangen hat. Der Offizier im Innern hat, wenn der Bau seiner Station beendigt ist, häufig viel freie Zeit übrig. Er wird bald ein grosses Interesse daran finden, die umwohnenden Völkerschaften genau zu beobachten, über die Funktionen und die Machtvollkommenheit ihrer Häuptlinge Notizen zu sammeln, über die Sagen und Ueberlieferungen des Landes sich zu informiren u. dgl. m. Er kann durch seine Notizen der Völkerkunde sehr viele Dienste erweisen; auch die Kolonie an sich wird aus seiner Thätigkeit Gewinn ziehen können *).

Ausser dieser Erforschung des Landes sind wissenschaftliche Untersuchungen nothwendig, hauptsächlich müssen, wie erwähnt, praktische Botaniker und Bergleute ausgesandt werden; es würde sich empfehlen, wenn man diese zeitweilig den einzelnen Stationen attachirte, zeitweilig aber auch selbständig gewisse Gebiete durchforschen liesse.

Nächstdem aber sind Ackerbau-Stationen ein dringendes Bedürfniss für die Kolonie. In diesen müssen Versuche angestellt werden, mit der Einführung von neuen Kulturprodukten. Diese Versuchsstationen sollten von praktischen Landwirthen geleitet, möglichst selbständig sein, sei es, dass sie den Militairstationen attachirt werden, sei es, dass sie für sich allein stehen. **) Sie müssen Kulturmissionen vorstellen, die mit den eigentlichen Missionen Hand in Hand

*) Es wäre zu erwägen, ob nicht, grade so wie hier in Deutschland jeder Offizier dienstliche schriftliche Aufgaben erhält, auch in den Kolonien derartige ähnliche Aufgaben gestellt werden könnten, die sich aber natürlich auf Kolonial-Gebiete beziehen müssten. Durch solches Arbeiten wird jedenfalls das Interesse für das Land geweckt, die Kenntniss darüber gefördert und der betreffende Offizier und Beamte kommt durch das Studium über die Sitten und Anschauungen im Lande mehr dazu, sich vor Fehlern in der Behandlung der Leute zu hüten.

Sehr empfehlenswerth scheint mir auch zu sein, dass die Offiziere dienstlich angehalten werden, für die öffentlichen Institute Sammlungen anzulegen, damit die Zeugnisse einer durch ihr Eindringen untergehenden oder doch wenigstens sich ändernden Kultur gerettet werden.

**) In Kamerun hat die Regierung eine derartige Kulturstation angelegt, den von Dr. Preuss geleiteten Botanischen Garten. Dort sollen Anbauversuche gemacht, und von dort sollen die Plantagen mit Setzlingen versehen werden. Hoffentlich werden solche Stationen auch für Deutsch-Ost-Afrika geschaffen.

zu arbeiten haben. Auf diesen von der Regierung errichteten Kulturstationen, für die ich zunächst die Küstengebirge, dann aber auch Punkte an den grossen Seen und sonst im Innern vorschlagen würde, müssten die Eingeborenen zur Arbeit herangezogen werden, was am besten unter dem Einfluss des militärischen Stationschefs geschehen kann. Den Ackerbauversuchen muss sich auf diesen Kulturstationen ein Unterricht anschliessen, bei dem auch die nützlichen Handwerke nicht vernachlässigt werden dürften. In Bukóba wäre es leicht, die Eingeborenen zur Theilnahme an solchen Kulturstationen zu bewegen; vor allen Dingen denke ich mir es praktisch, wenn wir befreite Sklavenkinder in ihnen ansiedelten, so lange bis sie nützliche Handwerker oder Soldaten werden können. Meiner Ansicht nach wäre es durchaus human, für diese Kulturstationen Sklaven frei zu kaufen, vorausgesetzt, dass sie selbst damit einverstanden sind. Die befreiten Sklaven müssen sich dann verpflichten, auf gewisse Zeit diesen Kulturstationen Dienste zu leisten. Ein gewisser Zwang kann auch wohl auf die anderen Neger ausgeübt werden; sie geniessen unseren Schutz vor ihren Feinden, wir hindern, dass sie von räuberischen Ueberfällen heimgesucht werden, dafür haben sie doch auch mit der Zeit wenigstens etwas zu leisten. Der Kulturmensch hat an den Staat seine Steuern zu entrichten, der Eingeborene wird Produkte oder seine Arbeitskraft als Entgelt für den gewährten Schutz zu liefern haben, und diese Arbeitskräfte sind in den Dienst von öffentlichen Arbeiten, wie Unterhalt der Strassen, und in den der Kulturstationen zu stellen.*) Der Neger ist zu sehr praktisch veranlagt, als dass er nicht bald den Werth von Kulturstationen und Schulen schätzen lernen würde. Während diese ihm sein Dasein aufbessern, sollen die kirchlichen Missionen in ihrer Weise auf ihn einwirken. Nur wenn die Stationen, die Kulturstationen und Schulen und kirchlichen Missionen Hand in Hand gehen, lassen sich Erfolge erzielen.

Für die wissenschaftliche Erforschung des Schutzgebietes empfiehlt es sich, dass Herren, die in der Lage sind, Expeditionen zu unternehmen, ihre Privatmittel speziell zur Erforschung der Schutzgebiete verwenden, wie z. B. jetzt Herr Graf von Götzen es thut, um dort für die Wissenschaft und für die Kolonie zu wirken. Auch gelehrte Gesellschaften können dazu beitragen. Es thut gar nicht Noth, dass sie selbstständige Expeditionen ausrüsten, sie könnten z. B. für die Erforschung irgend einer interessanten Frage oder irgend eines speziellen

*) Es versteht sich von selbst, dass man im Innern nicht an eine reguläre Besteuerung denken kann; das ist unausführbar und würde ausserdem leicht zu Zuständen führen, wie sie den aegyptischen Ssudan vernichteten. In den Gebieten am Nyansa, wo man mit einflussreichen Häuptlingen zu thun hat, ist es leicht, die Eingeborenen zu Arbeiten heranzuziehen, indem man sich an diese Häuptlinge wendet und ihnen dann und wann eine Entschädigung giebt. Die Arbeit der Eingeborenen ist dann eine Leistung, die sie ihrem eigenen Häuptling zu machen haben und wird nicht drückend empfunden, wenn man keine zu hohen Anforderungen stellt. Eine Besteuerung zur Bestreitung der Kosten können wir im Innern nicht einführen, in absehbarer Zeit ist dies aber für die Küstenstädte möglich. Dort sind schon Grundbücher angelegt. Es wäre gewiss nicht zu viel verlangt, wenn man dort mit der Zeit z. B. von jedem Steinhaus eine Steuer nimmt, zumal hierdurch hauptsächlich nur die Indier getroffen werden, die durch die gesicherten Verhältnisse am meisten Vortheile geniessen.

Gebietes den Stationen einen Gelehrten attachiren oder der Regierung Mittel zur Verfügung stellen, die es dieser ermöglichen, einen dazu besonders befähigten Offizier mit der Erforschung der fraglichen Gebiete zu beauftragen.

Die Grundlage zu Plantagen-Anlagen bildet die Durchforschung des Landes. Für diese selbst und für die Erzeugung von Landesprodukten durch die Eingeborenen ist es aber absolut nöthig, zunächst friedliche Verhältnisse herzustellen, damit die Eingeborenen, von Māssai, Wahéhe u. s. w. unbelästigt, dem Ackerbau nachgehen können. Erst wenn Ruhe im Lande geschaffen ist, können Kulturaufgaben Aussicht auf Erfolg haben. So wird für eine geraume Zeit die militärische Thätigkeit gewiss noch allem voran gehen müssen.

Wir müssen uns bei dieser Gelegenheit die Frage vorhalten, was die Aufgabe der Regierungsstationen im Innern ist; es ist unzweifelhaft, dass eine Station ihren Einflusskreis immer nur auf kleine Gebiete ausdehnen kann; von einer Beherrschung und Verwaltung eines Landes, das grösser als Deutschland ist, und in dem die Verkehrswege so mangelhaft sind, kann doch mit einer Truppe von 1500 Mann nicht die Rede sein. Meiner Meinung nach besteht die Aufgabe der Binnenstation hauptsächlich darin, zu beobachten und zu berichten. Nur zu leicht lässt man sich verführen, von »Obrigkeitswegen« regieren zu wollen, sich in kleine Streitigkeiten der Neger untereinander einzumischen u. s. w. Von der Gewinnung der geeigneten Persönlichkeiten hängt alles ab, denn nervöse, aufgeregte Leute können mehr verderben, als sie nützen. Im Allgemeinen kann man als Regel annehmen, dass Jemand erst nach einem Jahr oder länger in die Landessitten und in die Sprache so eingeführt ist, dass seine Dienste wirklich nutzbringend werden. Die Stationen sollen die Eingeborenen zu sich heranziehen, sie sollen sie auch vor Feindseligkeiten schützen, Kulturcentren bilden und eine Vermehrung der Bewohnerzahl, des Ackerbaues und der Viehzucht anstreben. Sie müssen aber immer bedenken, dass ihre Mittel sehr beschränkt sind, dass ihr Einfluss nicht weit reichen kann, und lieber eine Unternehmung unterlassen, wenn der Erfolg fraglich ist. Ueberschätzen darf man die Neger nicht, und ein Misserfolg macht zehn gelungene Unternehmungen zu Schanden.

Das Land, das durchschnittlich nur sehr dünn bevölkert ist, kann eine weit grössere Menschenmenge ernähren, als es jetzt der Fall ist. Durch Einführung von neuen Elementen kann man vielleicht darauf hinwirken, dass die Eingeborenen gewisser Distrikte etwas kultivirter werden. Hierunter stelle ich mir die Begünstigung der Ansiedelung von fleissigen Wanyamwési-Ackerbauern vor, ferner von Waganda, welche letztere sich als christliches Element besonders empfehlen würden, und die Anwerbung von Manyéma für den Nyansa und für die Truppe im Allgemeinen.

Die jetzigen Händler des Inneren sind Araber und Küstenleute, die mit Elfenbein und Sklaven handeln. Es herrscht im Allgemeinen eine grosse Abneigung gegen sie. Sie sind auch gewiss ein Uebel für das Land; aber wir

haben mit ihnen als mit einem vorhandenen Element zu rechnen und müssen bedenken, dass diese Leute, so lange keine Kommunikationswege existiren, nichts anderes als Elfenbein und Sklaven handeln können. Auf die Vortheile, die das Land den Arabern dankt, ist schon hingewiesen worden. Sie haben die Eingeborenen der Küste wenigstens etwas civilisirt, während dies bis jetzt den Portugiesen in West-Afrika, und in Mossambik, noch recht wenig gelungen ist. Ich glaube deshalb, dass wir versuchen sollten, die Araber und Küstenleute für unsere Zwecke auszunutzen. Die Araber sind ursprünglich weder Händler noch Sklavenjäger, sondern Ackerbauer und Viehzüchter. Durch den Mohammedamismus sind sie zu Sklavenhändlern und durch die Hindus zu Handelsleuten geworden. Sowie eine Strasse die Abfuhr von Produkten gestattet, so werden sie als Kleinkrämer alles im Lande aufkaufen, was der Europäer bei seiner kostspieligen Unterhaltung nicht kann. Hindus, Griechen und Goanesen werden ihnen folgen, und die Einführung von Münzen wird den Verkehr bedeutend erleichtern, sobald derartige Kleinhändler sich angesiedelt haben. Der europäische Handel im Innern kann voraussichtlich nur in dem Aufkauf der Produkte bestehen, die von den Kleinhändlern gesammelt worden sind. Den Arabern hierin Konkurrenz zu machen, dürfte sich nicht empfehlen, zumal beim Kleinhandel der Europäer kaum einen Gewinn erzielen kann. Es ist demnach die vor etwa zwei Jahren geplante Deutsche Seen-Gesellschaft, die hauptsächlich in dieser Weise das Elfenbein im Innern aufkaufen und den Zwischenhändlern auch Waaren von der Küste im Grossen liefern wollte, durchaus als ein glücklicher Gedanke zu bezeichnen, vorausgesetzt, dass dieselbe sachgemäss geleitet wird und passende Kräfte gewinnt.

Die Industrieerzeugnisse, die wir den Negern liefern, sind Stoffe, Perlen und Messingdraht. Der Bedarf an letzteren aber wird von Jahr zu Jahr mehr zurückgehen, und die Baumwollenstoffe werden der hauptsächlichste Importartikel bleiben. Diese lassen sich aber leider von der deutschen Industrie bis jetzt noch nicht so billig herstellen, wie von der englischen, indischen oder amerikanischen. Ich glaube, dass wir mit der Zeit darauf hinarbeiten müssen, im Lande selbst die Baumwolle zu pflanzen und an Ort und Stelle zu verarbeiten; Wasserkraft muss hierbei die Maschinen treiben. Das Kinyavássi - Thal z. B. mit seiner ausserordentlichen Fruchtbarkeit und mit dem hohen Wasserfall bei Kahígis-Ort könnte zahlreiche Fabriken beherbergen, natürlich erst, wenn eine Verbindung mit der Küste ermöglicht ist. Fürs Erste jedoch ist hieran natürlich noch nicht zu denken.

Wir müssen unsere Kräfte an der Küste koncentriren, anstatt für weitliegende Unternehmungen grosse Mittel zu opfern, die Küstenregion muss vor Allem in Frieden gehalten werden, um die Kultur-Anlagen zu schützen. Das jetzige Handelsprodukt des Innern, Elfenbein, wird auch ohne unser Zuthun zur Küste kommen, wenn nicht die Belgier am Tanganyika uns die Zufuhr abschneiden. Dadurch, dass letztere die Händler aus dem Kongostaat austreiben,

entsteht für uns die grosse Gefahr, dass die flüchtigen, beschäftigungslosen Menschen auf unser Gebiet überströmen und es gefährden. Sich nicht mit ihnen einzulassen, ist eine sehr schwierige Sache und doch müssen wir uns über kurz oder lang darüber schlüssig werden, ob wir uns freundlich oder feindlich zu ihnen stellen sollen. Für die Belgier ist die Antwort weit leichter zu finden. Der Wasserweg des Kongo gestattet europäischen Händlern, ins Innere mit Erfolg zu gehen, sie können demnach die nomadisirenden Kleinhändler der Araber entbehren und sie verjagen, um den Kongostaat für die Belgier zu bekommen.

Der Elfenbeinhandel wird, wie gesagt, bald aufhören, Plantagen können wir in absehbarer Zeit nur an den Küsten anlegen, so wird der grösste Theil von Ost-Afrika auf die Erzeugung von einheimischen Produkten durch die Eingeborenen angewiesen sein. Kolonisation durch Europäer ist noch ausgeschlossen. Es ist möglich, dass sie in den hohen, fruchtbaren Bergdistrikten am Kilimandjáro, in Mutyék, in Mpóroro u. s. w. versucht werden kann. Doch ist es schwer, für die Einführung von Kolonisten die Verantwortung zu übernehmen.

Um zum Schluss meine Meinung kurz zusammenzufassen, so glaube ich, dass wir erstens Herstellung der Ruhe im Lande nöthig haben, dass zweitens mit dessen systematischer Durchforschung sofort zu beginnen ist, den Offizieren und Beamten die Anstellung von Beobachtungen und die Aufnahme des Landes zur Pflicht gemacht wird, und dass drittens, während allmählich der Elfenbeinhandel aufhört, ein neuer Handel im Innern und Plantagen an der Küste geschaffen werden müssen, was nur durch die Errichtung von Wegen möglich ist. Der jetzige Handel mit Elfenbein und Sklaven und der jetzige Karawanenverkehr ruiniren das Land.

Anhang.

Die bis jetzt über die Resultate der Expedition Dr. Emin Paschas publizirten Schriften und Karten.

A. Geographisches.

F. Stuhlmann: Dr. Emin Paschas letzte Expedition. Petermanns Mitth. 1892, Heft 6.

— Zur Lage in Ugánda. Ausland 1891. Heft 23.

— Vorläufige Breitenbestimmungen. Petermanns Mitth. 1892, Heft 10.

— Rückreise vom Victoria-Nyansa nach Bagamoyo. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 4, pag. 185.

— Bemerkungen zur Kartenskizze von Mpóroro und Karágwe. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 4, pag. 188.

— Bemerkungen zur Kartenskizze der Umgebung der Station Bukóba. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 4, pag. 189.

— Uebersicht über die ethnographischen Verhältnisse der von der Expedition Emins durchzogenen Gebiete. Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. V 3, p. 1021.

Dr. Frhr. v. Danckelman: Bemerkungen zur Routenkarte Dr. Stuhlmanns und Pater Schynses von Tabóra zum Victoria-Nyansa. Mitth. aus d. deutsch. Schutzgebieten V 3, pag. 107.

Dr. Stuhlmann: Bemerkungen zur Route Tabóra-Ussóngo-Bussíssi. Mitth. aus den deutsch. Schutzgeb. V 3, pag. 112.

Dr. Frhr. v. Danckelman: Die Höhenmessungen Dr. Stuhlmanns zwischen Tabóra und dem Nyansa. Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. V 3, pag. 114.

Dr. Brix: Astronom. Bestimmungen Dr. Stuhlmanns und Pater Schynse, zwischen Tabóra und Victoria-See, am See und westlich desselben. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 3, pag. 116.

Dr. Stuhlmann: Bemerkungen zur Route um das Süd-West-Ende des Nyansa. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 3, pag. 122.

Dr. Frhr. v. Dankelman: Dr. Stuhlmanns Höhenmessungen am Südwestufer des Nyansa. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 3, pag. 132.

— Bemerkungen zur Route um das Süd-West-Ende des Nyansa. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 3, pag. 133.

— Bemerkungen zur Wegeskizze Dr. Stuhlmanns von Karágwe zum Albert-Edward-See. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 2, pag. 75.

Dr. Frhr. v. Danckelman: Vorläufige Mittheilung über die wissenschaftlichen Gesammtergebnisse der Expedition. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V_6, pag. 248.

Dr. Stuhlmann: Ein Ausflug nach Ugánda. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten IV_6, pag. 213.

Dr. Frhr. v. Danckelman: Bemerkungen zur Skizze von Dr. Stuhlmanns Reise von Bukóba nach Ugánda. Mitth. a. d. dtsch. Schutzgeb. IV_6, pag. 220.

— Bemerkungen zu Stuhlmanns Routenkarte von Bukóba nach Karágwe. Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. IV_6, pap. 221.

— Dr. Emins Siedepunktbestimmungen auf seinem Zuge von Bagamoyo nach dem Vict.-See. Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. IV_2, p. 96.

Dr. W. Brix: Astronomische Bestimmungen von Dr. Stuhlmann und Pater Schynse auf dem Wege von Bagamoyo nach Tabóra im Jahre 1890. Mitth. aus den deutschen Schutzgeb. VI_2, pag. 87.

B. Karten.

Dr. Frhr. v. Danckelman: Dr. Stuhlmanns Reise nach Bukóba. Mitth. aus den deutsch. Schutzgeb. IV. Heft 5.

— Karte der Reise von Emin Pascha und Dr. Stuhlmann von Bukóba nach Karágwe 1891. Mitth. aus den deutsch. Schutzgeb. IV. Heft 5.

— Reiseroute von Tabóra nach dem Victoria-Nyansa. Nach den Aufnahmen von Dr. Stuhlmann und Pater Schynse. Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. V. Heft 3.

— Das Südwest-Ende des Victoria-Nyansa. Nach den Aufnahmen Dr. Stuhlmanns im Jahre 1890 (provisorische Karte). Mitth. aus den deutsch. Schutzgeb. V. Heft 3.

Stuhlmann: Vorläufige Routenskizze des Marsches der Emin Pascha-Expedition. Mitth. aus den deutsch. Schutzgeb. V. Heft 3.

— Durch Karágwe und Mpóroro. Mitth. aus den deutsch. Schutzgeb. V. Heft 4.

— Skizze der Umgebung von Bukóba. Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. V. Heft 4.

Stuhlmann und Hassenstein: Provisorische Routenskizze der Expedition Emin Paschas. Petermanns Mitth. 1892.

C. Zoologisches.

Dr. A. Reichenow. Neue Vogelarten aus Central-Afrika. Ornithol. Monatsberichte I. No. 2 pag. 29. (15 neue Arten.)

Dr. Emin Pascha und Dr. Stuhlmann. Zur Biologie des afrikanischen Krokodils. Zoolog. Jahrbuch V, pag. 546.

Dr. Emin Pascha. Briefliche Reiseberichte (aus Bukóba). Journ. für Ornithol. 1891. pag. 337. (Ueber Vögel).

Prof. K. Moebius. Brief von Dr. Stuhlmann über die Fauna in Ost-Afrika. Sitz.-Ber. d. Ges. naturf. Freunde, Berlin 1890, pag. 181.

Dr. Reichenow. Zur Vogelfauna des Victoria-Nyansa. Journ. f. Ornithol. 1892, No. 197. (18 neue Arten.)

Matschie. Ueber einige afrikanische Säugethiere. Sitz.-Ber. d. Ges. naturf. Freunde, Berlin 1892, pag. 110. (2 neue Arten.)

Dr. Stuhlmann. Ueber eine neue Art der Argusidengattung Gyropeltes. Zool. Jahrb. V, pag. 152. (Mit Abbildung.)

Dr. Michaelsen. Beschreibung der von Dr. Stuhlmann am Victoria-Nyansa gesammelten Terricolen. Jahrb. d. Hamb. wissenschaftl. Anstalt IX 2, (1 Tafel). (5 neue Arten.)

Dr. Stuhlmann. Fauna des Südcreeks vom Victoria-Nyansa. Zool. Jahrbücher V, pag. 924.

Dr. Reichenow: Vögel vom Victoria-Nyansa. Sitz.-Ber. Ges. naturf. Freunde. Berlin 1891. pag. 3. (10 neue Arten).

Dr. Emin Pascha: Europäische Vögel in Afrika. Zool. Jahrb. VI., pag. 145.

Prof. Dr. E. v. Martens: Neue Arten von Land- und Süsswassermollusken aus Ugánda und Victoria-Nyansa. Sitz.-Ber. Ges. naturf. Freunde. Berlin 1892. pag. 15 (7 neue Arten).

— Die von Dr. Stuhlmann in Nord-Ost-Afrika gesammelten Land- und Süsswassermollusken. Sitz.-Ber. Ges. naturf. Freunde. 1892. pag. 174 (13 neue Arten).

Dr. Emin: Ueber das Vogelleben in Ugógo. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten IV 7, pag. 92.

Dr. Reichenow: Diagnosen neuer Vogelarten aus Central-Afrika. Ornithol. Monatsberichte 1893/94, pag. 60.

Matschie: Verbreitung einiger Säugethiere in Afrika. (6 neue Arten.) Sitzungs-Bericht d. Ges. naturf. Freunde, Berlin, 20. Dec. 1892, p. 223.

— Einige anscheinend neue Sänger von Afrika. (1 neue Art.) Sitzungs-Ber. d. Ges. naturf. Freunde, Berlin, 11. Febr. 1893, p. 61.

D. Botanisches.

Dr. F. Stuhlmann: Bemerkungen über Geologie und Flora auf der Route Bagamoyo-Tabóra. Mitth. a. d. deutschen Schutzgeb. IV 1, pag. 48.

Prof. Schweinfurth: Ueber die von Dr. Stuhlmann in Ost- und Central-Afrika gemachten botanischen Sammlungen. Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten V 6, pag. 217.

— Ueber die von Dr. Stuhlmann zu Stande gebrachten Pflanzensammlungen. Sitzungs-Ber. d. Ges. naturf. Freunde, Berlin, 1892, pag. 170.

Taubert: Emina, genus novum Papilionacearum. Bericht d. deutsch. bot. Gesellsch. 1891, Bd. IX, pag. 28 mit 1 Tafel.

Engler: Beiträge zur Flora von Afrika, in Englers botan. Jahrbüchern.

(In einzelnen Arbeiten dieser »Beiträge zur Flora von Afrika« der Assistenten des botanischen Museums zu Berlin erscheint die Bearbeitung unserer Sammlungen.)

INDEX.

B.

H.

I.

J.

K.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

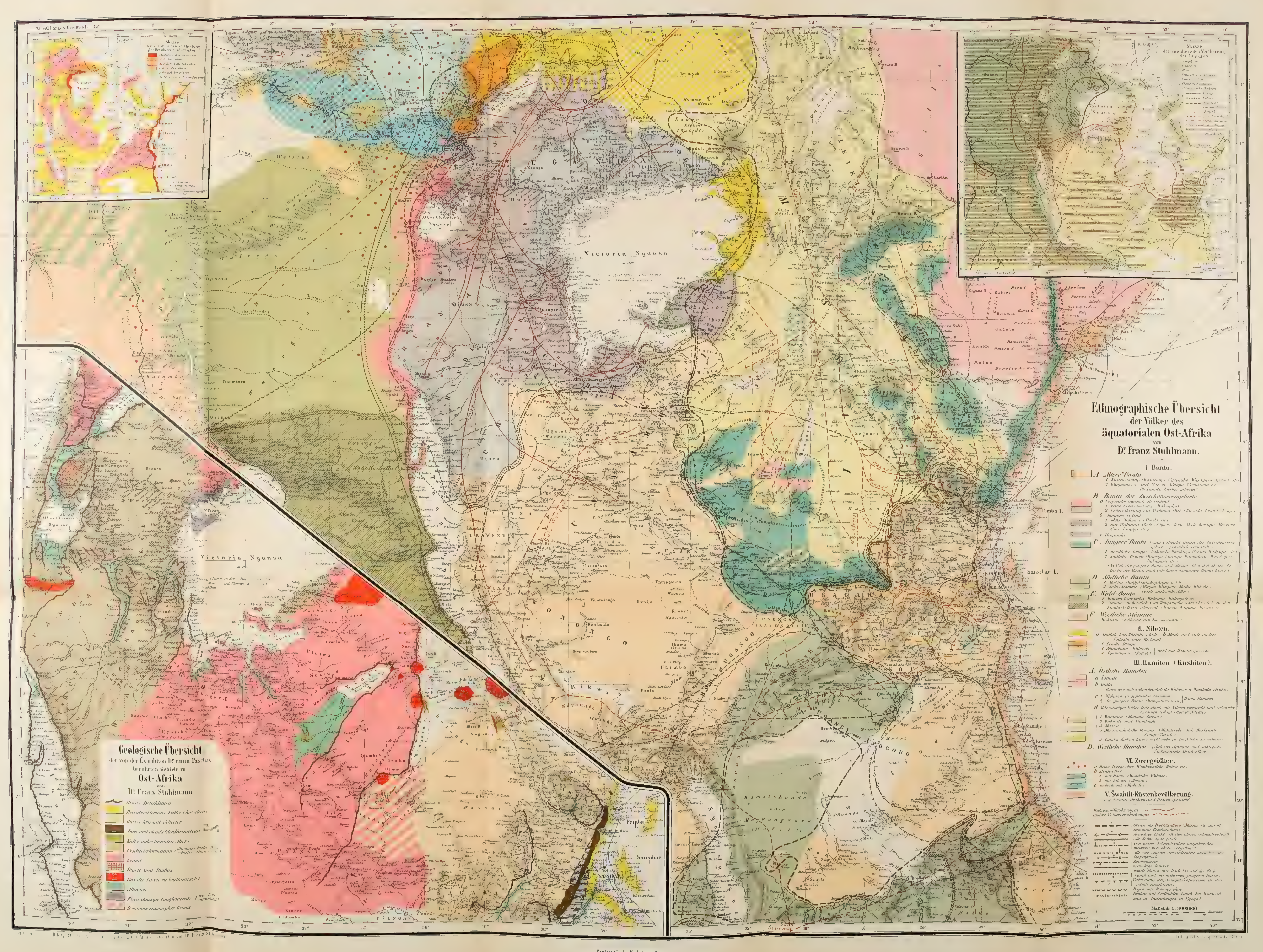
Z.

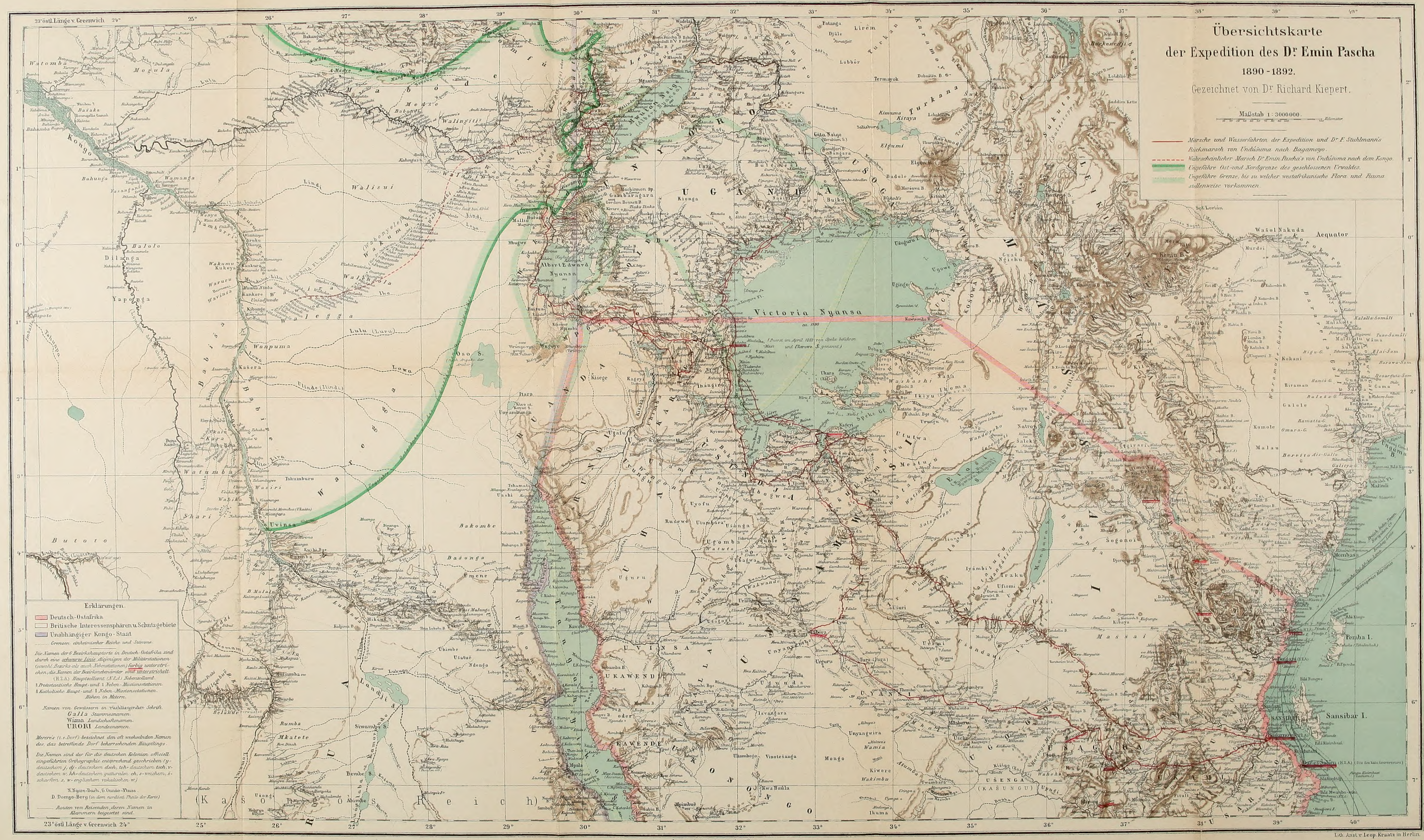
Druckfehler-Berichtigung.

Abb. 28. Kalebasse mit Zeichnungen.
S. 64. Zeile 5 von unten liess »hier 7 Armlängen« anstatt »hier Armlängen«.
S. 73. Zeile 8 von unten. Unyamwánga anstatt Unjamwánga.
S. 73. Anm. 3. Bradystegia sp. anstatt Berlinia Emini.
S. 77. Zeile 22 von unten. Virgineana s. Tabacum, anstatt Virgineanas Tabacum.
S. 102. Zeile 18 von oben, Ssámuyi anstatt Ssámuy.
S. 118. Zeile 8 von oben, Ussambíro anstatt Usambíro.
S. 133. In der Abbildungserklärung liess Kyamtwára anstatt Kyumtwára.
S. 175. Zeile 10 von oben, Ussóga anstatt Ussógo.
S. 179. Zeile 16 von unten, Númbu anstatt Nyúmbu.
S. 196. Zeile 19 von oben, Mackay anstatt Mackey.
S. 306 und 307. Zeile 4 von unten, liess Wakóndjo anstatt Wokóndjo.
S. 315. Zeile 3 von unten, Albert-Edward-See anstatt Albert-See.
S. 320. Zeile 4 von unten, Tanganyíka anstatt Tauganyíka.
S. 372. Zeile 12 von oben und 14 von unten, Undússuma anstatt Undussúma.
S. 373. Zeile 1 von unten, Buēssa anstatt Buéssa.
S. 429. Abb. 122. Sssángo anstatt Ssóngo.
S. 430. » 123. » » »
S. 431. » 125. » » »
S. 432. Zeile 5 von unten, Ssángo anstatt Ssónga.
S. 458. Zeile 26 von unten, Polyglotta anstatt Polyplotta.
S. 460. Zeile 14 von oben yédi anstatt jédi,
» 15 » » yákwe » jákwe,
» 21 » » yalúdu » jalúdu.
S. 477. Zeile 10 von unten, Hylaea anstatt Hylea.
S. 569. Zeile 13 von oben, Ussóngora anstatt Ussongóra.
S. 582. Abb. 178a, anstatt 178.
S. 622. Zeile 15 von unten, (Abb. 192) anstatt (Abb. 192, 193).
S. 633. Zeile 8 von oben, Athaena anstatt Atheana.
S. 638. Zeile 8 von unten, wilde Oelpalmen anstatt Oelpalmen.
S. 638. Zeile 5 von unten, Wakóndjo anstatt Wahóko.
S. 658. Zeile 3 von unten, Ussóngora anstatt Ussongóra.
S. 662. Zeile 11 von unten, Proteabüschen anstatt Porteabüschen.
S. 714. Zeile 13 von oben, Wassamvo anstatt Wassambo.
S. 730. Zeile 15 von oben, Diluvien anstatt Diluviden.
S. 734. Zeile 9 von oben, Stokessche anstatt Stokesche.

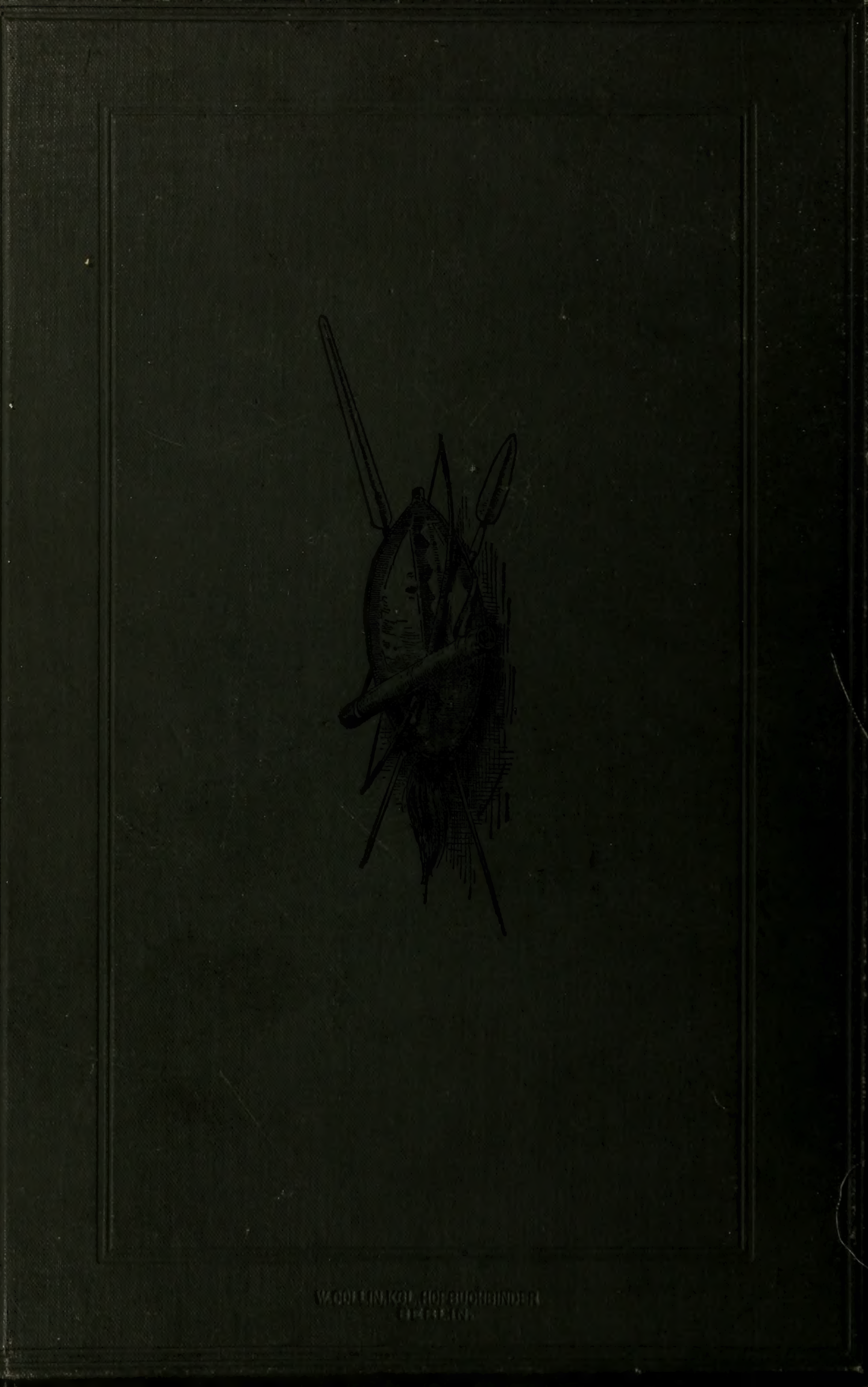


Gedruckt bei OTTO ELSNER
BERLIN S.
Oranien-Strasse No. 58.


Ethnographische Übersicht
der Völker des
äquatorialen Ost-Afrika
von
Dr. Franz Stuhlmann.
I. Bantu.
A „Ältere" Bantu
B Bantu der Zwischenseengebiete
C „Jüngere" Bantu
D Südliche Bantu
E Wald-Bantu
F Westliche Stämme
II. Niloten.
III. Hamiten (Kushiten).
A. Östliche Hamiten
a Somali
b Galla
B. Westliche Hamiten
VI. Zwergvölker.
V. Swahili-Küstenbevölkerung.
Victoria Nyansa
Pemba I.
Sansibar I.
Mombasa
Geologische Übersicht
der von der Expedition Dr. Emin Paschas
berührten Gebiete in
Ost-Afrika
von
Dr. Franz Stuhlmann
Grosse Bruchlinien
Granit
Diorit und Diabas
Alluvien
Geographische Verlagshandlung
DIETRICH REIMER IN BERLIN,
INHABER HOEFER & VOHSEN



Geographische Verlagshandlung
DIETRICH REIMER IN BERLIN,
INHABER: HOEFER & VOHSEN.
Lith. Anst. v. Leop. Kraatz in Berlin.


W. COLLIN, KGL. HOFBUCHBINDER
BERLIN.